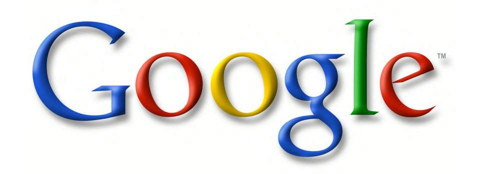
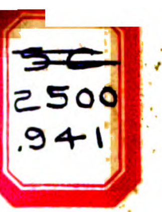


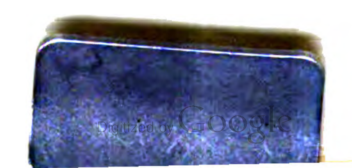

Library
34599





ΑΝΑΣΣΩΝ ΦΟΙΒΕ ΠΑΡΝΑΣΟΥ ΤΕ
ΚΡΑΝΑΝ ΚΑΣΤΑΛΙΑΝ ΦΙΛΕΩΝ





# ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

# GYMNASIALWESEN.

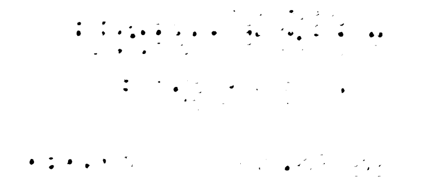
HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LXV. JAHRGANG.

DER NEUEN FOLGE FÜNFUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.



BERLIN 1911.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. 68, ZIMMERSTRASZE 94.

## INHALT DES FÜNFUNDSECHZIGSTEN JAHRGANGES,

### DES FÜNFUNDVIERZIGSTEN BANDES DER NEUEN FOLGE

---

### ERSTE ABTEILUNG.

#### ABHANDLUNGEN.

Seite

## ZWEITE ABTEILUNG.

### LITERARISCHE BERICHTE.

Seite

Seite

Seite



Seite

Seite

Seite

## DRITTE ABTEILUNG.

### BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.



## VIERTE ABTEILUNG.



## JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

# ERSTE ABTEILUNG.

## ABHANDLUNGEN.

## Die bildende Kunst und die höheren Schulen.

Es ist klar, daß von selbständigem kunstgeschichtlichem Unterrichte auf unseren höheren Schulen nicht die Rede sein kann. Dazu würde schon die Zeit nicht reichen, und es gibt in der Tat gegenwärtig manches andere, dessen Eingliederung in den Unterrichtsplan dringender not tut als die Kunst. Und doch wird niemand leugnen, daß es für den Abiturienten von ungemeinem Werte ist, wenn er auf der Schule einiges Verständnis für die Kunst und Anregung zum Genusse von Kunstwerken erhalten hat. Einmal ist es schon eines gebildeten Menschen unwürdig, an den künstlerischen Leistungen der Vorfahren wie der eigenen Zeit achtlos vorüber zu gehen. Dann steht mit dem Verständnis der Kunst in engem Zusammenhange ein tiefer Sinn für die Erfassung des Schönen überhaupt; die Kunst erschließt somit nicht nur in sich selbst, sondern auch in weiterem Gebiete eine Reihe der edelsten Genüsse. Endlich aber steht die Kunst in ihren vielgestaltigen Formen und in den verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung in innigstem Zusammenhange mit der Entwicklung des Geisteslebens der Völker und der ganzen Menschheit; gewiß ist es für den reifenden Jüngling von hohem Werte zu erkennen, wie sich oft das geistige Leben einer Zeit in der Kunst spiegelt, wie es ihr in engster Vereinigung Daseinsmöglichkeiten und Inhalt gibt, und wie anderseits, wenn auch in geringerem Umfange, die Kunst zuweilen auf das Geistesleben selbst einen nicht geringen Einfluß geübt hat.

Ein Fach, das die bildenden Künste — von der Poesie braucht hier natürlich nicht die Rede zu sein — in den Bereich seiner Betrachtung ziehen kann, ist die Geschichte. Von der einseitigen Geschichtsbehandlung vergangener Zeit sind wir ja zurückgekommen, und es dürfte heute wohl kein Lehrbuch der Geschichte

geben, das nicht auch den Kunstleistungen der verschiedenen Epochen Beachtung schenkte, keinen Lehrer, der die Kunst im Geschichtsunterrichte unberücksichtigt ließe. Aber ganz abgesehen davon, daß die Aufgaben des Geschichtsunterrichts auch da, wo es sich um die Geistesentwicklung der Völker handelt, in weit höherem Maße auf anderem Gebiete liegen, würde allein schon die systematische Art der Behandlung — denn eine Art systematischer Behandlung würde es immer sein — eine Anregung zu tieferem Verständnisse und freudvollem Genusse nicht begünstigen. Denn jede zusammenfassende Behandlung setzt, wofern sie nicht in sehr großem Rahmen sich ins Einzelne verlieren kann, gewisse Anhaltspunkte des Verständnisses und des Interesses voraus, und wie die erste Einführung in ein großes Wissensgebiet am besten durch das Studium von grundlegenden oder sonst maßgebenden Einzelfragen erreicht wird, ebenso geht das Verständnis für Kunstwerke zunächst aus Einzelbetrachtungen hervor.

Einzelne Kunstbetrachtungen und -belehrungen lassen sich nun sehr wohl an den Betrieb der Fremdsprachen, insbesondere auf dem Gymnasium an den Betrieb der altsprachlichen Lektüre, anschließen. Gerade die griechischen und römischen Schriftsteller bieten Anhalts- und Ausgangspunkte genug dafür. Dabei braucht man nicht einmal von völliger Einseitigkeit zu reden; denn der Anknüpfungspunkte sind in der alten Kunst so viele, die zu einer weiterführenden Betrachtung wenigstens gewisser Seiten, Formen und Elemente unserer deutschen Kunst der Vergangenheit wie der Gegenwart geradezu herausfordern. Aber wenn man nicht doch eine gewisse Einseitigkeit vermeiden will, so liegt die Gefahr nahe, daß die richtigen Grenzen überschritten werden und das Ganze zu Abschweifungen führt. Dann aber liegt eine andere Schwierigkeit vor: es fehlt eine eigentliche Grundlage, auf der man aufbauen, ein Mittelpunkt, um den man sich konzentrieren könnte.

Einen solchen hat der deutsche Unterricht. In ihm spielen mehr als in irgend einem anderen Unterrichtsfache die Probleme des Kunstverständnisses und der Kunstgeschichte eine Rolle. Es ist klar, daß es sich hier nur um den Unterricht der Oberstufe handeln kann. Gegenüber der engeren Auffassung früherer Zeiten ist es heute die Aufgabe des deutschen Unterrichtes, in das deutsche Geistesleben einzuführen und für das gesamte deutsche Volkstum den Sinn zu wecken und rege zu halten. Diese Aufgabe ist eine einheitliche und umfassende; unter den Faktoren, die zu ihrem Ziele führen, darf auch ein so wesentlicher wie die Beschäftigung mit der bildenden Kunst nicht völlig fehlen. Schon ihre tief innere Verknüpfung mit den übrigen Äußerungen unseres Geisteslebens würde ihre Beachtung auch auf der Schule unvermeidlich machen, selbst wenn es an Anknüpfungspunkten im einzelnen mangelte. Wo aber wären deren mehr zu finden als gerade im

deutschen Unterrichte! Die Lektüre des „Laokoon" nötigt zu einer gewiß nicht oberflächlichen Betrachtung der formalen Gesetze der alten Kunst. Wie kann ferner Goethes Größe und vor allem der bedeutsame Wandel in seiner Entwicklung als Mensch und Künstler richtig erfaßt werden, wenn man den Idealen der Antike und der Renaissancekunst fremd gegenüber steht, oder wenn man Goethes begeisterte Verehrung für die mittelalterlich-deutsche Kunst ohne Verständnis für den innersten Gehalt dieser Kunst auf sich wirken lassen wollte! Für die Romantik vollends kann man kein richtiges Verständnis erzielen, wenn man die Kunst ausscheidet, deren Auffassung in ihrer Stellung zum Leben doch mit das innerste Wesen der Romantik ist. Freilich, um eine eingehende Beschäftigung mit der Kunst nach ihrer technischen Seite hin kann es sich auf der Schule nicht handeln. Aber man wird ihre Formensprache doch bis zu einem gewissen Grade verstehen müssen, um ihren geistigen Gehalt zu erfassen, man wird sie, wo angängig, in Beziehung setzen müssen zu analogen Erscheinungen auf anderen Gebieten, die mit jener gemeinsam den charakteristischen Ausdruck ihrer Zeit bilden.

Der Mittelpunkt, von dem aus das Verständnis aller jener Faktoren des Geisteslebens mit Ausnahme der schönen Literatur am leichtesten gewonnen werden kann, ist das Prosalesebuch; es bildet am besten auch den Mittelpunkt für die Beschäftigung mit der Kunst. Das Lesebuch hat wohl nicht immer in der Praxis die Rolle gespielt, die ihm eigentlich zusteht, es findet auch wohl heute noch nicht allenthalben die Beachtung, die es verdient. Aber die Anzeichen mehren sich, daß seine Bedeutung für den deutschen Unterricht und für die Gesamtbildung auf die Dauer zu viel allgemeinerer Geltung kommen wird; und im Zusammenhange mit dem wieder mehr philosophisch gerichteteten Zuge unserer Zeit findet man auch in den neueren Lesebüchern mehr und mehr das Bestreben, die Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften unter einem höheren Gesichtspunkte zusammenzufassen und zu verarbeiten und so den deutschen Unterricht zu seiner Stellung im Mittelpunkte des ganzen Unterrichtes zu befähigen. Das kommt auch der Kunst zugute. Den älteren Lesebüchern sind Abhandlungen aus diesem Gebiete zwar auch nicht ganz fremd, aber ein Vergleich beispielsweise der Lesebücher aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit denen der Gegenwart zeigt die Abhängigkeit jener von der ästhetisierenden Richtung der klassischen Zeit in Verbindung mit den geschichtlichen Gesichtspunkten, die der romantischen Strömung ihr Dasein verdanken. Die neuere Zeit erst mit ihrem auf Veranschaulichung im allgemeinen und auf Popularisierung der Kunst im besonderen gerichteten Streben hat eine andersartige Behandlung jener Themen bezw. eine andere Auswahl der betreffenden Abhandlungen begründet.

Die Gesichtspunkte und das Maß, in dem unsere modernen Lesebücher die Kunst in den Bereich ihrer Behandlung ziehen, sind aber keineswegs dieselben oder auch nur gleichmäßig gut. Ziemlich allgemein findet man Abhandlungen über die griechische Kunst und ihre verschiedenen Gebiete, auch die mittelalterlichen Baustile sind öfter berücksichtigt. Seltener schon wird die mittelalterliche Plastik hinzugezogen, wie z. B. in dem Lesebuche von Lehmann, wo sie in der klaren und feinsinnigen Abhandlung von Eucken analysiert und in ihren Ausdrucksformen auf den Charakter des mittelalterlichen Geisteslebens zurückgeführt wird. Dasselbe Lesebuch enthält zwei Abschnitte aus Burckhardts Kultur der Renaissance in Italien, in denen naturgemäß die Kunst im Zusammenhange mit den Renaissanceideen überhaupt behandelt wird. Nirgendwo habe ich die Wesenselemente der Renaissancekunst für sich besprochen gefunden, noch weniger den Übergang zum Barockstil. Und doch stehen gerade für diese Gebiete die so klaren und tiefen und geradezu klassischen Werke von H. Wölfflin zur Verfügung[1]). Eine Berücksichtigung der Renaissance wäre aber um so eher am Platze, als ja noch die Baukunst der Gegenwart mit Renaissanceelementen durchtränkt ist, ja häufig genug die stilreine Aufführung von Renaissancebauten sich zur Aufgabe macht. Den Übergang zum Barockstil, der ja wesentlich in der Aufnahme des malerischen Elementes beruht, und das Wesen dieses selbst zu verstehen, ist ebenfalls für den Schüler ohne Zweifel ein geistiger Gewinn. Denn es führt ihn zu der Erkenntnis des Gegensatzes, der von den ältesten Zeiten an die Geschichte der Kunst durchzieht, des Gegensatzes zwischen dem Konstruktiven und dem Dekorativen, und gibt ihm Verständnis für das ständige Schwanken des Kunstgeschmackes zwischen jenen zwei Polen sowie für den nur relativen Wert des künstlerisch Schönen überhaupt. Eben von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus sind auch Aufsätze zu begrüßen wie der aus Fechners Vorschule der Ästhetik entnommene: „Über Idealismus und Realismus in der bildenden Kunst", gleichfalls in dem schon erwähnten Lesebuche.

Wie weit man im übrigen mit spezielleren Abhandlungen gehen kann und soll, darüber läßt sich füglich streiten. Man braucht aber wohl nicht allzu zurückhaltend zu sein, wenn man bedenkt, daß doch der Schüler manches aus seinem Lesebuche auch für sich zu Hause lesen soll und, einmal angeregt, gewiß auch gerne lesen wird. In dem Lesebuche von Evers und Walz finden sich kleinere Abhandlungen über Dürer, Rembrandt, Böcklin, ja ein Ausblick in die Kunstziele der Gegenwart von Schultze-Naumburg. Daß man dergleichen sonst so wenig findet, ist besonders bezüglich Dürers zu bedauern. Die Kunst Dürers vor seiner zweiten, großen Reise nach Italien bezeichnet den Höhepunkt des

[1]) H. Wölfflin, Renaissance und Barock usw.

Realismus, wie er, aus germanischem Gemüte hervorquellend, schon seit dem 14. Jahrhundert als Reaktion gegen das mittelalterliche Empfinden sich geltend macht, so ganz ohne Einfluß der Antike und Italiens. Es ist ungemein lehrreich, zu erkennen, wie dieser Realismus, einer der Faktoren der neuen Zeit ist, die man in künstlerischer Hinsicht so oft zu einseitig auf das Wiederaufleben der Antike zurückgeführt hat, und einen Einblick in die Vorbedingungen zu erhalten, unter denen allein ein großer Umschwung geistigen Lebens durch äußere Umstände wirksam erfolgen kann.

Wenn nun aber das Studium derartiger Prosaabhandlungen auf der Schule etwas Fruchtbares zustande bringen soll, so muß die Anschauung zu Hilfe kommen. Schon Winkelmann sagt in seiner kleinen Schrift über die Fähigkeit der Empfindung des Schönen: „Das viele Wissen, sagen die Griechen, erwecket keinen gesunden Verstand, und die sich durch bloße Gelehrsamkeit in den Altertümern bekannt gemacht haben, sind auch derselben nicht weiter kundig geworden". Und die Pädagogik unserer Zeit ist wohl noch mehr als die frühere von dem Werte der Anschauung durchdrungen. Das steigende Interesse, das die bildende Kunst in den letzten Jahrzehnten unter den Gebildeten erfahren, hat aber auch in Verbindung mit mannigfachen technischen Vervollkommnungen zu ganz neuen Möglichkeiten der nachbildenden Darstellung geführt. An Stelle der Stereoskope, deren man sich früher wohl zu ähnlichen Zwecken bediente, kann man heute vorteilhaft den Projektionsapparat verwenden, der ja wohl den meisten Anstalten für den naturwissenschaftlichen Unterricht zur Verfügung steht. Zu einer ausgedehnten Verwendung dürfte freilich leicht die Zeit mangeln. Wichtiger sind daher die großen Mengen billiger und doch guter Reproduktionen, die schon vorhanden sind, und deren Zahl sich noch ständig vermehrt. Eine gute Zusammenstellung aus dem gesamten Gebiete der Kunst haben die Schüler vielfach schon in Händen in dem Atlas von Luckenbach, von dem nicht nur der erste Teil, sondern auch die beiden anderen die weiteste Verbreitung verdienten. Für die plastische Kunst gibt es vorzügliche Photographien; ganz ausgezeichnete Einzelsammlungen hat die Verlagshandlung von Langewiesche in ihren Heften über die Plastik der Griechen und die Plastik des Mittelalters herausgegeben zu dem billigen Preise von 1,80 *M*. Auch wegen der klaren und tiefgründigen Einleitung verdienen diese Hefte, besonders das erstere, die beste Empfehlung. Die Meisterwerke der Malerei hat man heute in verschiedenartiger Wiedergabe höchst billig in Mappen vereinigt, unter denen besonders die Kunstwartunternehmungen hervorgehoben seien[1]).

[1]) In dem Lesebuche von Evers und Walz wird bei dem Aufsatze über Dürer, Rembrandt u. a. ausdrücklich auf die Kunstwartbilder hingewiesen.

Der Verlag von Seemann bietet verschiedene Sammlungen verhältnismäßig billiger Reproduktionen, in denen besonders die Wiedergabe des Farbigen zu hoher Vollkommenheit gebracht ist. Damit ist die Zahl der hier etwa in Betracht kommenden Anschauungsmittel nicht erschöpft[1]).

Ihre Bedeutung liegt nicht allein in ihrer Verwendbarkeit im Unterrichte: nicht eine einmalige Betrachtung, und wäre es unter bester Führung, macht den Genuß der Kunstwerke zum dauernden Gewinn, sondern ein häufiger und liebevoller Umgang mit ihnen, der allein imstande ist, die Empfänglichkeit und den feinen Sinn für das wahrhaft Schöne der Kunst zu erhalten. Die Anregung der Schule aber wird leicht dazu führen, daß Werke wie die oben genannten sich im Besitze der Schüler weiter verbreiten; Wesentliches kann hier auch besonders durch die Schülerbibliotheken geschehen. Es wäre so einfach und ohne erhebliche Kosten ausführbar, in die Bibliotheken der 3 oberen Klassen Werke wie die oben erwähnten aufzunehmen, z. B. die Mappen des Kunstwarts oder einige Gruppen der Meisterbilder, die sich zu diesem Zwecke zusammenstellen ließen. Der erläuternde Text ist vortrefflich geeignet, Verständnis und Genuß zu vermitteln.

In einer der großen Anstalten in Frankfurt a. M. sind die Wände der Flure und der einzelnen Klassenzimmer mit zahlreichen und nur guten Bildern geschmückt, deren Anbringung die freigebige Hand eines Gönners ermöglicht hat. Es sind durchweg wohlfeile Sachen; besonders ragen unter ihnen, da ja vielfach mit Fernwirkung gerechnet werden muß, die Teubnerschen Steinzeichnungen hervor. So wird das Auge schon der kleinen Schüler durch den Anblick des Gediegenen geschult. Welchen Wert das hat, darüber ist man heute in der Frage der sogenannten Kunsterziehung einer Meinung. Es handelt sich dabei übrigens um eine alte Wahrheit, über die schon der Vater der Kunstgeschichte in seiner oben erwähnten Schrift sich also ausspricht: „So wie die Kinder, welchen man zuläßt, alles, was sie schauen, nahe vor Augen zu halten, schielen lernen würden, ebenso kann die Empfindung verwöhnt und unrichtig werden, wenn die Vorwürfe der ersten betrachtenden Jahre mittelmäßig oder schlecht gewesen ..... Hier gilt, was Diogenes sagte, daß wir die Götter bitten sollen, uns angenehme Erscheinungen zu geben ..... Denn so wie die Wahrheit auch ohne Beweise überzeuget, so wird das Schöne, von Jugend an gesehen, auch ohne weiteren Unterricht vorzüglich gefallen". Nicht jede Anstalt hat die Mittel zu gleichem Tun wie jene in Frankfurt. Aber wie leicht ließe sich überall wenigstens für die obersten Klassen eine kleine

---

[1]) Einzelne Bilder im Anschlusse an bestimmte Abhandlungen könnte man auch in das Lesebuch selbst aufnehmen, wie das von Hense geschehen ist. Nur müßte die Ausführung besser sein als in diesem Buche.

Sammlung billiger und doch guter Bilder beschaffen, die in Wechselrahmen den Schülern nach und nach dargeboten werden könnten!

Wo es allerdings möglich ist, da sollte man die Betrachtung von Kunstwerken selbst nicht unterlassen. Und in gewissem Maße ist das immer möglich. Größere Städte sind da im Vorteile; aber auch in den kleinsten Schulstädtchen dürfte es nicht ganz an Denkmälern der Kunst, namentlich der Architektur, fehlen, die für den Unterricht in Betracht kommen können. Schon eine Kirche gewährt eine Fülle von Anschauungsmaterial. Wenn man mit den Schülern eine einzige in richtiger Weise besichtigt hat, so haben sie schon für eigenes weiteres Betrachten viel gelernt. Auch die profanen Gebäude von irgend besserer Ausführung entbehren, wenigstens in der ornamentalen Behandlung, wohl nie eines bestimmten Stilcharakters; infolge des herrschenden Eklektizismus gehen auch die modernsten zum größten Teile auf die alten Stile zurück. Man kann nicht alles selbst zeigen; vielfach tut ein Hinweis dieselben Dienste. Aber das Interesse zu selbständigem Aufmerken ist erfahrungsgemäß bei vielen Schülern leicht zu wecken, manche sind auch leicht und gern geneigt, sich Hilfsmittel zu selbständiger Weiterbildung zu verschaffen[1].

Man sieht, es ist im Grunde ein doppeltes Ziel, das bei den obigen Ausführungen vorschwebte: das Verständnis der Kunstentwicklung im Rahmen des Geisteslebens überhaupt und die Erziehung zum Genusse der Kunstwerke. Aber für den wahrhaft Gebildeten sind diese Ziele unzertrennlich.

Man darf übrigens auch nicht vergessen, daß auf der Schule einen großen Teil der letzteren Aufgabe der Zeichenunterricht übernimmt, dessen moderne Gestaltung eben auch in den geistigen Interessen unserer Zeit wurzelt. Sehr günstig für unsere Zwecke ist besonders die neuere Bestimmung, die im Zeichnen nach der Natur eine besondere Berücksichtigung der allenthalben verstreuten kleinen Denkmäler der Kunst und des Kunsthandwerkes fordert.

Vielleicht, daß eine baldige Zeit dem deutschen Unterrichte und damit auch der Beschäftigung mit der Kunst mehr Zeit und dadurch mehr Spielraum geben wird; vorläufig wird man sich im Unterrichte selbst vor einem Zuviel hüten müssen. Es gilt in der Hauptsache anzuregen, im einzelnen ist eine vorsichtige Auswahl und Beschränkung nötig. Aber das ist ja nicht schlimm. Denn wir wollen ja kein Kunstwissen großziehen und erst recht keine altkluge Kunstkritik, sondern es gilt, unserer Jugend ein offenes Auge zu erwerben und einen empfänglichen Sinn für das Schöne,

[1]) Brauchbar gefunden habe ich unter vielen anderen besonders Hartmann, Stilkunde (Goeschen) sowie die ganz vorzügliche „Deutsche Baukunst im Mittelalter“ von A. Matthaei (B. G. Teubner, Sammlung Aus Natur und Geisteswelt).

wie in der Natur, so auch in der Kunst, und ihr Verständnis zu erwecken für das geistige Leben der Gegenwart als ein geschichtlich gewordenes, damit in Zukunft alle unsere Primaner und Abiturienten, wo immer sie dem idealen Sinn unseres Volkes in der Formensprache der Kunst begegnen, einen Hauch seines Geistes verspüren.

Warburg i. W. J. Bathe.

---

## Zum 125. Jubiläum von Herders Hauptwerk.

### (15. August 1910.)

Die Geschichte der Literatur und Kunst feiert in unserer Zeit ihre Jubiläen ebenso gut, vielleicht sogar noch häufiger, wie die politische Geschichte uns ihre Festdaten in Erinnerung bringt. Aber hier wie dort gibt es auch säkulare Feststimmungen, die sich nicht ausschließlich auf das Datum eines bestimmten Tages festlegen lassen. Gelegentlich hat sogar der Ansatz einer genauen Jahreszahl seine Schwierigkeiten. Diese Eigenheit der Verhältnisse fällt ganz besonders auf, wenn wir heute unser Augenmerk richten auf ein jetzt etwa hundertfünfundzwanzig Jahre altes Werk der deutschen Literatur, ohne dessen tief- und weitreichende Wirkung die moderne Kultur, wenigstens in ihrer heutigen Gestalt großenteils undenkbar wäre: Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit[1]).

Vor hundertfünfundzwanzig Jahren war gerade die Hälfte erschienen; denn das Jahr 1785 brachte damals den zweiten Band, ein Jahr nach dem ersten. Den dritten erhielt Goethe 1787 in Italien. Wieder ein Jahr später erzählt Herder, er habe den vierten Band beendet, werde ihn aber nicht herausgeben. Doch nach mehrjährigem Zögern und nicht ohne inzwischen erfolgte Veränderungen gelangt schließlich auch dieser Teil 1791 an die Öffentlichkeit. Mit ihm brechen Herders Ideen mitten im Verfolge ihres großartigen Themas unvollendet ab.

Jeder Band zerfällt in fünf, das Überlieferte insgesamt also in zwanzig Bücher: genau dieselbe Teilung, die Goethe nachmals in „Dichtung und Wahrheit“ gebrauchte[2]). Goethe nennt die „Ideen“ von Herders Werken „unstreitig das vorzüglichste“.

---

[1]) Einer meiner Freunde macht mich darauf aufmerksam, daß dieser Titel in dieser Form ein Hexameter ist. Mit Herder habe ich natürlich stets „Ideen“ zweisilbig geschrieben, während wir heute sonst gewöhnlich dreisilbig „Ideeen“ sprechen und schreiben.

[2]) Goethes Wiedererzählung der ältesten biblischen Geschichte in dem genannten Werke lehnt sich in Form und Inhalt trotz Bewahrung gewisser Eigenheiten ganz unverkennbar an sinnverwandte Abschnitte von Herders Ideen an.

An *ein* anderes Goethewort werde ich gleich eingangs beim Lesen der „Ideen" selbst erinnert. Man kommt hier gleichsam zu Herder als Besuch und erfährt einen einzig liebenswürdigen Empfang: „Man kam nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen". Wir glauben, das ernste dunkle Auge des großen Mannes, dessen Blick später der Maler von Kügelgen „nach der Überlieferung" so ausdrucksvoll zu treffen wußte —, dieses Auge ruhe einmal mit verbindender Freundlichkeit auf uns, indem die ersten Seiten der Ideen die liebevollste Einladung an uns ergehen lassen. Der Darsteller sucht unsere Freude wachzurufen über die Höhe, welche die heutige Menschengesellschaft doch erreicht habe. Er stellt uns einander gleichsam vor als Ehrenmitglieder dieser Gesellschaft. Sodann fordert er uns herzlich auf, gemeinsam unter seiner Führung die Jahrmillionen menschlichen Werdens bis auf den heutigen Tag zu durchwandern, als wären es historische Prunksäle, die wir uns ansehen dürfen. Der Mensch, der König der Erde, dieses, wie Herder meint, zur Sonne besonders günstig gestellten Planeten —, der Mensch soll dabei ergründet werden, die geschichtsphilosophische Untersuchung muß zu diesem Zwecke von der Frage nach dem Ursprunge unsers Sonnensystems ausgehen und herabreichen bis zur Gegenwart.

Wir können dergleichen heute nicht lesen, ohne an Darwin und die Descendenzlehre zu denken. Übrigens hat Darwin, wenigstens hinsichtlich des Satzes von der Entstehung auch des Menschen aus Gattungen niederer Lebewesen, schon zu Herders Zeiten und noch früher Vorgänger gehabt, die auch in den Ideen Erwähnung finden. Merkwürdigerweise verhält Herder sich ablehnend. Wie? Alles übrige sollte nach seiner Lehre entwicklungsgeschichtlich verstanden werden; warum nicht auch die Entstehung der Menschheit selbst? Hier lag bei Herder ein Mangel vor an Folgerichtigkeit. Aber gerade dieser Fehler hat dazu beigetragen, andere Leute auf den entwicklungsgeschichtlichen Gedanken nachdrücklicher aufmerksam werden zu lassen, als es vielleicht sonst geschehen wäre, und deshalb dürfen wir in dem Verfasser der Ideen wenigstens einen mittelbaren Vorläufer Darwins erblicken.

Goethe, scharfsinniger als sein älterer Anreger und Freund Herder, gelangte auf diesem entwicklungsgeschichtlichen Wege zur Erkenntnis eines der vornehmsten späteren Beweisstücke Darwins: gerade so gut wie Säugetier, Vogel und Fisch besitzt auch der Mensch den an ihm bis dahin unbekannt gebliebenen, durch Goethe erst entdecken Zwischenkieferknochen, dessen angebliches Fehlen beim Menschen noch Herder mit seiner Zeit als einen Beweis der unvermittelbaren Kluft in der Entwicklungsgeschichte zwischen Tier und Mensch betrachtet hatte, also als einen Grund, hier das entwicklungsgeschichtliche Prinzip fallen zu lassen.

Im übrigen aber hat Herder, diesem Grundgedanken getreu, die Naturwissenschaften durchaus historisch betrachtet, z. B. die Geologie als Geschichte der Erde. Denn ein Geologe wird nicht glauben, für die innere Beschaffenheit der Erde ein ein für allemal gültiges Gesamtergebnis gefunden zu haben oder noch zu finden: die Erde selbst ist ja in unausgesetzter Bewegung und Veränderung begriffen. So tritt bei Herder die Geologie durchaus folgerecht als ein Stück Weltgeschichte auf, und entsprechend steht es mit allen andern Erfahrungsgebieten.

Nun gibt es aber doch einige Fächer des menschlichen Wissens und Denkens, die sich nicht nach Herders Art einfach der Geschichte unterordnen oder lediglich aus ihr erklären lassen. Die Tatsache, daß zwei mal zwei vier ist, hat sich nicht erst geschichtlich entwickelt. Und entsprechend steht es mit allen denjenigen Fächern ganz naturgemäß, die, wie z. B. die reine Mathematik, nach ewig-allgemeingültigen Gesetzen forschen, also nach Gesetzen, die, um es noch einmal zu sagen, zu allen Zeiten und an allen Orten ausnahmslos galten und gelten werden, von aller Geschichte und Geographie gleich unabhängig.

Dies war die Tatsache, die Herder verkannte. Und zwar notwendigerweise verkannte, da ihm die Logik überhaupt weit weniger lag als eine gemütvolle Anschauung der Lebenswerte. Diese Eigenart zeigt sich in seinem Erklärungsversuche der Vernunft auf das deutlichste.

Für uns ist die Vernunft ein Werkzeug des menschlichen Geistes; sie ist, wie schon ihr Name sagt, das Vermögen, etwas zu vernehmen. Kant, der dieses Vernehmungsvermögen der Menschen wissenschaftlich untersucht oder kritisiert hat, nennt deshalb sein Hauptwerk: Kritik der reinen Vernunft.

Nach Herders Ideen dagegen ist die Vernunft kein Vermögen. Die Vernunft ist ihm nicht das Vermögen, zu vernehmen, sondern —? Die Vernunft ist „die Summe des Vernommenen". Mir kommt das so vor, als fände etwa jemand, ein Pflug sei nicht das Werkzeug zum Pflügen, sondern die Summe des gepflügten Landes.

Und dabei liebt es Herder, gegen Kant sich zu berufen auf — „den gesunden Menschenverstand!" Ja nicht wenige Ausfälle in Herders Ideen auf Kants Kritik der reinen Vernunft zeigen es leider nur zu deutlich: ursprünglich sind die „Ideen" geschrieben, um allgemeine Gesetze lediglich aus der Geschichte abzuleiten und diese Gesetze dann zu vereinigen zu einer vollständigen Philosophie, welche Kant, Herders ehemaligen Lehrer und jetzt bitter gehaßten Gegner, wissenschaftlich und persönlich stürzen sollte für alle Zeiten.

Eine unerfüllbare Hoffnung! Wir begreifen es: ein aus solcher Grundabsicht hervorgegangenes Werk wie die Ideen mußte, zum wenigsten innerlich, ein Torso bleiben. Und doch: die Aus-

führung des Buches war bedeutender als sein innerster Anlaß. Diese Ausführung ist es, welcher Herders Ideen ihren nicht philosophischen, aber kulturhistorischen Wert verdanken.

Nach Erledigung der Betrachtungen über das Woher? und Wohin? von Sonnensystem, Erde und Mensch geht Herder über zur Betrachtung einzelner Länder und ihrer Bewohner. Seine ungeheure Gelehrsamkeit, seine geistige und, man möchte beinahe sagen, herzliche Durchdringung der weitesten Gebiete der Erde setzt immer von neuem in Erstaunen. Man bedenke, wie wenig erforscht noch damals die außereuropäischen Erdteile vielfach waren, so die Hauptmasse von Afrika. Umsomehr ist zu bewundern, wieviel Reales und Interessantes Herder gleichwohl zu sagen weiß. Ja das mußte jüngere Geister reizen, weiter zu forschen, die dunkeln Weltteile zu bereisen und sie dann mit ebensoviel Geist, Licht, Liebe, Leben darzustellen, wie es an dem bis dahin Bekannten Herder getan. So ist er weiterhin der Vorgänger geworden des berühmten Alexander von Humboldt, den Grillparzer nachmals treffend und geistreich den Herder der Naturwissenschaften genannt hat.

Aus dem prähistorischen Alter der Menschheit rückt die Darstellung allmählich weiter abwärts hinein in die geschichtlich helle Zeit. Die ältesten Kulturzustände malaiischer, amerikanischer, asiatischer und afrikanischer Völker durchmessen wir im Geiste, endlich aber landen wir an den Ufern des mittelländischen Meeres, zunächst in Griechenland.

Herders Schilderung der Entstehung hellenischer Kultur brachte bei den Zeitgenossen einen besonders gewaltigen Eindruck hervor. So bei Schiller: ihn begeisterten diese Abschnitte sogar zu einem eigenen Plane; er wollte die Besiedlung und Zivilisierung von Attika poetisch gestalten. Aus diesem Stoffe entstand im Wandel der Jahre sein bekanntes Gedicht „Das eleusische Fest“. Diese ursprünglich „Bürgerlied“ überschriebene Dichtung ist keineswegs das einzige Beispiel für den weitreichenden Einfluß von Herders Ideen auf das spätere poetische Schaffen Schillers.

Aus Herders Darstellung der römischen Geschichte verdient der schöne Schluß hervorgehoben zu werden. Ihn erwähnt auch Goethe von Rom aus brieflich mit dankbarer Begeisterung. Es heißt da u. a.:

„Ein schöner Traum ist's vom zukünftigen Leben, da man sich im freundschaftlichen Genuß aller der Weisen und Guten denkt, die ja für die Menschheit wirkten und mit dem süßen Lohn vollendeter Mühe das höhere Land betraten; gewissermaßen aber eröffnet uns schon die Geschichte diese ergötzenden Lauben des Gesprächs und Umganges mit den Verständigen und Rechtschaffenen so vieler Zeiten. Hier steht Plato vor mir; dort höre ich Sokrates' freundliche Fragen und teile sein letztes Schicksal.

Wenn Mark Antonin im Verborgenen mit seinem Herzen spricht, redet er auch mit dem meinigen usw.".

Wir sehen hier übrigens, mit welcher geistigen Freiheit unser Herder dem Unsterblichkeitsglauben gegenübersteht. Die gleiche Freiheit beweist er, als es sich dann weiterhin handelt um die Betrachtung des Christentumes, das ihm allein von Wert ist in sittlicher Beziehung. Die männliche Unabhängigkeit beweist er wiederholt in dem Männerstolz vor Königsthronen, der freimütig und dabei doch stets in vornehmer Gestalt in den Ideen sich hervorwagt. Man darf dabei aber eines nicht vergessen: das war eben möglich unter dem Szepter Karl Augusts. Unter diesem von Gottes Gnaden einmal wahrhaft großen Fürstengeiste gehörte zu dergleichen Äußerungen nicht sonderlich viel Mut. Anderwärts hat es gerade Herder hinreichend verstanden, sich diplomatisch-liebenswürdig anzupassen.

Der vierte Teil seiner Ideen ist, historisch betrachtet, wohl der glänzendste. Das altrömische Weltreich hat sich ausgelebt; unser Darsteller zeigt uns jetzt die Völkerstämme Europas, die auf dem Kampfplatze des Mittelalters zu streiten, zu siegen oder zu unterliegen berufen sind. Mit besonderm Interesse sieht man, wie der Ostpreuße Herder in einem Kapitel auch der unterworfenen Bewohner seines alten Stammlandes, der alten Preußen, gedenkt. Vielleicht hätte für manchen an seiner Stelle hier zu phantastischen Ausmalungen die Versuchung nahe gelegen. Umso höher werden wir Herders historischen Sinn achten, wenn er offen bekennt, was wir auch heute noch sagen müssen: daß nämlich von der eigenen Geschichte dieses Volkes herzlich wenig bekannt ist. Mit aufrichtigem Bedauern gedenken die Ideen seiner Unterdrückung durch überlegene Mächte.

Im Verfolg der mittelalterlichen Geschichte taucht vor den Augen der europäischen Völker plötzlich ein Gespenst auf: der Islam. Sein Wesen, seine kulturhistorische Bedeutung hat Herder ganz hervorragend geistreich aufgefaßt und, zumal vom Standpunkte des achtzehnten Jahrhunderts aus, auf das vortrefflichste gezeichnet.

Er zeigt uns, wie wenig Ehre die christlichen Völker des Frühmittelalters doch eigentlich mit ihrer Fälschung des Urchristentums, mit den Mißbräuchen der Hierarchie und überhaupt mit ihrer ganzen politischen und privaten Denk- und Handlungsweise einlegen konnten. Wir werden aufgefordert, uns den Eindruck klar zu machen, den jene christliche Kulturwelt bei einem Manne wie Muhammed unvermeidlich hervorrief. Er beging den begreiflichen Irrtum, die christliche Sache mit ihren unwürdigen Vertretern zu verwechseln. So verkannte er die Grundwahrheiten des Christentums, auf die sich eine sittlich so verkommene Atmosphäre wie z. B. die von Byzanz zu berufen wagte. Aber die Schuld dieser Verkennung liegt eben in jenen Christen. Hat ein Volk

seine Kultur, und wäre diese die allerchristlichste, nur, um mit ihr zu prunken, um mit ihr seine Laster und Roheiten gegen Mitmenschen zu verblümen, zu beschönigen —, so darf es sich nicht wundern, wenn auch der beste und richtigste Inhalt seiner Überlieferungen mißachtet wird. So entstehen Gegenströmungen, so werden Sekten, so erwuchs einst die Weltbewegung des Islam. Und so kann auch in Zukunft eine vorläufig ungeahnte oder doch entfernt und deshalb harmlos scheinende Möglichkeit, wie z. B. die gelbe Gefahr, einmal wirklichen Boden gewinnen. Ein tiefes historisches Weltgesetz, das Herder hier aufgedeckt hat!

Unter diesem großartigen Gesichtspunkte erscheint der Islam selbst von Europa aus nicht mehr unvorbereitet; welch ein schöner Wink liegt hier zugleich für die Erteilung des Schulunterrichtes in diesem Kapitel mittelalterlicher Geschichte! In wie ganz neuem Lichte erblicken wir jetzt die Kreuzzüge, ja die ganze kulturelle und politische Entwicklung im Mittelalter. Ich kann hier unmöglich auf alles eingehen und erwähne daher nur noch einen besonders interessanten Abschnitt: die Kämpfe der Mauren in Spanien. Hier zeigt sich das Problem am prägnantesten; denn zwischen arabischer und europäischer Kultur werden hier in Jahrhunderte langem Kriegesfeuer die feindlichen Gegensätze allmählich ineinander verschmolzen. Ein Ergebnis ist schon der romantische Ritter- und Dichtergeist des spanischen Mittelalters; an ihn schließen sich die weitestgehenden Wirkungen auf die Kultur des übrigen Abendlandes, Folgen, die sich zuletzt bis auf die moderne Weltkultur miterstrecken.

Nicht ohne Bedauern sehen wir mit dem Ende des vierten Teils der Ideen das Gesamtwerk mitten in seiner vielversprechenden Darstellung des Mittelalters abbrechen. Jene Betrachtungen über Spanien aber bekunden schon deutlich, auf wie tiefen und selbständig-deutschen geistigen Grundlagen sich hernach eines der schönsten Denkmäler unserer vaterländischen Poesie aufbauen sollte: Herders freie Nachdichtung der spanischen Romanzen vom Cid[1]).

Die übrigen poetischen Anregungen aus Herders Ideen wurden aufgenommen durch Goethe, Schiller und die begabtesten Romantiker. Ich beneide niemand, der etwa heute noch die Naturwissenschaften oder die Philosophie des seiner Zeit epochemachenden hundertfünfundzwanzigjährigen Werkes retten wollte. Für die Geschichtsforschung war es schon wenige Jahrzehnte nach seinem Erscheinen veraltet. Aber es ist selbst ein Stück Geschichte, ein immerdar ehrwürdig ragendes Denkmal.

Daß also die Ideen unmittelbar in jeder Hinsicht ein über-

---

[1]) Wie Goethes Götz bei uns erst das wahre Verständnis Shakespeares anbahnte, so hat Herders Cid in Deutschland das literarische Interesse an der Nation Calderons verallgemeinern und dieses Dichters Würdigung und innere Aneignung in unserm Vaterlande wesentlich fördern helfen.

wundenes Buch sind, hat schon Goethe wiederholt und jedesmal sehr nachdrücklich ausgesprochen. Aber er weist darauf hin, daß gelegentlich außerdeutsche Völker und andere Zeiten deshalb doch immer noch wieder aus Herders „unstreitig vorzüglichstem“ Werke dasjenige lernen können, was gleich nach seinem Erscheinen die Deutschen daraus gelernt haben. In diesem Werke steckt noch manche Doktorrede für die Roosevelts der Zukunft. In Goethes Sinne wird es sich so noch mancherlei Ehre und Ansehen als Vertreter deutscher Kultur im Auslande verdienen. Ja in diesem Sinne, zumal für Kreise, welche Goethe oder Schiller[1]) nicht oder noch nicht richtig zu verstehen angefangen haben, besitzen die „Ideen“ selbst im heutigen Deutschland einen außerordentlichen pädagogischen Wert. Leicht verständlich, vielseitig und dabei doch zu eigenem Nachdenken und innerer Sammlung anregend, befreiend und doch veredelnd, wird das Werk heute vielleicht noch mehr als vor hundert Jahren und sicher mehr als manches schwachverstandene Werk von Goethe oder Schiller eine der schönsten Gaben sein für die heranreifende deutsche Jugend.

Und wieder ist es, als sähen wir die Gestalt Herders, des großen Theologen; segnend legt er die Hand auf das Haupt eines Jünglings. So stand er 1801 zu Weimar in Goethes Heim, dessen Annalen uns das Andenken an diesen Auftritt pietätvoll aufbewahrt haben:

„Eine fromme, fürs Leben bedeutende Feierlichkeit fiel im Innern des Hauses in diesen Tagen vor. Die Konfirmation meines Sohnes, welche Herder nach seiner edlen Weise verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge“.

Königsberg i. Pr. L. Sadée.

---

## Sünden im Programmwesen.

Seit 2 Jahren gibt die Königliche Bibliothek in Berlin die Titel der „Schulschriftenabhandlungen“ auch in der internationalen Zettelform heraus und macht so die Anlage eines Programmkatalogs vollends bequem. Das doppelte Register 1) Sachregister; 2) Orts- und Anstaltenverzeichnis, das zu dem schon seit 1889 erscheinenden einseitig und zweiseitig gedruckten Verzeichnis der Abhandlungen gehört, wird mitgeliefert.

Befolge ich die von R. Ullrich (Programmwesen S. 665 ff.)

---

[1]) Daß Schiller, der Idealist, auch eine bedeutende realistische Seite hat, wird noch lange nicht genügend erkannt. Näheres siehe in meiner Abhandlung: Schiller als Realist, Leipzig 1909, S. 167 f. Über eine interessante Beziehung zwischen Herders Ideen und Schiller vgl. meine Schrift: Vom deutschen Plutarch (Wiesbaden 1911, I. F. Bergmann) S. 33 und 41.

empfohlene Aufbewahrungs- und Katalogisierungsmethode, so wäre meine ganze Jahresarbeit an den Programmen in ein paar Stunden erledigt, wenn — ja wenn die Sünden im Programmwesen nicht wären. Nach diesem System legt man je hundert oder auch mehr Programme nach ihren Nummern geordnet in eine Kapsel, schreibt oder stempelt auf den Rückenschild:

| 1908 | 1908 | | 1909 | 1909 |
|---|---|---|---|---|
| 1—100 | 101—200 | oder, wer moderner ist | 1—99 | 100—199 |

usw.

und die Arbeit ist fertig. Aber nun kommen in jedem Jahr 2—3 Dutzend Direktoren, die die Vorschrift nicht beachten, daß auf den Programmen und den zugehörigen Abhandlungen außer der Jahreszahl auch die Programmnummer zu stehen hat. So muß ich denn erst feststellen (mit Hilfe des Berliner Katalogs oder des Teubnerschen Verzeichnisses), welche Nummer die betreffende Anstalt im laufenden Jahre hat, muß dann die Nummer auf die Abhandlung schreiben, um sie nachträglich einzureihen. Ganz dasselbe Geschäft muß an all den 1000 Anstalten geschehen, an welche die Abhandlungen gehen. Vom preußischen Ministerium und den verwandten Behörden sollte einfach an die den Programmtausch besorgende Zentralstelle der Auftrag gegeben werden, wenn auf einer Abhandlung die Nummer fehlt, dieselbe aufzustempeln oder aufzudrucken, ob auf Kosten der Schuldigen, sei höherer Entscheidung anheimgestellt.

Als Warnungstafel seien einmal die Anstalten, deren Nummern ich vermißte, aus den letzten 2 Jahren hier aufgeführt:

| 1908 | 1909 |
|---|---|
| 88 Freienwalde | 38 Graudenz |
| 99 Schöneberg | 73 u. 76 Berlin |
| 206 Stettin | 85 Friedeberg |
| 218 Nakel | 167 Charlottenburg |
| 221 Posen | 217 Stettin |
| 226 Schrimm | 273 Leobschütz |
| 250 u. 298 Görlitz | 320 Aschersleben |
| 274 Liegnitz | 323 Erfurt |
| 293 Breslau | 331 Merseburg |
| 314 Magdeburg | 460 Bielefeld |
| 324 Sangershausen | 472 Hamm |
| 374, 381 u. 382 Kiel | 480 Münster |
| 403 Meppen | 502 Lünen |
| 441 Arnsberg | 611 Köln-Ehrenfeld |
| 458 Hörde | 738 Meißen |
| 463 Münster | 777 Leipzig |
| 477 Altena | 816 Stuttgart |
| 524 Weilburg | 838 Freiburg |
| 525 Wiesbaden | 845 Mannheim |
| 571 Bonn | 864 Darmstadt |

| 1908 | 1909 |
|---|---|
| 574 Geldern | 899 Mecklenburg |
| 600 Neuß | 919 Cöthen (Berlin druckt Köthen). |
| 614 Trier | |
| 629 Düren | |
| 780 Tübingen | |
| 798 Freiburg | |
| 817 Mannheim | |
| 853 Doberan | |
| 898 Schmölln | |
| 949 Hamburg | |

Von 1910 liegen die Programme noch nicht vollständig vor; aber es fehlen schon jetzt die Nummern bei Abhandlungen aus: Annaberg, Aschersleben, Bromberg, Deutsch-Wilmersdorf, Dillenburg, Eisenach, Friedeberg, Gelsenkirchen, Kiel, Liegnitz, Meldorf, Memel, Myslowitz, Neunkirchen, Recklinghausen, Sangerhausen, Sülzbach.

Bei einer Abhandlung von 1910 kann man gar nicht sehen, wohin sie gehört (Fr. Langewiesche, Germanische Siedelungen im nordwestlichen Deutschland); nur daß sie in Bünde in Westfalen gedruckt ist, kann man der vorletzten Seite entnehmen. Hier fehlt also: 1) Anstalt, 2) Jahreszahl, 3) Nummer. Ähnliches kommt aber öfters vor. So habe ich aus früherer Zeit beispielsweise vor mir:

Cleve, Karl, Ein Beitrag zur Behandlung von Goethes Gedicht Mahomets Gesang in unsern höhern Schulen (gedruckt in Schwedt a. O.).

Fuchs, Heinrich, Beiträge zur Alexandersage (gedruckt in Gießen).

Roeth, Karl, Viktor Hugos Année Terrible (gedruckt in Bochum).

Das Heiterste aber ist eine Abhandlung, der weder Ort noch Zeit noch Verf. zu entnehmen ist:

Zur Methodik des Gesangunterrichts an den höheren Schulen. 19 S. 4.

Wenn bibliothekarische Kollegen mir Aufschluß geben könnten, wohin zumal das letzte Stück gehört, wäre ich dankbar.

Mit dem Vorstehenden sind die Sünden nicht erschöpft, die den Bibliothekaren unnötige Arbeit machen. Man denke nur an die Aufschrift „vom Direktor“ oder „Beides vom Direktor“, worauf der Bibliothekar suchen mag, wie der Direktor heißt; oder Verschiedenheit in der Titelangabe auf den Nachrichten und der Abhandlung, oder Nichteinhaltung des vorgeschriebenen Formats usw. Welche Arbeit trotz des vorzüglichen Berliner Verzeichnisses noch bleibt, dafür ein Beispiel. Das Berliner Verzeichnis nennt die Bielefelder „Festschrift zum 350jährigen Jubiläum des Gymnasiums und Realgymnasiums zu Bielefeld am 5. und 6. August 1908“

mit 180 Seiten für 1909 mit der Nummer 460 — beides „1909“ und „460“ fehlen auf der Festschrift; es gibt weiter besondere Zettel für die beiden Mitarbeiter Herwig und Bertram; aber in dem uns zugekommenen Exemplar findet sich noch ein zweiter Teil mit 94 Seiten, der enthält:

Seiler, Joh., Homer und unsere Zeit (S. 1—32);

Zickgraf [wo bleibt der Vorname?], Systematisches Verzeichnis der Wirbeltierfauna Bielefelds und seiner Umgebung (S. 33—42);

Hoppe, Henricus, Tertullianea (S. 43—63);

Tümpel, H., Ein mittelniederdeutsches Bielefelder Gebetbuch (S. 65—94).

Dieser Teil scheint in dem nach Berlin gelieferten Exemplar gefehlt zu haben; so muß ich die Titelzettel selber schreiben, andernfalls hätte ich sie gedruckt bekommen. Hätte ich mich auf den Berliner Katalog beschränkt und nicht die Festschrift selbst näher angesehen, wären mir zwei Abhandlungen unbekannt geblieben, die mich lebhaft interessieren.

Mit diesen Beispielen von den Freuden und Leiden eines Schulbibliothekars möge es diesmal genug sein.

Maulbronn. Eb. Nestle.

---

# ZWEITE ABTEILUNG.

## LITERARISCHE BERICHTE.

**Gerhard Budde: a) Die Pädagogik der preußischen höheren Knabenschulen unter dem Einflusse der pädagogischen Zeitströmungen vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart.** Langensalza 1910, Hermann Beyer und Söhne. 2 Bände. VIII u. 306 u. 308 S. 8. je 7,50 ℳ.

**b) Allgemeine Bildung und individuelle Bildung in Vergangenheit und Gegenwart.** Langensalza 1910, Julius Beltz. VI u. 240 S. 8. 5 ℳ.

Der Verfasser begann seine literarische Tätigkeit vor Jahren mit Aufsätzen und kleinen Schriften über fremdsprachliche Methodik und legte endlich das Resultat seiner Studien auf diesem Gebiete nieder in dem seiner „Theorie des fremdsprachlichen Unterrichts in der Herbartschen Schule“ beigefügten „Vorschlag zu einer Neugestaltung des gesamten fremdsprachlichen Unterrichts nach einem einheitlichen Prinzip“. Eine große Reihe von weiteren Aufsätzen, Broschüren und Büchern, die im Verlauf der vorliegenden Werke angeführt werden, darunter besonders die „Wandlung des Bildungsideals in unserer Zeit“, vertreten schon seit Jahren neben jenen dieselben Grundsätze und Ideen, die hier an der Hand eingehender geschichtlicher Darstellung vorgetragen werden. Es zeigen die vorliegenden Bücher ein reiches und umfassendes Studium in der Unterrichtsgeschichte. Zur Ausführung des zuerst genannten zweibändigen Werkes, das sehr umfassende Quellenstudien erforderte, wurde dem Verf. vom Provinzial-Schulkollegium in Hannover ein halbjähriger Urlaub bewilligt.

Den Inhalt gibt der Titel schon bestimmt genug an: B. will einen Überblick geben über die geschichtliche Entwickelung der offiziellen preußischen Pädagogik der höheren Knabenschulen, daneben aber auch die von dieser unabhängigen pädagogischen Zeitströmungen charakterisieren und die Übereinstimmung bzw. den Gegensatz beider in den verschiedenen Perioden des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart schildern. Diese Untersuchung bestätigt ihm dann den Satz, daß „die höhere Schule immer sehr langsam der Kulturentwickelung folgt und sich deshalb oft mit

dem jeweiligen Kulturstande nicht in Einklang befindet", antagonistische Prinzipien, die sich schon innerhalb des Neuhumanismus zeigten (I S. 56). Das Werk beschränkt sich nicht auf eine objektive Darstellung, sondern überall tritt der Verfasser mit seinen subjektiven Ansichten und seinen Bildungsidealen hervor, in denen er hauptsächlich für wahlfreien Unterricht des Griechischen im Gymnasium sowie ein darauf gegründetes Einheitsgymnasium, Abschaffung der Extemporalien und der grammatisch-stilistischen Stunden im Latein der Oberklassen des Gymnasiums und eine mehr ausgeprägte individuelle Bildung der Schüler der Prima eintritt. Hinsichtlich des Griechischen, gegen dessen Beibehaltung er II S. 24 mit scharfen Worten losgeht, sagt er dort S. 112: „Die Wahlfreiheit des Griechischen ist die Weiche, mit der der Schulwagen allein in das richtige Geleise übergeführt werden kann". In der Junikonferenz 1900 sprach v. Wilamowitz im Eingang seiner Rede: „Zu dem Vorschlage, das Englische gegen das Griechische wahlfrei zu machen — eine Ungeheuerlichkeit! — möchte ich nur das eine sagen: es ist mir gewesen, als käme jemand und wollte mir eine Ohrfeige geben". In der zweiten Hauptversammlung unseres deutschen Einheitsschulvereins in Kassel am 5. April 1888 trat ich in meinem Vortrag über das Lateinische in der Einheitsschule wohl für eine Beschränkung des Lateinischen, aber für entschiedene uneingeschränkte Beibehaltung des Griechischen ein, — aber lenit albescens animos capillus litium et rixae cupidos protervae, die Zeit schreitet über uns hinweg, neue Kulturforderungen drängen sich gebieterisch hervor, die Berechtigungsbedingungen sind andere geworden, auch der „Gymnasialverein" wird trotz der guten Sache, die er vertritt, das Feld räumen müssen, und so kann ich der von B. im Anschluß an unsere damaligen Bestrebungen vorgeschlagenen **Einheitsschule, die Gymnasium und Realgymnasium unter Wahlfreiheit des Griechischen verbinden soll**, nicht mehr entschieden entgegentreten. Hoffen wir, daß, wenn auch das Griechische wahlfrei wird, doch außer den Philologen und Theologen auch noch eine reiche Anzahl von Juristen, Medizinern u. a., der alten Tradition der Väter folgend, bei den griechischen Studien auf dem Gymnasium bleibt und sich nicht ohne zwingenden Grund zu den „Barbaren" schlägt, daß ferner das griechische Kulturelement bei uns so tief sitzt, daß es nicht verblaßt und wenigstens durch gute Übersetzungen griechischer Schriftsteller und sonstige gründliche Einführung in ihr Geistesleben die Bedeutung dieser in den Kreisen der Gebildeten frisch erhalten bleibt.

Budde hat recht: es gibt noch über 100 Städte in Preußen, die nur ein Gymnasium haben, und da **muß** jeder, der zur Reifeprüfung kommen will, von Tertia an Griechisch lernen. Sobald dies aber gegen einen möglichen Ersatzunterricht von Englisch u. a. fakultativ wird, ist das Realgymnasium in dem neuen Gymnasium

enthalten. Jede Stadt, die daneben noch eine Oberrealschule haben würde, würde dann alle Bildungsmöglichkeiten gewähren, und wir würden dann aus all den mannigfachen organisatorischen Schwierigkeiten der durch die vielen neuen Schultypen geschaffenen komplizierten Lage herauskommen und das ganze höhere Schulwesen sich weit übersichtlicher gestalten (vgl. II S. 112). Das läßt sich hören und ist vom Nützlichkeitsstandpunkt, besonders für den Fall des Übergangs eines Schülers von einer Stadt zur andern, zu empfehlen. Nur dürfen dann keine Reformschulen störend dazwischen treten, gegen die auch B. noch manche Bedenken erhebt. Was freilich der Verf. gegen O. Jäger II S. 60 hinsichtlich des Griechischen und besonders S. 105 von der Gleichwertigkeit der Kultur unserer Zeit sagt, ist nicht stichhaltig. Im Hellenentum ruhen die Wurzeln unserer Geistesbildung, in der griechischen Gedanken- und Geisteswelt haben wir heute noch den triebkräftigen Samen, der die Bildung und Gestaltung unserer Kultur ganz besonders beeinflußt hat. Diesen frisch und triebkräftig zu erhalten, bleibt auch ferner eine Hauptaufgabe unserer Schule, — aber wir müssen daneben jetzt auch, wie schon gesagt, mehr denn früher anderen Bildungsfaktoren Rechnung tragen, und nur so ist eine Wahlfreiheit des Griechischen zu rechtfertigen.

Da ich dem Verf. aber nun hinsichtlich des Griechischen soviel nachgegeben habe, so erbitte ich mir nun auch von ihm, daß er die lateinischen grammatisch-stilistischen Übungen der oberen Klassen nicht mehr mit seinem Haß verfolgt, sondern sie als eine wirklich wertvolle logische und künstlerische Übung billigt, und da er so oft seine früheren literarischen Arbeiten zur Bestätigung heranzieht, so möge er mir gestatten, daß auch ich hier auf meinen oben erwähnten Vortrag über „Das Lateinische in der Einheitsschule" (Schriften des deutschen Einheitsschulvereins, Hannover, Karl Meyer, Heft IV, 1888) verweise, wo ich S. 54—62 die große Bedeutung solcher Übungen und die Art ihres Betriebs ausführlich dargelegt und Autoritäten dafür namhaft gemacht habe, die auch B. nicht ignorieren darf. Aus Furcht vor dem „Grammatizismus" verkennt er den Wert dieser Übungen. Und auch die Extemporalien sind nicht so verwerflich, wie er es darstellt, wenn sie oft geschrieben, leichte Aufgaben gestellt und sie nicht zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht werden.

Der Verf. tritt ferner mit Entschiedenheit ein für eine mehr individuelle Bildung zum Zweck einer Persönlichkeitsbildung statt der bisherigen allgemeinen Bildung, „eines Grundfehlers der preußischen Gymnasialpädagogik schon seit dem Lehrplan von 1816", und befürwortet deshalb eine freiere Organisation der einzelnen höheren Schulen.

Wie der Nibelungen Not ausklingt in der Klage, so führt in bitterer Klage über die herrschende allgemeine Bildung B. den Ge-

danken der individuellen Bildung aus in dem oben an zweiter Stelle genannten Werk „Allgemeine Bildung und individuelle Bildung in Vergangenheit und Gegenwart“, das diese Frage eingehend historisch und kritisch erörtert und in dem er für Stärkung geistiger Eigenart der Schüler, Pflege der Schülerindividualität und darum größere Freiheit im Unterricht der Oberstufe unserer höheren Schulen eintritt, eine Bewegungsfreiheit, die er den ersten Schritt nennt auf dem Wege, auf dem im 20. Jahrhundert die höheren Knabenschulen langsam, aber unaufhaltsam zu einer freieren Organisation ihrer Oberstufe gelangen werden. Bis Obersekunda einschließlich soll die allgemeine Bildung im Besitz der Alleinherrschaft bleiben, in Prima soll der individuellen Bildung Rechnung getragen werden. Diese seine Ideen hat B. z. B. S. 155 ff. eingehend begründet und redet wiederholt das Wort einer Umbasierung der Pädagogik der höheren Knabenschulen von der „überlebten Weltanschauung Hegels auf die unserem modernen Denken und Empfinden entsprechende Weltanschauung Rudolf Euckens in Jena“. Versuche einer praktischen Durchführung solcher Bewegungsfreiheit sind in Strasburg in Westpreußen, in Elbing, am Lyceum in Hannover und am Realgymnasium in Elberfeld gemacht worden und sollen zur Zufriedenheit ausgefallen sein. So mag wohl nach strammer Durchführung einer einheitlichen und allgemeinen Bildung bis zum Übergang nach Prima, wobei ohne Kompensation in jedem Fach das vorgeschriebene Maß der Kenntnisse verlangt wird, in dieser Klasse eine maßvoll gehaltene individuelle Bildung Platz finden nach den Worten Paulsens in der Dezemberkonferenz 1890, die B. als Motto an die Spitze des letztgenannten Buches gestellt hat: „Wir sind so sehr gewöhnt, die Baumschule zum Vorbild unserer Schule zu machen. Es wäre wünschenswert, wenn wir dem freieren Wachstum des Waldes auch auf dem geistigen Gebiet mehr Raum ließen“, wobei wir uns jedoch hüten wollen, uns dem Vorwurf Herbarts I S. 210 auszusetzen.

Unter den 13 namhaften Pädagogen, die das goldene Buch des deutschen Volkes um die Jahrhundertwende uns in Bildern und in kurzen Notizen vorführt, steht an der Spitze L. Wiese, der in seinen „Pädagogischen Idealen und Protesten“ 1884, als er schon 9 Jahre außer Dienst war, ein Bildungsideal vertrat, das fast in allen Punkten dem entspricht, was sich bei B. herausgebildet hat, das er aber in seiner amtlichen Tätigkeit nicht hat verwirklichen können. Am Schluß der Reihe steht als jüngster A. Matthias, ein wackerer Streiter für eine weitgehende Schulreform, der kürzlich, wohl in dem Streben nach voller persönlicher Freiheit und voller Entfaltung seiner idealen Kräfte, von seinem Amte als vortragender Rat im Kultusministerium zurückgetreten ist. Möge er, wenn er jetzt noch weiter seine volle Kraft in den Dienst der deutschen Schulwelt stellt, der Gesamtheit des

deutschen Erziehungswesens noch reiche Früchte bieten und unser Schulwesen sich ohne bedenkliches „Konzedieren, Experimentieren und Irrlichterieren“ in stetem, ruhigem Fortschreiten unter Berücksichtigung der Kulturanforderungen der Zeit zum wahren Segen für die deutsche Jugend weiter entwickeln.

Die Bücher enthalten, wie schon erhellt, einen reichen Stoff und bieten auch im einzelnen viel Interessantes und Belehrendes, so Schleiermachers mit dem eben von mir Geforderten übereinstimmendes Urteil über Schulreform (I S. 40), seine beherzigenswerte Ansicht über Schulandachten (I S 53), die Darlegung des Zieles der Pädagogik Pestalozzis (I S. 57 ff.), interessante Einzelheiten aus Wieses Beamtenlaufbahn (I S. 171 u. 179), eine schöne Anerkennung Herbarts (I S. 232), die Verstiegenheit der extremen Reformer (I S. 250 ff.), O. Jägers Hymnus auf das Lateinische (II S. 152), des Verf.s richtiges Urteil über Sport mit der Ironie über die Entwickelung des Interesses dafür bei der Aussicht auf Direktorstellen (I S. 213 f.), die Komponenten des Geisteslebens und ihre Pflege (II S. 264 u. 267), seine Urteile über Ellen Key sowie Gurlitt und Konsorten (II S. 246 ff.), über Schuldisziplin (II S. 234—41), über Reform des fremdsprachlichen Unterrichts (II S. 289 ff.), Bedenken gegen das Reformgymnasium (II S. 78 ff.), die Gestaltung des philosophischen Unterrichts (II S. 297 ff.). B. fordert eine gründliche philosophische Vorbildung der Lehrer und besondere Lehrstühle für Pädagogik an den Universitäten sowie die Fakultas in philosophischer Propädeutik von jedem, der Deutsch in den oberen Klassen unterrichten will, verbunden mit einer ästhetischen Bildung. Ich fordere daneben in jedem Fall noch Kenntnis des Gotischen und Altdeutschen.

Noch möchte ich rügen, daß B. *frägt* sagt statt *fragt*, III S. 136 *erschreckt* statt *erschrickt*, II S. 251 *jegliches geordnetes Schulleben* statt *jegliches geordnete Schulleben*, und aus Scheu vor *welcher* II S. 210 *die die* sagt. Druckfehler sind II S. 299 *Worten* statt *Werten*, II S. 71 *Paragraphen* statt *Paraphrasen*. II S. 196 *Lehrer* statt *Leser*, II S. 298 *Es* statt *Er* und *philosophischen gebildeten Oberlehrerstand* statt *philosophisch geb. O.*

Druck und Papier in beiden Werken sind gut. Ein genaueres Namen- und Sachregister wäre erwünscht. Lehrerbibliotheken, Seminarbibliotheken und Direktorialreposituren werden diese Pädagogik nicht entbehren können.

Cassel. Fr. Heußner.

---

1) W. Zenz, F. Frank und E. Siegert, Geschichte der Pädagogik. Mit 170 Abbildungen und 4 Beilagen. Wien 1910, A. Pichlers Witwe und Sohn. VIII u. 520 S. 8. 7,50 ℳ.

Das vorliegende Buch will einem Bedürfnis entgegenkommen, das sich wohl namentlich in der Lehrerwelt zeigt. Es gibt ja allerdings Bücher über die Geschichte der Pädagogik in nicht geringer Zahl, aber diese sind teilweise von ziemlich erheblichem Umfange und infolgedessen so kostspielig, daß man sie nur in größeren Bibliotheken findet, teilweise so wenig eingehend, daß der Leser kaum einen tieferen Einblick in die geschichtliche Entwickelung der Pädagogik gewinnen kann. Die Verfasser wollten nun in ihrem Werke den Mittelweg einschlagen: sie wollten eine Darstellung des Gegenstandes bieten, welche möglichst umfassend sein und einen ziemlich umfassenden Überblick über die Geschichte der Pädagogik bieten und, hinsichtlich des Preises, jedem zugänglich sein sollte. Und wenn wir gleich hier am Anfange unsere Ansicht zum Ausdruck bringen sollen, so haben sie ihren Zweck auch erreicht.

Sie behandeln ihren Stoff in 20 Kapiteln, deren Überschriften wir hier angeben müssen, damit unsere Leser eine Überschau von der von den Herausgebern festgehaltenen Entwickelung bekommen: 1. Die Zeit der nationalen Gebundenheit in der Erziehung vor Christus. 2. Das christliche Bildungswesen im Altertum. 3. Das Bildungswesen im Mittelalter. 4. Das Zeitalter des Humanismus. 5. Die Bildung im Zeitalter der Reformation. 6. Das Bildungswesen Frankreichs während des 16. Jahrhunderts. 7. Das Schulwesen in England im 16. und 17. Jahrhundert. 8. Die pädagogischen Neuerer des 17. Jahrhunderts. 9. Das Volksschulwesen im 17. Jahrhundert. 10. Der Pietismus, seine Pädagogik und seine Schule. 11. Das Bildungswesen Englands und Frankreichs im Zeitalter der Aufklärung. 12. Das Bildungswesen in Deutschland im Zeitalter der Aufklärung; der Philanthropinismus. 13. Das österreichische Schulwesen im 18. Jahrhundert. 14. Das deutsche Bildungswesen im 19. Jahrhundert. 15. Johann Heinrich Pestalozzi. 16. Pädagogen nach Pestalozzi. 17. Philosophen und Dichter. 18. Geschichtliches über Einrichtungen, die die Familienerziehung zu unterstützen, zu ergänzen oder zu ersetzen bestimmt sind. 19. Das österreichische Schulwesen von 1792 bis zur Gegenwart. 20. Entwickelung des Bildungswesens in den übrigen wichtigsten Kulturländern. — Wenn auch in erster Linie und hauptsächlich der Volksschulunterricht dargestellt werden sollte, so sind die Verf. doch auch der Entwickelung der höheren Schulen gerecht geworden. Sie wird in ihren verschiedenen Wandlungen und ihren mannigfachen Zeitströmungen mit einer Charakteristik ihrer Hauptträger geschildert, und zwar immer unter genauer Berücksichtigung der allgemeinen Kulturverhältnisse, ohne die ja eine Darstellung der Geschichte der Pädagogik eigentlich gar nicht

denkbar ist. Das veranschaulicht uns auch schon die vorher über den Inhalt gegebene Übersicht. Daß in zwei nicht geringen Abschnitten das österreichische Schulwesen eine besondere Darstellung erfahren hat, werden wir natürlich finden, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Verfasser Österreicher sind.

Wer eine Geschichte der Pädagogik schreiben will, muß sich vor allem möglichst strenger Sachlichkeit befleißigen; machen sich doch gerade in der Pädagogik religiöse und andere Anschauungen und Ansichten geltend, und man kann da leicht zu ungerechten Urteilen gelangen. Soweit wir gesehen haben, ist die Darstellung in unserem Buche durchaus sachlich. Das fanden wir bestätigt, wo wir in der Darstellung Einsicht nahmen. Wir führen nun folgendes an, um unser Urteil zu bestätigen. Gewiß haben die vom Jesuitenorden eingerichteten Schulen zweifellos ihre Vorzüge gehabt und haben sie noch; und diese Vorzüge werden denn auch nach Gebühr gewürdigt und ihrem Wesen nach dargestellt. Aber auch die nicht unerheblichen Mängel dieser werden nicht übergangen und namentlich die auf dem sittlichen Gebiet hervortretenden werden dargestellt. Ein ausführlicheres Urteil von F. Paulsen, einem der hervorragendsten Kenner des gesamten Unterrichtswesens, schließt den darüber handelnden Abschnitt ab. Daneben stellen wir die Abschnitte, die von dem Bildungswesen in der Zeit der Reformation handeln und von der großen Bedeutung, die jene gewaltige geistige Bewegung auch auf dem Gebiete des Unterrichts- und Erziehungswesens gehabt hat. Man lese nur die Darstellung der Verff. S. 140 ff., und man wird da eine völlig sachliche und richtige Würdigung des großen Aufschwungs auf dem Gebiete auch der Pädagogik finden. So wird dann — wir führen das nur als Beispiele an — in dem Werke eine den Zeit- und Kulturverhältnissen entsprechende und aus ihnen hergeleitete Darstellung des Bildungswesens geboten. Und diese Darstellung zeichnet sich noch in einer besonderen Hinsicht vor Werken desselben Stoffes aus: wir finden hierin 170 Abbildungen und 4 Beilagen. Da finden wir Bildnisse einer großen Zahl von Persönlichkeiten, die in der Geschichte der Pädagogik von Bedeutung gewesen sind, und zwar gute Bildnisse in recht guter Wiedergabe; aber auch anderes ist dargestellt, was mit der Geschichte der Pädagogik in engerer Beziehung steht, wir nennen hier nur die Wiedergabe von Originaltiteln lutherischer Schriften (so „An den christlichen Adel deutscher Nation" und „An die Radherrn aller stedte deutsches Landes: das sie Christliche Schulen auffrichten und hallten sollen", der Originalhandschrift des Lutherliedes „Eine feste Burg ist unser Gott", sowie Stellen aus dem Orbis pictus von Comenius u. a.). Durch die große Zahl der Abbildungen wird dem Leser die ganze Darstellung äußerst anschaulich gemacht. So wird denn die Lektüre des Buches dadurch recht interessant.

In erster Linie ist das Werkchen dem angehenden Lehrer, sowohl dem Volksschullehrer wie dem akademisch gebildeten sehr zu empfehlen. Sie erhalten dadurch einen Überblick über die Geschichte der Erziehungs- und Unterrichtslehre, wie sie für ihren Beruf durchaus notwendig ist. Aber auch für weitere Kreise Gebildeter ist das Buch sehr zu empfehlen, die Sinn für pädagogische Fragen haben und der Entwicklung des gesamten Bildungswesens in seiner Geschichte gern verfolgen wollen.

2) Alfred Heubaum, Johann Heinrich Pestalozzi. (Die großen Erzieher, ihre Persönlichkeit und ihre Systeme. Herausgegeben von Rudolf Lehmann. III. Band.) Berlin 1910, Reuther & Reichard. XII u. 368 S. 8. 4 *M*.

Die Herausgabe der Reihe von Einzelschriften, welche Rudolf Lehmann unter dem Titel „Die großen Erzieher“ unternommen hat, war ein überaus glücklicher Gedanke. Es hat so manche bedeutende Schrift, die nicht aus der Feder eines Schulmannes oder Pädagogen stammte, wesentlich zur Erziehung des Menschengeschlechts (im weiteren Sinne) beigetragen, und in diesem Sinne kann man eine beträchtliche Zahl von großen Geistern zu den Erziehern der Menschen rechnen. In dem vorliegenden 3. Bande des groß angelegten Werkes haben wir es nun allerdings mit einem Erzieher im engeren Sinne zu tun, mit einem Manne, dessen Anschauungen von der Erziehung und vom Unterricht nicht nur für seine Zeit von Bedeutung waren, sondern deren Studium und Kenntnis auch heute noch für die pädagogische Welt nicht nur nützlich, sondern fast unerläßlich ist. Wenn er auch nicht durch seine unterrichtliche Tätigkeit und seine Methode eine besonders wichtige Stelle in der Geschichte des Erziehungswesens einnimmt, so ist doch die von ihm aufgestellte Idee, daß man die Menschen durch die Erweckung und Stärkung ihrer besten Kräfte heben, daß man sie fördern müsse durch eine planmäßige Erziehung zu einer geregelten Tätigkeit, vermöge deren sie sich selbst zu helfen instand gesetzt werden sollen, aufgenommen, hoch bewertet und in der Erziehung namentlich der allgemeinen, für die Volksschule berechneten Pädagogik benutzt werden. Durch diese Idee wird die Arbeit des Menschen zu einer sittlichen Tat, was Ziegler als den sozialen Geist seiner Pädagogik bezeichnet.

Wenn auch mancherlei Schriften über Pestalozzi bereits vorhanden waren — Verf. nennt die Arbeiten von Morf, Hunziker, Seyffarth und P. Natorp, die sämtlich sehr verdienstlich sind und als wichtige Beiträge zur Geschichte der Pädagogik bezeichnet werden müssen —, so gab es bisher doch noch nicht eine Biographie des Schweizer Pädagogen. Und gerade das ist von großem Interesse, sein Leben in Verbindung mit seiner pädagogischen Tätigkeit und mit der Entstehung seiner wichtigsten, noch heute in der pädagogischen Welt mit Recht sehr geachteten Schriften

zu betrachten. Eine solche Darstellung zu geben, ist der Zweck des vorliegenden Buches. — Verf. hat dabei nicht nur Pestalozzis Werke aufs gründlichste benutzt, sondern auch alle wichtigen einschlägigen Quellenschriften. Sein Ziel war, „den ganzen Menschen zur Darstellung zu bringen; der Pädagog wie der Politiker, der Menschenfreund wie der Dichter treten, wie es die Entwicklung von Pestalozzis Leben ergibt, in die Erscheinung“. Die Aufgabe war eine sehr bedeutende, der Stoff sehr umfangreich. Mußten doch überall auch die Zeitverhältnisse und sonst obwaltende Umstände genauer betrachtet und gewürdigt werden, wenn man zu einem abgeschlossenen Bilde kommen wollte. Alles einschlägige Material hat Verf. aufs genaueste studiert und für seine Darstellung verwertet. Er behandelt seinen Stoff im ganzen in 19 Kapiteln: 1. Jugendjahre und schriftstellerische Anfänge. 2. Liebe und Heirat. 3. Auf dem Neuhof. 4. Pestalozzis schriftstellerische Tätigkeit. Lienhard und Gertrud, erster Teil. 5. Die schriftstellerische Tätigkeit der Jahre 1782 und 1783. 6. Das Streben nach praktischer Tätigkeit. 7. Zusammenfassende Darstellung von Pestalozzis politischen und pädagogischen Anschauungen in der Zeit bis 1790. 8. Die Revolution. 9. Die Nachforschungen und die Figuren. 10. Pestalozzis Teilnahme an der politischen Umwälzung der Schweiz bis 1799. 11. Stanz und die Anfänge in Burgdorf bis 1801. 12. Die Begründung der Methode in den Jahren 1799 bis 1801. 13. Burgdorf und Münchenbuchsee. 14. Der weitere Ausbau der Methode bis 1807. 15. Iferten, Anstaltsleben und Unterrichtsbetrieb. 16. Der Plan einer Nationalerziehungsanstalt. 17. Die Begründung der Armenanstalt und ihre Auflösung. 18. Schwanengesang und Tod. 19. Würdigung und Kritik. — Das sind ja allerdings nur Überschriften, aber aus denselben entnimmt derjenige, welcher mit dem Leben des Pädagogen auch nur einigermaßen vertraut ist, daß Verf. uns die einzelnen Lebensabschnitte Pestalozzis stets in engem Zusammenhange mit seinen geistigen Bestrebungen und mit den jeweiligen Zeitverhältnissen vorführt, so daß wir ein durchaus vollständiges und abgerundetes Bild erhalten. Nachdem er uns bis zum 18. Kapitel einschließlich das Leben und Streben, das Schaffen und Wirken Pestalozzis auch mit seinen Mißerfolgen und Irrungen, an denen es nicht fehlte, gezeigt hat, kommt er im 19. zu einer Würdigung und Kritik. Hier stellt er das zusammen, was als das Ergebnis des Lebensganges und der ganzen vorausgehenden Untersuchung anzusehen ist. Unter all den Pädagogen, die sich vor ihm einen Namen gemacht haben, gab es keinen, der so wie er mit einer solchen Kraft und Klarheit die sittliche Bedeutung des Menschen und seine Aufgabe bestimmt hat. Dasselbe gilt auch von der neueren Pädagogik seit Pestalozzi. Auch in dem Verkommensten sah er noch die Spuren der Menschenwürde. Das ist ihm die göttliche Anlage im Menschen. Und der Mensch ist zugleich auch

ein Glied eines Ganzen, das Pestalozzi der in seiner Zeit herrschenden Anschauung gemäß als einen Organismus auffaßt. Durch diese seine Anschauung vom Menschen wird der Begriff der Erziehung bestimmt, die eine soziale Pflicht ist. Wenn man nun vom Kinde Leistungen verlangen wolle, so müsse man zuerst die Anlagen und Fähigkeiten dazu entwickeln. Die Triebe müßten geweckt, gepflegt und gefördert werden, so die Anschauungskraft oder vielmehr die Anschauungsfähigkeit, dann die Denkkraft. Alles müsse aus dem Zögling heraus entwickelt, nichts in ihn hineingetragen werden. Den Hauptfehler von Pestalozzis Anschauung sieht Verf. darin, daß er die individuelle Bedeutung der kindlichen Altersstufe nicht erkannt hat. Aber die Ziele hat P. angegeben; manche neuere Bestrebungen lassen erkennen, daß man auf jene Ziele zusteuere.

Wir haben ein recht umfassendes Bild vor uns, das einen der einflußreichsten Pädagogen darstellt, und das nicht nur für den Lehrer und Erzieher von großem Interesse ist, sondern auch für jeden andern, der die wichtigsten Strömungen und Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Pädagogik näher kennen lernen möchte.

3) M. Dessoir und P. Menzer, Philosophisches Lesebuch. Dritte, wiederum vermehrte Auflage. Stuttgart 1910, Ferdinand Enke. VIII u. 321 S. 8. 6 *M*.

Das vor 7 Jahren zum ersten Male erschienene Buch will dem in der neueren Zeit erheblich reger gewordenen Neigung für philosophische Dinge entgegenkommen. Auf allen Universitäten und den meisten technischen Hochschulen werden zwar Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie gehalten; für diejenigen, welche nicht studieren, aber sich mit diesem Stoffe gern beschäftigen wollen, bieten Grundrisse jener Geschichte dazu die mannigfachste Gelegenheit. Aber eines erreicht so weder der Student noch der für die Philosophie Interessierte: die Ausführungen der Philosophen selbst lernen sie dem Wortlaut nach nicht kennen, und das ist denn doch wohl von ganz besonderem Interesse. Da will denn dieses Lesebuch eine man kann wohl sagen: fast notwendige Ergänzung dazu geben: „es liefert erläuterndes Anschauungsmaterial, setzt die Hörer in einen unmittelbaren Verkehr mit den großen Philosophen der Vergangenheit und ermöglicht es, im gleichen Schritt mit dem Fortgang der Vorlesung eine ungefähre Anschauung von der Denk- und der Schreibweise zu erhalten, die diesem oder jenem Klassiker der Philosophie eigentümlich ist“. Dies sind die Worte der Verfasser, mit denen sie den Zweck ihres Werkes bezeichnen. — Übrigens werden im allgemeinen die Schriften der neueren Philosophen weiteren Kreisen leichter zugänglich sein als die der alten und mittelalterlichen; indessen wird es bei allen sehr auf die Auswahl ankommen,

die dem Leser zugänglich gemacht werden soll. Diese wird sich ja im wesentlichen danach zu richten haben, welche Schriften in den Vorlesungen bezw. in den Grundrissen der Geschichte der Philosophie besonders hervorgehoben und betont wurden.

Die von den Verff. hier gebotene Auswahl führt den Leser durch eine große Anzahl von philosophischen Schriften vom Altertum bis zur neuesten Zeit. Im ganzen sind 23 Philosophen vertreten, den Reigen eröffnet Plato mit den Grundzügen der Ideenlehre und über die Idee des Guten und der Erkenntnislehre. Aus Aristoteles finden wir 5 Abschnitte: Von der Wissenschaft, vom Denken des Denkens, vom Wesen der Tugend, über die Glückseligkeit und vom Staate. Es folgt von Sextus Empirikus der Abschnitt über die Fragen der Skeptiker, von Seneca: Ein glückseliges Leben, von Plotin: Von dem Einen. Aus Thomas von Aquino wählten die Herausgeber 5 Abschnitte: Von den Teilen der Philosophie, vom Sein, von der Substanz, von den Universalien, vom Erkenntnisgrunde. Dann folgt von Meister Eckhart: Von der Liebe, und wie der Wille alle Dinge vermag. Von Francis Bacon: Von der Induktion, von den Idolen; von Descartes: Woran man zweifeln kann, über die Natur des menschlichen Geistes; von Spinoza: Gott ist die Ursache aller Dinge, die Natur handelt nicht nach Zwecken, die göttliche Liebe; von Locke: Über unsere komplexen Ideen von Substanzen; von Berkeley: Von den abstrakten Ideen; von Leibniz: Die Monadologie; von Hume: Vom Ursprung der Idee, von der Idee der notwendigen Verknüpfung; von Kant: Vom Eigentümlichen aller metaphysischen Erkenntnis, ist überall Metaphysik möglich?, Wie ist Erkenntnis aus reiner Vernunft möglich?, Wie ist reine Mathematik möglich?, Übergang von der gemeinen sittlichen Vernunfterkennsnis zur philosophischen; von Fichte: Erste Einleitung in die Wissenschaftslehre; von Hegel: Vom Begriff der Geschichte der Philosophie; von Herbart: Veränderung als Gegenstand eines Trilemma; von Schopenhauer: Alles Leben ist Leiden; von Comte: Über Wesen und Bedeutung der positiven Philosophie; von John Stuart Mill: Über die letzte Rechtfertigung eines Nützlichkeitsprinzips; von Fechner: Die Grundansicht und von Lotze: Die Ideenwelt. — Diese vollständige Angabe konnten wir nicht umgehen; nur so kann der Leser erfahren, was er zu erwarten hat. Eine Fülle philosophischer Stoffe der verschiedensten Art ist in den genannten Abschnitten behandelt. Und die Auswahl muß man als sehr gelungen bezeichnen. Sie ist darauf berechnet und dazu geeignet, den Lesern gerade das am meisten Kennzeichnende von den einzelnen Philosophen zu vermitteln. Auch eine Art inneren Zusammenhanges suchten die Verff. herzustellen. Es ist ja selbstverständlich, daß über die Auswahl die Ansichten sehr verschieden sein werden, sowohl hinsichtlich der zu behandelnden Philosophen, wie auch der aus ihren Schriften zu entnehmenden Abschnitte.

Wir meinen jedoch, jeder in sich geschlossene Gang durch die philosophischen Werke kann zu dem Ziele führen, dem Leser die wichtigsten im Laufe der Geschichte der Philosophie hervorgetretenen Ideen zu vermitteln. — Ob das Buch, wie die Verff. meinen, einst auch den höheren Schulen wird dienen können, d. h. ob die Zeit kommen wird, in denen auf ihnen der von vielen Seiten gewünschte umfangreiche Betrieb der philosophischen Propädeutik solche ausführlicheren Hilfsmittel zur Anwendung kommen werden, bleibt abzuwarten. Vorläufig hat es noch nicht den Anschein.

Die nach den einzelnen philosophischen Lesestücken eingefügten Erläuterungen geben die bei der Lektüre notwendigen Berichte und erleichtern das Verständnis wesentlich. Ein am Schlusse hinzugefügtes Namen- und Sachregister bewirkt, daß der Leser sich leicht zurechtfindet, wenn er etwas Bestimmtes im Auge hat und suchen will.

Das sorgfältig und mit großer Sachkenntnis bearbeitete Werk ist aufs angelegentlichste zu empfehlen, u. a. auch für die Lehrer- und Schülerbibliotheken unserer höheren Lehranstalten.

Köslin. R. Jonas.

---

1) Paul Natorp, Pestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Aus Natur und Geisteswelt. 250. Bändchen. Mit einem Bildnis und einem Brief-Faksimile. Leipzig 1909, B. G. Teubner. IV u. 134 S. kl. 8. 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

Der Verfasser dieser Schrift hat über Pestalozzi so viel geschrieben, daß er als einer der besten Kenner seines Lebens und seiner Werke anzusehen ist. In dem vorliegenden Büchlein hat er sich die Aufgabe gestellt, eine Systematik der Pestalozzischen Ideen zu geben, obgleich es ihm wohlbekannt ist, daß die Gedankenwelt seines Helden eine systematische Darstellung eigentlich nicht recht verträgt, sondern nur eine historische, am biographischen Faden aufgereihte. Diese schickt er im ersten Kapitel der Systematik voraus, welche in zwei Kapitel mit den Überschriften: „Die Prinzipien der Pestalozzischen Pädagogik" und „Pestalozzis Pädagogik in ihrer Durchführung" gegliedert ist. Der Überblick, den der Verfasser von Pestalozzis Leben und Wirken mit allen seinen Höhen und Tiefen gibt, ist mit großer Liebe und Verehrung für den seltsamen Mann geschrieben und zeigt, wenn auch in knapper Zusammenfassung, mit voller Deutlichkeit, warum dieses Leben einen, man möchte sagen, so tragischen Verlauf nehmen mußte. Weit wichtiger aber als dieses erste Kapitel des Buches, dessen Inhalt man auch in jeder besseren Geschichte der Pädagogik finden kann, sind die beiden anderen, welche dem Leser ein Eindringen in die pädagogischen Ideen Pestalozzis ermöglichen sollen. Da scheint mir wiederum das zweite Kapitel,

dessen Überschrift oben angegeben ist, bei weitem das wichtigste zu sein. Hier werden die fünf Prinzipien der Pestalozzischen Pädagogik, die zwar er selbst nicht aufgestellt hat, die aber der Verfasser aus seinen Werken meint herausarbeiten zu können, behandelt. Das erste Prinzip ist das der Spontaneität, d. h. die Forderung, daß alle Bildung ausgehen müsse von den eigenen Kräften des zu Erziehenden; das zweite das der Methode, d. h. die Forderung, daß die Selbstentfaltung des Menschengeistes in methodischem Gange von den wahren Elementen oder Fundamenten an bis zur Vollendung fortschreiten müsse; das dritte das Prinzip der Anschauung, d. h. die Forderung, daß die Bildung nur in fortwährender Selbstbetätigung der im Menschen liegenden Kräfte sich weiter entwickeln kann; das vierte das Prinzip des Gleichgewichts der Kräfte, d. h. die Forderung, daß das Bildungswerk eine gleichmäßige, harmonische Entwicklung der menschlichen Kräfte, die Pestalozzi durch die Trias „Kopf, Herz und Hand" ausdrückt, herbeiführen müsse; das fünfte endlich das Prinzip der Gemeinschaft, d. h. die Forderung, daß alle Erziehungsarbeit sich auf dem Boden der Gemeinschaft vollziehen müsse, oder daß sie sozialen Charakter trage, eine Forderung, durch die Pestalozzi in ganz besonderem Maße zum Sozialpädagogen werde.

Man beachte wohl, daß diese fünf Prinzipien nicht etwa von Pestalozzi selbst herrühren, sondern daß sie Natorp erst aus dessen Ausführungen herauskonstruiert hat. Diese Konstruktion macht, wie alle derartige Experimente, auch hier einen sehr gekünstelten Eindruck, und ich kann nicht sagen, daß mich die Lektüre von Natorps Schrift davon überzeugt hätte, daß der Verfasser wirklich nichts weiter getan habe als die Gedanken, die in Pestalozzis Schriften zerstreut auftreten, gesammelt und in ein System gebracht zu haben. Mir will vielmehr scheinen, daß Natorp in Pestalozzi oft viel mehr hineingelesen hat als aus ihm herauszulesen war, und daß ihn seine lebhafte Sympathie für seinen Helden oft dazu verleitet hat, da große Gedanken zu finden, wo andere nur ein ziemlich unklares Wortgeklingel vernehmen können. In der Einleitung zu seiner Schrift sagt Natorp selbst, daß Pestalozzis bis heute weder die Literaturgeschichte noch die der Philosophie, weder die politischen Geschichte noch die historische Soziologie so gedenke, wie es seiner Bedeutung entspräche, und er meint, daß dies daher rühre, daß man wohl den Glauben an seine geniale Größe besitze, aber diesen Glauben nicht durch eindringendes Studium in sicheres Wissen umgewandelt habe. Aber er bleibt die Antwort darauf schuldig, warum diese Umwandlung ausgeblieben ist. Ich glaube, daß das deshalb geschehen ist, weil es eine wahre Qual ist, Pestalozzis Schriften mit ihrer unklaren und durch ihren Wortreichtum ermüdenden Darstellungsweise zu lesen. Damit soll nicht geleugnet werden, daß Pestalozzi

in einer gewissen genialen Intuition eine ganze Menge fruchtbarer pädagogischer Gedanken zu Tage gefördert hat; wer aber in den Schriften eines Mannes nach klarer, begrifflicher Darstellung seiner Ideen sucht, der wird in den seinigen meist vergeblich suchen, und deswegen wird er, wie ich glaube, so wenig gelesen. Eine Folge dieses Mangels an Klarheit ist es auch, daß Pestalozzis Ideen nach dem eigenen Geständnis Natorps für die Ausgestaltung des Unterrichtes in einzelnen Fächern so wenig Bedeutung erlangt haben, wie das tatsächlich der Fall ist.

Alles in allem kann ich von Natorps Schrift nur sagen, daß sie als ein Beweis für seine Kenntnis Pestalozzis und für seine Fähigkeit, seine Ideen zu deuten, im höchsten Grade anerkennenswert ist, daß sie aber trotzdem den Zweck, welchen sie verfolgt, Pestalozzi der Menge der Gebildeten nahe zu bringen, kaum erreichen wird; denn dessen ganze Gedankenarbeit entspricht nicht mehr den Anforderungen, die unsere Zeit stellt.

2) Heinrich Pestalozzi, Eine Auswahl aus seinen Briefen und kleineren Schriften, herausgegeben und eingeleitet von Hermann Walsemann. Deutsche Charakterköpfe. Band III. Mit 19 Abbildungen im Text und auf 7 Tafeln. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. VI u. 189 S. 8. In Leinwand geb. 2 M.

Im Vorworte rechtfertigt der Herausgeber, welcher Seminardirektor ist, die Bezeichnung Pestalozzis als eines deutschen Charakterkopfes einmal durch den Hinweis darauf, daß er aus der deutschen Schweiz stammte, daß er von deutschen Männern und Frauen erzogen wurde, und daß er stets deutsch schrieb und sprach, und ferner durch die Hervorhebung des Umstandes, daß er während seines ganzen Lebens immer nur eins im Auge gehabt habe, nämlich die Hebung des niederen Volkes. Gewiß wird man dem Herausgeber in diesen beiden Punkten zustimmen können; dagegen wird man im Zweifel darüber sein können, ob es ein glücklicher Griff war, gerade Pestalozzi mit den hier abgedruckten Schriften in die Sammlung aufzunehmen. Ich fürchte, daß dieser Band nicht entfernt das Interesse im Publikum finden wird wie die mir näher bekannten IV, V und VI, die Joachim Nettelbeck und Goethes Freundinnen behandeln.

Der Inhalt des Bandes ist folgender. Auf einen Überblick über Pestalozzis Leben und Wirken, der aus den Werken von Morf, Hunziker, Seyffarth und Natorp geschöpft ist, folgen zunächst die „Wünsche“, welche zuerst in der von den sogenannten „Patrioten“ herausgegebenen Wochenschrift „Der Erinnerer“, die nur von 1765—1767 bestanden hat, erschienen sind. Daran schließt sich der Briefwechsel zwischen Pestalozzi und Anna Schultheß während der Brautzeit bis zur Gründung des eigenen Hausstandes. Weiterhin folgen Tagebuchblätter Pestalozzis über die Erziehung seines Sohnes, die Abendstunde eines Einsiedlers, Briefe an verschiedene Personen (Iselin, Zinzendorf, Lavater u. a.),

sowie solche an Pestalozzi, Reden aus den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens, ein Gedicht und das Testament Pestalozzis. Am meisten Interesse wird Pestalozzis Briefwechsel mit seiner Braut erregen, aber auch hier wirkt vieles ermüdend infolge der unklaren, überschwänglichen und äußerst wortreichen Darstellung, die Pestalozzi eigen war. Die Ausstattung des Buches ist sehr gut, der Preis mäßig.

Halle a. S. O. Genest.

---

Ein deutscher Professor in der Schweiz. Nach Briefen und Dokumenten im Nachlaß ihres Gatten von Nahida Lazarus. Berlin 1910, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. VIII u. 202 S. 8. 3,50 *M.*

Es ist leider Tatsache, daß sich in dem hinter uns liegenden halben Jahrhundert die Beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz gelockert haben; fast scheint es, als ob unsere Einigung die deutsch sprechenden Kantone um ihre Selbständigkeit besorgt gemacht haben. Sogar innerhalb des geistigen Lebens macht sich dieser Gegensatz bemerklich; zahlreiche Universitätsprofessoren haben ihren Weg auf deutsche Katheder über schweizerische gefunden; jetzt sind deutsche Lehrer dort zu zählen, und zu Anfang dieses Jahrhunderts hat eine deutsch-nationale im Germanischen Museum zu Nürnberg gehaltene Rede der damalige Berner Rektor, der Germanist Ferd. Vetter, mit schweren Anfeindungen zu Hause büßen müssen. Um so wohltuender wirkt das Bild, das von dem sechsjährigen Aufenthalt ihres Gatten M. Lazarus in Bern seine Witwe Nahida in treuer Pietät uns gezeichnet hat. Sein Inhalt war ursprünglich zu einem Kapitel in den vier Jahre vorher erschienenen und auch in dieser Zeitschrift (Bd. LX S. 265 ff.) besprochenen 'Lebenserinnerungen' bestimmt, schwoll aber so an, daß die Verfasserin beschloß, die Beziehungen zu der Schweiz in einem besonderen Buche darzustellen.

Ohne Privatdozent gewesen zu sein, wurde M. Lazarus auf Grund seiner schriftstellerischen Erfolge an die Berner Universität berufen und hat ihr vom Wintersemester 1859 bis 1862 als Honorarprofessor und 1862 bis 1866 als ordentlicher Professor der Psychologie angehört. Er ist mit Bedenken dem Rufe gefolgt, den der Nationalökonom Br. Hildebrand ihm persönlich überbrachte, hat sich dann aber, nachdem er sich entschlossen, mit seiner ganzen Seele und seiner unermüdlichen Arbeitskraft in die neue Tätigkeit hineingestürzt. Wie er in einem Briefe schrieb, war der Hauptgrund, weshalb er in die Schweiz ging, das Volksleben in einer Republik kennen zu lernen, und um dies nach allen Seiten hin zu erreichen, nahm er jede Gelegenheit wahr, an seinen Regungen sich in dem weitesten Umfange zu beteiligen, und lenkte, wo er nur selbst in die Öffentlichkeit trat, als glänzender Redner allenthalben die Aufmerksamkeit auf sich. Dieser Erfolg verrauschte aber nicht mit den Worten; wiederholt

mußte er der Aufforderung folgen, mündlich ausgesprochene Gedanken schriftlich in Gutachten auszuführen, z. B. über Reformen der Universität, deren Notwendigkeit er mit rücksichtsloser Offenheit klar legte; manche Ratschläge verdienen auch heute noch Beachtung, andere zeugen wenigstens von seiner idealen Auffassung des eigenen Berufs und des Strebens der Studenten. Der weite Horizont, den sein Blick umspannte, das lebhafte Interesse, das er innerhalb dieses betätigte, brachte ihn mit Männern der verschiedensten Berufsarten in Berührung, der Wissenschaft, der Kunst und Literatur, der Verwaltung; die Szene, wie Gottfried Keller mit ihm bekannt wurde und mit ihm sofort Brüderschaft machte, wird von ihm selbst S. 98 f. sehr ergötzlich geschildert. Viele Äußerungen der Verehrung hat die pietätvolle Witwe mitgeteilt, am deutlichsten spricht für sie die Wahl zum Rektor und Dekan, 'der schönste Tag seines Lebens', und die zum Deputierten nach Wien zur 50jährigen Stiftungsfeier der Universität (1865), 'der glänzendste Tag'. Er hat dort frei sprechend 'zum ersten Mal die Wahrnehmung der ihm noch unbekannten Tragweite seiner Rednergabe gemacht' (S. 114). Vor allen zeichnete ihn die Fähigkeit aus, sich als Mann der Wissenschaft in ideale Sphären zu erheben, und doch wieder die Menschen, mit denen er zusammenlebte, richtig zu verstehen und auf ihre Interessen einzugehen und sie teilnehmend zu vertreten. So gewann man ihn in der Schweiz lieb und glaubte ihn dort halten zu können. Der Schluß des Berichts über das Wiener Fest im 'Bund' lautete jedoch: 'Dürfen wir uns verwundern, daß ein der Schweiz mit großer Liebe zugetaner Gelehrter die Schweizerischen Hochschulen als deutsche bezeichnet, wenn in der Tat deutsches Wissen und deutscher Fleiß ganz vorwiegend es sind, die dieselben beseelen, wenn dagegen von schweizerischen Gedanken, von schweizerischem Talent, ja sogar von schweizerischem Interesse in unseren Hochschulen weniger zu verspüren ist?' (S. 116). Der Völkerpsycholog wird schon vorher sich durch die Anerkennung seiner aufopfernden Tätigkeit nicht haben täuschen lassen. Ich möchte zweifeln, ob er wirklich in der Schweiz geblieben wäre, wenn er sein Schicksal nach seiner Neigung gemodelt hätte, wie die Verf. meint (S. 116). Im Grund seines Herzens war Lazarus bei aller Verwöhnung, von der in dem Buche oft die Rede ist, in der Schweiz gut deutsch geblieben und kehrte, vertrauend auf seine dort erprobte Kraft und die gesammelten Erfahrungen, in die Heimat zurück, obgleich er sich in ihr eine Stellung erst wieder erkämpfen mußte.

Belebt wird das Bild des deutschen Professors in der Schweiz durch zahlreiche Figuren, die in kurzen Strichen uns gezeichnet werden, bekannte und unbekannte; auch deutsche Männer der Wissenschaft ziehen an uns vorüber. Das Vertrauen, das Lazarus in der Schweiz bis an seinen Tod genoß, veranlaßte oft maß-

gebende Persönlichkeiten, sich auch nach seinem Abgang über Berufungen zu erkundigen. Wie weit die abgegebenen Urteile das Richtige getroffen haben, kann ich nur zum Teil bemessen; die Schilderung der Redseligkeit seiner Kollegen Vischer und Bursian auf S. 88f. ist aber bei dem letzteren, dem Philologen, jedenfalls übertrieben [1]).

Meißen. Hermann Peter.

---

K. Alt, Goethes Faust. In sämtlichen Fassungen, mit den Bruchstücken und Entwürfen des Nachlasses herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Berlin-Leipzig-Stuttgart ohne Jahr, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 606 S. 8. geb. 3 M.

Im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift (S. 426 f.) sind drei Bände der im Bongschen Verlage erschienenen neuen Ausgabe von Goethes Werken kurz angezeigt worden, darunter auch der vom Privatdozenten Dr. Karl Alt herausgegebene, mit einer trefflichen Einleitung versehene Faust, nebst Bruchstücken und Entwürfen des Nachlasses. Jetzt liegt eine erweiterte Sonderausgabe dieses Teiles vor, die auch den Urfaust, das Fragment von 1790, sowie die Helena von 1800 enthält, also sämtliche von Goethe jemals geplante oder veröffentlichte Gestalten des Gedichtes. Da Alt umfangreiche Anmerkungen (86 Seiten nehmen sie ein) hinzugefügt hat und auch auf die Entstehungsgeschichte des Faust näher eingeht, so bietet diese Sonderausgabe in der Tat das gesamte Material, und zwar in bequemer Übersichtlichkeit. Der Band hinterläßt, wie jene drei anderen, den besten Eindruck und ist bei innerlicher und äußerlicher Gediegenheit sehr wohlfeil.

Görlitz. E. Stutzer.

---

[1]) Ich benutze die Gelegenheit, um eine Verwechselung des berühmten französischen Gelehrten M. Bréal in den 'Lebenserinnerungen' richtig zu stellen. Er hatte sich zu Lazarus über die resignierte Selbstbescheidung des Deutschen dahin geäußert, daß er kürzlich ein dickes Buch von einem deutschen Gymnasiallehrer aus Gumbinnen oder Meseritz oder dergleichen erhalten habe, eine außerordentlich wertvolle Forschung 'Zur Geschichte der lateinischen Sprache'. Ein Franzose wäre selbstverständlich in einem solchen Falle nach Paris gekommen und Mitglied der Akademie geworden: 'der deutsche Gymnasiallehrer aber ist schon zufrieden, wenn er nur sein dickes Buch vor sich sieht und wird vermutlich bis an sein seliges Lebensende in Meseritz oder Gumbinnen sitzen bleiben'. Nach den von Herrn Konrektor Leicht von Bréal selbst eingezogenen Nachrichten ist aber das Buch von W. Corssen 'Vocalismus der lateinischen Sprache' (1858—59) gemeint, der damals Professor in Schulpforta war, dagegen war ein unbedeutender Ort in Osten (Ostrau in Filehne.) der Wohnort des Sprachvergleichers und Celtikers Ebel, der übrigens 1875 als Nachfolger von Bopp an die Universität in Berlin berufen worden ist.

1) **Der Kunstschatz des Lesebuchs.** Die epische Dichtung von **Ernst Weber.** VIII u. 266 S. Die lyrische Dichtung von **Wilhelm Peper.** VI u. 203 S. geh. je 3,40 *M.* Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner.

Zwei innerlich recht ungleiche Bücher sind hier in einer Sammlung vereinigt. Beide sind zunächst wohl für den Volksschullehrer geschrieben, bringen aber vieles, was auch dem Lehrer des Deutschen in höheren Schulen willkommen sein wird. Der Verf. des Teiles über Epik ist der durch seine groß angelegte Sammlung epischer Dichtungen „Der Spielmann" bekannte Münchener Schriftsteller. Wenn es auch mit der Gedichterklärung an unsern höheren Schulen wohl nicht mehr so trübe aussieht, wie W. meint, und vieles, was er bringt, nicht prinzipiell neu und originell ist, so ist doch sein Buch wie jeder neue Vorstoß gegen die leider noch immer herrschende öde formale Methode der für bequeme Lehrer bequemen Dietlein-Frick-Polack-Bücher mit Freuden zu begrüßen.

Daß manches in der Darstellung nicht so wirkt, wie es Verf. empfunden und selbst in der Praxis ausgeübt hat, fühlt er: „die wissenschaftlich zugreifende Hand zerreißt feuchte Spinnenfäden, wo das dichterisch schauende Auge blitzende Tauperlen sah". Trotzdem ist die sinnige Art seiner Erklärung von epischen Dichtungen — schon das erste „Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen" ist ein Kabinettstück — wohl geeignet anzuregen, nachgeahmt, ja kopiert werden zu dürfen. Soviel mag über den praktischen Teil genügen, der etwa 30 Gedichte behandelt. Auch die acht vorausgehenden theoretischen Abschnitte bieten außerordentlich viel Interessantes, Originelles, ja Geistreiches. Von der Technik des Dichters weiß W. aus seiner eigenen Erfahrung als „preisgekrönter" Dichter — er meint selbst, das möchte manchem als Unverfrorenheit erscheinen — viel zu berichten. Die Klassifizierung der epischen Dichtungen nach ihren Stoffen, die W. so wie er sie in seinem „Spielmann" gegeben, für „maßgebend" hält, hat wohl wenig praktischen Wert, doch wird auch dabei manche gute pädagogische Bemerkung gemacht wie die, daß man bei der Auswahl auch die Sensationslust des Kindes berücksichtigen soll, um durch gute Gedichte ein Gegengewicht gegen die Schundliteratur zu schaffen, oder die über die Verwendung des Schwankes. („Allzuviel ist ungesund, aber hin und wieder eine Stunde, in der sich alles gründlich auslachen kann, das ist wohlbekömmlich für Leib und Seele"). Der Schenk von Limburg hat sich übrigens bei der Gruppierung wohl verirrt. Über die Behandlung des Nibelungenliedes kann man ja anderer Meinung sein. Wo es überhaupt mhd. gelesen werden kann, da meine ich, darf es vorher nicht in einer Übersetzung bekannt werden, sondern höchstens auf einer früheren Stufe als Prosaerzählung. Die Behauptung, daß Ilias und Odyssee den Schülern

gründlich verekelt würden, weil man das Augenmerk fast ausschließlich auf die philologische Seite lenke, halte ich für gewagt. Überhaupt wäre es zu wünschen, daß der Verf., der vielfach von „seiner" Zeit als Schüler, als Student redet, das chronologische Dunkel einmal lüftete. Nach manchen Angaben muß die Zeit recht weit zurückliegen! Das gilt auch für polemische Bemerkungen gelegentlich des Metrischen, das in den Gedichterklärungen, sowie im theoretischen Teile einen breiten Raum einnimmt. Doch auch hier wird jeder etwas für sich finden, so die originellen Darstellungen von Vers und Strophe durch Bilder. Über den Rythmus von Bürgers Lenore bin ich anderer Meinung; es ist eben kein Galopprhythmus. Zum Vergleich könnte man sehr gut noch Geibels Ulan heranziehen. Die Schilderung der 20 verschiedenen Dichterindividualitäten ist z. T. meisterhaft, wenn auch die mit dem Auge des Dichters geschauten Visionen naturgemäß etwas Einseitiges haben; gewiß werden auch aus diesem Abschnitte gerade die etwas für sich entnehmen, die durch eigenes Studium und „Erleben" bereits mit den Dichterpersönlichkeiten bekannt geworden sind. Sehr beachtenswert sind die Bemerkungen über die Vorbereitung des Verständnisses. Vor allem beherzigenswert aber scheint mir der immer wieder hervortretende Grundgedanke, daß das Wort des Dichters die Hauptsache bleibt und die Person des Lehrers alles zu seiner Vermittelung tun muß. So können wir denn gern des Verfassers Erwartung entsprechen und ihm „zu gemeinsamem Wandeln die Hand reichen".

Von dem Teile über die Lyrik könnte ich nicht das Gleiche sagen, wenn auch das Buch eine Fülle von glücklichen Beobachtungen und wertvollen Anregungen enthält. Mir sind die ersten Teile: Gefühls-, Bild-, Gedankengehalt, der Dichter und sein Werk, das Sprachliche und Musikalische im Gedicht, vielfach gar zu abstrakt und theoretisch gehalten, wenn auch hier und da gute praktische Beispiele eingestreut sind. Nach meinem Empfinden ist für den vorliegenden Zweck zu viel von theoretischer Psychologie und zu wenig von praktischer Didaktik die Rede. Schon an Äußerlichkeiten zeigt sich dies: es wird fast nie von bestimmten Klassenstufen, sondern immer nur vom Kinde gesprochen, z. B. auch wo es sich um Klopstocks Frühlingsfeier handelt. Bei Betrachtung der einzelnen Elemente, aus denen sich die Wirkung der Lyrik zusammensetzt, wird zu viel systematisiert, das zeigt schon das häufige Vorkommen von 1) 2) usw. im Texte im großen und im einzelnen. Auch kann ich nicht einsehen, warum für „O lieb, so lang du lieben kannst" oder „An meine Söhne" überhaupt noch irgend etwas „vorbereitet" oder „ein Stimmungsuntergrund geschaffen" werden muß; ich habe beide Gedichte einfach vorgelesen und zunächst durch sich wirken lassen, natürlich das eine in Quarta, das andere in Oberprima. Geradezu enttäuscht aber war ich, als am Schlusse des theoretischen Teiles, ebenfalls wieder in

1, 2) usw. sorgfältig gegliedert, eine Grundform sich herausstellte, die für die Behandlung lyrischer Gedichte als stets anwendbar bezeichnet wird. Dagegen möchte ich einige prinzipielle Einwände machen. Die „Einstimmung" (1) halte ich, wie gesagt, nicht für nötig, ja oft für schädlich. Ein wesentlicher Vorzug guter lyrischer Gedichte besteht eben darin, daß sie verschieden gestimmte Leser mit zwingender Gewalt in dieselbe Stimmung versetzen. Das „Nacherleben und Einleben" (2) das sich „im großen Zusammenhang" vollziehen soll, halte ich für weniger wichtig als das Miterleben, das sich im Zusammenhang mit dem Lesen von selbst vollzieht. Im Gegensatze zum Verfasser aber wünsche ich dringend, daß der Schüler sich nicht darüber aussprechen solle; denn das wird ihm die Freude an dem „Erlebnis" gründlich verleiden. Von dem unter 3. genannten möchte ich die „Gefühlskurve" und den „Kristallisationspunkt", selbst wenn beide „kindertümlich und für Schüler faßbar" sein sollten, meinen Schülern doch gern ersparen. Was den 4. Punkt betrifft, so kann man wohl „das Gedicht mit verwandten zusammenstellen, angeben lassen, wie sich das Kind mit seinen eigenen Gedanken zu den Gedanken des Liedes stellt" usw., man kann es meiner Meinung nach aber auch lassen! Selbstverständlich kommen diese prinzipiellen Bedenken auch gegenüber dem praktischen Teile bei der Erklärung der einzelnen Gedichte in Betracht. Doch auch hier muß hervorgehoben werden, daß stofflich sehr viel geboten wird, auch für einen Erklärer, der ganz andere Wege geht. Dankenswert ist schon die Berücksichtigung ganz moderner Lyrik, ferner die Reichhaltigkeit der gebotenen und das beigegebene Verzeichnis „anzuschließender" Gedichte, in dem manches namhaft gemacht wird, was vielleicht Herausgebern von Lesebüchern erwünscht sein wird.

2) Deutsches Lesebuch für Obersekunda. Für Gymnasien herausgegeben von Emil Schönfelder und Rudolf Kniebe. Frankfurt a. M. und Berlin 1909, Verlag von Moritz Diesterweg. XV u. 291 S. geb. 2,60 M.

3) Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in den Oberklassen höherer Lehranstalten. Herausgegeben von E. Schönfelder. Frankfurt a. M. und Berlin 1909, Verlag von Moritz Diesterweg. XIV u. 210 S. geb. 2,40 M.

Einer „Anregung aus Gymnasialkreisen" folgend, hat Kniebe, Oberlehrer am Goethegymnasium, den Obersekundateil des von Winneberger neu herausgegebenen Paldamusschen Lesebuches für Gymnasien bearbeitet. Zu diesem Zwecke sind aus den Abschnitten IV—VII alle Proben aus der antiken Literatur, die sich in guten Übersetzungen fanden, entfernt worden. Für die im Gymnasium gelesenen Schriftsteller ist dies Verfahren sicher richtig; ob aber nicht Plutarch, Strabo, Archimedes, Aristoteles auch den Gymnasiasten einmal in kleinen Proben vorgeführt werden könnten, möchte ich nicht entscheiden. Ich glaube, sie

stehen sich mit der dafür eingesetzten Abhandlung, die die vorhandenen guten noch vermehren, nun schlechter als die Realschüler. Daß bei dem Abschnitt „Philosophie“ die Stellen aus Xenophon und Platon verschwunden sind, halte ich auch für selbstverständlich, doch zweifle ich auch hier, ob die dafür eingesetzten Abhandlungen, meist aus Windelband, einen gleichwertigen Ersatz bieten, namentlich für die Proben aus Aristoteles, der doch wohl auch im Gymnasium nicht oft gelesen wird.

In dieser Ausgabe fehlen ebenso wie in der für die Realanstalten gänzlich die Texte zur älteren deutschen Literatur, so daß neben den 2 Bänden für obere Klassen, die bei andern Lesebüchern alles enthalten, was man im Unterricht braucht, mindestens noch ein dritter benutzt werden muß. Dazu kommt in dem für die Hand des Schülers bestimmten „Hilfsbuch“ noch ein vierter; denn Ersatz für die fehlenden mittelhochdeutschen Texte bietet es nicht. (Es enthält weder Nibelungenlied noch Walther.) Doch soll hier von diesem praktischen Nachteil abgesehen und der Wert des Buches an sich betrachtet werden.

In dem ersten Teil: Texte zur Veranschaulichung der Entwickelung der deutschen Sprache, bietet der Herausgeber eine vorzügliche Auswahl von Sprachproben von Ulfilas bis Kant, die in dieser Vollständigkeit meines Wissens auf dem verhältnismäßig kleinen Raum (76 S.) sich noch nirgends findet. Der zweite Teil: Texte zum gegenwärtigen Bestand der deutschen Sprache, ist außerordentlich interessant und reichhaltig. Es finden sich hier nicht nur alle Dialekte (selbst: versprengte Mundarten alter Ansiedlungen, messingsch!), sondern auch Beispiele für Standes-, Berufs- und Fachsprachen (z. B. Chemikersprache, Winterfelder Hausierersprache, Gaunersprache) und Beispiele für die heutige Sprachverderbnis (Reichsgerichtsdeutsch, sportdeutsch, neueste Satzzeichensprache). Aber was soll diese Fülle in der Schule, ja auch nur für den Schüler? Auch für die ausführliche Theorie und Geschichte der deutschen Sprache wüßte ich im Unterricht keine rechte Stelle. Die Zeittafel zur Literaturgeschichte scheint mir zu rein chronologisch und läßt zu wenig die Zusammenhänge erkennen, der Abschnitt über Metrik bietet für Schüler viel zu viel. Alles in allem möchte ich das gute Buch jedem Studierenden und Lehrer der deutschen Sprache warm empfehlen, ja auch jedem, der sich als ihr Freund gern mit ihr beschäftigt; als Schulbuch aber halte ich es für ein Erzeugnis der modernen Richtung, die über dem, was man alles in der Schule behandeln möchte, könnte, eigentlich müßte, das vergißt, was unbedingt dort behandelt werden muß und soll.

Cassel. Carl Heinze.

C. Berg, Johann Wolfgang Goethe. Lebensbild eines großen Menschen. Der reiferen Jugend dargestellt. Mit einem Titelbild und 28 Textbildern. Gotha 1910, F. A. Perthes. I u. 204 S. 8. geb. 4 *M.*

Das vorliegende Buch will nach seiner Bestimmung betrachtet sein und kann in dieser Zeitschrift nur von dem Standpunkt aus besprochen werden, daß die Frage aufgeworfen wird, ob es nach Inhalt und Form für die reifere Jugend höherer Lehranstalten geeignet ist und deshalb zur Privatlektüre und zur Anschaffung für Schülerbibliotheken empfohlen werden kann. Nicht kritische Betrachtungen, nicht Inhaltsangaben soll es nach dem Vorwort bringen, sondern es will nur 'die heranwachsende Generation durch die Liebe für den Menschen Goethe zu den Werken des Dichters führen, damit sie, unbeirrt durch vorgefaßte Meinungen, eine Welt von Wahrheit und Schönheit in sich aufzunehmen vermöge'. Unter den Abschnittsüberschriften 'Elternhaus, Studienzeit, Weimar, Schweizerreise, Italien, Rückkehr, Neuer Frühling, Napoleon, Rückblick' stellt der Verfasser Goethes Leben nach seinen Hauptzügen in anmutiger Form so dar, daß sich annehmen läßt, das Buch werde auf die wissensdurstige männliche und weibliche Jugend von 14 bis 16 Jahren einen günstigen Eindruck nicht verfehlen und die Gemüter für fernere Beschäftigung mit der Person und den Werken des Dichters empfänglich machen. Neue Aufschlüsse und wissenschaftliche Förderungen darf natürlich niemand in dem Buche suchen. Von sachlichen Versehen sind mir beim Durchlesen folgende aufgefallen. S. 2 ist von 4 Brüdern Ochsenstein die Rede; meines Wissens hießen sie von O. und waren nach Goethes Erzählung in 'Dichtung und Wahrheit' nur drei. Auch dem Herrn von Willemer hat der Verf. auf S. 168 die Adelspräposition entzogen. Ob der kleine Franzose, mit dem der jugendliche Goethe im Jahre 1759 Freundschaft schloß, wirklich Derones (nicht Derrones, wie S. 20 Z. 16 v. u. gedruckt ist) hieß, weiß ich nicht; Goethe sagt in 'Dichtung und Wahrheit' nur, 'er wolle ihn Derones nennen'. Daß dem Königsleutnant sein richtiger Name Graf Thoranc gegeben wird, ist recht und billig, doch wäre wohl darauf hinzuweisen gewesen, daß Goethe selbst und nach ihm Gutzkow in seinem bekannten Drama ihn stets Thorane genannt haben. Daß der auf S. 21 Z. 6 v. u. erwähnte Dolmetscher ein Frankfurter Bürger, nicht ein Franzose aus dem Gefolge des Grafen Thoranc war, hätte ebenfalls zugefügt werden können. Das S. 54 Z. 2 angeführte Märchen Goethes heißt nicht 'Die schöne Melusine', sondern 'Die neue Melusine'; so heißt auch das S. 65 Z. 13 v. u. angeführte Stück nicht 'Der Jahrmarkt zu Plunderweilen', sondern 'Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern'. Auf S. 90 Z. 14 hätte hinzugefügt werden müssen, daß Korona Schröter nicht Sängerin, sondern in erster Linie Schauspielerin war. Die auf S. 69 Z. 2 angeführten Brüder hießen Jacobi, nicht —y; die auf S. 130

Z. 17 v. u. und 7 v. u. erwähnte Stadt heißt Longwy, nicht Longnay. Sprachlich möchte ich zuerst eine Nebensatzverkürzung auf S. 30 Z. 10 v. u. beanstanden: ... gewöhnt, sich ... zu benehmen, waren dem jungen Manne ... die feineren Formen ... unbekannt. Ferner bedarf auf S. 62 Z. 3 der Satz einer Umformung: 'Rücksicht auf den Vater, dem sich, als Gehilfe des Sohnes, Gelegenheit bot, seine ... Kenntnisse zu verwerten', etwa in der Weise: 'dem sich Gelegenheit bot, als Gehilfe des Sohnes seine ... Kenntnisse zu verwerten'. Die Feminina S. 82 Z. 10 v. u. 'Bewunderinnen' und S. 116 Z. 12 'Förderin' halte ich nicht für gut deutsch, ebensowenig wie die Prädikatform S. 8 Z. 11: 'Der Eindruck war ein so nachhaltiger' und S. 105 Z. 16: 'daß diese Entdeckung ... eine bahnbrechende sei'. Die Zeichensetzung endlich ist für eine Jugendschrift nicht folgerichtig genug; so ist das Komma vor 'und' nicht gleichmäßig behandelt und fehlt z. B. S. 47 Z. 1 v. u., S. 48 Z. 8 v. u., S. 53 Z. 3, S. 58 Z. 17 v. u., S. 63 Z. 13 v. u., S. 86 Z. 10, S. 94 Z. 4 v. u. und sonst noch. Dagegen ist es vor 'als' im verkürzten Vergleichungssatze oft gesetzt, wo ich es für überflüssig halte. Auf S. 51 muß am Ende der siebenten Strophe des 'Mailieds' unbedingt ein Komma stehen statt eines Punktes. In der siebenten Zeile von S. 164: 'Nur ungern, und von Christiane angetrieben, entschloß er sich' sind die beiden Kommas überflüssig. Auf S. 187 Z. 1 v. u. muß das letzte 'zu' fehlen. Das Zitat auf S. 131 Z. 6f. ist ungenau: statt 'Sattelzeug' steht bei Goethe nur 'Zeug', statt 'Ich weiß es nicht' nur 'Ich weiß nicht'. Die Bilder zeigen uns Goethe nach dem Stielerschen Ölbild von 1828, nach dem Mayschen von 1779 und nach der Trippelschen Büste. Karl August nach einem Bilde von 1826, ferner Goethes Eltern nach den Reliefporträts von Melchior, sodann Käthchen Schönkopf, Charlotte Buff, Lili Schönemann, Charlotte von Stein, Christiane Vulpius und Marianne von Willemer und endlich die wichtigsten Stätten aus Goethes Leben, darunter zwei nach eigenen Entwürfen des Dichters, nämlich den Blick auf den Vatikan und St. Peter in Rom und die Ansicht von Schillers Garten und Wohnhaus in Jena. Die äußere Ausstattung des Buches, Druck, Papier und Einband, machen der Verlagsbuchhandlung Ehre.

Quedlinburg. P. Schwarz.

---

Deutsche Schrifttafeln des 9. bis 16. Jahrhunderts aus Handschriften der K. Hof- und Staatsbibliothek in München herausgegeben von Erich Petzet und Otto Glauning. 1. Abteilung. Althochdeutsche Schriftdenkmäler des 9. bis 11. Jahrhunderts. München 1910, Druck und Verlag von Carl Kuhn. 15 Tafeln mit begleitendem Text.

Diese auf 5 Halbleinwand-Bände zu 8 ℳ (broch. 9 ℳ) berechneten Schrifttafeln in einem Format von 32 × 42 cm sind auf bestem holzfreiem Karton in Lichtdruck und zwar durchgehends

in Originalgröße hergestellt und wollen dem Germanisten und Paläographen ein neues Lehrmittel und eine Bereicherung seines wissenschaftlichen Anschauungsstoffes an die Hand geben.

Die vorliegenden, durch schöne, klare Reproduktionstechnik sich empfehlenden Tafeln sind sicher mehr geeignet, in eine zuverlässige kritische Behandlung der alten Texte einzuführen, als die modernen Ausgaben mit ihren typographischen Mitteln. Mit Recht sind inhaltlich bedeutende Stücke, wie z. B. das Wessobrunner Gebet, das Freisinger Pater noster, Muspilli, Heliand, Otfried, Notker und Williram berücksichtigt, so daß dieses auch literaturgeschichtlich bedeutsame Werk eine dankenswerte Ergänzung zu unseren Literaturgeschichten und auch zu Könneckes trefflichem Bilderatlas darstellt. Die „Deutschen Schrifttafeln" ermöglichen dem akademischen Lehrer, mit der Einführung in die deutsche Paläographie alle Arten textkritischer Übungen zu verbinden, und dem Studierenden auch unabhängig von dem oft nur allzu dürftigen Handschriftenbesitz der ihm zugänglichen Bibliothek sich mit den Eigenheiten der Überlieferung deutscher Sprachdenkmäler vertraut zu machen. Aber auch für unsere Gymnasien und ähnliche Lehranstalten sind diese Schrifttafeln ein Anschauungsmittel allerersten Ranges. In Schaukästen der Klassenzimmer zur Erläuterung des Unterrichts ausgehängt, werden sie dem einzelnen Schüler Lust und Liebe zu den alten Schriften erwecken und zur Ausbildung des historischen Sinns wesentlich beitragen.

Auch in paläographischer Beziehung ist dieses neue Tafelwerk mit Dank zu begrüßen. Es fehlt zwar nicht an guten Büchern zur Einführung in die Paläographie: Wattenbachs Anleitung zur lateinischen Paläographie (4. Aufl. 1886) reicht für nicht zu tief gehende Studien dank seiner außerordentlich praktischen Anlage noch immer aus. Wer sich eingehenden Studien insbesondere in unseren Archiven widmen will, dem seien Arndt-Tangls Schrifttafeln, besonders die Tafeln des 3. Heftes (1903 erschienen), zum Selbststudium empfohlen. Neuer, aber durch fortlaufende Reproduktion mit Photographie und Lichtdruck, durch vollständige Umschreibung der Tafeln in moderner Schrift und durch eine lehrreiche Abhandlung „Entwickelung der lateinischen Schrift" vom 13. bis zum 18. Jahrhundert ausgezeichnet ist Steffens „Lateinische Paläographie", 3 Hefte, 1903. Auch die exempla codicum Amplonianorum Erfurtensium saeculi 9—15, herausgegeben von Schum, Berlin 1882, sind vorzügliche Hilfsmittel, sich in die Schreibweise des ausgehenden Mittelalters einzulesen. Über die paläographischen Hilfsmittel für die späteren Zeiten verweise ich auf meine Familiengeschichtliche Quellenkunde, 1909, S. 305 ff. Man hat sich aber für die vorreformatorische Epoche in Deutschland meist damit begnügt, für die Lesung deutscher Texte an lateinischen, nicht an deutschen Stücken die Schulung zu holen, während Franzosen, Engländer, Niederländer, Skandinavier und

Spanier beim Studium ihrer alten Schriftwerke Tafelsammlungen zu Rate ziehen, die ganz auf ihrem Sprachgebiete fußen. Hier setzen diese Tafeln von Petzet und Glauning ein. Nach der ersten Probe läßt sich zwar ein definitives Urteil noch nicht abgeben. Es darf aber gehofft werden, daß sie für manche Fragen der Schriftentwicklung neue Gesichtspunkte erschließen, ein neues Material auch zur Lösung bisher noch unerledigter Fragen über die Geschichte der Schrift darbieten werden. Versprochen sind Schriftproben von der karolingischen Minuskel an bis zum Übergang der Schrift der Schreibstuben in die individuellere Kurrentschrift der Neuzeit und zwar aus den verschiedensten Landschaften des deutschen Sprachgebietes von Österreich und Bayern bis zu den Niederlanden.

Die einzelnen Tafeln werden literaturgeschichtlich und paläographisch ausführlich erläutert, vollständige Transskriptionen sind beigegeben, so daß auch der, welcher fern von einer größeren Bibliothek Paläographie durch Selbststudium erlernen will, alle Handhaben zur Einarbeitung in die Materie beieinander hat. Die künstlerische Reproduktion der Tafeln ist vorzüglich. So darf man hoffen, daß diese deutschen Schrifttafeln, wenn die Herausgeber sie in der bisherigen Weise fortführen, eine wesentliche Ergänzung unserer germanistischen und paläographischen Literatur und ein Unterrichtsmittel ersten Ranges darstellen werden.

Dresden. Eduard Heydenreich.

---

S. Brandt, Eclogae poetarum Latinorum. Editio tertia emendata. Lipsiae 1910, in aedibus B. G. Teubneri. VIII u. 137 S. 8. 1 ℳ.

Daß von der Brandtschen Auswahl aus römischen Dichtern, die 1881 zum ersten und 1897 zum zweitenmal erschien, eine neue Auflage nötig war, ist erfreulich. So scheint denn das Interesse für derartige Lektüre noch nicht ganz erloschen zu sein. Wo aber sind die Gymnasien, die mit so geringer Beihilfe, wie sie hier geboten wird, die zum Teil recht schwierigen Stücke bewältigen können? Und doch sind dieser neuen Ausgabe zum erstenmal wirkliche Anmerkungen beigegeben worden, während früher außer einer Erklärung der Eigennamen nur einzelne ungewöhnliche Ausdrücke erläutert wurden. Ich glaube nicht, daß selbst die jetzigen reicheren Anmerkungen (multo pluribus adnotationibus quam antea explicare studui) genügen. Nach meiner Erfahrung würden schon altertümliche Formen bei Ennius und Lucrez, wie mare als Ablativ, terrai, proferrier, molirier u. a., eine Erklärung erfordern. Wenn in den Anmerkungen auch bekannte Parallelstellen aus der üblichen Schullektüre, also vor allem aus Horaz, herangezogen sind, so ist dies zu loben; doch auch hier hätte mehr geschehen können. So vermisse ich zu vere rosam Lucr. 1, 168 einen Hinweis auf Horaz c. I 38, 3 s., zu bonus Ancus 2, 196 auf Hor. c. IV 7, 15 und epp. I 6, 27; zu Juvenal 4, 93 armis hätte Hor. c. IV 9, 44 zitiert werden können.

Um nun für diese Anmerkungen Raum zu gewinnen, hat Br. einige Gedichte der früheren Auflagen weggelassen. Einzelne Verse fehlen wegen ihres erotischen Inhalts (Tib. II 1, 11 s.; Prop. III 21, 7 s.), ohne Zweck; denn der Schüler merkt es doch bei einem Vergleich mit anderen Ausgaben oder einer Übersetzung und wird nun erst recht neugierig.

Die Auswahl selbst (sie bietet Abschnitte aus Ennius, Lucilius, Lucrez, Gedichte des Catull, Tibull, Properz, Elegien Ovids, Epigramme Martials und ein Stück aus Juvenal) ist glücklich getroffen. Aber das Passerlied und ein Hochzeitslied des Catull hätten denn doch Aufnahme verdient, ersteres um so mehr, als das Gegenstück, das Gedicht auf den Tod des Vögleins, sich in der Auswahl findet. Der Text ist sorgfältig und nach guten Ausgaben gestaltet, so Ennius nach Vahlens 2. Auflage, Lucilius nach Marx, Lucrez nach Lachmann. Doch hätte Cat. c. 76, 10 die Konjektur von Schöll cur tu te iam keine Aufnahme verdient, und Tib. I 3, 14 durfte sich respueret nicht mehr finden, seitdem das handschriftliche respiceret befriedigend erklärt ist. Auch I 3, 17 hat sich Vahlen mit Recht der handschriftlichen Überlieferung angeschlossen. Warum ist in der Vita des Tibull von der Stadt Pedum die Rede? Es gab doch damals nur noch ein regio Pedana oder einen ager Pedanus. Daß es fünf Bücher Elegien des Properz gegeben, glaubt niemand mehr. Prop. III 1, 33 ist tuis natürlich ein Druckfehler. Woher stammt evectis IV 10, 42? II 26, 6 muß es aurea heißen. III 7, 31 ist mit Phillimore zu interpungieren terra parum fuerat, fatis adiecimus undas. Die Verse IV 11, 13 s. heißen nach der Überlieferung non minus inmites habuit Cornelia Parcas, et sum, quod digitis quinque legatur, onus.

Zu Lucrez 1, 130 me animi fallit heißt es = in animo; genetivus ut in 'dubius animi; pendere animi'. Man wird die Form richtiger als Locativ auffassen. — Cat. 6 (50), 18 wird sis = si vis, quaeso erklärt. Es hängt doch wohl als Konjunktiv von cave ab, wie das parallele cave despuas deutlich genug lehrt; der Bedeutung von sis = quaeso entspricht ja hier außerdem oramus. — Zu Tib. 4 (I 7), 9 wird bemerkt *sine me* comite, was unverständlich ist. — v. 11 soll die träge fließende Saône der schnell strömenden Rhône gegenüberstehen; dann müßte Arar auch ein Beiwort haben, nicht nur Rhodanus. — 6 (II 1), 64 wird latere wieder von latus statt von later abgeleitet. Nach Marx im Lucilius? — Ov. 2 (tr. I 3), 48 ist das suo nicht erklärt, wenn dazu bemerkt wird: iam sidus illud post mediam noctem a polo ad occasum se verterat; gerade das suo bietet für die Erklärung eine gewisse Schwierigkeit.

Wir wünschen dem nützlichen Büchlein im Interesse der lateinischen Lektüre noch viele Auflagen.

Nikolassee bei Berlin. K. P. Schulze.

**Henri Bornecque et Benno Röttgers, La France d'aujourd'hui.** Avec 101 illustrations et 4 cartes ou plans. Vienne, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1910. 258 S. gr. 8. 4 *M* = 4 *K* 80 *h*.

Bornecque, Professor an der Universität Lille, und Röttgers, Direktor der Viktoriaschule in Berlin, haben schon einmal in dem bei Weidmann bereits in 2. Auflage erschienenen „Recueil de morceaux choisis destinés à l'enseignement inductif de la littérature moderne et contemporaine" eine höchst erfreuliche Probe literarischen Zusammenwirkens gegeben. Beiden Werken gemeinsam ist das Bestreben, in das Wesen des modernen Frankreichs einzudringen und uns Deutschen das Verständnis des französischen Volkstums zu vermitteln. Der Hauptanteil an der letzten Arbeit fällt jedenfalls Bornecque zu, Röttgers hat den Plan geliefert und gewissermaßen die Bürgschaft dafür übernommen, daß das Buch den Wünschen und Bedürfnissen des deutschen Publikums entspricht. Es soll, wie die Vorrede sagt, in den Stand setzen, eine französische Zeitung, ein neues französisches Werk mit Verständnis zu lesen und mit gebildeten Franzosen eine Konversation auch tieferen Inhalts zu führen. Es ist also eine Art Kompendium alles dessen, was ein Gebildeter von dem heutigen Frankreich wissen muß, und behandelt im wesentlichen dieselben Gegenstände, die in der bekannten Schrift von Roßmann und Brunnemann „Ein Studienaufenthalt im französischen Sprachgebiet" unter dem Titel „Realkenntnisse" zusammengefaßt sind. Während aber die deutschen Verfasser jedesmal durch Angabe der Hauptgesichtspunkte und der einschlägigen Literatur das Studium des betreffenden Kapitels gleichsam einleitend vorbereiten, führt Bornecque den Gegenstand in zusammenhängender Darstellung aus. Die nicht leichte Aufgabe, ein so gewaltiges Material in den Rahmen von 250 Seiten unterzubringen, ohne dabei in Art und Ton eines Reisehandbuchs zu verfallen, ist im wesentlichen gut gelöst. Auch kann das klar und leicht verständlich geschriebene Buch zugleich als Einführung in die heutige Umgangssprache der gebildeten Franzosen empfohlen werden. Kaum wird jemand, der sich für das materielle und geistige Leben unsrer Nachbarn interessiert — vorausgesetzt, daß er schon des Französischen leidlich mächtig ist —, sich auf bequemere Weise ein umfassendes Bild des heutigen Frankreichs verschaffen können. Auch für Lehrer des Französischen, die Frankreich noch nicht aus eigener Anschauung kennen, wird das durchweg auf Sachkenntnis und ernsten Studien beruhende Buch beim Erklären moderner Schriften eine gute Hilfe sein.

Das Buch soll nun aber auch, wie es am Schlusse der Vorrede heißt, dem Unterricht an unseren höheren Anstalten, insbesondere auch an den höheren Töchterschulen dienen, und von diesem pädagogischen Gesichtspunkte aus scheinen sich mir doch einige Bedenken gegen seine Zweckmäßigkeit zu erheben.

Zunächst wird man annehmen dürfen, daß in den Schulen das Buch als Lesebuch benutzt werden soll. Nun bieten aber m. E. nicht alle Teile einen geeigneten Lesestoff. Der II. Teil, bei weitem der umfangreichste des Werks, behandelt die Organisation der Republik, ihre Rechts-, Finanz- und Schulverhältnisse, das politische und parlamentarische Leben der Franzosen. Kann man wohl verlangen, daß unsere Schüler und Schülerinnen, die bekanntlich bisher über die staatsbürgerlichen Verhältnisse des eigenen Landes nicht unterrichtet werden, für die des fremden Landes ernstes und andauerndes Interesse beweisen? Der III. Teil enthält eine Übersicht über die französische Literatur seit dem Jahre 1880. Mögen diese kurzen Schilderungen aus der Feder des französischen Verfassers noch so treffend und objektiv gehalten sein, sie beschränken sich doch notgedrungen auf allgemeine Wendungen und Schlagworte und geben Urteile ab, die nicht durch anschauliche Proben begründet werden können. Die Gefahr, die hierin für den jugendlichen Geist liegt, kann ich nicht besser ausdrücken als mit einem Satze aus der Vorrede des Recueil de morceaux choisis von Bornecque und Röttgers, woselbst von dem leider zu früh verstorbenen Pädagogen Wätzoldt rühmend gesagt wird: „Il craignait que les élèves, se bornant à répéter des critiques toutes faites, sans avoir généralement pu les vérifier, ne fussent amenés à des jugements superficiels et mal fondés, ce qui les conduisait à contracter de mauvaises habitudes d'esprit". Dazu kommt, daß in dieser literarischen Übersicht der systematischen Vollständigkeit wegen manches Schriftwerk und auch mancher Autor genannt werden, deren Kenntnis für unsere Jugend, auch nach Verlassen der Schule, überhaupt nicht wünschenswert ist.

Anders liegt die Sache, wenn man das Kompendium als Material für Sprechübungen betrachtet; unleugbar ist der größte Teil des Inhalts dazu vortrefflich geeignet. Da aber das französisch geschriebene Buch kein Vokabular und überhaupt keinerlei Hilfe für den deutschen Schüler enthält, so ist zu befürchten, daß seiner Einführung an unseren höheren Lehranstalten, insbesondere an den Gymnasien, sich große Schwierigkeiten entgegensetzen werden. Der Gedanke endlich, es in den obersten Klassen gewissermaßen als Ergänzung der regelmäßigen Lektüre zu benutzen, ist an sich sehr schön; klagen aber die Eltern nicht auch so schon genug über die vielen teuren und häufig wechselnden Schulbücher?

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über Einzelheiten des Inhalts. Der als Einleitung vorausgeschickte geschichtliche Teil geht von der Regierung Ludwigs XIV. aus; offenbar der Kürze wegen und weil es sich um das Verständnis des modernen Frankreichs handelt. Wäre es indessen nicht richtiger gewesen, auch Heinrich IV. und Richelieu einen Abschnitt zu widmen? — Das letzte Kapitel dieser Einleitung behandelt die Geschichte der französischen Republik seit 1871, und zwar, soweit es sich um die

innere Politik handelt, in durchaus treffender Weise. Die Darstellung der äußeren Politik hat dagegen etwas Schattenhaftes. Da Bornecque aus Rücksicht für seine deutschen Leser das Leitmotiv dieser Politik, den Revanchegedanken, völlig unerwähnt gelassen hat, so fehlt für die angeführten Tatsachen der innere Zusammenhang. Warum z. B. Männer wie Boulanger und Deroulède solche Rollen spielen konnten, warum man trotz mancher Enttäuschung an dem Bündnis mit Rußland festhielt, warum man trotz Faschoda sich mit England verbündet hat, alle diese Fragen bleiben unbeantwortet.

Das Kaptiel von den Schattenseiten (infériorités) von Paris hebt S. 89 den Mangel an Verkehrsmitteln und den Überfluß an Bettlern hervor; was uns Deutschen wohl am meisten in die Augen fällt, ist der Mangel an Sauberkeit. — Manchem Leser wird es auffallen, daß bei der Schilderung von Paris als ville de plaisirs nur von Oper und Theater die Rede ist und alle andern Vergnügungsstätten, die in dem Pariser Leben eine so große Rolle spielen, nicht erwähnt werden. Der Grund dafür liegt in der Rücksicht auf den Schulgebrauch. — Hübsch und dankenswert ist die farbige Abbildung der Haupttypen des französischen Heeres. Auch das Loblied auf den französischen Soldaten „le premier soldat du monde" und die Schilderung der französischen Disziplin, deren Schwächen zwar zuerst eingestanden, dann aber im Vergleich mit dem „automatischen Gehorsam der Völker des Nordens" zu Vorzügen umgestempelt werden, wollen wir uns als Zeichen nationalen Empfindens gern gefallen lassen, wenn auch der als Gewährsmann zitierte General Trochu bei uns weder als Stratege noch als Schriftsteller in großem Rufe steht. Gehört das aber überhaupt in den Rahmen dieses Buches? — Einiges Seltsame findet sich bei der Besprechung der Schülerleistungen; auf S. 128 heißt es: „Les élèves conçoivent pour leur patrie un amour profond et raisonné, mais non pas exclusif, car l'enseignement de l'histoire et de la géographie ne se ramène pas tout à celle de la France". Als ob die Beschränkung des geschichtlichen und geographischen Wissens die Vaterlandsliebe befördere! Und einige Zeilen weiter steht der etwas naive Ausruf, der sicherlich auf die Schüler sämtlicher Länder zutrifft: „Est-ce à dire que l'enseignement secondaire français soit parfait? Non, sans doute". Der Leser ist dankbar für jedes Material, das ihm Einblick in französisches Wesen gewährt; das Urteil aber will er sich selbst bilden.

Wenn solche Stellen auch den Wert des Ganzen nicht beeinträchtigen, so wäre es doch wünschenswert, daß sie bei einer zweiten Auflage aus dem Texte verschwänden; ebenso die leider recht zahlreichen und auffallenden Druckfehler.

Steglitz. Johannes Schmidt.

---

**Max Kemmerich**, Die Deutschen Kaiser und Könige im Bilde. Ein Ergänzungsbuch zum deutschen Geschichts-Unterricht. Leipzig 1910, Klinkhardt & Biermann. VII u. 60 S. geb. 2,50 *M.*

Der Gedanke, die 50 deutschen Kaiser und Könige mittelalterlichen Gepräges — denn um diese handelt es sich seltsamer Weise — in Bildern so darzustellen, wie sie von ihren Zeitgenossen wiedergegeben wurden, muß bei dem lebhaften „Interesse, das jeder Freund der Geschichte der äußeren Erscheinung unserer alten Herrscher entgegenbringt", als ein durchaus glücklicher bezeichnet werden. In siebenjähriger Sammeltätigkeit hat sich Kemmerich aus der Schweiz, aus Spanien, Italien, Frankreich, Österreich-Ungarn und Deutschlaud, besonders München, unter Beihilfe von 18 Gelehrten ein umfangreiches Material beschafft. Von Karl dem Großen bis auf Karl V. veranschaulicht er uns die Lenker der Geschicke unserer Vorfahren, fast ausnahmslos nach Originalen. Die — 141 — Illustrationen sind hergestellt nach mittels Photographien auf galvanischem Wege gewonnenen Klischees von Siegeln, Münzen, Medaillen, Werken der Klein-, der Großplastik, der Miniatur- und der Tafelmalerei. Eine willkommene Beigabe bildet die kunstgeschichtliche Einleitung. Nicht minder wertvoll sind die auf Quellen zurückgehenden literarischen Porträts. Die historischen Daten bieten die wichtigsten Regierungstatsachen. An einigen Stellen wurden kulturgeschichtliche Zwischenbemerkungen eingestreut. Sogar über das erreichte Lebensalter, über Sterbeort, Grab und Grabbefund erhalten wir, soweit möglich, bei den verschiedenen Herrschern Aufschluß. Die Ausstattung ist geschmackvoll, der Preis gering. Das Buch gehört in den Besitz eines jeden gebildeten Deutschen.

Vom pädagogischen Standpunkte hätten wir allerdings manches zu bemängeln. Zunächst sollten die Bilder aus praktischen Gründen mit fortlaufenden Nummern versehen sein. Dann aber sind viele Abbildungen für Schüler zu dunkel ausgefallen. Ja eine ganze Anzahl muß auf unsere Schuljugend geradezu komisch wirken. Verwendung von Farbe brächte vielleicht eine teilweise Besserung, doch sicher auch eine ziemliche Verteuerung mit sich. Daher wäre bei Neuauflagen eher „nach den Porträts jedes Herrschers kurz anzugeben, welche Züge sich bei ihm feststellen lassen". Die Absicht dazu wurde ja von vornherein ausgesprochen. Wie das Werk jetzt ist, kann man es jedenfalls nur reiferen Schülern in die Hand geben. Vorläufig eignen sich im allgemeinen zum Gebrauch im Unterrichte immer noch am besten die bei G. Wigand in Leipzig erschienenen Nachbildungen der Gemälde, die den Römer zu Frankfurt schmücken.

Offenbach a. M. Friedrich Schwarz.

J. C. Andrä, Grundriß der Geschichte für höhere Schulen, neubearbeitet und für die Oberstufe neunklassiger Schulen fortgesetzt von Karl Endemann und Emil Stutzer. 5. Teil: Geschichte der Neuzeit seit dem Jahre 1648, für die Oberprima höherer Lehranstalten. Von Emil Stutzer. Zweite, verbesserte Auflage, mit 4 Geschichtskarten. Leipzig 1910, R. Voigtländers Verlag. VIII u. 233 S. 8. geb. 2,40 *M*.

Die neue Auflage des von Stutzer bearbeiteten 5. Teiles von Andräs Grundriß der Geschichte, dessen erste Auflage ich im LVIII. Jahrgang dieser Zeitschrift (1904, S. 575 ff.) anzeigen durfte, verdient, um das gleich vorauszuschicken, volle Anerkennung und reichen Erfolg. Sie zählt gerade soviel Seiten wie die erste Auflage: die Zusätze und Verbesserungen, die sie bringt, halten genau den Streichungen die Wage, und durch diese hat das Buch ebenso gewonnen, wie durch jene. Nur an ganz wenig Stellen wäre meiner Ansicht nach der frühere Text besser erhalten geblieben. So richtig es mir scheint, daß der Verfasser, wie bei seinem lebhaften und so oft schon betätigten Interesse für die Bürgerkunde natürlich ist, den Anhang A „Zur preußisch-deutschen Staatskunde“ am Schluß vor allem durch eine Übersicht über die Verwaltungsgeschichte Preußens erweitert hat, so bin ich doch der Meinung, daß im Text selbst nicht allzu viele Einzelheiten gebracht werden dürfen; was bisher in § 102, 4f. „Reformen in Preußen“ (S. 199 der neuen Auflage) gegeben war, genügte vollständig, und was jetzt noch über den Bezirksausschuß und den Provinzialrat hinzugefügt ist, geht meiner Meinung nach zu weit und wäre umsoweniger nötig gewesen, als sich in § 104, 3a und dem Anhang A. VII alles Nötige darüber findet.

Andererseits ist mir an einigen Stellen — es sind nur ganz wenige — der Verfasser im Streichen zu weit gegangen; so halte ich es keineswegs für überflüssig, daß der Primaner erfährt (S. 12/13), daß der Große Kurfürst, ehe ihm Schweden die Souveränität in Ostpreußen zugestand, dieses Land von ihm statt von Polen zu Lehen nehmen mußte. Ferner halte ich es für nicht richtig, daß auf S. 52 Z. 3 v. u. ff. als Grund der Erbansprüche Karl Alberts von Bayern auf Österreich jetzt nicht mehr wie früher an erster Stelle seine Abstammung von der ältesten Tochter Ferdinands I., die doch von der größten Wichtigkeit ist, sondern — in Übereinstimmung mit S. 41 — nur noch seine Vermählung mit der „ältesten Tochter“ Josephs I. angegeben ist. Das ist außerdem unrichtig; denn Karl Alberts Gemahlin Maria Amalia war die zweite Tochter Josephs I., während die älteste, Maria Josepha, mit August III. von Sachsen-Polen vermählt war. Gleich hier füge ich hinzu, daß S. 33 Anm. 1 Joseph I. noch immer als Sohn der zweiten Gemahlin Leopolds I. bezeichnet wird, während er ebenso wie Karl VI. aus der dritten Ehe seines Vaters mit Eleonore von Pfalz-Zweibrücken stammte. Wenig glücklich ist ferner auf S. 159 die Fassung der Angaben über die Heeres-

erneuerung unter Wilhelm I., die freilich auch früher schon zu Bedenken Anlaß gab. Die gesetzlich vorgeschriebene Dienstzeit in der Linie wurde damals nicht erhöht, wie man nach Stutzer annehmen müßte, sondern die dreijährige Dienstzeit sollte von jetzt an nur wirklich durchgeführt werden. Auch ist es nicht ganz logisch, wenn gesagt wird: „Infolge der geringen Präsenzziffer blieben viele junge, waffenfähige Leute zu Hause, während verheiratete, ältere Landwehrleute sofort vor den Feind mußten. Deshalb sollte die Dienstzeit in Linie und Reserve erhöht, dafür die in der Landwehr herabgesetzt werden". Vielmehr sollte doch jener Übelstand vor allem natürlich dadurch beseitigt werden, daß, was bei Stutzer bereits vorher berichtet ist, die Präsenzziffer erhöht wurde. Auch der kurz darauf folgende Satz: „Jedoch nur 'vorläufig' auf ein Jahr bewilligte zweimal das Abgeordnetenhaus die Mittel" ist in seiner Form nicht einwandfrei.

Manchmal hätte dagegen der Verfasser, der im Streichen nebensächlicher und unnötiger Dinge sonst großes Geschick gezeigt hat, noch weiter gehen sollen, so auf S. 41, wo Zeile 7 f. der Zusatz: „als Gegenleistung übertrug Karl VI. die Herzogtümer Parma und Piacenza einem spanischen Prinzen" um so eher fehlen durfte, als er die ganz irrige Meinung erweckt, beide hätten bisher zu Österreich gehört. Auch die bald darauf folgende Bemerkung über die Aufhebung der in Ostindien gegründeten Handelskompagnie konnte wegfallen.

Umgearbeitet hat Stutzer „auf Grund der neuesten Forschungen" den § 74 und zwar, wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß, mit Vorsicht und maßvoll abwägendem Urteil. Nur in der Zusammenfassung der Ursachen der französischen Revolution scheint er mir den Neueren — vor allem Wahl — allzu weit nachgegeben zu haben. Gewiß lagen die inneren Gründe zur Revolution mit „in einer neuen, gegen jede Freiheitsbedrückung sich auflehnenden Weltanschauung des Volks, ausgenommen die Bauern, und in der zunehmenden Schwäche der Regierungskreise"; aber diese Gründe waren es sicher nicht allein, die den Umsturz herbeiführten. Die falsche Macht- und Vermögensverteilung, die schroffe Scheidung der Stände, der sittliche Verfall und wirtschaftliche Ruin des französischen Volkes, die früher als Gründe angeführt waren, spielen trotz der mit großer Bestimmtheit auftretenden Darstellung mancher neueren Forscher, deren Behauptungen gewiß bald genug auf ihr richtiges Maß werden zurückgeführt werden, auch ihre nicht unbedeutende Rolle.

Neu hinzugekommen ist am Schluß 104, 7 (China, Japan, Rußland); auch die Übersichten, die jetzt als Anhang B vor „Die wichtigsten Erfindungen der Neuzeit" an den Schluß des Buches gestellt worden sind, sind bereichert worden. Gleichwohl fehlt darin noch immer, während das Merkantilsystem aufgenommen ist, der Physiokratismus und das Industriesystem, die beide doch auf S. 68 behandelt sind.

Im einzelnen sei noch das Folgende bemerkt. Auf S. 15, Z. 9—5 v. u. hätte zur Erklärung für die Handlungsweise des Kurprinzen hervorgehoben werden müssen, daß er bei Abschluß des berüchtigten Vertrags über die Rückgabe des Schwiebuser Kreises der Ansicht war, daß es kein anderes Mittel gäbe, seinen Vater von Frankreich abzuziehen und mit Österreich zu verbinden. S. 42 Z. 1 ff. steht: „Die pragmatische Sanktion wurde 'nun' — d. h. 1738 — von allen Staaten, außer Bayern, anerkannt": Sachsen hat dies aber bereits 1733 getan. Der Ausdruck „Kabinettspolitik" stammt doch wohl daher, daß der König die Angelegenheiten in seinem Kabinett entschied, nicht aber vom Kabinett für die auswärtigen Angelegenheiten (S. 44 Z. 15 v. u., dazu S. 70 Z. 5 v. u.). Daß Friedrich Wilhelm II. seit 1733 einen Anfang mit der allgemeinen Wehrpflicht gemacht habe (S. 45 Z. 16 v. u.), läßt sich nach den Forschungen Lehmanns kaum mehr behaupten. Auf S. 58 Z. 10 v. u. müßte anstatt „der Generale" Friedrichs des Großen nur General v. Manstein als der genannt werden, der durch übergroßen Kampfeseifer die Niederlage verschuldete. Die Charakteristik der Kaiserin Katharina (S. 63 Z. 4) berücksichtigt ihre doch sehr stark hervortretenden Schattenseiten fast gar nicht. Auf S. 88 Z. 12 v. u. ist die Zahl 300 für die Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit unrichtig: der Adel hatte 270 Abgeordnete, die Geistlichkeit 291, der dritte Stand 557. Auch darauf mache ich wieder aufmerksam, daß es ungenau ist, wenn S. 110 Z. 19 noch immer behauptet wird, nach der Städteordnung von 1808 seien die Bürgermeister aus drei von der Stadt Vorgeschlagenen durch die Regierung ernannt worden. Das ist nur für die Oberbürgermeister der Großstädte richtig. Wenn endlich S. 164 Z. 10 ff. behauptet wird, der preußische Bundestagsgesandte habe am 14. Juni 1866 den Deutschen Bund für aufgelöst erklärt, so läßt sich dieser Ausdruck kaum rechtfertigen: Herr v. Savigny konnte weiter nichts tun — und hat auch weiter nichts getan —, als daß er die Erklärung abgab, daß Preußen den Bundesvertrag seinerseits als erloschen betrachte.

Als sehr störender Druckfehler ist mir aufgefallen S. 189 Z. 8, wo nach „Gewerbefreiheit" das Wort „eingeführt" ausgefallen ist.

Alle Ausstellungen, die ich gemacht habe, sind nur von sehr geringer Bedeutung gegenüber den großen, schon früher von mir hervorgehobenen Vorzügen des Buches, und wenn ich es seinerzeit bei der Anzeige der ersten Auflage als ein auf sehr gewissenhafter und sorgfältiger Forschung beruhendes, treffliches Werk bezeichnen und den Wunsch hinzufügen konnte, daß es sich im Wettbewerb behaupten möge, so kann ich Urteil und Wunsch für die neue Auflage, die so deutliche Spuren gründlicher Arbeit und so viele Verbesserungen, auch stilistischer Art, zeigt, nur wiederholen.

Berlin. R. Lange.

---

1) **Karl Lorenz, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien.** 1. Hauptteil. Die vorchristliche Kulturwelt (das Altertum). München 1910, R. Oldenbourg. VIII u. 256 S., Anhang XIX S., geb. 2,50.

Wer heutzutage mit einem Lehrbuch für den Geschichtsunterricht an die Öffentlichkeit tritt, muß zunächst auf Widerspruch gefaßt sein; denn die Zahl der vorhandenen Bücher, die berechtigten Anforderungen im allgemeinen genügen, ist so groß, daß kein Bedürfnis nach Vermehrung vorzuliegen scheint. Wagt sich also ein neues Lehrbuch auf den Plan, so wird es sich auf besondere Vorzüge berufen müssen, wenn anders es einen Platz an der Sonne erringen will. Wie steht es in dieser Hinsicht mit dem vorliegenden Buche? Es bedeutet den ersten Teil eines Werkes, das dem Unterricht in den oberen Klassen des Gymnasiums als Hilfsmittel dienen soll. Der Verfasser ist kein Neuling in der Abfassung geschichtlicher Lehrbücher, da er bereits ein Lehrbuch der Geschichte für realistische Mittelschulen — er ist Bayer — herausgegeben hat: der damit erzielte Erfolg hat ihn zu dem neuen Unternehmen geführt.

Worauf gründet sich dieser Erfolg? Offenbar auf der Durchführung von Grundsätzen, die der Verf. in einer Schrift „Moderner Geschichtsunterricht" dargelegt hat, die wir aber auch aus der Vorrede des vorliegenden Buches kennen lernen, nämlich 1. strenge Durchführung der genetischen Methode, 2. stärkere Betonung sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse, 3. gebührende Berücksichtigung der geistig-sittlichen Kultur. Diese Grundsätze bedeuten an und für sich durchaus nichts Neues, und kein Lehrbuch dürfte heute Aussicht auf Erfolg haben, das sie unbeachtet läßt: so streng durchgeführt wie bei Lorenz habe ich sie allerdings noch in keinem Schulbuche gefunden, und ich muß gestehen, daß das zunächst bestechend wirkt. Da nun aber neben der zuständlichen Schilderung, wie man ja wohl sonst die Forderungen von 2. und 3. kurz bezeichnet, auch die politische Geschichte wenigstens nicht allzu kurz wegkommt, da außerdem ein populärer Abschnitt der Urgeschichte vorausgeht und endlich gewisse kulturgeschichtliche Grundbegriffe zu einem „kurzen" Anhang von 19 Seiten vereinigt sind, so ist das Lehrbuch zu einem Umfang angeschwollen, der die Befürchtung nahelegt, daß es in der kurzen Zeit, die dem Unterricht in der Alten Geschichte auf der Oberstufe — auch in Bayern — zur Verfügung steht, nicht genügend durchgearbeitet werden kann. Gemäß den Grundsätzen des Verfassers sind eben soviel Einzelheiten kulturgeschichtlicher Art teils im Text, teils unterm Text in Form von Anmerkungen behandelt, daß man das Lehrbuch beinah als Nachschlagebuch betrachten darf, das über alle möglichen interessanten Dinge, z. B. über die Entstehung von gewissen Redensarten, über den Ursprung von Sitten und Gebräuchen Auskunft gibt. Ob das nun aber die Aufgabe eines

Lehr- und Lernbuches ist und nicht vielmehr ein großer Teil dieser Erklärungen dem Lehrer zukommt, der doch schließlich über dem Lehrbuche stehen und im allgemeinen in seinem Vortrage etwas mehr als das Lehrbuch bringen soll, das wage ich auf Grund meiner langjährigen Erfahrung auf dem Gebiete des Geschichtsunterrichts zu bezweifeln. Ich würde es also für nicht ganz unbedenklich halten, solange dem Unterricht in der Alten Geschichte nicht mehr Zeit eingeräumt wird, den Schülern ein derartiges Lehrbuch in die Hand zu geben: jedenfalls würde es der Führung eines sehr geschickten und erprobten Lehrers bedürfen, um auf seiner Grundlage den Versuch zu machen, die Geschichtsaufgabe der Obersekunda — in Bayern gar der sechsten Klasse (Untersekunda) — zu erledigen. Also bei aller Hochachtung und Anerkennung der leitenden Grundsätze des Verfassers, die ohne Zweifel das Buch zu einem höchst eigenartigen und existenzberechtigten machen, hat er doch wohl etwas über das Ziel hinausgeschossen. Das ist sehr zu bedauern; denn abgesehen davon ist das Buch mit so bewundernswerter Sachkenntnis, mit so trefflicher Schärfe des Urteils, mit so vorzüglicher methodischer Anordnung und Übersichtlichkeit und in einer so klaren und verständlichen Sprache und Ausdrucksweise gearbeitet, daß man seine wahre Freude daran hat und möglichst viele an dieser Freude teilnehmen lassen möchte. Wie kurz und treffend sind die vorausgesandten Überblicke, wie scharf zusammenfassend die Rückblicke, wie anschaulich die Charakteristiken einzelner Persönlichkeiten! Denn auch der Persönlichkeit wird bei aller Vorliebe für den kulturgeschichtlichen Stoff im allgemeinen ihr Recht, wenn ihr auch hier und da vielleicht noch etwas mehr Gewicht beigelegt werden konnte. Ich kann nur jedem Fachkollegen raten, das Buch zur Hand zu nehmen und selbst zu prüfen, er wird sicherlich für den Unterricht manche Belehrung und Anregung daraus erhalten. Dies gilt namentlich auch bezüglich der Ausbeutung der modernen Forschungen: vielleicht geht Lorenz auch hier zu weit, indem er den Schülern zuviel zumutet, auch Dinge vorträgt, die noch nicht genügend gesichert sind. Besonders betrifft das die ältere römische Geschichte, mit deren früherer Überlieferung ja wohl allerdings mehr als bisher in den Lehrbüchern aufgeräumt werden muß; da aber hier die neueren Forschungen zu sehr von dem bisher Gelehrten abweichen, so sucht sich der Verfasser so zu helfen, daß er die Tradition und die moderne Ansicht nebeneinander stellt. Jedenfalls steht Lorenz auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung und verfolgt ihre Ergebnisse mit der größten Aufmerksamkeit.

Alle diese Vorzüge des Werkes lassen mich von Herzen wünschen, daß der Verfasser, um es praktischer und brauchbarer zu gestalten, bei einer neuen Auflage den Stoff einer gründlichen Sichtung unterzieht: dazu empfehle ich besonders die zuständ-

lichen Einzelheiten, die Anmerkungen und die Geographie. Wozu werden z. B. bei der geographischen Übersicht von Griechenland und Italien soviele Orte mit mythologischen, historischen und archäologischen Notizen angeführt! Viel richtiger erscheint es, sie erst im Verlaufe der Darstellung kennen zu lernen, dann erhalten die Namen einen Inhalt und prägen sich mit ihrer Bedeutung viel besser ein. Die Anmerkungen, deren Zahl das übliche Maß weit überschreitet, könnten zum größten Teile wegfallen. Dagegen halte ich für wünschenswert, möglichst viele sogenannte bürgerkundliche Hinweise im Text selbst zu geben; denn ich bin der Meinung, daß eine der wichtigsten Aufgaben des Unterrichts in der Alten Geschichte heute darin besteht, dem politischen Verständnis der Gegenwart vorzuarbeiten. Nirgends kann man klarer und deshalb erfolgreicher politische und wirtschaftliche Erscheinungen unserer Zeit zur Besprechung und Anschauung bringen als an den so überaus einfachen und durchsichtigen Verhältnissen des klassischen Altertums: ostmärkische Ansiedelungspolitik, Kolonialpolitik, Steuerverhältnisse, Wirtschaftspolitik, Volksvertretung, Wahlrecht, Rechtsprechung, Wehrpflicht, Staatsformen, kurz alles, was heute an bürgerkundlicher Kenntnis von einem vorgeschritteneren Schüler verlangt wird, das kann man im Verlaufe der griechischen und römischen Geschichte besprechen und besser klar machen, als wenn man, losgelöst von diesem fruchtbaren Boden, nachher an der Hand eines Anhanges oder gar besonderen Leitfadens, womöglich auch noch in besonderen bürgerkundlichen Stunden dafür Verständnis zu erwecken sucht. Manches ist ja in dieser Beziehung von Lorenz getan (z. B. Hinweis auf Diäten, Schwurgerichte, Abgeordnete, Beamtentum), aber noch nicht genug. Durch beständig wiederkehrende Fingerzeige muß schließlich auch der zurückhaltendste Lehrer dahin gebracht werden, sich bürgerkundlicher Unterweisung anzunehmen. Hat so das Lehrbuch nach der einen Seite eine nicht unbeträchtliche Beschränkung, nach der andern eine geringe Erweiterung erfahren, dann halte ich es für ein äußerst gediegenes Hilfsmittel für den Geschichtsunterricht an Gymnasien.

Es sei mir gestattet, in einigen Einzelheiten eine andere Auffassung zum Ausdruck zu bringen. Die Pelasger kann ich mich noch immer nicht entschließen für eine vorgriechische Bevölkerung zu halten, vielmehr bedeuten nach meiner Meinung Pelasger, Achäer und Hellenen dasselbe Volk in verschiedenen Kulturstufen (S. 44). — Ob Kadmus als Angehöriger der vorgriechischen Bevölkerung oder als Zuwanderer aus Phönizien angesehen wird, ist schließlich gleichgültig, da in beiden Fällen die Beeinflussung der griechischen Kultur durch Fremde angedeutet wird (S. 44). — Unverständlich ist die Bemerkung über den Standort des „Apollo vom (Palast) Belvedere in Rom (jetzt im Vatikan)"; danach müßte man Belvedere für einen Palast in Rom außerhalb des Vatikans

halten, während es doch ein Bestandteil des Vatikans ist (S. 50). — Die Panathenäen wurden alljährlich gefeiert, nur waren sie alle 4 Jahre besonders prächtig (S. 50). — Sparta und Athen kann man kaum noch Stadtstaaten nennen, da sie die ganze Landschaft umfassen (S. 61). — Nicht nur die Rücksicht auf das kostbare Leben der Bürger, sondern der ganze Aufbau des Staates hinderte Sparta an einer energischen auswärtigen Politik (S. 76). — Der Ostracismus wurde zum ersten Male 488/7, nicht 487/6 (S. 86 Anm.) angewandt; der Gedanke, daß diese Einrichtung überhaupt erst in diese Zeit fällt, trotz des ausdrücklichen Zeugnisses des Aristoteles, hat ja manches für sich; aktuell war die Frage nach Beseitigung der Tyrannis, deren Wiederkehr man verhindern wollte, auch. — Die Anfänge wenigstens der Schwurgerichte auf Solon zurückzuführen, scheint die vorhandene Überlieferung doch zu rechtfertigen (S. 85); dagegen mag die Einführung des Loses für die Buleuten, die von den meisten dem Kleisthenes zugeschrieben wird, einer späteren Zeit — vielleicht sogar erst der Reform unter Perikles und Ephialtes — angehören (S. 84 u. 86). — Der Opisthodomos, die Hinterhalle des Tempels, diente nicht immer als Schatzkammer, war auch nach seiner Beschaffenheit gar nicht dazu geeignet; beim Parthenon z. B. nahm der hintere Teil der cella, der sich an den Raum mit dem Bilde der Göttin anschloß, den delischen Bundesschatz auf (S. 87). — Die schon von den Alten so genannte Athena Lemnia hat ihren Namen von den Athenern auf Lemnos, die das Standbild der Göttin für die Herabsetzung des jährlichen Tributs auf die Akropolis in Athen weihten (S. 105). — Beim griechischen Theater wird nur die spätere Dreiteilung genannt (S. 107); für die Blütezeit im 5. Jahrhundert trifft sie jedenfalls noch nicht zu. — Die Stärke von Alexanders Fußtruppen wird sonst mit 30 000 Mann angegeben (Arrian I 11, 3), warum hier 40 000 (S. 130)? — Pergamum unter „den Nachkommen des Attalus" ist schwer zu verstehen (S. 136); welcher Attalus soll damit gemeint sein? Attalus I. kommt erst auf den Thron, als bereits 2 Mitglieder der Familie regiert hatten, Philbetaerus und Eumenes I.; Attaliden werden die Herrscher von Pergamum genannt, weil die Hälfte von ihnen den Namen Attalus hat. — Die heute noch als Servianische Mauer in Rom gezeigten Mauerreste scheinen ihren Namen doch nicht so ganz zu Unrecht zu führen; denn die neuesten Untersuchungen dieser Reste haben ergeben, daß neben jüngerem Material auch solches aus früherer Zeit in ihnen verwandt ist (S. 150; vgl. Archäol. Anzeiger 1908 S. 442f.). — Das vestibulum, der äußere Hausflur, war, wenn überhaupt vorhanden, nicht nach der Straße zu abgeschlossen (S. 153); das würde auch dem Namen widersprechen, denn ve-stare = beiseite stehen soll heißen, daß man hier vor dem Getümmel der Straße oder bei plötzlich eintretendem Regen untertreten konnte, also mußte es offen sein

(vgl. Mau, Pompeji in Leben und Kunst, 2. Aufl., S. 253). Das triclinium ferner war bei dem griechischen Teil des Hauses anzuführen, und die Wachsmasken befanden sich nicht im eigentlichen atrium, sondern in den alae. — Auch Rom ist nach der Unterwerfung Latiums kaum noch ein Stadtstaat zu nennen (S. 178). — Beim Tullianum war besser die Ableitung von tullus = Springquell anzuführen (S. 206).

Die Sprache ist, wie schon gesagt, lobenswert; nur sind die unschönen Ausdrücke „ersterer" und „letzterer", ebenso „einerseits" und „anderseits" in einem Übermaße gebraucht, das lästig wirkt; statt „Martyrer" (z. B. S. 241 Abs. 4) sagt man in Norddeutschland wenigstens „Märtyrer", und um die Zeitdauer zu bezeichnen, darf man nicht „5 monatlich" (S. 220) und „7 monatlich" (S. 131) bilden, sondern „monatig", wie man in diesem Falle auch „wöchig", „tägig" und „jährig" anwendet. — An Druckfehlern habe ich notiert „Mondsfinsternis" (S. 113 Abs. 3), „375—355" statt „357—355" (S. 121 Abs. 2), „Dyonise, Dyonisius" (S. 139 Abs. 2), „Aquae Sextiä" (S. 207 unten), ἀνεῤῥίφϑω, (S. 219 oben), „Herculanum" (S. 150 Abs. 3), „Herculaneum" (S. 239 Abs. 3). — Der Schreibung „Paullus" ziehe ich die mit einem l vor, die Anwendung des Kommas vor „und" entspricht nicht den sonst im allgemeinen üblichen Regeln (z. B. S. 110 unten: Ein Heer zerstörte Plaläa und Lesbos versuchte aus dem Bunde auszutreten). Im übrigen ist Druck und Papier gut. — Karten und Bilder sind mit Recht nicht beigegeben: für jene besitzen die Schüler den Geschichtsatlas, für diese den Luckenbach oder ein ähnliches Hilfsmittel. — Eine Zeittafel am Ende bringt die wichtigsten Ereignisse der behandelten Völker nebeneinander; die Zahlen, die nur einen Teil der am Rande des Textes verzeichneten wiedergeben, dürften das äußerste Minimum bedeuten, das verlangt werden muß.

Also noch einmal: ein gutes Buch, nach lobenswerten Grundsätzen gearbeitet, frei von erheblichen Mängeln, nur etwas zu umfangreich; ich hoffe, ihm bald wieder zu begegnen und dann meine uneingeschränkte Anerkennung aussprechen zu können.

2) J. C. Andrä, Grundriß der Geschichte für höhere Schulen, neu bearbeitet und für die Oberstufe neunklassiger Schulen fortgesetzt von Karl Endemann und Emil Stutzer. III. Teil: Geschichte des Altertums für die Obersekunda höherer Lehranstalten von Karl Endemann. Dritte Auflage. Mit fünf Geschichtskarten. Leipzig 1910, R. Voigtländer. VIII u. 195 S. gr. 8. 2,20 M.

Man fühlt sich wunderbar berührt, wenn man unmittelbar nach der Lektüre eines Buches über alte Geschichte, in dem die Ergebnisse moderner Forschung in weitestem Umfange verwendet sind, zu einem solchen greift, in dem zwar die neuen Entdeckungen auch zu Worte kommen, aber doch in vorsichtiger

Weise nur so weit, als ihre Resultate völlig gesichert erscheinen, während im übrigen das Alte, freilich oft mit einem die Glaubwürdigkeit beschränkenden Zusatze, beibehalten wird. So atmete ich denn auch förmlich auf, als ich nach eingehender Prüfung des mit großem Geschick und staunenswerter Sachkenntnis gearbeiteten, aber immerhin etwas radikal und umstürzlerisch gesinnten Buches des Süddeutschen Karl Lorenz zu der hier vorliegenden neuesten Auflage von Andrä-Endemann greifen konnte. Beide Werke können als typische Beispiele für ungestümes Vorwärtsdrängen und für ruhiges Abwägen gelten. Ich ziehe für ein Schulbuch diese Methode vor; denn bei aller Anerkennung und Hochachtung für die vielfach staunenswerten Ergebnisse moderner Wissenschaft, — oft genug wird man doch ein Fragezeichen dabei setzen müssen, und wozu soll man an Stelle des unglaubwürdigen Alten etwas ungewisses Neues setzen? Dann ist es schon besser, jenes beizubehalten, bis etwas ganz Einwandfreies dafür gefunden ist. In der Befolgung dieses Grundsatzes scheint mir einer der Hauptvorzüge des Endemannschen Lehrbuches zu ruhen, das überall den frischen Hauch moderner Wissenschaftlichkeit und die Bekanntschaft mit ihren Resultaten erkennen läßt und doch eine verständige Zurückhaltung ihnen gegenüber beobachtet. Dieser und andere Vorzüge, die dem Buche innewohnen und die ich sehr eingehend bei einer Besprechung der früheren Auflagen in dieser Zeitschrift (1904 S. 566 ff. und 1907 S. 784 ff.) erörtert habe, haben dem Buche mit Recht viele Freunde erworben und ihm den Weg in die Praxis gebahnt: der beste Beweis dafür ist, daß schon nach 3 Jahren eine neue, die dritte, Auflage nötig wurde.

Unter Hinweis auf meine früheren Besprechungen will ich mich heute kurz fassen, um so mehr, weil die neue Auflage nur wenige Änderungen gegenüber der vorigen zeigt, Änderungen, welche sich hauptsächlich auf Vorschläge beziehen, die ich gemacht hatte und die fast durchweg die Billigung des Verfassers gefunden haben. Von sonstigen Änderungen habe ich eigentlich nur bemerkt, daß Karte 1 — Südwestasien und Ägypten — jetzt aus einem Doppelblatt besteht, daß in dem Satze über die Chetiter (S. 6 Anm. 2) ein Stückchen weggelassen ist, daß endlich nicht mehr von einer Verehrung, sondern von einer Anbetung des Bal (S. 7 unten) gesprochen wird. Die bisherige Beachtung meiner Vorschläge ermutigt mich nun zu einigen weiteren Bemerkungen. Ophir (S. 10 unten) in Ostafrika zu finden, scheint doch wieder recht zweifelhaft; neuerdings versetzt man es nach dem alten Susa, der Hauptstadt von Elam, wohin ja auch der berühmte Dioritblock mit der Gesetzgebung des Hammurabi verschleppt wurde. — Ganz habe ich mich mit dem Verf. in der Bezeichnung der mykenischen Kulturperiode noch immer nicht gefunden (S. 23) ich halte die kretische Kultur nicht für älter, sondern mit der mykenischen für gleichzeitig; man muß nur den Namen „mykenisch"

nicht auf die Jahre 1500—1100 beschränken, sondern diese Jahrhunderte nur für die Blütezeit, den Höhepunkt halten, zu der sich diese Kultur in den vorhergehenden Jahrhunderten entwickelt hat. — Von den Dorern dürften doch wohl diejenigen, die Lakonien erobert haben, nicht über den Korinthischen Meerbusen eingewandert sein, sondern von dem Meere her, von Südosten (S. 27.) — Von den Ausgrabungen in Olympia und Delphi ist nichts erwähnt (S. 31), wenigstens gehörte sich das, wenn auch noch so kurz, bei Olympia, und der Name Curtius darf hier nicht fehlen. — In der Zahlenangabe der Perserkriege reicht das Zugeständnis des Verf.s nicht aus (S. 48 ff.): noch immer weist er den Persern bei Marathon 10 000 Pferde und 100 000 Fußsoldaten zu, und Mardonius soll mit 300 000 Mann Kerntruppen in Griechenland zurückgeblieben sein; diese Zahlen halten der Forschung nicht stand, sie sind vielmehr durch die Überlieferung willkürlich vergrößert, um den Ruhm der Griechen zu erhöhen; bei Marathon werden die Perser höchstens doppelt so stark wie die Griechen gewesen sein. Am besten ist es, sich jeder bestimmten Zahlenangabe zu enthalten. — Die Bevölkerungszahl Attikas ist jetzt mit Recht fortgelassen (S. 56), da auch hier die Angaben zu sehr schwanken; bezüglich der Größe wäre es vielleicht nützlich, zur Vergleichung auf den deutschen Bundesstaat Anhalt hinzuweisen. — Beim Parthenon war ein dreifacher Schmuck zu erwähnen: in den Giebelfeldern, an der äußeren Cellamauer und in den Metopen (S. 57). — Ob nicht doch die Namen Ramnes, Tities, Luceres die ursprüngliche Einteilung des römischen Volkes bezeichnen und auf das Zusammenwachsen der römischen Gemeinde aus drei verschiedenen Bestandteilen hinweisen (S. 95)? — Ein vestibulum, von dem eine Haustür nach der Straße führte (S. 100), habe ich noch nicht kennen gelernt; dieser Raum war vielmehr nach der Straße offen und diente dazu, Vorübergehenden bei schlechtem Wetter oder bei starkem Verkehr durch „beiseitetreten“ (= vestare) einen Unterschlupf zu gewähren: die Haustür lag dahinter nach dem atrium zu. — Die Kurie stand nicht auf dem Forum, sondern auf dem Comitium, einem Platze nördlich vom Forum, und wurde erst später von Caesar auf die Grenze von Forum und Comitium gesetzt als curia Julia, als man den Raum des Comitiums für die Kaiserfora, zunächst das forum Caesaris brauchte (S. 100). — Eine der meist umstrittenen Fragen ist die nach den Tributkomitien: der Verf. hält die Versammlungen des Gesamtvolkes nach Tribus für die wichtigeren und nennt ihre Beschlüsse plebiscita, andere behaupten dies von den Sonderversammlungen der plebs, während die Plebejer und Patrizier umfassenden Tributkomitien ganz bedeutungslos gewesen wären; noch andere endlich identifizieren Tribut- und Centuriatkomitien, indem sie sich auf eine spätere Einrichtung — um den zweiten Punischen Krieg herum — beziehen, wo die Centurien zu Unterabteilungen der Tribus

gemacht wurden. Ich schließe mich der zweiten Gruppe an und halte die reinplebejischen Tributkomitien = concilia plebis für diejenigen, die hauptsächlich zur Gesetzgebung benutzt wurden; die Beschlüsse der gemischten Tributkomitien konnten doch kaum plebiscita genannt werden (S. 110). — Weit wichtiger als das Relief der Trajanssäule ist für uns Deutsche das der Antoninssäule, das Kämpfe mit deutschen Stämmen darstellt; also war vielleicht lieber dies als Beispiel anzuführen (S. 182 oben). — Hier und da konnte die Gelegenheit zu Vergleichen mit Einrichtungen der jetzigen Zeit noch mehr benutzt werden; denn nach meiner Ansicht beruht die Bedeutung des Unterrichts in der alten Geschichte hauptsächlich mit darin, modernen bürgerkundlichen Belehrungen zu dienen, wozu sich ja auf Schritt und Tritt Gelegenheit bietet. Sehr wichtig ist es aber, durch Hinweise die nötigen Fingerzeige zu geben, sonst geht mancher Lehrer achtlos daran vorüber.

Im Ausdruck gibt es noch einige Unstimmigkeiten: „Pergamon" (S. 182) unten neben sonst überall „Pergamum"; „Plato" (S. 69) neben „Platons" Apologie (S. 76 Anm.). Eigenschaften, die den heutigen Bewohnern des Landes auch jetzt noch zukommen (S. 150 Anm.), wo wohl einer von den hervorgehobenen Ausdrücken überflüssig ist; viele „früheren" Gegner (S. 153) statt „frühere", gemäß dem überwiegenden Sprachgebrauch; ebenso mit weißem „pentelischem" Marmor statt „pentelischen" (S. 57). — Unschön klingt „einerseits — anderseits". (S. 47). — Endlich dürfte sich für die nächste Auflage empfehlen, einige seltenere Wörter zur Erleichterung der Aussprache mit einem Akzent zu versehen, wie Cyaxares, Roxane, Ahriman, Bataver.

Ich hoffe, daß auch diese Vorschläge, die aus einer langen Erfahrung im Unterricht der alten Geschichte hervorgehen, auf fruchtbaren Boden fallen und von dem verehrten Verfasser als das aufgenommen werden, was sie sein sollen: Beiträge, das wirklich praktische und durchaus empfehlenswerte Buch auf eine noch höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen.

Zerbst. G. Reinhardt.

---

**Berühmte Skulpturen**, Kunstblätter mit Darstellungen von Meisterwerken der Bildhauerkunst. Format 24 × 32 cm. Jedes Blatt in Umschlag mit erläuterndem Text. Serie I, 30 Blatt à 0,40 M. Verlag von Wild & Co., Dresden-Heidenau.

Diese neuen Kunstblätter, in Autotypiedruck hergestellt und von erläuterndem Text begleitet, sind dazu bestimmt, einem fühlbaren Mangel an guten Reproduktionen zu bescheidenem Preise abzuhelfen. Veröffentlicht sind bis jetzt: Apoll von Belvedere, Diana von Versailles, Königin Luise von Rauch, Diskuswerfer von Myron, Venus von Medici und Christus von Thorwaldsen.

Klar, deutlich und sauber in der technischen Behandlung,

geben sie alle das Charakteristische des dargestellten Objekts getreu wieder und eröffnen auch demjenigen, der nicht in der Lage ist, sich in Museen mit den Originalen oder ihren Kopien bekannt zu machen, Sinn und Verständnis für die herrlichen Schöpfungen der Kunst in alter und neuer Zeit. Nicht minder wertvoll ist der begleitende Text, der, knapp und gemeinverständlich gefaßt, alles Wesentliche über Künstler und Kunstwerk mit feinsinnigem, künstlerisch empfundenem Urteil darbietet. Über den Umfang derartiger kunstgeschichtlicher Belehrungen sind wohl die Ansichten geteilt. Dem Ref. z. B. scheint der Apoll von Belvedere einer etwas genaueren Behandlung mit Bezug auf die vorgestreckte linke Hand zu bedürfen. Im übrigen verdienen jedoch Inhalt und Form der Begleitworte uneingeschränktes Lob. Als wirksame Ergänzung der schönen Kunstblätter werden sie, da auch die Ergebnisse der neueren Forschung überall gewissenhaft verwertet sind, an ihrem Teile dazu beitragen, den edlen Meisterwerken der bildenden Kunst auch in weiteren Kreisen Verehrer und Freunde zu werben.

Indem Ref. diese Hoffnung ausspricht, empfiehlt er Wilds Kunstblätter aufs wärmste zu fleißiger Benutzung.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

---

1) Hoch, 1000 eingekleidete Gleichungen. Eine Ergänzung der algebraischen Aufgabensammlungen für höhere Schulen, sowie insbesondere für technische Fachschulen und Baugewerkschulen. Essen 1910, G. D. Baedeker. I u. 107 S. 8. 2 M.

Die vorliegende Sammlung von eingekleideten Gleichungen, die in erster Linie für Baugewerkschulen bestimmt ist, nach der Ansicht des Verfassers aber auch für höhere Lehranstalten geeignet sein soll, enthält Gleichungen ersten und zweiten Grades mit einer und mehreren Unbekannten, sowie eine kleine Anzahl von Gleichungen höheren Grades mit einer Unbekannten. Die Aufgaben, die im allgemeinen nach der Schwierigkeit ihrer Lösung angeordnet sind, behandeln meistens Verhältnisse des praktischen, gewerblichen Lebens und sind so formuliert und mit solchen Zahlenwerten versehen, daß weder das Ansetzen der Gleichungen dem Schüler besondere Schwierigkeiten bieten wird, noch das Ausrechnen der Wurzeln umständliche Rechnungen verursacht, und daß das Ergebnis durchweg in einfachen, meist in ganzen Zahlen auftritt. Die Einfachheit der Rechnung wird aber vielfach beeinträchtigt durch Druckfehler und Ungenauigkeiten. So muß es z. B. in Aufgabe 504 statt 799 heißen 792, außerdem führt diese Aufgabe zu einer Gleichung zweiten Grades, müßte also an einer anderen Stelle stehen. In Aufgabe 551 muß es heißen: „fährt aber der zweite 6 Minuten früher ab wie der erste" statt „fährt aber der zweite 7 Minuten früher ab". In Aufgabe 567 ist statt „der Bauunternehmer kommt $4\,^{3}/_{4}$ Minuten später in B. an" zu setzen: „der Bauunternehmer kommt $4\,^{13}/_{20}$ Minuten später in B.

an". In Aufgabe 605 muß es heißen: „330 m in der Minute" statt „340 m in der Minute". In Aufgabe 703 ist statt 2649 qcm zu setzen 264 qcm; in Aufgabe 740 ist statt 82 m zu setzen 102 m; in Aufgabe 946 muß es heißen: „verkleinert man den Umfang des Laufrades um 0,5 m" und nicht „um 0,25 m". Noch störender als diese Ungenauigkeiten, die die Rechnung unbequemer und das Ergebnis weniger einfach gestalten, sind die Fehler in den Aufgaben 550 und 644, da die dort gemachten Angaben überhaupt zu keinem bestimmten Ergebnis führen, sondern Gleichungen liefern, die von einander abhängig sind.

Diese Beispiele werden dartun, daß die Brauchbarkeit dieser Aufgabensammlung durch eine sorgfältige Durchsicht und Durcharbeitung wesentlich erhöht werden kann.

Bemerkt sei noch, daß die Ergebnisse in einem besonderen Heft zusammengestellt sind, das von der Verlagshandlung nur an beamtete Lehrer abgegeben wird.

2) Bohnert, Elementare Stereometrie. Mit 119 Figuren. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig 1910, G. J. Göschensche Verlagshandlung. II u. 183 S. 8. geb. 2,40 ℳ.

Der Verfasser behandelt in diesem Buche, das Band IV der Sammlung Schubert, einer Sammlung mathematischer Lehrbücher, bildet, die Stereometrie in zwei Kursen. Der erste Kursus beginnt mit einer kurzgehaltenen Darstellung der Lagebeziehungen zwischen Geraden und Ebenen im Raume, der sich die wichtigsten Sätze über körperliche Ecken anschließen, bringt dann die Ausmessung der einfachen Körper auf Grund des Prinzips von Cavalieri, die Ableitung des Eulerschen Satzes, die Ausmessung der regulären Polyeder und schließt mit der gemeinsamen Ableitung der Formeln für Inhalt und Oberfläche der regelmäßigen Körper.

Eine Erweiterung und Vertiefung erfahren die bisherigen Betrachtungen im zweiten Kursus, in dem zunächst die bisher behandelten Körper als Spezialformen des Heinzeschen Zentralkörpers dargestellt werden. Dieser vorzugsweise auf Raumanschauung sich stützenden Entwickelung schließt sich an die Ableitung der Simpsonschen Regel und der Nachweis, daß die betrachteten Formen des Heinzeschen Zentralkörpers gleichzeitig Simpsonsche Körper sind. Die beiden letzten Kapitel behandeln die Berechnung von Rotationskörpern nach den Guldinschen Regeln, Schwerpunktsbestimmungen und die Darstellung von Ellipse, Hyperbel und Parabel als Schnittfiguren einer Ebene und eines Kreiskegels.

Die Darstellung ist durchweg einfach und leicht verständlich, die Beweisführung ausführlich und klar und durch sorgfältig gezeichnete Figuren unterstützt. Die den einzelnen Abschnitten angehängten Aufgaben sind mit Sorgfalt und Geschick gestellt und wohl geeignet, die Ausbildung der Raumanschauung zu

fördern und das Interesse für stereometrische Betrachtungen zu wecken und zu heben.

Das Buch kann als ein gediegenes Werk bezeichnet und für den Schulunterricht, besonders aber für den Selbstunterricht aufs beste empfohlen werden.

Belgard. A. Salow.

---

E. Jochmann und O. Hermes, Grundriß der Experimentalphysik und Elemente der Chemie sowie der Astronomie und mathematischen Geographie. Zum Gebrauch beim Unterricht auf höheren Lehranstalten und zum Selbststudium von P. Spies. Siebzehnte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 537 Figuren, einer Spektraltafel, einer Dreifarben-Drucktafel, 4 meteorologischen Tafeln, 2 Sternkarten und 8 Tabellen. Berlin 1910, Winckelmann & Söhne. XVI und 455 S. 8. In Leinwand geb. 5,50 *M.*

Nach dem im November 1909 erfolgten Tode des verdienstvollen bisherigen Herausgebers dieses weit verbreiteten und geschätzten Lehrbuches O. Hermes hat der ausgezeichnete Lehrer und Experimentator Prof. Spies, der schon seit einem Jahrzehnt an der Herausgabe des „Jochmann" mitgearbeitet hat, das Buch mit Rücksicht auf die Fortschritte von Wissenschaft und Technik einer durchgreifenden Umgestaltung unterzogen, die man in allen Teilen des gehaltvollen Werkes erkennen kann. Die von vielen gewünschte Einteilung in Unter- und Oberstufe ist fallen gelassen, dafür sind aber die für die Unterstufe geeigneten Abschnitte durch einen fortlaufenden Strich am Rande gekennzeichnet. Von wichtigen Abweichungen der neuen Auflage von der früheren ist hervorzuheben, daß die Chemie in den Anhang verwiesen, die allgemeinen Eigenschaften der Körper nicht mehr besonders behandelt sind, die Molekulareigenschaften an den Schluß der entsprechenden Abschnitte der Mechanik gestellt, die astronomischen Teile der Bewegungslehre an die Zentralbewegung angeschlossen, die Wärmestrahlung mit den Lichtstrahlen im Zusammenhange mit der Spektralanalyse dargestellt wird. Die Zahl der Figuren ist auf 537 gestiegen, auch sind veraltete und weniger deutliche durch zweckentsprechendere ersetzt worden. Einige Tabellen sind mit Rücksicht auf praktische Schülerübungen an den Schluß des Buches getreten.

Wenn trotz der angeführten erheblichen Änderungen und der Aufnahme neuen Lehrstoffes der Umfang des Buches um 57 Seiten sich vermindert hat, so ist dies durch Fortlassen weniger wichtiger und teilweise veralteter Abschnitte erreicht worden.

Die neue Auflage des „Jochmann" ist also von den früheren nicht unwesentlich verschieden, was zwar die Benutzung älterer Auflagen neben der neuen erschwert, aber im Interesse der Sache doch als notwendig anerkannt werden muß.

Berlin. R. Schiel.

---



# DRITTE ABTEILUNG.

## BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

### Philologischer Verein zu Berlin.

Am 10. Dezember beging der Verein unter zahlreicher Teilnahme der Mitglieder seine 41. Stiftungsfeier. Den Festvortrag hielt der Vorsitzende, Herr Geh. Regierungsrat Dr. Bardt, über „Caesars Hof".

Der Hof gehört zur Monarchie; auch zu der des Usurpators? Napoleon richtete gleich nach der Thronbesteigung einen unsäglich prachtvollen und unsäglich geschmacklosen ein, Cromwell wegen seiner eignen einfachen Neigungen und wegen Abneigung seiner Heiligen gegen alles königliche Wesen einen bescheidenen. Bei Caesar fehlte die Zeit zur Ausgestaltung und der Raum zur Entfaltung des Hofes, man kann daher nur Ansätze zur Bildung eines solchen erwarten, aber diese müssen vorhanden sein wegen der Klarheit und Folgerichtigkeit, mit der er den Gedanken der Monarchie erfaßte, sind auch nachweisbar in der Entwickelung des Begriffs der Hoffähigkeit und in der Bildung einer Leibwache. Die dürftigen Nachrichten werden ergänzt durch Erzählung von dem Besuche Caesars auf Ciceros Villa bei Puzzuoli, wo der Hof in Aktion erscheint. Dem Hofe fehlte auch die Maitresse nicht, es war Cleopatra, die im Winter 45—44 in Rom bei Caesar weilte, die Iden des März dort erlebte und erst mehrere Wochen nachher sich davonmachte. Ihre damals zu Cicero angeknüpften Beziehungen sind interessant, aber dunkel, und können nur mit Zuhilfenahme der Phantasie in rechte Klarheit gebracht werden; es läßt sich daher darüber nur mit aller Reserve reden.

Zur Verteilung kam für den Vortrag ein Blatt, das das Ehrenmitglied des Vereins, Herr Dr. Vollert, freundlichst gespendet hatte: drei Münzen mit Caesars Portrait, eine mit dem der Cleopatra.

# VIERTE ABTEILUNG.

## EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Scheindlers Lateinische Übungsbücher. Wien 1910, F. Tempsky. Teil III: H. St. Sedlmayer, Der einfache Satz. Lehre vom Nomen. Übungsstücke für die III. Klasse der Realgymnasien und Gymnasien und für die II. Klasse der Reform-Realgymnasien. 60 S. 1,40 K — Teil IV: H. St. Sedlmayer, Der einfache und der zusammengesetzte Satz. Lehre vom Verbum. Übungsstücke für die IV. Klasse der Realgymnasien und Gymnasien und für die III. Klasse der Reform-Realgymnasien. 71 S. geb. 1,40 K. — Teil V: Lateinische Übungsstücke für die oberen Klassen der Realgymnasien. 128 S. geb. 2 K.

2. M. C. P. Schmidt, Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht. Leipzig 1910, Dürrsche Buchhandlung. 98 S. gr. 8. 2 M.

3. J. Buck, Seneca de beneficiis und de clementia in der Überlieferung. Diss. Tübingen 1908. VIII u. 83 S.

4. A. Steuer, Biologisches Skizzenbuch für die Adria. Mit 80 Abbildungen. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 82 S. geb. 2 M.

5. W. S. Teuffels Geschichte der römischen Literatur. Sechste Auflage, unter Mitwirkung von E. Klostermann, R. Leonhard und P. Wessner neu bearbeitet von W. Kroll und F. Skutsch. Zweiter Band: die Literatur von 31 v. Chr. bis 96 n. Chr. Leipzig 1910, B. G. Teubner. VI u. 348 S. 6 M, geb. 7 M.

6. H. Walsemann, Pädagogische Quellenschriften, 2. Teil. Hannover 1910, C. Meyer (G. Prior). VIII u. 324 S. 2,40 M, geb. 3 M.

7. The Journal of Education. No. 495. 496. With Supplement. Vol. 42 (New Series 32). October, November 1910.

8. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur, herausgegeben von F. Frisch. Jahrg. 6, Nr. 8.

9. Schule und Museum von K. Reichhold. München 1910, Max Kellerers Hofbuchhandlung. 14 S. u. 37 Tafeln mit Bildern. 1,20 M.

10. Die Stimme. Centralblatt für Stimm- und Tonbildung, Gesangunterricht und Stimmhygiene, herausgegeben von Th. S. Flatau, K. Gast und A. Gusinde. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 4. Jahrgang. VIII u. 380 S. gr. 8. Vierteljährlich 1,50 M, monatlich 1 Heft. Dasselbe. 5. Jahrg., 1. Heft. 28 S.

11. Blätter für Volkskultur. Halbmonatsschrift für Erziehung, Bildung und Leistung. Oktober 1910. Jährlich 2 M.

12. Postkarten und Diapositive aus dem Verlage von Susanna Homann in Darmstadt, Werkstätte für moderne Lichtbildkunst. Ser. 14: Trier 2; Ser. 22: Alt-München 4; Ser. 29: Alt-Cöln 2; Ser. 27: Dinkelsbühl 3; Ser. 34: Regensburg 1; Ser. 41: Alt-Augsburg 1. Jede Serie, 12 Karten enthaltend, direkt vom Verlage bezogen 1,50 M, durch Geschäfte bezogen 2 M. — Die Serien sind im Auftrage von Heimatschutzvereinen herausgegeben und bilden für die Arbeit des Heimatschutzes ein gutes Material.

13. J. Babbitt, The New Laokoon. An Essay on the Confusion of the Arts. London 1910, Constable & Co. Limited. XXIV u. 259 S. geb. 5 *sh*.

14. R. H. Bartsch, Zwölf aus der Steiermark. Herausgegeben von J. M. Weißberg. Leipzig 1910, G. Freytag. 144 S. geb. 1 *M*.

15. W. Bauer, Die katholischen Briefe des Neuen Testaments. Tübingen 1910, J. C. B. Mohr (P. Siebeck). 64 S. (Religionsgeschichtliche Volksbücher 1. Reihe, 20. Heft.)

16. K. Boehm, Elliptische Funktionen. Zweiter Teil: Theorie der elliptischen Integrale. Umkehrproblem. Mit 28 Figuren. Leipzig 1910, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. VII u. 180 S. geb. 5 *M*. (Sammlung Schubert LXI.)

17. F. W. R. Butler, The English Language. Practical Lessons in Spoken and Writen English, with Two Hundred Exercises. Vienna 1910, Karl Graeser & Co. XV u. 200 S. geb.

18. A. Cliffe und A. Schmitz, Lehrbuch der Englischen Sprache für Mittelschulen und verwandte Anstalten. Mit vielen Illustrationen, 1 Münztafel, 1 Karte von England und 1 Plan von London. Frankfurt a. M. 1910, M. Diesterweg. X u. 296 S. 2,60 *M*.

19. Contes de France, annotés par A. Robert-Dumas et Ch. Robert-Dumas. 2ème édition. Frankfurt a. M. 1910, M. Diesterweg. 62 S u 45 S. geb. 1,20 *M*.

20. A. Degenhardt, Über japanisches Schulwesen. Osnabrück 1910, G. E. Lückerdt. 39 S. 0,60 *M*.

21. Ducotterds Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Neu bearbeitet von J. Stehling. Teil I, 1. Vierte, der Neubearbeitung erste Auflage. Frankfurt a. M. 1910, M. Diesterweg. VII u. 181 S. geb. 1,80 *M*.

22. Goethe, Faust. Herausgegeben von F. Faßbaender. Paderborn 1910, F. Schöningh. 187 S. geb. 1,60 *M*.

23. Goethe, Kampagne in Frankreich 1792 und Belagerung von Mainz 1793 Bearbeitet von Chr. Waas. Mit 2 Karten. Frankfurt a. M. 1910, M. Diesterweg. XXVIII u. 219 S. geb. 1,60 *M*.

24. M. Jöris, Lebensbilder aus allen Teilen der Weltgeschichte, besonders aus der deutschen Geschichte für die 6. Klasse höherer Mädchenschulen. Mit 108 Abbildungen. Leipzig 1910, G. Freytag. 111 S. geb. 1,50 *M*.

25. M. Jöris. Sagen und Lebensbilder für den ersten Geschichtsunterricht. Für die 7. Klasse höherer Mädchenschulen. Mit 37 Abbildungen. Ebendaselbst. 60 S. geb. 1 *M*.

26. A. Köster, Das Pelargikon. Untersuchungen zur ältesten Befestigung der Akropolis von Athen. Mit 6 Lichtdrucktafeln. Straßburg 1909, J. H Ed. Heitz (Heintz & Mündel). 42 S. Lex.-8.

27. H Kühne, Französisches Wiederholungsbuch, im Anschluß an Ploetz-Kares, Elementarbuch. Zweite Auflage. Berlin 1910, F. A. Herbig. VIII u. 100 S. geb. 1,30 *M*.

28. Macaulay, Essays on Bunyan and Addison. Herausgegeben von J. Mättig. Leipzig 1910, G. Freytag. 160 S. geb. 1,50 *M*.

29. Th. Nissen, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die Obertertia und Untersekunda der Reformschulen. Leipzig 1910, G. Freytag. 221 S. geb. 2,50 *M*.

---

# ERSTE ABTEILUNG.

## ABHANDLUNGEN.

### Bemerkungen über die Komposition der homerischen *Νέκυια*.

In seinem Kommentar zum VI. Buche der Aeneis Vergils vergleicht Norden kurz die Unterweltsdichtung Vergils mit der homerischen *Νέκυια* und kommt dabei zu folgendem Urteil (S. 347): „Das *τέλος* der Handlung ist in Verg. Aen. VI die Heldenschau, die am Ende steht. Diesem *τέλος* muß sich alles unterordnen als Vorbereitung zur Vollendung. Hauptsächlich durch diese Konzentration der Handlung auf ein *τέλος* steht die vergilische Nekyia, als Ganzes betrachtet, technisch höher als die homerische. Zwar der Zweck, den die Helden der beiden Gedichte verfolgen, ist derselbe: wie Odysseus von Teiresias, so will Aeneas von Anchises eine Prophezeiung erhalten. Aber Odysseus trifft mit Teiresias gleich zu Anfang zusammen (nur das Gespräch mit Elpenor als einem *ἄταφος* geht voraus), und damit ist das eigentliche *τέλος* schon erreicht: alles weitere gehört nicht mehr zur Handlung, für die es ja gleichgültig ist, daß Odysseus das Schicksal der Heroinen erkundet, daß er den Heroen Auskunft über die Vorgänge seit ihrem Tode gibt, und daß er die Gestalten der Helden und Büßer erblickt. Mögen einzelne dieser Szenen noch so großartig konzipiert sein und Motive von einer Kraft und Plastik aufweisen, daß sie wie ewige Ideale jedem Nachdichter unerreichbar bleiben mußten: in der Kunst der Komposition im großen — und nur um diese handelt es sich hier — steht Vergils Gedicht höher als das Original".

Als wichtigste Ursache für den Mangel an innerer Geschlossenheit der Komposition in der homerischen Dichtung wird weiterhin (S. 349) angegeben, daß „Homer eine *νεκυομαντεία* dichtet, bei welcher der Held notwendiger Weise eine mehr passive Rolle spielen mußte; denn er bleibt bei seiner Grube stehen und

tut nichts weiter, als daß er aus der Masse der durch den Blutgeruch angelockten εἴδωλα eine Auswahl derjenigen trifft, mit denen er sich in ein Gespräch einlassen will: von einem eigentlichen Fortschritt der Handlung kann dabei nicht die Rede sein".

Damit wird Norden der homerischen Dichtung schwerlich gerecht, und zwar aus zwei Gründen.

Zunächst legt Norden seiner Beurteilung offenbar die Νέκυια in ihrem überlieferten Zustande zugrunde, in dem sie zweifellos auch Vergil vorgelegen hat. Zu diesem Verfahren war Norden berechtigt, da es sich für ihn um die Frage handelte, was Vergil seinem Muster Homer verdankt, worin er ihn erreicht oder etwa übertroffen hat; und das wird man ohne weiteres zugeben müssen, daß die Komposition des VI. Gesanges der Aeneis kunstvoller ist, als die der Νέκυια in ihrer jetzigen Gestalt. Will man aber zu einem absoluten Werturteil über die Komposition der homerischen Unterweltsdichtung gelangen, so müssen ohne Frage alle späteren Eindichtungen entfernt werden, die gerade diesen Gesang, wie allgemein zugestanden ist, verunstalten; erst dann werden die Intentionen des Dichters klar zutage treten, erst dann wird die Komposition verständlich sein und richtig gewürdigt werden können.

Ferner hat Norden den Zweck, den die Helden der beiden Gedichte verfolgen, als denselben bezeichnet, nämlich die Befragung einer der Seelen im Hades, und darauf seine weiteren Folgerungen aufgebaut. Nun ist gewiß das τέλος der Handlung des Vergilischen Gedichtes die Befragung des Anchises und die durch ihn vermittelte Heldenschau. So wird der VI. Gesang zu einem intregrierenden Bestandteile der Gesamthandlung, wie ja das Epos Vergils vor dem homerischen hinsichtlich der Komposition eben den großen Vorzug voraus hat, daß es ein nach einem großen Plan entworfenes, von einem Dichter geschaffenes, einheitliches Gedicht ist, in dem auch die Hadesfahrt des Aeneas von vornherein ihre feste Stelle, ihr der Gesamthandlung sich einfügendes τέλος hat. Anders steht es mit der homerischen Dichtung im ganzen und im besonderen mit dem XI. Gesange. Er ist, wie niemand leugnet, kein organischer Bestandteil der Odyssee, sondern eine Neuschöpfung, die in einen schon vorher vorhandenen Bestand eingelegt ist. Das τέλος der Handlung des Gedichtes kann nicht die Befragung des Teiresias sein; denn bekanntlich erhält Odysseus nach seiner Rückkehr ans dem Hades von Kirke eingehendere Mitteilungen über dieselben Punkte, und späterhin, nach seiner Heimkehr nach Ithaka, hat Odysseus keine Ahnung mehr von dem, was er in der Unterwelt über die Zustände in der Heimat erfahren. Wäre also die Befragung des Teiresias nach der Absicht des Dichters der Νέκυια das τέλος der Handlung gewesen, so wären in der Tat nicht nur die weiteren

Unterredungen mit anderen Seelen gleichgiltig und überflüssig, sondern der Dichter hätte das ihm vorliegende Gedicht tiefgreifend umarbeiten müssen, wenn man ihn nicht für ganz gedankenlos halten oder ihm eine übertriebene Ehrfurcht vor dem überlieferten epischen Gut zutrauen will. Demnach muß das *τέλος* der Handlung der *Νέκυια* ein anderes gewesen sein als die Befragung des Teiresias, der vielmehr für den Dichter nur der Faden war, an dem er seine Dichtung mit dem übrigen Epos, freilich nur lose, verknüpfen konnte[1]).

Was ist also das *τέλος* der *Νέκυια* in ihrer ursprünglichen Fassung? Mit anderen Worten: zu welchem Zwecke führt der Dichter Odysseus in die Unterwelt und läßt ihn sich dort mit einer Reihe von Seelen Abgeschiedener unterreden?

Diese Frage ist unlöslich verknüpft mit der nach der Komposition des XI. Gesanges. Läßt sich feststellen, daß die einzelnen Unterredungen nach einem festen, bestimmten Gesichtspunkte geordnet sind, so muß sich daraus auch die Absicht ergeben, die der Dichter mit dem Ganzen verfolgt.

Der Plan der Dichtung kann aber, wie gesagt, nur deutlich werden, wenn die späteren Zutaten entfernt und der ursprüngliche Bestand, sofern er noch erreichbar ist, festgestellt wird. Das kann hier in aller Kürze geschehen, da über den späteren Ursprung gewisser Partieen des Gesanges allgemeine Übereinstimmung herrscht, mögen die Ansichten über die Herkunft und Entstehungszeit der betreffenden Abschnitte auch auseinander gehen. Es handelt sich um folgende Stellen:

1) V. 225—327 den sog. Heroinenkatalog;

2) V. 328—386 das sog. „Intermezzo" und die Überleitung dazu;

3) V. 565—627 die Reihe der „Büßer" im Hades.

Darnach bleibt als ursprünglich anzusehende Dichtung Folgendes:

Die Erzählung der Abfahrt von der Insel der Kirke, von der Meeresfahrt, der Ankunft am Eingange der Unterwelt und den Vorbereitungen zur Befragung der Toten durch Vollziehung der von Kirke gebotenen Opfer V. 1—50, die Unterredung des Odysseus

[1]) Zutreffend urteilt Rohde Nekyia, Kleine Schriften Bd. II S. 259 (= Rhein. Mus. Bd. 50 [1896] S. 604): „Das, was Teiresias dem Odysseus sagt, was Odysseus erwidert und Teiresias noch hinzufügt (λ 90—151), ist so dürftig, neben den Mahnungen und Berichten der Kirke in μ so überflüssig, poetisch so gehaltlos, daß der Wunsch, diese Szenen zu gestalten, unmöglich als der wirkliche Beweggrund gelten kann, der ihren Urheber in dichterische Tätigkeit gesetzt habe. Die Befragung des Teiresias, pragmatisch genommen, die einzige *αἰτία* für die Hadesfahrt des Odysseus, ist poetisch genommen nur eine *πρόφασις*, ein leichthin ersonnener und obenhin ausgeführter Anlaß zur Einführung anderer Szenen im Reiche der Abgeschiedenen, deren Ausbildung der eigentliche Zweck des Dichters und seiner Dichtung war".

mit der ersten Gruppe der Seelen, nämlich mit Elpenor, Teiresias und Antikleia V. 51—224, ferner die Unterredung des Odysseus mit den drei *ἑταῖροι* des troischen Krieges, Agamemnon, Achilleus und Aias V. 387—564, und die Abfahrt von 628 an. Eine eingehende Begründung für die Berechtigung oder Notwendigkeit, diese Teile aus dem Gesange auszuscheiden, erübrigt sich, da sie von Rohde in dem Aufsatze „Nekyia" mit feinem Spürsinn gegeben ist. Sollte sich für den verbleibenden Rest ein klarer Plan der Komposition ergeben, in den sich die als spätere Zusätze bezeichneten Teile nicht einfügen, den sie im Gegenteil sprengen würden, so dürfte das eine indirekte und nicht die unbedeutendste Bestätigung dafür sein, daß die Scheidung zwischen Ursprünglichem und Späterem richtig vorgenommen worden ist.

Die einleitenden Verse 1—50 enthalten nur die Folgerung aus den Weisungen der Kirke, an die sich Odysseus genau hält, und schaffen die Voraussetzung für des Odysseus Unterredungen in der Unterwelt. Bewußte Kunst der Komposition kann sich erst in der Reihenfolge und Anordnung dieser Szenen zeigen.

Ein bestimmtes Prinzip in der Gestaltung der ersten Gruppe ist nun unverkennbar. Beim Fortschreiten in der Reihe Elpenor — Teiresias — Antikleia wird die Verbindung mit der Oberwelt immer lockerer, die Verwandtschaft der *εἴδωλα* mit dem Wesen der Lebenden immer loser. Elpenor ist noch unbeerdigt (V. 52) und hat darum, entsprechend uraltem Glauben, als *ἄταφος* noch keine Aufnahme in die Unterwelt gefunden; er hat noch das volle Bewußtsein, so daß er Odysseus erkennt[1]) und seine Anrede versteht und beantworten kann, ohne vorher vom Blute genossen zu haben. So steht er den Seelen der Lebenden und des Odysseus hier in der Unterwelt noch am nächsten; er bildet sozusagen ein Band, das die Unterwelt mit der Oberwelt verbindet, einen Übergang und eine Vermittelung zwischen Jenseits und Diesseits, und so ist es nur in der Ordnung, daß sich Odysseus mit ihm zuerst unterredet.

Schon stärker ist von der lähmenden Macht der Unterwelt Teiresias getroffen, aber noch nicht ganz zum bewußtlosen Schatten geworden. Wie seine *ψυχή* im Leben sich durch besondere Kraft ausgezeichnet hat, indem sie, in ihrer Wahrnehmung an die beengenden Schranken von Zeit und Raum nicht gebunden, wie die übrigen Sterblichen, mit der Gabe der Weissagung begnadet gewesen ist, so auch hier in der Unterwelt. Durch den Tod ist er nur sozusagen auf die „normale" Geisteskraft der Menschen zurückgesetzt, denn er erkennt Odysseus sofort und redet ihn an (V. 91)[2]); der Bluttrunk, der sonst den *εἴδωλα* nur ihr gewöhn-

---

[1]) Das ergibt sich aus V. 68. Für diese Frage ist es also unwesentlich, ob man V. 60 als echt ansieht oder nicht.

[2]) Auf diese besondere Stellung des Teiresias hat schon v. Wilamowitz hingewiesen Hom. Unters. S. 146: „Es liegt auf der Hand, daß Odysseus im

liches Bewußtsein wiedergibt, erhöht sein Bewußtsein zur vollen einstigen Kraft der Weissagung, so daß er dem Odysseus die Zukunft enthüllen kann.

Völlig der Gewalt des Todes verfallen, der dem Sterblichen das Bewußtsein raubt und ihn zu einem leeren Schattendasein verurteilt, ist dann endlich Antikleia, erst sie ein eigentliches *εἴδωλον*. Sie sitzt, obwohl vom Sohne erkannt (84—87, 141), doch selbst ihn nicht erkennend, schweigend und ohne ihn anzublicken oder gar anzureden (141, 142), neben der Opfergrube, lediglich von dem Blutdunste angelockt. Erst durch den Genuß des Blutes kehrt ihr das Bewußtsein wieder: sie erkennt ihren Sohn sogleich (*αὐτίκα* 153 womit der Dichter in unvergleichlicher Prägnanz die Macht der Mutterliebe malt) und redet ihn an.

Das gleiche Prinzip der Steigerung, das sich in der Stellung dieser drei Gestalten zur Unterwelt beobachten läßt, waltet in ihrer Haltung und Stimmung, die sich eben aus jenem Verhältnis zur Unterwelt ergibt.

Elpenor, der noch halb der Oberwelt angehört, weiß noch nichts von den Schrecken der Unterwelt, noch auf das Diesseits richten sich seine Gedanken (V. 60—78): er berichtet von der Art seines Todes und bittet Odysseus, nach seiner Rückkehr zu Kirke für seine Verbrennung und ein Grabmal zu sorgen. Teiresias aber kennt den Hades, darum seine verwunderte Frage an Odysseus, warum er das Licht der Sonne verlassen habe, um die Seelen der Toten zu schauen. Doch keine Klage kommt über seine Lippen, und wie milde nennt er das Hadeshaus nur einen „unerfreulichen Ort“ *ἀτερπέα χῶρον* V. 94! Er trägt sein Schicksal mit Erhabenheit und Würde. Von den Schauern des Hades umwittert und in Trauer versenkt ist Antikleia. Klagend *ὀλοφυρομένη* 154 beginnt sie zu reden, und ihre erste Frage ist merklich leidvoller als die des Teiresias:

*τέκνον ἐμόν, πῶς ἦλθες ὑπὸ ζόφον ἠερόεντα*
*ζωὸς ἐών; χαλεπὸν δὲ τάδε ζωοῖσιν ὁρᾶσθαι.*

Und wenn sich das weitere Gespräch in einfachen und natürlichen Bahnen[1]) bewegt und, zwar erfüllt von warmem

---

Besitze eines Erkennungszeichens sein muß, und das liegt darin, daß alle anderen Schatten bewußtlos schwirren, nur Teiresias Bewußtsein hat, also reden kann. Diese ihm allein gewährte Auszeichnung, die Odysseus also kennen muß, gibt Kirke an *κ* 493—495“.

[1]) Man hüte sich aber, das Gespräch etwa als nüchtern und trocken anzusehen. Die beiden unterreden sich freilich über die nächstliegenden Dinge, aber voll Zartsinn. Auf die so natürliche Frage der Mutter, wozu er in die Unterwelt gekommen sei, und ob er von Troja herkomme oder inzwischen schon in Ithaka gewesen sei, V. 155—162 [157—159 sind unecht], antwortet Odysseus kurz nur das Notwendigste 163—169; ihn drängt es, an die Mutter Fragen zu richten nach dem, was sein Herz am meisten bewegt. Da beginnt auch er mit dem Nächstliegenden, mit der Frage, wie Antikleia gestorben sei (171—173), dann ob Vater und Sohn

Gefühl, doch ruhig verläuft, ohne schwächliche Klagen und lauten Schmerzensausbruch, so wird Antikleia doch zuletzt vom Schmerz überwältigt, als sie dem Sohne sagen muß, daß sie aus Sehnsucht nach ihm gestorben sei. Ihre lebhafte Empfindung verrät sich schon in der feierlichen Anrede und in der starken Anaphora (V. 202, 203):

*ἀλλά με σός τε πόθος σά τε μήδεα, φαίδιμ' Ὀδυσσεῦ,*
*σή τ' ἀγανοφροσύνη μελιηδέα θυμὸν ἀπηύρα.*

Allerdings gewinnt sie die Fassung wieder. Dem Sohne, der in heißer Sehnsucht dreimal vergeblich den Versuch gemacht hat, sie zu umfassen, und unwillig fragt, ob denn Persephone ihm ein Scheinbild gesandt habe, nur um seinen Schmerz zu erhöhen, antwortet Antikleia zwar immer noch schmerzlich bewegt (V. 216):

*ὤ μοι, τέκνον ἐμόν, περὶ πάντων κάμμορε φωτῶν,*

aber doch mit weihevollem Ernst und in tiefer Ergebung in das Gesetz der Toten 218:

*ἀλλ' αὕτη δίκη ἐστὶ βροτῶν, ὅτε τίς κε θάνῃσιν.*

Während Odysseus durch den Fortgang der Gespräche von Teiresias bis Antikleia immer tiefer in die Schrecken der Unterwelt eingeführt wird, wird sein persönliches Verhältnis zu seinen Unterrednern immer inniger. Am fernsten steht Elpenor seinem Herzen; an ihn fssseln ihn nur die Bande der *ἑταιρία*, und Odysseus hält auch nicht viel von ihm; war er doch der jüngste und nicht tüchtig im Kampfe und ohne besonnene Einsicht im Rate X 552/53. Am nächsten steht ihm natürlich die Mutter Antikleia, und die innige Liebe, die die beiden miteinander verbindet, kommt zu überwältigendem Ausdruck. Eine Mittelstellung zwischen beiden nimmt Teiresias ein. Odysseus hat ihn im Leben nicht gekannt, so daß enge Beziehungen zwischen ihnen nicht bestehen können, doch erfüllt ihn die Erhabenheit des greisen Sehers mit Ehrfurcht; er nennt ihn *ἄναξ*.

Aus der Verschiedenheit des persönlichen Verhältnisses der drei Seelen zu Odysseus ergibt sich auch eine Verschiedenheit in Ton und Inhalt der Gespräche. In der Unterredung mit Elpenor werden fast ausschließlich Dinge berührt, die ihn selbst angehen. Für seine Zwecke erfährt Odysseus nur, daß er zur Insel Aiaia zurückkehren wird; das kann ihm Elpenor verkünden (V. 69/70), „denn er zeigt eine Art von erhöhtem Bewußtsein, das der Prophetengabe nahe kommt, nicht anders als Patroklos und Hektor im Augenblick der Loslösung der Psyche

---

noch im Besitze der Königswürde (174—176) seien, und endlich die wichtigste und quälendste Frage, die eben darum auch zuletzt steht, ob Penelope ihm die Treue bewahrt habe (177—179). Antikleia beantwortet die Fragen nicht in derselben Reihenfolge, wie sie gestellt sind, darin ihr Feingefühl und ihr mütterliches Verständnis offenbarend. Die letzte Frage, die nach Penelope, beantwortet sie zuerst (181—183), weil sie weiß,

vom Leibe"[1]). Gewinnt Odysseus durch Elpenor die Gewißheit, daß er die Unterwelt wohlbehalten verlassen und zu Kirke zurückkommen wird[2]), so hat Teiresias ihm Wichtigeres zu verkünden, nämlich daß ihm

---

daß daran Odysseus am meisten liegt. Daran knüpft sie zunächst eine weitere erfreuliche Mitteilung, daß noch kein Fremder die Königswürde an sich gerissen habe und Telemach die ihm gebührenden Ehren genieße (184—187, s. Rohde Nekyia S. 268 Anm. 1), um dann erst den schmerzlichen Bericht über den Kummer und die Sehnsucht des Laertes zu geben. Erst zuletzt erzählt sie, wonach sie Odysseus zuerst gefragt hatte, voll Bescheidenheit ihr eigenes Todeslos (197—202). Von der Wärme des Gefühls, die zuletzt bei ihr durchbricht, wird auch Odysseus entzündet, und seine bis dahin bewahrte Ruhe schwindet. Die Gemessenheit des Tones, die in diesem Gespräche (und auch in den übrigen Gesprächen dieses Gesanges) herrscht, die Bändigung des Gefühls, das doch unter der ruhigen Oberfläche glüht, erinnert an den Ton der Phäakengesänge, wie ihn in der deutschen Literatur nur Goethe wieder erreicht hat in der „Iphigenie" und im „Tasso", und es ist gewiß kein Zufall, daß Goethe damals, als er diese Dramen vollendete, gerade mit den Phäakengesängen der Odyssee eifrig beschäftigt war, wie sein Entwurf eines Nausikaadramas in derselben Zeit beweist.

[1]) Rohde Psyche I² S. 54, 55 und Anm. und Nekyia S. 271. Wenn übrigens Elpenor Odysseus bei seiner Gattin, seinem Vater und Telemach anruft, so soll das natürlich keine Prophezeiung sein, daß sie noch leben, sondern „eine Bitte um der Abwesenden willen ist rührender, weil sie das Herz des Gebetenen mit Erinnerung und Sehnsucht erfüllt und so zur Weichheit stimmt". (Hentze im Anhang zu dieser Stelle.) Man darf also nicht mit Rohde aus der Nichterwähnung der Mutter schließen, „er weiß offenbar auch, daß die Mutter des Odysseus nicht mehr am Leben ist V. 67. 68" (S. 271). Der Dichter weiß das und darum erwähnt er hier die Mutter nicht.

[2]) Die Geschichte Elpenors ist offenbar zu dem Zwecke erfunden, um des Odysseus Rückkehr zur Kirkeinsel zu motivieren, und zwar natürlich von demselben Dichter, der die Νέκυια (und ihre Vorbereitung κ von 490 an) dichtete und in den ihm vorliegenden Zusammenhang hineinarbeitete. Denn einen zweiten Aufenthalt des Odysseus bei Kirke kannte die ursprüngliche Dichtung nicht, sondern Kirke erteilte dem Odysseus, der nach der Heimkehr begehrte, die Weisungen, die sie ihm jetzt in μ gibt, sogleich, und daran schlossen sich die in μ erzählten Erlebnisse sofort an; der Dichter der Nekyia ließ die Weisungen der Kirke unangetastet, mußte es dann aber zu einem zweiten Aufenthalt bei Kirke kommen lassen, und dafür war eine Motivierung nötig. In der Tat ist die Bestattung Elpenors das Erste, was Odysseus nach der Landung in Aiaia besorgen läßt μ 9—15. Wie geschickt der Dichter seine Erfindung von dem ἄταφος verwendet hat, um eine Überleitung von der Oberwelt zur Unterwelt herzustellen, ist oben S. 68 dargelegt worden. Damit erledigen sich die Zweifel Rohdes Nekyia S. 270, 271. — Nebenher möge noch ein kleiner Irrtum Rohdes berichtigt werden; er sagt Nekyia S. 272 Anm.: „Elpenor berichtet V. 60—65, was Odysseus allerdings schon weiß, von seinem Tode". Rohde denkt dabei an κ 551—560; dort berichtet aber Odysseus vorgreifend aus seiner später gewonnenen Kenntnis heraus, wie er es auch sonst öfter in den ἀπόλογοι als guter Erzähler tut, um seinen Zuhörern das Verständnis zu erleichtern. Denn auch aus λ 52—54 darf man ein Wissen des Odysseus um den Tod des Elpenor nicht erschließen, sonst wäre seine Frage V. 57 sinnlos. Die richtige Erklärung für V. 53 κατελείπομεν hat Hentze im Kommentar gegeben: „unabsichtlich: im Drang der Geschäfte hatten sie Elpenor nicht vermißt".

der νόστος μελιηδής sicher ist V. 100—115[1]). Die Mutter endlich teilt ihm mit, was ihn am nächsten angeht. „Mit feinem Gefühl legt der Dichter die Mitteilungen über den alten Laertes, über Penelope[2]) und über Telemach, also über die Familienglieder, gerade der Mutter in den Mund. Teiresias hat dem Odysseus nur sein eigenes künftiges Geschick enthüllt, der Mutter bleibt es vorbehalten, ihm von seinen Lieben daheim, von ihrer Treue und ihrem Kummer zu erzählen"[3]).

So fügen sich die Mitteilungen, die Odysseus erthält, in einen festen chronologischen Zusammenhang: Odysseus bekommt nacheinander Gewißheit von seiner Rückkehr aus dem Hades, von seiner Heimkehr und von den Zuständen in Ithaka, die er dort antreffen wird, soweit sie Antikleia bekannt sein konnten[4]).

Weit wichtiger aber als diese eigenartige Anordnung der Mitteilungen ist der Wert, den sie für Odysseus haben: sie sind in steigendem Maße für ihn erfreulich oder wenigstens beruhigend. Freilich fehlt das Trauervolle und Niederdrückende daran nicht ganz: nach der Rückkehr zu Kirke liegt Odysseus die Bestattung seines Gefährten ob, die Heimkehr wird er mit dem Verluste

---

[1]) Nur bis dahin reicht die ursprüngliche Rede des Teiresias, wie Rohde Nekyia S. 272 ff. bewiesen hat. Durchschlagend ist die Beobachtung, daß „die Nekyia in sich selbst den Beweis trägt, daß V. 116—120 ursprünglich in ihr nicht vorhanden waren. Nach der eben erst von Teiresias erhaltenen Auskunft über die Zustände in seinem Hause, die Freier, ihre vergeblichen Bemühungen um Penelope, kann Odysseus unmöglich fragen, wie es in dem Gespräch mit Antikleia geschieht, ob Penelope etwa bereits einem andern vermählt sei. Die Verse, in denen Teiresias jene Auskunft ihm gibt, standen eben ursprünglich, als das Gespräch mit Antikleia gedichtet wurde, noch nicht da", und die „resignierte Antwort des Odysseus 139, nach den so freundlich gefärbten Bildern, mit denen jetzt die Rede des Teiresias schließt, kaum begreiflich, schließt sich, wenn man die Einlage, V. 116—137, ausscheidet, an V. 115 passend an"; dem Urteile Rohdes schließt sich auch Hennings an, Homers Odyssee, ein kritischer Kommentar. Berlin 1903. S. 321 ff.

[2]) Dabei hält sich Antikleia an ihre Kenntnis der Zustände in Ithaka, wie sie dort vor ihrem Tode herrschten. Hentze Anm. zu V. 185: „Aus ἕκηλος ‚unbehelligt erhellt', daß die Mutter vor der Ankunft der Freier gestorben ist. Die Werbung der Freier um Penelope begann nach β 89 ν 152 erst drei bis vier Jahre vor Odysseus' Rückkehr; Odysseus' Hadesfahrt aber liegt vor dem siebenjährigen Aufenthalt bei Kalypso (η 259)". Über die Inkonsequenz, daß Telemach doch als Erwachsener gedacht ist, s. Cauer Grundfr.[2]. S. 513.

[3]) Welzel, Betrachtungen über Homers Odyssee als Kunstwerk. II. Progr. Matthiasgymnasium Breslau 1903. S. XVI.

[4]) Übrigens macht es, von anderem abgesehen, schon diese Beobachtung unwahrscheinlich, daß derselbe Dichter dem Teiresias auch die über diesen zeitlichen Rahmen hinausgreifende Verkündigung seiner Versöhnung mi Poseidon und von seinem Lebensende in den Mund gelegt haben sollte V. 116—137. Er würde damit den gleichmäßigen Fortschritt von Stufe zu Stufe selbst zerstört haben, und daß gerade darin eine charakteristische Eigentümlichkeit des Nekyiadichters besteht, dürfte wohl klar geworden sein.

seines Schiffes und aller Gefährten erkaufen, Penelope und Laertes verzehren sich in schmerzlicher Sehnsucht, die der Mutter sogar den Tod gebracht. Und diese Beimischung des Schmerzlichen und Ungewissen war notwendig, weil der Ausblick auf eine durchaus helle Zukunft, auf ein völlig ungetrübtes Glück für Odysseus den Charakter des Schauerlichen und Fürchterlichen aufgehoben hätte, den die Hadesfahrt unter allen Umständen behalten mußte. Aber das Tröstliche überwiegt doch. Je genauer Odysseus in diesen drei Unterredungen aus eigener Anschauung das Leid kennen lernt, das die Seelen der Abgeschiedenen im Hades nach seinem unabänderlichen Gesetz bedrückt, je näher ihm die Seelen stehen, die ihm nacheinander entgegentreten, und in je schmerzlicherer Teilnahme er also ihr Loos empfinden muß, um so größere Beruhigung über sein eigenes Schicksal kann er aus ihren Worten gewinnen. Damit enthüllt sich die Absicht des Dichters, das *τέλος*, das er mit diesen Szenen im Hades, der *νεκρομαντεία*, verfolgt hat. Das furchtbare Unternehmen des Odysseus, zu den entsetzlichen Schrecken des Hades hinabzusteigen, bringt ihm einen Gewinn: an dem Orte des Grauens sprießt ihm die Blume der Hoffnung und der Zuversicht. Diesen Kontrast zwischen den Schauern des Ortes, dem Elend seiner Bewohner, das Odysseus Schritt für Schritt näher tritt, und der Beruhigung, die Odysseus in steigendem Maße gerade hier empfängt, anschaulich in wohlberechnetem Aufbau der Szenen darzustellen und herauszuarbeiten, das war es, was den Dichter reizte, und auf der Spannung dieses Gegensatzes beruht neben dem menschlich wahren und tiefen Gehalt der einzelnen Szenen die gewaltige Wirkung seiner Dichtung[1]).

Von demselben Geiste ist die zweite Gruppe der Unterredungen, die Gespräche mit Agamemnon, Achilleus und Aias, erfüllt, und die gleichen Prinzipien sind für ihre Anordnung maßgebend gewesen[2]).

---

[1]) Rohde faßt den Zweck der Nekyia zu eng, wenn er sagt (Psyche I[2] S. 50): „Fragen und Antworten beziehen sich durchweg auf Angelegenheiten der oberen Welt. Sie bringen den Odysseus, der nun schon so lange fern von den Reichen der tätigen Menschheit einsam umirrt, in geistiger Verbindung mit den Kreisen der Wirklichkeit, zu denen seine Gedanken streben, in denen er einst selbst wirksam gewesen ist und bald wieder kraftvoll tätig sein wird“. Ähnlich Nekyia S. 266.

[2]) Es ist also die höchste Wahrscheinlichkeit, daß sie von demselben Verfasser herrühren, wie die erste Reihe; ein „Nachahmer“ hätte schwerlich die Kunst des Vorbildes so fein getroffen. Daß das Bluttrinken von 471 an nicht mehr vorausgesetzt ist, ist kein Grund dagegen; mit Recht bemerkt Rohde Nekyia S. 263: „Man ist vollkommen berechtigt, in V. 471 das *ἔγνω*, das ja jedenfalls einen momentan eintretenden Akt eines bis dahin nicht tätigen Erkennungsvermögens bezeichnet, sich *κατὰ τὸ σιωπώμενον* mit schol. λ 471 dahin zu erläutern, daß man ein *ἐπεὶ πίεν αἷμα κελαινόν* sich in Gedanken ergänzt“. V. 390 ist zu lesen *ἐπεὶ πίεν αἷμα κελαινόν*, s. Rohde S. 263 Anm. 4.

Der zweite Teil bringt zunächst als Ganzes eine Steigerung gegenüber dem ersten. In der ersten Reihe sind Wehmut und Rührung die herrschenden Gefühle. Freilich erregt das Schicksal der drei Toten, Elpenors, Teiresias' und Antikleias, auch Schmerz und Trauer. Aber Elpenor hat seinen Tod durch Leichtsinn selbst verschuldet, Teiresias genießt auch in der Unterwelt besondere Auszeichnung, Antikleias Schicksal, so schmerzlich es ist, stellt allgemeines Menschenlos dar. Durch solcherlei Erwägungen wird hier der Schmerz gemildert. Doch nichts davon in der zweiten Reihe; die jetzt auftretenden Gestalten können nur Grauen erwecken. Entsetzliche, schreckenvolle, ungewöhnliche Schicksale werden vorgeführt: Agamemnons Tod durch die Hand seines Weibes und ihres Buhlen, Achills von ihm tief empfundenes Elend im Vergleich zu seinem glänzenden Erdendasein und endlich der furchtbare, das Herz in Ewigkeit zernagende Gram und Groll des Aias. Für die Leiden dieser drei gibt es keinen Trost, keinen beruhigenden Gedanken.

Zugleich enthält die zweite Reihe, genau wie die erste, auch in sich wieder eine wohl berechnete Steigerung, und zwar ist sie nach denselben Gesichtspunkten angelegt wie im ersten Teile. Eine Steigerung in der Stellung der jetzt auftretenden Schatten zur Unterwelt ist natürlich nicht mehr möglich, der Höhepunkt war schon mit Antikleia erreicht, die das erste eigentliche *εἴδωλον* war. Wohl aber ist eine deutlich zunehmende Verdüsterung in der Stimmung zu beobachten, mit der die drei Helden ihre Lage ertragen. Agamemnons Seele naht sich trauernd *ἀχνυμένη* 388, er klagt laut und vergießt Tränen 391, 466, und von seinem Tode erzählt er voll Empörung, die noch jetzt seine Seele erregt und ihm jene unfreundlichen Bemerkungen über die Frauen eingibt 427 ff, 441 ff.; aber über seine jetzige Lage im Hades klagt er nicht.

Anders Achill; er trägt schwer daran, daß er hier in der Tiefe weilen muß; mit Bitterkeit weist er den Trost[1]) des

---

[1]) Das Gespräch zwischen Achill und Odysseus ist psychologisch meisterhaft geführt. Aus der Frage Achills 475/76: „Wie hast du es wagen können, in den Hades herabzusteigen, wo die besinnungslosen Toten wohnen, die Schattenbilder der entschlafenen Sterblichen?" hat Odysseus mit feinem Ohr Achills tiefen Schmerz über seine Lage herausgehört. Darum macht er einen Versuch, nachdem er Achills Frage nach dem Zwecke seiner Hadesfahrt kurz beantwortet hat, ihn zu trösten V. 482 ff.: „Du brauchst dich über deinen Tod nicht zu grämen; denn wie wir dich im Leben ehrten, so bist du ein mächtiger Herr auch unter den Toten (wie ich an deinem Gefolge sehe 468 ff.)". Odysseus kennt den Ehrgeiz und Stolz Achills; darum sucht er gerade diese Seite seines Wesens zu treffen. Gerade aus unbefriedigtem Ehrgeiz aber weist Achill den Trost zurück. — Dabei ist es bezeichnend für die Anschauungsweise dieses adligen *ἥρως*, daß er nicht die Lage der niedrigsten sozialen Klasse der Menschen, der Sklaven, als für sich jetzt begehrenswert nennt; diese stehen für ihn so

Odysseus ab 488; mit seinen Gedanken strebt er nach der Oberwelt, um dort, wenn auch an der niedrigsten Stelle, als Knecht eines armen Mannes zu wirken, während er hier unter den Schatten, selbst als geachteter Gebieter, zur Bedeutungslosigkeit verurteilt ist.

Unter allen, die Odysseus in der Tiefe des Hades schaut, ist endlich Aias der Unglücklichste. Ist Agamemnon gramerfüllt und empört, Achill bitter, so ist Aias starr, trotzig, unversöhnlich.[1]) Er hat im Tode nicht die Erlösung von Groll und Haß gefunden, die er suchte; er muß auch hier in der Unterwelt an der schweren Last tragen, unter der im Leben sein Herz zerbrochen war. Darum bleibt seine Seele allein von ferne stehen (V. 543/44) und läßt sich auch durch die versöhnlichen Worte des Odysseus nicht begütigen. Ohne Antwort schreitet sie unter die anderen Seelen in das Dunkel der Toten; wahrlich „ein wundervolles Bild voll Wucht und Größe von dem unversöhnten Helden, der von dem Todfeinde, dessen Anwesenheit er wahrnimmt, sich in wortlosem Groll abwendet, seinen Opfertrunk verschmähend“[2]), das großartige, in seiner Wirkung nicht mehr zu überbietende Schlußstück in dieser Reihe der unglücklichen Herren.

Ein Fortschreiten ist auch zu beobachten in der Nähe der persönlichen Beziehung der drei Helden zu Odysseus. Am fernsten steht ihm Agamemnon; er ist der gebietende Führer des Zuges vor Troja gewesen; persönliche Bande fesseln Odysseus nicht an ihn. Achill ist ihm der vertraute Kriegskamerad, zwischen Aias und ihm besteht ein ganz spezielles persönliches Verhältnis, wenn auch unfreundlicher Art.

Und ganz wie im ersten Teile ergibt sich auch hier Ton und Inhalt der Gespräche aus der Stellung des Odysseus zu dem jeweiligen Mitunterredner[3]). Mit Agamemnon redet Odysseus mit respektvoller Zurückhaltung, während Agamemnon, ganz seinem Wesen in der Ilias entsprechend, sich von herrischer Leiden-

---

tief, daß es ihm nicht in den Sinn kommen kann, sich in ihre Stellung hineinzuwünschen. — Darnach bricht Achill diese ihm peinliche Erörterung kurz mit der Frage nach seinem Sohne und seinem Vater ab.

[1]) Zu beachten ist die Art, wie Odysseus über sein Zerwürfnis mit Aias berichtet (544 ff.). Er tut es in aller Kürze, aber doch, als wollte er eine Erläuterung für Zuhörer geben, die den Vorgang nicht kennen. Das wäre für Griechen nicht nötig gewesen. Als Zuhörer der Erzählung sind also die Phäaken vorausgesetzt, woraus sich ebenfalls ergibt, daß die *Νέκυια* entstanden ist, als die *ἀπόλογοι* des Odysseus vor den Phäaken schon vorlagen.

[2]) Rohde Nekyia S. 265:

[3]) Auf diese Verschiedenheit des Tones in den drei Gesprächen hat Rohde schon hingedeutet, Nekyia S. 262 Anm. 2: „Der Verfasser variiert in dem Verkehr des Helden mit Agamemnon, mit Achill, mit Aias jedesmal, je nach der Art der dem Odysseus Gegenüberstehenden und nach dem Inhalt der Unterredung den Ton“.

schaftlichkeit bestimmen läßt[1]), so daß er erst zu spät bemerkt, wie taktlos und verletzend für Odysseus er von den Frauen und besonders von Penelope redet; und wie Agamemnon vor Troja nur selten das allgemeine Beste bedenkt, vielmehr seine Person, die Wahrung seiner Ehre ihm über alles geht, so spricht er auch hier nur von seinen persönlichen Angelegenheiten und zwar voll Empörung, im Tone gekränkten Ehrgeizes[2]).

Wie groß und stolz lehnt dagegen Achill ein näheres Eingehen auf sein persönliches Schicksal kurz ab (V. 488—491); ob sein Sohn ein großer Kriegsheld geworden ist, ob Peleus die Königswürde noch behauptet, das will der königliche Held erfahren, und mit demselben Ungestüm, das einst den Lebenden auszeichnete, eröffnet er das Gespräch 471 ff. und malt er sich aus, wie er, in das Haus des Vaters als Helfer zurückkehrend, seine Bedränger strafen würde.

Schlägt Odysseus Achill gegenüber den Ton der Vertraulichkeit, des freundschaftlichen Einverständnisses an, doch ohne dabei die Achtung vor dem bedeutenderen, gewaltigeren Helden vermissen zu lassen (V. 482—84), so läßt er gegen seinen Feind Aias, der stumm und starr in Unversöhnlichkeit verharrt, alle Künste seiner πειθώ spielen, indem er ihn mit freundlichem Zuspruch, mit kluger Schmeichelrede, mit geschickter Nachgiebigkeit zu gewinnen sucht.

Auch im zweiten Teil fehlt das Wichtigste, was dem Ganzen erst Sinn und Bedeutung verleiht, die Gegenbewegung, nicht je bitterer und trostloser die Stimmung der Schatten wird, je tiefer Odysseus ihr Elend empfinden muß, je näher er ihnen steht, um so stärker werden Trost und Hoffnung, die für Odysseus aus den Unterredungen mit ihnen erwachsen, nur ist die Art, wie sie für Odysseus gewonnen werden, von der im ersten Teile verschieden. Dort erhielt Odysseus direkt durch die Mitteilungen der Schatten in wachsendem Maße Beruhigung über sein weiteres Schicksal, hier erscheint er indirekt durch den Vergleich mit dem Schicksale der drei Schatten als der glücklichere. Schon die so charakteristisch getroffene Auswahl der troischen Helden — Odysseus wird zusammengeführt mit dem mächtigsten Könige, mit dem gewaltigsten Krieger, mit seinem schlimmsten Feinde — enthält eine Hindeutung darauf, daß Odysseus mit diesen drei Helden in Vergleich gesetzt werden soll, und tatsächlich sind die drei Gespräche auf diese Parallele hin angelegt[3]).

---

[1]) s. Cauer Homer als Charakteristiker in N. Jahrb. f. d. klass. Altert. Bd. V (1900) S 606 f.

[2]) Rohde Nekyia S. 267 Anm. 1.: „In λ wird eine einzelne Szene des Mordes ausgeführt — mit sehr richtigem Gefühle eine solche, die nur der selbst Betroffene, Agamemnon, schildern konnte, nur so, wie er dabei empfinden konnte“.

[3]) Das Folgende ist nur weitere Ausführung der von Wilamowitz Hom. Unters. S. 152 gegebenen Andeutung: „Die anderen Heroen werden zu Odysseus in wirkungsvolle Parallele gerückt“.

Nachdem Agamemnon den Bericht über den Vorgang bei seiner Ermordung beendet hat, bricht er in begreiflichem Unmute in Schmähungen über die Frauen im allgemeinen (V. 427): *ὡς οὐκ αἰνότερον καὶ κύντερον ἄλλο γυναικός)* und über Klytaemnestra im besonderen aus (V. 432):

*ἡ δ' ἔξοχα λυγρὰ ἰδυῖα*
*οἷ τε κατ' αἶσχος ἔχευ εκαὶ ἐσσομένῃσιν ὀπίσσω*
*ϑηλυτέρῃσι γυναιξί, καὶ ἥ κ' ἐνεργὸς ἔῃσιν.*

Odysseus, im Gedenken an seine Gattin Penelope, von deren Treue er soeben gehört, will doch als höflicher Mann Agamemnon nicht widersprechen. Agamemnons Behauptungen über die Frauen gibt er nur halb zu; er sucht sie einzuschränken, indem er bemerkt, sie könnten nicht allgemein für alle Frauen gelten, sondern zunächst nur für die beiden, mit denen die Atriden schlimme Erfahrungen gemacht hätten, für Helena und Klytaemnestra (V. 436 bis 439). Agamemnon, noch in leidenschaftlicher Erregung, merkt zunächst die Ursache für diese Zurückhaltung des Odysseus nicht, sondern fährt in dem einmal angeschlagenen Tone fort; er gibt jetzt Odysseus gute Ratschläge für sein Verhalten dem eigenen Weibe gegenüber, er solle ihr nicht alles anvertrauen, sondern manches verschweigen (V. 441—443). Aber endlich fühlt er, daß er einen faux pas begangen hat, vielleicht aus der unwillig betroffenen Miene des Odysseus es entnehmend[1]). „Agamemnon besinnt sich und fügt hinzu: „Du, Odysseus, brauchst dich um Dein Weib nicht zu sorgen". Dieses Wort aus Agamemnons Munde in diesem Zusammenhange ist das schönste Lob für Penelope. Mit voller Absicht läßt der Dichter gerade ihn ihre hellstrahlende Treue rühmen, um durch den schroffen Gegensatz zur ruchlosen Klytämnestra zu wirken. . . . Auch des Telemach gedenkt Agamemnon, der herzlich den Vater empfangen werde, und preist Odysseus glücklich, daß er einen Sohn habe. Ihm sei es nicht vergönnt gewesen, sein Herz an dem Anblicke seines Sohnes Orest zu erfreuen, von dem er nicht einmal wisse, wo er weilen möge"[2]), und auch Odysseus kann ihm darüber keine Auskunft geben. So wird Agamemnon mit seinem Schicksal in Beziehung zu Frau und Sohn zum Gegenbilde von Odysseus, und Odysseus erscheint ihm gegenüber als der Glücklichere. Ist er doch nach dem, was er im ersten Teile der Unterredungen erfahren hat, der Treue seiner Gattin sicher und weiß, daß Telemach noch am Leben ist.

Auch Achilleus gegenüber ist Odysseus der Glücklichere.

---

[1]) Über die Notwendigkeit, sozusagen „szenische 'Anweisungen" bei Homer stillschweigend zu ergänzen, s. Cauer, Grundfr. ² S. 428. Er nennt dort treffend Homer einen „Dramatiker ohne Bühnenanweisungen".

[2]) Welzel a. a. O. S. XVIII.



Anfangs ist er zwar geneigt, Achilleus für glücklicher zu halten, ja vielleicht ihn im stillen zu beneiden (V. 482):

αἰὲν ἔχω κακά. σεῖο δ' Ἀχιλλεῦ,
οὔ τις ἀνὴρ προπάροιθε μακάρτερος οὔτ' ἄρ' ὀπίσσω,

aber als er Achilleus gehört, äußert er nichts mehr davon. Ist doch die Königswürde in Ithaka noch in unbestrittenem Besitze seiner Famile, wovon er soeben Kunde erhalten hat[1]), und er selbst wird sie nach seiner Heimkehr wieder ausüben können; wie armselig ist demgegenüber die Herrenwürde Achills unter den Toten, ja steht es doch nicht einmal fest, ob Achills Vater Peleus unter den Myrmidonen die τιμή noch inne hat (V. 494 ff.). Und wenn Achill, hierin glücklicher als Agamemnon, sich am Ruhme seines Sohnes erfreuen darf (V. 540), so muß er sich doch mit der Mitteilung davon aus fremdem Munde begnügen, während Odysseus hoffen darf, mit eigenen Augen einst seinen Sohn zu sehen und ihn in seine Arme zu schließen.

Ist Odysseus im Vergleich zu Agamemnon und zu Achill in steigendem Maße als Gatte, Vater und König, also familiär und politisch, als der Glücklichere erschienen, so erreicht er die höchste Stufe des Glückes Aias gegenüber. Odysseus ist da nicht nur äußerlich der Glücklichere — denn er lebt und hat ja „den schönen Preis davongetragen" —, er ist ihm auch sittlich überlegen. Von dem starren Trotz des Aias hebt sich der Edelmut des Odysseus leuchtend ab. Odysseus bedauert seinen Sieg, da ein so hoher Preis darum gezahlt werden mußte, er rühmt Aias als den Turm in der Schlacht und stellt ihn dem Achill gleich; er schiebt die Schuld an seinem Unglück den Göttern (V. 555) und namentlich dem Zeus zu (558—560); er fordert freundlich Aias zur Versöhnung auf (553 ff., 561 ff.).

So durchzieht derselbe Grundgedanke auch die zweite Reihe der Gespräche: je bitterer das Leid wird, das dem Odysseus in der Unterwelt entgegentritt, um so trostreicher und glücklicher erscheint sein eigenes Los, nicht nur in seinen äußeren Formen, sondern auch in der Krönung des Glückes, der sittlichen Vollendung des Charakters. So wird gerade die Hadesfahrt des Odysseus, die der Höhepunkt seiner Leiden zu sein scheint, die ihm die schwersten Erschütterungen des Gemütes bringt durch die Kunde von dem Unglück der ihm liebsten Menschen und den

[1]) Es ist wohl zu beachten, daß die Parallele zwischen Odysseus einerseits und Agamemnon und Achill andererseits nur gezogen werden kann, wenn die Mitteilungen über Ithaka, Telemach, Penelope und Laertes aus dem ersten Teile hier stillschweigend vorausgesetzt werden; in den Unterredungen des zweiten Teils werden so die Folgerungen aus denen des ersten gezogen. Damit ergibt sich neben der Gleichheit des Baues der beiden Teile ein neuer Beweis, in wie enge und bewußte Beziehung sie zu einander gestellt sind, d. h. daß sie das Werk eines Dichters sein müssen.

Anblick des Elends von ihm verehrter und bewunderter Helden und Freunde, für ihn eine Quelle des Trostes.

Das eben ist das *τέλος* dieser Unterweltsdichtung: sie hat einen „poetischen“, nicht einen „pragmatischen“ Zweck; bei der Schöpfung der Nekyia ist die Absicht, ein „Schauergemälde“ einzulegen keineswegs das Motiv gewesen, auch nicht ein nebensächliches[1]), vielmehr das reine Gegenteil ist der Fall. Daran wollte der Dichter seine Kunst erproben und beweisen, daß er die Fahrt des Odysseus an den Ort des Schreckens ihm selbst und dem Zuhörer (und Leser) eine Art von Beruhigung und Erleichterung bringen ließ. Die Vereinigung des Gegensätzlichen, das Unwahrscheinliche und Unerwartete Ereignis werden zu lassen, gerade das war es, was sein dichterisches Vermögen zur Betätigung reizte.

Vielleicht darf man sich auch, wenn auch nur rein vermutungsweise, ausmalen, wie der Dichter der *Νέκυια* dazu gekommen ist, sich diese schwierige — und man darf wohl sagen, ihm voll gelungene — Aufgabe zu stellen.

Die *Νέκυια* gilt — mit Recht — als ein junger Bestandteil der Odyssee. Wenn dies ihre unüberwindlichen Widersprüche mit der sonstigen Komposition des Epos[2]) nicht lehrten, so würde es allein schon ihre eigene feine, wohldurchdachte Komposition beweisen, die das Ergebnis berechnenden Kunstverstandes ist. Nun wird man ohne allzu große Kühnheit einen Schritt weiter gehen und behaupten dürfen, daß die *κατάβασις εἰς Ἅιδου* ursprünglich überhaupt nicht zu den Geschichten von Odysseus gehört hat; sie beruht nicht auf volkstümlicher Überlieferung von einem Besuche des Odysseus in der Unterwelt, sondern ist freie Erfindung eines Dichters und jedenfalls des Dichters, der unsere *Νέκυια* geschaffen hat; denn die *κατάβασις* ist keineswegs ein integrierender Bestandteil der Irrfahrten, vielmehr eine empfindliche Störung des Zusammenhanges, und in dem Inhalte der Gespräche des Odysseus mit den Schatten ist nichts enthalten, was nicht ein Dichter aus eigener Phantasie in Anlehnung an das, was ihm die Odyssee selbst oder andere ihm geläufige epische Dichtung bot, frei schaffen konnte: die Episode mit Elpenor ist vollständig seine eigene Schöpfung[3]); daß er für

---

[1]) s. Rohde Nekyia S. 256 Anm. 1.

[2]) Darüber s. Rohde Nekyia S. 255 ff.

[3]) v. Wilamowitz Hom. Unters. S. 145 f. und S. 167 sieht darin eine ätiologische Erzählung, zu der ein Denkmal auf dem äußersten Cap von Aiaia den Anlaß gegeben habe; richtiger urteilt darüber wohl Hennings a. a. O. S. 317: „Ich glaube, daß die dortigen Eingeborenen (bei Circei Theoph. hist. pl. 5, 8, 3) willkürlich ein vorhandenes Grab nach dem Elpenor, obschon dieser κ 552 f. auf Nachruhm bitterwenig Anspruch hat, benannt haben, um mit dem Homer für ihren Wohnort unsterblichen Nachruhm zu gewinnen“.

das Gespräch mit Antikleia keiner feststehenden sagenhaften Überlieferung bedurfte, liegt auf der Hand; für die Unterredungen mit Agamemnon ist die Anregung aus Odyss. γ δ genommen[1]) und für die Gespräche mit Achill und Aias aus „dem reichen und mannigfaltigen Sange der Aöden"[2]). So bleibt also nur als scheinbar fester Bestandteil alter Überlieferung das Zusammentreffen mit Teiresias; es scheint aber eben nur so. Von irgendwelchen sonstigen Beziehungen zwischen Teiresias und Odysseus weiß die Sage nichts. Der Dichter bedurfte einer *πρόφασις*, um seine Dichtung pragmatisch mit den übrigen Ereignissen der Odyssee zu verknüpfen,[3]) und dazu wählte er den Teiresias als Seher *κατ' ἐξοχήν*. Was er den Teiresias (— V. 115)[4]) sagen läßt, ist in Anlehnung an μ und ι 534 f. (Drohung des Kyklopen) gedichtet; auch die Szene mit Teiresias ist also eigene Erfindung des Dichters. Daß in der Nekyia altertümliche und volkstümliche Glaubensvorstellungen über das Leben der Seelen nach dem Tode maßgebend sind, ist kein Beweis gegen jungen Ursprung der Dichtung selbst; dafür gilt das Wort: „Das höhere Alter eines irgendwo im Homer repristinierten Glaubenszustandes spricht noch nicht für höheres Alter auch des Abschnittes der Dichtung, in dem jener auftaucht"[5]).

Von hier aus wird verständlich, was den Dichter zu seiner Neuschöpfung veranlaßt hat. Von anderen Helden erzählte Sage und Dichtung schon längst, daß sie zu den Schrecken der Unterwelt hinabgestiegen seien: eine Hadesfahrt des Herakles kennt die Ilias E 395, auf Theseus und Peirithoos deutet der Dichter der Nekyia selbst hin (V. 631)[6]). Nachdem Odysseus der Mittelpunkt einer großen Anzahl merkwürdiger und märchenhafter Abenteuer geworden war, durfte unter ihnen das wunderbarste und gewaltigste, die Hadesfahrt, nicht mehr fehlen, wenn Odysseus nicht zu weit hinter anderen Helden zurückstehen sollte, wenn die Geschichten von ihm nicht an Zugkraft einbüßen sollten. Und wer will ermessen, ob nicht bei dieser Erfindung auch die Stammeseifersucht zwischen Joniern und Doriern mitgespielt hat?

---

[1]) Rohde Nekyia S. 267 u. Anm. 1.

[2]) s. Thrämer Pergamos, im Auszuge mitgeteilt von Hennings krit. Kommentar S. 336 f.

[3]) s. Rohde Nekyia S. 259.

[4]) V. 116—137 sind eine spätere Interpolation; s. Rohde Nekyia S. 272, 273 u. oben S. 72 Anm. 1.

[5]) Rohde Nekyia S. 266, Anm. Weitere „altertümliche Züge in moderner Umgebung" stellt Cauer Grundfr. [2] S. 346 ff. zusammen.

[6]) Eine weitere Probe aus älteren Unterweltsdichtungen würde der später in die Nekyia eingelegte Bericht von Minos, Orion und den drei Büßern und von Herakles sein, wenn Rohdes Vermutung zutrifft, daß der Dichter dieser Partie sie „jedenfalls nach Anleitung älterer Dichtung ausgeführt" habe. Nekyia S. 280. Auf die Unterredung des Herakles mit Meleager in der Unterwelt, Bacchyl. V 56 ff., „eine Szene, die sicher aus einer alten Nekyia stammt", macht mich E. Norden aufmerksam.

Stellt sich die Dichtung inhaltlich, um es etwas kräftig auszudrücken, als eine Art Konkurrenzunternehmen dar, um dem Epos von Odysseus neuen Glanz zu verleihen, so wollte der Dichter mit seiner Art der Behandlung des Stoffes etwas Neues und Besonderes bieten; seine Dichtung sollte kein Seitenstück, sondern ein Gegenstück zu anderen Hadesfahrten sein. Diese werden gewiß, einem primitiven Geschmack entsprechend, die Schrecken der Unterwelt kraß ausgemalt haben und rechte „Schauergemälde" gewesen sein. Eine Vorstellung davon kann man sich etwa noch machen nach der skizzierenden Andeutung, die in der Ilias E 395 ff. von dem Inhalt einer Szene der Hadesfahrt des Herakles gegeben wird; eine kleine Probe gibt der Dichter der Nekyia selbst am Schluß V. 633:

ἐμὲ δὲ χλωρὸν δέος ᾕρειν,
μή μοι Γοργείην κεφαλὴν δεινοῖο πελώρου
ἐξ Ἀΐδεω πέμψειεν ἀγαυὴ Περσεφόνεια[1]).

Auf die Schilderung solcher Schrecknisse sich näher einzulassen, lehnt der Dichter eben ab. Er wollte vielmehr mit verfeinertem Geschmack und veredeltem Empfinden das Gräßliche und Grausige vermeiden, das Tröstende und Beruhigende betonen, Hoffnung und Zuversicht gerade aus den Schrecken hervorwachsen lassen.

Mit dieser seiner großen, einheitlich geschauten und kunstvoll durchgeführten Konzeption hat der Dichter jedoch nicht auf die Dauer Glück gehabt. Insofern hatte er allerdings Erfolg, als die von ihm erfundene Hadesfahrt des Odysseus als eine erwünschte Bereicherung seiner Abenteuer dauernd dem Epos von Odysseus einverleibt blieb; aber der feine Geist der Mäßigung und Milde, mit dem er seine Dichtung erfüllt hatte, genügte dem Geschmacke des großen Publikums und Sängern von gewöhnlichem Schlage nicht; darum haben spätere Geschlechter die bunte Fülle der Gesichte und die Schrecken der Hölle, die ihnen aus anderen Hadesdichtungen geläufig waren, zu verschiedenen Zeiten und in wachsendem Maße auch in die homerische Nekyia mit mehr oder weniger Geschick eingearbeitet. Dabei haben jene vermeintlichen „Verbesserer" der Dichtung mit auffallender Pietät und mit einem gewissen Instinkt für das Große und Edle in der Poesie die ursprüngliche Dichtung ziemlich unangetastet gelassen, so daß es noch heute möglich ist, sie rein herauszuschälen, ihre Komposition festzustellen und ihr τέλος zu erkennen.

Bremen. F. Lillge.

[1]) Über V. 631 u. 633 ff. s. v. Wilamowitz Hom. Untersuch. S. 140/41.

# Der Unterschied zwischen den Choephoren des Äschylus und der Elektra des Sophokles, zugleich in Parallele zu den Olympia- und Parthenonskulpturen.

## Eine Unterrichtsstunde in Prima.

Professor Franz Winter hat im zweiten Band der bei Teubner erscheinenden „Einleitung in die Altertumswissenschaft“ S. 161 ff. eine Reihe von Parallelerscheinungen in der griechischen Dichtkunst und bildenden Kunst dargelegt. Gegen seine Ansicht über das Verhältnis homerischer Gleichnisse zur mykenischen Kunst hat freilich Professor Th. Plüß im Oktoberheft dieser Zeitschrift vom vorigen Jahr (S. 612 ff.) Einwendungen gemacht. Und doch liegen in den Erörterungen Winters sehr fruchtbare Gedanken, die verdienen weiter verfolgt zu werden. Freilich auf zeitlich festerer Grundlage ruht die Parallele, die er erstens zwischen des Äschylus Choephoren und den Olympiaskulpturen und dann zwischen der Elektra des Sophokles und den Parthenonskulpturen zieht, und ich möchte im Folgenden neben dem zunächst zu erörternden wesentlichen Unterschied der beiden genannten Dramen auch noch zeigen, wie jene Betrachtungsweise und Vergleichung auch für die Schule nutzbar gemacht werden kann.

Die Elektra ist in der Schule zu Ende gelesen und erklärt worden. Die Schüler haben dann die Choephoren in Übersetzung, am besten in der trefflichen von U. v. Wilamowitz-Möllendorff, gelesen und sich den Gang des Dramas zu eigen gemacht. Daran kann sich dann die nachfolgende Lektion anschließen, deren Gang ich im ganzen in Darbietung des Stoffes gebe, ohne diesen im Einzelnen in Frage und Antwort zu zergliedern.

---

Wir betrachten zunächst die schon im äußeren Bau kunstvolle harmonische Gestaltung der Elektra. — Wie lang sind die umrahmenden Stücke Prolog und Exodos? — Jener 85 Verse, diese 112 Verse, also sagen wir rund je etwa 100 Verse, in denen die eigentliche epische Handlung enthalten ist. Innerhalb dieser beiden Stücke, der Ankunft des Orestes mit Pylades und der Beratung mit dem Pädagogen, was zunächst zu tun sei, und dann am Schluß der Ausführung der Rachetat an Klytämnestra und Ägisthus gliedert sich die Entwicklung in fünf größere Teile, von denen je zwei, paarweise zu einander in Beziehung gesetzt, sich um den größeren mittleren gruppieren.

Von 85—327 Klagen der Elektra und des Chors, ihr Hoffen. Verzweifeln und Trauern. Dem entsprechend am Ende 1098 bis 1383 Erfüllung jener Hoffnungen, die Erkennung mit dem Jubel, der ihr folgt, im Kontrast zu der trostlosen Klage dort.

Dann die beiden den mittleren Abschnitt umrahmenden Stücke, in denen Elektra und Chrysothemis nebeneinander gestellt sind: 328—471 und 872—1057 mit demselben Thema: der willensstarken und energischen Elektra steht die sanfte, gefügige Schwester gegenüber, die das eine Mal zur Nachgiebigkeit gegen die Herrschaft des Ägisthus mahnt, das andre Mal den Vorschlag der Elektra, gemeinsam die Rache auszuführen, abweist. Beide Male beginnen die Szenen mit ähnlichen Bildern: die trauernde Elektra—Chrysothemis in fast heiterer Stimmung, dann Elektra verzweifelnd — Chrysothemis freudig erregt.

Zwischen diesen Szenen steht nun, an Umfang alle andern übertreffend, der mittelste Teil (516—822), der in Steigerung der voraufgehenden Szene Elektra der Klytämnestra gegenüber zeigt. Und die Mitte dieser Szene wieder enthält die schöne Schilderung von dem Wettfahren in Delphi (680—763), die der Pfleger, den vorgeblichen Tod des Orestes meldend, den Frauen vorträgt (vgl. dazu Kaibel Soph. El. S. 53). — Die Heldin des Dramas ist Elektra.

Um nun aus der Vergleichung der Einzelbehandlung die für die Dichter charakteristischen Züge der verschiedenen künstlerischen Auffassung zu gewinnen, betrachten wir zunächst jenem Aufbau gegenüber den Gang der Handlung in den Choephoren. Dieses Stück zerfällt in zwei ziemlich gleich lange Teile. Der

1. bis V. 584 handelt von der Rückkehr des Orestes. Nach einer kurzen Einleitungsszene folgen drei große Szenen: Klagegesänge der Elektra und des Chors, Erkennung des Orestes und der Elektra, Wechselgesänge des Orest, der Elektra und des Chors; Orestes erfaßt den Auftrag des Apollo in seiner ganzen Schwere, und er verkündet, daß und wie er die Tat vollführen will. Der

2. Teil enthält die Ausführung des Planes; unmittelbare Vorbereitung, Ermordung des Ägisthus und der Klytämnestra und der ausbrechende Wahnsinn des Orestes.

Zwischen den beiden Teilen liegt ein Chorlied (V. 585—652), in dem Bilder von Freveltaten mythischer Frauen vor Augen gestellt sind. — Der Held des Dramas ist Orestes.

Welcher Unterschied in der ganzen Anordnung! Was bei Äschylus den ganzen zweiten Teil ausmacht (die Ausführung der Tat) 6531—1076, also über 400 Verse, steht bei Sophokles am Schluß als Endstück von wenig mehr als 100 Versen, entsprechend der Eingangsszene (Ankunft des Orest im Vaterhaus), die hier ausgedehnter als in den Choephoren nahe an hundert Verse lang ist, dort nur 45. In den Choephoren entwickelt sich die Komposition einfach aus dem zu Grunde gelegten Thema der Handlung in rascher, unmittelbarer Folge, und auch der Chor ist an der Entwicklung der Handlung ganz wesentlich

beteiligt. Nach Aufbau der Handlung ist das Drama von hoher Einfachheit; in seiner naiven Größe begnügt der Dichter sich, die Tatsachen selbst durch ihre niederdrückende und erhebende Gewalt wirken zu lassen.

Bei Sophokles haben wir ein künstlerisches Gestalten, einen kunstvoll gefügten, mit der Absicht auf eine bestimmte Wirkung durchgeführten Aufbau in einer rhythmischen Gliederung korrespondierender Teile. Der mythische Vorgang, die Handlung tritt zurück, denn Elektra ist zur Hauptfigur gemacht; der Vorgang ist fast ganz in die kurzen Stücke am Eingang und am Ende verwiesen und dient gewissermaßen zur Umrahmung der fünf Szenen, in denen Elektra, die hochgestimmte, leidenschaftliche Frauenseele, den verschiedenen Beteiligten gegenüber in ihren verschiedenen Stimmungen und ihrem heroischen Verhalten gezeigt wird: ein Charaktergemälde. Verknüpft und aneinandergefügt sind die Teile durch sachlich entbehrliche, formell das Einzelne zusammenschließende Chorgesänge, die in fließendem Wohllaut wie eine Schönheitslinie durch das Ganze hingezogen sind, aber für die Entwickelung der Handlung keine Bedeutung und keinen tätigen Anteil haben. So liegt also ein wesentlicher Unterschied der beiden Dramen auch in der Verwendung des Chors.

Vergleichen wir besonders noch die Erkennungszene. Sie ist bei Äschylus ein sehr bedeutendes Moment für den Gang der Handlung. Erst nach der Erkennung kann Orestes die Tat wagen, die er im Einverständnis mit und unterstützt von der Schwester und namentlich auch vom Chor ausführt. Daher steht sie im ersten Teil und vollzieht sich sehr rasch, in 33 Versen (212—245). Bei Sophokles erfolgt die Erkennung erst gegen Schluß (V. 1097 ff.); denn Elektra sollte zuvor in ihrer besonderen Art selbständig leidend, denkend, empfindend geschildert werden. Die Szene hat auch auf die Ausführung der Tat, die vorbereitet ist durch die Nachricht von dem Tode des Orestes, so gut wie gar keinen Einfluß. Dabei ist die Erkennungszene auf 250 Verse ausgedehnt. Denn sie bietet dem Dichter Gelegenheit, in einem reizvollen Bilde die Schönheit der Darstellung in ganzer Fülle auszubreiten. Or. und Pyl. treten auf mit der Urne. Elektra in höchster Trauer ergreift die Urne, in der sie die Asche des Or. geborgen glaubt. Nun steht sie da mit dem Gefäß — man denke sich das Bild! —, und nun richtet sie an die Urne ihre Klagen, ihre Erinnerungen an den Bruder. Sie gedenkt der Pflege, die sie ihm als Kind gewidmet hat wie eine zweite Mutter. Ihre Worte wirken stark auf Or., er scheint nun (V. 1175) die Erkennung herbeiführen zu wollen. Aber die Handlung wird zurückgehalten. Zunächst gibt sich El. zu erkennen. Es folgt das Wechselgespräch der Klage über ihre Leiden. Nun erwartet man von Or. das entscheidende Wort, aber er sagt es nicht, sondern

ergreift erst die Urne, nimmt sie der El. fort, die sie nicht lassen will. Und noch einmal wird die Erkennung zurückgehalten, und Or. spielt förmlich, sie hinhaltend, mit den Worten der El., bis endlich (V. 1222) das entscheidende Wort fällt. Da schließt El. den Bruder in die Arme, und so zu einer schönen Gruppe vereint, heben sie den Wechselgesang der Freude an (Winter S. 179 und 180; vgl. dazu Kaibel Soph. El. S. 52). Die Szene ist wundervoll, aber unsachlich, das Zurückhalten der Lage nicht entsprechend. Die Zeit drängt, und es ist Eile geboten. Das spricht auch schließlich Or. selbst aus und energischer der Pfleger.

Bei Sophokles hat Elektra den Bruder gepflegt wie eine Mutter. Und wer ist bei Äschylus die Pflegerin gewesen? — Die alte Amme Kilissa, die, als Botin aus dem Palast geschickt, draußen sich geschwätzig beim Chor aufhält, eine volkstümliche, naturalistisch gezeichnete Figur, in ihrer derben Natürlichkeit ganz aus dem Leben gegriffen und, den feierlichen Ton des ganzen unterbrechend, mit Humor frisch in die Szene gestellt; von starker Wirkung an dieser der Entscheidung so nahe vorausliegenden Stelle. Und sie hat ihren Platz im Drama aus rein sachlichen Gründen; denn Or. ist, wie alle Königssöhne, von einer Amme aufgezogen worden. Sophokles hat, durchaus unsachlich, der Schwester Elektra die Rolle der Amme gegeben; denn in seinen auf reine harmonische Schönheit gestimmten Bildern hätte eine Figur wie Kilissa als Dissonanz gewirkt. Wie ganz anders erscheint nun die Pflege des Kindes!

Wen finden wir bei Sophokles neben Elektra in den beiden entsprechenden Partien 2 und 6? — Ihre Schwester Chrysothemis. Sie fehlt bei Äschylus; aber Sophokles hat wirkungsvoll die beiden Schwesterszenen dem Ganzen eingeordnet, um durch den Gegensatz der Chrysothemis die Hauptfigur der Elektra noch bedeutender und eindruckvoller zu machen (s. Kaibel 51 f.). Das Motiv des ungleichen Schwesternpaares hatte Sophokles schon in der Antigone vorgebildet; zur Entwicklung der Handlung trägt Chrysothemis nichts bei, und es ist dieses Motiv hier nur als Schönheitsmotiv wieder verwendet worden.

Welchen Unterschied sehen wir schließlich hinsichtlich des Todes der beiden, der Klytämnestra und des Ägisthus? — Äschylus hat sich an die alte Überlieferung angeschlossen, wie sie auch auf alten Vasenbildern erscheint, wonach Äg. zuerst getötet wird, während Kl., als sie den Tod des Äg. vernommen, nach dem Mordbeil ruft. Sophokles hat die Überlieferung seinen künstlerischen Absichten entsprechend umgestaltet, das ganze Klytämnestramotiv ist aufgegeben, er läßt die Königin zuerst getötet werden und dann Äg., denn er wollte die Teilnahme für die sterbende Mutter bei den Zuschauern mildern, und für ihn ist hier das Hauptziel der Rache nicht die Sühne der Mutter,

sondern die Wiederaufrichtung der rechtmäßigen Herrschaft nach dem Fall des Usurpators. So schuf er zugleich einen szenischen Effekt und ein höchst wirkungsvolles Schaustück, indem Äg. in dem Glauben, des Orestes Leiche sei in dem Palaste aufgebahrt, die Tore zu öffnen gebietet und nun, erst noch verdeckt, die Leiche Kl.s sichtbar wird. Orestes sehen wir nicht wieder, aber wir wissen, daß er straflos bleibt; denn er hat ein gottgefälliges Werk vollbracht. Bei Äschylus schließt das Drama mit einer grausigen Szene, realistisch und durch nichts gemildert: Or. zeigt dem Volke die Leichen des Äg. und der Kl., das aus der Handlung folgende notwendige Schlußglied der ganzen Entwickelung; und dann der hervorbrechende Wahnsinn! (Vgl. Müller, Ästh. Komm. zu Soph. S. 151 f.)

Zu beiden Dramen bieten uns nun verwandte Züge der künstlerischen Auffassung und Wiedergabe die plastischen Kunstwerke der Zeit. Die Choephoren wurden mit den beiden anderen Stücken der Orestestrilogie im Jahre 458 aufgeführt, die Elektra ist nach 442 (vor 413) entstanden; zwischen beiden liegt die Entstehung des Parthenon. Äschylus starb 456 und hat diese Zeit nicht erlebt, Sophokles steht mit seinem Schaffen mitten in ihr. Wir sehen, in der Elektra lebt der Geist der Kunst der Parthenonskulpturen, von dem die älteren Choephoren unberührt sind. Die attische Kunst der ersten Jahrzehnte nach den Perserkriegen zeigt in der Strenge und Kraft der Formgebung und in der Sachlichkeit der Wiedergabe eine Verwandtschaft mit den Skulpturen des Zeustempels von Olympia. In den Olympiagiebeln (vgl. Baumgarten, Die hellen. Kultur S. 293 u. Knackfuß-Zimmermann, Allg. Kunstgesch. I S. 87) sind Sagengeschichten, groß und einfach, in mächtiger, natürlicher, ganz aus der Handlung entwickelter Schilderung, zum Teil in derbem Naturalismus dargestellt (man vergleiche den Kampf auf dem Westgiebel, die derben, rohen, tierischen Gesichter der Kentauren!), — in den Parthenonskulpturen sind bedeutende Vorgänge in rhythmisch abgewogener Komposition mit der Absicht auf eine reinste, zu hoheitsvoller Größe gesteigerte Schönheitswirkung zur Gestaltung gebracht: die Parallele zu dem oben entwickelten Unterschied zwischen den Choephoren und der Elektra. Im Einzelnen entspricht der Amme Kilissa in ihrer derben Natürlichkeit der (nach Winter) als Seher zu deutende sitzende Greis des Olympiaostgiebels mit dem geschwellten Bauch, der Glatze, der gerunzelten Stirn und den dicken Lippen, und er gehört zur Handlung. Eine so naturalistisch charakterisierte Gestalt hat die griechische Kunst erst sehr viel später wieder gebildet. Solche Figuren aber würden innerhalb der auf rein harmonische Schönheit gestimmten Bilder der Parthenonkunst und der Elektra unmöglich sein und als Dissonanzen gewirkt haben.

— Anderseits entsprechen der Erkennungsszene in der Elektra mit dem Auf- und Abschwingen der Handlung, dem Anheben, Fortschreiten, Zurückhalten und Wiederanheben am Parthenonfries die Darstellungen der Reiter und Wagenzüge, ein gleiches Verweilen bei reizvollen Bildern, deren Motive der Künstler in leichtem Wechsel der Form wiederholt, von deren Schönheit er sich gleichsam nicht trennen kann (vgl. Baumgarten S. 326 ff. und Knackfuß-Zimmermann, D. Einschaltbild zw. S. 136/37). In der nach der archaischen Epoche einsetzenden naturalistischen Kunst sind zahlreiche frisch aus dem Leben geschöpfte Bewegungsmotive dargestellt und zunächst in einfacher Natürlichkeit wiedergegeben, dann aber zu Schönheitsmotiven ausgebildet und als solche zur Verwendung gelangt. — Das Orpheus-, Peliaden- und Pirithousrelief stehen als szenische Votive zum Drama in enger Beziehung; sie stammen aus der Zeit des Parthenon und des Sophokles. Ganz im Wohllaut der sophokleischen Dichtung spricht die feine Kunst dieser Reliefs zu uns, der fließende Linienzug der Komposition, das stille, verhaltene Ethos, die abgeklärte Schönheit der Form, die alles Schreckliche und Schroffe der alten Sage siegreich überwindet, — und auf dem Peliadenrelief tritt uns auch das sophokleische Bild des Schwesternpaares lebhaft wieder entgegen, die eine Peliastochter eine starke Gestalt mit dem Opfermesser in der Hand, ein Gegenstück zu Antigone und Elektra, und neben ihr die liebliche, nachgiebige Schwester, ein Bild jugendlicher Anmut und Unschuld (Winter S. 182 und dessen Kunstgesch. in Bildern I 48, 7).

Cassel. Fr. Heußner.

---

# Der neue Lehrplan des Gesangunterrichts an den höheren Schulen für die männliche Jugend.

Unter dem 21. Juni 1910 hat der Herr Minister den neuen Lehrplan des Gesangunterrichts veröffentlicht und damit ist ein seit langer Zeit gehegter Wunsch interessierter Kreise, den ich vor Jahren in dieser Zeitschrift ausgesprochen habe, endlich erfüllt worden. Der Plan bildet eine Ergänzung der Lehrpläne vom 29. Mai 1901 und zwar eine recht glückliche. Jetzt erst ist der Musik die ihr gebührende Stellung im Kranze der Lehrfächer gegeben und in klarer und erschöpfender Weise ihre hohe und unvergleichliche Bedeutung für die ästhetische und künstlerische Bildung unserer heranwachsenden männlichen Jugend hervorgehoben. Damit sucht unsere preußische Unterrichtsverwaltung den Vorsprung, den die höheren Schulen anderer Bundesstaaten im Gesange hatten, einzuholen. Ihr stand dabei eine reiche Erfahrung von Dezennien zu Gebote. Nicht zuletzt

dürfte hierbei des Verdienstes des Geh. Reg.Rat Jansen gedacht werden müssen, der das schöne Resultat seiner Bemühungen leider nicht mehr erlebt hat. Was an dem neuen Lehrplan besonders angenehm berührt, ist Folgendes. Die gesteckten Ziele sind durchaus verständig und erreichbar, sie stacheln einen bequemen Gesanglehrer zu größerer Tätigkeit an und geben einem für seine Kunst begeisterten Jünger der Musik vollauf Gelegenheit, seine künstlerischen Ideale zu verwirklichen. Es wird manche Lehrer geben, welche die Anforderungen des Lehrplans als zu hoch bezeichnen werden. Ich muß dem durchaus widersprechen. Bei gewissenhafter Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Zeit ist es mit den Durchschnittschülern unserer Lehraustalten durchaus möglich, die gesteckten Lehrziele zu erreichen. Mit wahrer Freude begrüßen wir daher den Wortlaut des unter A gegebenen allgemeinen Lehrzieles: „Auf planmäßiger Ausbildung des Gehörs und der Stimme beruhende Fertigkeit, einfachere Melodien und namentlich auf die Unter- und Mittelstimmen im mehrstimmigen Satze vom Blatte zu singen, sowie verständnisvoller Vortrag guter Volkslieder und anderer für die Schule geeigneter Gesangstücke anerkannter, besonders deutscher Meister älterer und neuerer Zeit, dadurch Einführung in das Verständnis der musikalischen Kunst überhaupt".

Es ist ein wahres Glück, daß hier wie auch in den Bemerkungen zu $C_3$ betr. den gemischten Chor Volkslied und volkstümliche Lieder, Choräle, Hymnen und Motetten die Hauptmaterie und Grundlage des Unterrichtsbetriebes bilden. Man hat oft, wie ich aus Erfahrung weiß, das Kunstlied dem Volkslied vorgezogen und die Folge war: bei Turnfahrten konnten die Schüler die einfachsten Volksweisen nicht singen. Höchst dankbar sind auch die Bemerkungen, die unter $A_6$ dem Erlernen und dem Verständnis der Liedertexte gewidmet werden. Das trifft den Nagel auf den Kopf.

Mit einem Worte: wir können uneingeschränkt allen methodischen Bemerkungen von Herzen zustimmen. Nur in einem Punkte möchten wir unser Bedenken äußern, er betrifft den Männerchor. Unter $A_3$ wird gesagt: „Kompositionen für Männerchor dürfen nur ausnahmsweise und nur mit besonders sorgfältiger Berücksichtigung der jugendlichen Stimmen geübt werden". Ich habe während meiner Lehrtätigkeit als Gesanglehrer die Erfahrung gemacht, daß ich mit fähigen Sekundanern und Primanern in einer Stunde das leistete, worauf ich mit den Knabenstimmen fünf Stunden verwenden mußte. Mit einem Worte: ich hatte bei der Vorbereitung der Männerstimmen für die gemeinsame Gesangstunde viel Zeit übrig. Diese verwandle ich nun ausschließlich auf Einübung von Liedern für Männerchor. Niemals habe ich die darauf verwandte Mühe bereut, und meine Schüler sind mir immer gerade hierfür dankbar gewesen und haben es mir bezeugt,

was für eine gute Vorschule gerade diese Übungen für die Universität waren. Natürlich war jedesmal der Stimmumfang zu berücksichtigen. Oft fehlten die Bässe und dann wieder die Tenöre. Eine gute Aushülfe bot mir dann eine Sammlung von geistlichen und weltlichen Liedern für Jünglingsvereine von Pastor J. Kuhlo. Hier war auf die beschränkten Stimmmittel jener Vereine eine Rücksicht genommen und alles Schwierige vermieden. Warum sollen denn unsere Schüler nicht den Männerchor Psalm 23 von Klein singen, den alle Seminaristen kennen, oder den Ps. 96 von demselben Komponisten, beides leicht ausführbar? Sodann habe ich Kompositionen wie den Siegesgesang der Deutschen nach der Hermannschlacht von F. Abt oder die Komposition J. Rietz' „Kein schönrer Tod ist in der Welt“ auch wohl den Festgesang Schillers an die Künstler in der Vertonung von Mendelssohn, letzteren allerdings mit Vorbehalt, singen lassen. Nun aber gar die klassische Musik Mendelssohns zu Antigone und Oedipus auf Kolonos! Wie bildend und den Unterricht fördernd ist doch diese Musik! Wer von den Schülern sie gesungen hat, besitzt darin ein *κτῆμα ἐς ἀεί*.

Noch etwas über die musikalische Auswahl für den gemischten Chor. Der Geheimrat Wendt leitete als Direktor des hiesigen Gymnasiums Ende der fünziger des vorigen Jahrhunderts den Gesangchor und bereicherte die Gesangbibliothek mit Anschaffungen der Stimmen zu Judas Makkabäus, Josua von Händel, zum Requiem von Mozart u. a. m. Noch an dieser Stelle sei dem greisen Nestor unserer Schulmänner dafür gedankt. Ich bin im allgemeinen kein Freund von Aufführungen von Oratorien[1]) durch Schüler. Dazu ist der Schülerchor nicht da, auch gefällt uns durchaus nicht die übliche Heranziehung von Sängern und Sängerinnen zur Unterstützung des Schülerchors. Aber ein Vortrag einzelner hervorragender Chöre aus bekannten Oratorien ist höchst wünschenswert, so z. B. das Hallelujah von Händel oder der Psalm 19, 1—3 „Die Himmel rühmen“ aus der Schöpfung von Haydn oder auch der Einzugschor der Gäste auf der Wartburg aus dem Tannhäuser von Wagner. Mit welchem Vergnügen denke ich an die Einübung dieser Stücke zurück! Auch die achtstimmigen Psalmen Mendelssohns soll ein Schulchor nicht ganz unbeachtet lassen. Psalm 100 ist wohl ausführbar.

Was aber unsern Schulen noch besonders fehlt, ist die Wiederbelung der alten Schulmusik unserer großen Meister wie Prätorius u. a. m., die sie doch speziell für unsere lateinischen Schulen geschrieben haben. Auf diesem Gebiete sind unsere Chorbücher und Liedersammlungen leider völlig rückständig. Der unvergleichbare Wert dieser alten Vokalmusik ist überall jetzt

---

[1]) Nur die klassischen Chöre aus Orpheus von Gluck habe ich ohne Auswahl sämtlich meinen Schülern zugänglich zu machen gesucht.

anerkannt und doch, wo wird sie praktisch unsern bildungsfähigen Schülern übermittelt? Darum schließe ich meine Besprechung des von mir mit dankbarer Freude begrüßten Lehrplanes mit der Forderung: schafft endlich unsern höheren Schulen ein auf der vollen musikalischen Höhe unserer Zeit stehendes Chorbuch, das dem Geist und Sinn des Lehrplanes entspricht, dann wird das Jahr 1910 einen Markstein in der Geschichte des Gesangunterrichts an den höheren Schulen Preußens bilden.

Hamm i. Westf. H. Eickhoff.

---

## Berichtigung.

Auf S. 15 ist das an der Spitze der Anstalten, die im Jahre 1908 auf den Abhandlungen die Nummer vergaßen, aufgeführte „Freienwalde" (a. O.) Druckfehler für „Fürstenwalde" (a. Spr.); Freienwalde hat 1908 keine Abhandlung geliefert und hat auf dem „Jahresbericht" die Nummer (85) richtig aufgeführt, was ich auf Verlangen der dortigen Gymnasialdirektion hier gerne bestätige.

Maulbronn. Eb. Nestle.

---

# ZWEITE ABTEILUNG.

## LITERARISCHE BERICHTE.

1) Otto Collatz, Die wahre Konzentration im Gymnasialunterricht. Zugleich ein Beitrag zur Überbürdungsfrage. Berlin 1910, Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin). 27 S. 8. 0,70 *M.*

Ausgehend von der schon oft beklagten Häufung der Lehrfächer auf dem Gymnasium, die unzweckmäßig und schädlich und aus psychophysischen, intellektuellen und moralischen Gründen verwerflich sei, verlangt C. „mehr Konzentration im Unterricht". Diese sei am leichtesten erreichbar durch Verminderung der zahlreichen Lehrfächer. z. B. durch Ausschaltuug der neueren Sprachen; aber dieser Versuch sei heute aussichtslos. Die schon von Lessing empfohlene innere Konzentration, d. h. das Bestreben immer neue Beziehungen zwischen den einzelnen Wissensgebieten herauszufinden, sei anzuerkennen, aber im Grunde unfruchtbar (worin ich dem Verf. nicht zustimmen kann). So schlägt C. denn vor, den irrigen Grundsatz, daß alle Fächer nebeneinander behandelt werden müssen, fallen zu lassen. „Aus dem Nebeneinander muß ein Nacheinander werden", nicht so, daß ein Fach, etwa die Erdkunde nur in einer Klasse behandelt wird und dann auf immer verschwindet, sondern jedes Unterrichtsfach wird es sich gefallen lassen müssen, gelegentlich für ein, auch zwei oder drei Jahre vom Schauplatz zu verschwinden. Es findet also eine Unterbrechung der Kontinuität statt, die dem Verf. als durchaus nebensächlich, ja vorteilhaft erscheint. Das will C. unter Benutzung einiger Ergebnisse der neueren Psychologie beweisen, besonders stützt er sish auf das „Gesetz", das Max Offner in seinem Buch vom „Gedächtnis" dahin formuliert, daß „die Abnahme der Stärke einer sich selbst überlassenen Disposition anfangs sehr schnell, dann aber immer langsamer vor sich geht". An der Richtigkeit dieses „Gesetzes" im allgemeinen will ich so wenig zweifeln wie C., aber ehe ich u. a. die Folgerung daraus ziehe, daß dadurch „der Stab gebrochen ist über alle Lehrpläne, die einem Fache nur eine Wochenstunde zuweisen", bedarf es für mich noch einer klaren Feststellung der zeitlichen Begriffe „anfangs" und „dann".

Wird sich hier bei der großen Verschiedenheit der individuellen Beanlagung je eine Norm finden lassen, so fest und allgemeingiltig, daß man darauf einen Lehrplan der vorgeschlagenen Art bauen kann? Und wäre es möglich, wird nicht ein nie zu schlichtender Streit darüber entstehen, welche Fächer in jeder Klasse zu unterrichten sind und wieviel Stunden jedem Tage zuzuerteilen sind? Wird nicht jedes Fach mit möglichst viel Stunden in die oberste Klasse hinaufzurücken wünschen? Wo ist ein Prinzip für die Verteilung der Fächer und Stunden? Der Verf. gibt keins, und was er zum Schluß ohne nähere Begründung darüber verrät, wie er sich die Gestaltung des Lehrplanes im Einzelnen denkt, läßt immer wieder die Frage stellen: „Warum so?" Ich glaube nicht, daß auch nur zwei Pädagogen sich auf Grund dieser Vorschläge einigen könnten. Daß das Vielerlei des Fächer ein Übel ist, erkennt man mehr und mehr an, obwohl es nicht an Wünschen und Versuchen fehlt, dem Gymnasium noch mehr Fächer aufzupfropfen; das von C. vorgeschlagene Mittel, das Vielerlei zu beseitigen, scheint mir nicht das richtige zu sein.

2) Joseph Hirmer, Die häuslichen Aufgaben am Gymnasium. Bamberg 1910, Buchners Verlag. 26 S. 8. 0,60 ℳ.

Der Aufsatz ist der Abdruck eines Vortrages, den der Verf. in der Elternvereinigung München gehalten hat, und richtet sich zunächst an die Eltern, um ihnen zu zeigen, wie die häuslichen Aufgaben am zweckmäßigsten erledigt werden und worauf dabei besonders zu achten ist. Denn daß das Gymnasium ein gewisses Maß häuslicher Arbeit — mündlich wie schriftlich — verlangen muß, betont der Verf. ebenso nachdrücklich wie den Satz, daß die Eltern die Pflicht haben, sich um die Aufgaben ihrer Kinder zu kümmern. In diesem Punkte wird erfahrungsmäßig viel gesündigt, und die Mahnungen und Ratschläge, die H. gibt, sind darum wohl von nöten und hoffentlich wenigstens auf dem Vortragsabend vielen Eltern zu Herzen gegangen. Die Schrift wird ja nur wenig Eltern in die Hände fallen und denen am wenigsten, für die es am dringensten nötig wäre, auf gute Ratschläge zu hören.

Das Maß der häuslichen Arbeiten ist für die meisten Stufen zu groß. So urteilt der Verf. auf Grund der Untersuchungen der beiden Münchener Ärzte Dr. Dörnberger und Graßmann (Unsere Mittelschüler zu Hause. Schulhygienische Studie. München 1908). Bedenklich an diesem Buch ist immerhin, daß die Grundlage eine Umfrage bildet, die sich lediglich auf München beschränkte und nur auf 153 Gymnasiasten erstreckte. Aber es soll hier kein Zweifel erhoben werden an der Objektivität der Umfrage und der Richtigkeit der Ergebnisse. Daß wir allen Grund haben, die häusliche Arbeit möglichst einzuschränken, wird man gern zugeben. Aber den Vorschlägen, die H. macht, kann ich nicht überall

beistimmen. Einige betreffen auch speziell die bayerischen Anstalten, bei uns in Preußen liegen die Dinge anders und zwar besser. Einspruch erheben muß ich aber gegen die schon mehrfach geforderte Beseitigung des Hinübersetzens im lateinischen Unterricht der Oberklassen. Die Gründe und Gegengründe sind in letzter Zeit immer wieder erörtert worden; ich vermag neue nicht anzuführen. Hauptziel soll sein, die Schüler zu befähigen, die lateinischen Klassiker mit Gewinn zu lesen. Dieser Gewinn würde aber ohne die Sicherheit in der Grammatik sehr gering sein. Das hat die Erfahrung bestätigt. Sagt doch der Verf. selber, daß zu einer wirklich fruchtbaren Klassikerlektüre nur ein gründlicher Grammatikunterricht die tragfähige Unterlage bilden kann. Und daß mit der Abschaffung des sog. lateinischen Stiles in den obersten Klassen eine Einschränkung der häuslichen Arbeit verbunden ist, glaube ich auch nicht. Wenn die gewonnenen Stunden andern Fächern zugewiesen werden, werden diese leicht auch eine vermehrte Hausarbeit verlangen.

3) A. Cramer, Pubertät und Schule. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. 16 S. 8. 0,50 ℳ.

Die sehr lesenswerte kleine Broschüre bildet das 4. Heft der „Schriften des Deutschen Ausschusses für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht“ und ist hervorgegangen aus einem Vortrag, den der Verf. in einer Sitzung jenes Ausschusses am 9. Oktober 1909 in Berlin gehalten hat[1]). Es werden kurz, aber scharf, zunächst die anatomischen Verhältnisse während der Pubertät, dieser wichtigen Etappe im menschlichen Leben beleuchtet, sodann die Psychologie der Pubertät und schließlich auch die psychopathischen Zustände, die in den Entwickelungsperioden auftreten, betrachtet, endlich die Konsequenzen für die Beziehungen zur Schule gezogen. Diese lassen sich kurz dahin zusammenfassen: nicht allzuviel Milde gegenüber der heranwachsenden Jugend in der Zeit der Pubertät; denn diese Milde wird leicht mißbraucht werden. Unbedingt nötig ist die Aufrechterhaltung einer strammen Schulzucht; das ist ein Grundsatz, der nie geändert werden kann. Wichtig ist aber, daß die Schulmänner immer mehr mit der Klinik der Pubertät bekannt werden, um schwachsinnige und psychopathische und beim weiblichen Geschlecht namentlich auch hysterische Individuen zu deren eigenem und der andern Kinder Besten zu berücksichtigen und eventuell, wo das erforderlich ist, aus dem gemeinschaftlichen Unterricht dauernd oder vorübergehend zu entfernen. Die Entwickelungsjahre sind gerade für den Schulmann und Erzieher von außer-

[1]) Cramer hat den Vortrag kürzlich — im September 1910 — auf dem Naturforscher- und Ärztetag in Königsberg wiederholt.

ordentlicher Wichtigkeit, und eine genauere Kenntnis dieser Verhältnisse, wie man sie aus der vorliegenden Broschüre gewinnt, wird sicher auch unserer heranwachsenden Jugend zum Nutzen gereichen.

4) Gerhard Bartels-Rheydt, Freie Menschen. Briefe an einen Primaner. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 105 S. 8. 1,40 ℳ.

In 12 Briefen, die Gesprächen und Korrespondenzen mit Schülern, der eigenen Praxis und den Erinnerungen an die eigene Schulzeit ihre Entstehung verdanken, bespricht der Verf., ohne in den lehrhaften Ton zu fallen, als Freund und Kamerad mit seinem Schüler alles, was den noch im Schulzwang stehenden und doch schon ins freie Leben ausblickenden jungen Mann bewegt und bedrückt. Arbeit und Pflichterfüllung, Schulzwang und Freiheit, Sport, Kunst, Geselligkeit, Liebe und Freundschaft, Heimat und Vaterland, Ehre und Berufswahl, das Weib und das Sexuelle im Leben, die Frauenfrage und die soziale Frage, Weltanschauung und Gottesanschauung — lauter Fragen, die in der Schule hie und da berührt werden und den nach Erkenntnis und Klarheit strebenden Schüler zum eigenen Nachdenken und zu weiterer Belehrung veranlaßt haben, werden hier näher besprochen, nicht um das Geheimnis zu lüften und alle Rätsel zu lösen, sondern um sie in neuer Auffassung zu beleuchten und um dem Schüler Wegweiserdienste zu leisten fürs Leben. Oberflächliche, leichtfertige, der sittlichen Verfäulnis anheimgefallene Schüler werden das Buch bald und ohne Nutzen aus der Hand legen, ernste in sich blickende und tiefer angelegte Naturen werden in dem mit warmem Herzen und tiefem Verständnis für die Jugend, ihre Art und ihre Bedürfnisse geschriebenen kleinen Werk einen guten Führer finden. Das Werk sei Eltern, Lehrern und Schülern warm empfohlen!

5) Adolf Schroeder, Erziehung zum Staatsbürger an den Lebensfragen der Nation. Heft 1: Die Flotte als notwendige Ergänzung unserer nationalen Wehrmacht. Leipzig 1910, Julius Klinkhardt. 107 S. 8. 1 ℳ.

Von der Notwendigkeit einer besseren Erziehung zum Staatsbürger ist heute immer wieder die Rede. Diese Schrift will an ihrem Teile dazu beitragen, die Lebensfragen der deutschen Nation der Jugend und den breiteren Schichten des Volkes nahezubringen. „Mit offenen Augen soll die Jugend hineinschauen lernen in das neue Deutschland von heute, das ein anderes ist als das vor 60 Jahren und dessen Handel und Ernährung ohne eine starke Flotte nicht sicher gestellt ist. Die Jugend soll zu der Erkenntnis kommen, daß ein tüchtiges Volk sich eine Wehr zur See nach seinen eigenen Bedürfnissen einrichtet und nicht nach dem Wollen und Wünschen der Fremden“. Der Verf. ver-

steht es, anschauliche, schön abgerundete Bilder von lebhaften Farben zu entwerfen aus der Vergangenheit unseres Volkes, von der Blüte und dem Verfall der Hansa, von den Bestrebungen des Großen Kurfürsten, eine See- und Kolonialmacht zu gründen, von der Schmach und Schande, die das deutsche Volk noch vor 60 Jahren über sich ergehen lassen mußte, von der Blüte und dem Verfall der holländischen Seemacht und von der Begründung des gewaltigsten Handels- und Kolonialreiches auf Erden, nämlich der Engländer. Anerkennung verdient auch die Geschlossenheit der Gedankenfolge. Eins ist aber auffällig. Der Verf. will sich vor jeder aufdringlichen Lehrhaftigkeit hüten, stellt aber an den Schluß des Buches eine kurze Inhaltsübersicht in Form von Leitworten, an deren Hand der Schüler den Gedankengang der Kapitel wieder entwickeln kann, Schluß an Schluß fügend, freilich in freier Nacherzählung. Ist das nicht lehrhaft genug? Wen die Lektüre der einzelnen Kapitel innerlich erfaßt hat, der bedarf der Leitworte nicht mehr. Der Verf. hätte der Sache mehr genützt, wenn er die Leitworte weggelassen hätte. Jeder Lehrer hat Gelegenheit, die vom Verf. ausgeführten Gedanken im geschichtlichen und erdkundlichen Unterricht durchzusprechen, zur Klassenlektüre aber, wie es der Verf. wünscht, würde ich das Büchlein nicht vorschlagen. Als häusliche Lektüre kann es dagegen gute Dienste leisten. Darum sei es für Schülerbibliotheken und zu Geschenken empfohlen! Dem Erscheinen weiterer Hefte kann man mit Spannung entgegensehen.

6) Eduard Spranger, Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens. Berlin 1910, Reuther & Reichard. XIV u. 253 S. 8. 3 *M*.

Von Rudolf Lehmanns Unternehmen, in einer Reihe von Einzelschriften aus der Feder hervorragender Pädagogen uns ein Bild von der Persönlichkeit und der Arbeit der großen Erzieher zu geben, erscheint jetzt der 4. Band: Wilhelm von Humboldt von Spranger. Eigentlich hatte Paulsen beabsichtigt, diesen Band zu schreiben. Als er fühlte, daß er nicht mehr die Kraft haben werde, seine Absicht auszuführen, nahm er Spranger das Versprechen ab, an seiner Statt die Arbeit zu übernehmen, eine glückliche Wahl, da Spranger sich bereits durch sein größeres, mit Beifall aufgenommenes Werk: „Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee“ 1909 in den Stoff eingearbeitet hatte. Denn dies neue vorliegende Werk fußt auf dem früheren, das für den, der tiefer in die Zusammenhänge eindringen will, unentbehrlich ist. Hat aber jenes erste Werk eine „durchaus philosophische, entwickelungsgeschichtliche Absicht“, so behandelt das vorliegende „die praktische Durchführung dieser Gedanken in einer bestimmten, sehr eng umgrenzten historischen Wirklichkeit: es geht auf konkrete Schulverhältnisse mit einer verwickelten Verwaltungs-

technik ein". Jenes Werk stellt in ausführlicher Begründung und mit den Beziehungen auf die geistigen Zeitverhältnisse eine Weltanschauung dar, die ganz aus dem Ringen nach Bildung geboren ist. Von keinem aber ist das Problem und das Wesen der Bildung so tief im philosophischen Zusammenhange erfaßt worden, wie von Wilhelm von Humboldt. Daher soll dieser Band den Zusammenhang dieser Philosophie mit der tatsächlichen Organisation des Bildungswesens, die Einführung des Neuhumanismus in das preußische Bildungswesen durch Humboldt zeigen. Lange hat der Verf. gemeint, die Einführung des Neuhumanismus in das preußische Bildungswesen durch Humboldt sei eine fable convenue, das eigentliche Verdienst sei Süvern, Schleiermacher und Bernhardi zuzuschreiben. Da fügte es sich, daß er im preußischen Kultusministerium und im Geheimen Staatsarchiv bisher völlig unbekannte Quellen und in ihnen klare Beweise fand, die „die bisher mehr traditionell behauptete positive Mitwirkung Humboldts zum ersten Mal in ein helles, quellenmäßiges Licht stellten". „Seine Leistung, auf eine Formel gebracht, ist die staatliche Sanktion der formalen Universalität der Bildung auf allen Stufen des Unterrichts: auf der elementaren Stufe im Geiste Pestalozzis, auf der gelehrten Schule im Sinne des Neuhumanismus und auf der Unviversität im Geiste der philosophischen Idee einer organischen Wissenschaftstotalität". So ist H. der Schöpfer eines großartigen Systems des Bildungswesens geworden, entworfen aus der reinen Idee der Bildung, fern von jedem Nützlichkeitsgedanken wie von jeder willkürlichen sozialen Gliederung. „Ich hatte einen allgemeinen Plan gemacht, der von der kleinsten Schule an bis zur Universität alles umfaßte und in dem alles ineinander griff, ich war in jedem Teile desselben zu Hause", so schreibt er selber. Von seiner größten Tat, der Krönung des Ganzen, von der Gründung der Universität Berlin, ist in diesem Werk nur kurz die Rede, der Verf. verweist auf Lenz, „Geschichte der Universität Berlin". Desto ausführlicher behandelt er Humboldts Tätigkeit für die Elementarschulen und die gelehrten Schulen.

Aber H. war nicht bloß Schulreformer, er war noch mehr, er war Organisator im höheren Sinne, und ein solcher war notwendig in einer Zeit, wo es sich darum handelte, „dem Staat überhaupt erst Einfluß auf die Gesamtheit der Schulen zu verschaffen". Fast wichtiger also als seine pädagogischen Ideen sind seine Verwaltungsgrundsätze. Auch diese erfahren durch Spr. im Rahmen der damaligen Organisation der Verwaltungsbehörden eine gerechte Würdigung. Wie nachhaltig und entscheidend die kurze, nur anderthalbjährige Amtszeit Humboldts in der damaligen Sektion für den öffentlichen Unterricht war, ersehen wir noch heute aus seinen Schöpfungen. Dahin gehört auch die Begründung eines selbständigen Kultusministeriums, eine Frucht, die erst spät reifte, aber ebenfalls H. verdankt wird; denn er trat von vorn-

herein mit der Überzeugung ins Amt, sein Departement müsse eine selbständige Stellung haben. „Altenstein mag der erste Inhaber des Ministeriums gewesen sein, Humboldt war sein Schöpfer“.

Das Werk, frisch und lebendig geschrieben, hält das Interesse des Lesers vom Anfang bis zum Schluß fest und erhält durch die zum ersten Mal benutzten neuen Quellen einen eigentümlichen Reiz. So reiht sich dieser 4. Band der Sammlung seinen drei Vorgängern würdig an.

Elbing. Paul Tietz.

---

Alfred Heußner, Die philosophischen Weltanschauungen und ihre Hauptvertreter. Erste Einführung in das Verständnis philosophischer Probleme. Göttingen 1910, Vandenhoeck und Ruprecht. IV u. 270 S. 8. geb. 3,50 ℳ.

Unter diesem Titel gibt der Verfasser in erweitertem Umfange eine Reihe von Vorträgen heraus, die er seit längerer Zeit über philosophische Fragen in dem Fortbildungskursus des evangelischen Fröbel-Seminars in Cassel gehalten hat. Die Kapitel I—IV enthalten das Weltproblem, und zwar wird im ersten Kapitel über das Wesen und die Aufgabe der Philosophie gehandelt. Im zweiten wird der Materialismus durch theoretische Erwägungen sowie durch Besprechung und Widerlegung der Tatsachen, die die materialistische Weltanschauung begründen sollen, zurückgewiesen. Das dritte ist dem Monismus, insbesondere Spinoza, gewidmet, dessen Leben und Lehre zunächst kurz dargestellt und kritisiert wird. Anschließend bespricht der Verfasser die Weiterbildung des Spinozismus, namentlich den psycho-physischen Parallelismus. Der stillen Beschaulichkeit Spinozas und der starren Einseitigkeit seines Systems wird im nächsten Kapitel die Monadenlehre des rastlos tätigen Leibniz gegenübergestellt, wobei auch bei ihm auf den Mangel einer kritischen Untersuchung des Erkenntnisvermögens hingewiesen wird, an dem sein ganzes System scheiterte.

Die beiden nächsten Kapitel enthalten das Erkenntnisproblem und sind, wenn sie auch methodisch an das Ende eines Kursus für Anfänger gehören, aus geschichtlichen Gründen an dieser Stelle eingeschaltet worden. Das fünfte führt dem Leser die Stellung Kants und seine überragende Bedeutung als Schöpfer des Kritizismus vor Augen und bespricht in eingehender und klarer Weise seine Hauptwerke, während wir im sechsten über die drei großen Vertreter des deutschen Idealismus, Fichte, Schelling und Hegel, unterrichtet werden.

Die Kapitel VII—X beschäftigen sich mit den Lebensproblemen. Der idealistischen Grundansicht von der weltdurchwaltenden Vernunft, dem idealistischen Optimismus tritt im siebenten Kapitel die Lehre vom blinden Weltwillen, der schroffe Pessimismus





Schopenhauers entgegen. Sein System wird eingehend besprochen, seine Verdienste anerkannt, seine Erkenntnistheorie und seine Metaphysik aber abgelehnt. Das Verdienst Eduard v. Hartmanns, die Realität der Außenwelt unter völliger Wahrung der kritischen Resultate Kants in scharfsinniger Weise wieder begründet zu haben, wird in dem folgenden Abschnitt „Der Realismus" ausführlich beleuchtet, seine Anschauungen über Idee und Wille und über die Entwicklung der Lebensformen werden gebilligt, die monistische Krönung seines Systems aber scheint dem Verfasser alle Vorzüge wieder in Frage zu stellen, besonders auf dem Gebiete der Ethik und Religion.

Die gewaltige Entwicklung, die auf allen Gebieten in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts Platz griff, konnte dem Pessimismus eines Schopenhauer und Hartmann nicht mehr zustimmen; sie fand einen neuen Liebling in dem Verkünder des Evangeliums vom Leben, von der Kraft, vom Willen zur Macht, in Friedrich Nietzsche, in dessen Materialismus das neunte Kapitel uns einführt. Nietzsches Entwicklung wird in kurzen Zügen besprochen, das Wahre in seinen Ausführungen, seine Bedeutung als Kritiker anerkannt, aber das Schiefe und Halbe, Verkehrte und Übertriebene, die Unklarheit seines Ideals hervorgehoben.

Das letzte Kapitel, Dualismus und das Christentum, bespricht das Verhältnis der Philosophie zur Religion, vornehmlich zum Christentum. Religion ist Leben, Philosophie ist Lehre, kann also niemals Religion ersetzen. Wohl aber ist es ihre Pflicht, „das Christentum, soweit es Lebens- und Weltanschauung ist, einer erkenntnistheoretischen und logischen Prüfung zu unterziehen, — soweit es aber Lebenserscheinung ist, es auf seine Wahrheit und seinen Wert zu prüfen". „Es wäre Torheit, wenn der christliche Gottes- und Erlösungsglaube auf seine Rechtfertigung durch eine philosophische Theorie warten wollte. Der christliche Glaube trägt seine Gewißheit in sich selbst . . . Die praktische Bewährung, nicht das theoretische Verständnis, bildet die eigentliche Kraft dieses Glaubens, und darum wird er durch die Philosophie niemals entwurzelt werden. . . . Wohl aber kann uns die Philosophie den Dienst erweisen, zu zeigen, wie alles ernste Nachdenken immer über sich hinausweist auf ein Geheimnisvolles, Unsagbares, das sich nur anbeten, aber nicht ergründen läßt. Die Existenz dividiert durch die menschliche Vernunft geht nicht ohne Rest auf. Wir stehen offenbar in einer weltgeschichtlichen Krisis. Die flachfrohe Zuversicht zu der Unfehlbarkeit des gelehrten Wissens und der Glaube an die Selbstgenügsamkeit der Kultur ist mithin im Schwinden begriffen. Alle Steigerung der eigenen Kraft hat die innere Leere nicht auszufüllen vermocht. Es gilt von neuem, den Kampf um einen geistigen Lebensinhalt, um Sinn und Wert des Lebens zu kämpfen. In diesem Ringen und Kämpfen wird man — das ist unsere feste Über-

zeugung — immer mehr wieder auf die in der christlichen Religion quellenden unversiegbaren Lebenskräfte zurückgreifen".

Das Buch ist klar und verständlich, mit Wärme und Liebe geschrieben. Der Gebrauch von Fremdwörtern ist auf das Notwendigste beschränkt; die fremdsprachlichen Fachausdrücke sind in einem Anhange erläutert. Wir sind der Überzeugung, daß der Zweck des Werkes, Anfängern eine erste, leicht faßliche Einführung in das Verständnis philosophischer Probleme zu geben, in vollem Umfange erreicht ist. Zur Lektüre und Vertiefung für weiterstrebende Leser ist am Schluß eine Reihe leicht verständlicher Werke genannt.

Köslin. H. Kloevekorn.

---

1) H. Scherer, Führer durch die Strömungen auf dem Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften; zugleich ein Ratgeber für Lehrer und Schulbeamte bei der Einrichtung von Bibliotheken. Herausgegeben unter Mitwirkung von Gelehrten und Schulmännern. 13. Heft: Geschichte der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Leipzig 1910, Verlag von Ernst Wunderlich. VIII u. 247 S. 8. geb. 2,80 M.

Das vorliegende Heft gehört einer Reihe an, die sich Führer durch die Strömungen auf dem Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften nennt und zugleich ein Ratgeber sein will für Lehrer und Schulbeamte bei der Einrichtung von Bibliotheken. In dem im Titel bezeichneten Sinne hat denn Verf. auch diese seine Geschichte der Pädagogik eingerichtet. Naturgemäß muß ja die Pädagogik eines jeden Zeitalters mit den in ihm sich geltend machenden Anschauungen und Strömungen in der ganzen Geisteskultur in enger Verbindung stehen; sie muß von diesen Strömungen abhängig sein, sie ist notwendigerweise ein Ausfluß aus ihnen. Die Geschichte der Geisteskultur eines Zeitalters ist in gewissem Sinne selber eine Art Geschichte der Pädagogik von ihm. Wenn nun auch sonst in den über die Geschichte der Pädagogik handelnden Werken jener Zusammenhang der Pädagogik mit den auf dem Gebiet der Kulturgeschichte sich zeigenden Erscheinungen angestellt wird und hervortritt, so ist das in dem vorliegenden Buche noch mehr der Fall. Verf. stellt jenen Zusammenhang, immer von den philosophischen und anderen geistigen Zeitströmungen ausgehend, dar. Dies trägt zu einer leichteren Erfassung und Beurteilung der pädagogischen Erscheinungen und Ansichten bei und ermöglicht einen tieferen Einblick in ihren Zusammenhang. Zunächst handelt eine Einführung von der Aufgabe der Geschichte der Pädagogik und von ihrer Lösung. „Der Pädagoge soll aus der Geschichte der Pädagogik erkennen lernen, wie aus den Anschauungen, Wertungen und Strebungen einer Zeit sich die lebensvolle Persönlichkeit entwickelt und das Bildungsideal dieser Zeit in sich verkörpert; er soll erkennen, wie in

charakteristischen Sätzen ihrer Schriften und typischen Zügen ihres Handelns die Grundlage dieses Bildungsideals und die zu ihm führenden Wege ihren Ausdruck finden" (S. 13). Eine Übersicht über die Entwicklung der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften im Altertum war natürlich unerläßlich. Verf. knüpft sie an eine Betrachtung der wichtigsten philosophischen Anschauungen bei den bedeutendsten Philosophen an. Die pädagogischen Anschauungen standen naturgemäß mit dem Weltbild, welches sich die griechische Philosophie geschaffen hatte, in enger Verbindung. Von den Naturphilosophen beginnend, geht Verf. zu Sokrates, Plato, Aristoteles und ihren Schülern bezw. Nachfolgern über. Die Einflüsse der Philosophen auf die pädagogischen Anschauungen werden dargelegt. Damit steht die Entwicklung des Schulwesens in Griechenland und in Italien in Verbindung, das in seinen Grundzügen dargelegt wird. Auch über die im Mittelalter hervortretenden Erscheinungen auf dem pädagogischen Gebiete konnte sich der Verf. verhältnismäßig kurz fassen. Hier ist namentlich die Entwicklung der Scholastik von Bedeutung. Am Ausgange des Mittelalters beherrscht der Humanismus das Geistesleben.

Dann folgt die Entwicklung des Schulwesens in der Neuzeit, das „der religiöse Humanismus, die Reformation" beherrscht. Der von Baco von Verulam begründete Realismus beeinflußte die Pädagogik. In der Folge üben die verschiedensten philosophischen Richtungen und Anschauungen eine Einwirkung auf ihre Entwicklung aus. Die bedeutendsten Pädagogen und Didaktiker werden stets in Verbindung mit den Trägern philosophischer Anschauungen, unter deren Einfluß sie stehen, betrachtet. Aber Verf. beschränkt sich dabei nicht auf die Philosophen; es kommen auch andere Geisteshelden, die wichtige Kulturträger waren, in Betracht. Wie Rousseau und Kant, so haben auch Herder, Goethe, Jean Paul u. a. die pädagogischen Anschauungen wesentlich beeinflußt. Auch die Bedeutung solcher großen Dichter und Denker wird nach Gebühr gewürdigt.

So haben wir eine Geschichte der Pädagogik, von den oben dargestellten Gesichtspunkten behandelt, vor uns, eine Geschichte jener Wissenschaft, die recht in die Tiefe führt und durchweg den Zusammenhang der Pädagogik mit den Kulturepochen und den Hauptträgern der Geisteskultur eines jeden Zeitalters aufweist. Für den Pädagogen wie für jeden gebildeten Lehrer, der für pädagogische Fragen Interesse hat, wird das Buch eine willkommene und anregende Lektüre bieten. Dem Pädagogen gibt es aber noch mehr. In dem „II. Bücherei" betitelten Abschnitt von S. 185 ab enthält es eine Zusammenstellung von Werken philosophischen und pädagogischen Inhalts, welche sich für Lehrerbibliotheken und für Kreislehrerbibliotheken eignen. Hier finden wir die Abschnitte a) Geschichte der Philosophie, b) Geschichte der Pädagogik, und zwar geschieden in: zusammenfassende, das ganze Gebiet oder

größere Teile von ihm behandelnde Werke, und: Einzeldarstellungen. — Das ist eine wertvolle Bibliographie für das Gebiet der Pädagogik, höchst lehrreich und auch wegen der genaueren Angaben über die einzelnen Bücher recht praktisch.

Alles in allem kann man das inhaltreiche und mit eingehender Sachkenntnis geschriebene Buch nur bestens empfehlen.

2) **A. M. Schmidt, Kunsterziehung und Gedichtbehandlung im Unterrichte. Zweiter Band. Interpretationen der im Bereich der Volksschule liegenden Gedichte nebst Lehrbeispielen. I. Hälfte. Leipzig 1910, Julius Klinkhardt. VII u. 222 S. 8. 3,60 ℳ.**

Mit Recht hat man in der neueren Zeit auf eine mehr künstlerische Behandlung der deutschen Dichtungen in der Schule gedrungen. Ein Buch im Dienste dieses von den Kunsterziehungstagen aufgestellten und vielfach gebilligten Grundsatzes ist das vorliegende, ein Teil eines umfangreichen Werkes. Dem Herausgeber kam es in erster Linie darauf an, „das unmittelbare Erleben des Gehalts der Dichtung zu bewirken, in zweiter Linie darauf, das Erlebte von ästhetischen Gesichtspunkten aus verstehen zu lernen und dieses Verständnis für die Vortragsschulung so nutzbringend wie möglich zu gestalten“. Er hatte bei seiner Arbeit die Volksschule im Auge; auch in ihr, darin stimmen wir ihm durchaus zu, darf diese Arbeit im Dienste des ästhetischen Verständnisses nicht fehlen. Wir bemerken aber hier sogleich, daß seine Erklärungen von Gedichten auch in der höheren Schule die besten Dienste leisten werden.

Es ist ein reicher Stoff, der in dem inhaltvollen Bande bearbeitet ist. „Die Zusammenstellung ist nach Motivgruppen erfolgt“ sagt der Verfasser. Das ist denn auch in diesem ersten Teile des zweiten Bandes der Fall. Hier steht im Mittelpunkte die Natur. Stimmungsvolle Werke Stolbergs und Goethes gehen einleitend voran; sie schon erwecken eine weihevolle Stimmung. Dann folgen sieben solcher Motivgruppen, nämlich 1. Lenz, 2. Mai, 3. Sommer (für die Kleineren), 4. Sommer (für die Größeren), 5. Stille und Natureinsamkeit, 6. Tagesläufe, 7. Wandern. — Die Dichtungen, welche Verf. in großer Zahl herangezogen hat, sind äußerst wirkungsvoll. Die Gruppierung der Stoffe zeigt, eine wie mannigfaltige Gemütsstimmung in den kindlichen Seelen erweckt werden soll. Wir besitzen ja eine große Zahl von Kinderliedern, die einen engen Verkehr der Kindesseele mit der Natur bekunden und die Lieblinge der Kinderwelt sind. Im ersten Bande seines Erklärungswerkes hatte Verf. die wissenschaftlichen Grundlagen, auf denen er bauen wollte, angegeben; es handelte sich in diesem um die Ästhetik der Dichtung und um die methodische Theorie der Behandlung, die durch Lehrbeispiele erläutert wurde. Der 2. und 3. Band sollten nun der Praxis dienen, und zwar, wie wir sahen, enthält die erste Hälfte des 2. Bandes jene

auf die Natur bezüglichen Gruppen. Die zweite Hälfte soll dann die Gruppen: Wald, Wasser, Morgen, Abend und Nacht, Herbst, Winter und Weihnacht, deutsches Land enthalten; sie wird sich inhaltlich mit der ersten teilweise berühren, enthält aber in gewissem Sinne eine Erweiterung der Stoffe. — Nun zu den Erklärungen des Verfs. selbst. Sie geben dem Lehrer (denn für diesen sind sie bestimmt) einen guten Anhalt für seinen Unterricht. Die Art der Behandlung ist dem Alter der Kinder angepaßt, für das die Gedichte bestimmt sind. Verf. versteht es, sich in die Stimmung der Kindesseele zu versetzen. Es ist ja gewiß keine leichte Aufgabe, den Kindern den poetischen Gehalt von Dichtungen zu eigen zu machen. Wir meinen, Verf. habe durch seine ganze Art der Behandlung diese Aufgabe gelöst. Er gibt dem Lehrer eine willkommene Anleitung dazu. Aber Verf. begnügt sich nicht allein damit, den poetischen Gehalt der Dichtungen der kindlichen Seele nahezuführen, sondern er behält dabei auch andere wichtige Aufgaben des deutschen Unterrichts im Auge. Naturgemäß muß die Lektüre (Prosa- wie Dichterlektüre) auch für den Stil und überhaupt auf die eigne sprachliche Gestaltung der Schüler von Einfluß sein, sie muß fruchtbar darauf einwirken. Auch dieser Seite wird Verf. durchaus gerecht. Er macht die Lektüre für den Aufsatzunterricht nach Inhalt und Form fruchtbar; er weist auf Stoffe hin, die man für diesen aus der Dichterlektüre entnehmen kann und verwertet sie auch stilistisch. — Mit der Erklärung von Gedichten müssen auch metrische Winke verbunden sein und solche für den Vortrag der Schüler. Auch diese finden wir in reicher Zahl darin. Der vorliegende Halbband enthält mehr als 200 Gedichte, eine recht beträchtliche Zahl. Besonders hervorheben möchten wir dabei noch, daß Verf. auch von neueren und neuesten Dichtern Beispiele entnommen hat, wodurch eine große Mannigfaltigkeit entsteht. Wie schon oben angedeutet, ist die Schwierigkeit für das Verständnis recht verschieden: wir finden da Gedichte einfachster Art für Kinder, und dann eine Folge solcher, die größere Ansprüche an das Verständnis machen. Einzelne sind vielleicht, namentlich wenn wir berücksichtigen, daß dies Erklärungswerk in erster Linie für die Volksschule bestimmt ist, etwas zu schwer. Wir denken dabei an Goethes „Ganymed“ und Klopstocks „Frühlingsfeier“. Aber es liegt ja allerdings ganz in der Hand des Lehrers, wie viel er von dem reichhaltigen Stoff, den ihm das Werk bietet, heranziehen will. Alles in allem: wir haben hier ein mit feinem Verständnis für die Dichtungen und für die Kindesseele und mit eingehender Sachkenntnis geschriebenes Buch vor uns, das als ein wertvoller Beitrag zu der Erläuterungs-Literatur für den deutschen Unterricht zu begrüßen ist, ein Hilfsmittel trefflichster Art für den Lehrer, und zwar nicht nur für den Anfänger, sondern für jeden, der in diesem Unterricht steht.

3) **Ernst Lüttge, Die mündliche Sprachpflege als Grundlage eines einheitlichen Unterrichts in der Muttersprache.** Zweite, bedeutend erweiterte Auflage. Leipzig 1910, Ernst Wunderlich. VIII u. 179 S. 8. geb. 3 *M.*

Der durch recht beachtenswerte Schriften pädagogischen Inhalts, namentlich auf dem Gebiete des Deutschen, bekannte Verfasser hat in dem vorliegenden, bereits in zweiter Ausgabe erschienenen Buche die Frage nach der einheitlichen Gestaltung des deutschen Unterrichts behandelt, die Frage also, wie die einzelnen Zweige dieses, Lesen, Rechtschreibung, Aufsatz und Grammatik, „in eine solche Verbindung gebracht werden können, daß bei aller Vielgestaltigkeit die Einheit der Sprachbildung gewahrt bleibe“. Als die Grundlage erschien von jeher allen Methodikern die mündliche Sprachpflege, wie ja einer der größten Meister auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts, R. Hildebrand, schon gesagt hat, das Hauptgewicht solle auf die gesprochene und gehörte Sprache gelegt werden. Verf. will nun mit seiner Schrift dafür eintreten, daß die mündliche Sprachpflege eine Hauptaufgabe der Schule bleiben müsse. Bei der Sprachpflege sei der formästhetische Gesichtspunkt zu sehr außer acht geblieben.

Seinen Stoff behandelt Verf. in drei Hauptabschnitten: I. Die lautsprachliche Bildung als Grundlage der schriftsprachlichen, II. Die mündliche Sprachpflege in ihrer praktischen Gestaltung, III. Die schriftsprachliche Bildung auf der Grundlage der lautsprachlichen. Er geht im 1. Teile von der Lautsprache als dem natürlichen Ausdrucksmittel aus. Schon mit dem unartikulierten Schrei des Kindes beginnt diese; er ist das erste Element von ihr. Von da an geht der Weg bis zum Anfange des Sprachverständnisses: eine ganz wunderbare Entwicklung des kindlichen Geistes. Der schriftliche Ausdruck stellt sich sodann als eine Erweiterung des mündlichen dar. Beide werden in ihrer Bedeutung miteinander verglichen, zunächst an sich und sodann nach ihrem pädagogischen Werte. Man solle die schriftliche nicht insoweit betreiben, daß die mündliche dadurch beeinträchtigt werde. Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Aufsatzes können nur dann Erfolg haben, wenn sie zunächst eine eingehende und planvolle Pflege des mündlichen Ausdrucks ins Auge fassen. Leider geschehe dies nicht immer in der nötigen Weise; oft müsse man über die Unbeholfenheit der Schüler im mündlichen Ausdruck staunen. Der Mangel an Gehörbildung mache sich auch auf dem Gebiete der Rechtschreibung fühlbar. Der schriftliche Gedankenausdruck kranke eben an dem mangelnden Zusammenhange mit seiner natürlichen Nährquelle, mit der lebendigen mündlichen Rede. Den Kernpunkt alles Sprachunterrichtes müsse die mündliche Sprachpflege bilden; alle Zweige des Deutschunterrichts müßten ihren Ausgangspunkt von der Lautsprache nehmen; der schriftliche Gebrauch der Muttersprache müsse organisch aus dem mündlichen herauswachsen. Das wird dann vom Verf. auf den Unter-

richt in der Volksschule angewandt. Besonders macht er auf die Wichtigkeit des Anschauungsprinzips in der mündlichen Sprachpflege aufmerksam, betrachtet das Gehör als Sprachsinn und weist auf die Sprache des Lehrers als den wichtigsten Anschauungsstoff im sprachlichen Unterricht hin. Man solle planmäßige Hörübungen mit den Schülern vornehmen. Der 2. Hauptabschnitt betrachtet die mündliche Sprachpflege in ihrer praktischen Gestaltung. Behandelt wird hier der Anschauungsinhalt, der Denkinhalt und Gefühlsinhalt der Sprache; alles solle man dem jugendlichen Geiste naheführen. Die hierbei zu beobachtenden Grundsätze werden auf die Formeln gebracht: 1. Suche den Schülern deinen Gegenstand nahe zu bringen. 2. Pflege gegenständliches Denken. 3. Fordere in deinem Unterrichte so oft wie möglich das Werturteil deiner Schüler heraus. Natürlich müsse die Schülersprache geklärt werden. Dafür werden gewisse Grundsätze aufgestellt: 1. Vorhandene leere Formen werden mit den zugehörigen Sachvorstellungen gefüllt, 2. Verwandte oder bloß ähnlich klingende Formen werden durch Aufhellung ihres Inhalts genau unterschieden, 3. Bildliche Ausdrücke werden auf ihre sinnliche Grundbedeutung zurückgeführt, 4. Manche Wörter werden inhaltlich durch naheliegende etymologische Herleitung erklärt, 5. Sinnverwandte Wörter werden nach ihrer Bedeutung unterschieden. Auch das Verfahren bei solcher Klärung wird geschildert. Notwendig sei auch die Bereicherung des Wortschatzes; auch wie diese zu erstreben sei, wird gezeigt. Besondere Sorgfalt müsse sodann auf die Pflege des zusammenhängenden Sprechens verwandt werden, wobei 4 Hauptforderungen zu erfüllen seien: 1. Gib deinen Schülern oft Gelegenheit zum Reden, 2. Erwecke in deinen Schülern Lust zum Reden, 3. Gib deinen Schülern Zeit zum Reden, 4. Mache deinen Schülern Mut zum Reden. — Häufig solle man Redeübungen anstellen und zwar in der Form zusammenhängender Beantwortung von Fragen, in Berichten über Beobachtungen und Erlebnisse, in Berichten über Gelerntes oder Gelesenes, in selbständigen Erläuterungen. Der Schüler müsse von der Kindersprache zur Schulsprache geführt werden, vom Hausdeutsch zum Hochdeutsch. Genauer betrachtet Verf. die Aufgaben der Lautbildungspflege in der Volksschule und zeigt, nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet, die von den Schülern gemachten Fehler. Da können Hör- und Sprechübungen Abhilfe schaffen. Der Unterricht in der Muttersprache sei auch in ästhetischer Hinsicht zu betrachten; leben wir doch im Zeichen der Kunsterziehung; und zwar komme es auf die Ästhetik der Sprachform und des Sprachinhaltes an. Im 3. Abschnitt geht Verf. vom Unterricht im 1. Schuljahr aus, geht dann zum Lesen über, weist nach, wie das Lesen ein Sprechen sei, geht auf den Vortrag von Gedichten ein, betrachtet den Rechtschreib- und Aufsatzunterricht und schließlich die Grammatik und das in ihr zu beobachtende Verfahren.

Das Buch, dessen Inhalt wir ganz kurz skizzieren mußten, damit man sieht, was Verf. will, ist reich an sehr dankenswerten Anregungen. Verf. hat auf Grund eingehender pädagogischer und didaktischer Studien den von ihm aufgestellten Hauptgrundsatz für den deutschen Sprachunterricht behandelt, daß die mündliche Sprachpflege seine Grundlage sein müsse. Das hat für alle Gattungen von Schulen Geltung. Wie nötig ist seine Beachtung auf den höheren Schulen! Wir klagen so oft mit Recht über die Unbeholfenheit unserer Schüler im mündlichen Ausdruck. Pflegen wir ihn nach den von Lüttge aufgestellten Grundsätzen, und jene Klagen werden allmählich verstummen. Wir halten das Buch für eine nicht unwesentliche Bereicherung der Literatur auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts und empfehlen es den Fachgenossen aufs angelegentlichste. Sehr lehrreich sind auch die vom Verf. vielfach eingefügten Beispiele aus der Praxis des Unterrichts.

Köslin. R. Jonas.

---

1) Heinrich Böhmer, Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Aus Natur und Geisteswelt, 113. Bändchen. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Mit zwei Bildnissen Luthers. Leipzig 1910, B. G. Teubner. VI u. 176 S. kl. 8. 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

Wenn dieses Buch in drei Jahren — die erste Auflage ist im Jahre 1906 erschienen — eine zweite Auflage erlebt hat, so ist das der beste Beweis für seine Güte. Es ist in der Tat eine treffliche Leistung, die hier vorliegt, und zwar sowohl hinsichtlich der Form wie hinsichtlich des Inhalts. Natürlich wird hier keine leichte Lektüre geboten, denn das ist schon durch den Gegenstand ausgeschlossen; aber der Verfasser versteht es, auch die schwierigsten Dinge mit einer solchen Klarheit und Eleganz darzustellen, daß es ein großes Vergnügen ist, seinen Auseinandersetzungen zu folgen, um so mehr, als diese auch mit einem prächtigen Humor gewürzt sind. Auf den außerordentlich reichen Inhalt im einzelnen einzusehen, ist nicht möglich, da diese Anzeige sonst zu viel Raum in Anspruch nehmen würde; ich muß mich daher auf einige besonders wichtige Punkte beschränken. Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte von nicht allzu verschiedenem Umfang. Der erste behandelt das alte Lutherbild und die Entwicklung der Lutherforschung. Das Ergebnis dieses Abschnittes ist, daß wir jetzt über Luthers Entwicklung zum Reformator besser Bescheid wissen als unsere Väter, daß uns Luthers Persönlichkeit vielfach in einem neuen Lichte erscheint, daß uns der mittelalterliche Hintergrund und die mittelalterlichen Elemente seines Denkens jetzt deutlicher geworden sind, und endlich daß wir zu der Erkenntnis gekommen sind, daß wir

Luthers Leben nur dann in seiner Bedeutung richtig erfassen, wenn wir seine Wirkung nicht nur auf Religion und Theologie, sondern auch auf Sitte und Sittlichkeit, Recht und Staat, Wirtschaft und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft, Literatur und Sprache zu ermitteln suchen. Diese Aufgabe bezeichnet Böhmer als die der Lutherforschung des neu angebrochenen Jahrhunderts.

Im zweiten Abschnitt ist die Rede von den Stufen der Bekehrung Luthers. Hier wird von Böhmer zunächst auf Grund von Luthers Vorlesungen über den Römerbrief und die Psalmen sowie andern handschriftlichen Bemerkungen des Reformators nachgewiesen, daß ihm die neue religiöse Erkenntnis, aus der heraus er der Reformator geworden ist, im Winter des Jahres 1508/9 aufgegangen ist, nicht aber, wie er selbst gelegentlich später angegeben hat, schon im Kloster zu Erfurt oder auf der heiligen Treppe in Rom. Von da an bis zu seinem öffentlichen Auftreten im Jahre 1517 hat er dann aus seinen eifrigen theologischen Studien, die sich besonders auf Augustinus, Bernhard von Clairvaux, Tauler und andere Mystiker sowie auf die damaligen „Modernisten“, Okkam und seine Schüler, bezogen, alles das in sich aufgenommen, was seiner einmal gewonnenen religiösen Erkenntnis homogen war, so daß er von allen diesen Männern und ihrem Geiste etwas in sich trägt, aber im letzten Grunde doch durchaus selbständig dasteht.

Der dritte Abschnitt behandelt den Beginn des offenen Kampfes gegen die alte Kirche und die ersten praktischen Reformversuche. Den wichtigsten Teil dieses Abschnittes bildet die Besprechung der Wittenberger Unruhen 1521/22, welche mit dem Ergebnis endet, daß Luther sowohl als Seelsorger wie auch als Organisator und Lehrer durchaus den ungeheuren Aufgaben gewachsen war, die ihm die Verhältnisse aufgelegt hatten. Im vierten Abschnitt, der die Überschrift trägt „Der Gelehrte, und der innere Mensch“ setzt sich Böhmer mit den Vorwürfen auseinander, die gegen Luther als krassen Ignoranten, Zotenreißer, Pornographen, Wüstling, Fresser, Säufer, Fälscher und Lügner erhoben sind. Dabei kommt er auch auf Luthers Stellung zu der Doppelehe Philipps von Hessen zu sprechen. In durchaus objektiver Weise läßt Böhmer Luthers Gegner ihre Anklage vorbringen, verhört dann die Zeugen und kommt zu dem Ergebnis, daß Luther gewiß kein Heiliger gewesen ist, für den er sich selbst am wenigsten gehalten hat, daß aber nur der den ganzen Luther wirklich kennen lernt, der ihn selbst zu sich sprechen und unbeirrt durch Freund und Feind seine Persönlichkeit in ihrer ganzen Fülle und Kraft auf sich wirken läßt. Den Schluß macht der Abschnitt über Luther als Denker und Propheten. Hier wird zunächst auf die Widersprüche in Luthers Denken hingewiesen, dann wird der Versuch gemacht, die Entstehung seiner Anschauungen aus seiner Entwicklung verständlich zu machen,

ferner wird zwischen seinen und den Ideen älterer Kritiker und Reformer ein Vergleich gezogen, aus dem einerseits hervorgeht, wie viel Luther von jenen in seine Gedankenwelt hinübergenommen hat, andererseits aber auch erhellt, daß er trotzdem der Prophet einer neuen religiösen Anschauung und der Schöpfer neuer sittlicher Ideale gewesen ist. Daran ändert auch, wie Böhmer weiterhin sehr treffend nachweist, die Kritik der lutherischen Reformation von E. Tröltsch (Kultur der Gegenwart, 2. Aufl. 1909) nichts, die zu dem Resultat gelangt, daß in seinen wesentlichen Grundzügen und Ausprägungen der Altprotestantismus nur eine Umformung „der mittelalterlichen Idee“ sei; denn es verhält sich eigentlich bei Luther gerade umgekehrt, wie Tröltsch meint: die wesentlichen Grundzüge und Probleme sind bei Luther neu, die Formen hingegen sind in mancher Beziehung die alten geblieben. Aus dieser Ursprünglichkeit seiner Ideen erklärt es sich auch, daß sie noch heute so mächtig wirken wie vor 400 Jahren und daß ihr Urheber noch heute wie einst der Gegenstand liebevollster Verehrung wie gehässigster Verunglimpfung ist.

Doch genug! Es sei nur noch darauf hingewiesen, daß der Verfasser sein Buch mit einem eingehenden Literaturverzeichnis schließt und daß die Ausstattung, besonders angesichts des billigen Preises, sehr gut ist. Ich kann die Lektüre dieser Schrift allen Amtsgenossen nur aufs dringendste anraten und auch empfehlen, sie besonders reifen Primanern in die Hand zu geben.

2) Karl Schneider. Jahrbuch über die deutschen Kolonien. III. Jahrgang. Mit einem Bildnisse (Photogravüre) des Vorsitzenden des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Fabrikbesitzers Karl Supf, Berlin, 1 Übersichtskarte von Afrika und 4 Kärtchen von Südwestafrika zur Veranschaulichung der Orographie, der Geologie, der Verbreitung der nutzbaren Mineralien und der Formation der Gebirge. Essen 1910, G. D. Bädeker. VIII u. 306 S. 8. geb. 5 ℳ.

Das Jahrbuch über die deutschen Kolonien ist in seinem dritten Jahrgang im wesentlichen von denselben Verfassern bearbeitet worden wie in den früheren Jahren, doch hat sein Inhalt erhebliche Erweiterungen erfahren durch eine Übersicht über den Stand der Europäer-Pflanzungen in den Kolonien aus der Feder des Geh. Regierungsrates Dr. Stuhlmann, durch eine Anzahl statistischer Tabellen, die Dr. P. Rohrbach aufgestellt hat, und durch kolonialgeschichtliche Aufsätze, welche von Generalleutnant von Liebert und Oberstleutnant Richelmann herrühren. Der Inhalt des Jahrbuches ist reich und mannigfaltig, wie eine Aufzählung seiner Abschnitte zeigt.

Nach einem einleitenden Aufsatze von Oberstleutnant Gallus über die Tätigkeit des Vorsitzenden des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees Karl Supf, dessen Bild auch das Buch schmückt, gibt P. Rohrbach einen Rückblick auf unsere koloniale Entwick-

lung im Jahre 1908/09, Professor Eckert in Aachen eine Übersicht über die Fortschritte in der geographischen Erschließung unserer Kolonien seit 1908, Professor Fleischmann in Halle einen Bericht über die Verwaltung dieser im Jahre 1909, der seinen Stoff in den drei Abschnitten behandelt: Kolonie und Heimat, auf kolonialem Boden, Kolonie und Ausland. Es folgen dann Bilder aus dem Seelenleben der Eingeborenen von Professor Meinhof in Hamburg, eine Darstellung der Gesundheitsverhältnisse von Stabsarzt Ph. Kuhn, drei Aufsätze über die Schutztruppen und die militärische Lage in Ostafrika, in Kamerun und in Südwestafrika im Jahre 1908/09 von Hauptmann von Grawert, Major Zimmermann und Hauptmann Lange und der oben schon erwähnte Überblick über die Pflanzungsunternehmungen der Europäer in den deutschen Schutzgebieten von Dr. Stuhlmann in Hamburg. Pater Acker berichtet weiterhin über die soziale und wirtschaftliche Tätigkeit der katholischen Mission, der Lehrer am orientalischen Seminar in Berlin Dr. Westermann über wirtschaftliche Erfolge der evangelischen Mission, und ebenfalls auf wirtschaftlichem Boden bewegen sich die Arbeiten des Kontreadmirals Dr. Böters über Bodenreform und Kolonialpolitik und des Assesors Gerstenhauer in Meiningen über die deutsch-südwestafrikanische Diamantenpolitik. Dr. G. Hartmann steuert einen Versuch einer allgemeinverständlichen Beschreibung des orographischen und geologischen Aufbaus von Deutsch-Südwestafrika, Professor Dr. Passarge einen Aufsatz über die Oberflächengestaltung und Geologie Kameruns bei. Zur Kolonialgeschichte nehmen das Wort Generalleutnant von Liebert, der den Zustand Deutsch-Ostafrikas bei der deutschen Besitzergreifung schildert, und Oberstleutnant Richelmann, der eine kurze Geschichte der deutschen Herrschaft in Ostafrika liefert. Über die Inderfrage in Deutsch-Ostafrika spricht der Bezirkshauptmann a. D. W. von St. Paul-Illaire und über die Ansiedelungen am Meru A. Laue. Eine Kolonialstatistik, die sich auf Bevölkerung, Handel, Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete bezieht und von P. Rohrbach aufgestellt ist, wird durch Bemerkungen von Verlagsbuchhändler D. Bädeker in Essen erläutert, der auch eine Übersicht über die Eisenbahnen in den deutschen Schutzgebieten gibt. Den Schluß machen endlich eine Tabelle über Kapital, Erträgnisse und Kurse deutscher Kolonialwerte, eine Zeittafel zur Übersicht über die deutsche Kolonialbewegung 1909 und ein alphabetisches Personen- und Sachregister.

Das Jahrbuch ist trefflich dazu geeignet, über den Stand der deutschen Schutzgebiete nach den verschiedensten Richtungen hin zu orientieren; denn überall sprechen Leute ihre Meinung aus, die mit den Dingen, welche sie darstellen, vollkommen vertraut sind. Dennoch sind nicht alle Aufsätze gleichwertig. Einige kann man nach Inhalt und Form als kleine Kunstwerke bezeichnen, andere lassen in beiden Beziehungen oder doch wenigstens

in der zweiten viel zu wünschen übrig. Man sieht ihnen, besonders in stilistischer Beziehung, an, daß sie sehr eilig hingeworfen sind, und auch der Druck ist so inkorrekt, daß man daran seine Freude nicht haben kann. Aber diese Mängel treten zurück hinter dem vielen Trefflichen, was das Buch bietet. Auch für den Unterricht kann es sehr wohl nutzbar gemacht werden, wenn natürlich auch nicht alle seine Abschnitte sich dazu in gleicher Weise eignen. Am meisten kommen hier in Betracht die Aufsätze von Rohrbach, Eckert, Hartmann, Passarge, Liebert und Richelmann. Den größten Genuß aber werden wohl auch andern Lesern des Buches die Arbeiten von Meinhof und Westermann bereiten, von denen die zweite auch insofern interessant ist, als sie, mit der vorhergehenden des Paters Acker verglichen, einen interessanten Einblick in den Unterschied zwischen evangelischer und katholischer Missionsmethode eröffnet. Die Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung gut; der Druck könnte, wie oben schon gesagt, korrekter sein.

Halle a. S. O. Genest.

---

1) Fritz Homeyer, Wielands Werke. II. Band: Poetische Jugendwerke. 2. Teil. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 495 S. gr. 8. 9 ℳ.

2) Ernst Stadler, Wielands Übersetzungen. II. Band: Shakespeares theatralische Werke. 3., 4. u. 5. Teil. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 601 S. gr. 8. 12 ℳ.

Den ersten beiden Bänden von Wielands Gesammelten Schriften, herausgegeben von der deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, sind jetzt zwei weitere gefolgt. Da jedes Jahr zwei bis drei Bände erscheinen sollen, wird die auf 50 Bände berechnete Ausgabe etwa nach Ablauf eines Menschenalters fertig sein.

Die Herausgeber lassen nur wortgetreu drucken, was Wieland selbst geschrieben hat, auch seine Vorberichte, „Zusäze" und Erinnerungen zu den einzelnen Gedichten. Literarhistorische Einleitungen liegen nicht in ihrem Plan. An orthographische Wunderlichkeiten muß man sich erst gewöhnen. Das „sysse gefyhl entzykt" uns nicht gerade. Auf S. 106 von Nr. 2 lesen wir in Zeile 4 „tapfrer", in Zeile 5 „dapfrer". Ist das Akribie, oder liegt bei Wieland oder bei dem Herausgeber ein Druckfehler vor? Aber wir können nicht kritisieren, sondern wollen nur anzeigen.

3) Ehrhard-Necker, Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Zweite, umgearbeitete Auflage. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. VI u. 535 S. 8. geb. 7,50 ℳ.

Die vorliegende Grillparzer-Biographie, ursprünglich die Huldigung eines Franzosen für den eigenartigen und geistvollen österreichischen Dichter, ist von Moritz Necker bearbeitet. Sie enthält vierzehn künstlerische Beigaben: Faksimiles, Porträts, Sepialzeichnungen und Aquarellbilder oder Photographien. Nach

einem Vorwort zur ersten und zur zweiten Auflage folgt die Darstellung des Lebens- und Entwickelungsganges des hochinteressanten Poeten, woran sich noch ein Schlußwort und ein Namenverzeichnis anschließen.

Mit großer Sorgfalt sind, soweit wir sehen können, alle wichtigen Publikationen der letzten Jahre, wie z. B. Grillparzers Briefe und Tagebücher, sowie seine Gespräche von A. Sauer u. a. m. benutzt. Des Dichters Lebensgang ist mit warmem Interesse verfolgt und beleuchtet. Das Urteil des Verfassers ist, bei aller schuldigen Berücksichtigung anderer Ansichten, stets individuell. Im ganzen wird der Kenner des Sappho-Dichters zustimmen können. Besonders hervorzuheben ist die peinliche Durchprüfung aller literarischen Erzeugnisse.

Die beiden Hauptseiten der dichterischen Tätigkeit, vor allem des Dramatikers Grillparzer, die ideale klassische und die historisch-österreichische, sind nach Gebühr gewürdigt. Auch der Denker, der Philosoph kommt zu seinem Recht. Besonders loben möchten wir die Ausführungen, die uns den Dichter als spezifisch österreichischen Schriftsteller näher bringen. So wird uns auch sein engherziges und teilweise sogar kurzsichtiges Urteil über Preußens und Neudeutschlands Entwickelung klar.

Was aber dieser Grillparzer-Biographie den größten Reiz verleiht, das ist die Durchleuchtung des Seelenlebens dieses eigen- und einzigartigen Menschen. Sein Pessimismus und daneben doch wieder sein Wille zum Leben, seine Einsamkeitsbetätigung, wenn es uns gestattet ist,] diesen besonderen Ausdruck zu prägen, seine schreckliche Zerrissenheit, alles das wird uns erklärlich und vom Verfasser mit Geschick motiviert. Hierher gehören auch seine merkwürdigen Liebesverhältnisse, nicht am letzten das zu Kathi Fröhlich. Wissen wir doch wie die diesen Situationen entspringenden Stimmungen mächtig eingewirkt haben auf des Dichters dramatische Produktionen, wie z. B. auf Sappho, Medea und König Ottokars Glück und Ende.

Das psychologische Moment spielt also bei der Beurteilung der Charakterepisoden seiner Dramen eine große Rolle, und so ist es denn auch nur zu billigen, daß der Verfasser die einschlägigen Arbeiten Volkelts, wie z. B. Grillparzer als Dichter des Willens zum Leben, Grillparzer-Jahrbuch X, ausgenützt hat. Denn bei einer so feinbesaiteten und wahrhaft ästhetischen Seele, wie derjenigen Grillparzers, kann die Entstehung und die Komposition seiner Geistesschöpfungen nur bei einer fast analytischen Durchforschung seines Innenlebens erklärt und begründet werden.

Alles in allem: diese Biographie wird viel beitragen zur richtigen Beurteilung des großen österreichischen Dichters und wird ihm zu seinen vielen bisherigen neue Freunde gewinnen.

Druck und Ausstattung des Werkes sind sauber und wohlgefällig.

Homburg v. d. Höhe. Wilh. Bauder.

---

**Eugen Grünwald, Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg. 2. Heft. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 108 S. 8. 1,20 ℳ.**

Wie das erste Heft, begrüßen wir das zweite mit Freude und Genugtuung. Sämtliche Aufsätze zeichnen sich aus durch Sachkenntnis und einen lebhaften Ton in der Darstellung. Die meisten hat auch diesmal der Herausgeber beigesteuert, nicht weniger als sieben. Der erste und, nach meinem Dafürhalten, beste behandelt den Pflichtbegriff und die Schule in prägnanter Kürze und überzeugender Klarheit; der zweite, dritte und vierte führen den Nachweis, daß nach genauen und einwandfreien Untersuchungen die beklagenswerten Schülerselbstmorde nicht auf das Schuldkonto der Schule zu setzen sind; der fünfte bricht eine Lanze für das Griechische, mit dem das Gymnasium steht und fällt; der sechste gibt ein Referat über Dr. Gieseckes Artikel „Das humanistische Gymnasium und die Anforderungen der Gegenwart“; der siebente ist eine heitere Satire auf Arthur Bonus' Vorschlag, die altklassischen Philologen in den Teutoburger Wald zusammenzutreiben und sie allda zu schlachten, wie Elias die Baalspfaffen auf dem Karmel schlachtete.

Einem „Fachmann“, der behauptet, durch die Gymnasien sei das republikanische Staatsideal zu den Germanen gekommen, leuchtet Direktor A. Trendelenburg heim. Dasselbe widerfährt zwei Nichtfachmännern, aber Abgeordneten mit ihren Klagen über Latinitätsdressur durch den Oberlehrer F. Bösch. Gegen den Direktor des Vereins deutscher Ingenieure, Geh. Baurat Th. Peters, der in der Monatschrift für höhere Schulen wieder einmal den sattsam bekannten Vorwurf erhoben hat, das Gymnasium bereite seine Abiturienten „für das Verständnis ihrer Mitwelt in Menschen und in Natur, in Literatur und Technik“ unzulänglich vor, führt Oberlehrer M. Pohl Zeugnisse hervorragender Männer der Praxis ins Feld, die das Gegenteil behaupten und beweisen. Es ist sehr bemerkenswert, daß die praktischen Amerikaner uns um unsere humanistische Bildung beneiden und die humanistischen Studien in ihrem eigenen Lande auf alle Weise zu heben suchen.

Mit herzerquickender Frische spricht der Geh. Regierungsrat Dr. F. Friedensburg über den Humanismus als Weltanschauung. Er sagt: „Humanismus ist: sich allezeit strebend bemühen um Erkenntnis, das Erkannte nicht überschätzend, das Unbekannte nicht verachtend. Humanismus ist: sich vornehm halten, den Maßstab entlehnend von den Großen und Hohen, sich nicht beugen

vor den Götzen des Tages und sich nicht irren lassen von des Pöbels Geschrei. Humanismus ist: sich aus freier Erkenntnis der Notwendigkeit den Schranken der Pflicht einfügen, den Gehorsam, den Knechte gezwungen leisten, zur Betätigung des eigenen Willens emporheben. Mit einem Worte: Humanismus ist Idealismus". Den Beweis für diese Thesen möge man bei dem Autor selbst nachlesen; ich will nicht vorgreifen.

Nehmen wir endlich noch hinzu die eindrucksvolle Ansprache des Predigers Prof. D. Scholz und den inhaltreichen Rechenschaftsbericht des Gymnasialdirektors Dr. Lück auf der Jahresversammlung vom 10. Dezember 1909, so werden wir froh und dankbar anerkennen, daß auch in diesem Heft die Sache des humanistischen Gymnasiums mit vielem Geschick und Glück verfochten wird.

Der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift aber gestattet einem alten Mitarbeiter vielleicht noch eine Frage. Wäre es nicht an der Zeit, zum Angriff überzugehen, anstatt sich auf die Verteidigung zu beschränken? Die Angriffe sind ja zum Teil so töricht und so hirnverbrannt, daß sie einer Abwehr kaum bedürfen. Lassen wir doch die Gurlitt und Genossen in ihrem eigenen Fette schmoren! Aber wie steht es mit den ernsthaften Männern? Halten die „Realisten" den Königsfrieden? Scheint es nicht, als würde von gewissen Seiten, Priestern und Laien, ein „Monopol" der realistischen Anstalten angestrebt? So erfreulich und dankenswert die Reden des Hauses der Abgeoednoten sind, allen voran die des Geh. Justizrats Cassel (vergl. S. 19—40 unseres Heftes): sie genügen doch nicht, um das verlorene Terrain wiederzuerobern. Die Abgeordneten können auch die Initiative nicht ergreifen, wir, wir Gymnasiallehrer müssen vorgehen, damit das Wort von der „Eigenart" des Gymnasiums keine Phrase bleibe, sondern Tat und Wahrheit werde.

Blankenburg a. H. H. F. Müller.

---

Stowassers lateinisch-deutsches Schul- und Handwörterbuch. Dritte, umgearbeitete Auflage von Michael Petschenig. Einleitung und etymologischer Teil neu bearbeitet von Franz Skutsch. Wien und Leipzig 1910, F. Tempsky und G. Freytag. XXII u. 804 S. Lex.-8. geb. 8 M.

J. M. Stowasser ist durch Krankheit und Tod verhindert worden, die nötig werdende Bearbeitung einer Neuauflage seines weit verbreiteten Wörterbuches zu übernehmen; zwei Gelehrte, die zu einer solchen Aufgabe besonders berufen scheinen — auch das vorliegende Werk liefert den Beweis — haben die Arbeit übernommen und sich in der Weise darin geteilt, daß den eigentlich lexikalischen Teil Petschenig übernommen, die Einleitung („Vorbegriffe" bei Stowasser) und alle die Etymologie betreffenden Angaben Skutsch von neuem durchgesehen und neu bearbeitet hat. Das

Buch hat manche wesentliche Veränderungen erfahren, was schon rein äußerlich an dem Umfange zu erkennen ist, der um genau 300 Seiten geringer ist als die zweite Auflage vom Jahre 1900. Beide Bearbeiter haben das Hauptgewicht darauf gelegt, einmal ein dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft angemessenes Werk zu liefern und sodann den aus den gegenwärtig geltenden Lehrplänen sich ergebenden Anforderungen zu genügen. So sind die Schriftsteller und Schriften in Betracht gezogen, die an den höheren Schulen Deutschlands, Österreichs, Luxemburgs und der Schweiz tatsächlich gelesen werden; die Briefe des j. Plinius sind erst vom Buchstaben P an in das Lexikon hineingearbeitet, weil der Druck des Buches schon soweit vorgeschritten war, als der neue österreichische Lehrplan vom Jahre 1909 erschien; die Ausdrücke aus den Buchstaben A bis O sind in den „Nachträgen" auf S. 803 und 804 zusammengestellt. Unter die berücksichtigten Schriftsteller sind auch Lyriker aufgenommen nach den wesentlich für Schulzwecke bestimmten Auswahlen von Biese, Jurenka und Schulze. Doch sind gelegentlich über die Schulschriftsteller hinaus Schriftwerke berücksichtigt; man begegnet z. B. dem Grammatiker Festus und dem Monumentum Ancyranum.

Was nun die „Einleitung" betrifft, so sind hierin Stowassers „Vorbegriffe" nur zum Teil wörtlich herübergenommen, nämlich die den Bedeutungswandel behandeln den §§ 81—87 (Stow. §§ 25—31). Im übrigen hat die „Einleitung" eine völlige Neubearbeitung erfahren, wobei allerdings mehrfach die von Stow. gesammelten Beispiele beibehalten sind. Die „Lautlehre" (§ 5—55), die übrigens kein abschließendes Bild geben will — Verf. sagt in der Überschrift ausdrücklich „Aus der Lautlehre", wie nachher „Aus der Formenlehre" —, wird in sehr zahlreichen anschaulichen Beispielen sprachvergleichend behandelt, wobei neben den altitalischen Dialekten namentlich das Griechische und Deutsche (und Gotische) herangezogen wird, so daß auch der denkende reifere Schüler zu einer wissenschaftlichen Betrachtung der Entwicklung der Sprache Anleitung bekommt. Die „Formenlehre" nimmt besonders Rücksicht auf Analogien sowohl in der Flexion wie in der Wortbildung, worauf in einem lehrreichen einleitenden Abschnitte (§ 56—59) vorbereitet wird. Daß auf die Erörterungen der Einleitung in dem Wörterbuche s e h r häufig verwiesen wird, ist nicht bloß im Interesse des Anfängers dankenswert.

Was das Wörterbuch selbst betrifft, so hatte schon Stowasser bei den längern Artikeln eine Art Disposition an die Spitze gestellt (I $\alpha\beta\gamma$, II $\alpha\beta\gamma$ usw.) und dann unter denselben Zeichen nachher die Beispiele gebracht. Diese das Auffinden erleichternde Methode ist in dieser Auflage noch dadurch verbessert, daß die Disposition in einen ä u ß e r l i c h e n Rahmen gestellt wird (wie in dem früher erschienenen Wörterbuch von Gemoll) und sich so dem Auge unmittelbar aufdrängt. Eine andere äußerliche,

aber dem Auge gleichfalls wohltuende Änderung ist die, daß für das konsonantische *u* wieder, wie üblich, *v* gesetzt ist. Denn Wörter wie *uiuus*, *uultis*, *Pacuuius*, *diuus*, hatten doch ein befremdliches Aussehen. Die Quantität ist in den Stichwörtern bei allen langen Vokalen (außer Diphthongen) genau angegeben, und dieses Verfahren ist noch strenger durchgeführt als es schon von Stowasser geschehen war (nach den aus den Zeugnissen der Grammatiker, den Inschriften, sowie aus der Etymologie und Analogie sich ergebenden Regeln — also *frōns* aber *frontis*, *cōntio* aber *contineo* u. s. f.). Dieser Gebrauch in der Sprache hätte übrigens wohl in der „Einleitung" im 3. Kapitel der „Lautlehre" kurze Erwähnung finden können.

Wenn die vorliegende Ausgabe um ein beträchtliches weniger umfangreich ist als die vorige, so ist das einmal erreicht durch vorsichtige Auswahl der Beispiele, von denen hier nur die vorwiegend beweiskräftigen — immerhin zahlreich genug — beibehalten sind, und sodann durch Auslassen von Personennamen, die der Bearbeiter für überflüssig gehalten hat; so fehlt z. B. *Libo* (cognomen der gens Scribonia) und *Scribonius* selbst (während *Curio* als Beiname derselben gens und *Glabrio* als Beiname der gens Acilia zu finden ist). Geographische Namen auf der anderen Seite sind viele, die in der 2. Aufl. fehlten, hinzugekommen, z. B. Levaci, Catadupa, Gereonium, Golgi u. a.; doch vermißt man *Pollentia* als Städtenamen; *Astura* ist Fluß und Ort in Latium (mit Ciceros Landgut; vgl. ad fam. VI 19 2, ad Att. XII 40 2, XIII 26 2). Bei manchen Namen sind die Angaben recht knapp gehalten; unter *Dirce* steht nur: „Quelle nw. von Theben"; Stowasser führte die ganze Sage kurz an (erwähnte auch den farnesischen Stier), dem nicht philologisch gebildeten Leser gewiß nicht unwillkommen. Ausgelassen scheinen übrigens zumeist nur solche Namen zu sein, bei denen das Wörterbuch dem Leser auch nicht viel mehr zu sagen haben würde, als er aus der Stelle, wo er den Namen findet, ersieht. Und über die Aufnahme von Eigennamen wird ja bei einem solchen Wörterbuche, das vorwiegend Schulzwecken dienen soll, subjektives Ermessen die Entscheidung haben müssen. Was sonst Realien betrifft, so werden sie, insonderheit die staatsrechtlichen, recht eingehend behandelt.

Der Hauptvorzug des Wörterbuches, worauf auch Stowasser schon das Hauptgewicht legte, besteht darin, daß die Bedeutung der Wörter aus der Etymologie hergeleitet und nach semasiologischen Grundsätzen durchgeführt, aus der Grundbedeutung die „occasionelle" oder übertragene eine nach der anderen abgeleitet wird. Es soll eben nicht bloß der Wortschatz der lateinischen Sprache dargeboten, sondern in sein Verständnis eingeführt werden. Und diese streng durchgeführte Methode macht das Buch zu einem durchweg auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Hilfsmittel, nach allen Seiten ge-

eignet, den Anfänger an eine wissenschaftliche Behandlung der Sprache zu gewöhnen, aber auch jedem Lehrer, sofern er nicht Fachstudien gemacht hat, manchen wertvollen Wink und manche Anregung gebend. Nur ganz vereinzelt möchte man seine Zustimmung versagen. Von *tempestas* werden die Hauptbedeutungen angegeben: I. Witterung, Wetter; II. Zeitpunkt, Zeit. Einleuchtender ist die historische Entwicklung der Bedeutung, die Heerdegen gibt (Verhandlungen der Münchener (41.) Philologenversammlung, Lpz. 1892 S, 209): 1. Zeit, Zeitlage, 2. (auf atmosphärische Zeitverhältnisse beschränkt) Wetter (als vox media), 3. schlechtes Wetter, Sturm, 4. (auf politische und soziale Lebensverhältnisse übertragen) stürmische, unsichere Zustände. — Was die etymologischen Angaben betrifft, so ist hier viel Neues hinzugekommen nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung. Stowasser hatte auch in der 2. Auflage manche unhaltbare Etymologie trotz der Warnungen Wölfflins und Scheindlers (in ihren Besprechungen der 1. Auflage) stehen lassen, brachte z. B. *promunturium* wieder mit *mungere*, *meditari* mit *mederi*, *violare* mit *viola*, *dominus* mit (*δι-*)*δόμενος* (= „der Veranstaltende") zusammen; alle diese sind jetzt zweifellos richtig gestellt, andere (wie von *cervix*) unterdrückt). Nirgends ist der Phantasie Spielraum gegönnt. Ob freilich die Zurückführung von *delicatus* auf *lac* allgemeine Anerkennung finden wird? Skutsch sagt: „wohl von * *delicare* 'das Kalb oder Ferkel von der Muttermilch, *lac*, wegzunehmen', also 'das junge zarte Tier'."

Übersetzungshilfen werden häufig, stets aber in knapper und treffender Form gegeben, und der Benutzer des Wörterbuches wird sie mit Dank annehmen. Nicht beipflichten möchten wir der Erklärung der Stelle Cic. Verr. IV 52 Haluntini *excussis deliciis* (unter *deliciae*) cum argento puro domum revertuntur „nach Verlust ihrer Schätze"; nicht ihre Schätze haben sie verloren, sondern das Liebste, Wertvollste davon. Ob die unter *per* (Praeposition) angeführten Beispiele aus Vergil: *culmina per hominum* und *fata per Aeneae* als wirkliche Anastrophe anzusprechen sind, kann zweifelhaft erscheinen; die Präposition steht zwischen Substantiv und Attribut, nicht anders wie in *postesque sub ipsos* Verg. Aen. II 442; dagegen steht z. B. bei Tac. ann. IV 5 *Misenum apud et Ravennam* die zweisilbige Praeposition wirklich in Anastrophe (was unter *apud* zu vermerken gewesen wäre).

Es sind wenige und unwesentliche Anmerkungen, die wir zu machen haben. Fassen wir zum Schluß unser Urteil nochmals zusammen, so müssen wir die vorliegende Bearbeitung des Stowasserschen Werkes als eines der besten kürzeren Handwörterbücher bezeichnen, die wir haben, vornehmlich wegen der streng durchgeführten historischen Methode und der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit, die sich feststellen läßt, wo immer man

das Buch aufschlagen mag. Wenn wir noch hinzufügen, daß auch Stilistik und — wie natürlich — Phraseologie eingehende Berücksichtigung finden, so haben wir die Art und die Vorzüge des Buches gekennzeichnet. Ob der Gebrauch eines Ausdruckes klassisch ist oder nicht, wird nicht ausdrücklich gesagt, ist aber stets aus dem Namen des Schriftstellers zu ersehen; denn dieser ist jedem Beispiele beigesetzt, mitunter die Stelle selbst.

Hanau. O. Wackermann.

---

Lateinische Grammatik, Laut- und Formenlehre, Syntax und Stilistik von Friedrich Stolz und J. H. Schmalz. Mit einem Anhang über Lateinische Lexikographie von Ferdinand Heerdegen. Vierte Auflage. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Iwan v. Müller, 2. Band, 2. Abteilung.) München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). XVI u. 779 S. 8. 15 *M*.

Die dritte Auflage zählte 574 Seiten; die neue umfaßt 779 (Stolz 194 : 302, Schmalz 300 : 384, Heerdegen 31 : 32), ist also um mehr als ein Drittel gewachsen; es bedarf daher mehr als eines bloßen Hinweises.

Die Laut- und Formenlehre von Stolz ist trotz des großen Zuwachses in Anlage und Charakter unverändert geblieben. Sehr anerkennenswert ist der auf die Heranziehung der wissenschaftlichen Literatur verwandte Fleiß: die neueren Anschauungen sind fast vollzählig gebucht, so daß man über den Stand der Wissenschaft ausgezeichnet unterrichtet wird. Zu weit scheint mir Verf. aber zu gehen, wenn er auch längst abgetane Hypothesen (z. B. Corssens) nicht bloß registriert, sondern auch widerlegt. Bei dem vielen Nebeneinander sich widersprechender Meinungen ist des Verf.s eigene Ansicht oft sehr versteckt. Ich erkläre mir dieses zu bescheidene Zurücktreten der eigenen Person aus dem an sich sehr löblichen Streben, das Für und Wider bei strittigen Problemen möglichst objektiv darzustellen. Diese Scheu, selber fest in den Streit der Meinungen einzugreifen, hat den Verf. aber, wie es scheint, hie und da zu nachträglichen Änderungen veranlaßt und dadurch in Widersprüche verwickelt (vgl. *credo* 59, 119, 126, 258; Behandlung der Langdiphthonge 46, 206, 208; *verto*, *vorto* 45, 98; Behandlung des *h* 120, 127; *ave*, *have* 128, Text und Anmerkung; *quisquiliae* 74, 152; *lų* 51, 139, 184; *quo* 107, 108). Nicht genügend scheint mir darauf Rücksicht genommen zu sein, daß das Buch für klassische Philologen bestimmt ist. Am meisten ist mir dies bei dem Kapitel über die Gutturale aufgefallen: mit den vielen idg. Lauten, über deren Herkunft er nichts erfährt, kann er schwerlich etwas anfangen. Hier bedurfte es einer Einführung in das Problem (vgl. KZ. 41, 1, besonders 32 f., 53 f.). Warum geht der Verfasser nicht, wie z. B. Wackernagel in seiner mustergültigen indischen Grammatik, von der darzustellenden

Sprache aus? S. 105 und 121 wird das zwar versprochen, aber nicht durchgeführt. § 25 und 26 mußten zusammengefaßt werden, weil in Simplex und Kompositum die Vokale nach denselben Lautgesetzen geschwächt werden, ebenso war § 29 von § 13/14 besser nicht zu trennen. S. 159 f. sollte die Anfangsbetonung streng von der klassischen Betonung geschieden bleiben. Mißverständlich ist S. 183 f. die Bezeichnung *ei̯*- und *eu̯*-Stämme statt *i*- und *u*-Stämme. Daß S. 188 Dīs = dīves ist und an πλοῦτος (Πλούτων) erinnert, werden die wenigsten erraten haben. S. 45 haben sich *vacuus* etc. mit den Lauten *vq*- in die Darstellung der Laute *av* verirrt. Am schwächsten scheint mir das Kapitel über den Ablaut, da die Basentheorie nicht recht verarbeitet ist; auch waren die Suffixbasen zu erwähnen.

Unrichtig scheinen mir die Ausführungen über Dehnung des Vokals vor *ns*, *nf* (93, 102 f.) und die durchgehende Längenbezeichnung. Der Vokal wurde noch nicht gedehnt, als man noch intaktes *n* sprach; die Dehnung geschah gleichzeitig mit Nasalierung des Vokals und Reduktion des *n*. Der Vokal wurde also an Zeitdauer um so viel länger, als das *n* verkürzt wurde. Die vornehmen Kreise nahmen aber das *n* in Schrift und Sprache wieder auf, natürlich sprachen sie den vorausgehenden Vokal dann nicht gedehnt. Leider hat sich die unrichtige von Stolz vertretene Anschauung, weil sie auch von Marx in seinem Hilfsbüchlein gelehrt wird, seit längerer Zeit auch in die Schule eingeschlichen. Da nasalierte Vokale besonders bei *i* den Deutschen meist schwer werden, tun wir Schulmänner wohl am besten daran, mit den vornehmen Römern kurzen Vokal + *n* zu sprechen, also: *Athēniĕnsēs*, nicht *Athēniēnsēs*. Eine ähnliche Unrichtigkeit, die allgemeiner Beachtung wert scheint, steht S. 91 u. 276: bei Positionslänge wurde nicht der Vokal, sondern der erste auf den Vokal folgende Konsonant gedehnt, S. 39 darf es also nicht *nīgrum*, *sācruficāre* heißen. An Einzelheiten erwähne ich außerdem: 149 und 151 *ps* sind zwei Laute; 133 *suifstum* ist nicht römisch; 197 **nāu̯m̥* neben **di̯ēu̯m* wäre nur bei der Annahme von Satzdubletten möglich; 196[1] die Bemerkung bei Niedermann-Hermann ist mißverstanden; 103 *r̥* ist vergessen, bez. unter *n̥* gestellt; 106 *c* und *q* haben nicht immer denselben Laut bezeichnet; 137 *sufferre* ist aus **supsferre*, *sūmo* aus **subzmō* entwickelt, nicht umgekehrt mit *b*, *p*; 208 *peregre* hat nicht Lokativ-, sondern Adverbialendung; 268 Niedermanns Deutung von *venio*, *capio* beruht auf unrichtiger Voraussetzung, wie ich demnächst zeigen werde; 246 der Aorist ist vor allem dem Perfektum einverleibt worden, vgl. S. 247. An sinnstörenden Versehen und Druckfehlern habe ich wenig notiert; es muß heißen: 54,21 nach Konsonanten zu; 95,20 u. regressive Dissimilation; 218,5 als **vesteros*; 123,23 u. aus **caissios*, lit.; 277 Anm. 2 *cessi* aus **ce-zdsi*; 167 u. 179 sind bei *rederguo*, *maiosem* die Sterne zu streichen.

Nachzutragen ist noch Folgendes. Für das Verständnis von *j* in *peior* etc. (50, 116, 143, 232) Hinweis auf Niedermann, Mélanges de linguistique offerts à F. de Saussure, ebenso für 54 *iuvenis*, wo gesagt sein müßte, daß der Buchstabe *v* nicht aus dem Altertum stammt; zu 113[7] Solmsen, KZ. 42, 207 f.; zu 164 Anm. 2 G. Deecke, De usu pronominis relativi apud poetas veteres Latinos quaestiones syntacticae, Dissert. Göttingen 1907; zu 167[4] und § 26 Battré, De recompositionis in verbis Latinis adhibitae usu et notione, Diss. Jena 1909; zu 178[10] Skutsch, Arch. lat. Lex. 15, 34 f.; zu 208 f. Heckmann, J F. 18, 296 f. — Bedauerlich ist, daß Stolz die von Wackernagel entdeckte Erklärung des Genitivs auf -ī nur im Nachtrag 723 erwähnen konnte.

Die Syntax und Stilistik von Schmalz ist auch in der neuen Gestalt ein Meisterwerk, sie enthält das abgeklärte Bekenntnis des altbewährten Spezialisten. In weiser Beschränkung führt Schmalz die Entwicklung nur im Lateinischen selber vor, die durch Hineinflechtung der Wundtschen Lehren von neuem gewonnen hat; in der seltenen Heranziehung des außerhalb Liegenden könnte der Verf. allerdings noch etwas vorsichtiger werden (so 360, wo der Genitiv als ursprüngliche Adjektivbildung bezeichnet und *cuius* als Beispiel dazu genannt wird, 581 Gleichsetzung von *si* und *εἰ*, 646 *magnanimus* als Beweis für alte Vorausstellung des Adjektivums; 529 Herleitung des Relativums aus dem Interrogativum). Damit in Zusammenhang steht die öfters mißverständliche Gebrauchsweise des Wörtchens 'schon', so §§ 104, 105, 110, wo „schon bei Plautus o. ä." bald heißt „mit Plautus beginnend, aber vorher noch nicht", bald aber „auch in vorliterarischer, ja uridg. Zeit, im Lateinischen daher auch in den ältesten Denkmälern". Der Ablativ bei Ländernamen ohne *in* ist ein Residuum alter Ausdrucksweise (386), ebenso in *sanguen dis oriundum* (387), auch der Akkusativ ohne *in* bei Inselnamen (354); er ist nicht erst von den Städtenamen übertragen. Mißverständlich ist 346 die allmähliche Scheidung von Substantiv und Adjektiv; 333 dürfte nicht von einem Sichverflüchtigen der Kopula die Rede sein; 366,10 u. muß es „Sprache" statt „Grammatik" heißen. Nicht recht gelungen erscheint mir § 94 f. die Darstellung des Ablativs; hier hätte die lokale Bedeutung auf die Frage woher? an die Spitze gestellt und der Instrumental, so gut es ging, gesondert davon behandelt werden müssen. Überhaupt wäre es ein Gewinn für die Darstellung der Kasus, wenn nicht nur im ersten Paragraphen auf den Zusammenhang der Gebrauchsweisen eingegangen, sondern auch von § zu § eine Verbindung hergestellt würde. Auch sollte der Verf. sich nicht scheuen, für die bekannten Regeln überall wenigstens ein Beispiel anzuführen, das erhöht auch das Verständnis. Ausführlicher hätte ich mir § 229 und 294 gewünscht. Bei den periphrastischen Formen vermisse ich eine Andeutung über die Formen auf *-bo*, *-bam*. Zur Konstruktion 370/1

von *rēfert* ist Delbrück (vgl. Synt. III, 36, 37, Meringer J. F. 18, 206 und Brugmann J. F. 21, 200) nachzutragen; zum Literaturverzeichnis 392: Brugmann J. F. 5, 88 f., bes. 143 f. mit den dort aufgeführten Schriften, zu 668: Kertelhein, Über Graecismen in Ciceros Reden, 1894.

Der Anhang von Heerdegen hat sich wenig verändert.

Bergedorf. Eduard Hermann.

---

Adolf Kaegi, Kurzgefaßte Griechische Schulgrammatik. Nach den Bestimmungen der neuen Lehrpläne für die höheren Schulen bearbeitet. Zwanzigste Auflage. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. XII u. 173 S. 8. geb. 2 *M*.

Die griechischen Lehrbücher von Adolf Kaegi sind als Teile eines einheitlichen Reformwerkes im 49. Jahrgange dieser Zeitschrift (1895) S. 455 ff. von Hans Meltzer in hoher Wertschätzung mit großer Gründlichkeit zusammenbesprochen worden. Die kurzgefaßte Schulgrammatik lag ihm in 1. Auflage vor, wenngleich die 5. Auflage schon im April 1895 erschienen war. Heuer ist die 20. Auflage (1910) erschienen. Während die größere Schulgrammatik (7. Aufl. 1906) in Preußen nicht eingeführt ist, war die kurzgefaßte schon im Jahre 1906 nach Horns Verzeichnis (2. Ausg. Leipzig, Teubner 1906) allein in Preußen an 216 Anstalten in Gebrauch; zur Zeit ist sie es nach den Aufzeichnungen des Herrn Verlegers, wie mir auf Ersuchen freundlichst mitgeteilt wurde, im ganzen an 276 d. i. 54 °/₀ der Gymnasien des Reiches. Ihre Vorzüge zu preisen, hieße darnach Eulen nach Athen tragen. Es versteht sich, daß der Herr Verfasser, wovon auch die Vorworte ausdrücklich Zeugnis geben, durch das öfter als alljährlich wiederkehrende Bedürfnis neuer Auflagen sich zu fortwährender Nachprüfung und stetig fortschreitender Nachbesserung hat antreiben lassen. Wenn die „Kurzgefaßte Schulgrammatik“ also hier eine neue Besprechung findet, so kann diese verständigerweise nur den Zweck haben, einige Wünsche vorzutragen, die von allgemeiner Bedeutung sind und durch deren Berücksichtigung nach Ansicht des Berichters die Brauchbarkeit des schätzbaren Buches noch eine weitere Steigerung erfahren würde. Vorausgeschickt mag noch werden, daß die im Folgenden vorgetragenen Wünsche zum großen Teil in dem von dem Berichter geleiteten Kollegium laut geworden sind, als das Buch nach eingehenden Beratungen und Vergleichungen Ostern d. J. auf einmütigen Wunsch der beteiligten Amtsgenossen hier eingeführt wurde, weil es den Bestimmungen der geltenden Lehrpläne in der Tat am meisten entspricht (vgl. Emil Albrecht, Beilage zum Jahresber. des Friedrichs-Gymn. in Berlin, 1894, S. 3), durch umsichtige Auswahl auf Grund sorgfältiger statistischer Unterlagen, durch reichhaltige Kürze und wissenschaftliche Zuver-

lässigkeit, durch Klarheit und Übersichtlichkeit den weitgehendsten Anforderungen gerecht wird und endlich durch seine Handlichkeit und den Anschluß trefflicher, jetzt in drei Teilen (I. 10. Aufl. 1907, II. 9. Aufl. 1908, III. 1. Aufl. 1906) vorliegender Übungsbücher sich auf das Beste empfiehlt. So sind denn auch die nachfolgenden kritischen Äußerungen, die die Wünsche begründen wollen, lediglich dem warmen Interesse für das Buch entsprungen und dem allgemeinen Wunsche, daß darin alles der Jugend förderlich und für die Jugend vorbildlich sei.

In der **Formenlehre** darf § 77 f. das Perfekt des Passivs nicht mit worden übersetzt werden, da das griechische Perfekt, worauf ich zur Syntax gleich ausführlich zurückkomme, nicht die bloße Vollendung, sondern den bleibenden Zustand als Ergebnis der vollendeten Handlung bezeichnet. — Hinter § 112 wäre ein kurzer Abriß der Wortbildungslehre gerade wegen des besonderen Reichtums der griechischen Sprache an Ableitungen und Zusammensetzungen sehr wünschenswert. Ein Auszug aus den §§ 126—132 der größeren Schulgrammatik, die neun Seiten umfassen, ließe sich unter Beschränkung auf je ein Beispiel wohl auf vier Seiten d. i. einem Viertel Bogen als Anhang anfügen. — Das in der Formenlehre fehlende Verzeichnis der Präpositionen wird durch Nr. 16 der syntaktischen Regeln im Anhange der Übungsbücher I und II ersetzt. Aber man vermißt dort wie in § 159 f. der Syntax die Angabe der räumlichen Grundbedeutung der einzelnen Präpositionen, von der in § 159, 1. 2 die Rede ist und wie sie z. B. Gerth, Griechische Schulgrammatik (8. Aufl., Leipzig, Freytag 1907) vorbildlich uns bietet. Gerade diese Grundbedeutung wird in der Formenlehre dringend benötigt bei der Erlernung der verba composita. — Die seltener vorkommenden Unregelmäßigkeiten in den §§ 60 und 112, durch die in dankenswerter Weise der laufende Text in der Darstellung der Deklination und der Konjugation von Ausnahmen und Zusätzen entlastet ist, wird in der Überschrift als „zum Nachschlagen" bestimmt bezeichnet. Ich muß gestehen, daß ich mit meinen engeren Amtsgenossen mir dabei nichts Rechtes denken kann. Der Schüler wird die dort zusammengestellten Formen doch vorkommendenfalls im Wörterbuch nachschlagen, zumal wenn er sicher sein kann, sie dort wie bei Menge leicht zu finden. Andererseits werden diese Formen bei vorgerückterem Wissensstande doch einmal im Zusammenhange besprochen und auch einigermaßen dem Schüler zu eigen gemacht werden müssen; sonst würden sich ja die Hemmnisse bei der Lektüre in den obersten Klassen in recht unliebsamer Weise mehren. Sie werden nach der vorgeschriebenen Wiederholung der Formenlehre in Untersekunda zu behandeln sein. Der Erläuterung bedürfen sie gerade in ihrer kürzeren Zusammenstellung nach der Buchstabenfolge in hohem Grade. Ihre Besonderheit für die Praxis des Unterrichts liegt m. E. darin, daß sie beim mündlichen und

schriftlichen Hinübersetzen keine Verwendung finden, daß es vielmehr genügt, daß der Schüler sie so weit sich aneignet und beherrscht, daß er sie in der Herübersetzung zu erkennen und zu deuten weiß.

In der Syntax ist vor allem noch immer die Tempuslehre auch bei Kaegi von dem Einfluß der auf wesentlich anderer Grundlage beruhenden lateinischen Tempuslehre nicht genügend befreit (vgl. Meltzer a. a. O. S. 466 ff.). Seit dem Erscheinen der 1. Auflage haben sich die Ansichten über die Bedeutung und den Gebrauch der griechischen Tempora gerade im Unterschiede von den lateinischen doch wesentlich geklärt und in erfreulicher Weise geeinigt. Aber es ist geradezu befremdend, wie schwer in diesem Punkte das, was seit zwei Jahrzehnten als richtig erkannt und in völliger Übereinstimmung von allen Forschern auf dem Gebiet der griechischen Syntax gelehrt wird, in den Schulbüchern sich durchsetzt. Nicht alle bleiben dem Richtigen freilich so weit fern wie im ausgesprochenen Streben nach durchgehender Anpassung an die lateinische Grammatik Paul Weißenfels in seiner „Griechischen Schulgrammatik“ (2. Aufl. Leipzig, Teubner 1906) in Anlehnung an H. J. Müllers Lateinische Schulgrammatik“. Aber völlig einwandfrei ist unter den mir bekannt gewordenen griechischen Schulgrammatiken die Tempuslehre nur behandelt in der schon S. 120 genannten von Bernhard Gerth, wie denn Gerth auch in seiner Bearbeitung von Kühners Ausführlicher Grammatik der Griechischen Sprache (Hannover, Hahn 1898) II 3 1. S. 129 ff. die neuere Auffassung der griechischen Tempora ebenso klar wie gründlich dargestellt hat.

Es muß dem Schüler, soll er die Bedeutung der griechischen Verbalformen richtiger und tiefer erfassen, abgesehen von dem leicht verständlichen Unterschied der Zeitstufen Folgendes durchaus klar gemacht werden: I. Es sind in den Schulsprachen fünf Stufen in der Entwickelung der Handlung zu unterscheiden oder fünf Aktionsarten: 1) das Bevorstehen der Handlung, 2) der Eintritt der Handlung, 3) die Dauer, d. i. der allmähliche Fortgang der Handlung einschließlich des Versuchs und des Beginns der Handlung, 4) die Vollendung der Handlung und 5) das Ergebnis der vollendeten Handlung als bleibender Zustand (vgl. Friedersdorff - Begemann, Lateinische Schulgrammatik. Berlin, Dümmler, 2. Aufl. 1897 S. 109). Diese fünf Entwickelungsstufen finden in den beiden alten Sprachen nicht gleichmäßig ihren Ausdruck. Allein das Griechische hat für Nr. 5 durchgehende Formen, aber es hat keine Formen für Nr. 4. Das lateinische perf. act. gehört in der Regel nach Nr. 4; nach Nr, 5 gehören ausnahmsweise novi ich weiß, constiti ich stehe u. a., sonst steht dafür habeo oder teneo c. part. pass. z. B. persuasum habeo ich bin überzeugt. Das lateinische perf. pass. hat beide Bedeutungen, Nr. 4 und 5. Das Griechische aber hat nun noch den Aorist d. i.

ein Tempus, das keine besondere Aktionsart zum Ausdruck bringt, sondern nur die Handlung an und für sich ohne Rücksicht auf Dauer und Vollendung u. a. bezeichnet. Es ist unlogisch, dieses Tempus in seiner faktischen oder momentanen Bedeutung den Ausdrucksformen der Aktionsart — ich folge der Terminologie von Kaegi — beizuzählen; es müßte als eigentlicher Aorist für sich behandelt und den übrigen Tempora der Tabelle (§ 164, 4) gegenübergestellt werden. Nur insofern derselbe Aorist und wenn er wirklich, was noch zweifelhaft erscheint, den Eintritt der Handlung ausdrückt, gehört er als Ausdruck für Nr. 2 in unsere obige Gliederung hinein. Weiter läßt sich hier auf die m. E. noch nicht völlig geklärte Frage nach dem Ausdruck der eintretenden Handlung im Griechischen nicht eingehen. Es ist, wie mir scheint, noch eine offene Frage, ob *βασιλεύειν* König sein und König werden und demgemäß *ἐβασίλευσεν* er war König und er wurde König heißt oder ob *βασιλεύειν* König sein und *βασιλεῦσαι* König werden heißt. — II. Im Lateinischen wird bei der Verknüpfung, mehrerer Handlungen mit einander die Zeitrelaton d. i. das zeitliche Verhältnis der Handlungen zu einander besonders sorgfältig zum Ausdruck gebracht; das Bemühen, sie zum Ausdruck zu bringen, ist in der Regel für die Wahl des Tempus ausschlaggebend. Im Griechischen wird die Relation ganz und gar der Erschließung aus dem Zusammenhang überlassen: das Bedürfnis, die Aktionsart oder die Vorstellung der Handlung an sich ohne Rücksicht auf Dauer und Vollendung zum Ausdruck zu bringen, sie als faktisch oder momentan zu bezeichnen, ist allein für die Wahl des Tempus entscheidend, u. a. auch in den kondizionalen Satzgefügen und bei den Partizipien. Das Deutsche hält die Mitte zwischen den beiden alten Sprachen, indem es nur in gewissen Fällen, z. B. in abhängigen Urteilssätzen und nach der Konjunktion nachdem, den Ausdruck der Relation durchaus erfordert, im übrigen aber erst unter der Einwirkung des Lateinischen in wachsendem Maße der Vorzeitigkeit in oft schwerfälligen Zusammenfügungen mit Hilfsverben Ausdruck zu geben sich leider unnötigerweise gewöhnt hat. Die Griechen haben insbesondere für die Vorvergangenheit eine Ausdrucksform schlechterdings nicht ausgebildet. Darum tritt ebensowohl für das Imperfekt wie für den Aorist oft im Lateinischen und zuweilen im Deutschen das Plusquamperfekt ein, und *ἔλεγον, ὅτι διδοίη* oder *αὐτὸν διδόναι* kann deutsch heißen: 1) man sagte, daß er gebe und 2) man sagte, daß er gegeben habe, lat. dare oder dedisse dicebatur.

Es ist demnach für den Lernenden nicht ausreichend, wenn in der Tabelle § 164, 4 gesagt wird, der Perfektstamm bezeichne die vollendete Aktionsart; das gilt in der Regel von dem lateinischen Perfekt. Das griechische Perfekt samt Plusquamperfekt und Futur III bezeichnet immer den aus der vollendeten Hand-

lung sich ergebenden bleibenden Zustand: cognovi ich habe erkannt und ich kenne, ἔγνωκα nur ich kenne; ornata est sie ist geschmückt und sie ist geschmückt worden, κεκόσμηται nur sie ist (in der Gegenwart) geschmückt. Ich habe als Direktor infolge der unzutreffenden Darstellungen in unseren Grammatiken nicht selten Veranlassung gehabt, diese Unterschiede jungen Amtsgenossen klar zu machen, und darum schien es mir nicht unangebracht, die Sache hier etwas eingehender zu erörtern. Es ist darnach auch der von anderen Grammatikern gewählte Ausdruck abgeschlossen für die griechische Perfektgruppe nicht ausreichend, und es ist nachdrücklich, wie schon oben bemerkt wurde, in § 77 f. die Übersetzung mit worden als unrichtig abzulehnen. — § 165 bedarf es des Hinweises, daß der Grieche das Imperfekt oft da anwendet, wo der Lateiner das perf. hist. setzt, weil des Griechen Phantasie geneigt ist. die Handlung in ihrem Verlauf sich vorzustellen und als dauernd sich auszumalen, wo der nüchterne Verstand des Römers sich mit dem Ausdruck des Tatsächlichen begnügt und nur den Abschluß der Handlung ins Auge faßt. Solche Imperfekte findet der Schüler im Xenophon und Homer fast auf jeder Seite. Ohne Aufklärung müssen sie, mit Caesars Perfekten verglichen, gerade den aufmerksamen aufs höchste befremden. Praktisch hat sich mir für die Belehrung über den Unterschied des Imperfekts und Aorists in der Erzählung die Verwendung des Bildes von der Linie und dem Punkte erwiesen; eine Handlung, die wie eine Linie vorgestellt wird, steht im Griechischen im Imperfekt; eine, die als Punkt gedacht wird, im Aorist. Der bleibende Zustand, z. B. τεθαύμακα bin von Bewunderung erfüllt, ist an sich verständlich. — § 164, 4 sollte nach der Anm. „das Tempus des übergeordneten Verbs beeinflußt niemals das Tempus des untergeordneten (keine consecutio temporum)“ eine 2. folgen, also lautend: „das zeitliche Verhältnis der einen Handlung zur anderen wird nicht ausgedrückt (keine Relation der Tempora)“. — § 165 statt „die vollendete Handlung, den dadurch bewirkten Zustand“ lies „den durch die vollendete Handlung bewirkten Zustand“ oder noch besser „das Ergebnis der vollendeten Handlung als bleibenden Zustand“. — § 165 ff. sind die Ausdrücke „Vergangenheit“ und „relative Zeit“ völlig zu beseitigen, wie in § 166 im Unterschiede von A. v. Bamberg § 103, 2 und P. Weißenfels § 148, 2 schon geschehen ist. In einer Anmerkung ist zu sagen, daß im Deutschen oft, im Lateinischen immer sowohl das Imperfekt wie der Aorist durch das Plusquamperfekt wiedergegeben wird, wenn die Handlung des Imperfekts einer anderen mit ihr verbundenen Handlung vorzeitig ist. — § 165, 2c sollte mindestens beginnen: „scheinbar plusquamperfektisch“, würde aber besser ersetzt durch Folgendes: „die Vorvergangenheit wird nicht ausgedrückt; in Nebensätzen steht das Imperfekt oder der Aorist wie im Hauptsatz, je nach-

dem die Handlung als dauernd (Linie) oder als momentan (Punkt) vorgestellt wird". Ähnliches gilt von dem Konjunktiv und Optativ des Praesens und Aorists und von den Infinitiven und Partizipien; *ὥς εἰπὼν ὤτρυνε μένος* O 514 läßt sich nicht gemäß § 167, 2 mit nachdem auflösen, *ἤ που καγχαλόωσι . . . . φάντες* Γ 44 f. nicht gemäß § 167, 1 mit indem. Nur opt., part., inf. fut. nehmen eine besondere Stellung ein, insofern sie immer eine im Verhältnis zur Haupthandlung zukünftige Handlung bezeichnen. — § 163, 1 lies „Man unterscheidet drei Hauptarten von Sätzen: 1) Urteilssätze . . . . 2) Begehrssätze (so! vgl. unten S. 130) . . . . 3) Fragesätze . . . .", nicht „zwei". Die Fragesätze sind in den „Vorbemerkungen" § 168 wie in dem ganzen Kapitel „A. Modi im unabhängigen oder Hauptsatz" § 169—172 unerwähnt geblieben und erscheinen unvorbereitet erst § 176 als „abhängige Fragesätze". Übrigens könnte diese Lehre von der Einteilung der Sätze ganz fortbleiben, da sie ja seit Sexta dem Schüler geläufig und keine Besonderheit der griechischen Syntax ist. Aus demselben Grunde könnte eine Erklärung der Bezeichnungen Vorder- und Nachsatz fehlen; was aber darüber in § 179 Anm. steht, ist anfechtbar und nicht empfehlenswert. — § 173 oder auch § 179 wäre eine Anmerkung erwünscht, die darauf hinweist, daß der Grieche einen Zweifel an der Wahrheit des Berichteten nicht andeuten kann (Kühner-Gerth a. a. O. I. 2³ S. 543). — § 202, 1 verlangen „verneint" und „abwehrt" ein Objekt, etwa „ein Urteil" bezw. „einen Gedanken". — In § 204, dem Abschnitt über die „Partikeln, soweit sie nicht schon oben besprochen sind", bedarf manches dringend der Änderung oder Ergänzung. Die Partikeln bleiben für die Erfassung des Geistes der griechischen Sprache immer besonders wichtig, so sehr sich auch gerade gegen ihre Behandlung gelegentlich der Banausen Spott richtet; man soll sie ja freilich nicht pedantisch durchweg übersetzen wollen, sondern die Schüler sie verstehen und nachfühlen und auch durch den Ton, der an ihrer Stelle im Deutschen oft die Musik machen muß, wiedergeben lehren. Dazu aber bedarf es zunächst einer begrifflichen Erörterung ihres Sinnes. Unter 1) wird „*ἀλλά* bei einer Aufforderung" durch „um, denn, wohlan, also (so!)", „in der Antwort" durch „um, nun, nun gut" ersetzt, nicht übersetzt; im ersten Fall ist *ἀλλά* abbrechend, im zweiten stark adversativ, unserem dialektischen „aber ja. aber nein" entsprechend. — Unter Nr. 4 *ἄρα*, 8) *γάρ*, 12) *δή*, 13) *δῆθεν*, 18) *ἤ*, 19) *καὶ* könnten, wie unter Nr. 22, 31, 33, 34 geschehen ist, die Bedeutungen auch mit a, b, c . . . übersichtlicher geschieden werden. — 4) *ἄρα* wird am besten zunächst durch „wie sich denken läßt" (Cauer) klar gemacht; zu scheiden ist so: „a) folgernd: füglich, also, nun; b) hervorhebend: ersichtlich, natürlich, eben, ja". — 33) bei *οὐκοῦν* sollte die Ordnung sein: „a) fragend: nonne igitur? b) folgernd: also, demnach, c) versichernd:

in der Tat. Denn die Genesis des Gebrauchs b) ist die, daß der Fragesatz seine Form aufgibt und der eigentliche Sinn der rhetorischen Frage in versicherndem Tone ausgesprochen wird. Umgekehrt ist es mit *οὐκουν*; es steht zunächst im verneinten Urteilssatz = nicht also, dann in affektvoller Frage = also nicht? Aber *οὔκουν* ist ebensowenig „ein verstärktes *οὐκ*“ wie *οὐκοῦν* „ein verstärktes *οὖν*“; jedenfalls kann ein Schüler bei solchem Ausdrucke sich nichts denken. — 36) *πέρ* sollte wie *γέ* hervorhebend genannt uud als dem Umfang nach hervorhebend (admodum) von *γέ* (quidem), das dem Inhalt oder dem Gewicht nach hervorhebt, unterschieden werden. Unterrichtende Beispiele sind *Ἰθάκης κραναῆς περ ἐούσης Γ* 201 und das berühmte *ἐπεί μ' ἀφέλεσθέ γε δόντες Α* 299. — Das berüchtigte *ἄν* (*κέ*) ist schon § 168, 2 besprochen und dort wiedergegeben mit „etwa, wohl, vorkommenden Falls“. Davon sind „etwa“ und „wohl“ nichtssagend und nichts weniger als belehrend. In der Tertia des Gymnasiums zu Aurich habe ich einst bei dem Lehrer des Griechischen (Dr. Ludwig Meyer, † 27. Okt. 1898 als Professor in Klausthal, quem honoris causa nomino) unausrottbar fest gelernt: „*ἄν* weist hin auf eine Bedingung, die entweder dasteht oder hinzuzudenken ist“. Das finde ich als alter Direktor heute noch auch für Primaner brauchbar, und dem entspricht „vorkommendenfalls“, dieser Ausdruck dürfte also genügen. Hinzugefügt könnte noch werden, daß wir mit „sonst“ es übersetzen, wo die Ergänzung der Bedingung für das Verständnis besonders wichtig ist.

Diesen sachlichen Wünschen füge ich nun einige Anmerkungen über **Äufserlichkeiten** des in Rede stehenden Buches hinzu, Anmerkungen im Sinne meiner „Bemerkungen zu altsprachlichen Lehrbüchern. Berlin, Dümmler 1897“. Diese „Bemerkungen“ haben vielfach freundliche Beachtung nicht bloß in altsprachlichen Grammatiken sondern auch in Lehrbüchern für den deutschen Unterricht gefunden. Aber, daß sie noch nicht veraltet sind und weiterer freundlicher Beachtung empfohlen werden dürfen, wird das Folgende einleuchtend machen.

Zur Rechtschreibung. Es ist zu schreiben: Akzent, Zirkumflex, Reziprok-, Akkusativ u. a., wie Vokativ, Lokativ, Kontraktion u. s. f. geschrieben ist. Das ist konsequent und entspricht den „Regeln für die deutsche Rechtschreibung. Neue Bearbeitung 1907“. Der Zusatz auf dem Titel der kurzgefaßten Grammatik „Nach den Bestimmungen der neuen Lehrpläne für die höheren Schulen“ meint doch wohl die preußischen Lehrpläne. Wir dürfen deshalb die reichsdeutsche, speziell die preußische Rechtschreibung darin erwarten, darum auch „gibt“ statt „giebt“, § 3, 1 u a., „ein“ statt „Ein“ § 5, 3 u. a., „vorkommendenfalls“ § 168, 2. In lateinischen Wörtern und Wortverbindungen dagegen sollte durchweg lateinische Schreibung zur Anwenduug kommen,

mit den lateinischen Lettern auch kleine Anfangsbuchstaben bei Substantiven, wie es ausnahmsweise in spiritus asper und spiritus lenis § 3, 1, puncta diaeresis § 4, consecutio temporum § 164, oratia obliqua § 166, modus realis § 169 geschehen ist.

Zur Flexion. „Kompositis" § 6, 6, als Dativ ist eine Besonderheit des Verfassers, die mit einer sonst vielfach vermißten Konsequenz immer wiederkehrt; ähnlich nur noch „Liquidis" § 11, 3, während sonst die Dative nach dem deutschen Artikel und nach einer deutschen Dativpräposition auch bei Kaegi die Nominativendung festhalten. Besser würde freilich diese lateinische Endung der Fremdwörter in germanisierender Umformung tunlichst geopfert, also konsequent gesagt: Substantive, Adjektive, Adverbien, Verben u. s. f. und entsprechend auch im Singular mit Abwerfung der Endung: Verb, Adverb, Aktiv, Passiv, Partizip, Infinitiv u. s. f., wie doch Nominativ, Komparativ u. a. gesagt ist; ferner auch Irreal und Potential, wie Plural und Dental (§ 38) geschrieben steht. Tatsächlich herrscht hinsichtlich der Endungen in Kaegis Grammatik der bunteste Wechsel, als ob hierin nach dem Spruche variatio delectat verfahren wäre, was doch kaum anzunehmen ist. S. 142 oben liest man z. B. „B. Das Partizip. § 196. Das Partizipium ist ein Verbaladjektiv und wird . . . wie ein Adjektivum gebraucht" und auf derselben Seite, um noch ein Beispiel zu nennen, findet man: Z. 1 das Adverbium, Z. 2 die Adverbien, Z. 14 als Adverb, Z. 15 als Adverbium, Z. 4 r. u. Ortsadverbia. Daß die Abwerfung und Umformung der lateinischen Endungen ihre Grenzen hat, ist in den „Bemerkungen" S. 10 im einzelnen festgestellt worden, aber sie sollte m. E. aus Gründen des Geschmacks und zur Ersparnis von Raum und Zeit in einem Schulbuch soweit wie möglich und jedenfalls gleichmäßig erfolgen. Wo aber um der Kürze des Ausdrucks willen, besonders bei Häufung von Genitiven, durchaus zweckmäßig die lateinische Flexion beibehalten wird, da sollte auch wirklich rein lateinisch geschrieben und gesprochen werden, also nom. plur. masc. = nominativus pluralis masculini sc. generis, 3. P. sing, ind. aor. II. act. = 3. Person singularis indicativi aoristi secundi activi, ebenso abl. abs. und a. c. i., wie jetzt vielfach Lehrer und Schüler die Konstruktion des accusativus cum infinitivo kurz zu nennen pflegen, nicht „Acc. u. Inf.", wie bei Kaegi, was die Schüler eigentlich nicht mit Unrecht, aber weder deutsch noch lateinisch „Akkusativ kum Infinitiv" zu lesen pflegen. Gewiß ist es praktisch, sich im grammatischen Unterricht der höheren Schulen und zumal des Gymnasiums nicht bloß der dem Lateinischen entstammenden Terminologie, sondern auch, wo Kürze und Bestimmtheit es empfehlen, geradezu lateinischer Wortverbindungen zu bedienen, aber Latein muß Latein bleiben und Deutsch Deutsch — in reinlicher Scheidung. Sonst verderben wir unseren Jungen zugleich ihre Sprache und ihren Geschmack.

Die Fremdlinge wollen und können wir in der Sprache der Wissenschaft nicht entbehren, aber entweder sollen sie sich völlig als solche darstellen, oder sie sollen deutsches Gewand anziehen, d. h. die Fremdwörter sollen sich tunlichst in Lehnwörter umwandeln mit deutscher Schreibung, deutscher Betonung und deutscher Flexion. Daß das nicht bloß logisch und praktisch, sondern auch durchführbar und ansprechend ist, das zeigen abgesehen von der Latein. Schulgrammatik von Friedersdorff-Begemann infolge freundlicher Beachtung meiner „Bemerkungen" u. a. die Lat. Schulgrammatik von H. J. Müller und die Griech. Schulgrammatik von A. v. Bamberg, auch die Deutsche Sprachlehre von A. v. Sanden und die Neuhochdeutsche Grammatik von C. Th. Michaelis und wahrscheinlich ganz unabhängig von denselben wenigstens hinsichtlich der Gleichmäßigkeit Kühners Ausf. Gram. der griech. Sprache, bearbeitet von B. Gerth und dessen Griech. Schulgrammatik.

Auffällig ist noch, daß Diphthong bei Kaegi im Singular schwach und im Plural stark dekliniert wird: des Diphthongen, die Diphthonge. Duden, Orth. Wörterbuch gibt zwar starke und schwache Deklination nebeneinander als zulässig an, aber das neueste deutsche Wörterbuch, Weigand I[6] Sp. 359, bezeichnet mit Recht die schwache Deklination als früher üblich, d. i. veraltet. Jedenfalls müßte man doch wohl für beide Numeri dieselbe Deklination festhalten; denn Maskuline, die im Singular schwach und im Plural stark dekliniert werden, gibt es trotz der eingerissenen Mischung der Deklinationen meines Wissens sonst nicht.

Auch die Abkürzungen sind sehr ungleich, oft zu weitgehend und recht unschön. Ich schlage beliebige Seiten auf. In der Formenlehre stehen S. 19 ff. nebeneinander „Adjektiva und Adj., D. Pl. und Dat. Pl. und Dat. Plur., Ntr. des Adj. und Neutrum des Adj., Gen. Plur. Mask. und Acc. Plur. des Neutrums. In der Syntax liest man S. 111 jem. und jemd. und jmdm., S. 129 Indikative Präs., Perf. und Futuri, der Indikativus Aoristi, des Imperf. und Plqpf., Opt. Ind. Konj. S. 130 f. Hpttps., Haupttempus, Ind. u. Hpttps.; S. 137 mit Optativ und mit Opt.; S. 141 dreimal Inf. und dreimal Infinitiv in stetem Wechsel. Ungewöhuliche Abkürzungen sind od., gew., bes., bez. des lat. (deutschen) Impf.

Zur Zeichensetzung. Verschwenderisch sind Kola, Semikola nnd Anführungszeichen über den Text ausgeschüttet. Auch der Kommata finden sich zu viele, so entgegen den üblichen Regeln vor und und oder, auch wenn kein Satz mit neuem Subjekt folgt, z. B. § 36, 2. 3, auch vor und hinter einfachen adverbialen Bestimmungen, z. B. § 31, endlich vor der Übersetzung, z. B. ἕστηκα, ich stehe § 102, 1. In § 87 Anm. stehen in zwei Zeilen drei Kommata zu viel. Fast ausnahmslos könnten gestrichen werden die dem „Papiernen" so teuren Anführungszeichen, die beim stillen Lesen leicht stören und beim lauten

Sprechen doch ganz unbeachtet bleiben. Oft sind sie noch mit Kolon und Sperrdruck oder mit Klammer und Sperrdruck verbunden, z. B. („wohin?") § 137 Anm. 2, wo der Sperrdruck allein schon überflüssig ist, jedenfalls vollauf genügen würde, um anzudeuten, daß das Wort substantiell genommen werden oder eine Übersetzung bilden soll. Die Schüler lernen, daß in Anführungszeichen nur eingeschlossen wird, was als Rede oder als Ausdruck einer fremden Person bezeichnet werden soll; Kaegi schließt oft seine eigenen Erläuterungen nnd Übersetzungen in Anführungszeichen ein. Gleichmäßigkeit herrscht aber auch hierin nicht; oft steht, wie billig ist, schlecht und recht das Deutsche ohne Anführungszeichen und auch ohne Verbindungswörter und Lesezeichen hinter dem Griechischen; freilich, damit auch so noch Abwechselung sei, bald mit Sperrung, z. B. § 178, bald ohne Sperrung, z. B. § 138. Auch das Kolon ist bei mannigfaltigster Verwendung doch sehr ungleich verwandt. Vor Aufzählungen steht es meistens nach der üblichen Regel, S. 135—139 ist es oft weggeblieben. Es wechselt dazu vor solcher Aufzählung mit „also", „nämlich", „z. B.", „und zwar" und ist oft unnötigerweise von einem dieser Ausdrücke begleitet. Auch wechselt wieder die Interpunktion vor diesen Ausdrücken. § 3 gleich bietet: „1. Jeder ... Vokal ... mit ... spiritus versehen, deren es zwei giebt, nämlich a) den spiritus asper, welcher dem ... h entspricht: ἥρως u. s. f. 2. Jedes ... ϱ erhält den spiritus asper; z. B. ῥήτωϱ." § 7 „Seiner Betonung nach heißt ein Wort (Absatz ohne Kolon) mit Akut auf der ultima: Oxytonon; z. B. τιμή." Überflüssig ist das Kolon ebenso wie das Anführungszeichen vor der Übersetzung, z. B. in „ἥδε ἡ ἡμέϱα: der heutige Tag", und vor dem Zitat eines Paragraphen, z. B. § 19a in „Dat. Plur. der 3. Dekl.: § 38 f." oder § 187, 4 „Acc. c. Inf.: § 193". In dem letzten Fall ist sein Sinn sogar nicht bloß für den Schüler schlechterdings unverständlich. Nach dem Kolon folgt bald ein großer, bald ein kleiner Buchstabe, z. B. S. 138 f. Die Buchstaben z. B. oder oft nach einem Punkt auch Z. B., um dergleichen gleich hier einzufügen, sind im Grunde durchweg entbehrlich, oft geradezu pleonastisch und unlogisch in Verbindung mit vorausgehendem vgl. und wie oder nachfolgendem u. a., u. a. m., u. ä. in üblichem Wechsel. Statt der Häufung „vgl. (wie) z. B. ... u. a. m." wäre jeder einzelne dieser drei Ausdrücke für sich genügend; aber besser würden sie alle durch einen Punkt oder allenfalls ein Kolon ersetzt. Eigentlich sprechen doch, wo einer Regel oder einer Begriffsbestimmung Beispiele beigefügt werden, diese schon für sich; auch der Schwächste wird sie als solche erkennen, zumal wenn ihre Anfügung stets in derselben Weise erfolgt. Das Wörtchen vgl. ist auch sonst oft überflüssig, ebenso das phrasenhafte sog. (§ 90, 4. § 129 u. a.) oder sogenannte § 24, 1, für mein Gefühl sogar von komischer Wirkung. — Komma, Punkt und Klammern

sind alle drei nebst z. B. nicht bloß überflüssig, sondern verwirrend in Stellen wie „z. B. ὁ Σωκράτης, oder Σωκράτης ὁ Ἀθηναῖος. Der bekannte Sokrates (aus Athen).“ statt „ὁ Σωκράτης der bekannte S., Σωκράτης ὁ Ἀθηναῖος der bekannte S. aus Athen.“ Ein Komma kann m. E. auch fehlen vor d. h. und z. B. Wozu die Zeichen so häufen zu Lasten des Setzers, wenn auch ohne sie alles klar ist?

Der Terminologie fehlt es abgesehen von der vermißten Gleichmäßigkeit der Wortformen in einigen Fällen auch an Einheit und Gleichmäßigkeit des Ausdrucks. § 168, 1 werden als erste Hauptart der Sätze die Urteilssätze genannt; § 168, 2 wird „Aussagesätze“ in Klammern beigefügt; § 174 lautet die Überschrift bloß „Abhängige Aussagesätze“. — Weiter folgt „Konsekutiv- oder Folgesätze“ § 177, „Final- oder Absichtssätze“ § 178, während § 186 f. einfach „Konzessivsätze“ und „Temporalsätze“ gelesen wird. Der Sekundaner, für den die Moduslehre bestimmt ist, wird doch wohl „Konsekutiv-“ und „Final-“ ebenso gut verstehen wie „Konzessiv-“ und „Temporal-“. Aber die rein deutschen Namen wären in diesem Falle auch ausreichend. In § 179 ff. erscheinen drei Namen für dieselbe Sache nebeneinander: hypothetische Sätze, konditionale Sätze, Bedingungssätze, wie auch einmal in der Formenlehre § 24, 1 „Ein bewegliches ν (das sog. angefügte ν oder ν ἐφελκυστικόν)“. Sachlich bedenklich sind die zwiefachen Überschriften „A. Die Modi im unabhängigen oder Hauptsatz“ vor § 169 und „B. Die Modi im abhängigen oder Nebensatz“ vor § 173. Nebensatz und abhängiger Satz sind nicht identisch; ein erklärender Relativsatz z. B. kann doch kaum als abhängig bezeichnet werden, und andererseits müßten bei solchem Sprachgebrauch doch innerlich abhängige Sätze wieder abgesondert und z. B. in § 173, 4 von innerlicher Abhängigkeit die Rede sein. Es genügt völlig die Scheidung in Haupt- und Nebensätze. Schlechthin aber sollte m. E. solch Überfluß und Wechsel in der Terminologie vermieden werden, weil er nicht bloß im Druck zur Raum- und im Unterricht zur Zeitverschwendung führt, sondern auch dem Schüler unnütze Schwierigkeiten bereitet. An sich ist es ja ziemlich gleichgültig, ob man bewegliches oder angehängtes ν, Urteils- oder Aussagesatz, Konditionalsatz oder Bedingungssatz sagt. Aber der Schüler beherrscht die Termini noch nicht so sicher und frei, daß er nicht, wenn der Name wechselt, gleichsam umschalten und in seinem Kopf und Vorstellungslauf erst das eine durch das andere ersetzen müßte. Darum ist sogar Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit der Terminologie in allem Unterricht derselben Anstalt abgesehen von Gründen des Geschmacks ein unabweisbares didaktisches Bedürfnis. Diesem Bedürfnis sollten die Verfasser der Lehrbücher Rechnung tragen; einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Lehrbüchern muß dann leider oft noch das Lehrerkollegium herbeiführen. Im

ganzen ist immerhin ein Fortschritt in der Einheit der Terminologie in der letzten Zeit nicht zu verkennen. Es wäre wünschenswert, daß der Sondergeist sich dem Erfolge unterordnete, d. h. daß die weniger verbreiteten Lehrbücher nach den verbreitetsten, die griechischen nach den lateinischen, die neusprachlichen nach den altsprachlichen sich richteten. — Für „Begehrungssätze" sagen wir „Begehrssätze" (vgl. S. 9 meiner „Bemerkungen"); es ist dieser Name jetzt auch in die Lat. Schulgrammatik A und B von H. J. Müller aufgenommen worden; er empfiehlt sich vor dem anderen durch seine Ableitung, seine Kürze und Übereinstimmung mit „Urteilssatz". — In § 4, 1 wird „Trennungspunkte" durch puncta diaeresis ergänzt und dann von den Trennungspunkten gesagt, daß sie wegbleiben können (so!), „wo Accent und Spiritus die Diärese deutlich machen". Der Name diaeresis oder Diärese ist hier als überflüssig um so mehr zu vermeiden, als er in der Metrik in anderem Sinne noch Verwendung findet. Es sei also vorzuschlagen gestattet: „Die Trennungspunkte (¨) zeigen an, daß u. s. f. Sie bleiben weg, wo Akzent und Spiritus schon die Trennung deutlich machen". — Ein Name genügt noch: § 8 Tonlosigkeit oder Proklisis, § 9 Tonanlehnung oder Enklisis, zumal die griechischen Namen in den §§ selbst noch einmal erklärt werden. § 11, 1 („Vokalschwächung" oder „Kürzung"). — In § 179 ff. wäre „Konditionalsatz" dem „hypothetischen Satze" nicht bloß der Kürze, sondern auch der Konzinnität wegen vorzuziehen, da ja alle anderen Namen der Nebensätze dem Lateinischen entlehnt sind. — § 180 sollte auch aus Gründen solcher Konzinnität neben dem realen, irrealen, potentialen Fall der 4. Fall eventual genannt werden, nicht „allgemein", auch nicht „eventuell", wie klein in Klammern daneben steht. Der Name „allgemein" ist auch sachlich unzutreffend; es lassen sich ihm weder real, irreal und potential koordinieren, noch, wie es in § 184 geschieht, futurisch und iterativ subordinieren. Es sind vielmehr dem eventualen Fall der Einzelfall in der Zukunft und der Wiederholungsfall in der Gegenwart und Vergangenheit unterzuordnen. Die Zusätze (subjektiv möglich) und (objektiv möglich) zum 4. Fall in § 180 sind für den Schüler nicht verständlich, sachlich kaum richtig: denn jede Bedingung ist eine subjektive Annahme, wie jede Negierung (Meltzer a. a. O. S. 471) eine subjektive Abstraktion ist. — § 190 wechselt oratio obliqua (3 mal) mit „direkter" (2 mal) und „indirekter Rede" (3 mal).

Stilistisches. Zu § 4, 1 ist eine stilistische Änderung schon oben vorgeschlagen; — daß „nämlich", „und zwar", „also", „so", „z. B.", „vgl.", „sog." vielfach die Sprache unnütz belasten und die Übersicht nur stören, ist gleichfalls schon angemerkt worden. Auch „entweder — oder" wie „und" und „oder" allein sind oft entbehrlich, wo die Gliederung durch Zahlen und Absätze schon sichtbar gemacht ist; ferner „stets" und „immer"

in allgemeinen Regeln. — Statt „welcher“ würde sich oft „der, die, das“ kürzer und besser machen von S. 3 „den spiritus asper, welcher“ ab bis zu S. 162 über dem Index „Präpositionen und Konjunktionen, welche“ hin. — Zuweilen könnte der Ausdruck der Regeln ohne Schaden für die Klarheit und Deutlichkeit noch kürzer und knapper sein; z. B. § 19 statt „Nicht alle Konsonanten können beim Zusammentreffen unverändert nebeneinander stehen bleiben, sondern sie erleiden“ lies „Die Konsonanten erleiden bei ihrem Zusammentreffen“; § 126, 3 statt: „so wird dasselbe entweder weggelassen, oder es tritt dafür αὐτός (seltener οὗτος und ἐκεῖνος) oder ein Personalpronomen ein“ lies „so wird es weggelassen oder durch ein Personalpronomen ersetzt“, da man nach § 61, 2 αὐτός als Personalpronomen ansehen darf und οὗτος und ἐκεῖνος hier getrost unerwähnt bleiben können. — § 190, 4 ist trotz der Breite im zweiten Teil nicht recht verständlich; mir scheint zu genügen: „Zuweilen geht die Infinitivkonstruktion in die Konstruktion mit verbum finitum über und umgekehrt“. — § 88, 7 statt „Am Verbum und der Präposition“ lies „An dem Verb und der Präposition“. — § 115 statt „demjenigen des bestimmten Artikels der deutschen Sprache“ lies „dem des bestimmten Artikels im Deutschen“; derjenige ist Vorläufer des Relativs, hier wird der Artikel verlangt, wie der Schüler aus dem lateinischen Unterricht weiß. — § 12 statt „Nominativdehnung heißt die Erscheinung, daß den Längen η und ω im Nom. Sing. in den übrigen Kasus die Kürzen ε und ο gegenüberstehen; vgl. z. B. ποιμήν mit ποιμένος u. s. f.“ lies „die Nominativdehnung besteht darin, daß die kurzen Vokale der letzten Stammsilbe ε und ο im nom. sing. zu η und ω werden. ποιμέν-ος, nom. sing. ποιμήν u. s. f.“ — § 12 beginnt „Nominativdehnung heißt die Erscheinung“, § 13, „Ersatzdehnung heißt man (besser: nennt man) diejenige Dehnung“, § 14 f. dementsprechend „Synkope heißt man“, „Metathesis heißt man“, aber § 16 ff. beginnen „Kontraktion ist“, „Elision ist“, „Krasis ist“. Warum nicht immer das einfachere „ist“ oder besser „besteht darin, daß“? — Wie das transitive „heißen“ statt „nennen“ ist auch das oft wiederkehrende „allermeist“ dialektisch für meist, zumeist, meistens. Gal. 6, 10 nach Luther ist „allermeist“ = am meisten; so wohl auch sonst in der Schriftsprache. — § 113 ist in „fördere jemand“ das Pronomen im Akkusativ unflektiert geblieben, wie es sich eigentlich gehört, da das d ein unorganisches Anhängsel ist (Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten, 3. Aufl. 1903 S. 46); dem entsprechend steht „jem.“ vielfach als Abkürzung für Dativ und Akkusativ. Aber § 152 liest man „jmdm.“ Als oblique Kasus zu jemand empfiehlt sich in der Wiedergabe von Phrasen „eines, einem, einen“ zu gebrauchen. — § 165, 1 Anm. 2 statt „Eine Anzahl Präsentia bezeichnen auch . . .“, so

daß sie wie Perfekta, und deren Imperf. wie Plusquamperf." lies „Einige Verben bezeichnen auch . . ., so daß ihr Präsens mit dem Perfekt und ihr Imperfekt mit dem Plusquamperfekt". — § 165, 2 statt „in die Vergangenheit versetzt" lies „der Vergangenheit"; im ind. aor. wird die Handlung nicht in die Vergangenheit versetzt, sondern als vergangen vorgestellt. — § 179 zu ἐάν statt „wenn allenfalls" lies nach § 168, 2 Anm. „wenn vorkommendenfalls"; „allenfalls" heißt entweder auf jeden Fall = alle möglichen Fälle ins Auge gefaßt oder möglicherweise = vielleicht, höchstens z. B. allenfalls genügend. — § 193 und dem entsprechend auch § 190 ist „Beziehungswort" durch „Subjekt" zu ersetzen. Es bezieht sich ein Pronomen auf ein anderes Nomen, und das Nomen ist dann Beziehungswort für das Pronomen; auch ein Tempus kann auf ein anderes bezogen sein. Aber zu einem Prädikat, event. im Infinitiv, gehört ein Subjekt, wie zu dem Subjekt ein Prädikat, und sie richten sich nach einander im Numerus u. a. „Beziehungswort" kann schlechterdings ein Substantiv oder Pronomen für einen Infinitiv nicht sein.

Druckfehler. Statt „Infinitv-" lies „Infinitiv-" § 190, 4; statt „173" lies „178" S. 131 auf dem Rande.

Ich stelle zum Schluß noch zwei beliebige Paragraphen in der Form, die Kaegi jetzt bietet, und in der Form, die er m. E. bieten sollte, zum Vergleich nebeneinander, damit man von den gewünschten Änderungen der Form in einem Überblick sich ein zusammenhängendes Bild machen kann.

§ 179 f. in der 20. Auflage.

### Hypothetische oder Konditionalsätze.

#### § 179. Vorbemerkungen.

1. Konditional- od. Bedingungssätze werden eingeleitet durch εἰ wenn, ἐάν (= εἰ ἄν, auch ἄν, ἤν) wenn allenfalls.

2. Die Negation des Bedingungssatzes ist immer μή, die Negation des bedingten Satzes ist οὐ oder μή, je nachdem er ein Aussage- oder Begehrungssatz ist.

Anm. Den Bedingungssatz nennt man, selbst wenn er nachgestellt ist, auch wohl Vordersatz, und den bedingten Hauptsatz auch Nachsatz.

#### § 180. Übersicht.

Die Bedingung und ihre Folge werden dargestellt

entweder 1. als wirklich, tatsächlich: realer Fall;
oder 2. als nicht wirklich, unmöglich: irrealer Fall;
oder 3. als möglich, doch ungewiß: potentialer Fall;
(subjektiv möglich)
oder 4. als erwartet, oft eintretend: allgemeiner Fall.
(objektiv möglich) (eventueller)

Je nach dem Willen und der Vorstellung des Sprechenden steht daher

| | im Bedingungssatz | im bedingten Satz. |
|---|---|---|
| 1. **real** (wirklich): | εἰ mit Indikativ, | Indikativ; |
| 2. **irreal** (nicht wirkl.): | εἰ mit Ind. e. Nbtps., | Ind. e. Nbtps. m. ἄν; |
| a) für Gegenw.: | εἰ mit Imperf., | Imperf. mit ἄν; |
| b) für Vergang.: | εἰ mit Ind. Aor. (Plqpf.) | Ind. Aor. (Plqpf.) mit ἄν; |
| 3. **potential**: | εἰ mit Opt., | Optativ mit ἄν; |
| 4. **allgemein** (fut.; iter.): | | |
| a) für Zuk. u. Geg.: | ἐάν mit Konj. | Ind. eines Hpttps.: |
| b) für die Verg.; | εἰ mit Opt., | Ind. eines Nbtps. |

**Vorschlag für die nächste Auflage.**

## Bedingungssätze.

### § 179. Vorbemerkungen.

1. Bedingungssätze werden eingeleitet durch εἰ wenn und ἐάν, auch ἄν, ἤν = εἰ ἄν wenn vorkommendenfalls.
2. Die Negation des Bedingungssatzes ist μή.

### § 180. Übersicht.

Die Bedingung und ihre Folge werden dargestellt:
1) real als wirklich, tatsächlich;
2) irreal als nicht wirklich, unmöglich;
3) potential als möglich, doch ungewiß;
4) eventual: a) futurisch als einmal erwartet, b) iterativ als oft eintretend.

Je nach der Vorstellung des Sprechenden steht daher:

| im Bedingungssatz: | im Folgesatz: |
|---|---|
| 1) der reale Fall: εἰ mit Indikativ | Indikativ; |
| 2) der irreale Fall: | |
| a) für die Gegenwart: εἰ mit Imperf. | Imperfekt mit ἄν, |
| b) für die Vergangenheit: εἰ mit ind. aor. | ind. aor. mit ἄν, |
| 3) der potentiale Fall: εἰ mit Optativ, | Optativ mit ἄν, |
| 4) der eventuale Fall: | |
| a) der futurische Fall: ἐάν mit Konjunktiv, | Futur, |
| b) der iterative Fall: | |
| α) in der Gegenwart: ἐάν mit Konjunktiv, | Präsens. |
| β) in der Vergangenheit: εἰ mit Optativ, | Imperfekt. |

**§ 190 in der 20. Auflage mit Weglassung der Beispiele.**

### § 190. Zusammenfassung über die Oratio obliqua.

1. Treten Hauptsätze in oratio obliqua, d. h. werden sie von einem Verbum dicendi oder sentiendi abhängig, so steht:

a) in Urteilssätzen ein Verbum finitum mit ὅτι oder ὡς,
ob. der Infinitiv (über dessen Beziehungswort § 193); z. B.

b) in Begehrungssätzen der Infinitiv (über dessen Beziehungswort § 193); z. B.

2. Für die Nebensätze der oratio obliqua ist zu beachten:

a) Nach regierendem Haupttps. müssen Tempora und Modi der direkten Rede unverändert bleiben;

b) Nach regierendem Nebentps. müssen der Potentialis und der Irrealis unverändert bleiben, während die Indikative, (so!) und die Konjunktive mit oder ohne ἄν bleiben, (so!) oder in den Opt. obl. (ohne ἄν) übergehen können.

3. Sehr oft wird ganz unvermittelt aus der indirekten in die direkte Rede übergegangen; vgl. z. B. An. 1, 3, 14. 16. 20; 1, 9, 25 u. a.

4. Zuweilen geht eine mit ὅτι oder ὡς begonnene indirekte Rede in die Infinitivkonstruktion über; oder eine mit ὅτι (ὡς) oder Infinitiv begonnene indirekte Rede wird durch den Optativus obliquus fortgesetzt.

Vorschlag für die nächste Auflage mit Weglassung der Beispiele.

§ 190. **Zusammenfassung über die indirekte Rede.**

1. Treten **Haupt**sätze in die indirekte Rede d. h. werden sie von einem verbum dicendi oder sentiendi abhängig, so steht:

a) in Urteilssätzen das verbum finitum mit ὅτι oder ὡς oder der Infinitiv (vgl. § 193),

b) in Begehrssätzen der Infinitiv (vgl. § 193).

2. Für **Neben**sätze der indirekten Rede ist zu beachten:

a) nach regierendem Haupttempus müssen Tempora und Modi der direkten Rede unverändert bleiben,

b) nach regierendem Nebentempus müssen der Irreal und der Potential unverändert bleiben, die Indikative und die Konjunktive mit oder ohne ἄν können in den Optativ ohne ἄν (modus obliquus) übergehen (vgl. § 173, 4).

3. Oft wird aus der indirekten Rede in die direkte übergegangen. An. 1, 3, 14. 16. 20; 1, 9, 25.

4. Zuweilen geht eine mit ὅτι und dem verbum finitum beginnende indirekte Rede in die Infinitivkonstruktion über oder umgekehrt.

Und nun schließe ich ab mit dem Wunsche, daß bei der Vorbereitung der 21. Auflage schon das Vorstehende nach freundlicher Prüfung in tunlichst weitem Umfange Berücksichtigung finden möge und dann das Buch, das verdientermaßen eine so außerordentlich weite Verbreitung gefunden hat, meinen Amtsgenossen im engeren und weiteren Kreise zu berechtigten Aus-

stellungen keinerlei Veranlassung mehr bieten möge. Der geschätzte Herr Verleger wolle dazu dem verehrten Herrn Verfasser auch die Unterstützung eines besonders tüchtigen Korrektors zu teil werden lassen.

**Neu-Ruppin.** **Heinrich Begemann.**

---

**Sophokles.** Erklärt von F. W. Schneidewin und A. Nauck. Zweites Bändchen: König Oedipus. Elfte Auflage, besorgt von Ewald Bruhn. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 239 S. 8. 2,20 *M*.

v. Wilamowitz bezeichnet (Übersetzung des Oed. S. 84) die Ausgabe von Bruhn als diejenige, welche dem ihm selbst vorschwebenden Text am nächsten komme. Dies Lob galt der Ausgabe von 1897. Die neue Ausgabe ist nicht schlechter geworden, wenn Bruhn auch von den Änderungen, die v. Wilamowitz mit seinem Text a. a. O. vornimmt, recht wenige aufgenommen hat.

Der Text des Oedipus ist „jung und unsicher überliefert" (v. Wil. S. 83), schon der älteste Zeuge, ein Papyrosblatt aus Oxyrhynchos, das die Vs. 375—385 und 429—441 (zum Teil verstümmelt, mit Korrekturen des ersten Schreibers und eines Korrektors) enthält, bezeugt das Alter mancher Korruptelen, z. B. 375 *βλέψαι* für *βλάψαι*, daneben hat er eigene Fehler, z. B. 431 *αγορρος* für *ἄψορρος*, und an den beiden Stellen, wo er eigentümliche Lesarten hat (v. 378 *του* für *σοῦ*, 430 *αν* für *οὐ*) wird man unbedenklich die Lesarten unserer Hss. vorziehen. Die Zeugen der Überlieferung nun geben im Grunde einen einheitlichen Text, aber mit einer großen Zahl kleiner Varianten (v. Wil. S. 81), zwischen denen der Herausgeber sich entscheiden muß. Zwar ist die Cobetsche Hypothese, daß L = Laurentianus plut. XXXII 9 die einzige handschriftliche Quelle unseres Sophoklestextes und die abweichenden Lesarten der jüngern Hss. lediglich Konjekturen byzantinischer Grammatiker seien, jetzt wohl allgemein aufgegeben, aber „welche dieser jüngeren Hss. für jedes einzelne Stück heranzuziehen sind, läßt sich gegenwärtig noch nicht mit Sicherheit beantworten, da vollständige Kollationen nur von ganz wenigen Hss. veröffentlicht sind" (Bruhn S. 229). v. Wilamowitz empfiehlt *Γ* = Laur. Abbat. 152, dessen Unentbehrlichkeit Bruhn gezeigt hat, und Vat. 40 s. XII vel XIII, Bruhn selbst neben *Γ* noch A = Par. 2712 s. XIII und l = Laur. plut. XXI 10 s. XIV in. Diesen jüngern Hss. folgt Bruhn 310 *δ' οὖν*, 315 *πόνων*, 360 *λέγειν*, 528 *ὀμμάτων δ'* und *ὀρθῶν τε*, 656 *λόγων*, 659 *φυγεῖν*, 870 *λάθα*, 917 *λέγῃ*, 1055 *τόνδ'* M = Ambros. G. 56 sup. XIII vel XIV s., 1064 *δρᾶν*, 1309 *διαπέταται*.

Bei diesem Stande der Überlieferung war der Konjekturalkritik ein weites Feld eröffnet. Von den in neuester Zeit veröffentlichten ansprechenden Vorschlägen möchte ich hervorheben

aus Bruhns Text v. 1280 *μονούμενα* v. Wilamowitz für *μόνον κακα*, 1343 *ὄλεθρον* Schwartz für *ὀλέθριον*, 709 *τέκμαρ* Bruhn für *τέχνης*. Weniger wahrscheinliche Vorschläge gibt Bruhn in den Anmerkungen, z. B. 11 *εἶτ' εἴρξοντες* für *ἢ στέρξαντες*, 13 [*οὐ*], 1021 *μ' ὡς ἠσπάζετο* Schwartz.

Die Anmerkungen verdienen besonderes Lob, mögen sie über die einzelne Stelle orientieren, z. B. 624 f., 758 f. oder sich zu kleinen Exkursen auswachsen, z. B. 71 *δώματα* über den Plural in der griechischen Dichtersprache, wo im Deutschen der Singular steht.

Die Einleitung ist in allen ihren Teilen (Vorgeschichte S. 1—5, Sage S. 5—14, Idee S. 14—24, Charaktere S. 25—33, Zeit S. 33—40, Erfolg des Dramas S. 41—48) klassisch.

Den Beschluß machen die Metra der lyrischen Partien (S. 211—226) und der kritische Apparat (S. 227—239). Hier ist ein Druckfehler S. 229 Z. 11 v. u. *Γ* statt l, ebenda war die zweite Anmerkung durch 2, nicht 3 Sterne zu bezeichnen, der Stern in Z. 1 v. u. gehört auf die folgende Seite. Sonst ist der Druck sehr korrekt.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

---

Specimina codicum Graecorum Vaticanorum. Collegerunt Pius Franchi de Cavalieri et Johannes Lietzmann. Bonnae MCMX, A. Marcus et E. Weber. 6 *M*.

Trotz der ausgezeichneten Arbeiten von Wattenbach[1]), Gardthausen[2]), Omont[3]), Thompson[4]) und anderen[5]) hat die griechische

[1]) Wilhelm Wattenbach, Anleitung zur griechischen Palaeographie. 2. Auflage. Leipzig 1877, B. G. Teubner; Derselbe und Adolf von Velsen, Exempla codicum graecorum literis minusculis scriptorum. Heidelberg 1878, Koester; Derselbe, Schrifttafeln zur Geschichte der griechischen Schrift. Berlin 1876—77; Derselbe, Scripturae graecae specimina. Berolini 1883.

[2]) Victor Gardthausen, Griechische Paläographie. Leipzig 1879, B. G. Teubner; Marie Vogel und Victor Gardthausen, Die griechischen Schreiber des Mittelalters und der Renaissance. Beihefte zum Zentralblatt für Bibliothekswesen XXXIII, Leipzig 1909, Harrassowitz.

[3]) Henri Omont, Facsimilés des plus anciens manuscrits grecs en onciale et en minuscule du IV au XII[e] siècle. Paris 1892, Leroux; Derselbe, Facsimilés des manuscrits grecs datés de la Bibliothèque Nationale du IX[e] au XIV[e] siècle. Paris 1890, Leroux; Derselbe, Facsimilés des manuscrits grecs du XV[e] et XVI[e] siècles. Paris 1887.

[4]) Edward Maunde Thompson, Handbook of Greek and Latin Palaeography. 2. Auflage. London 1894. — Palaeographical society facsimiles of Manuscripts and Inscriptions edited by E. A. Bond and E. M. Thompson. London 1873—94 (2 series), New Palaeogr. Soc. 1892 ff.

[5]) Friedrich Blass, Palaeographie, Buchwesen und Handschriftenkunde, in Iwan von Muellers Handbuch der klassischen Altertumswissensch. I, 2. Aufl. S. 299 ff. München 1892, Beck. — Scato de Fries, Album Palaeographicum. Tabulae LIV selectae ex cunctis jam editis tomis codicum Graecorum et Latinorum photographice depictorum. Lugduni Batavorum 1909, Frijthoff. — Girolamo Vitelli e Cesare Paoli, Collezione Fiorentina di facsimili paleografici greci e latini. Firenze 1884—97, Le Monnier.

Paläographie nicht so große Fortschritte gemacht als die lateinische. Bei der verhältnismäßig kleinen Anzahl solcher Klöster, welche größere literarische Schätze mit griechischer Schrift verwahren, läßt sich die Verschiedenheit der Schriftschulen und ihre Mannigfaltigkeit schwer ergründen. Auch sind der wissenschaftlichen Arbeiten nicht viele. Erschwert wurden bisher ihre Bemühungen durch die hohen Kosten guter griechischer Tafelwerke. Da kommt die höchst saubere Arbeit von Pius Franchi di Cavalieri und Johannes Lietzmann, welche zu einem erstaunlich billigen Preis 50 wohlgelungene Tafeln und eine lehrreiche Einleitung in lateinischer Sprache darbietet, gerade recht. Daß dies nützliche Buch erscheinen konnte, wird in erster Linie dem rühmlichst bekannten Präfekten der vatikanischen Bibliothek Franz Ehrle verdankt, welcher die Durchsicht, Auswahl und Veröffentlichung des Materiales gestattete. Außerdem machte sich Joh. Mercati um die wissenschaftliche Bearbeitung des Stoffes hochverdient. Die Reproduktionsmethode mittelst Photographie und Lichtdruck hat sich auch dieses Mal glänzend bewährt, jedes Fleckchen und jedes Strichelchen sind wiedergegeben, so daß der Leser glauben kann, er habe die Originale selbst vor sich.

Die Einleitung bietet auf 16 Seiten Folioformat literarische Nachweisungen, wo die facsimilierten Texte gedruckt sind, Auflösungen der schwierigeren Stücke und Angaben über die Zeit der Niederschriften. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieses Buch sehr gut bei akademischen Vorlesungen und Übungen benutzt werden kann. Insofern bildet es ein Seitenstück zu den von Hans Lietzmann in demselben Verlage herausgegebenen Kleinen Texten für theologische und philologische Vorlesungen und Übungen. Bei einer zweiten Auflage wird sich eine größere Rücksichtnahme auf das Selbststudium empfehlen. Nicht in jeder Gymnasialbibliothek sind die gedruckten Texte zu den Facsimiles vorhanden. Wie zeitraubend und unverhältnismäßig kostspielig der Bezug von Büchern aus fernen Bibliotheken für wissenschaftliche Studien ist, weiß jeder, der, wie Referent, Jahrzehnte an Gymnasien einer Provinz gewirkt hat. Deshalb ist für die Zukunft zu raten, auch von den leichter zu lesenden Stücken wenigstens teilweise Transskriptionen mit abzudrucken. Mit Rücksicht auf das Selbststudium ist ferner zu wünschen, daß auf Einzelheiten der Schrift, namentlich auf solche, welche das Alter der Vorlage zu bestimmen geeignet sind, hingewiesen wird, wie dies für die lateinische Paläographie Tangl und Steffens in ihren Tafelwerken in mustergiltiger Weise bereits getan haben.

Dresden. Eduard Heydenreich.

---

Schenk-Koch, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, gemeinsam für alle Schularten neu bearbeitet von Julius Koch. Leipzig 1909, B. G. Teubner.
Teil II: Quinta: Erzählungen aus den Sagen des klassischen Altertums sowie aus der ältesten Geschichte der Griechen und Römer. Vierte Auflage. VI und 63 S. 8. geb. 0,80 ℳ.
Teil VI: Untersekunda: Vom Regierungsantritt Friedrichs des Gr. bis zur Gegenwart. Dritte Auflage. IV u. 147 S. 8. geb. 1,80 ℳ.
Teil IX: Oberprima: Vom westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. Zweite Auflage. VIII u. 334 S. 8. geb. 3 ℳ.

Seit meinem letzten Berichte sind drei neue Bände des gediegenen Lehrbuches erschienen; ein einziger fehlt noch: der für Unterprima. Man muß dem Fleiß und der Schaffenskraft des Bearbeiters Anerkennung zollen; er erreicht sein Ziel schneller, als vorauszusehen war. Denn zwei dieser Teile sind Neuschaffungen: nur das Quintabuch hat die Vorlage benutzt, übrigens ohne organische Änderungen vorzunehmen. Hier genügte es, den von Pomtow ursprünglich recht sorgfältig gewählten Stoff durch eine mythologische Orientierung zu ergänzen und die glättende Feile an den Einzelausdruck zu legen: das Büchlein hat sich bereits bewährt; zu wünschen wäre höchstens die Beifügung von Abbildungen; man verlasse sich nicht zu sehr auf den Anschauungsapparat der Schulen und namentlich auch nicht auf seine eifrige Benutzung.

Die beiden Teile für Untersekunda und Oberprima stimmen in wichtigen Partien fast wörtlich überein; offenbar ist der umfangreiche Oberprimateil zuerst entstanden und nachher zusammengestrichen worden, wobei dann freilich auch ganze Entwickelungsreihen, die keine derartige Kürzung stilistisch oder sachlich vertrugen, neu gefaßt wurden. Ich gestehe, daß diese wörtliche Übereinstimmung mich zunächst befremdete; schließlich habe ich mich doch mit ihr befreunden können, ja sehe wertvolle Hilfen für Repetion und feste Gesamtanschauung darin. Untersekundaner sind keine Kinder mehr und wer aus dieser Klasse ins Leben tritt — und das sind fast zwei Drittel des Bestandes — darf froh sein, einen Hauch wissenschaftlichen Geistes in seinem Geschichtsbuch verspürt zu haben; er wird, zumal wenn eine lebendig frische und reife Lehrerpersönlichkeit ihm das tiefere Verständnis durch Wirkung von Mensch zu Mensch nahe gebracht hat, die Gegenwart ganz anders begreifen und an ihren Kulturaufgaben später mit größerem Ernste und weiterem Blick mitarbeiten, als wenn ihm — um die entgegengesetzten Extreme zu nennen — nur äußerlicher Wissensstoff oder eine mit Chauvinismus und Hurrapatriotismus durchtränkte, der Legende sich nähernde Darstellung geboten wäre. Besucht er aber die Schule weiter, so werden die Früchte des Sekundaunterrichts erst recht reifen, wenn Boden und Klima sich gleichen und das Reis nur auf edleren stärkeren Stamm gepfropft ist, d. h. wenn die Gesamtanschauung nicht umgemodelt, sondern nur vertieft und

erweitert zu werden braucht und ein im Wichtigsten bekannter Text alte Erinnerungen weckt und festhält. So ist es nur zu billigen, daß schon der Sekundaner auf eine hohe Warte gestellt und durch den ganzen Ton der Darstellung davon durchdrungen wird, daß der Staat nichts anderes ist als organisierte Macht, die aus ihrem Wesen heraus nach Erweiterung streben, dabei aber auf Widerstände stoßen muß, deren Ausgleich dann von der moralischen Energie der Staatenindividuen abhängt, daß also innere und äußere Politik untrennbar mit einander verknüpft und alle Kulturfaktoren zugleich politisch bedingt sind und politisch wirken. Ein staatsbürgerliches Verantwortlichkeitsgefühl, ein Wollen zum Guten, ein Sinn für das wahrhaft Nationale — und auch ein Verstehen des Gegners, ein Würdigen des rein Menschlichen wird durch diesen wissenschaftlichen Geist groß gezogen; ein so geleiteter Geschichtsunterricht tut kulturelle Arbeit, indem er Kräfte für die Zukunft entbindet. Und dabei schadet es gar nichts, wenn, um Einzelheiten von Objektivität anzuführen, etwa die juristischen Ansprüche Friedrichs des Gr. auf Schlesien weniger hervorgehoben werden, dafür aber die allgemeine Weltlage, das preußische Staatsinteresse und der persönliche Ehrgeiz des Königs — oder wenn die Untauglichkeit Friedrich Wilhelms III. bei aller Hervorhebung seiner persönlichen Tugenden nicht verschleiert, dagegen Napoleons geniale Begabung anerkannt wird. Sehr angenehm berührt es, daß trotz dieser Wissenschaftlichkeit der Fassungskraft des Sekundaners nicht zu viel zugemutet wird und jede Trockenheit des Tones vermieden ist; so fein pointiert der Ausdruck ist, so allgemeinverständlich ist er auch. Wie ruhig und ernst die Stimmung bleibt, wie klar und scharf gruppiert der Stoff auch sich gibt, — nirgends vermißt man Wärme und Innerlichkeit: das Buch atmet Leben.

Mit dem Gesagten ist schon ein gut Teil des Oberprimabuches charakterisiert; die wissenschaftliche Haltung dieses Bandes spricht sich schon in der Tatsache aus, daß der Verfasser ihn keinem Geringeren als Max Lenz widmen durfte. Wie oft hat man die Klage hören müssen, daß von der Zunft längst anerkannte Wahrheiten ihren Weg nicht in die Schulbücher finden wollen, und mancher Gelehrte, der ein Primanerbuch in die Hand bekam, hat es mit Lächeln oder auch mit geheimem Ärger bei Seite gelegt. Nun ist freilich, wie in der Mode und Politik, so auch in Fragen der Wissenschaft keineswegs das Neueste immer das Beste: auch hat im Schulbetrieb aus guten Gründen selbst eine erschütterte Tradition den Vorzug vor der Hypothese, — wenigstens in historischen Dingen. So würde kein vorsichtiger und gewissenhafter Lehrer sich erlauben, Lamprechtsche Geschichtskonstruktionen und Persönlichkeitsbewertungen zur Grundlage des Unterrichts oder etwa die Troeltschschen übertreibenden Ansichten über das Mittelalterliche in Luther und dem Reforma-

tionswerk sich zu eigen zu machen, oder die Lehmann-Delbrücksche Auffassung von Friedrich dem Großen und dem Ursprung des Siebenjährigen Krieges anders als in kritischer Beleuchtung darzubieten, oder endlich gar Breysigs zuweilen blendende, stets aber unklare und oft nicht einmal halbwahre Gedankengänge und Parallelen vorzutragen. Sicherlich muß ein consensus virorum doctorum vorhanden sein, ehe neue Anschauungen ihren Weg in die Schulbücher finden dürfen. Aber was nun einmal als Gemeingut der gelehrten Welt gilt, das soll dem Schüler der obersten Klasse, wenn es in seinen Gesichtskreis gehört, nicht vorenthalten werden. In diesem Sinne ist der Oberprimateil des Kochschen Lehrbuches bearbeitet. Der Verfasser erscheint durchweg auf der Höhe der modernen Forschung; er hat offenbar außerordentlich viel und mit gesundem Urteil gelesen: er hat das unbedingte Wollen, ein historisch begründetes Verständnis für die Fragen der Gegenwart und jenen lebendigen kritischen Sinn zu wecken, der, auf Streben nach Erkenntnis fußend, weiterzubauen und seit Jahrhunderten erkennbare Linien fortzuführen entschlossen ist. Indem so Fehler vergangener Zeit und auch Hemmnisse, die in Persönlichkeiten lagen, ruhig und schlicht nach dem Stande der Wissenschaft ebenso dargelegt werden, wie der große Zug fortschreitender politischer, sozialer, geistiger und kultureller Entwicklung, treten die weltgeschichtlichen Zusammenhänge und die leitenden Ideen, gestützt durch eine musterhafte Disposition und klare Sprache, hellbeleuchtet in den Vordergrund, und es wird ein politischer Idealismus zwischen den Zeilen gepredigt, der die jungen Staatsbürger aus der Schulstube in das Leben geleiten soll. Gerade auch aus diesem Gesichtspunkte heraus ist es nur mit Freude zu begrüßen, daß viel des Stoffes geboten wird; es ist nur zu wünschen, daß auch der Student noch oft zu dem Buche greift und daß es auch weiteren Kreisen nahe käme. Der Lehrer wird freilich nicht alles durchnehmen können, sondern manches der häuslichen Lektüre und der Wiedergabe durch kurzen Vortrag überlassen müssen; er wird aber dadurch auch zu gunsten der unvermeidlichen Repetitionen entlastet werden. Er wird auch im einzelnen hier und da abweichen dürfen von Auswahl und Urteil; im ganzen wird er aus methodischen Gründen nicht von der straffen Einteilung, aus ethisch-politischen nicht von dem Tone lassen dürfen, wenn er festes und reiches Wissen mit wahrhaft staatsbürgerlicher, nationaler und allgemein menschlicher Erziehung bei seinen Schülern vereinigen will. Sein lebendiger Vortrag, seine eigene fortreißende Persönlichkeit wird und soll sich natürlich auch nicht durch dieses Lehrbuch ausschalten lassen, aber seine Arbeit wird leichter sein und eher die gewünschten Kräfte zeitigen, wenn er einen so zuverlässigen Helfer, einen nicht nur reproduktiven, sondern auch gestaltenden Historiker, einen nach den höchsten Wertmaßstäben ringenden Geist sich zur Seite weiß.

Damit sei dieser Band allen denen zur Beachtung empfohlen, denen die historische Bildung unserer Primaner am Herzen liegt.

Berlin. A. Reimann.

---

E. Siecke, Götterattribute und sogenannte Symbole, nebst Abhandlungen: 1) Über die mythologischen Anschauungen der Litauer (Letten), 2) Über die Naturgrundlage der römischen (altitalischen) Religion. Mit 20 Zeichnungen von Franz Stassen. Jena 1909, Verlag von Hermann Costenoble. 313 S. 8. 10 *M*.

Die neusten Schriften des bekannten Berliner Mythologen Ernst Siecke haben in letzter Zeit manchen Widerspruch erregt, ohne doch ihn selbst oder die Schar seiner Anhänger und Schüler beirren zu können. Die Grundidee darf als bekannt vorausgesetzt werden, es ist immer die unanfechtbare Anschauung, daß der Kern der Mythen nicht in abstrakten Vorstellungen, sondern in der konkreten Anschauung zu suchen sei, daß es vor allem himmlische Vorgänge seien, die in ihnen zum Vorschein kommen. Seit Jahren betonte Siecke diesen Standpunkt, der später auch von Winckler, Jeremias, Stucken u. a. vertreten wurde und immer zahlreicheren Anhang fand. Von den Genannten weicht er hauptsächlich darin ab, daß er den Hauptanteil an den mythenbildenden Gestirnen dem Mond zuschreibt. Ihn findet er in den Märchen der Letten, ihn in den Sagen von Jupiter, Mars, Saturnus und anderer italischer Gottheiten. Er liegt hier besonders mit Wissowa im Kampf, der seine römische Religion ja ganz ohne Rücksicht auf die Religionsverhältnisse der Grenzländer als in sich geschlossenes Ganze betrachtet. Ist es nun schon an sich bedenklich, gerade bei römischer Kultur den fremden Einfluß einzuschränken, wenn auch die griechischen Entlehnungen gebucht werden, so bietet z. B. gerade Mars so viele Entsprechungen zu dem altorientalischen Jahresgott, daß hier am wenigsten Zweifel an der Beeinflussung statthaben können. — Nach einer allgemein orientierenden Einleitung wendet der Verf. sich zunächst den mythologischen Anschauungen der Litauer zu und weist in ihren Volksliedern und Sagen eine überraschende Menge von astralmythologischen Zügen nach, von Mond- und Sonnensagen, die eine andere als die von ihm gegebene Deutung schlechterdings nicht zulassen. Ferner wird die Naturgrundlage der römischen oder altitalischen Religion untersucht (S. 50 ff.). Er faßt S. 118 zusammen: „Fast aller Kultus bei den Italikern geht auf Mondkultus und damit bis zu einem gewissen Grade untrennbar verbundenen, sodann noch durch äußere Einflüsse beförderten Sonnenkultus zurück und ruht somit auf dem Grunde uralter arischer Anschauungen und Religionsübungen". Der zweite Teil des Werkes „Sachbilder" behandelt die einzelnen Attribute der Götter. Einleitend wird betont, daß die meisten Gegenstände, welche die Götter als Beigaben führen, nicht eigentlich Symbole sind, „sondern ursprüngliche Formen dieser Götter

selbst". Boot und Sichel etwa sind dem Mond nicht beigegeben, um den Glauben an das von ihm Erzählte zu erleichtern, sondern die Mondgöttin hat selbst ein goldnes Boot, Saturn ist selber die goldne Sichel am Himmel. Die Sachbilder selbst sind dann folgende: Antlitz, Apfel, Auge, Axt, Ball, Becher, Bogen, Boot, Dreizack, Ei, Fackel, Feder, Flügel, abgetrennte Gliedmaßen, Gürtel, Haut, Halm, Horn, Lanze, Leier, Mond, Muffel, Panzer, Rad, Ring, Schild, Schleier, Schmuck, Schwert, Sichel, Stab, Zahn, Zunge. Man muß Sieckes Belesenheit auf diesem Gebiet besitzen, um die Richtigkeit seiner Aufstellungen würdigen zu können. Für viele der genannten Sachbilder wird man ohne weiteres das Zutreffende der Anwendung zugeben; wo man zweifelt, ist man jedenfalls durch die Fülle des hereingebrachten Materials für die Mühe des Nachprüfens reich belohnt. Über Einzelheiten zu rechten, ist billig, würde hier auch zu weit führen. Das Werk ist für den Mythologen einfach unentbehrlich und stellt schon einen Teil dessen dar, was der Verf. herbeisehnt und eigentlich selbst ausführen möchte, nur Grammatik der Mythologie. Eine imponierende Summe von Arbeit und Gelehrsamkeit spricht wieder aus dem Buch, und der ausführliche Index macht die Brauchbarkeit des vortrefflichen Werkes noch größer. Möge der tapfere Forscher unbeirrt durch manchen Widerspruch seinem Ziel nachstreben und für die Mythenforschung wie bisher klärend und deutend fortwirken. — Die Zeichnungen von Stassen sind dem Inhalt geistvoll angefügt und erfreuen durch ihre reine Schönheit.

Berlin. C. Fries.

---

Wilhelm Sievers, Allgemeine Länderkunde. Kleine Ausgabe, Band 2. Mit 11 Textkarten, 16 Profilen im Text, 21 Kartenbeilagen, 1 Tabelle und 15 Tafeln im Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Leipzig und Wien 1907, Bibliographisches Institut. VIII u. 450 S. 8. geb. 10 M.

Was über den ersten Band der „Kleinen Ausgabe" bereits geurteilt wurde (62. Jahrg. S. 53 f., 63. Jahrg. S. 535 f.), ist auch für den zweiten Band gültig. Es handelt sich nicht um einen bloßen Auszug aus den drei Bänden Afrika, Asien, Australien und Ozeanien der „Großen Ausgabe", sondern das Werk stellt eine kürzere selbständige Neubearbeitung dar. Daß in dieser die statistischen Angaben im Text, die übrigens auf den neueren Stand gebracht wurden, einen verhältnismäßig breiteren Raum einnehmen als in dem großen Werk, ist wohl selbstverständlich. Der Lesbarkeit des Buches tut dieser Umstand indes wenig Abbruch.

Der Bilderschmuck des Buches ist weit künstlerischer ausgeführt als der in der „Großen Ausgabe". — Die nach Photographien auf Kunstpapier ausgeführten Schwarzdrucke sind ebenso charakteristisch wie teilweise vorzüglich ausgeführt. Besonders die Wiedergabe von Photographien Futterers, Hans Meyers, Merzbachers u. a. sind sehr instruktiv und dankbar zu begrüßen. Die

Holzschnitte, die sehr in die Minderzahl gerückt sind, fallen dagegen in ihrer Wirkung beträchtlich ab.

Das Kompendium empfiehlt sich ebenso sehr wegen seiner Zuverlässigkeit wie seines billigen Preises zur Einverleibung in die geographische Hausbibliothek.

Hannover. A. Rohrmann.

---

Hermann Degel, Hilfsbuch für den erdkundlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Bamberg 1910, C. C. Buchner. IV u. 126 S. 8. geb. 2,20 *M.*

Ein Hilfsbuch nicht etwa für den Schüler, sondern für den Lehrer will das vorliegende Werk sein und zwar „in erster Linie für jene Lehrer höherer Schulen, denen die Muße fehlt, umfängliche Methodiken und Bibliographien durchzuarbeiten". Es bietet in seinem ersten Teile auf S. 1—46 ein kurzes Nachschlagewerk der Methodik in der Weise, daß alle Fragen 1. über den Stoff und seine Ordnung, 2. über das Lehrverfahren, 3. über Hilfsmittel kurz und klar zusammengefaßt und erörtert werden. Scharf und bestimmt wird das Wichtige, das wirklich Wertvolle aus den Werken der Methodiker hervorgehoben und dabei möglichst objektiv verfahren; doch scheut sich der Verfasser keineswegs hier und da seine etwa abweichende Meinung ebenso bestimmt auszusprechen. Die so gewonnenen Sätze finden eine gewisse Begründung, indem in Abschnitten, die in kleinerer Schrift gedruckt sind, die Ansichten der verschiedenen Methodiker nach ihrem Hauptinhalt kurz zusammengefaßt und neben einander gestellt werden. — Der zweite umfangreichere Teil enthält auf S. 46—126 in sieben Haupt- und 54 Unterabteilungen eine Aufzählung der erdkundlichen Literatur, wobei aber Schulbücher, Atlanten, sowie allzu entlegene Spezialarbeiten ausgeschlossen sind; bei der länderkundlichen Literatur sind mit Recht nur die neueren Werke berücksichtigt. Das Verzeichnis ist sehr reichhaltig, und es wäre unbillig, mit dem Verf. zu rechten, daß etwa hier oder da ein vielleicht schon älteres, aber noch recht brauchbares Werk nicht aufgenommen ist. Nur ein Buch habe ich vermißt: H. Meyer, Deutsches Volkstum, dessen von Kirchhoff geschriebener Abschnitt über die deutschen Stämme auch reiferen Schülern wohl empfohlen werden kann. Manche Werke werden natürlich zwei oder mehrere Male angeführt, erst im allgemeinen dann im besonderen Teile. Da ist mir u. a. aufgefallen, daß S. 94 unter Südeuropa wohl Fischer, Mittelmeerbilder, das S. 74 schon erwähnt ist, noch einmal genannt wird, nicht aber desselben Verfassers Darstellung der südeuropäischen Halbinseln in Kirchhoffs Länderkunde von Europa, die S. 77 unter den zusammenfassenden Werken über Länderkunde von Europa natürlich nicht fehlt. Die wiederholte Aufführung gerade eines solchen Werkes

hätte auch aus Rücksicht auf Platz nicht unterbleiben sollen. — Zwischen den einzelnen Abteilungen sollte etwas freier Raum — eine halbe Seite, hier mehr, da weniger — gelassen werden, um neu erscheinende Werke nachtragen zu können.

Die angeführten Bücher zerfallen in jedem Abschnitte noch in zwei Gruppen, indem unter L die für das Studium des Lehrers bestimmten, unter S die für reifere Schüler und Schülerbüchereien geeigneten genannt werden. Ich möchte dem Verf. raten, bei einer Neuauflage seines verdienstlichen Werkes diese Scheidung in Wegfall kommen zu lassen und die auch für Schüler geeigneten Bücher nur durch ein vorgesetztes Zeichen zu unterscheiden, wie das jetzt schon mit dem besonders empfehlenswerten bezw. vorwiegend für Mädchenschulen geeigneten geschehen ist. Denn welche Bücher dieser oder jener Abteilung zuzuweisen sind, ist in recht vielen Fällen schwer zu entscheiden, was z. B. gleich daraus hervorgeht, daß manche Bücher einmal unter L, ein ander Mal unter S angeführt sind: z. B. S. 77 steht Philippson, Mittelmeergebiet unter L, S 96 unter S. Und das ist insofern ganz richtig, als dies Buch für den Lehrer unentbehrlich ist, recht gut aber auch reiferen Schülern empfohlen werden kann. Ferner findet sich unter S z. B. S. 60 Meyer, Weltgebäude; S. 63 Neumayer, Erdgeschichte; S. 67 Kerner von Marilaun, Pflanzenleben, während andrerseits die Bändchen der Göschenschen Sammlung und die der Teubnerschen Sammlung aus Natur und Geisteswelt meist unter L aufgeführt werden. Nun sind die Bändchen dieser beiden Sammlungen in ihrer Mehrzahl unbedingt so gearbeitet, daß sie auch dem Lehrer zu seiner Unterweisung empfohlen werden können, und doch würde ich sie, wenn einmal die Scheidung unter L und S vorgenommen werden soll, eher als die genannten umfangreichen Werke unter S. aufführen, die zu lesen es dem Schüler schon an Zeit fehlt. Auch kann der angehende Lehrer durch solche Scheidung leicht irregeführt werden, daß er die Meinung gewinnt, die unter S angeführten Werke seien für ihn nicht geeignet, was doch z. B. bei den eben genannten durchaus nicht zutrifft.

Wenn ich also über die Einteilung der verzeichneten Bücher unter L und S vielfach anderer Ansicht bin als der Verf., so kann dadurch natürlich mein Gesamturteil über sein Werk nicht beeinflußt werden. Ich halte sein Buch für sehr brauchbar und empfehlenswert, und zwar nicht nur für den angehenden Lehrer der Erdkunde, sondern auch für den älteren und erfahrenen, da es über alle Fragen der Methodik schnell und zuverlässig Auskunft erteilt. Vor allem aber ist es den leider noch immer so zahlreichen Lehrern dringend zu empfehlen, die in Erdkunde unterrichten müssen, ohne daß ihr Urteil über diesen Gegenstand und seine unterrichtliche Behandlung durch irgendwelche Sachkenntnis getrübt wäre. Auf jedem Lehrerzimmer sollte das Buch

ausliegen und von allen Lehrern, die in Erdkunde unterrichten, sollte namentlich sein erster Teil fleißig eingesehen und die darin enthaltenen Vorschriften auch befolgt werden, dann würde wenigstens etwas Einheitlichkeit in den erdkundlichen Unterricht kommen, der jetzt an vielen Anstalten völlig unfruchtbar ist, weil in jeder Klasse ein anderer Lehrer darin unterrichtet und natürlich nach anderer Methode, d. h. vielfach nach gar keiner.

Treptow-Rega. K. Schlemmer.

---

Priene. Nach den Ausgrabungen der K. Preuß. Museen 1895—1898. Rekonstruiert von Ad. Zippelius. Aquarelliert von E. Wolfsfeld. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 7 ℳ.

Als Anschauungsmittel für den Unterricht gedacht, soll vorliegende Rekonstruktion — Bildgröße 54 × 60 cm — den Schülern ein „farbenreiches Bild der lebensprühenden, sonnigen Art eines echt griechischen Gemeinwesens“ vermitteln.

Regelmäßig, wie mit dem Lineal angelegt, breitet sich das Gesamtbild vor uns aus: die in Terrassen zur Ebene abfallende Stadt, von ihrer Akropolis überragt und mit dieser durch eine steile Felsentreppe verbunden; das Ganze von dem Mauerring umschlossen, in den drei Tore: das West-, das Ost- und das Südosttor eingelassen sind; hoch am Burgberg, unweit des Demeterheiligtums, das Klärbassin der Wasserleitung. — Aus dem Gewirr der Straßen und Gassen, deren Privathäuser, wie in Pompeji, nicht durch Fenster, sondern durch Innenhöfe ihr Licht empfangen, heben sich, dem Auge des Beschauers deutlich erkennbar, die öffentlichen Gebäude der Stadt ab: der Markt, das Herz der Stadt, von Säulenhallen umschlossen, der theaterähnliche Bau des Rathauses mit dem Prytaneion, der stattliche Tempel der Athena Polias, an den Rücken des Burgfelsens gelehnt, das Theater, „ein rechtes Schmuckkästchen“, auf der untersten Terrasse das sog. untere Gymnasium, von Wandelhalle und Unterrichtsräumen umgeben, und, tiefer liegend, das Stadion mit der gut erhaltenen „Startmaschine“. Fürwahr, ein Stadtbild von eigenartiger Anmut und Vielseitigkeit!

Der zuverlässigste Führer durch Priene ist Th. Wiegand selbst, der in seinem „Begleitwort“ das Gesamtergebnis der Ausgrabungen in anschaulicher Darstellung vorgelegt hat. Auch E. Ziebarth bietet in seinen „Kulturbildern aus griechischen Städten“ dem Altertumsfreunde nach dieser Seite hin reiche Belehrung.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

---

O. Nitsche, Der arithmetische Lehrgang in symmetrischem Aufbau. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 50 S. 8. 1 ℳ.

Bei seinem Unterricht hat der Verf. beobachtet, daß tüchtige Schüler der oberen Klassen oft gegen die einfachsten arithmetischen Sätze verstoßen; trotzdem sie auf jeder Stufe den arithmetischen

Lehrstoff leicht in sich aufgenommen hätten, sei es ihnen nicht gelungen, in dem scheinbar verwickelten Geflecht von Regeln den leitenden Faden zu finden, geschweige denn einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus sich das ganze Gebäude in seiner harmonischen Einheitlichkeit durchblicken läßt. Der Verf. gibt daher in dem vorliegenden Buche eine streng stufenmäßige Darstellung des Lehrganges, die neben einer Aufgabensammlung dem Unterrichte in der Arithmetik zugrunde gelegt werden sollte. Es ist meiner Ansicht nach dem Verf. die Lösung seiner Aufgabe durchaus gelungen: die Ordnung in der Aufeinanderfolge der Lehrsätze wird es in der Tat dem Schüler leicht machen, den Aufbau des Systems in seiner harmonischen Einheitlichkeit zu erkennen und daraus Nutzen zu ziehen. Vermißt habe ich in dieser Darstellung die doch auch sehr notwendigen Sätze über die Addition, die Subtraktion usw. von Potenzen mit von einander verschiedenen Grundzahlen und Exponenten und ebenso von Wurzeln mit verschiedenen Radikanden und Wurzelexponenten, auch die Behandlung der Logarithmen finde ich etwas dürftig. Bei den sich ergebenden Sätzen will der Verf. Hervorhebung der Hauptsache; das ist ganz richtig, es darf doch aber darunter die Korrektheit nicht leiden: er sagt z. B. „man dividiert Potenzen gleicher Grundzahlen durcheinander, indem man den Exponenten des Zählers um den des Nenners vermindert"; abgesehen davon, daß man nicht Zahlen durch einander, sondern die eine durch die andere dividiert, da doch die Reihenfolge nicht gleichgültig ist, vermisse ich in dem Satze die Hervorhebung des Umstandes, daß der Quotient wieder eine Potenz ist. Das ist doch eine Hauptsache, die hervorzuheben ist. Solche Inkorrektheiten sind ja aber leicht zu beseitigen. Im übrigen wird man manchen wertvollen Fingerzeig für die Behandlung der Spezies im Unterricht in diesem Büchlein finden.

Berlin. A. Kallius.

---

1) Grünbergs Hauslehrer für die oberen Klassen der Mittelschulen. I. Serie: Mathematik, sechster Band: Trigonometrie. Laibach 1910, Ig. v. Kleinmayr u. Fed. Bamberg. II u. 242 S. 8. geb. 3,80 *K*.

Grünbergs Hauslehrer ist, wie es im Vorwort heißt, dem bislang schmerzlich empfundenen Bedürfnis der österreichischen Mittelschüler nach einem bewährten Hauslehrer entsprungen, der sie durch alle Klippen der Mathematik sicher und so mühelos, als nur irgend möglich, führe. Diesem Bedürfnis glaubt der Verfasser mit seinem Werk dadurch zu genügen, daß er in ihm die theoretischen Entwickelungen bei strenger Wissenschaftlichkeit in so ausführlicher, eindringlicher und leicht verständlicher Weise vorträgt, wie es sonst nur dem mündlichen Unterricht eigen ist, und sich bei der Behandlung von Aufgaben nicht beschränkt auf kurze

Angaben über den Gang der Lösung, sondern die Lösung selbst in voller Ausführlichkeit und Gründlichkeit bringt.

Das Buch zerfällt in zwei Teile, in die Goniometrie und die ebene Trigonometrie.

Der Gang der Entwickelung ist in beiden Teilen der in den gebräuchlichen Lehrbüchern übliche. Die goniometrischen Funktionen werden zuerst unter Anknüpfung an die Ähnlichkeit der Dreiecke am rechtwinkligen Dreieck definiert und später durch Darstellung am Einheitskreis für beliebige Winkel erklärt. Für die Ableitung der Formeln wird teils das rein rechnerische, teils das geometrische Verfahren gewählt. Durch zahlreiche Aufgaben, die sich an jede größere Formelgruppe anschließen, ist dafür gesorgt, daß die abgeleiteten Formeln verarbeitet und eingeprägt werden. Die Behandlung der goniometrischen Gleichungen wird an 40 Gleichungen mit einer Unbekannten und 29 Gleichungen mit zwei und mehreren Unbekannten geübt.

Im trigonometrischen Teil werden zuerst die zur Auflösung des rechtwinkligen und gleichschenkligen Dreiecks nötigen Formeln abgeleitet und dann an zahlreichen Aufgaben eingeübt. In derselben Reihenfolge wird das schiefwinklige Dreieck behandelt. Benutzt wird bei der Berechnung des Dreiecks aus mittelbaren Bestimmungsstücken nur die analytische Methode; die Anwendungen der Trigonometrie auf Feldmeßkunst, Nautik und andere Gebiete sind fast gar nicht berücksichtigt.

Das Buch ist mit großem Fleiß abgefaßt, Fehler und Ungenauigkeiten sind mir überhaupt nicht aufgefallen. Der Ausdruck ist korrekt und die Darstellung durchweg einfach und leicht verständlich. Zu wünschen ist dem Buche jedoch eine viel größere Übersichtlichkeit, die sich teils durch eine schärfere, auch äußerlich wirksame Gliederung des Stoffes, teils durch Benutzung verschiedenen Druckes leicht erzielen läßt. Brauchbarer würde das Buch auch dadurch werden, wenn von der Fülle des Stoffes der gedächtnismäßig festzuhaltende Teil auch äußerlich als solcher gekennzeichnet und von den Formeln die wichtigsten noch besonders zusammengestellt wären. Dies wird sich um so mehr empfehlen als das Buch, besonders im goniometrischen Teil, manches bringt, was für den Schüler von geringer Bedeutung ist. Überhaupt dürfte im goniometrischen Teil wohl an einigen Stellen gekürzt, dagegen im trigonometrischen Teil auch an einzelnen Aufgaben die synthetische Methode geübt und den Anwendungen eine größere Berücksichtigung zu teil werden können.

Alles in allem kann das Buch als ein brauchbares bezeichnet werden, das sowohl dem Schüler einer höheren Lehranstalt, sowie besonders demjenigen, der sich durch Selbstunterricht in die Trigonometrie einarbeiten will, gute Dienste leisten kann.

2) Handel, Einführung in die Differential- und Integralrechnung. Mit Übungsaufgaben. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten. Mit 64 in den Text gedruckten Figuren. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. II u. 116 S. 8. kart. 2 ℳ.

Der mathematische Unterricht muß mehr, als bisher geschehen ist, bezug nehmen auf die allgemeine Geistesbildung des Schülers, er muß mehr als bisher unter Verzicht auf einseitige und praktisch unwichtige Spezialkenntnisse darauf hinarbeiten, die Fähigkeit zur mathematischen Betrachtung der Erscheinungen der Kultur- und Naturwelt zu wecken und zu entwickeln. Das ist der Grundgedanke der vornehmlich durch die Bemühungen des Herrn Professor Klein in Fluß gekommenen Reformbewegung auf dem Gebiet des mathematischen Unterrichts. Unter denjenigen Forderungen, die aus diesem Gedanken für eine Umgestaltung des mathematischen Unterrichtsbetriebes an höheren Schulen erhoben werden, steht an erster Stelle diejenige der Erziehung zur Gewohnheit des funktionalen Denkens. Eine Erweiterung dieser Forderung stellt dann diejenige dar, die Betrachtung der funktionalen Verknüpfung auf der Oberstufe zu krönen durch die Einführung in die Grundbegriffe der vor allem für die Behandlung von Problemen der Naturwissenschaften so wichtigen Infinitesimalrechnung.

Zur Klärung der Frage nun, inwieweit dieser Zweig der Mathematik in den Schulbetrieb der höheren Lehranstalten eingeführt werden kann, will das vorliegende Buch, das hervorgegangen ist aus dem Unterricht in der Prima eines Realgymnasiums, einen Beitrag liefern und will für weitere Versuche in dieser Richtung einen Anhalt bieten.

Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte.

Der erste Abschnitt beginnt mit einer kurzen Zusammenfassung des schon in früheren Klassen über Funktionen und ihre Darstellung gelegentlich dargebotenen Stoffes und behandelt dann in systematischer Weise die Darstellung von algebraischen und transzendenten Funktionen, die elementare Bestimmung größter und kleinster Werte, Grenzwerte, sowie Flächen und Raumberechnungen durch Grenzbetrachtungen. Nachdem auf diese Weise das Verständnis hinreichend vorbereitet ist, beginnt im zweiten Abschnitt die Differentialrechnung. Eingeführt wird der Begriff des Differentialquotienten in der bekannten geometrischen Weise, hinterher wird er dann auch arithmetisch festgelegt. Nachdem für mehrere algebraische Funktionen der Differentialquotient bestimmt, einige allgemeine Differentialregeln abgeleitet und die geometrische Bedeutung der zweiten Ableitung gezeigt ist, werden die gewonnenen Resultate zur Bestimmung von größten und kleinsten Werten in Aufgaben aus Geometrie und Physik sowie zur Berechnung von Tangenten- und Normalengleichungen benutzt. Der Differentiation von goniometrischen und zyklometrischen

Funktionen folgen Anwendungen auf Geometrie und Physik. Der den unendlichen Reihen gewidmete dritte Abschnitt bringt nach Feststellung von Konvergenz- und Divergenzbedingungen die Ableitung des binomischen Satzes mit Hilfe der Differentialrechnung, die Differentiation der Funktionen lx und $e^x$ und die Entwickelung der logarithmischen, der arctg- und der Mac Laurinschen Reihe, sowie der Exponential- Sinus- und Kosinusreihe. Der vierte Abschnitt behandelt die Integralrechnung. Die Integration wird eingeführt als Umkehrungsaufgabe der Differentiation. Nachdem das bestimmte Intrgral eingeführt und seine Bedeutung klar gemacht ist, werden mit Hilfe dessen einige Flächen- und Raumberechnungen ausgeführt. Den Abschluß bildet die Integration durch Einführung einer neuen Veränderlichen und Anwendungen auf Aufgaben aus der Mechanik, über Berechnung von Bogen und von krummen Oberflächen an Drehkörpern. Der fünfte Abschnitt bringt in 179 Aufgaben, die dem Lehrgang der vier ersten Abschnitte entsprechend geordnet sind, ausreichenden Übungsstoff.

Die Anordnung des Stoffes läßt überall den geschickten und erfahrenen Schulmann erkennen. Das Buch ist mit großer Sorgfalt redigiert und korrigiert; nur wenige Ungenauigkeiten und Druckfehler sind mir aufgefallen. Auf S. 8 würde es genauer heißen: „Ein Winkel kann in zweierlei Art ausgedrückt werden, erstens in Graden, zweitens durch die Länge des Kreisbogens, der zum gegebenen Winkel als Zentriwinkel des Einheitskreises gehört". Auf Seite 20 Nr. 5 muß es heißen „$y_1 = 2x_1^2 - 5$", und statt 8, 1 muß es einige Zeilen später 8, 2 heißen. S. 48 § 21 ist zu setzen: Die Krümmung eines Kreises ist um so stärker, je **kleiner** sein Halbmesser r ist. Auf S. 59 unten ist zu setzen $n(n-1)(1+x)^{n-2} = 2c + 2 \cdot 3dx + \ldots$ und $n(n-1)(n-2)(1+x)^{n-3} = 2 \cdot 3d + \ldots$ und auf S. 50 oben ist zu setzen $a = 1$. Die Darstellung ist durchweg knapp und klar, die Beweisführung leicht verständlich.

Nach dem Gesagten kann der in diesem Buche unternommene Versuch, die Anfangsgründe der Infinitesimalrechnung in einer für die höhere Schule brauchbaren Form darzustellen, als gelungen bezeichnet werden und das Buch deshalb allen Fachkollegen bestens empfohlen werden.

**Belgard.** **Albert Salow.**

---

**Ernst Weber, Die Technik des Tafelzeichnens.** Mit 6 Illustrationen im Text und 40 Tafeln. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. XII u. 56 S. 8. 6 *M.*

Wer seit etwa 10 bis 15 Jahren die Literatur für Zeichnen und Zeichenunterricht aufmerksam verfolgt hat, wird immer wieder über die große Menge der erschienenen Bücher, Broschüren, An-

leitungen und Aufsätzen in Zeitschriften erstaunt gewesen sein, die das Zeichenfach behandelten. Allerdings fand der Leser selten wirklich neue Gesichtspunkte, d. h. Leitsätze, die auf eigenen Forschungen beruhten. Die meisten der erwähnten Arbeiten beziehen sich auf Zwecke und Ziele des Zeichenunterrichts, methodische Erörterungen, die Behandlung von Einzelfragen die zu zeichnenden Stoffe betreffend usw. Selten fand man eine tiefer gehende psychologische Arbeit, welche den zeichnerischen Akt als solchen unabhängig von jeweiligen behördlichen Bestimmungen und Lehrplänen behandelte.

Unter diesen Umständen war es mir ein Genuß, das obige Werk zu studieren. Es bringt etwas Neues in dem Sinne, daß etwas dem praktischen Schulmanne Selbstverständliches und Notwendiges in ein System zu bringen versucht ist. Wenn ich mich auch in manchen Ansichten nicht mit dem Verfasser ganz einverstanden erklären kann, so gibt er doch so viel Neues und Anregendes in den 40 Tafeln und der Anleitung, daß ein eingehendes Studium jedem Lehrer anzuraten ist, er wird für seine Praxis reichen Gewinn ernten.

Daß jeder Lehrer Kreide und Wandtafel ausgiebig gebrauchen soll, ist eine alte pädagogische Wahrheit, sie gilt nicht nur für den Schreib- und Zeichenlehrer. Nun ist es Tatsache, daß der Lehrer, der Akademiker wie Seminariker, selten Gelegenheit hat, die Technik des Wandtafelzeichnens, also das Zeichnen mit der Kreide an der Wandtafel, zu lernen. Es fehlte bis jetzt sogar der Begriff dafür. Die wenigen Andeutungen, die der Seminarist in der Schreib- und Zeichenstunde erhält, kann man billigerweise keine Anleitung nennen. Selbst die Zeichenlehrer erhalten, soweit mir bekannt, keine erschöpfende Belehrung in der Wandtafeltechnik, obwohl das Zeichnen mit Kreide in den Vorbereitungskursen mit Recht sehr gepflegt wird. Die eigentliche Handhabung der Kreide, die Ausnutzung der Vorteile, die das Material bietet, der Gebrauch bunter Kreiden usw. war gründlich nirgends zu erlernen. Jeder Lehrer eignete sich in der Praxis eine Technik, meistens eine ganz einseitige, an und wendete sie an, so gut oder schlecht er konnte. Hier will der Verf. mit seiner Arbeit eine Lücke ausfüllen. Er will dem Lehrer bestimmte Winke geben, wann und wie er die Kreide zu gebrauchen hat. Die Anleitung erhält durch die 40 beigelegten Tafeln mit Beispielen praktischen Wert. Von vornherein von der großen Wichtigkeit der aufgestellten Leitsätze für den praktischen Unterricht überzeugt, legte ich die Tafeln Lehrern und Lehrerinnen zur Einsichtnahme und Kritik vor und fand bei allen einstimmiges Lob über die praktische Brauchbarkeit. Diese allgemeine Bedeutung rechtfertigt ein Eingehen auf den Gedankengang des Werkes und führt so am besten in seinen Inhalt ein.

Der Verf. führt etwa Folgendes aus. Zum Geleit: Die vor-

liegende Mappe will zum freudigen Schaffen anregen. Neue Kräfte können nicht geschaffen werden, nur latentes Vermögen wird durch geeignete Anregung frei und wirkungsvoll. Beispiele regen zur Selbsttätigkeit und Selbstvervollkommnung an. Jeder wird ein Künstler letzten Endes nur durch sich selbst, und deshalb wird die Selbstarbeit keinem erspart, nur der Weg soll erleichtert und abgekürzt werden. Weil jede Kunst durch ihre Technik bedingt wird, müssen die technischen Ausdrucksmittel klargelegt werden, um in das Wesen künstlerischer Gestaltung einzudringen. Ein Werkzeug soll hier bereit gelegt werden für jeden Schaffenden, ein Gerät, das bis zur Stunde nur wenigen in seiner Gebrauchsmöglichkeit bekannt war. Durch mißlungene Versuche lasse sich niemand abschrecken, das Ziel ist der Mühe wert. Nichts wirkt bildender als das lebendige Beispiel durch den Pädagogen selbst. Mehr als Fertiges wirkt Werdendes.[1])

Kunst als Lebensgestalterin. „Der Pädagoge ist ein Künstler; er formt nicht nur einen Inhalt, eine Idee, eine Stimmung, ein Gefühltes und Geschautes wie der Maler, der Bildhauer, der Dichter und der Musiker, sondern er bildet zugleich lebendige Menschen. Aber er hat nicht nur, wie der Künstler, den Stoff durch seine Technik zu besiegen, er muß sein Bildungsideal in einer Menschenseele zum Ausdruck bringen. Die Widerstandskraft der menschlichen Psyche ist eine größere als die von Stein und Erz; denn der lebendige Mensch reagiert, seiner Natur nach, selbst wieder gestaltend und umformend. Der Wille des Erziehers findet seinen Gegenpol im Willen des Zöglings. Ein fertiges Kunstwerk kommt nie zustande. Die Tätigkeit des Pädagogen — insofern sie sich auf den Schüler bezieht — kann nie zur reinen Kunst werden. Sie bleibt immer nur kunstverwandt; nicht alle künstlerischen Normen finden in ihr die Erfüllung“. Dann wird auf das Verhältnis des Lehrers zum Unterrichtsstoffe eingegangen und gezeigt, wie der Stoff an die Schüler zu bringen ist. Dabei spricht der Verf. ausführlich über Natur und Kunst, über das Erleben usw. In der Kürzung läßt sich dieser Abschnitt schwer wiedergeben, ich gehe zum Hauptabschnitt.

Die bildliche Darstellung im Dienste der Didaktik. Die bildliche Darstellung ist eine Sprache, die durch nichts ersetzt werden kann, es sei denn durch die Wirklichkeit selbst. Aber die Natur gibt immer ein verwirrendes Vielerlei, sie wendet sich außerdem an mehrere Sinne zugleich, deshalb muß der Künstler im Abbild der Natur das Wichtige, Charakteristische geben, um verständlich zu wirken. Diese Bezeichnungen der Außenwelt sind

[1]) Dr. W. faßt die pädagogische Tätigkeit als Kunst auf, daher immer der Ausdruck „Künstler“. Er ließ im Jahre 1907 bei Ernst Wunderlich in Leipzig ein Buch erscheinen: „Ästhetik als pädagogische Grundwissenschaft“, in der er das künstlerische Moment der pädagogischen Tätigkeit durch eine eingehende wissenschaftliche Analyse klarzulegen sucht.

Symbole, nicht die Wirklichkeit selbst. Der überzeugendste Ausdruck für die Welt des Sichtbaren ist die bildliche Darstellung. In der Welt des Sichtbaren muß also der Pädagoge gestalten können, wenn er Sichtbares sehen und schauen lassen will.

Unter den Mitteln, die Welt des Sichtbaren darzustellen, stehen dem Lehrer alle Mittel zur Verfügung, die der Maler und Zeichner auch hat. Durch praktische Verwendbarkeit und Billigkeit wird die schwarze oder schwarzgraue Holztafel von keinem andern Mittel zur Darstellung übertroffen. Sie ist ein Anschauungsmittel par excellence, wird aber mehr zum Schreiben als zum Zeichnen und Skizzieren benutzt, weil — die meisten Lehrer nicht Bescheid mit der Kreide wissen. Und doch ist diese Technik für sie wichtiger als das Arbeiten mit Bleistift, Feder und Tusche. Ein grundlegendes Werk über Wandtafeltechnik existiert überhaupt nicht; deshalb suchte ich die ganze Frage tiefer zu erfassen und mir selbst klar über alle hierhergehörigen Probleme zu werden. Zunächst handelt es sich darum: Wann ist zu zeichnen? Wenn den Schülern etwas bildlich erklärt werden soll, und wenn sie etwas fühlen und schauen sollen, was ihnen in Wirklichkeit nicht vorzuführen ist. Aus jenem entstand das wissenschaftliche Schema, aus diesem die künstlerische Skizze. Das wissenschaftliche Schema ist nur Mittel zum Zweck, zum wissenschaftlichen Verständnis. Das künstlerische Bild, die künstlerische Skizze, ist in gewissem Sinne Selbstzweck, es will fühlen und schauen lassen: es entstand aus der Freude an der Erscheinung. Das wissenschaftliche Schema tritt da auf, wo die zeichnerische Darstellung etwas deutlicher, klarer, einfacher und übersichtlicher werden läßt, als es Lautsprache oder Betrachtung der Natur ermöglicht. Das Schema muß klar und übersichtlich sein, in diesen Merkmalen liegt seine Schönheit. Es muß rasch entstehen können. Schema und künstlerische Skizze sollen in möglichst kurzer Zeit vor den Augen der Schüler an der Wandtafel zustande kommen. Das lebendige Beispiel, der Werdegang des Entstehens der Darstellung reizen den Schüler zur Nachahmung, zur reproduzierenden und produzierenden Selbsttätigkeit. Das Schema kann in jeder Stunde und in jedem Fache auftreten. Es macht die Anschauung der Natur nicht überflüssig, aber es ergänzt, erklärt und erläutert das Naturstudium. Das künstlerische Bild entsteht aus ästhetischen Gründen. Ist die didaktische Tendenz vorherrschend, dann vernichtet die pädagogische Zielsetzung von vornherein den künstlerischen Gehalt. Das Bild wird lediglich seiner Erscheinung willen zur Anschauung gebracht. Um es zu erzeugen, dazu gehört eine gewisse Begabung. Diese Zeilen vermögen nicht, jedem Lehrer zeichnerisches oder malerisches Können zu vermitteln; aber es nennt die gangbarsten Wege, um an ein Ziel zu gelangen, an ein Ziel, welches jeder Lehrer seinen Kräften entsprechend erreicht.

**Die Technik der Gestaltung an der Wandtafel.** Es ist interessant, die eigenen Worte des Verfassers zu lesen, wie er zu einer besondern Behandlung der Kreide kam: „Die Kreide und die Wandtafel waren mir bei Beginn meiner pädagogischen Praxis durchaus ungewohnte und wenig handliche Apparate zu irgendwelcher Gestaltung, — ungewohnt sogar beim Schreiben. Ich hielt mich jedoch für einen Zeichner mit einer gewissen natürlichen Begabung und versuchte nun, die Blei- und Federtechniken auf die Kreide zu übertragen. Ich versuchte, was die dänischen Verfasser der „Kridttegning" und Franz Engleder unternahmen: Änderung der Methode, aber Beibehaltung des Materials. Dabei machte ich die Erfahrung, daß die Sache schwieriger ging, als ich dachte. Die Darstellungen an der Tafel wollten nicht die Glätte und Exaktheit meiner Bleistift- und Tuscharbeiten gewinnen, so sehr ich mich auch um Reinlichkeit und Genauigkeit bemühte. Bleistift und Feder hatten eine Spitze. Darum spitzte ich auch regelmäßig vor Beginn des Unterrichts meine Kreide und zwar meist mehrere Stücke, da sie sich rasch abzustumpfen pflegten. Ich wußte nicht, welcher unnötigen Materialverschwendung ich mich schuldig machte. Durch Zufall entdeckte ich endlich, daß man durch geschickte Drehung der Kreide jedes Spitzen mit dem Messer unnötig machen konnte, daß man durch Wischen mit dem Finger oder mit dem Schwamme ganz eigentümliche Wirkungen erzielte, daß man auch Farben mischen und Papier verwenden konnte und was der Erfindungen sonst noch waren, In der Folge unternahm ich nun alle möglichen Versuche. Ohne bestimmten Plan, wie es das Bedürfnis der Stunde eben verlangte.

Erst nach jahrelanger gelegentlicher Übung, nachdem ich es in der Anwendung der einzelnen Darstellungsweisen zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hatte, ging ich an eine methodische Ausgestaltung. Daß meine Art, an der Tafel darzustellen, etwas Neues sei, war mir zunächst noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Erst als einige Kollegen und auswärtige Besucher vor den zufällig an der Tafel stehen gebliebenen Zeichnungen die verschiedenen Darstellungsmöglichkeiten bestaunten und mich ersuchten, ich möchte doch einmal etwas Grundlegendes darüber herausgeben, ging ich daran, die Sache systematisch auszubauen".

Die Darstellungsmöglichkeiten des Tafelzeichnens hängen von der Tafel und dem Material ab. Als Darstellungsmittel kommen besonders Holztafel und Kreide in Betracht. Die Wandtafel ist gewöhnlich ein mit schieferartiger Farbe gestrichenes Holzbrett, Kreide haftet daran. Verwischt man den Kreidestrich mit dem Finger oder einem Lappen, so wird er matt, verschwimmend. Mit einem feuchten Schwamme über die Kreideschicht gestrichen, läßt wieder den schwarzen Untergrund zum Vorschein kommen. Mit halbfeuchtem Schwamme erzielt man wolkige Flächen. Dünnes Papier haftet an der feuchten Tafel. Aus diesen und andern zu-

fälligen Erfolgen ergeben sich folgende Darstellungsweisen: 1. die reine Kreidetechnik, 2. die trockene Wischtechnik, 3. die feuchte Wischtechnik, 4. die Technik mit aufgeklebtem Papier, 5. die Technik mit angeheftetem Papier. Diese verschiedenen Darstellungsweisen lassen sich in mannigfacher Art kombinieren.

Die Kreide kann weiß oder farbig sein. Durch verschiedene Haltung der Kreide beim Zeichnen kann man dünne, dicke, anschwellende, dünner werdende Striche erzielen. Durch Drehungen entstehen verschiedene Variationen und Kombinationen. Kreidehalter sind zu verwerfen, sie verhindern die mannigfache Gestaltungsmöglichkeit der Kreide. Mit farbigen Kreiden können leicht verschiedene Mischungen hergestellt werden. Auf verwischten Farben — Grundierungen — leuchten mit derselben Farbe gezeichnete Striche besser. Auf die Qualität der Kreide kommt es sehr an, sie muß feinkörnig und weich sein, darf aber nicht bröckeln. Besonders gut ist die weiße und farbige „Münchener Schulkreide" von Carl Brandmeier (München, Müllerstr. 46).

Nach einer Erörterung über Fläche und Körper wird gezeigt, wie die Fläche und die Körperhaftigkeit auf der Fläche dargestellt werden. Die Fläche: 1. als bloße Kontur, als Umrißlinie, 2. als irgendwie flächenhaft ausgefüllte oder eingedeckte Kontur, 3. als reine Fläche oder Begrenzungslinie. Die Körperhaftigkeit der Außenwelt kann ihre Darstellung innerhalb der Fläche finden: 1. durch perspektivische Verkürzung, 2. durch Überschneidung, 3. durch Schattierung, 4. durch Aufsetzung von Lichtern, 5. durch Licht- und Schattengebung, 6. durch Tönen der Farbe, durch die Luftperspektive.

Bei der kritischen Würdigung des Werkes kommt zunächst ein allgemeiner Gesichtspunkt in Betracht: Der in dieser Weise erteilte Unterricht sucht die große Kluft, die jetzt zwischen **abstrakter Begriffsbildung** und der auf Gesichtsvorstellungen beruhenden mit Gefühlstönen aller Art verknüpften **künstlerischen Bildung** klafft, zu überbrücken. Begriffsbildung und anschauliche, auf werktätige Beteiligung der Schüler basierende künstlerische Bildung stehen sich heute mehr denn je feindlich gegenüber. Es ist gewiß Tatsache, daß die unendliche Reihe von Bildungselementen, die in der Ausbildung des Auges und der Hand liegen, lange nicht genug ausgenützt werden. Durch das Auge werden die meisten Empfindungen vermittelt, Vorstellungen gebildet. Die meisten sind mit Gefühlstönen verknüpft. Das Kind sieht z. B. in dem Ährenfeld (Volkmann) nicht nur das wogende Ährenmeer, es faßt den Begriff viel weiter, spricht von „angenehmer frischer Luft auf dem Lande", findet im „Reifen der Saat den allmächtigen Schöpfer", fühlt „Dank aufsteigen für Gott, daß er das Getreide wachsen und reifen läßt" u. s. f. Bei Millets Säemann sprechen die Quintaner bei extemporierter Beschreibung des Bildes fast alle von „ernster Arbeit", „**heiligem** Säen", preisen mit ähnlichen

andern Ausdrücken die segensreiche Arbeit des Landmanns. So ist mit den meisten Gesichtsvorstellungen ein intensiver, den Kindern geläufiger Gefühlston verknüpft. Letzten Endes ist die Bildung jener Gesichtsvorstellungen mit möglichst ausgesprochenen wohlgefälligen Gefühlstönen eine Bildung zur künstlerischen Erfassung der Natur und zur Kunst selbst. Von diesem Standpunkte aus muß man einem Unterricht, der sich ausgiebig an den Gesichtssinn der Schüler wendet, das Wort reden. Nachahmungs- und Spieltrieb reizen zum Selbstversuchen, Selbstschaffen, wodurch die Anregung, die der Lehrer gab, erst recht fruchtbar gemacht wird. Es ist durchaus richtig, daß „Werdendes das Kind mehr reizt als Fertiges". Wer es bezweifelt, möge nur die glänzenden Augen und die von Ungeduld zum Nachzeichnen sich bewegenden Hände der Kinder sehen, wenn eine interessante Skizze an der Wandtafel entsteht. Wünschenswert ist also ein durch Zeichnungen und Skizzen belebter Unterricht gewiß. Wie steht es aber mit der Ausführungsmöglichkeit? Die auf den Tafeln 2 bis 8 einschließlich gegebenen Probebeispiele für das wissenschaftliche Bild und Schema sind für jeden Lehrer leicht ausführbar. Die Reihenfolge ist streng geordnet, so daß jeder Studierende an der Hand jeder Gruppe leicht weitere Übungsbeispiele finden wird. Den Hauptanteil der Skizzen liefern Zoologie, Botanik, Physik und Geographie. Aber auch in andern Unterrichtsstunden werden sich oft Gelegenheiten zum Skizzieren finden. Das starre, nicht bewegte Schema (Taf. 2 u. 3) zeigt charakteristische Beispiele über die Verwendung weißer und farbiger Kreide, letztere als Mittel zu deutlicher Gliederung und um eine scheinbare Bewegung vorzutäuschen. Ein Schema, wie der Durchschnitt durch eine Blüte, wird sich ohne weiteres in das Gedächtnis der Schüler einprägen.

Neu und sehr interessant ist die Verwendung des Papiers als Mittel schnellster Vervielfachung (Taf. 4). Zu Repetitionen kann man sich kein prächtigeres Mittel der Veranschaulichung denken: es werden acht ovale Papierausschnitte (Vogelköpfe darstellend) auf die feuchte Wandtafel geklebt, an die mit charakteristischen Strichen die Schnäbel gezeichnet werden. Noch summarischer und anschaulicher sind die acht Blütenstände: Einzelblüte, Traube usw. gegeben. Wie der Schwamm als Motiv der Änderung beim Schema arbeitet, zeigen Taf. 5 u. 6. Ganz vorzüglich, ich möchte sagen künstlerisch, wirkt der einfache Durchschnitt des Apfels, in den der Schwamm — gleich der Raupe des Apfelwicklers — die Kerne und den Abgangskanal in die reife Frucht frißt. Bei den Ventilen der Druckpumpe läßt sich das Papier im Dienste der Bewegung verwenden. Die Kolben und Ventile (geschnittenes Papier) sind, je nach Bedarf, angeklebt oder mit Reißzwecken angeheftet. Der Telegraph und der Wattsche Dampfhammer sind ähnlich illustriert. Es wird wenig Schüler

geben, die nicht nach diesen Versuchen an der Wandtafel die andern Stellungen selbst zu illustrieren versuchen werden. Komplizierter, aber sehr instruktiv, sind (Taf. 8) die Beispiele der Pflanzenbestäubung durch Insekten und die Metamorphose des Frosches. Bei letzterm wird gezeigt, wie einzelne Entwicklungsstadien nicht immer neu gezeichnet werden, sondern, wie es natürlicher ist, sie werden aus dem Vorhergehenden entwickelt. Diese Möglichkeit der Darstellung ist im Unterricht auszunutzen, wo sie sich nur bietet. Denn es gibt kaum ein Mittel die Aufmerksamkeit der Schüler so zu fesseln, als wenn man aus einem scheinbar nichts vorstellenden Fleck nach und nach etwas entstehen läßt, was den Kindern bekannt ist, oder bekannt zu sein scheint. Ich habe diese Spannung und Steigerung der kindlichen Psyche oft bei Pinselübungen in der Zeichenstunde beobachten können, wo aus einem Farbenfleck allerlei bekannte Formen gemalt werden. Auch durch das Fortnehmen von einer fertigen Zeichnung erzeugt man ähnliche Spannungszustände.

Ein Nebenpunkt wäre hier zu besprechen. Wie steht es mit dem Eindruck der in den meisten Fällen negativen Bilder auf die Schüler? Sie sind gewohnt, Zeichnungen schwarz auf heller Fläche zu sehen, hier sehen sie fast alles umgekehrt: hell auf dunkel. Die wenigen Beobachtungen, die ich in den Zeichenstunden machen konnte, ließen nie erkennen, daß die Schüler irgend einen Unterschied machen, ob die Linien schwarz auf weißem Grunde oder umgekehrt stehen. Eingehende Untersuchungen über diese Sache sind mir nicht bekannt. Nun fiel mir aber hier auf Taf. 6 die weiße Zeichnung des Maulwurfs störend auf. Die weiße Erde, das weiße Tier, die schwarzen Gänge machten einen fremdartigen Eindruck. Wenn das bei einem Erwachsenen der Fall ist, so dürfte bei Kindern vielleicht solch umgekehrtes Bild zu unrichtigen Vorstellungen führen. Jedenfalls wäre es sehr belehrend, diesen Zwiespalt durch Versuche aufzuklären. Ich benutze im Zeichenunterricht eine Aluminiumtafel, die eine graue Farbe hat. Mit weicher Kohle läßt sich wie auf Packpapier zeichnen, dunkel auf hell. Zum Versuch machte ich dieselbe Zeichnung in den gewöhnlichen Tonverhältnissen und fand, daß die Wirkung tatsächlich eine befriedigendere war.

Auf den Tafeln 9—11 gibt der Verf. künstlerische Skizzen. Er will dadurch irgend einen Augeneindruck fixieren, z. B. Radfahrer, laufende Tiere, Eisenbahnzüge, Schiffe u. a. Die dargestellten Gegenstände sind auch mehr oder weniger schematisch, aber sie betonen schon das Erscheinungsgemäße der Form. Daß der Lehrer schon ein geschickter Zeichner sein muß, um aus der komplizierten Erscheinung gleichsam das Substrat zu ziehen, liegt auf der Hand. Bei dieser Gelegenheit verurteilt der Verf. jene Anleitungen, die aus bekannten geometrischen Grundformen schwierige Naturformen, Menschen und Tiere darstellen lassen

wollen. Er beurteilt sie noch zu milde. Sie sind zu verwerfen; denn sie geben von falschen Voraussetzungen aus, sie verwechseln das Mittel mit dem Zweck. Der Hauptzweck des Zeichnens ist nicht der, irgend eine Form zeichnen zu können, der Hauptzweck ist das Üben der kindlichen Aufmerksamkeit und Darstellungskraft an irgend einem Objekt. Dies geschieht durch das Analysieren und Aufbauen, durch das Heraussuchen der Hauptformen aus dem verwirrenden Naturganzen.

Die folgenden Tafeln geben Beispiele für das künstlerische Gestalten auf der Wandtafel mit den schon erwähnten Mitteln. Von rein weißen und farbigen Konturzeichnungen (Taf. 12, 13 u. 14) ausgehend, bringt Taf. 15 dann neben dem Kontur einen Teil der Fläche. Von hier ab tritt die spezielle Technik des Tafelzeichnens in ihr Recht, d. h. das Schwarz der Tafel wird nun als mitsprechender Faktor bei der Tonbildung verwendet. An der Zeichnung von zwei Tischen (Taf. 18) sehen wir die richtige und die falsche Tafeltechnik. Der links stehende Tisch ist in Bleistift- oder Kohlemanier gezeichnet, er sieht wie ein photographisches Negativ aus, weil die Eigenart der Tafel nicht beachtet worden ist. Breit gezeichnet und körperlich dagegen wirkt der rechts stehende Tisch. Nun beginnt auch die körperhafte Darstellung der Gegenstände, man gibt etwa den Schatten, oder man gibt Licht oder Helligkeitsunterschiede weiß oder farbig (Taf. 19 u. 20). Besonders Glas- und Metallgefäße lassen sich in dieser Darstellungsart recht malerisch gestalten. Die folgenden Tafeln bringen Beispiele von Silhouetten, in denen entweder Grund oder Zeichnung getont wird. Von den mehr naturalistischen Zeichnungen wirkt recht malerisch Taf. 26 mit den Vogelstudien. Daß ein weißes Eindecken des Hintergrundes oft wirksamer ist, als das Eindecken der Gegenstände selbst, zeigt deutlich Alt-München als Silhouette auf Taf. 29. Taf. 31 ist als Gegenstück zu Taf. 26 eine bunte Zusammenstellung von Objekten aus der Pflanzenwelt. Es ist eins der besten und instruktivsten Bilder des Werkes. Die letzten Tafeln (bis 39) sind Erklärungen der verschiedenen Techniken, die in der Einleitung angegeben sind: alle Beispiele sind exakt ausgeführt und beweisen die aufgestellten Sätze. Von besonderem Interesse für den Zeichenlehrer ist Taf. 40. Farbige, zu Blättern und Früchten geschnittene Papiere geben durch schablonenhaftes Aneinanderreihen Vorbilder für den Zeichenunterricht. Dieses Mittel soll benutzt werden, um die Schüler kunstgewerbliche Muster selbsttätig und möglichst schnell herstellen zu lassen.

Wenn ich zum Schluß noch einige Ausstellungen mache, so erkläre ich von vornherein, daß ich mit der Tendenz des Werkes in allen seinen Teilen, auch in den nicht ausführbaren — es wäre ja ein idealer Anschauungsunterricht, wäre er ausführbar —, vollkommen einverstanden bin. Nach meinen Erfahrungen muß ich aber an der Durchführbarkeit der genialen Idee in allen

ihren Teilen zweifeln. Alles, was betreffs des wissenschaftlichen Schemas gesagt ist, kann als erreichbar betrachtet werden, auch einzelne Zeichnungen und Bilder der zweiten Abteilung (Taf. 12, 13, 29 u. a.) sind ausführbar. Aber bei vielen regt sich doch ein zweifelnder Gedanke. Ich habe seit vielen Jahren Zeichenunterricht erteilt und viel an der Wandtafel zeichnen müssen, zeichne auch ziemlich schnell, aber solche Vorwürfe, wie sie etwa in den Tafeln 37 (Schiff), 38 (Landsknecht), 32 (Elefantenherde) u. a. gegeben sind, möchte ich nicht vor der Klasse entstehen lassen. Sie sind technisch nicht schwer, aber es ginge zu viel Zeit verloren. Aus diesem Grunde müßte man schon von solchen komplizierten Darstellungen absehen. Die Darstellung lebender Wesen in Ruhe und noch mehr in Bewegung hat ihre schweren Bedenken. Die Schüler kritisieren bekanntlich gern Kleinigkeiten. An den Beispielen Taf. 27 (Hals des Pferdes), Taf. 32 (Tigerfuß), Taf. 26 (Fuß), Taf. 36 (Kopf des Landsknechts) hatten sie schon allerlei auszusetzen. Bei den Vergrößerungen an der Wandtafel wachsen natürlich die auffälligen Fehler in der Formensprache. Der Ernst der Stunde kann leicht verloren gehen, wenn dem Lehrer eine Zeichnung mißglückt, Man braucht kein Pedant zu sein, um solche Unterbrechungen zu fürchten, sie werden sich oft genug einstellen, weil die Anforderung an den Lehrer zu groß ist. Ja ich wage zu sagen, daß kaum ein ausgebildeter Maler diese Anforderungen so ohne weiteres erfüllen könnte. Zu dem Entwurf „Kühe“ auf Taf. 19 muß der Maler schon recht eingehende Detailstudien gemacht haben, um die Striche und Flächen sofort an die richtige Stelle zu setzen. Dann sind manche Darstellungen wohl überflüssig, z. B. das Porträtieren historischer Personen, welches naturgemäß immer sehr problematisch betreffs der Ähnlichkeit sein muß. Wir haben heute solch vorzügliches und billiges Bildermaterial (Teubner, Voigtländer, Calwey u. a.), daß diese Arbeit gut fortfallen kann. Und was die Stimmungslandschaft betrifft (ich habe vor mir die Taf. 35 und Volkmanns Ährenfeld), — läßt letzteres „Stimmung“ schwer aufkommen, so fehlt sie bei der Betrachtung des ersteren ganz und muß fehlen; denn der Stimmungsgehalt der Farbe ist und kann nicht vorhanden sein. Die Abtönung zwischen Gelb und Blau, wenn sie stimmungsvoll wirken soll, läßt sich nicht mit zwei Kreiden und der schwarzen Wandtafel geben. Kinder haben gerade für derartige Farbenstimmungen ein feines Empfinden, wie ich mich bei der Vorführung und Besprechung von farbigen Originalen oft überzeugt habe.

Es ist sehr gut zu verstehen, daß der Autor in der Begeisterung für seine Idee sich über die Ausführungsmöglichkeit täuscht, daß er seine natürliche Begabung für zeichnerische Wiedergabe auch bei allen andern Lehrern voraussetzt. Das nimmt aber seiner Arbeit den Wert nicht. Das Ideal, wie es sein könnte, ist gezeigt. Es ist des Studierens wert, und sollte in jeder Bibliothek

höherer, Mittel- und Volksschulen zu finden sein. Alle Lehrer finden darin gewiß Anregung und Gewinn für die Praxis.

Königsberg i. Pr. G. Albien.

---

1) J. Reinke, Grundzüge der Biologie für Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. Heilbronn 1909, Eugen Salzer. IV u. 170 S. 8. 2 M, geb. 2,80 M.

Der Verfasser, der nicht nur durch seine Amtstätigkeit und seine Werke, sondern auch durch seine am 1. April 1908 gehaltene Herrenhausrede und sein mannhaftes Eintreten in den Kampf gegen den Gott entfremdenden Materialismus allbekannt ist, hat mit dem vorliegenden Werke meinen Beifall voll und ganz gefunden. Nur die Grundzüge einer allgemeinen Biologie darbietend, will das Büchlein auf „stoffliche Vollständigkeit" keinen Anspruch erheben, wohl aber den Lehrern der Biologie „Leitgedanken für eine Erziehung der Schüler zu wissenschaftlicher Auffassung, zur Anschauungs- und Denkweise der Biologie" übermitteln. So macht uns das einleitende Kapitel mit den verschiedenen Versuchen, die Lebenserscheinungen einheitlich zu erklären, und mit den verschiedenen Methoden ihrer Betrachtung bekannt. Von den einfachsten zu den höchsten Lebensverhältnissen aufsteigend versucht der Verf. in weiteren 14 interessanten Kapiteln, die von 66 Abbildungen begleitet werden, das Wesen des Lebens uns verständlich zu machen. Es soll hier nur auf den Inhalt einiger Kapitel im besonderen hingewiesen werden: 4. Die Abhängigkeit des Lebens von der Sonne, 5. Die Erhaltung des Lebens durch Betriebsenergie, 7. Entwicklung und Vererbung, 12. Pilze und Bakterien als Krankheitserreger, 13. Aus der Geschichte der Organismen, 14. Der Mensch, und 15. Die Abstammungslehre oder Deszendenztheorie. Schon aus diesen wenigen Angaben ist zu ersehen, daß das Büchlein vieles enthält, dessen Kenntnis für jeden Gebildeten von Wichtigkeit ist. Deshalb ist seine Verbreitung in den weitesten Kreisen zu wünschen.

2) Edgar Krüger, Biologische Schülerübungen. Ein Leitfaden für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Mit 113 Abbildungen im Text. Hamburg und Leipzig 1909, Leopold Voß. XII u. 189 S. 8. 2,50 M, geb. 3 M.

Die Biologie muß, wie alle Naturwissenschaften, von der Anschauung ausgehen. Diese aber wird wohl auf keine Weise besser gewonnen als durch praktische Übungen. Das Selbstfinden und Erleben ist auch in der Biologie ein nicht zu unterschätzender Faktor. Auf Grund dieser Erkenntnis sind in der letzten Zeit viele Bücher über biologische Schülerübungen entstanden. Eins der besten scheint mir das vorliegende Werk zu sein. In ihm hat der Verfasser seine „in mehr als 8 Jahren in den biologischen Schülerübungen" an einer Oberrealschule gesammelten Erfahrungen niedergelegt, in ihm hat er ferner eine gewisse Vollständigkeit an-

gestrebt, die dem Lehrer eine Auswahl der ihm zusagenden Objekte ermöglicht, in ihm hat er endlich den Stoff so behandelt, daß der Schüler nicht etwa durch Vorfinden der Beobachtungsergebnisse das Interesse am Beobachten verliert, sondern vielmehr durch Fragen und Hinweise zu ihrem Aufsuchen angeregt und zu einer gewissenhaften Beobachtung erzogen wird. Da der Schüler die Ergebnisse seiner eigenen Beobachtung in entsprechenden Zeichnungen festzuhalten hat, so sind dem Texte nur in den Fällen einfache Umrißzeichnungen zur Orientierung beigegeben, wo die Bestimmungsverhältnisse verwickelter Art sind. Wie schon am Anfang des Buches ein übersichtliches Inhaltsverzeichnis, das das Aufschlagen bestimmter Versuche bedeutend erleichtert, angibt, zerfällt der Stoff in 49 Kapitel, von denen acht den ersten Teil „mikroskopische Untersuchung der Gewebe (Histologie)“ bilden. Der zweite Teil, Kapitel 9—20, bringt die mikroskopische und anatomische Untersuchung von Vertretern der wichtigsten Tiertypen (Anatomie). Der aus drei Kapiteln bestehende dritte Teil behandelt die Untersuchung von Planktonorganismen. Die Kapitel 24—49 umfassen den vierten Teil: Botanik. Am Ende des Buches befindet sich eine Zusammenstellung der benutzten Apparate und Geräte und ein Verzeichnis der benutzten Reagenzien und Farbstoffe und deren Herstellung. Nach allem bedarf es keiner besonderen Beteuerung, daß das Werk für Lehrer wie Schüler von großem Werte ist. Auch der Preis ist durchaus angemessen. Daher ist das Buch aufs wärmste zu empfehlen.

Torgau. **Bernhard Lippold.**

---

1) M. Ebeling, Lehrbuch der Chemie und Mineralogie an höheren Lehranstalten. Erster Teil: Unorganische Chemie. Mit 4 Bildnissen und 386 Abbildungen. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. IX u. 378 S. 8. geb. 4 M.

Das methodisch wohlgeordnete Lehrbuch zeichnet sich vor andern durch eine eingehende Berücksichtigung der chemischen Großindustrie aus und folgt in seinen Schilderungen aus der chemischen Technologie den neuesten Fortschritten auf diesem wichtigen Gebiete. Besonders wird die Produktion von Kohlen, Metallen und Salzen genau besprochen und mit statistischen Angaben und graphischen Darstellungen versehen. Abbildungen unterstützen zudem die Beschreibung von Hütten- und Bergwerken in wirksamer Weise. Überall geht das Lehrbuch auf die wichtigsten praktischen Anwendungen der besprochenen Stoffe ein, wie die des Stickstoffes im Landwirtschaftsbetriebe. Photographie, Galvanoplastik, Spiegelfabrikation, radioaktive Wirkungen u. a. werden daher an geeigneten Stellen in den Bereich der Darstellung gezogen.

In hinreichendem Maße hat auch das historische Moment Berücksichtigung gefunden. Von pädagogischem Werte sind dabei

die mit vier vortrefflichen Bildnissen ausgestatteten Biographien hervorragender Chemiker, deren Namen wie die von Lavoisier, Berzelius, Liebig, Woehler und Bunsen zu den bedeutendsten der chemischen Wissenschaft gehören. Der Inhalt dieses Buches geht weit über den Rahmen des an Gymnasien verwendbaren Stoffes hinaus. Lehrern bietet es reichliches und zuverlässiges Material für den Unterricht, auch interessierten Schülern kann es zur Anschaffung empfohlen werden.

2) O. Ohmann, Leitfaden der Chemie und Mineralogie für höhere Lehranstalten, methodisch bearbeitet. Fünfte, die neueren Anschauungen berücksichtigende Auflage. Mit 157 in den Text gedruckten Figuren und einer Spektraltafel, Berlin 1910, Winckelmann & Söhne. VIII u. 207 S. 8. geh. 1,80 M.

Dieser vortreffliche Leitfaden hat sich in 11 jähriger Unterrichtspraxis wohl bewährt und liegt nun in der 5. Auflage mit einer Anzahl beachtenswerter Verbesserungen vor. Von der Tatsache ausgehend, daß die chemischen Elemente mit einigen Ausnahmen nicht das von Natur unmittelbar Gegebene sind, wählt der Verfasser möglichst häufig vorkommende Mineralien zur Grundlage seiner Untersuchungen und Entwickelungen. Die dahin zielenden qualitativen Versuche sind geschickt und sachgemäß gewählt und in der neuen Auflage noch vermehrt worden, auch die Zahl der quantitativen Versuche hat sich, wenn auch in geringerem Umfange, zweckmäßig vergrößert. Mit der stufenweisen Ableitung der chemischen Gesetze ist die Darstellung der Gesteinslehre innig verknüpft und den neuesten Anschauungen entsprechend umgearbeitet worden.

Das sorgfältig durchgearbeitete Buch geht in der Hauptsache induktiv vor, am Schlusse der Untersuchungsreihen sind die Resultate in vier systematischen Tafeln übersichtlich zusammengefaßt. Der Leitfaden ist als Grundlage des chemischen Unterrichtes in unsern höheren Schulen um so mehr zu empfehlen, als er zahlreiche wertvolle Angaben enthält, welche die Beschaffung und Instandhaltung, die Herstellung und Handhabung der zum Gelingen der beschriebenen Versuche nötigen Apparate und Materialien betreffen.

3) Heinrich Alt, Schülerübungen zur Einführung in die Physik. Ein praktisches Hilfsbuch für den Lehrer. Aus der „Schule der Naturwissenschaften in der Erziehung", herausgegeben von K. T. Fischer. Mit 53 Figuren. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. VIII u. 106 S. 8. 2,20 M, geb. 2,60 M.

In München ist man auch in der 8. Knabenklasse der Volksschule zu physikalischen Schülerübungen übergegangen in der Überzeugung, daß die Lernschule der Arbeitsschule weichen müsse. Bemerkenswerte Bestrebungen sind dort vorhanhen, welche nicht sowohl den theoretischen physikalischen Unterricht durch praktische Übungen zu ergänzen, als vielmehr diese zur Grundlage der

ersteren zu machen suchen. Der Verfasser legt hier seine in mehrjähriger Erfahrung in München erprobten Versuche dar und führt die in der Elementarschule nötigen Übungen in einer methodisch geschlossenen Form vor, welche in weiten Kreisen Zustimmung finden wird. Da das Buch sich vornehmlich an Leiter und Lehrer der Elementarschule wendet, mußte die Darstellung der Methodik dieser Übungen ins Einzelne gehen, insbesondere werden die Vorschriften über die zu benutzenden Apparate und ihre Handbabung sehr genau angegeben.

In der Einleitung werden Vorschläge für die innere Einrichtung des Übungsraumes, namentlich über Tische, Stühle, Schränke und Apparate gemacht, die nur geringe Kosten verursachen und doch berechtigten Ansprüchen genügen. Es folgen genaue Beschreibungen von Versuchen zur Einführung in die Technik des Messens von Längen, Flächen, Volumen, Gewichten und spezifischen Gewichten. Für die letzteren kommen mannigfaltige Methoden in Betracht, im Anschluß daran wird die Größe des Luftdruckes bestimmt. Aus der Wärmelehre wird das Thermometer, und die Ausdehnung der Körper durch die Wärme, namentlich die des Wassers, der Siedepunkt und der Schmelzpunkt mehrerer Körper, die Wärmemenge, die Schmelz- und die Verdampfungswärme, die Verdunstung und das Destillieren behandelt. Die optischen Übungen erstrecken sich auf das Glühen und Leuchten, die Ausbreitung des Lichtes, die Reflexion und Brechung. Im letzten Kapitel finden wir einführende Versuche über Magnete, den elektrischen Strom, Galvanometer, chemische Wirkungen, Spannung und Widerstand, schließlich das Ohmsche Gesetz. Der Anhang enthält ein Verzeichnis von Einrichtungsgegenständen und Apparaten mit ungefährer Preisangabe, sowie von den nötigen Materialien, am Schlusse einige Tabellen mit physikalischen Konstanten.

Die ausführlich beschriebenen und an schematischen Figuren dargestellten Versuche sind zur Ausführung innerhalb eines Jahres bei wöchentlich zwei zusammenhängenden Stunden bestimmt, doch dürfte der Stoff auch für eine längere Zeit ausreichen. Die Vorschriften über die Vorbereitung und die Ausführung dieser Versuche sind durchaus zweckmäßig und überall von praktischen Winken und Warnungen begleitet, die für das Zustandekommen brauchbarer Ergebnisse wichtig sind oder zur Instandhaltung der Apparate durchaus befolgt werden müssen. Auch die vorgeschlagene Art der Bearbeitung der Ergebnisse und die Bewertung ihrer Genauigkeit durch die Schüler ist zu billigen und gibt ein gutes Vorbild für ihre pädagogische Verwendung.

Das Büchlein verdient das Interesse aller Lehrer, welche die ersten Versuche auf dem Gebiete der Schülerübungen machen wollen.

Berlin. R. Schiel.

---

# DRITTE ABTEILUNG.

## BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

### Bericht über den zweiten schlesischen wissenschaftlichen Ferienkursus.

Die rege Beteiligung, welche der erste Ferienkursus vor zwei Jahren gefunden hatte, war ein Beweis dafür, daß durch diese Veranstaltung einem dringenden Wunsche der schlesischen Oberlehrer entsprochen war, und berechtigte zu der Hoffnung, daß bei dem bereitwilligen Entgegenkommen der Universitätsprofessoren und der tatkräftigen Förderung unserer Bestrebungen durch das Kultusministerium uns Schulmännern auch in der Folgezeit diese Gelegenheit zu reicher geistiger Anregung und Erkenntnis geboten werden würde. Auch der in diesem Jahre in etwas veränderter Gestalt wiederholte Kursus hat allen Teilnehmern reiche Befriedigung gebracht. Während der erste Ferienkursus sich nicht nur auf eine Gruppe der Fachwissenschaften erstreckte, sondern in zwölf Vorträgen alle Gebiete der Schulwissenschaften umfaßte, hatten Erwägungen praktischer Art diesmal eine Beschränkung auf sechs Vorträge aus den historisch-philologischen Fächern ratsam erscheinen lassen. Der Bitte des Vorsitzenden des Schlesischen Philologenvereins um ihre Mitwirkung entsprachen bereitwilligst unter Verzicht auf einen Teil ihrer Ferienruhe die Herren Universitätsprofessoren Dr. Skutsch, Dr. Gercke, Dr. Sarrazin, Dr. Drescher, Dr. Hönigswald und unser Kollege Herr Professor Dr. Kalkoff vom hiesigen Magdalenengymnasium und von 38 schlesischen höheren Schulen waren am 3., 4. und 5. Oktober 100 Direktoren, Professoren, Oberlehrer und Kandidaten in den von Sr. Magnifizenz dem Herrn Rektor gütigst bewilligten Hörsälen der Universität versammelt. Auch aus der Nachbarprovinz Posen waren zwei Teilnehmer erschienen.

In ihren Vorträgen behandelten:

1. Prof. Dr. Skutsch: Dichtungen der frühaugusteischen Zeit und griechische und lateinische Inschriften in Lichtbildern.
2. Prof. Dr. Gercke: die Prometheus-Trilogie.
3. Prof. Dr. Sarrazin: Deutsch-englische Beziehungen im Spiegelbild der neueren englischen Literatur (1800—1910).
4. Prof. Dr. Drescher: Neue Probleme der neuhochdeutschen Metrik mit besonderer Berücksichtigung des Unterrichts.
5. Prof. Dr. Hönigswald: Probleme der modernen Logik.

6. Prof. Dr. Kalkoff: Der Ablaßstreit und Luthers römischer Prozeß (1517—1521). 1. Die kirchenpolitischen Maßregeln der Curie; 2. Die Verschlingung der Sache Luthers mit der Reichspolitik; 3. Die diplomatische Gegenaktion des Kurfürsten.

Die nachstehenden Berichte sind mir von den Vortragenden, der zu Nr. 3 von Herrn Oberrealschuldirektor Unruh-Breslau, freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

Prof. Skutsch interpretierte in drei Vormittagsstunden Dichtungen der frühaugusteischen Zeit. Begonnen wurde mit Vergils 5. Ekloge, aus deren Deutung sich Folgerungen für die Anlage des ganzen Eklogenbuchs wie für Vergils dichterische Entwickelung überhaupt, auch für die Echtheit der sogenannten kleineren vergilischen Dichtungen ergeben. Dann wurde der Einfluß der Rhetorik auf Horaz besprochen und als besonders bezeichnendes Beispiel eine der Epoden interpretiert. — Nachmittags führte Prof. Skutsch eine Anzahl der ältesten und bedeutendsten griechischen und lateinischen Inschriften in Lichtbildern vor (älteste attische Inschriften, Inschrift von Abu Simbel, Schlangensäule, Damononstele, Sotairosinschrift u. a.; Cippus vom Forum, Dvenos-Inschrift, ficoronische Cista, Scipionengrabschriften u. a.). Bei der Erläuterung der Lichtbilder trat die Geschichte der Schrift und der Sprache in den Vordergrund.

Prof. Gercke trug vor über die Prometheus-Trilogie sowie die angebliche Überarbeitung, Charakteristik und Abfassungszeit des erhaltenen Desmotes. — Die 1824 und 1826 von Fr. G. Welcker feinsinnig begründete Hypothese von den großen trilogischen Kompositionen der Tragödien des Aischylos, in die er fast alle Dramen einbezog, erfreut sich noch heute einer großen, nahezu allgemeinen Anerkennung, obwohl vieles darin unbewiesen und einiges sichtlich falsch beurteilt ist. Durch den Stoff selbst schien ihm der enge Zusammenhang des *Προμηθεὺς Πυρφόρος*, *Δεσμώτης* und *Λυόμενος* gegeben, und er versuchte eine Rekonstruktion dieser Trilogie zu liefern, die ihm nächst der Orestie als die festeste Stütze der Theorie galt. Allein die Stellung des *Πυρφόρος* hat er sicherlich unrichtig bestimmt, indem er den Titel mit 'der Feuerlanger' wiedergab und in dem Stücke den Feuerraub dargestellt glaubte. Prometheus Pyrphoros ist vielmehr der Feuerträger oder Feuerbringer, und das kann sich nur auf das Fest der Promethien mit seinem Fackellaufe beziehen. Auch wird in dem erhaltenen Desmotes die Vorgeschichte so ausführlich berichtet (197—256. 350—376. 436—518), daß unmöglich ein besonderes Drama voraufgeschickt sein kann, um diese Vorgeschichte vorzuführen. Drittens heißt es in der klaren Angabe *fr. 208a*, Aisch. habe im Pyrphoros gesagt, Prometheus sei 30 000 Jahre gefesselt gewesen; Welcker mußte daher für *ἐν τῷ Πυρφόρῳ* schreiben *ἐν τῷ Λυομένῳ*[1]), und andere haben statt *δεδέσθαι* ganz willkürlich das Fu-

[1]) Die Zeitangabe paßt in der Tat auch für den Lyomenos, worin Prometheus eine gleiche Aussage machte. Cicero gibt dies ungenau mit *horridis saeclis (fr. 195, 25)* wieder. Genauer Philod. *π. εὐσεβ.* 89 f., wenn man ergänzt *Προμηθεὺς οὐδ᾽ ἅπαξ ἀλλὰ μυριάδας* [*ἐτῶν ὑπὸ*] *Διὸς εἰπὼν* [*τρεῖς δεδε*]*σθαι, μή ποτε* [*αὐτῷ κ*]*ατασκευάση*[*ται ὅ*]*πλα· καὶ τὸν Προμηθέα λύεσθαί φησιν Αἰσχύλος κτλ.*: wegen *εἰπών* muß das aus dem Drama stammen, dessen Lösung dann folgt. Auch die genaue Angabe Hygins (*P. Astr. II 15*:

terum einsetzen wollen. Der Pyrphoros, von dem nur zwei Fragmente vorliegen (der Vers *fr. 209* besagt nichts), setzt klar die Befreiung des Prometheus voraus. Daher nahm R. Westphal (Proleg. zu Aisch. Tr., Lpz. 1869, 207 ff.) an, in diesem Stücke sei die Einsetzung des Festes geschildert gewesen, und das Drama habe die dritte Stelle der Trilogie eingenommen. Allein wenn diese Einsetzung auch trefflich den Abschluß der Befreiung bildete, so bleibt doch für ein besonderes Drama kein Stoff, wie man ziemlich allgemein einsieht. Der Lyomenos, dessen Rekonstruktion der Vortragende gibt (vgl. G. Haupt, Diss. Hal. XIII 107 ff.), schloß mit der Überreichung von Kranz und Ring (nach einem etruskischen Spiegel: Roscher ML II 1, 998. III 2, 3094; vgl. Preller-Robert Gr. Myth. I 102, 2[2]) und mit der Einsetzung des Festes für den Wohltäter der Menschheit, die fortan zum Andenken an seine Fesselung Kränze trägt (*fr. 202*). Also folgte kein drittes Drama. Es bleibt nur übrig, mit Canter u. a., in dem Pyrphoros das Satyrspiel zu sehen, das 472 aufgeführt wurde, und das von Pollux *Προμ. Πυρκαεύς* genannt wird. Der antike Katalog der Dramen des Aischylos führt unter seinen 73 Titeln *Δεσμώτης*, *Πυρφόρος*, *Λυόμενος* auf; es war Willkür von Th. Bergk, zu verlangen, in ihm müßten noch alle Werke mit 90 oder 95 Titeln gestanden haben, und daraufhin zu den vier Kolumnen eine fünfte von 19 Titeln zu ergänzen: der Biograph, dem wir den Katalog verdanken, zählt selbst nur 75 Stücke; und es ist Willkür, in dieser fünften Kolumne den Pyrkaeus einzusetzen, die Alkmene wegzulassen und andere Titel zu verschieben (Dieterich, Bannier). Ein viertes Prometheusstück ist nicht glaublich, sobald der Pyrphoros aus der Trilogie ausscheidet.

Es bleiben ihr also zwei Dramen. So urteilten Bernhardy, Dindorf, Bergk, H. Weil. In einer alten Ausgabe folgten D e s m o t e s und L y o m e n o s unmittelbar aufeinander (Schol. 511 u. 522). Der Verfasser des Kommentars zum Prom. *δεσμώτης* (Etym. M. s. v. *προσέληνος*), d. h. Didymos, wird sie so gelesen haben. Aber man darf daraus nicht auf das Staatsexemplar des Lykurgos schließen oder weiter auf das Exemplar, das Aischylos dem Archon einreichte. Nur innere Gründe können entscheiden, ob beide Dramen gleichzeitig mit Rücksicht auf einander gedichtet und zusammen zur ersten Aufführung gebracht worden sind. Das hat Gottfried Hermann 1828 mit guten Gründen bestritten (*Opusc. IV 253 ff.*); ein schwächlicher Widerruf erfolgte allerdings drei Jahre vor seinem Tode, und seitdem ist fast jeder Widerspruch verstummt. Aber nichts spricht positiv dafür, daß der gefesselte Prom. in Hinblick auf die Versöhnung des Lyomenos angelegt ist, und nichts,

---

*Prometheum autem in monte Scythiae nomine Caucaso ferrea catena vinxit; quem alligatum ad triginta milia annorum Aeschylus tragoediarum scriptor ait*) ist schwerlich dem Pyrphoros (Nauck) sondern dem Lyomenos entnommen, dem Hygin gleich darauf die Bekränzung entnimmt, und dessen Titel er *II 6* genau angibt. Nur *Scythiae* mag ein Zusatz der Vulgata (aus dem gefesselten Prom.) sein. Der Pyrphoros spielte zudem schwerlich am Kaukasos, sondern wohl in Griechenland, vielleicht in Athen.

[2]) Bestätigend tritt hinzu Philod. *π. εὐσ.* 87 b, wo etwa zu ergänzen ist: *κα[ὶ ἡ Γῆ προσήει] κατά γ' Αἰσχύλον* (?) *ἐν τῷ Λυομένῳ Προμηθεῖ [πρὸς τὸν υἱὸν ὑπ]ὸ Διὸς δεδ[εμένον] καὶ πάντες [οἱ Τιτᾶνες λυτ]ρωθέντες [ἐξ Ἅιδου, ἀπὸ δ'] οὐρανοῦ κ[ατελθόντες κ]αὶ Διόσκουροι* ,.

daß der befreite Prom. sich auf den Voraussetzungen des anderen Dramas aufbaut. Vielmehr beweisen Widersprüche wie Ähnlichkeiten, daß beide Tragödien Schöpfungen für sich sind, die durch sich allein wirken sollten. Erstens die Widersprüche. 1) Den 30000 Jahren des *Λ.* stehen 12 Generationen = 400 Jahre im *Δ. 774* gegenüber neben unbestimmteren Wendungen. 2) Im *Δ.* zeigt Prom. unbeugsamen Trotz, im *Λ.* ist er mürbe geworden (*fr. 193*) und nimmt Kranz und Ring als Symbol ewiger Knechtschaft. 3) Auch der Charakter des Zeus ist ein anderer: der *Δ.* schließt Versöhnlichkeit aus, im *Λ.* hat Zeus die Titanen bereits aus dem Tartaros befreit. 4) Zeus' Boten Apollon und Kastor im *Λ.* erreichen die erstrebte Versöhnung und Befreiung, im Gegensatze zu dem Hermes des *Δ.*, und Herakles erschießt den Adler (*fr. 200 f.*) nach dem Plane des Zeus. Im *Δ.* 77 gilt Herakles allein als künftiger 'Befreier' des Prom., aber *ἄκοντος Διός*. 5) Im *Λ.* erscheint der Adler einen Tag um den anderen (*tertio quoque die fr. 193, 10*), im *Δ.* 1024 wird er *πανήμερος* angekündigt, doch sind die Verse verdächtig. 6) Nach dem *Δ.* 1026—29 soll Cheiron an Prom. Stelle in den Hades hinabgehen; im *Λ.*, der am Kaukasos spielt, hat Cheiron keinen Platz. 7) Das Versenken des Felsens am Schlusse des *Δ.* kann nur wirken, wenn Prom. verschwunden bleibt und nicht nach einer Pause wieder an seinem Felsen sitzt. 8) Dieser Felsen stellt aber im *Λ.* den Kaukasos vor, im *Δ.* einen einsamen Berg Skythiens am Ende der Welt im NW. hart am Okeanos. 9) Wo bleiben die treuen Okeaniden, die mit Prom. in den Tartaros versunken sind? Wir fragen nicht nach ihnen, wenn mit deren Untergange das Stück schließt, wohl aber, wenn ein zweites folgt, das ohne weiteres einen anderen Chor auf die Bühne bringt. Zweitens sind die Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten beider Dramen zu groß. 1) Prom. als Wohltäter der Menschheit war in beiden behandelt, er selbst führte beide Male seine Verdienste auf. Eine unerträgliche Dublette, wenn die Stücke aufeinander folgten. 2) Geographische Beschreibungen gab Prom. ganz analog im *Λ.* dem Herakles, im *Δ.* der Io, beide sehr ausführlich. 3) Von der zukünftigen Befreiung ist bereits im *Δ.* mehrfach die Rede, und schließlich wird die eventuelle Ehe des Zeus mit Thetis, von der alles abhängt, so gründlich prophezeit, daß damit einem folgenden Drama alles bis auf den Namen der Göttin vorweggenommen sein würde. Offenbar sollte das nicht noch einmal vorgeführt werden. 4) Im Einzelnen stimmten manche Wendungen auffallend, fast wörtlich überein, wie sogar aus den wenigen erhaltenen Bruchstücken des *Λ.* erhellt (vgl. K. Frey, Progr. Schaffh. 1876). So *fr. 193, 6 Iovisque numen Mulciberi adsient manus* mit *Δ.* 619 *βούλευμα μὲν τὸ Δῖον, Ἡφαίστου δὲ χείρ*, eine offenbare Nachahmung. *Fr. 193, 1—3 Titanum soboles, socia nostri sanguinis, generata Caelo, adspicite religatum asperis vinctumque saxis* mit *Λ.* 137 *Τηθύος ἔκγονα* .. 141 *δέρχθητ' ἐσίδεσθ' οἵῳ δεσμῷ προσπόρπατος τῆσδε φάραγγος σκοπέλοις ἐν ἄκροις φρουρὰν ἄζηλον ὀχήσω* und 93 *ἴδεσθέ μ' οἷα πρὸς θεῶν πάσχω θεός* (auch *fr. 190*, *Λ.* 298 f. 147—149). Ferner *fr. 193, 7* mit *Δ.* 64; *193, 9* mit *Δ.* 143; *193, 11* mit *Δ.* 1022; *193, 26* und *208*a mit *Λ.* 94. Die Marschanapäste der Titanen *fr. 190, 1* beginnen mit *ἥκομεν*, die des Okeanos *Δ.* 283 mit *ἥκω*, wie auch Kratos V. 1 *ἥκομεν* sagt.

Damit ist die enge Verbindung auch der beiden verbleibenden Stücke der Trilogie gesprengt: beide sind nicht aus einem gemein-

samen Plane für eine einheitliche Gesamtwirkung entworfen, sondern jedes auf sich selbst gestellt, aber abgesehen von dem Stoffe auch dadurch verbunden, daß trotz einer ganz anderen Auffassung im Einzelnen das eine Drama dem anderen vieles entlehnt hat. Der verlorene *Λυόμενος* war ohne Zweifel die ältere Tragödie, schon sein Chor der Titanen eine originelle, großartige Erfindung, der gefesselte Prometheus aber das jüngere Konkurrenzstück, in Einzelheiten die Kopie. Der Lyomenos ist gedichtet vor 462, als Pindar die Befreiung der Titanen verwertete (Ol. 4, 291); vor 467, als Aischylos in der Sphinx ein Selbstzitat aus dem Befreiten Prom. anbrachte (*fr. 235*); und wahrscheinlich vor 472, wo er den Stoff in seinem Satyrdrama travestierte (v. Wilamowitz). In der Technik wird er den Hiketiden und Persern ähnlich gewesen sein. Der gefesselte Prom. ist dagegen, wie sich noch zeigen wird, erheblich jünger.

Bei einer Wiederaufführung der Dramen mag man den Versuch gemacht haben, längst vor Didymos, beide hintereinander zu geben. Wenigstens sprechen dafür zwei Schauspielerinterpolationen: Desm. 270—272, in denen Prom. vorzeitig anfängt mürbe zu werden, und 1020—25, worin auf den Adler des Lyomenos verwiesen wird. An beiden Stellen liegen unzweifelhaft jüngere Zusätze vor. Nachdem Prom. soeben versichert hat, daß er alles vorausgewußt (265; vgl. 101 ff.) und dennoch bewußt gefehlt hätte, kann er nicht in einem Athem hinzufügen: 'aber so schlimm hatte ich mir meine Strafe nicht gedacht, hierher kommt ja kein Mensch' (270 ff.), das ist dumm. Die Strafe wird ja nachher weit schärfer. Er wird in den Hades oder Tartaros (1016—19; vgl. 1029) hinabgestoßen und dereinst nur durch eines Ersatzmannes (Cheirons) freiwilliges Opfer befreit werden (1026—29). Dieses düstere Unterweltsgemälde wird unterbrochen durch ein anderes Zukunftsbild vom Kaukasos: täglich kommt der Adler geflogen, um die Leber zu fressen (1020 ff.); dazu wird der Felsen wieder an die Erdoberfläche kommen. Cheiron soll aber gleichwohl nachher zum Hades hinabgehen? Das ist eine Unmöglichkeit, die nachträglich einen Ausgleich zwischen Desmotes und Lyomenos herbeiführen sollte[1]. Beide Dramen waren also ursprünglich noch schroffer getrennt. Von der Welckerschen Trilogie bleibt nichts übrig.

Die Befreiung von einem erzwungenen Zusammenhange ist uns in doppelter Beziehung wertvoll. Einmal literar-historisch. Wenn die stoffliche Prometheustrilogie, diese Hauptstütze der Welckerschen Anschauungen, ebensowenig besteht wie etwa die Thematrilogie der Perser u. a., so dürfen wir uns für die Anfänge der attischen Tragödie wieder Einzeldramen denken und in den großen Kompositionen der Oresteia von 458, der Lykurgeia des Polyphradmon und der Oidipodeia von 467 eine besondere Blüte der tragischen Kunst sehen. Eine Verallgemeinerung ist so wenig zulässig als etwa bei Schiller, wollte man hier vom Wallenstein ausgehen.

Sodann können und müssen wir, von der Rücksicht auf den Lyomenos befreit, endlich wieder den Desmotes unbefangen aus sich heraus interpretieren, der größte Gewinn für dessen Verständnis. Namentlich die Schuld des Prometheus und die angebliche Schuld der Io erhalten

---

[1]) Tilgt man 1020—25, so muß man (wegen 1016 *πρῶτα μέν*) 1026 *τούτου δέ* schreiben.

jetzt nicht mehr ihr Licht von der künftigen Gnade des allmächtigen obersten Gottes, der Widerstrebende und Aufrührer durch wohlverdiente Leiden läutert und unerforschliche Wege geht in höchster Allweisheit. Zerrbilder wie die Schömanns und Weckleins zerrinnen in nichts. Io ist wieder die unschuldig verfolgte keusche Jungfrau, Prometheus der ebenbürtige, aber dem Zeus unterliegende Gegner, der von dem Sieger um so härter und grausamer gefoltert wird, als er ihm zur Tyrannis verholfen hat. Zeus regiert als Gewaltherrscher, mitleidlos und unerbittlich (Stensloff 1867 nach Westphal); nicht nur aus Äußerungen der Io und vielen des Prometheus geht das hervor, sondern auch aus solchen des Hephaistos, Kratos, Hermes und sogar des Chores (162—166): Gewalt geht vor Recht (Verse wie 149f. 186f. 403 erinnern an die berühmte Wertung des Gesetzes bei Pindar *fr. 169*). Von einer sittlichen Schuld des Prometheus oder gar der Io ist in dem Götterdrama keine Spur zu finden; mit den Worten *ἐσορᾷς μ', ὡς ἔκδικα πάσχω* sinkt Prometheus hinab in den Tartaros, schließt die Tragödie. Eine Verfehlung wird zwar von ihm selbst anerkannt. Das ist aber nicht einmal ein Verstoß gegen den Kastengeist, daß er den Menschen die Ehrenrechte der Götter gab (R. Hirzel, Themis 200. 221), sondern Unbotmäßigkeit gegen den neuen Gewalthaber, deren Folgen er voraus wußte, die Unklugheit eines Märtyrers, der sich in den Dienst der Menschheit gestellt hat. Das alles hat P. Richter (Dramaturgie des Aesch., Leipzig 1892) treffend ausgeführt.

Welcker selbst ging nicht so weit wie seine Gefolgsleute, den ganzen Desmotes aus dem Grundgedanken des Lyomenos heraus zu interpretieren. Er sah klar, daß über den beiden Todfeinden als höhere Macht die Notwendigkeit thront (936, 516, auch 909 ff.), der W. die ausgleichende göttliche Gerechtigkeit zuschreibt, und ferner daß der Zeus des Desmotes mit der Zeusreligion des 5. Jahrh.s und des Aischylos selbst nichts zu tun hat, sondern daß sich in diesem Drama Götter der alten Titanomachie bekämpfen. In der Tat war Prometheus einmal ein großer Gott. Nach ihm sind in verschiedenen Gegenden benannt worden: Prometheus, Promethiōn, Promathiōn, Promethos, Promethis und der Historiker Promathidas in Herakleia, auch ein Ort Promethion auf Sizilien; Epimetheus, eine rein literarische Gestalt, hat nichts Derartiges aufzuweisen. Prometheus hat nicht nur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gewußt und das Feuer den Menschen geschenkt, sondern diese selbst geschaffen, er war also eigentlich auch der Schöpfer von Himmel und Erde, der die Ehrengaben unter die neuen Götter zu verteilen hatte (Desm. 439f.). Sein Sohn Deukalion erweckte nach der Flut Menschen aus Steinen, aber zu Panopeus in Phokis zeigte man die Überreste der Steine, aus denen Prometheus selbst die Menschen gemacht hatte (*Paus. X 4, 3*); die Erschaffung der Pandora durch Hephaistos bei Hesiod ist der älteren Schöpfungsgeschichte nachgebildet. Unzählige Autoren wissen davon, die älteste Sappho (*fr. 145*). Eine uralte Dichtung berichtete, daß Prometheus zuerst die Tiere aus Lehm geschaffen habe, jedes eigenartig, dann von jedem etwas Ton genommen und daraus die so verschiedenartigen Menschen zusammengesetzt habe (*Philemon fr. 89 K., Hor. C. I 16, 13*); darauf fußte, wie Kießling erkannt hat, der Weiberspiegel des Semonides von Amorgos (um 650?), in dem die einzelnen Frauen von verschiedenen Tieren hergeleitet werden. Jene Prometheusdichtung war älter als die Erzählungen in Theogonie und Erga, die den Diebstahl des Feuers etwas skurril und die Opfer-

einrichtungen des Prometheus verständnislos wiedergeben, beides freilich Einlagen, nicht von Hesiod gedichtet (G. Raddatz, De Prom. fab. Hes., Greifsw. 1909). Die Tragödie hat noch die älteren Züge bewahrt (z. B. 495 ff.). Der Gegensatz des Prometheus zu Zeus wurde nicht auf der Hauptsache der Schöpfungsgeschichte aufgebaut, denn dann wäre der neue Gott nicht zu seinem vollen Ansehen gekommen, sondern auf Einzelheiten, die den Titanen ins Unrecht zu setzen schienen. Aber trotz des Diebstahles bleibt Prometheus in der Tragödie der dem Zeus ebenbürtige Gott. Der Lyomenos schilderte unter religiösen Gesichtspunkten die Versöhnung zweier verschiedener Weltanschauungen und ihrer göttlichen Vertreter; der Desmotes zeigt das Ringen der Feinde und das Unterliegen des Titanen nach alten Vorlagen und modernen politischen Bürgerkämpfen, aber ohne einen Gedanken an eine sittlich-religiöse Schuld des unterliegenden Helden.

Die Loslösung des Desmotes aus der Trilogie ermöglicht die unbefangene Würdigung seines Helden und der dramatischen Handlung. Sie ermöglicht auch eine gesunde Interpretation des Textes im Einzelnen, wodurch sich z. B. Zusatzverse erkennen lassen; und nur die exakte Interpretation des erhaltenen Dramas vermag über die Frage sicheren Aufschluß zu geben, die seit einem halben Jahrhundert alle beschäftigt, die sich mit dem Prometheus abgegeben haben, die zuerst von Westphal behauptete Überarbeitung des Desmotes. Es kann traurig stimmen, sehen zu müssen, wie gegenüber einem solchen gewiß hochinteressanten Probleme alles andere verkümmert[1]) und auch für dieses eine Problem die Entscheidung nicht in dem Aufbau des Stückes gesucht, sondern aus äußeren Argumenten, Metrik, Sprache, Bühnentechnik usw., entnommen wird. Unbeirrt ist in den letzten Jahrzehnten nur C. Robert an die Interpretation herangetreten (*Hermes 31, 571 ff.*) und hat festgestellt, daß das Stück einheitlich, aus einem Gusse geschaffen ist; ebenso urteilt mit Recht auch F. Maury (De cantus in Aesch. tr. distributione, Paris 1891, S. 108). Aber man muß einräumen, daß viele Einzelheiten noch nicht erklärt, manche Stellen auch schwer verderbt sind. So ist sicherlich nicht richtig überliefert 436 f. *μή τοι χλιδῇ δοκεῖτε μηδ' αὐθαδίᾳ*

*σιγᾶν με· συννοίᾳ δὲ δάπτομαι κέαρ.*

Das Schweigen, töricht vom Scholiasten erklärt, dient einer raschen Kritik, indem das Präsens für ein Präteritum genommen wird, als Anhalt der Überarbeitung, weil in der Tat Prometheus, so lange der Chor sang (399—435), gar keine Möglichkeit zu reden hatte und noch weniger Anlaß mitzusingen. Also paßt die Entschuldigung hier nicht. Aber soll sie etwa ehemals am Schlusse des Stückes gestanden haben, wo Hermes den Vorwurf der *αὐθαδία* erhoben hat (1012)? Oder wie sonst denkt man sich den damaligen Zustand des Stückes und seine Zerrüttung? Nein, Prometheus hat den vermittelnden Okeanos ziemlich schroff heimgeschickt (286—398) und muß nun dem Chore, der inzwischen gesungen hat, sein voriges Verhalten erklären: er sei nicht so selbstgewiß, stolz oder kalten Blutes und gleichgiltig, wie es aussehe, sondern empfinde stark den Undank für seine Leistungen, die er nun beschreibt. Dazu paßt *σιγᾶν* nicht, ist also verderbt (aus 441 eingeschleppt); man erwartet also *σφριγᾶν* (*σπαργᾶν*, *ὀργᾶν*) oder *ῥιγῶν*. Sonstige Argumente der

---

[1]) Selbst Gefundenes wird ignoriert wie Schömanns glänzende Emendation 860 f. *Πελασγία δ' ἐνδέξεται θηλυκτόνῳ ἄγει.*

Überarbeitung hat Robert ohne Textänderungen entkräften können. Sieht man von einigen unbedeutenden Widersprüchen, etwa 20 interpolierten Versen und den späten Textverderbnissen ab, so ist alles im Desmotes in schönster Ordnung, und von einer durchgreifenden Überarbeitung kann keine Rede sein.

Aber die exakten Beobachtungen von Westphal u. a. über den großen Abstand des Desmotes von dem übrigen Nachlasse des Aischylos behalten doch ihre unbestreitbare Gültigkeit. W. selbst wollte auch zuerst nur beweisen, daß dieses Drama jünger als die übrigen sein müsse (Vorrede zur Metrik I[1] XVII f.). Da aber die Orestie zwei Jahre vor Aischylos' Tode gedichtet ist, und der Abstand zu groß erschien, um den Desmotes in eins dieser zwei Jahre zu setzen, schloß W. (Proleg. 1869) auf eine sehr durchgreifende Überarbeitung etwas späterer Zeit, bei der alle Chorlieder ersetzt sein sollten und auch im übrigen alles Wesentliche und viel Unwesentliches geändert sein müßte. Der Abstand ist durch andere Untersuchungen immer fühlbarer geworden. Aber wer sollte die herrlichen alten Chorlieder des Aischylos wohl gestrichen haben, die an Umfang rund dreimal so viel Verse gezählt haben müßten als die dürftigen erhaltenen? Wer sollte den Dialog und die ganze Handlung durchweg erweitert und so umgestaltet haben, daß sie nun nicht mehr zum Lyomenos paßt? Die wenigen sicheren Einschübe zeigen, daß im Gegenteil bei einer Wiederaufführung eine Annäherung erstrebt wurde. Die Hypothese der Überarbeitung führt, konsequent durchgedacht, zu einem gänzlich anderen Urdrama des Aischylos, von dem schlechterdings keine Spur erhalten ist. Dieser Gedanke muß also endgültig fallen.

Fraglich ist jedoch die Abfassungszeit des uns unter den sieben Dramen des Aischylos überlieferten Prometheus, wenn alle die verschiedenen Anzeichen jüngerer Zeit richtig beobachtet worden sind. Man datiert sonst allgemein den Desmotes nach dem Orakel *ex eventu* von einem Wiederausbruche des Aitna, der im Jahre 478 oder 475 erfolgt ist. Aber die Verse 365—374 sind interpoliert, wie zuerst Al. Kolisch gesehen hat (er hätte nur nicht dem Prometheus jede Sehergabe absprechen und die willkürlichsten Folgerungen aus einer an sich schlagenden Beobachtung ziehen dürfen). Der Hephaistos soll auf dem Typhon und dem Aitna (368 f.) sitzen, obwohl er den Prometheus soeben in Skythien angeschmiedet hat. Okeanos weiß, wie schlimm es Atlas und Typhon gegangen ist (σὺ δ' οὐκ ἄπειρος 375); aber er kann nichts von einer künftigen Erhebung wissen. Mit dem kilikischen (353) Typhon ist es aus, er ist zu Asche zerstäubt (364). Prometheus würde ihn ja auch sonst nicht mit dem Atlas als warnendes Beispiel anführen, um dem Okeanos jeden Konflikt mit Zeus zu ersparen. Also die Weissagung widerspricht dem Zusammenhange, die Verse sind unecht, ebenfalls eine Schauspielerinterpolation, vielleicht nach einem der Ausbrüche [478/5] 425 oder 396 zugesetzt. Die Datierung des Desmotes ist wieder frei geworden, die Argumente Westphals und seiner Nachfolger bekommen alleinige Geltung. Das Drama ist erheblich jünger als der Lyomenos; ja wenn die Lebenszeit des Aischylos sich weiter erstreckte, würde man ohne Zaudern über 456 hinunter gehen.

Der Verfasser des Desmotes geht seine eigenen Wege. Er gibt zwar auch dem Lyomenos entsprechende kulturhistorische und geographi-

sche Schilderungen, jene aus dem Lyomenos, diese als Pendant; er hat auch medicinische Bücherkenntnisse. Aber er läßt sich durch die religiöse Grundstimmung des Lyomenos nicht beeinflussen und liebt eigenartige moralische Gnomen und Lebenswahrheiten. Dies letztere steht im Gegensatze zu den übrigen Dramen und zu den Angaben der alten Vita, wonach Aischylos das Sentenziöse wie auch das Manirierte mied. Im Desmotes aber stehen Gnomen haufenweise (35. 44. 46f. [vgl. Plat. Gorg. 457a]. 49. 50. 103f. 105. 226f. 265f. 277f. 311. 331 usw.). Manche Sentenz ist dem politischen Leben entlehnt, wie ja der ganze Charakter des Zeus nach dem Bilde eines politischen Tyrannen gezeichnet ist; selbst die Meermädchen sind durch trübe politische Erfahrungen entflammt: 1068ff. Anderes, was sie vortragen, klingt ganz kleinbürgerlich, so die Warnung vor einer Ehe mit einem Adligen oder einem übermäßig Reichen (886—893), eine hausbackene Lebensregel, wenig für ein Chorlied geeignet, gar nicht dem Aischylos zuzutrauen. Der Verfasser des Desmotes ist in der Rhetorik und Sophistik zu Hause. Hermes schilt den Prometheus *σέ, τὸν σοφιστήν, τὸν πικρῶς ὑπέρπικρον* (944), und für Kratos ist er ebenfalls Sophist (62); das ist nicht der uralte Erfinder sondern der richtige verschlagene (310) Sophist des 5. Jahrh.s mit dem bitteren Beigeschmacke des Wortes, der Vers 59 *δεινὸς γὰρ εὑρεῖν κἀξ ἀμηχάνων πόρους* (vgl. Arist. Ritter 758) beweist es klar. Das hat Steusloff (Progr. 1867, 35) erkannt. *Σόφισμα, τρόπος, τέχνη* usw. sind beliebte Schlagwörter. Die rhetorische Technik des Verfassers tritt in der durchsichtigen Gliederung des Dramas hervor, in der geradezu raffinierten Stoffverteilung (der Dichter gibt sogar zu verstehen, welche Mühe er darauf verwendet) und im schulmäßigen Aufbau der größeren Reden, die meist ein das Thema ankündigendes Prooimion und einen zusammenfassenden oder in eine besondere Betrachtung ausklingenden Schluß enthalten, bisweilen auch noch in der Mitte eine künstliche Retardation oder Unterbrechung aufzeigen, um das Eintönige langer akademischer Erörterungen zu vermeiden. In den Stichomythien folgt Rede und Gegenrede Schlag auf Schlag, so meisterhaft, daß sie hinter keiner Wechselrede bei Euripides oder in den Dialogen Platons zurückbleiben. Selbst die Lieder entbehren zwar öfter der Tiefe wirklich poetischer Gedanken oder der lyrischen Stimmung, aber nie der feinen Durcharbeitung, die ihnen eine Wirkung wenigstens als rhetorische Leistungen sichert. Alle Mittel der ausgebildeten rhetorischen Technik des 5. Jahrhunderts sind hier oft angewandt, was Kußmahly verfolgt hat: die Anadiplose (*ἑκών, ἑκών* u. dgl., 28 mal), die etymologische Figur (*ἄκουσαν ἄκων*), Häufung synonymer Ausdrücke (*ὀδυρμοὺς καὶ γόους*), auch asyndetisch (*σέβου, προσεύχου, θῶπτε* 937), ein Fangspiel wie 971 *χλιδᾶν ἔοικας* .., '*χλιδῶ*'; *χλιδῶντας ὧδε* usw.; ein reicher Partikelschatz, namentlich der Adversativpartikeln, hilft die Entwicklung der Gedanken verschärfen, die in sich bisweilen zerlegt werden in Gegensätze von positiver und negativer Form (106, 197f. 260f.; vgl. etwa [Herodes] *π. πολιτείας*, d. h. wahrscheinlich Thrasymachos), — lauter Kunstmittel, die Aischylos sonst entweder gar nicht kennt oder nur in ganz bescheidenem Umfange anwendet. Daß er als Greis in den beiden letzten Lebensjahren das Neue sich so völlig zu eigen gemacht haben sollte, ist kaum anzunehmen. In den Bildern und Metaphern vollends zeigt der Prometheus einen ganz anderen Charakter, eine andere

Welt. Hier im ganzen fünf kurze und trockene Bilder, davon eins sicher entlehnt (856 ff. aus den Hiketiden); dort prächtige Vergleiche und Bilder, oft zu großen Allegorien ausgeführt, in ziemlicher Anzahl (Ag. 27, Choeph. u. Sieben je 11, Eum. 10, Pers. u. Hik. je 9). Der Dichter arbeitet stark auf den theatralischen Effekt hin, und das nicht nur mit seinen bühnentechnischen Mitteln, die dem Prom. eine Sonderstellung gegenüber allen erhaltenen attischen Tragödien geben. Man beobachtet nicht selten Pose und rhetorische Übertreibungen. Auch die merkwürdig häufig verwandte Form der Ironie ist charakteristisch (82. 95, 169, 202 usw.).

Die sprachlichen Ausdrücke im Einzelnen geben oft haarscharfe Bestimmungen, bezeugen aber ein Versiegen der poetischen Kraft und Urwüchsigkeit. Dem großen Sprachbildner Aischylos schreibt B. Todt fast 1400 Worte eigener Prägung zu, abgesehen vom Prometheus, diesem nur 120; freilich bot die Kürze und Nüchternheit der Chorlieder wenig Boden für dieses Wachstum. Aber 500 Worte finden sich im Prometheus, die in den übrigen Dramen und Fragmenten des Aischylos nicht wiederkehren (so *αὐθάδης, ἐφήμερος, πεδάρσιος, ταλαίπωρος, φιλάνθρωπος, δάμαρ, φάραγξ, εὐηθία, γεγωνέω*). *Φυγγάνω* hat Soph. El. 130 und Thuk., *βασιλικός* (869) erst Platon, den Opt. *χρείη* Soph., das *-κα* Perf. von Verben auf *-ξω* Eur., ebenso das Fut. Pass. von Verb. contr. (*συληθήσεται* 761), überhaupt wird das Fut. Pass. häufig und das resultative Perf. dringt ein (Wackernagel 1901 u. G. Nachr. 1904), das *ν ἐφελκ.* in *ἔλυεν* neben altem *ἔλυσεν* (W. Schulze mündlich; vgl. GGA 1897, 902). Vielfach ist der Wortgebrauch ein anderer. Syntaktische Verbindungen im Desmotes sind singulär wie *ὅπως* in Aufforderungen, andere werden häufig wie die Attraktion (R. Förster 1866). Wackernagel erkannte, daß all dies nicht einzelne Teile des Dramas als jung erweisen, sondern das Ganze (Straßb. Phil. Vers. 1901).

Auch in der Metrik steht der Prometheus allein. Die vielen Anapäste im 1. Fuße des Trimeters waren schon G. Hermann aufgefallen: 12 (und ein Eigenname) gegen 17 in allen anderen Tragödien zusammen. Die Cäsuren in der Mitte sind andere; überaus beliebt ist die Dihärese vor dem letzten Jambus, oft mit Interpunktion verbunden (60 *ἀσφαλῶς,* | *ἵνα* | *μάθῃ* 43 *σὺ δὲ* | *τὰ μηδ.*): das stimmt zu der Technik des Sophokles. Am meisten Sorgfalt haben die modernen Kritiker auf die Gesangpartien verwendet und in der Kürze und in dem Aufbau der Strophen, in ihrem Ersatze durch je einen kleinen Satz sowie in den meisten Versmaßen selbst das unaischyleische nachgewiesen. Dieses Kernstück der Beweise für die Überarbeitung möge hier als bekannt vorausgesetzt werden. Westphals Beobachtungen über die ganze Technik sind von allen Nachfolgern, so von Bethe (vgl. auch Heidler, Maury u. a.), bestätigt worden. Auch die Bühnengesänge der Schauspieler (Monodien des Prometheus 88—127, in verschiedenen Metren, ganz singulär; der Io 566—588) finden sich oft bei Euripides, zweimal bei Sophokles (Aias 394 ff. El. 86 ff.), nie bei Aischylos. Auffallend ist, daß die Schauspieler so viele Anapäste erhalten haben, die in älterer Zeit nur dem Chore gegeben wurden (so in Hik., Sieben u. Choeph., die Perser geben ihm 92%, Ag. 61%, Eum. 24%, Prom. 10%, d. h. 15 von 152 Anapästen); am auffallendsten das Marschlied des Okeanos 286 ff. und der ganze anap. Schluß des Dramas 1040—1093 (die früheste Parallele ist Eur. Medea von 431). Aber auch die rein lyrischen Partien des Chores sind stark beschnitten, wie sie

auch inhaltlich mehrfach den ἐμβόλιμα des Euripides gleichen; möglich, daß der Chor gar nicht tanzt (Robert), auch nicht als er den geflügelten Wagen verlassen hat, aber das wäre erst recht eine Singularität, eine unerhörte Neuerung, die man dem gealterten Aischylos noch weniger als dem jungen zutrauen würde. Kein Zweifel, daß die Beschränkung des Chores den Gepflogenheiten späterer Zeiten entspricht. Engelmann hat die Statistik für Aischylos aufgestellt (nicht ganz genau):

| | Verse i. S. | Verse des Chors | | | | | Jahr |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | lyr. u. Anap. | | ῥήσεις | zusammen | | |
| Hik. | 1072 | 594 | = 55 % | 67 | 661 | = 61 % | vor 480/79? |
| Pers. | 1076 | 457 | 43 „ | 35[+28] | [520] | 49 „ | 472 |
| Sieben | 1077 | 468 | 43 „ | 33 | 501 | 46 „ | 467 |
| Ag. | 1673 | 682 | 41 „ | 152[+7] | [841] | 50 „ | } 458 |
| Choeph. | 1076 | 380 | 35 „ | 72 | 452 | 42 „ | } 458 |
| Eum. | 1047 | 354 | 34 „ | 103 | 457 | 43 „ | } 458 |
| Prom. | 1093 | 151[147] | 13 „ | 55[54] | [201] | 18 „ | |

Vergleicht man dazu die Zahlen der sophokleischen Dramen

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Ant. | 1352 | 304 | = 22,5 % | 45 | 349 | = 26 % | 442/40 |
| Aias | 1419 | 266 | 19 „ | 83 | 347 | 24 „ | |
| Oid.K. | 1779 | 323 | 19 „ | 74 | 397 | 22 „ | |
| Oid.T. | 1530 | 256 | 16 „ | 57 + 7 | 320 | 20 „ | nach 430 |
| Trach. | 1278 | 205 | 16 „ | 42 | 247 | 19 „ | |
| Phil. | 1471 | 206 | 14 „ | 15 | 221 | 15 „ | 409 |
| El. | 1510 | 174 | 11 „ | 40 | 214 | 14 „ | vor 413 |

so ergibt sich, daß der Desmotes gegen Aischylos mit Sophokles zusammen steht, nur Elektra und der ganz junge Philoktetes gehen etwas über den Prometheus hinaus.

Der Beschränkung der Chorgesänge steht gegenüber, daß der Chor mehrfach wie ein Schauspieler an dem Dialoge teilnimmt, nicht abwartet, bis er gefragt ist, oder nur zwischendurch Betrachtungen und Ermahnungen einstreut, sondern den Gang des Dialoges, also der Handlung, leitet (631. 698. 745. 782. 819). Er übernimmt somit hier die Rolle eines dritten Schauspielers oder vielmehr eines vierten, da Kratos und Hephaistos neben Prom. auftreten. Denn von einer Puppe, in die der Schauspieler des Hephaistos (hinter Vers 81) geschlüpft sein soll, weiß kein einziger antiker Autor, und der Dichter würde wohl um eines solchen Kunststückes willen, schon bevor Prometheus das Wort ergreift (88 ff.), den Chor eingeführt haben. Auf den Prolog, in dem zwei Schauspieler den dritten herausschleppen und festnageln, konnte er gar nicht verfallen, wenn ihm nicht die Neuerung des Sophokles geläufig war. Aber da er diese nur für den Prolog ausnützte, zog er nachher sogar den Chor heran.

Die Zeit der Dichtung wird endlich genauer bestimmt durch die Flugmaschine und das Flügeltier neben dem einzigen Versenken des Felsens. Das entspricht der Bühnentechnik der zwanziger Jahre, Künste, die bald der Lächerlichkeit verfielen und wieder abkamen. Zu Bethes Material, mit dem er den Nachweis geführt hat, kommt jetzt noch der Pegasus in Eur. Stheneboia (Anfang des Photios; vgl. den vierbeinigen Vogel des Okeanos Prom. 288 f. 396 u. 398) hinzu, die vielleicht noch den

30er Jahren angehört (v. Wilamowitz, Class. Phil. III 229). Früher ist der Prom. nicht aufgeführt und nicht gedichtet worden. Denn wenn eine Überarbeitung des Dramas fälschlich behauptet worden ist und doch so viele schlagende Beobachtungen seinen Abstand von Aischylos und den Charakter der jüngeren Zeit zeigen, so ist der Prometheus eben nicht von Aischylos gedichtet. Einen *terminus ante quem* liefern Anklänge des Aristophanes von den Rittern an (424) und besonders die Parodie des Menschenbeglückers in den Vögeln (414); das auf eine 60 Jahre ältere Tragödie zu beziehen, wäre nicht zu rechtfertigen. Bei Wiederaufführungen und in Buchausgaben wurden beide Prometheus-Dramen verkoppelt: so kam der Desmotes in den Nachlaß des Aischylos, wie der Rhesos und Dramen des Kritias in den des Euripides. An Kritias erinnert der Dichter des Prometheus in manchen Dingen, aber nicht in allen.

Prof. Dr. Sarrazin sprach über Deutsch-englische Beziehungen im Spiegelbilde der neueren englischen Literatur (1800—1910).

Ein Ferienkursus für Philologen, der sich auf eine Reihe von drei Vorlesungen beschränkt, wird seine Hauptaufgabe darin sehen müssen, einen orientierenden Überblick über den gegenwärtigen Stand der zu behandelnden Wissenschaft und die bedeutsamsten Fortschritte zu geben, die zu diesem geführt haben. Daneben sind aber auch andere Aufgaben sehr wohl denkbar, z. B. die Behandlung einer Frage, die, obwohl sie für den Schulmann von Interesse ist, keine genügende Berücksichtigung in der wissenschaftlichen Literatur gefunden hat, aber den Gegenstand einer Sonderbeschäftigung des Kursusleiters bildet. Solche Fragen hat Prof. Sarrazin schon zweimal mit großem Geschick für die schlesischen Ferienkurse gewählt, indem er 1909 über das Auftreten des Imperialismus und des Keltizismus in der englischen Literatur und 1911 über die Spiegelung der deutsch-englischen Beziehungen in der englischen Literatur sprach. In den drei Vorlesungen über den letzten Gegenstand, den die englischen Literarhistoriker fast gar nicht berücksichtigen und der auch von den deutschen Bearbeitern der englischen Literaturgeschichte nicht genügend gewürdigt wird, bekam der Zuhörer erstens einen klaren Überblick über den Wechsel der deutsch-englischen Beziehungen in diesem und dem vorigen Jahrhundert, und zweitens wurde er mit den Hauptformen dieser Beziehungen und ihren Trägern bekannt gemacht. Es ergab sich, daß Perioden starken Interesses der Engländer für deutsche Literatur und deutsches Geistesleben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein völliges Ersterben dieser Beziehung in der zweiten Hälfte folgt, während gegen Ende des vorigen und im Beginn des jetzigen Jahrhunderts ein ganz anders geartetes Interesse erwacht, die einerseits achtungsvolle, aber andrerseits auch oft mißtrauische, ja feindselige Betrachtung der wirtschaftlichen Entwickelung Deutschlands. In jener Zeit literarischen Interesses sind zwei Abschnitte zu unterscheiden: eine ältere Zeit (um 1800), wo Salomon Geßner, Klopstock, Lessing, Schubart, J. H. Voß, die Brüder Stollberg, ja sogar Dichter vom Range Kotzebues und der heute vergessenen Friederike Bruhn und Romanschriftsteller wie Veit Weber, Vulpius und Heinrich Zschocke in England Übersetzer und Bewunderer fanden, und eine spätere (1820—30), wo Schiller, Jean Paul, die Romantiker, vor allem aber Goethe dort begeisterte Anhänger fanden. Auch die Epigonen der klassischen Zeit fanden noch Beachtung in England; so wurden die

Schicksalstragödien Müllners, die Erzählungen E. Th. A. Hoffmanns übersetzt und (1831) Raimunds Alpenkönig und Menschenfeind mit großem Beifall aufgeführt, ein Stück, dessen Nachwirkung man noch in des jungen Dickens Christmas Carol verspürt. Dieser von Deutschland ausgehende Einfluß findet seinen stärksten und reinsten Ausdruck in Thomas Carlyle, der das Leben Schillers und die Geschichte Friedrichs des Großen schreibt und Goethes Wilhelm Meister übersetzt. Jedoch vermochte keiner der genannten Dichter sich dauernd in der Gunst des englischen Publikums zu behaupten. Das einzige deutsche Werk, das in England wirklich volkstümlich geworden ist, sind die Grimmschen Märchen. Trotzdem geht von jenen Werken ein starker unmittelbarer Einfluß aus. Er zeigt sich sowohl in dem Stil, der natürlicher und zugleich schwungvoller wird, wie ganz besonders in der Ideenwelt. Es zeigt sich in der englischen Literatur ein bis dahin ihr fremder Sinn für das Kindlich-Naive, für Mystik und Symbolismus, für den Orient; man denke nur an Wielands Einfluß auf Southey und Thomas Moore. Auch das Interesse für Volkserziehung, das z. B. bei Wordsworth hervortritt, wie überhaupt der volksfreundliche Zug, welcher der bis dahin recht aristokratischen Literatur fremd war, geht auf den Einfluß der deutschen Literatur zurück. Ja sogar Kants kategorischer Imperativ wirkt in dem sittlichen Ernst, in der strengen Pflichtauffassung nach, die sich neben der heiteren, unbekümmerten Lebensauffassung des Gentleman bemerkbar machen. Freilich das deutsche Leben selbst interessierte die Engländer auch damals sehr wenig: dazu waren auch die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse des damaligen Deutschlands zu enge und kleinliche: sie hatten nichts Imponierendes. Wie wichtig dieser mittelbare Einfluß Deutschlands ist, zeigt sich am deutlichsten bei Carlyle, der mit seiner ganzen Ideenwelt, besonders auch mit seiner sozialen Ethik, unter deutschem Einfluß, besonders unter dem Goethes, steht und der seinerseits wieder Beaconsfield, Kingsley, Ruskin, Dickens u. a. m. beeinflußt hat. Seine sozialpolitischen Ideen, die noch stürmisch und etwas verschwommen in seinem Erziehungsroman Sartor Resartus und geklärt in seinem Werke Past and Present zur Darstellung gelangen, stammen offensichtlich aus Goethes Roman Wilhelm Meisters Wanderjahre her. Aus der Pädagogischen Provinz und Leonardos Tagebuch sind die Grundtugenden der sich erneuenden Gesellschaft: Entsagung, Ehrfurcht und Arbeit herübergenommen, wie auch die in Aussicht genommenen sozialen Reformen sich dort schon im Keime finden, so vor allem die Organisation der Arbeiter nach dem Vorbilde des Heeres.

Dieser starke deutsche Einfluß hört bald nach Goethes Tode auf, wo verschiedene Umstände auf eine immer zunehmende Entfremdung zwischen Deutschland und England hinwirken. 1817 wird die Personalunion zwischen England und Hannover gelöst. Die Vermählung der Königin Viktoria mit dem Prinzen Albert von Coburg-Gotha (1840) änderte bei der Zurückhaltung, die dieser sich auferlegen mußte und auferlegte, nichts an dem Absterben des deutschen Einflusses. Ganz besonders aber schadeten die politischen Zustände Deutschlands in jenen Zeiten dem Ansehen deutschen Wesens in England, zumal die hier Zuflucht suchenden deutschen politischen Flüchtlinge die in ihrer Heimat bestehenden Verhältnisse sehr schwarz malten. Nur deutsche Musik und deutsche Wissenschaft blieben bei den Engländern in Ansehen. So kann man von deutschen-englischen literarischen Beziehungen

in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gar nicht sprechen; nur Heinrich Heine findet eine gewisse Beachtung. Dem Ringen Deutschlands um seine Einheit steht England ohne Sympathie gegenüber. Der Krieg 1870/71 weckt Bedauern für Frankreich und Begeisterung für die neue Republik. Als Gründe für diese Entfremdung kommen nicht ausschließlich, ja nicht einmal an erster Stelle politische Gegensätze in Betracht. Die neueste Zeit ist überhaupt literarischen Interessen ungünstig; so erlischt auch in England das Interesse für die Literatur und besonders für die ausländische. Ferner war es nur natürlich, daß der starken, von Carlyle ausgehenden Begeisterung für Deutschland eine Gegenwirkung folgte, die noch durch die Befürchtungen, der Prinzgemahl könnte deutsche Einflüsse fördern, verstärkt wurde. Nicht zu vergessen ist auch, daß die Engländer wenig Neigung und Begabung für das Erlernen fremder Sprachen besitzen und daß das Deutsche für den Ausländer eine besonders schwere Sprache ist. Haben doch selbst englische Pädagogen wie Mathew Arnold, der selbst deutsche Sprache und deutsche Literatur wohl zu schätzen wußte, der ersteren Mangel an Klarheit und Genauigkeit vorgeworfen und sie für den Schulunterricht als wenig geeignet bezeichnet. Ganz besonders schwerwiegend jedoch sind kulturelle Unterschiede in Lebensgewohnheiten und Lebensauffassung, die, an sich zum Teil unscheinbar, doch es dem Engländer erschweren, sich in Deutschland und im Verkehr mit Deutschen behaglich zu fühlen. Französische Lebensart und französische Lebensweise sagen ihm eher zu. So ist die Entente cordiale nicht ein zufällig durch die Politik geschaffenes Verhältnis, sondern eine natürliche Beziehung, die sich allmählich etwa seit dem Krimkrieg entwickelt hat und auch dem immer stärker hervortretenden keltischen Wesen der Briten entspricht. Seit 1870 tritt ein regeres Interesse für Deutschland und besonders für Preußen hervor, das aber nicht mehr der Geisteswelt jenes bisher rein als die Heimat der Träumer und Musikanten betrachteten Landes, sondern seinen militärischen und seinen wirtschaftlichen Verhältnissen gilt. Ein solches Interesse war schon durch die Berichte englischer Kriegsberichterstatter 1870/71 geweckt worden. Aus ihm entspringen dann Werke wie Seeleys Leben und Zeitalter Steins, Sidney Whitmans Teuton studies u. a. m. Letzterer läßt zwar manche Schattenseiten des deutschen Lebens nicht unbeachtet (stumpfsinniges Philistertum, Kneipenleben, Klatsch, Überhebung des Adels, Hypochondrie, Nörgelsucht), verweilt aber gern bei den Lichtseiten. Als Wurzeln deutscher Kraft bezeichnet er den Idealismus, das Pflichtgefühl, die Hingabe an den Staat, die straffe Disziplin, die allgemeine Wehrpflicht, die häuslichen Tugenden der deutschen Frau, deren Wirtschaftlichkeit in den Arbeiterkreisen von besonderer Bedeutung ist. Er ist ein Bewunderer der preußischen Verwaltung und Bismarcks. Doch sieht er in Deutschland keinen gefährlichen Gegner Englands, da er in dem Aufblühen der deutschen Industrie nur ein Ergebnis zufälliger und vorübergehender Umstände zu sehen glaubt. Diese Auffassung hat sich wesentlich geändert seit John Ellis Barkers Buch über das moderne Deutschland, in dem er den Aufschwung, den Deutschlands Handel und Industrie, seine Kolonien und seine Seemacht genommen haben, in aufreizendem Tone als eine Gefahr für England hinstellt. Aus ihm schöpfte die Zeitschrift Quarterly Review, um in Artikeln auf The German peril hinzuweisen. Nun ging man darauf aus, durch Benutzung deutscher Geschichtswerke (Treitschke) und deutscher Zeitschriften (Grenz-

boten usw.) die Feindseligkeit der deutschen Weltpolitik zu erweisen, die darauf ausgehen sollte, ein deutsches Kolonialreich in Afrika unter Benutzung der Mißstimmung der Buren gegen England zu gründen. So ist allmählich Englands Interesse für deutsche Politik, deutsche Handels- und Industrieunternehmungen, das deutsche Flottenwesen zu einer Fieberhitze gestiegen, die ihren Ausdruck in allerhand politischen Schriften (Our German cousins) und hetzenden Zeitungsartikeln der Jingopresse findet.

Was solchen Ausführungen des Vortragenden einen ganz besonderen Reiz verlieh, war seine aus jahrzehntelangem engem persönlichem Verkehr geschöpfte Kenntnis des englischen Lebens und der Engländer und seine sich vor jeder Einseitigkeit hütende Unparteilichkeit, zu der ihn besonders auch seine optimistische Auffassung der künftigen Gestaltung der deutsch-engli schen Beziehungen befähigt. Dadurch erhielt aber der dreistündige Kursus einen intimen persönlichen Reiz, den eine literarische Behandlung desselben Gegenstandes wohl kaum bieten kann und der zugleich den gebotenen literarischen Anregungen eine besondere Kraft verleiht. Von der Fülle der letzteren kann dieser flüchtige Überblick keine Vorstellung geben.

Prof. Drescher behandelte Neue Probleme der neuhochdeutschen Metrik. Er hatte ihm besonders am Herzen liegende metrische Fragen gewählt, um verschiedene veraltete und unrichtige Anschauungen, welche sich im metrischen Unterricht noch fortschleppen, zu beseitigen und der oft ungerecht als trocken verurteilten Metrik ihre gebührende Wertung als einer höchst reizvollen und feinsinnige Wahrnehmungen bietenden Kunst zu sichern. Der Vortragende ging davon aus, daß die Verskunst eine Kunst fürs Ohr, nicht fürs Auge darstelle und zeigte an einer Reihe von Beispielen, daß bekannte Verse in Wirklichkeit rhythmisch etwas anderes bedeuten, als es nach dem Versschema, in dem sie niedergeschrieben wurden, der Fall zu sein scheint. Er erörterte dann die drei Grundelemente eines jeden Verses: den Rhythmus (musikalischer Akzent), die Quantität und den natürlichen Akzent (Satzakzent, Akzent der natürlichen Rede), indem er besonders nachwies, daß die Quantität nicht, wie man bisher annahm, im Deutschen zu vernachlässigen sei, sondern auch hier einen sehr erheblichen Einfluß auf die Gestaltung des Verses ausübe. Aus dieser neu erkannten Stellung der Quantität (vgl. über all diese Dinge Minor, Neuhochdeutsche Metrik[2] Straßburg 1902) ergab sich dann weiter eine Neuordnung des Verhältnisses des deutschen Verses zum antiken, da man bisher den antiken Vers als quantitierend, den deutschen im Gegensatz hierzu als akzentuierend bezeichnet hatte. Das neue, einzig fruchtbare Einleitungsmoment wird jetzt (von Minor) vom Rhythmus abgenommen und die Verse in Verse mit regelmäßigem (Jamben, Trochäen etc.) und unregelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung (Hexameter, Pentameter, aber auch freie Rhythmen, Knittelverse) geteilt. Aus diesem neuen Einleitungsgesichtspunkt ergaben sich dann eine Reihe wichtiger Folgerungen. Dann ging der Vortragende dazu über, den einzelnen Versfuß bez. den Takt, dann den ganzen Vers für sich zu betrachten und zeigte, daß ein wirklicher Vers bis zu einem gewissen Grad möglichst gewahrte Integrität besitzen müsse (Goethes Iphigenie) und daß von diesem Gesichtspunkt aus die Verse in Lessings Nathan nicht eigentlich stets Jambische Quinare, d. h. in sich geschlossene Versgebilde von fünffüßigen Jamben seien, sondern vielfach nur ein in ein

System von je 5 jambischen Versfüßen geordneter Text, und so könne beim Lessingschen Vers im Nathan entgegen der bisherigen Ansicht wohl nicht von häufigem Enjambement gesprochen worden; denn Enjambement kann nur da vorhanden sein, wo wiederum abgeschlossene Versgebilde vom Dichter gewollt seien. Ob nun abgeschlossene rhythmische, d. h. Versgebilde vorhanden seien oder nicht, darüber habe immer der Sinn zu entscheiden, d. h. die Sinneseinschnitte der Rede, die also immer im Zusammenhang mit dem vom Dichter gewollten Rhythmus betrachtet werden müßten. In dem dritten großen Abschnitte ging der Vortragende dann dazu über, einen historischen Überblick über die Geschichte der wichtigsten Versmaße (der verschiedenen Jambischen und Trochäischen Maße, des Hexameters etc.) zu geben und erläuterte deren Gebrauch und Vorkommen bei den verschiedenen Dichtern.

Privatdozent Dr. Hönigswald sprach über Probleme der modernen Logik. Die „moderne“ Logik ist mit ihren Problemen durchweg an der positiven Wissenschaft orientiert. Sie verwirklicht damit erst die Forderungen jener aristotelischen Bestimmung, wonach Logik „auf den wissenschaftlichen Beweis“ zu gehen habe. Freilich muß dabei der Begriff des Beweises, in seiner weitesten, die gesamte methodische Forschungsarbeit der Wissenschaft umfassenden Bedeutung verstanden werden. Logik ist die Theorie der wissenschaftlichen Methoden. — Die Interessen der Logik sind daher mit denen der positiven Forschung auf das innigste verknüpft und eine von den Gesichtspunkten wissenschaftlicher Forschung unabhängige Logik gibt es nicht. Unter solchen Umständen aber ist die Logik, als die Lehre von den Formen und Bedingungen wissenschaftlicher Forschung, nicht abgeschlossenes, sondern, gleich der positiven Wissenschaft selbst, in beständiger Bewegung und organischer Entwicklung. Neue wissenschaftliche Leistungen zeitigen neue Formen des wissenschaftlichen Denkens oder doch neue Kombinationen solcher Formen und damit auch neue Probleme der Logik. In diesem Sinne ist Logik Methodenlehre.

Damit aber ist im allgemeinen auch schon gesagt, wie Logik und positive Wissenschaft zusammenhängen. Es ist vor allen Dingen klar, daß und warum der Vertreter der positiven Wissenschaft nicht zugleich auch schon Logiker sein muß. — Sich bestimmten Bedingungen gemäß verhalten und sich dieser Bedingungen als solcher ausdrücklich und systematisch innewerden, ist eben zweierlei. Und auch der Logiker ist an sich nicht zugleich schon Forscher auf den Gebieten der positiven Wissenschaften, deren Theorie er erörtert. Man kann z. B. von dem Logiker nicht wie von dem Forscher mit Recht verlangen, daß er eine besondere experimentelle Technik beherrsche, wohl aber kann er in die Lage kommen, sich die Frage zu stellen, ob und inwiefern eine solche Technik den Formen der Argumentation einer Wissenschaft entspricht. Physik und Physiologie bedienen sich z. B. gelegentlich des Analogieschlusses. Aufgabe der Logik kann es nun werden, nicht nur die Verschiedenheit der Bedingungen zu fixieren, denen der Analogieschluß hier und dort, kraft der besonderen Eigenart der Forschungsgebiete, genügen muß, sondern unter Umständen auch zu der Frage Stellung zu nehmen, ob eine bestimmte Art der experimentellen Technik jener Verschiedenheit auch Rechnung trägt.

Mehr als die Frage nach dem Verhältnis der Logik zur positiven

Wissenschaft im allgemeinen wird aber die logische Diskussion beherrscht von dem Problem der Beziehungen zwischen Logik und Psychologie. Ist die Logik der Psychologie gegenüber selbständig oder bildet sie nur eine Sonderdisziplin der Psychologie? Die letztere Frage ist vielfach bejaht worden. „Die Logik" — heißt es einmal bei Theodor Lipps — „ist eine psychologische Disziplin, so gewiß das Erkennen nur in der Psyche vorkommt und das Denken, das sich in ihm vollendet, ein psychisches Geschehen ist". Die Logik, so meint diese These, müsse im Grunde genommen Psychologie sein, weil die Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigt, sämtlich auch Gegenstände der Psychologie seien. Allein solchen Begriffsbestimmungen stehen andere, prinzipiell entgegengesetzte gegenüber. Sie machen eine Auffassung geltend, die sich am besten in den folgenden Sätzen Kants wiedergeben läßt: „Einige Logiker setzen zwar in der Logik psychologische Prinzipien voraus. Dergleichen Prinzipien aber in die Logik zu bringen, ist ebenso ungereimt, als Moral vom Leben herzunehmen". .... „Wir wollen in der Logik nicht wissen: wie der Verstand ist und denkt und wie er bisher im Denken verfahren ist, sondern: wie er im Denken verfahren sollte. Sie soll uns den richtigen ... Gebrauch des Verstandes lehren". D. h.: Es wird der psychologisierenden Auffassung der Logik gegenüber hier der normative Charakter ihres Wesens betont und damit ohne Zweifel ein grundlegender Gesichtspunkt für die Begriffsbestimmung der Logik gewonnen. Psychologie hat es mit jedem Denken, genauer: mit jedem Versuch des Denkens zu tun, mit dem des Wahnsinnigen ebenso wie mit dem des Dichters oder des wissenschaftlichen Forschers; die Logik erörtert nur das „richtige" Denken, genauer: die Bedingungen, denen das Denken als richtiges genügt. Obgleich es eine Psychologie der Logik, d. h. eine wissenschaftliche Erörterung der psychischen Vorgänge gibt, die in dem „logisch" Denkenden ablaufen, sind die Aufgaben der Logik von denen der Psychologie doch grundsätzlich verschieden. Denn keine Psychologie vermag die Kriterien zu rechtfertigen, kraft deren das Produkt eines psychischen Geschehens als „logisch" bezeichnet werden darf. Die Logik leistet etwas der Psychologie grundsätzlich Entrücktes: sie liefert Gesichtspunkte der Auswahl aus dem, was die Psychologie der Natur ihrer Aufgabe nach wahllos zu bearbeiten hat.

Das Problem des Verhältnisses von Psychologie und Logik ist Gegenstand einer umfangreichen Literatur geworden, die sich am besten an der Hand der eingehenden Darstellung des Problems im ersten Band von E. Husserl's logischen Untersuchungen (Halle 1900) übersehen läßt. Entscheidend für die Beurteilung des Verhältnisses zwischen Psychologie und Logik aber erscheint die folgende Erwägung. Ist die Logik Theorie der Wissenschaft und ist Psychologie Wissenschaft, dann verhält sich die Logik zu der Psychologie nicht anders, wie zu jedem anderen positiven Forschungsgebiet, etwa zu der Physik. Daß die Gegenstände der logischen Untersuchung auch Objekte der psychologischen Betrachtung werden können, ändert an der Natur dieser Beziehung nichts. Daraus ergibt sich nun für die Begründung der Logik die fundamentale Forderung, sie frei von allen — auch den in subtilsten Formen auftretenden — psychologisierenden Gesichtspunkten zu gestalten. Es ist damit eines der Grundprobleme angedeutet, um die sich die Diskussion der Logik unserer Zeit dreht.

Im besonderen ist die moderne Logik wesentlich Theorie des Urteils. Das Problem des Begriffs nämlich, von dem die herkömmliche Schullogik ausgegangen war, wie das des Schlusses, in dessen Erörterung sie gewöhnlich gipfelt, erweisen sich einer tiefer eindringenden Betrachtung als durchweg in der Theorie des Urteils wurzelnd. Denn Begriff sowohl wie Schluß teilen mit dem Urteil den die Bedingung jedes Urteil bildenden Anspruch auf allgemeine Gültigkeit. Eine Verbindung von Vorstellungen wird erst kraft dieses Anspruchs, der wiederum in dem Wörtchen „ist" oder in diesen äquivalenten sprachlichen Elementen seinen adäquaten Ausdruck findet, ein Urteil. Der Begriff der — urteilsmäßigen — Allgemeingültigkeit ist daher zunächst zu untersuchen.

Allgemeingültigkeit ist die Bedingung, der jedes Urteil, gleichviel, welches sein Inhalt und die besondere Form seiner sprachlichen und gedanklichen Fixierung auch sein mag, genügen muß. Das Urteil will wahr sein; es fordert eine von allen individuellen Umständen unabhängige Geltung. Eine weitere, erst im besonderen Fall sich ergebende Frage ist es freilich, ob diese seine Forderung auch berechtigt sei, eine Frage, die aber natürlich nicht durch die Logik, sondern nur nach den Gesichtspunkten desjenigen besonderen Forschungs- oder Erfahrungsgebiets zu entscheiden ist, dem das Urteil seinem Inhalte nach betrachtet angehört. Es ist die Frage, ob eine zunächst nur subjektiv gültige Verbindung von Vorstellungen der allgemeinen Bedingung objektiver Gültigkeit unterworfen werden könne. Unabhängig von dieser Frage aber ist die Einsicht, daß, wenn eine Verbindung von Vorstellungen zu einem Urteil werden soll, sie den Anspruch auf allgemeine Gültigkeit erheben muß. Die Allgemeingültigkeit des Urteils bildet dessen Form und definiert mithin dessen Begriff.

Das aber heißt: die Möglichkeit eines ausdrücklichen Verzichts auf die allgemeine Gültigkeit eines Urteils betrifft immer nur den Urteilsinhalt. Er betrifft die Berechtigung des Anspruches auf allgemeine Gültigkeit, den eine in die Form des Urteils gekleidete Verknüpfung von Vorstellungen erhebt, nicht aber auf den Anspruch als solchen, der mit der Form des Urteils schon gegeben ist. Auch ist der Verzicht selbst — wie eine einfache Erwägung zeigt — in dieser Form allein möglich.

Begriff und Schluß nun partizipieren gleichsam an der Form des Urteils. Die Bestimmungselemente des Begriffs sind in ihm so verknüpft, wie es die Vorstellungen im Urteil sind, d. h. in allgemeingültiger Weise. Und andererseits: die Art der Verknüpfung von Urteilen im Schluß ist, weil und sofern sie allgemeingültig sein will, identisch mit der Art der Verknüpfung von Vorstellungen im Urteil.

Damit ist zunächst eine Reform in der Bestimmung der Natur des Begriffs angebahnt. Denn ist der Begriff allgemeingültig — und daß er es ist, beweist ein Blick auf die gedanklichen Symbole, mit denen die exakten Wissenschaften arbeiten — dann kann er nicht jenes schwankende Gebilde darstellen, das die herkömmliche — im wesentlichen von anderen als logischen Gesichtspunkten geleitete, aristotelische — Logik in ihm erblicken wollte. Der Begriff ist nicht das Produkt einer Abstraktion auf Grund der Vergleichung vieler Einzelphänomene, nicht ein unvollständiges Erinnerungsbild, das als Residuum einer solchen Vergleichung zurückbleibt, und deshalb stets nur von individueller Gültigkeit sein kann, sondern ein Gebilde von

strenger Allgemeingültigkeit. Die Allgemeinheit des Begriffs hat nichts zu tun mit inhaltlicher Verschwommenheit. Der wahre Begriff ist inhaltlich bestimmt und formal allgemeingültig. Er verhält sich zur üblichen Bestimmung seines Wesens wie ein mathematisches Theorem etwa zu der völlig unbestimmten Klassenvorstellung „Hund". Der Begriff ist der Inbegriff einer wissenschaftlichen Theorie und nicht der Rest sinnlicher Eindrücke. Es eignet ihm daher die allgemeine Form der wissenschaftlichen Theorie überhaupt, der Anspruch auf allgemeine Gültigkeit. So gewiß es wissenschaftliche Theorien gibt, so gewiß gibt es Gebilde, die von der Klassenvorstellung, dem unbestimmten Gemeinbild, grundsätzlich unterschieden sind. Und weil ein Phänomen begreifen so viel und nur so viel bedeutet wie: dessen Theorie entwickeln, ist die Beziehung Begriff nur für jene Gebilde zu reservieren.

Der Begriff, genauer die Allgemeinheit des Begriffs, muß, weil sie formal ist, d. h. allgemeine Gültigkeit bedeutet, von der Zahl der Objekte, die der Begriff wissenschaftlich symbolisiert, unabhängig sein. M. a. W.: Es gibt auch Individualbegriffe, deren Allgemeinheit um nichts hinter derjenigen von Begriffen zurücksteht, die für eine beliebig große Reihe von Fällen „gelten" (Begriff des Nordpols, Begriff des euklidischen Raumes usw.). — Das Problem des Individualbegriffs bezeichnet — wie sich von selbst versteht — den Punkt, an dem die prinzipielle Frage nach der logischen Eigenart der die Erfassung des Einzelnen als solchen anstrebenden historischen Begriffsbildung mit allen ihren Komplexionen und Schwierigkeiten abzweigt. (Vgl. hierzu Rickert, Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung 1902.) — Auch die übliche Unterscheidung von konkreten und abstrakten Begriffen hat unter solchen Umständen keine Berechtigung mehr. Alle Begriffe sind „abstrakt", sofern wenigstens unter Abstraktheit die durch allgemeine Gültigkeit bedingte Allgemeinheit verstanden wird. Es gibt höchstens Begriffe mit konkreten und solche mit abstrakten Gegenständen, letzteres, sofern ein bestimmter Gedanken- und Forschungszusammenhang die allgemeingültige Bestimmung begrifflicher, d. h. an sich schon allgemeingültiger Gebilde unter neuen Gesichtspunkten erforderlich erscheinen läßt. (Begriff einer bestimmten, wahrgenommenen Farbe einerseits, Begriff der irrationalen Zahl andererseits.) — Durchaus äußerlich ist der Zusammenhang zwischen Begriff und Sprache. D. h.: die Zahl und Komplexion der sprachlichen Symbole des Begriffs haben für die Beurteilung seiner logischen Valenz keine Bedeutung. Eine andere Frage ist es freilich, inwieweit die Begriffsentstehung an die Sprachfähigkeit geknüpft ist.

Mit der Theorie des Begriffs wandelt sich auch die der Definition. Die herkömmliche Lehre, welche die Definition sich in der Angabe des „genus proximum" und der „differentia specifica" erschöpfen läßt, ist, wie man sieht, an der Vorstellung der Identität zwischen Begriff und Klassenvorstellung orientiert. Eine Definition des Begriffs in dessen strengem, wissenschaftlichen Sinn hingegen kann nur in der Angabe seiner wissenschaftlichen Leistung bestehen. Begriffe sind definiert in den Theorien, die durch sie in allgemeingültiger Weise symbolisiert werden, oder — denn dies bedeutet durchaus dasselbe — in der Aufzeigung der durch den Begriff auszufüllenden Erkenntnislücke. Die sprachlichen Umstände der Definition spielen dabei wiederum keinerlei logisch bedeutsame Rolle.

Jeder Begriff als solcher ist einzig, wie es denn auch in einem und demselben wissenschaftlichen Denkzusammenhang nur eine Theorie eines Vorgangs geben kann. Man darf unter solchen Umständen im tieferen Sinne des Wortes und nach Ausschaltung naheliegender Mißverständnisse erklären: es gebe überhaupt nur Individualbegriffe.

Nach den bisherigen Betrachtungen werden einige weitere Punkte in der Lehre vom Urteil deutlicher. Zunächst: daß auch das Einzelurteil genau so allgemeingültig ist, wie das sogenannte allgemeine Urteil, und weiterhin, daß die übliche Unterscheidung der Urteile in singuläre, partikuläre und allgemeine sich durchwegs nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt des Urteils bezieht. Solche Erwägungen sind gerade unter methodologischen Gesichtspunkten wichtig: sie erleichtern vor allem die Besinnung auf die verschiedene Bedeutung einer und derselben Urteilsart in den verschiedenen Zusammenhängen des wissenschaftlichen Denkens. Singuläre, partikuläre und universelle Urteile sind nicht gegeneinander scharf abgegrenzte Formen, vielmehr verwischen sich ihre Grenzen, je nach dem methodischen Denkzusammenhang, in dem sie vorkommen. Ein singuläres Urteil kann z. B. eine „Ausnahme" konstatieren, die eine Theorie widerlegt, oder aber eine solche, die, wie man zu sagen pflegt, „die Regel bestätigt". Es kann ferner einen Einzelfall aussprechen, der sich durch den Denkzusammenhang, in den er sich eingliedert, sofort zum Symptom des Verhaltens einer Mehrheit von Fällen, ja aller Fälle der fraglichen Erscheinung gestaltet. (Dieser Fixstern zeigt Eigenbewegung; — vielleicht zeigen einige Fixsterne Eigenbewegung; — vielleicht gibt es überhaupt keine Fixsterne, d. h. vielleicht haben alle Eigenbewegung.) Dabei sieht man zugleich, wie unter Umständen die Quantität des Urteils auch dessen Modalität (Möglichkeit, „vielleicht") mitbedingt und kann aus dieser Einsicht wiederum wertvolle Gesichtspunkte für eine Kritik der üblichen — in jedem Kompendium der Logik auffindbaren — „Tafel der Urteile" überhaupt ableiten. — Vor allen Dingen aber leuchtet der methodologische Sinn des problematischen Urteils — an der Hand des obigen Beispiels — ein. Nicht jedes Urteil mit einem „vielleicht" ist nämlich in einem wissenschaftlich zureichenden Sinne des Wortes „Problem" — ein problematisches Urteil; sondern nur ein Urteil mit einem begründbaren „vielleicht". Nur sofern begründeterweise, d. h. nach Maßgabe des Standes wissenschaftlicher Einsicht, von einem Fixstern auf das Verhalten anderer geschlossen werden kann, ist die problematische Behauptung ihrer Eigenbewegung mehr als eine subjektiv motivierte, stimmungsmäßige Vermutung. Das problematische Urteil enthält eben ein Problem. Ein solches aber unterscheidet sich von der bloßen Frage durch seine Beziehung zu dem einheitlichen Gesamtzusammenhang wissenschaftlicher Erkenntnis.

Von besonderer prinzipieller Bedeutung ist das Verhältnis zwischen Logik und Erkenntnistheorie, wie es sich aus einer Analyse des sog. allgemeinen Urteils ergibt. Das sprachliche Kennzeichen solcher Urteile, das Wort „alle", hat je nach Umständen einen ganz und gar verschiedenen Sinn. Es bedeutet einmal den Gedanken, daß eine größere oder kleinere Reihe von Einzelfällen einer Erscheinung durchzählt und hinsichtlich der Prädikatsvorstellung der Aussage als übereinstimmend befunden worden sei, bzw. die sich hieran anschließende Vermutung, daß sich auch die nicht

durchzählten Fälle entsprechend verhalten würden; — und es symbolisiert ein andermal wieder einen Gedanken, der mit einer Durchzählung von Einzelfällen nicht das geringste zu tun hat. Zur ersten Gruppe gehört etwa der Satz: „Alle“ Säugetiere haben warmes Blut; zur zweiten etwa die These: „Alle“ ebenen Dreiecke haben eine Winkelsumme von zwei Rechten. Hier vertritt nämlich die Bezeichnung „alle ebenen Dreiecke“ die Formel „das ebene Dreieck“, so gewiß es durchzählbare Fälle von ebenen Dreiecken mit einer Winkelsumme von zwei Rechten überhaupt nicht „gibt“. „Das ebene Dreieck“ ist lediglich Produkt der geometrischen Konstruktion, und als solches geometrischer Begriff. Der Begriff des ebenen Dreiecks ist also hier gemeint. — Solche Erwägungen aber berühren schon — wie man sieht — die Frage nach dem Gewißheitswert der verschiedenen Wissenschaften genauer die Frage nach dem Ausmaß, in welchem die verschiedenen Forschungsgebiete den Forderungen des Begriffs der Wissenschaft genügen. Die Begründung dieser Forderungen aber ist Sache der Erkenntnistheorie deren Gesichtspunkte somit in den methodologisch orientierten Betrieb der „modernen“ Logik tief und entscheidend eingreifen und zu den umfassendsten Untersuchungen Veranlassung geben. Die Frage nach dem logischen Sinn des Wortes „alle“ drängt m. a. W. hin zu dem das Gebiet der Erkenntnistheorie betreffenden Problem, ob und unter welchen Bedingungen der Inhalt eines Urteils die gleiche Höhe der allgemeinen Gültigkeit erlangt, welche die Form des Urteils ausmacht und durch diese Form gefordert wird. Es ist die Frage nach der Möglichkeit und der Rechtfertigung von Urteilen, die für sich nicht nur formale, sondern auch inhaltliche Allgemeingültigkeit in Anspruch nahmen, die Frage also etwa nach den Grundlagen der Mathematik.

Von besonderer Bedeutung für die moderne Logik ist das Problem der Negation. Jede Verneinung setzt als ihr Objekt eine Bejahung voraus, die sie zurückweist. Und auch der Grund jeder Verneinung ist positiv. Eine absolute Verneinung, eine Verneinung, die sich gegen nichts richtete und grundlos erfolgte, wäre unmöglich, d. h. sie selbst bedeutete ein „Nichts“. Ohne besondere Schwierigkeit läßt sich aus dieser Einsicht die logische Struktur einerseits der sog. „doppelten Verneinung“, andererseits einer Aussage über das „Nichts“ entwickeln. — Allgemein wird man zu diesem Punkt erklären dürfen: psychologisch ist die Verneinung ebenso positiv, wie die Bejahung; es geht etwas in mir vor, wenn ich verneine, genau so, wie wenn ich bejahe. Logisch betrachtet aber ist die Verneinung kein selbständiges Phänomen. Sie ist eine Aussage über eine Aussage; eine Aussage, welche nur die Berechtigung einer anderen zurückweist. Gerade deshalb aber richtet sie sich gegen den Träger des Wesens der Aussage: gegen das „ist“. Die Berechtigung einer urteilsmäßigen Verknüpfung von Vorstellungen, die nur kraft der in dem „ist“ symbolisierten Bedingungen erfolgen kann, wird im verneinenden Urteil bestritten. Die Negation affiziert die Kopula. — Diese Erkenntnis ist ihrerseits zum Ausgangspunkt einer Reihe, in ihren Konsequenzen für die Grundlegung der Logik prinzipiell bedeutsamer, den Tendenzen der vorliegenden Skizze freilich in manchen Punkten widersprechender Erwägungen geworden, die sich z. T. um die Frage bewegen, inwieweit schon die Bejahung ein primäres, mit der Kopula gesetztes Element darstelle, bzw. ob Bejahung und Verneinung nicht erst zu dem an sich „qualitativ“ indifferenten Urteil als

Akte der „Beurteilung“ hinzukommen. — Relativ unabhängig von der Entscheidung dieses bedeutsamen Problems und wohl auch kaum bestritten ist die Erkenntnis von der logischen Bedeutungslosigkeit „negativer Vorstellungen“. So gewiß das „non“ die Kopula „affiziert“, so gewiß ist ein „non B“ unverständlich. (Nur das „A non est B“, nicht aber das „A est non-B“ ist logisch sinnvoll.) — Es versteht sich von selbst, daß die Untersuchungen über den logischen Sinn der Verneinung zu grundsätzlichen Erwägungen über das sog. Prinzip des Widerspruchs hinführen mußten, das — wie hier nur kurz bemerkt werden mag — nicht die Unvereinbarkeit zweier Vorstellungen (von A und non-A), sondern die Unvereinbarkeit zweier Aussagen („A est B“ und „A non est B“) betrifft. — Kaum berührt von diesen schwierigen Prinzipienfragen bestimmt sich das Problem der methodologischen Bedeutung der Negation. Diese ist keine andere — und darin manifestiert sich die Rolle der Negation in der wissenschaftlichen Forschung — als die Erkenntnis und, was dasselbe ist, die Zurückweisung eines Irrtums. Nur wo es einen Irrtum gibt, hat die Verneinung einen Sinn. „In Ansehung des Inhalts unserer Erkenntnis überhaupt“ — erklärt einmal Kant — „haben die verneinenden Sätze das eigentümliche Geschäft, lediglich den Irrtum abzuhalten. Daher auch negative Sätze, welche eine falsche Erkenntnis abhalten sollen, wo doch niemals ein Irrtum möglich ist, zwar sehr wahr, aber doch leer sind“. Es bedarf kaum eines besonderen Hinweises darauf, daß die Theorie der Negation unter solchen Gesichtspunkten in den innigsten und fruchtbarsten Zusammenhang mit der Frage des wissenschaftlichen Zweifels und dem Begriff des wissenschaftlichen Problems überhaupt gebracht werden kann.

Radikaler vielleicht noch als in der Lehre von Begriff und Urteil äußert sich der neue Geist der Logik auf dem Gebiete der Lehre vom Schluß. Daß es diese niemals mit dem psychologischen Vorgang des Schließens, sondern stets nur mit den logischen Qualitäten seines Produkts zu tun hat, ist ebenso festzuhalten, wie die Unabhängigkeit der logischen Theorie des Urteils von den psychologischen Erwägungen über das Urteilen. Die letzten Endes auf Aristoteles zurückgreifende Bestimmung des Schlusses als die allgemeingültige Ableitung eines Urteils aus anderen, trifft ohne Zweifel zu. Nur ist der Begriff der Ableitung den aristotelischen gegenüber ganz bedeutend zu erweitern. — Die aristotelische Schlußlehre kennt nur den sog. Subsumptionsschluß nach dem Schema: Alle A sind B, C gehört in die Gruppe der A, folglich ist auch C B. Die Beschränkung auf dieses Schlußschema hängt — wie leicht zu begreifen — mit der Rolle zusammen, die in dem aristotelischen System an der Stelle des Begriffs die Klassenvorstellung spielt, eine Rolle, die ihrerseits wieder auf tieferliegende, hier nicht näher zu erörternde, philosophiehistorische Motive zurückweist.

Man kann der aristotelischen Schlußlehre gegenüber zunächst zweierlei geltend machen. Einmal, daß gerade die bedeutsamsten und exaktesten Schlüsse der Wissenschaft sich in durchaus anderer als in der aristotelischen Weise vollziehen, d. h. nicht Subsumptionsschlüsse sind. Sodann, daß die methodologische Bedeutung des Subsumptionsschlusses dort, wo die Wissenschaft sich seiner bedient, eine von der aristotelischen durchaus verschiedene ist. — So sind z. B. die wichtigsten Schlußarten der Mathematik nicht Subsumptionsschlüsse, ($a^2 + b^2 = r^2$; $\left(\frac{a}{r}\right)^2 + \left(\frac{b}{r}\right)^2 = 1$; $\cos^2\alpha + \sin^2\alpha = 1$),

ebenso wenig, wie etwa der Schluß von der Verwandtschaftsbeziehung zwischen Sohn und Vater auf die des ersteren zum Vater des letzteren, oder die Folgerung aus der geographischen Beziehung zweier Städte auf die Lage einer dritten, zu einer der beiden anderen in bestimmter geographischer Relation stehenden, ein Subsumptionsschluß ist. Vollends aber entzieht sich die wissenschaftlich bedeutsamste Art des Schlusses, das sog. analytische Verfahren, dem aristotelischen Schema der Subsumption. Es ist das Verfahren, das in der hypothetischen Annahme der Geltung eines Urteils, in der Entwicklung seiner Konsequenzen und in der Bestätigung dieser Konsequenzen und damit der ersten Annahme selbst, besteht. Es ist das Verfahren, das von Plato entdeckt, die Methoden der exakten Wissenschaft in den Forschungen Descartes', Galileis, Newtons, J. R. Mayers durchweg beherrscht und das sodann durch Kant zur Voraussetzung einer wissenschaftlichen Begründung der Erkenntnislehre selbst gemacht wurde. Aristoteles verkannte wegen seiner ganz anders gerichteten Interessen dieses Verfahren. Eine an der Wissenschaft orientierte Logik hingegen wird es in den Mittelpunkt ihrer Erwägungen stellen, um an ihm erst den grundlegenden methodischen Begriff der wissenschaftlichen Hypothese zu entwickeln. — Aber selbst da, wo die forschende Wissenschaft von dem Subsumptionsschluß Gebrauch macht, geschieht dies — wie gesagt — in einer von der aristotelischen grundsätzlich abweichenden methodischen Absicht. Sie subsumiert nämlich den Einzelfall nicht unter eine Klasse, um dadurch den Schlußsatz, sondern vielmehr um den Obersatz zu begründen. Erklärt sie etwa von einem bestimmten elektrisch geladenen Körper, er müsse seine Elektrizität unter dem Einfluß von X-Strahlen verlieren, weil „alle" elektrisch geladenen Körper sich so verhielten, so tut sie dies nicht, um so das Verhalten jenes einzelnen Körpers zu begründen, sondern im Gegenteil, nur um festzustellen, ob auch er die im Obersatz geforderte Erscheinung zeigen würde, d. h. zur Erforschung der Richtigkeit des Obersatzes. Damit aber kommt auf dem Boden der modernen Logik erst das Problem der Induktion in Fluß, dessen absoluter — aristotelischer — Gegensatz zur Deduktion — eine genaue Erwägung unserer Darlegungen beweist dies — unter den Gesichtspunkten einer methodologischen Betrachtung wesentlich gemildert erscheint.

Ganz im allgemeinen wird die Logik — und damit berühren wir die jüngste Phase ihrer Entwicklung — als Theorie der Beziehungen, als Relationstheorie, betrachtet werden können. Als solcher ist ihr die Aufgabe gestellt, das System der möglichen Relationen überhaupt zu umspannen und zu rechtfertigen und im Rahmen eines solchen Systems alle diejenigen Funktionen zu verarbeiten, die sich aus der Natur des Verhältnisses zwischen Logik und positiver Wissenschaft ergeben. Mit dieser Aufgabe aber ist jene innige Verbindung zwischen der auf mathematischem Gebiete bereits verwirklichten Theorie der Relationen und den spezifischen Gesichtspunkten der Logik angebahnt, welche einerseits dem gegenwärtigen Betriebe dieser philosophischen Disziplin in weitem Umfang das charakteristische Gepräge verleiht, um andererseits die Veranlassung zur Entwicklung eines, in seiner prinzipiellen Gestaltung noch kaum zu überblickenden Zwischengebiets zwischen Logik und Mathematik zu werden.

Auf alle Fälle aber ist das Schicksal der Logik verknüpft mit dem der

positiven Wissenschaft, deren „Organon" sie sein will. Sie ist so wenig abgeschlossen und abschließbar wie die Forschung, deren Grundsätze in der Logik zum Gegenstand einer besonderen, methodisch selbst wieder scharf charakterisierten Problemstellung werden.

Zur Literatur kommen außer den im Text schon angeführten Werken in Betracht:

A. Riehl, Beiträge zur Logik. Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie. Leipzig 1892. (Eine ausgezeichnete, der obigen Darstellung zum guten Teil zugrunde gelegte Abhandlung.)

Für die methodologischen Erörterungen insbesondere auch:

Chr. Sigwart, Logik. 2 Bände. Tübingen 1904.

W. Windelband, Straßburger Abhandlungen. 1884. Vgl. auch meine „Beiträge zur Erkenntnistheorie und Methodenlehre". 1906.

Zur Relationstheorie u. A.:

E. Cassirer, Kant und die moderne Mathematik. „Kantstudien' XII. 1907.

L. Couturat, Die philos. Prinzipien der Mathematik. Leipzig 1908. (Umfassende Darstellung.

Mit dem Titel „Der Ablaßstreit und Luthers römischer Prozeß 1517—21" wollte der Vortragende, Prof. Dr. P. Kalkoff, andeuten, daß die epochemachenden Vorgänge vom Thesenanschlag bis zum Erlaß des Wormser Edikts nach der kirchenpolitischen und reichsgeschichtlichen Seite hin behandelt werden sollten. Um die gründliche Umgestaltung der bisherigen Darstellung verständlich zu machen, gab er zunächst eine Übersicht der methodischen Grundlagen seiner Forschung, die vor allem auf der gegenseitigen Durchdringung der Kirchen- und Gelehrtengeschichte mit der politischen Geschichte Deutschlands, ja Europas, sowie der Vorgänge auf lutherischer Seite mit den zuständlichen und persönlichen Verhältnissen der Kurie und der Hierarchie überhaupt beruht. Besonders fruchtbar erwies sich ein rückwärts schreitendes Verfahren, da die bisher völlig im Dunkel liegenden, überraschend mannigfaltigen und dramatisch bewegten Vorgänge der ersten Jahre ihr Licht erst empfangen durch die reicher fließenden Quellen zur Zeit des Wormser Reichstages. Die an Unmittelbarkeit der Beobachtung, intimster Kenntnis der maßgebenden Personen, drastischer, ja pikanter Darstellung der eigenen Taten und Erlebnisse unübertrefflichen Depeschen des berühmten Gräcisten Girolamo Aleandro haben an Quellenwert noch erheblich gewonnen, seit seine Bedeutung als Organisator der Gegenreformation in Deutschland und in den Niederlanden und seine Vertrautheit mit allen zwischen der Kurie und dem Reiche schwebenden Geschäften durch genaueren Einblick in seine Tätigkeit als Sekretär des Vizekanzlers Medici, des späteren Papstes Clemens VII., gewürdigt werden konnte. Indem dann an einzelnen Beispielen die Ergebnisse der archivalischen Arbeit im Vatikan, sowie in andern italienischen und deutschen Sammlungen aufgezeigt wurden, ergab sich, daß diese Funde zwar zahlreiche und wertvolle Ergänzungen darstellen, daß aber doch überwiegend die gleichmäßig und erschöpfend durchgeführte kritische Behandlung der gesamten Überlieferung zu dem von vornherein erstrebten Ergebnis geführt hat, diese entscheidungsschwere Periode der neueren Geschichte auf eine quellenmäßig unanfechtbare Grundlage zu stellen, so daß, abgesehen von den auf unausgleichbaren Gegensätzen

beruhenden dogmatischen Fragen, der äußere Verlauf der Ereignisse, die politische Geschichte dieser Jahre, als eine neutrale Zone von beiden Seiten anerkannt werden müßte.

In einem zweiten Vortrage wurden die zuständlichen Voraussetzungen behandelt, also vor allem eine Darstellung der Organisation der in Frage kommenden kurialen Behörden und eine Charakteristik der maßgebenden Personen in der Umgebung Leos X. gegeben, der weit mehr, als bisher angenommen wurde, sich an der Behandlung und Entscheidung der Sache Luthers persönlich beteiligt hat und keineswegs „verständnislos und gleichgiltig" der bedrohlichen Entwicklung des Ablaßstreites gegenüber stand. Als spiritus rector ist dabei besonders der Dominikaner Nicolaus von Schönberg, der spätere Vertreter der kaiserlich-spanischen Politik in Rom († 1537), hervorgetreten, wie denn überhaupt dem Dominikanerorden — vom katholischen Standpunkte aus — das Verdienst zuzuerkennen ist, den Ketzer und Schismatiker von Anfang an mit aller Rücksichtslosigkeit und Unversöhnlichkeit auf politischem, dogmatischem und literarischem Gebiet bekämpft zu haben. Nur durch umständliche Spezialforschung war hierbei der Beweis zu liefern, daß der schon von anderer Seite in seiner persönlichen Bedeutung wie in seiner angemaßten Rolle als „Vermittler" angefochtene Karl von Miltitz in der Tat nur einer ganz subalternen Stufe angehörte, nur eine Art von Titular-Kammerjunker war und, kurz gesagt, der päpstlichen „Diplomatie" nicht beizuzählen ist; ein zu Verhandlungen bevollmächtigter Vertreter der Kurie wie Aleander stand als „nuntius et orator" hoch über einem Gelegenheitsagenten wie dieser unwissende, dreiste, habgierige und intrigante Junker, der als „nuntius et commissarius" nur eben die Auslieferung oder Ausweisung Luthers verlangen sollte. Als ein weiterer beherrschender Gesichtspunkt ergab sich die auf tiefer, von Luther beeinflußter Überzeugung beruhende Parteinahme des Kurfürsten von Sachsen für den Reformator, den er mit größter Zähigkeit und Verschlagenheit und mit Einsetzung seiner fürstlichen Stellung verteidigt hat; der zweite am 9. Januar 1520 eröffnete Prozeß war daher zugleich gegen ihn als „Feind der Religion" gerichtet, dem die Bannbulle vom 3. Januar 1521 Land und Leute, Kurwürde und Reichsleben absprach. Freilich konnte Karl V. erst im schmalkaldischen Kriege dieses Urteil vollstrecken. Da der Papst aber eben diesen Beschützer der Ketzerei im Wahlkampfe gegen Spanien und Frankreich als den Kandidaten des heiligen Stuhles für die Kaiserwürde durchzusetzen bemüht war, so ergab sich daraus eine vollständige Unterbrechung des schon im Jahre 1518 zur Ausfertigung der Bannbulle gediehenen Verfahrens, ja der Versuch, die leidige Frage durch die Fiktion eines von Luther angebotenen Widerrufs und die Verheißung des Kardinalshutes für ihn aus der Welt zu schaffen.

Andere durchgehende Züge, wie die für die Ausbreitung der evangelischen Bewegung überaus förderliche, teils gleichgültige, teils geradezu widersetzliche Haltung des Episkopats oder das aufopfernde Eintreten des Erasmus an der Spitze des westdeutschen Humanismus für Luthers Sache können ebenso wie eine, wenn auch nur gedrängte Übersicht der Ereignisse von 1517 bis 1521 hier vorerst nur angedeutet werden.

---

Auch in anregendem geselligen Verkehr das Band zwischen höherer Schule und Universität fester zu knüpfen, bot der diesjährige Ferienkursus

den Teilnehmern Gelegenheit. Am 2. Oktober versammelte sich eine Anzahl der Professoren, der auswärtigen und einheimischen Kollegen zu zwangloser Begrüßung, und am 4. fand ein gemeinsames Abendessen statt, an dem sich außer den Universitätsprofessoren auch die Provinzialschulräte Geh. Reg. Rat Prof. Dr. Holfeld, Brinkmann und Klau beteiligten. Der Vorsitzende des Schlesischen Philologenvereins benutzte die Gelegenheit, nochmals den Professoren den Dank dafür auszusprechen, daß sie ihre Zuhörer mit neuen Ergebnissen und Problemen der wissenschaftlichen Forschung bekannt gemacht und ihnen die bei der Fülle der amtlichen Arbeit leicht schwindende Fühlung mit der rastlos schaffenden und fortschreitenden Wissenschaft unter steter Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule vermittelt hätten. Ebenso dankte er den Behörden, dem Königlichen Provinzial-Schul-Kollegium und dem Kultusministerium, für die bewilligte Beihilfe und dem Rektor der Universität Breslau für sein freundliches Entgegenkommen. Professor Skutsch sprach seine Freude über das bei den Ferienkursen hervortretende Einvernehmen der Universitätsprofessoren und Oberlehrer aus. Direktor Unruh widmete dem Vorsitzenden des Philologenvereins freundliche Worte und Direktor Michalsky behandelte voll Humor die Ergebnisse der gehaltenen Vorträge. Aus allen Reden klang hohe Befriedigung hervor, daß durch die Pflege des Wechselverkehrs zwischen Männern der Wissenschaft und der Praxis die Verbindung zwischen Universität und Schule enger geworden sei.

Möge auch in Zukunft „durch die gemeinsame Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten“ diese Zusammengehörigkeit sich immer fester gestalten und die Ferienkurse als eine dauernde Einrichtung für die schlesischen Oberlehrer fortbestehen und dazu beitragen, daß den höheren Schulen ihr wissenschaftlicher Charakter erhalten bleibe!

Breslau. B. Laudien.

---

# VIERTE ABTEILUNG.

## EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. E. Pascal, Repertorium der höheren Mathematik. Zweite Auflage der deutschen Ausgabe. Erster Band: Repertorium der höheren Analysis. Herausgegeben von P. Epstein. Zweite Auflage. Erste Hälfte: Algebra, Differential- und Integralrechnung. Leipzig 1910, B. G. Teubner. XV u. 527 S. geb. 10 M. — Zweiter Band: Repertorium der höheren Geometrie. Herausgegeben von H. E. Timerding. Zweite Auflage. Erste Hälfte: Grundlage und ebene Geometrie. Mit 54 Figuren. Ebendaselbst. XVI u. 534 S. geb. 10 M.

2. J. Payn, The Scholar of Silvesear. Erläutert von J. Klapperich. Berlin und Glogau 1910, C. Flemming. V u. 62 S. geb.

3. G. Rodenwaldt, Die Komposition der Pompejanischen Wandgemälde. Mit 38 Abbildungen. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 270 S. gr. 8. 9 M.

4. A. Seligmann, „Figaros Hochzeit" von Beaumarchais und die deutsche Literatur. Progr. Troppau 1910. 41 S.

5. A. Siegmund, Zur Kritik der Tragödie Octavia. Progr. Böhmisch-Leipa 1910. S. 11—21.

6. Staatsbürgerliche Erziehung. Referate von Rühlmann und Köhler. Köln 1910, Jungnationaler Reichsverband. 36 S.

7. B. Stehle, Thomas Platters Selbstbiographie. Frankfurt a. M. 1910, M. Diesterweg. XX u. 106 S. geb. 1,20 M.

8. Stories for Beginners by various authors. Edited by K. Lincke. Second Edition. Frankfurt a. M. 1910, M. Diesterweg. 52 u. 43 S. geb. 1,20 M.

9. The Journal of Education N. 497.

10. Efeuranken. Illustrierte Jugendzeitschrift. Gladbach. Volksvereinsverlag. Oktober 1910. Jahrgang 1910 fertig gebunden 4,80 M.

11. E. A. Andrews, A Short History of English Literature. Including a Sketch of American Litterature. Leipzig 1910, B. G. Teubner. VII u. 160 S. geb. 2 M.

12. L. E. Appleton, A. Comparative Study of the Play Activities of Adult Savages and Civilized Children. An Investigation of the Scientific Basis of Education. Chicago 1910, The University Press. VII u. 94 S.

13. R. F. Arnold, Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte. Straßburg 1910, Karl J. Trübner. XIX u. 354 S. 8 M.

14. E. Bergers Lateinische Stilistik für obere Gymnasialklassen. Zehnte Auflage von E. Ludwig. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 238 S. 2,80 M.

15. J. Buschmann, Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Zweite Abteilung: für Quarta und Untertertia. Zwanzigste Auflage von E. Genniges. Trier 1910, Jacob Lintz. XXV u. 616 S.

16. J. Buschmann. Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Zweite Abteilung: Deutsche Dichtung in der Neuzeit. (Nebst einem Abriß der Poetik). Achte Auflage von E. Gennigee. Trier 1910, Jacob Lintz. XIV. u. 633 S.

17. Lord Byron, The Prisonuier of Chillon, erklärt von F. Fischer. Vierte Auflage von F. Ost. Mit 2 Abbildungen. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 35 S. geb. 0,80 *M*.

18. Johann Amos Comenius, Orbis sensualium pictus. Herausgegeben von J. Kühnel. Leipzig 1910, Julius Klinkhardt. (Photographisch getreuer Neuabdruck der 1 Nürnberger Ausgabe vom Jahr 1658). 298 S. in Originalband 6 *M*.

19. Ch. Dickens, Sketches by „Boz". Illustrative of Every-Day Life and Every-Day People. Edited by J. Klapperich, Berlin und Glogau 1908, C. Flemming. IX u. 128 S. geb. — Dazu Wörterbuch von E. Günther. 50 S. — Dasselbe erläutert von J. Klapperich. Ebenda. IX u. 124 S. geb.

20. E. Diehl, Vulgärlateinische Geschichten. Bonn 1910, A. Marcus und E. Weber. 176 S. 4,50 *M*, geb. 5 *M*. (Kleine Texte für theologische und philologische Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von H. Lietzmann, Nr. 62).

21. K. A. Dietze, Kritische Bemerkungen zur neuesten Auflage von A. Drews „Christusmythe". Bremen 1910, Johannes Storm. 70 S.

22. F. Donat, Lehrbuch der Geschichte für Mittelschulen. Erster und zweiter Teil. Mit 112 Abbildungen und 9 Karten. Leipzig 1910, G. Freytag. 291 S. geb. 3 *M*.

23. K. Dorenwell, Orthographisches Übungsbuch. Methodisch geordnete Beispiele, Lehrsätze, Aufgaben und Übungsstoffe. Neunte Auflage. Paderborn 1910, F. Schöningh. 137 S. geb.

24. Excerpta de virtutibus et vitiis. Pars II. Recensuit et praefatus est A. G. Roos. Berlin 1910, apud Weidmannos. XVI u. 416 S. Lex. 8. 15 *M*.

25. P. Fischer, Nietzsche-Zarathustra und Jesus Christus. Stuttgart 1910, Verlag der Ev. Gesellschaft. 80 S. 1,50 *M*.

26. Th. Fitzhugh, The Literaly Saturnian. Part I: Livius Andronicus. University of Virginia, Bulletin of the School of Latin Nr. 5. Mai 1910. 79 S. Price one Dollar.

27. Th. Fritzsch, Zeitpunkt-Tabellen. Räumliche Darstellung der Geschichtszahlen. Ausgabe A: Für einfache Schulen und für mittlere Klassen gehobener Schulen. 0,10 *M*. Ausgabe B: Für die oberen Klassen mittlerer Schulen. 0,20 *M*. Ausgabe C: Für höhere Lehranstalten. 0,20 *M*. Leipzig 1910, Friedrich Brandstetter.

28. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Prag.
   a) L. Katscher, Rechts-, Links- und Doppelhändigkeit. Ein wichtiges soziales Problem. S. 109—128.
   b) J. Bachmann, der Volksaberglaube im nordgauischen Sprachgebiete Böhmens bei dem Ackerbau. S. 129—144.
   c) K. Krattner, Die Erhaltung und Wiederherstelung von Kunstwerken. S. 145—159.

29. H. Gassiot, Histories from Waverley. Erläutert von J. Klapperich. Berlin und Glogau 1909, C. Flemming. VII u. 101 S. geb. Dazu Wörterbuch von O. Glöde. 28 S.

30. Goethe im Elsaß, herausgegeben von Chr. Schmidt. (Das 9., 10. und 11. Buch in „Dichtung und Wahrheit"). Frankfurt a. M. und Berlin 1910, M. Diesterweg. XVI u. 238 S. geb. 1,60 *M*.

31. Grillparzers Werke. Im Auftrage der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, herausgegeben von August Sauer. Erster Band: Die Ahnfrau. Sappho. Wien 1909, Gerlach & Wiedling. CXII und 481 S. gr. 8.

32. A. Gutzmer, Bericht über die Tätigkeit des deutschen Ausschusses für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht im Jahre 1909. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 12 S. Lex.-8. 0,40 *M.*

33 R. Helm und G. Michaelis, Lateinbuch für Oberrealschüler. Mit 4 Tabellen. Leipzig 1910, B. G. Teubner. IV u. 93 u. 16 S. geb. 2,20 *M*

34. Helmbrecht. Ein Gedicht aus dem 13. Jahrhundert von Wernher dem Gartner. Übertragen von K. Schiffmann. Zweite Auflage. Linz a. D., R. Pirngruber. 69 S. 12.

35. Helmolds Chronik der Slaven. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von J. C. M. Laurent und W. Wattenbach. Mit einem Vorwort von J M. Lappenberg. Dritte Auflage von B. Schmeidler. Leipzig 1910, Dyk'sche Buchhandlung. XIV u. 271 S.

36. H. Jenkner, Rätsel aus Erd- und Himmelskunde. Mit Begleitworten von Kirchhoff und beigefügten Lösungen. Zweite Auflage. Berlin 1910, L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius). VIII u. 159 u. 12 S. 3 *M*, geb. 4 *M.*

37. A. L. Kielland, Rings um Napoleon. Unter Mitarbeit des Verfassers übersetzt von F. Leskien und M. Leskien-Lie Einbandzeichnung und Buchschmuck von M. Loose. Vierte Auflage. Leipzig 1909, Georg Merseburger. 227 u. 219 S. geb. 6 *M*, geb. 7 *M.*

38. G. Klee, Die deutschen Heldensagen. Nach den Quellen erzählt. Volksausgabe. Gütersloh, C. Bertelsmann. VII u. 431 S geb.

39. F. J. Koch, Katholische Apologetik, neu bearbeitet von M. Siebengartner. Dritte Auflage. Berlin und München 1910, R. Oldenbourg. VIII u. 192 S. geb.

40 M. Kraß und H. Landois, Das Pflanzenreich in Wort und Bild. Mit 4 Farbentafeln und 238 Abbildungen. Zwölfte Auflage. Freiburg i. Br. 1910, Herdersche Verlagsbuchhandlung. XIII u. 226 S. 2,50 *M*, geb. 3 *M.*

41 J. Lemoine, So lernten die Alten rechnen. „Nach Adam Riese". Rechenblatt I und II. je 0,10 *M.*

42. E. Leupolt, Die Erziehung zum deutschen Staatsbürger in der Volksschule. Vortrag. Leipzig 1909, Julius Klinkhardt. 26 S. 0,30 *M.*

43. M. Linnich, Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der Arithmetik und Algebra mit einem Anhange für den Unterricht in der analytischen Geometrie. Für die höheren Lehrerinnenseminare. Mit 24 Figuren. Leipzig 1910, G. Freytag. IV u. 177 S. geb. 2,50 *M.*

44. H. Lietzmann, Liturgische Texte. VI: Die Klementinische Liturgie aus den Constitutiones Apostolorum VIII nebst Anhängen. Bonn 1910, A. Marcus und E. Weber. 32 S. 0,80 *M.* (Kleine Texte für theologische und philologische Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von H. Lietzmann, Nr. 61).

45. O. Ludwig, Die Makkabäer. Herausgegeben von R. Lohan. Mit einer Karte. Leipzig 1910, G. Freytag. 131 S. geb. 0,80 *M.*

46. C. Meyer-Frommhold, Das Preußenbuch. Sammlung von Gedichten zur preußisch-deutschen Geschichte. Im Auftrage der Freien Lehrer-Vereinigung für Kunstpflege zu Berlin herausgegeben. Leipzig o. J. Julius Klinkhardt. XII u. 271 S. geb. 2,60 *M.*

47. G. Nardelli, La Logologia et sistema di logologia applicato all' organismo plenario della lingua italiana. Parte proemiale pubblicata in soli 200 essemplari numerali a stampa nel frontespicio. Roma-Milano 1911, Albrighi, Segati & Co, 128 S. (No. 130).

48. Petits Français. Scènes de la vie familière par A. Robert-Dumas et Ch. Robert-Dumas. Frankfurt a. M. 1910, M. Diesterweg. VI u. 80 S. geb.

49. B. Plüß, Unsere Bäume und Sträucher. Siebente Auflage. Mit 148 Bildern. Freiburg i. Br. 1910, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 136 S. 12. geb. 1,60 ℳ.

50. V. Porzeziński, Einleitung in die Sprachwissenschaft. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von E. Boehme. Leipzig 1910, B. G. Teubner. IV u. 229 S. 3,60 ℳ.

51. Rheinische Hausbücherei. Meisterwerke deutscher Erzähler. Herausgeber: E. Liesegang. Band 34: Ferdinande Freiin von Brackel, Der Lenz und ich und du. Herzensinstinkt. — Band 35: Adolf Widmann, Ausgewählte Erzählungen. Wiesbaden, Verlag von Emil Behrendt. Preis geb. 0,50 ℳ, in Ganzleinen 0,75 ℳ.

52. R. Reitzenstein, Die Hellenistischen Mysterienreligionen. Ihre Grundgedanken und Wirkungen. Vortrag. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 222 S. 4 ℳ, geb. 4,80 ℳ.

53. A. Reusch, Studienaufenthalt in England. Zweite Auflage. Marburg 1910, N. G. Elwert. VIII u. 248 S.

54. F. de Schilleri carmina optima eademque a J. D. Fuss conversa. Edidit J. Plassmann. Münster i. W. 1909, Aschendorff'sche Verlagsbuchhandlung. VII u 150 S. 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ.

55. K. P. Schulze, Römische Elegiker, eine Auswal aus Catull, Tibull, Properz und Ovid. Fünfte Auflage. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. XVI u. 408 S. 3,40 ℳ.

56. E. Schultz, Vierstellige Logarithmen der gewöhnlichen Zahlen und der Winkelfunktionen in übereinstimmender Anordnung. Zweite Auflage. Ausgabe A: mit vollständigem Anhang. Essen 1910, G. D. Baedeker. 107 S. 1,40 ℳ.

57. K. Schwering, Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik für höhere Lehranstalten. Erster Lehrgang. Dritte Auflage. Freiburg i. Br. 1910, Herdersche Verlagshandlung. V u. 59 S. geb. 1 ℳ, geb. 1,40 ℳ.

58. Sophokles, Antigone, übersetzt und herausgegeben von V. Valentin. Dresden, L. Ehlermann. 72 S.

59. Sophokles, Elektra, übersetzt und herausgegeben von G. Schwandke. Ebenda. 71 S. mit einem Bildnis.

60 E Sparig, Scharnhorst. Eine Kaisergeburtstagsrede. Halle a. S. 1910, Buchhandlung des Waisenhauses. 43 S. 0,50 ℳ.

61. B. Stehle, Sammlung von Musterbeispielen zum Unterricht in der deutschen Satzlehre. Einunddreißigste Auflage. Gebweiler 1910, J. Boltze. 24 S. steif kart. 0,20 ℳ.

62. Five Stories from English Literature. Edited by Th. Mühe. Frankfurt a. M. 1910, M. Diesterweg. 67 S. geb. 1,40 ℳ.

63. B. Teichmann, Rein sachlicher, naturwissenschaftlicher Beweis für das Dasein des Schöpfers des Weltalls. Erfurt 1910, B. Teichmann. 28 S.

64. Thakeray, Three English Families. Herausgegeben von J. Ellinger. Mit 1 Titelbild und 1 Plan von London. Leipzig 1910, G. Freytag. 159 S. geb. 1,50 ℳ.

65. Thiers, Expédition d'Egypte. Bearbeitet von F. Strohmeyer. Mit 4 Kartenskizzen. Berlin und Glogau 1909, C. Flemming. XII u. 80 S. geb. Dazu Wörterbuch 24 S.

66. J. Tolkiehn, Cominianus. Beiträge zur römischen Literaturgeschichte. Leipzig 1910, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weichert. VII u. 174 S. gr. 8.

67. G. Th. Vogel, Lateinische Schulgrammatik für gymnasiale Anstalten mit lateinischem Unterbau (Reformgymnasien, Reformrealgymnasien). Dritte Auflage. Leipzig 1910, B. G. Teubner. XII und 264 S. geb. 2,80 ℳ.

---

# ERSTE ABTEILUNG.

## ABHANDLUNGEN.

### Altes und Neues vom Religionsunterricht.

Cicero sagt einmal in seiner Schrift De natura deorum Folgendes. In specie autem fictae simulationis sicut reliquae virtutes ita pietas inesse non potest, cum qua simul et sanctitatem et religionem tolli necesse est; quibus sublatis perturbatio vitae sequitur et magna confusio. Atque haud scio an pietate (adversus deos) sublata fides etiam et societas generis humani et una excellentissima virtus, iustitia, tollatur. Und ein Philosoph unserer Tage, Wilhelm Windelband, schreibt: 'Die wahre Wissenschaft ist lebendige Einheit mit Gott' (Präludien).

Wer dem zustimmt, wird dem Religionsunterricht eine hohe Stellung im Unterrichtsbetriebe einräumen müssen und zugeben, daß wir alles tun müssen, um diesen Unterricht zu heben und ihn aus der unwürdigen und mißachteten Stellung, die er unzweifelhaft hier und da einnimmt, zu erlösen. Jede Hilfe, die sich zu diesem Ziel darbietet, muß willkommen sein, und jeder, der sich irgendwie zur Mitarbeit berufen fühlt, sollte nicht mit seinen Anschauungen und Vorschlägen zurückhalten. In diesem Sinne wollen auch die hier folgenden Äußerungen gelesen werden. Sie sind hervorgegangen aus der Musterung der Schulprogramme, die Ostern 1910 ausgegeben sind, soweit sie mir natürlich erreichbar waren. Es schien mir nicht unnütz, hier das Wesentliche aus ihnen zusammenzufassen und einer Besprechung zu unterziehen, da bekanntlich die Schulprogramme leider allzu oft nur ein beschauliches Dasein in den Bibliotheken führen und bisweilen wirklich schwer zugänglich sind.

Eine sehr lesbare und fast alle Disziplinen des Religionsunterrichts heranziehende oder doch streifende Abhandlung hat Prof. H. Sandrock dem Programme des Königl. Wilhelms-Gymnasiums zu Cassel beigegeben unter dem Titel: Über religiöse Erziehung. Frisch und warm geschrieben, verzichtet sie auf allen

gelehrten Apparat an Zitaten und Anmerkungen und zeigt doch dem Fachmann auf jeder Seite, wie gut ihr Verfasser in der gelehrten theologischen wie in der praktisch-methodologischen Literatur zu Hause ist. Zu seinen Ausführungen über das Wesen der Religion, die (S. 4) etwa folgendermaßen formuliert erscheinen: 'Religion gehört zu dem ursprünglichen Kraftquell des menschlichen Lebens. In der Religion offenbart sich das besondere Wesen des Menschen, worin er die übrige Lebewelt überragt, es ist der Sinn des Menschen für das, was über diese Erscheinungswelt hinausliegt, der Sinn für das Unendliche' vergleiche man die Darstellung W. Windelbands a. a. O. in dem Aufsatz 'Das Heilige: Skizze zur Religionsphilosophie': 'Die Religion ist nicht nur ein Vorstellen, ein Erkennen und Wissen, oder, kritischer gesagt, ein Meinen und Fürwahrhalten, sondern auch ein Wertbewußtsein, ein Fühlen, ein Ergriffen- und Hingegebensein und demgemäß auch ein Wollen und Vollbringen', oder an anderer Stelle: 'Religion ist transzendentes Leben; das Wesentliche an ihr ist das Hinausleben über die Erfahrung, das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer Welt geistiger Werte, das Sichnichtgenügenlassen am empirisch Wirklichen'.

Die Frage 'Was ist Religion?' wird natürlich erst einigermaßen zweckentsprechend in der Prima behandelt werden können, muß es aber dort auch. Und wer aus Erfahrung weiß, daß diese Frage wohl Interesse bei allen Schülern erweckt, auch bei denen, die nicht gerade religionsfreundlich sind, daß es aber ungemein schwierig ist, hier eine feste Formel zu finden, wird gern auch neuere Formulierungen wie diese mit heranziehen und mit seinen Schülern zu erörtern suchen, wie weit sie sich dem Kern der Sache nähern, der vielleicht nie ganz einwandfrei und klar herausgearbeitet werden wird, weil 'das Mysterium zum Wesen der Religion gehört' (Windelband).

Weiteres zum Ausbau dieser Frage findet sich noch auf den ersten Seiten von Richard Groepers Abhandlung 'Die Philosophie Schopenhauers in ihrem Verhältnis zum Christentum, historisch-kritisch beleuchtet' (Programm des Königl. Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt a. O. 1910), wo man auch die Literaturübersicht, die die Namen Bender, Bousset, Harnack, Herrmann, Pfleiderer, Rauwenhoff, Seeberg u. a. aufführt, nicht übersehen wolle. Hier ist auch von dem Verhältnis der Religion zur Philosophie die Rede, die zwar Berührungspunkte haben, aber nicht identifiziert werden dürfen. Im übrigen hat Groeper recht, wenn er sagt, es sei eine Sünde wider den Geist der Religion, sie mit möglichst viel Philosophie zu umkleiden. Es erinnert das an Goethes Ausspruch: 'Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und be-

darf von ihr keine Stütze'. Zu weit geht meiner Meinung nach H. F. Müller in seinem Programm 'Aphorismen über Religionsunterricht und Leben' (Blankenburg a. Harz 1910). Er sagt, er verfalle nicht mehr in den Fehler, die Beweise vom Dasein Gottes aufzutischen oder bei der Lehre von der Schöpfung kosmogonische und naturhistorische Märchen zu erzählen. Wenn er sagt: 'Man kann einer guten Sache nicht empfindlicher schaden als durch schlechte Beweise', so hat er völlig recht, aber erfahren müssen die Schüler ebensowohl etwas über die Versuche, das Dasein Gottes zu beweisen, wie von der Kritik dieser Beweise durch Kant. Auch über Theismus, Deismus usw. muß etwas gesagt werden, die Müller, wie mir scheint (S. 8), etwas ironisch erwähnt. 'Weltanschauungsfragen' sind doch wichtig. Daß man nicht eine beliebige sich auswählen kann, sondern sich zu einer solchen durchringen muß, merken die Schüler wohl, aber die Bekanntschaft mit den markantesten Weltanschauungen ist doch gewiß nötig für einen gebildeten Menschen. Recht hat Müller wieder, wenn er weiter sagt, das Wesen Gottes lasse sich durch diskursives Denken nicht ergründen und in Begriffe fassen, die reine Vernunft wisse von Gott nichts zu sagen und doch halte die praktische Vernunft an ihm fest. Schön sagt Windelband (a. a. O.): 'Es muß das Bewußtsein der intellektuellen Unnahbarkeit des Heiligen aufrechterhalten bleiben, auch wenn das fromme Gefühl zu dem unausbleiblichen Versuche treibt, seinen Gegenstand für das erkennende Bewußtsein zu bestimmen'. So wird auch der Religionslehrer bei dem Theismus als der christlichen Auffassung gern und am längsten verweilen und der Leugnung der Persönlichkeit Gottes entgegenzuarbeiten suchen; er wird auch zeigen, daß 'das religiöse Leben, wie die Geschichte unweigerlich zeigt, in hilflose Verkümmerung gerät, wenn es der persönlichen Auffassung des Göttlichen entraten zu können meint' (Windelband). Daß wir bei allen Aussagen, die wir über Gott machen, *κατ' ἄνθρωπον* reden und Gott in anthropomorphe Vorstellungen hineinbeziehen, die dem *πνεῦμα ὁ θεός* des Johannesevangeliums eigentlich zuwiderlaufen, weiß jeder und sollte auch den Schülern ab und zu ins Bewußtsein gerufen werden. Aber 'das Unerforschliche' immer nur 'schweigend zu verehren' geht doch wohl nicht an. Es würde das religiös zu einem ganz unfruchtbaren Mystizismus, methodologisch im Unterricht zur Aufhebung dessen hinführen, was wohl viele wünschen mögen, wir aber nicht wünschen können.

Zu den allgemeineren Vorfragen gehört auch die nach dem Wesen des Christentums. Darüber handelt Sandrock auf S. 5 und 6. Das religiöse Leben ist nach ihm und andern im Christentum begründet in einer völligen vertrauensvollen Hingabe des Menschen in den Willen der höchsten Macht über diese Welt, in der er den allmächtigen und liebenden Vater verehrt. Und darin

besteht die Erlösung durch Jesus — denn der Erlösungsgedanke steht im Christentum im Mittelpunkt —, daß er die Menschen zu solchem Leben hinführt. Ob man die Erlösung als durch den Tod Jesu vollbracht ansieht oder mehr sein vorbildliches Leben als zur Imitatio Christi rufend in den Vordergrund rückt, ist nicht von wesentlicher Bedeutung, schon weil es mehr auf eine dogmatische Frage hinausläuft. Hier hat Müller wieder ausgezeichnet formuliert: 'dem schlichten Bewußtsein und dem religiösen Bedürfnis genügt es zu wissen: Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber'. Dabei muß es aber auch bleiben. Andere Auffassungen mögen durchaus ehrlich sein, sind aber unchristlich. Wenn W. Dilthey in seinem anziehenden Buche 'Das Erlebnis und die Dichtung' (S. 135) sagt, die Rechtfertigung durch den Glauben habe keinen Sinn mehr für uns, so kann man das vom christlichen Standpunkt aus nur bedauern. Mit Aufsätzen vollends, wie dem von Berthold Molden im Augustheft 1910 der Preußischen Jahrbücher über 'das religiöse Bedürfnis und der moderne Mensch', der Gebet, Glauben, Erlösung und Jenseits als erledigt abtut, können wir uns nicht befreunden. Man höre nur ein paar Sätze: 'Wir sind Spiritualisten, aber wir halten das Absolute nicht für denkend; das Denken entsteht erst im Individuum, und so auch erst die Arbeit und das Opfer, so daß der Mensch in gewissem Sinne über das Absolute hinauswächst und größer wird als der Vater, von dem er ein Teil ist'. — 'Fromm wollen wir nicht sein; Frömmigkeit ist eine Dienstbarkeit der Seele, und unsere Seelen sollen nicht dienstbar sein. Wohl aber sind wir religiös, das heißt, wir vergessen nicht, daß wir ein unendlich kleiner Teil einer rätselhaften, ewigen Macht sind'. — 'Wir bedürfen keiner religiösen Genossenschaft'. — Das alles kommt auf Verherrlichung des Menschen hinaus. Demgegenüber kann ich Cicero nur recht geben, der schon wußte: esse autem hominem, qui nihil in omni mundo melius esse quam se putet, desipientis arrogantiae est (De nat. deor.).

Auf S. 7 wendet sich Sandrock nun der religiösen Erziehung zu. Ihm ist wie allen Verständigen klar, daß man Religion eigentlich nicht lehren könne, daß der Verstand sogar in gewissem Sinne die religiöse Empfänglichkeit hindere, und daß eben religiöse Erfahrung, die Kinder noch nicht haben, nötig sei. 'Der wirklich religiös lebensfähige Mensch kann keine Religion, kein religiöses Bekenntnis ohne weiteres übernehmen, alles muß organisch, innerlich wachsen, sich frei und selbständig entwickeln. So kann Erziehung überhaupt nicht Religion in einem Menschen schaffen. Die Entstehung wirklicher Religion ist ein Geheimnis . . . Die Erziehung kann nur günstige Vorbedingungen für das Entstehen religiösen Lebens schaffen, Hemmnisse aus dem Wege räumen, das Wachstum mit ihrer Pflege begleiten, schützen und fördern' usw. Das ist ganz meine Meinung, wie ich sie auch in meinem kleinen

Aufsatze 'Zur Lektüre des 1. Korintherbriefes' (in den Lehrproben 1910) ausgesprochen habe. Der Unterricht, der hier eine Vergewaltigung versucht, muß unter allen Umständen seinen Zweck verfehlen und bei feiner besaiteten Gemütern geradezu abstoßend anstatt anziehend wirken.

Die erste religiöse Einwirkung auf das Kind geschieht im Schoße der Familie oder sollte doch da geschehen. Was ihr Sandrock an sogenanntem Lehrstoff zuweisen will, scheint mir doch zu wenig zu sein, besonders wenn man seinem Wunsche, den ich allerdings nicht billigen kann, folgend den Religionsunterricht erst mit dem dritten Schuljahre beginnen lassen wollte. Er befürchtet, wie es scheint, von dem Zuviel des Unterrichts nachteilige Wirkung. Aber hier kommt doch alles auf das Wie an, das natürlich auf ein regelrechtes Lernen oder gar Einpauken verzichten muß. Ich kann nur sagen, daß ich mir gerade diesen Unterricht, den ich aus eigener Anschauung nicht kenne, recht reizvoll denke: natürlich nur für einen, der Liebe zur Sache besitzt. Über diesen letzten ungemein wichtigen Punkt handelt Sandrock auf S. 15. Er hat recht mit der Forderung, man solle niemand zur Erteilung von Religionsunterricht zwingen. Wird schon jeder andre Unterricht, der dem mit ihm beauftragten Lehrer nicht liegt, minderwertig werden, so ist das hier erst recht der Fall. Die Verteilung der Stunden an den großen Lehranstalten hat leider den Übelstand, daß eben mancher Religionsunterricht erteilen muß, der garnicht will. Hier sollte unter allen Umständen Wandel geschaffen werden. Zu weit aber geht Sandrocks Forderung: Keine Fakultas für Mittelklassen! Rein äußerlich betrachtet schon ist sie nicht durchführbar, denn wo sollten dann die nötigen Religionslehrer schließlich herkommen? Mit demselben Rechte könnten ja auch die andern Unterrichtsfächer dasselbe verlangen. Und endlich ist die Forderung auch innerlich, so weit ich sehe, nicht berechtigt. In der Oberstufe muß unbedingt einer unterrichten, der das Fach durchstudiert hat. In den Mittelklassen aber tut es, zumal angesichts der vielen vortrefflichen Bücher und Hilfsmittel, wohl bei freudiger Hingabe eine Mittelfakultas auch noch wie bisher! Nebenbei gesagt, hat es immer Lehrer gegeben, die, ohne eine Fakultas in einem bestimmten Lehrfach erworben zu haben, infolge privaten Studiums nachher sich für dieses Fach ausgezeichnet qualifizierten. Soll denen nun die Tür vor der Nase zugeworfen werden, nur weil sie keine papierene Bescheinigung haben? Ich glaube, auf den Besitz einer Fakultas wird hier und da zu viel Gewicht gelegt.

Die ersten Unterrichtsstoffe in der Religion pflegen dem Alten Testament entnommen zu werden. Es gibt Leute genug, die geradezu fanatisch die Ausschaltung des A. T., besonders für die Jugend verlangen: wie ich mit Sandrock meine, zu Unrecht. Was aus dem A. T. ausgewählt und auf welcher Klassenstufe es be-

handelt werden soll, mag reiflich erwogen werden —, Sandrock hält z. B. die Opferung Isaaks, die meisten Jakobs-, auch manche Moses- und Samuelgeschichten für 8—10jährige Kinder nicht für fruchtbar und segensreich —, ganz ohne A. T. geht es nicht gut. ‘Es tritt doch im A. T. den Kindern religiöses Leben in einfachen Formen und Verhältnissen anschaulich entgegen, ein religiöses Leben solcher Art, wie es dem Wesen des jugendlichen Geistes in mancher Hinsicht entspricht. Und auch das ist kein Zweifel, daß uns beim israelitisch-jüdischen Volk eine Lebendigkeit des religiösen Gefühls entgegentritt wie bei keinem anderen Volke’. Das unterschreibe ich durchaus und kann mich durch die gegenteiligen Äußerungen Chamberlains in seinen ‘Grundlagen’ nicht irre machen lassen. Chamberlains Urteile beruhen auf einer starken Voreingenommenheit gegen das Judentum, wie es sich im A. T. zeigt. Zur besseren Einsicht in den Wert der alttestamentlichen Schriften sollen die Schüler in der Untersekunda durch die Behandlung der Psalmen, des Hiob und der Propheten kommen. Sie werden ja wohl auch im allgemeinen wenigstens einen Hauch dieses Geistes verspüren, wenn der Lehrer sich nicht an den Luthertext bindet und bei den Propheten versucht, nach Kräften den geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Hintergrund zu geben.

Das ist, wie ich aus Erfahrung sagen kann, eine schwere, aber dankbare Aufgabe. Was die poetischen Stücke des A. T. anlangt, so hat das letzte Jahr drei Abhandlungen darüber gebracht. Die erste hat ein Katholik geschrieben zum Jahresbericht des Realgymnasiums zu Papenburg: Wilhelm Geers, Zur Poesie der Bibel, mit dem Untertitel: König David und die biblische Lyrik. Es ist eine Kaisergeburtstagsrede. Inhaltlich stehen wir bezüglich der Beurteilung Davids, der Autorschaft der Psalmen und der Inspirationstheorie natürlicherweise nicht auf dem Boden des Verfassers. In der Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule zu Halberstadt veröffentlicht Prof. Joh. Hoyer die 2. Fortsetzung seiner ‘Ausgewählten Psalmen, erklärt zum Gebrauche an höheren Schulen’. Das ist ein durchaus verdienstliches Unternehmen; denn an Schulschriften über die Psalmen ist gerade kein Überfluß. Behandelt sind hier Ps. 22, 23, 24, 32, 38. Früher waren schon Ps. 1, 2, 6, 8, 12; 14, 15, 18, 19 und 21 erläutert worden. Zuerst wird das Thema jedes Psalmes formuliert, dann folgt eine bzw. mehrere Dispositionen, danach die Einzelerklärung, die auf Überschrift, Entstehungszeit, Gedankenverknüpfung und Bedeutung z. T. unter Eingehen auf den hebräischen Text Rücksicht nimmt, dann eine Erläuterung, die Parallelstellen und Liederverse bringt, und schließlich eine ‘Vertiefung’, die religiöse, erbauliche Gedanken meist in Frage und Antwort an das eben Durchgenommene anzuknüpfen sucht. Besonders gelungen scheinen mir hier Ps. 23 und 32. Was zur Erläuterung und Vertiefung

gegeben wird, wird natürlich nicht jedesmal ganz herangezogen werden können, aber der gebotene Auswahlstoff wird manchem, besonders dem Anfänger, willkommen sein. Alles in allem eine gute und empfehlenswerte Abhandlung. Endlich hat Rudolf Schultze als wissenschaftliche Beilage der 14. Realschule zu Berlin 'Fünfzig Psalmen in poetischer Verdeutschung' herausgegeben, die, wenn sie auch nicht alle gleich schön ausgefallen sind, doch gewiß zur Belebung des Unterrichtes herangezogen werden können. Gewählt sind Reimverse oder Hexameter. Hier stehe eine Probe aus Ps. 24 II.

Recket empor eure Häupter, ihre Tore,
Pforten der Urzeit, richtet euch auf!
Denn es nahet der herrliche König,
Will euch durchschreiten im Siegeslauf!

Wer, o wer ist der herrliche König?
Gott ist's, Gott, der gewaltige Held,
Gott ist der König, der hochgemute,
Siegreich kommt er vom Ehrenfeld.

Recket empor usw. wie Strophe 1.

Wer, o wer ist der herrliche König?
Gott, der beherrschet der Engel Troß,
Gott, dem die Mächtigsten demütig dienen,
Er ist der König, herrlich und groß!

Wenn eine Kritik erlaubt ist, möchte ich sie an dem Worte 'Troß' üben, das im Zusammenhang mir nicht edel genug erscheint. Heer und Troß sind doch nicht identisch. Außerdem reimt 'grōß' schlecht auf 'Trŏß'. Verdeutscht sind die Ps. 1—3, 6, 8, 11, 13, 14, 19, 23, 24, 26, 27, 28, 29, 32, 33, 36, 45, 46, 51, 72, 73, 79, 82, 84, 90, 91, 92, 94, 98, 100, 103, 104, 110, 113, 114, 115, 121, 122, 124, 126, 127, 130, 133, 137, 139, 140, 147, 150.

Erwähnt sei schließlich noch eine Programmschrift, die hierher gehört: Rudolf Kirsten, Wie ist die ausführliche Behandlung des Alten Testaments im christlichen Religionsunterricht zu rechtfertigen? (Kgl. Realgymnasium zu Annaberg i. E.). Sie ist fleißig, aber weitschweifig ausgearbeitet und mehr eine apologetische Predigt als eine wissenschaftliche Abhandlung. Zu viel Klagen und Tadel gegenüber Andersdenkenden! Begeisterung für seinen Standpunkt wird dem Verfasser jeder nachrühmen, aber eine gewisse Engherzigkeit und Befangenheit gegen jeden andern kann man nicht wegleugnen. Ich glaube nicht, daß K. viele finden wird, die seine 58 Seiten geduldig bis zu Ende lesen.

Interessant ist Sandrocks Vorschlag, schon den jüngeren

Schülern manches von den großen Männern der Kirchengeschichte, den Märtyrern, Augustin, Bonifatius, Franziskus, der heiligen Elisabeth, Huß, den Reformatoren und den Männern des praktischen Christentums, der äußeren und inneren Mission zu erzählen. Ich muß sagen, daß ich mir davon nicht allzu viel versprechen kann, auch nicht recht wüßte, was und wie ich etwa Quartanern oder Tertianern von Augustin oder Franz von Assisi erzählen sollte. Ich kann mir aber denken, daß ein anderer das wohl fertig bringt, und wäre dankbar, einmal ausführlicher etwas über solche Versuche, die Stoffauswahl und ihre Verknüpfung mit dem sonstigen Unterricht zu hören. Natürlich kann es sich dabei, das ist ja auch Sandrocks Meinung, nur um einen propädeutischen Unterricht handeln, denn die eigentliche Kirchengeschichte gehört selbstverständlich auf die Oberstufe. Für die Ausgestaltung dieser Disziplin, die ihre Klippen hat, hat Müller (a. a. O.) schätzenswerte Winke gegeben, die einerseits auf Stoffbeschränkung, andererseits auf Vertiefung hinauslaufen. Er will nur solche Kapitel zur breiteren Erörterung auswählen, die für das religiöse Erkennen und Erleben Frucht und Gewinn versprechen, wozu z. B. die Subtilitäten der Dogmenbildung nicht gehören. Er will von der weltüberwindenden Macht des Christentums anschaulich und überzeugend erzählen wie von der Aufstellung seines neuen Lebensideals, will erkennen lassen, daß das Christentum nicht kulturfeindlich gewesen ist, daß es als Universalreligion eine völkerverbindende Macht ist, und daß auch uns in diesem Sinne noch viel zu tun bleibt und anderes, das man auf S. 3—7 nachlesen möge.

Von den Programmen, die kirchengeschichtliche Fragen — hier im weitesten Sinne — behandeln, seien folgende genannt.

Fr. Rostalski, Sprachliches zu den apokryphen Apostelgeschichten I (Gymnasium zu Myslowitz O.-S.). — G. Schoenaich, Die Libelli und ihre Bedeutung für die Christenverfolgung des Kaisers Decius (Kgl. Friedrichsgymnasium zu Breslau). — K. Jagelitz, Über den Verfasser der Schrift De mortibus persecutorum (4. Realschule zu Berlin). — J. Dräseke, Die Schrift des Bischofs Phoebadius von Agennum 'Gegen die Arianer', eingeleitet und übersetzt (Kgl. Matthias-Claudius-Gymnasium zu Wandsbek). — P. Heidrich, Beiträge zur Geschichte des Regensburger Reichstages vom Jahre 1541 (Sachsenhäuser Oberrealschule zu Frankfurt a. M.). — Wrampelmeyer, Ungedruckte Schriften Philipp Melanthons, zum ersten Male herausgegeben aus der Berliner Handschrift des Sebastian Redlich aus Bernau (Kgl. Gymnasium zu Clausthal). — Aus dem 1. Teil der letztgenannten Schrift, der poetische Stücke Melanthons — so schreibt der Verfasser den Namen — enthält, gebe ich ein paar Proben, die zur eigenen Lektüre einladen sollen.

1. Casta deus mens est, casta vult mente vocari,
Et castas iussit pondus habere preces.

. Felix, cui dederit mediocria commoda vitae
Notitiamque sui filius ipse dei.
3. Si **nisi** non esset, perfectus quilibet esset,
Sed non sunt visi, qui caruere **nisi**.

Hochinteressant ist vor allem das, was Melanchthon in poetischer Form über die Rechtfertigung durch den Glauben nach Röm. 3, 20 ff. geschrieben hat.

His tantum Christi prosunt flagra, vulnera saeva,
Qui toto possunt credere corde suo,
Propria non illis, qui se virtute mereri
Aeternam vitam iustitiamque docent.
Namque, ut ait Paulus, Christi mors est sine fructu,
Iustitiam nobis si bene facta ferunt.
Ergo voles quisquis coelestem vivere vitam,
Ne fidas propriis viribus, oro, tuis.
Nitere sed roseo confidens sanguine Christi,
Qui passus mortem sustulit omne malum
Ac nos, qui tenebrae trusi fueramus ad oras,
Restituit luci, quae sine fine manet.

Hier gibt sich Melanchthon, der später bekanntlich als Synergist angefeindet wurde, noch ganz auf Luthers Standpunkt als Paulinisten. Wann mag das Gedicht geschrieben sein?

Die Grundsätze, die Sandrock für den Unterricht der Mittelstufe aufstellt, kann ich nur in ihrem ersten Teile ganz billigen. Es heißt da, es sei wichtig, daß die Religion der Jugend nahegebracht werde als die Kraft, die ihr eigenes Kraft- und Freiheitsstreben entbinde. 'Religion als Lebenserhöhung und Lebensbejahung! Das findet Verständnis; und das entspricht doch dem wahren Wesen der christlichen Religion, wie es (uns) anschaulich entgegentritt in den **Helden** des Christentums. Diese so wesentliche Seite des Christentums hat man bei der religiösen Verkündigung und Erziehung viel zu sehr zurücktreten lassen; man hat viel zu sehr ein weichliches Christentum verkündet. Jesus aber ist **nicht** weichlich, sondern voll Kraft, wie auch seine großen Jünger'. Das ist gut. Weniger gut aber scheint mir das Folgende: 'Diese Zeit ist dann auch besonders angetan für die sittliche Beeinflussung, aber nicht in der Weise, daß man der Jugend Gebote einprägt als Forderungen einer höheren Macht, sondern daß man die sittlichen Forderungen auch zu dem Kraftstreben der Jugend in Beziehung setzt, ihnen rechte Sittlichkeit als die wahre Kraft zeigt' usw. Ich meine doch, daß man darauf hinarbeiten muß, daß die Jugend schon ihre Pflichten als Gebote Gottes erkennt, und daß man ihnen den Leitsatz geben muß: Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten. **Und seine Gebote sind nicht schwer!** Es wird da völlig genügen, wenn man sie an die Anordnungen ihrer Väter erinnert, die anfänglich auch

gewiß ihnen unverständlich und drückend erschienen sein mögen, aber doch immer, wie sie selbst zugestehen werden, zu **ihrem** Besten gewesen sind. Wie viel mehr Gottes Gebote, der doch *κατ' ἐξοχήν* der Vater ist. Mit andern Worten: alles, was nach dem sogenannten Moralunterricht aussieht und der Selbstherrlichkeit des Menschen das Wort redet, bleibt besser weg, zumeist bei der Jugend.

Völlig einverstanden bin ich wieder mit dem, was S. über die Gestaltung des Unterrichts auf der Oberstufe sagt, über das Verhältnis von Religion und Wissenschaft, die Verschiedenheit ihres Gebiets und Geltungsbereichs. Sie sollen hier erfahren, daß wahre Wissenschaft der Religion nicht widerspricht. Sie müssen lernen, die religiösen Vorstellungen mit dem Natur- und Weltgeschehen in Einklang zu bringen, was Offenbarung, Wunder, Gebetserhörung ist. Sie müssen auch mit der Art der kritischen Bibelwissenschaft in ihrer Bedeutung für ein tieferes Verständnis religiösen Lebens bekannt gemacht werden. Gerade der letzte Satz wird vielfach von ängstlichen Gemütern abgelehnt. Mit Unrecht! Erfahren nicht unsere Primaner doch aus Zeitschriften, von Studenten, ja bei tausend Gelegenheiten von derartigen Dingen? Ist es nicht besser, wenn ein besonnener Lehrer ruhig mit ihnen von den Resultaten der Kritik, teils berechtigten, teils falschen oder zweifelhaften redet, als wenn sie das von den Stürmern und Drängern und Radikalen hören? Müßten sich nicht die Theologiestudierenden in den ersten Semestern wundern, wenn sie merken, was ihnen auf der Schule vorenthalten ist? Müssen sie da nicht an ein Nichtwollen oder an ein Nichtwissen denken? Eins ist doch so schlimm wie das andre! Daß der Lehrer nicht alles auskramt, was er auf Lager hat und die Religionsstunde zum Kolleg macht, ist ja wohl selbstverständlich. Est modus in rebus, sunt certi denique fines! Aber geschehen muß etwas in diesem Sinne. Um ein paar Beispiele anzuführen, von der Entstehung des Pentateuch resp. Hexateuch, von den Teilen des Buches Jesaja, von der synoptischen und johanneischen Frage muß ein Primaner das Wesentlichste erfahren. Sein Lehrer aber wird ihn besser einführen als jeder andere!

In diesem Sinne hat S. auch unzweifelhaft recht, wenn er sagt, religiöse Weiterbildung gehöre auch in die Fortbildungsschule, weil in der Volksschule vieles Nötige aus naheliegenden Gründen nicht geboten werden könne. Ja meines Erachtens könnte und müßte auch nach dem Fortbildungsunterricht für Männer, die keine höhere Schule besucht haben, eine weitere Möglichkeit zur religiösen Weiterbildung geschaffen werden. Was wissen denn die meisten, die bei den Positiven oder Liberalen nur so mitlaufen, von der Geschichte ihrer Kirche und allen großen religiösen Zeit- und Streitfragen? Sollte nicht mancher mehr interessiert werden durch Vorträge oder sonstige Darbietungen? Ich weiß wohl, daß

viele Geistliche biblische Besprechungen mit den Gemeindemitgliedern halten, aber das genügt nicht: es muß viel mehr besprochen werden. Die Furcht, den Hörern werde das Verständnis abgehen, darf da nicht abschrecken. Wo eine Wille zur Mitteilung ist, wird auch ein Weg gefunden werden. Und die rechte Belehrung wird, mit der rechten Frömmigkeit verbunden, gewiß keinen aus der Kirche vertreiben. Man muß nur das rechte Vertrauen zu der Lebensfähigkeit und sieghaften Kraft des Christentums haben!

Mit dem, was S. dann über den Katechismusunterricht sagt, hat er nach meiner Meinung den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich habe Ähnliches wie er bereits 1906 in der Monatschrift für höhere Schulen in dem Aufsatz 'Ein Wort zum Katechismusunterricht' zum Ausdruck gebracht. Es kommt auf Folgendes hinaus. Der Katechismus soll im Zusammenhang mit dem Leben Luthers und seinem Reformationswerke in kurzer, eindrucksvoller Behandlung gewürdigt werden. Nur für das erste Hauptstück wäre vielleicht eine ausführlichere Behandlung zu empfehlen. Diese müßte aber nach S. praktisch gerichtet und dem Interessen- und Erfahrungskreis der Jugend angepaßt sein. So wird sie in manchem andere Wege gehen müssen als die Erklärungen Luthers, auch manches Fehlende ergänzend hinzufügen müssen, besonders mit Heranziehung der Bergpredigt. Aber man sollte auch dazu den Religionslehrer nicht lehrplanmäßig verpflichten. Unter nochmaligem Hinweis auf meinen eben zitierten Aufsatz möchte ich noch einmal vorschlagen, den Katechismus ganz den Geistlichen für den Konfirmanden-Unterricht zu überlassen. Daß S. den Katechismus an sich nicht weniger hochschätzt als ich, geht aus seinen Ausführungen auf S. 15 klar hervor, nur hält er ihn ebensowenig wie ich für ein brauchbares Schulbuch!

Über Revisionen von Vertretern kirchlicher Behörden im Religionsunterricht äußert S. eigene Ansichten, schon weil er eine Beaufsichtigung des Lehrers in bezug auf seine Bindung an das kirchliche Bekenntnis für unzweckmäßig hält und meint, in unserer Zeit könne nur freie, freudige Begeisterung für die Sache etwas helfen! Was ich bisher von solchen Revisionen gehört habe — ich selbst bin, obwohl ich seit 1895 unterrichte, noch nicht revidiert worden —, macht mich nicht ängstlich. Auch die Berichterstattung auf der letzten Generalsynode über den Unterricht an höheren Schulen war gewiß nicht beängstigend. Bei mir ist in meinem Leben so viel hospitiert worden, daß mir der Besuch eines Generalsuperintendenten nichts verschlägt. Jedenfalls wäre mir das lieber als wenn, wie S. vorschlägt, von seiten der Unterrichtsverwaltung besondere aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangene Inspektoren angestellt würden. Diese Religionsinspektoren würden mir, glaube ich, trotz meiner Abhärtung doch etwas auf die Nerven fallen. Also lieber nicht!

Eine sehr wichtige Frage wird von S. auf S. 17 berührt: die Verbindung der Religion mit den anderen Unterrichtsgegenständen. Er sagt: 'Es gibt wenige Unterrichtsstoffe, die nicht Beziehungen zur Religion haben und religiös bildend wirken können; und es ist jedenfalls ein großer Schaden, wenn die Religion in keine Beziehung gesetzt wird zu den anderen Geistesgebieten, die im Unterricht vorkommen'. Daß er recht hat, liegt auf der Hand; aber wie wenig geschieht in praxi in diesem Sinne! Es soll sogar vorkommen, daß in anderen Fächern destruktiv gewirkt wird gegen das, was in der Religion aufgebaut wird, und daß Lehrer sich einer solchen Wirksamkeit rühmen. Und doch, was läßt sich, um ein paar Möglichkeiten zu nennen, nicht im deutschen, im lateinischen und griechischen Unterricht in diesem Sinne tun! Lassen sich nicht unsere deutschen Klassiker auch in unserm Sinne fruchtbringend behandeln, 'wenn man nur', wie S. sagt, 'nicht engherzig und einseitig in der Beurteilung religiösen Lebens ist?' Hat nicht Lessing, den man für den Kritiker *κατ' ἐξοχήν* hält, einmal gesagt: 'Dem Evangelium St. Johannis ist es zu danken, wenn die christliche Religion allen Anfällen ungeachtet fortdauert und vermutlich so lange fortdauern wird, als es Menschen gibt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, d. i. ewig?' Ich verweise hier auf den ausgezeichneten § 71 im 3. Teil des 'Hilfsbuches für den evangelischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten von H. Marx und H. Tenter (Leipzig und Frankfurt a. M. 1907), der überschrieben ist: Wirkungen der Aufklärung auf protestantischem Gebiet II, Unsere klassische Dichtung und Philosophie. Läßt sich nicht aus der Lektüre griechischer Tragiker oder Platons Gewinn auch für unsern Religionsunterricht holen? Man denke nur beispielsweise an die Antigone, an den Kriton und Euthyphron! Mit Recht sagt Müller in seinem Programm: 'Die Goldkörner, die wir bei den hellenischen Philosophen und Dichtern finden, sammeln wir gern. Was mir Platon ist und wie gern ich ihn der Jugend nahe brächte, habe ich anderswo gesagt. Es wird nicht schaden, wenn im Religionsunterricht ein Hauch Platonischen Geistes verspürt wird'. Gewiß nicht! War doch auch Sokrates ein *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν*, den Justin in den Worten rühmt: *οἱ μετὰ λόγου βιώσαντες Χριστιανοί εἰσι, κἂν ἄθεοι ἐνομίσθησαν, οἷον ἐν Ἕλλησι μὲν Σωκράτης καὶ Ἡράκλειτος καὶ οἱ ὅμοιοι αὐτοῖς, ἐν βαρβάροις δὲ Ἀβραάμ κτλ.* Ich habe das Glück gehabt, griechischen und Religionsunterricht in derselben Prima zu geben, und oft ist in den Phaidonstunden vom Neuen Testament, oft in den Religionsstunden von Platon die Rede gewesen. Könnte nicht, um eine weitere Anregung zu geben, auch einmal ein Versuch mit der Lektüre von Ciceros De natura deorum — in Auswahl natürlich — gemacht werden?

Unter den Mitteln zur religiösen Erziehung wird neben dem

Unterricht auch die Schulandacht erwähnt. Man wird S. beistimmen müssen, der sagt: 'Wenn es der Schulandacht gelingt, auch nur einen einzigen Gedanken den Schülern nahezubringen, der sie aus dem Alltäglichen erhebt zu dem Ewigen, so hat sie ihren Zweck erfüllt'. Die Schwierigkeiten solcher Andachtsübungen liegen auf der Hand. Besonders groß sind sie da, wo Evangelische, Katholische und Juden sich gemeinsam versammeln wie hier bei uns. So viel steht mir fest: je länger die Gebete und Ansprachen werden, desto wirkungsloser werden sie. Der alte Melanchthon hat ganz recht, wenn er sagt:

Ut tua pertingat penetretque precatio coelum,
Corde sit ex puro, sit brevis atque frequens!

Über 'Schulandachten' hat übrigens in diesem Jahre Prof. Burckhardt geschrieben (Friedrichs-Gymnasium zu Altenburg). In der Einleitung steht manch guter Gedanke. 1. 'Die Andacht ist nicht Lehre und Unterricht, sondern sie ist Religion selber, die Religion in ihrer Wirklichkeit, die Gemeinschaft mit Gott im Gebete'. 2. 'Religion ist die Grundtatsache der Menschheit. Ohne sie gibt es auf die Dauer auch keine sittliche Gemeinschaft'. 3. 'Die Rede sei kurz'. 4. 'Schöne Worte, Glanz und blendender Geist sind Rauch, aber kein Feuer. Die Rede sei einfältig und einfach'. 5. 'Die Rede sei warm und lebendig'.

Wenn B. sagt, in der Andacht stehe der Lehrer nicht als Lehrer da, sondern als Verkünder ewiger Wahrheit und Priester göttlicher Geheimnisse, so geht mir das letzte wenigstens etwas zu weit. Ich meine, ein Unterschied zwischen kirchlicher Andacht und Schulandacht müsse doch bestehen bleiben. Die von B. gegebenen Proben scheinen mir immer noch zu lang, aber darüber läßt sich natürlich streiten.

Auch dem Programm des Städtischen Realgymnasiums zu Königsberg i. Pr. sind 'Andachten und Gebete für den Schulgebrauch' von Prof. L. Lahrs beigegeben. Es sind Andachten und Gebete für ein ganzes Schuljahr im Anschluß an das Kirchenjahr und vielfach in loser Beziehung zu den altkirchlichen Perikopen, namentlich zu den sonntäglichen Episteln. Sie lesen sich recht gut und können gewiß manchem zum Vorbilde dienen, obwohl es selbstverständlich ist, daß jeder, der in die Lage kommt, eine Andacht zu halten, das, was er zu sagen hat, selbständig gestaltet.

Was den Konfirmanden-Unterricht angeht, so genügt es hier, auf S.s Ausführungen S. 17 ff. hinzuweisen, da ja damit eigentlicher Schulunterricht nicht berührt wird. Er will, wie Prof. Lipps in München, bei der Einsegnung kein Bekenntnis zum Christentum und kein Gelöbnis zu christlichem und kirchlichem Leben abgelegt sehen. Ihm ist die Konfirmation 'Aufnahme der jugendlichen Christen in die Gemeinde der Selbständigen und ihre Übernahme in die Erziehung der Kirche und ihrer Organe —, also

eine Handlung der christlichen Gemeinde. Sie ist keine Handlung selbständiger Entscheidung von seiten der Konfirmanden usw. Zu einem freiwilligen Bekenntnis zu Christentum und Kirche bietet das spätere Leben ihnen Gelegenheit genug'. Die Anregungen, die einem klaren Wahrhaftigkeitsgefühl entspringen, sind sicher der Überlegung wert, und unsere Geistlichkeit wird Stellung zu ihnen nehmen müssen. Ich fürchte nur, sie wird sagen, die Gelegenheit zu späterem Bekenntnis werde sich nur für wenige finden, und schließlich werde kaum noch jemand überhaupt bekennen. Daß S. übrigens nicht etwa als ein prinzipieller Gegner der kirchlichen Einrichtungen angesehen werden darf, geht aus seiner ganzen Schrift hervor, aber auch aus dem Satze, der am Ende dieser Äußerungen über den Konfirmanden-Unterricht steht: 'Nichts ist uns notwendiger in unserm kirchlichen Leben als lebendige Gemeinden, als wahres, tiefes Interesse für die Kirche und ihre Wirksamkeit'. Das deckt sich auch mit seinem lebhaften Bekenntnis (S. 8): 'Ein Mensch, in dem die religiöse Anlage nicht zur Entwicklung kommt, der nicht zu lebendiger Religion kommt, der kommt nicht zum vollen Leben, der wird und bleibt ein Krüppel in seinem geistigen Leben. Und wer nicht an der höchsten Religionsform, dem Christentum, sein religiöses Leben bildet und gestaltet, der erreicht nicht die höchste Stufe menschlichen Lebens, die möglich ist'.

Ich wende mich nun zu einer kurzen Auseinandersetzung über Wahrheit und Wahrhaftigkeit im Religionsunterricht. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß hier wie in jedem Zusammenhange kein ehrlicher und aufrechter Mann etwas anderes lehren oder sagen darf, als was er mit seinem Gewissen vereinbaren kann. Nur werden wir auf unserm Gebiet, zu dessen Wesen ja gerade das Mysterium, d. i. doch das Geheimnisvolle unbedingt gehört und gehören muß, weit öfter als sonst zu dem Bekenntnis hingeführt werden: Ignoramus, ignorabimus. Es soll Leute geben, die unbegreiflicherweise dieses Bekenntnis ihrer Unzulänglichkeit scheuen, wie ja auch schon behauptet worden ist, es sei vom Lehrer überhaupt 'unpädagogisch', hier und da zu sagen: 'Das weiß ich nicht!' Nichts verkehrter als das! Ja nichts Gefährlicheres gibt es gerade für unsern Unterricht als das! Der Sekundaner und Primaner, der gern alles 'wissen' möchte, muß lernen, daß wir nicht jede Frage beantworten können, muß aus der klaren Erklärung seines Lehrers angesichts dieses oder jenes Problems 'das weiß ich nicht' nicht nur das Gefühl des Unbefriedigtseins mitnehmen, sondern auch die Mahnung, der er ja auch trotz des hier versagenden Beweisenkönnens und Wissens seinen Lehrer folgen sieht: 'Du mußt glauben, du mußt wagen!' *Ἔστι δὲ πίστις ἐλπιζομένων ὑπόστασις, πραγμάτων ἔλεγχος οὐ βλεπομένων*! Es gibt eine große Reihe solcher Fragen, die

uns, wenn wir pflichtgemäß wahrhaftig sind, zu dem Geständnis zwingen: Unlösbar! Ignoramus. Ich gebe ein paar Beispiele.

1. Das Leben Jesu. Daß unsere Berichte nicht, wie wir wohl wünschten, übereinstimmen, sieht der ältere Schüler so gut wie wir, selbst wenn er etwa seinen Lessing nicht kennte. Alle Versuche, hier Übereinstimmung im Einzelnen zu schaffen, sind bisher gescheitert und werden weiter scheitern. Blendende Hypothesen gibt es für jedes einzelne Problem in dem großen Zusammenhange in Hülle und Fülle. Was nützen sie aber? Wer an diesen Unstimmigkeiten der Tradition scheitern zu müssen glaubt, dem ist nicht zu helfen. Wir sagen ganz offen mit Müller (a. a. O. S. 19): 'Ein Leben Jesu nach den Evangelien zu schreiben, halte ich für ein Ding der Unmöglichkeit, ich meine eine wirkliche Lebens- und Entwickelungsgeschichte wie etwa die Goethes'. Wir fügen aber auch mit ihm hinzu: 'Was wäre für die Religion auch damit gewonnen? Die Evangelien sind keine Biographien, sondern Missionsschriften; sie sind, was ihr Name besagt, frohe Botschaften von dem in Christo erschienenen Heil'. Dies ist aber auch zugleich der Grund, warum wir Darstellungen des Lebens Jesu in rationalistischer Art wie die von Gustav Frenssen in seinem 'Hilligenlei' unbedenklich ablehnen. Mögen sie noch so sehr dem noch nicht ausgereiften Verstande und Geschmack imponieren, uns können sie nicht mehr sein wie jeder andere historische Roman, also höchstens unter die ästhetische Kritik fallen. Wie sehr aber immer noch das Leben-Jesu-Problem die Menschen beschäftigt, zeigt auch die Arbeit von Hans Bachmann wieder: Das Jesusbild der sogenannten modernen Theologie und der geschichtliche Jesus (Programm des Fürstlich Stolbergschen Gymnasiums zu Wernigerode). Die Wärme der Darstellung und das heiße Bemühen, seinen Jesus zu kennzeichnen, muß dem Verfasser als unbestreitbar angerechnet werden; aber schlüssig bewiesen hat er nichts, sowenig wie die 'modernen' Theologen. Warum? Weil eben ein schlüssiger Beweis hier unmöglich ist.

2. Wie sind die Wunder zu erklären? Antwort: Garnicht! Aller Rationalismus dabei ist 'tot an ihm selber'. Alles Allegorisieren hilft als Radikalmittel nichts. Es werden immer Fälle kommen, in denen jede Methode versagt. Bei der Frage, was ein Wunder sei, pflege ich meinen Schülern dreierlei zu sagen. Alles übrige müssen sie mit sich selbst abmachen. 1. 'Das Prinzip der kausalen Gesetzmäßigkeit ist nichts anderes als der assertorische Ausdruck für unser Postulat der Erklärung, nichts anderes als das Axiom der Begreiflichkeit der Natur .... Einen anderen Beweis des Prinzips der Naturgesetzmäßigkeit gibt es nicht und kann es nicht geben' (Windelband, Normen und Naturgesetze). 2. Augustin sagt: Portentum non fit contra naturam, sed contra quam est nota naturam. 3. Wunder

machen nicht das Wesen des Christentums aus, sondern sind sekundärer Natur.

3. Wie kann man Gott als Person denken? 'Im frommen Gefühl tritt der Mensch zu dem Unendlichen in eine geistige Lebensgemeinschaft: eine solche aber kennen wir empirisch nur als ein Verhältnis von Person zu Person. Deshalb muß das Objekt des frommen Gefühls als Person vorgestellt werden' (Windelband). — Derselbe belehrt uns aber auch zugleich, daß in dieser Behauptung wieder die sogenannte 'dialektische Antinomie' steckt; denn an sich müßte das Überempirische, das Unendliche, auch das Überpersönliche sein; dieser ganze Antagonismus steckt in dem Begriffe der absoluten Persönlichkeit ('Das Heilige' S. 432 ff.).

Hiermit hängen auch 4. die Theodicee und 5. die Frage nach dem Ursprung des Bösen zusammen. Beide dürfen nicht umgangen werden, sondern die Schüler müssen erfahren, daß die beiden Probleme für uns völlig unlösbar sind. Die Begründung des letzten Satzes hat Windelband klar und schön gegeben. Wer sich für seine Formulierung der Sache — auf die kommt in solchen Erörterungen viel an — interessiert, lese auf den S. 433 bis 436 selbst nach. Er wird für seinen Unterricht viel Brauchbares finden. Wir kommen ja in der Schule um die Theodicee beim Buche Hiob und bei Röm. 9—11 (paulinische Theodicee) nicht herum. Und den Usprung des Bösen müssen wir, wenn nicht schon früher, unter allen Umständen beim 2. Artikel der Confessio Augustana erörtern. Zur Behandlung der letzteren gibt Müller in seinem Programm viel Material (S. 7—18). Mir ist das, was er sagt, vielfach zu dogmatisch und zu sehr im Stile der Predigt gehalten, aber auch hier gilt: de gustibus non est disputandum. Ein 'älterer' Lehrer wird es vielleicht so machen können wie er; wir dürfen hier unseren Jungen doch nicht zu 'erbaulich' kommen. Das muß dem reiferen Alter überlassen bleiben.

Einer ähnlichen Schwierigkeit unterliegen 6. die Lehre de libero et de servo arbitrio, 7. die Erbsünde, und 8. die Bedeutung des Gebets und manches andere. Es ist auch hier unsere Pflicht, zu sagen, daß wir rein aufgehende Erklärungen nicht zu geben vermögen, daß wir die Ausgestaltung dieser Dinge der religiösen Erfahrung des einzelnen überlassen müssen. Kommt Zeit, kommt Rat! Suchet, so werdet ihr finden! Vor allem urteilt nicht jetzt, auch nicht in 3—4 Jahren nach dem Studium, sondern erlebt etwas! Dann wird sich manches klären und aufklären.

Zur religiösen Wahrhaftigkeit gehört endlich noch, daß man die Schüler über den Wert der Dogmen aufklärt. Da sagt Sandrock richtig: 'Sie sind Aussagen, die andere von ihren religiösen Erlebnissen gemacht haben, Aussagen, in denen sie sich das von ihnen erlebte Wirken Gottes mit dem Weltgeschehen zu vereinigen

suchten. Solche Aussagen können uns ja dazu dienen, uns auf Jesus und seine Bedeutung, überhaupt auf Wahrheiten des religiösen Lebens, aufmerksam zu machen; aber recht verstehen können wir sie erst, wenn wir religiöses Leben aus der Anschauung und eigener Erfahrung kennen gelernt haben usw.'. Daß andererseits Dogmen nötig sind, ja daß sie, wenn man alle, die da sind, abschaffen könnte, neu entstehen würden, ist sonnenklar. 'Der Kampf', sagt Müller, 'ist auch heute noch nicht zu Ende, und überall da, wo um die rechte Lehre gestritten wird, kommt man zuletzt auf kurze und prägnante Sätze, die im Bekenntnis formuliert werden, auf daß man genau wisse, was gemeint ist. Das verschwommene und blendende Gerede über Glaubenssätze ist eine Erfindung der Neuzeit, die Praxis der neumodischen Theologen, denen es schwer fällt, Ja oder Nein zu sagen'. Und bezeichnend ist doch wohl auch bei Windelband der Satz: 'Wir dürfen uns nicht wundern, wenn der modernste Gnostizismus — er meint doch wohl die Schule Eduards von Hartmann — uns wieder zu überzeugen sucht, das religiöse Leben des Menschen bestehe in seiner Mitarbeit an der Erlösung, mit der Gott in sich selbst durch die Vernunft das Normwidrige überwinde!'

Der Vollständigkeit halber gebe ich noch die Titel zweier Schulschriften, die in unser Gebiet fallen. 1. E. Schollmeyer, Röm. 7, 25 (*ἐγὼ τῷ μὲν νοῒ δουλεύω νόμῳ θεοῦ, τῇ δὲ σαρκὶ νόμῳ ἁμαρτίας*) didaktisch erklärt. 2. Fr. Zelle, Die Singweisen der ältesten evangelischen Lieder III. Die Melodien aus den Jahren 1526—1545 (abschließender Teil).

Berlin. H. Gillischewski.

## Quelle von Schillers 'Distichon'.

Die Charakteristik des Distichons in Schillers Versen
Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.
hat, soviel ich weiß, bisher als ein origineller Gedanke des Dichters gegolten; jedoch mit Unrecht. Als ich einmal das Distichon aus Ovids Amores (1, 15, 35/6), welches auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe von Shakespeares Venus und Adonis (1593) steht, in dem Zusammenhange, in dem es vorkommt, zu lesen wünschte und dann auf die erste Elegie des ersten Buches zurückgriff, fand ich dort einen Hexameter, aus dem Schiller ohne Zweifel den Gedanken seines 'Distichons' geschöpft hat. Ich füge die drei folgenden Verse hinzu:

Sex mihi surgat opus numeris, in quinque residat;
Farrea cum vestris bella valete modis:
Cingere litorea flaventia tempora myrto,
Musa per undenos emodulanda pedes.

Berlin. G. Lücking.

# ZWEITE ABTEILUNG.

## LITERARISCHE BERICHTE.

**Wilhelm Fries, Die wissenschaftliche und praktische Vorbildung für das höhere Lehramt.** Zweite, umgearbeitete Auflage. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck). VI u. 216 S. gr. 8. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

Das vorliegende Buch, das in 1. Auflage 1896 unter dem Titel „Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt" zusammen mit der „Theoretischen Pädagogik und allgemeinen Didaktik" von Wendelin Toischer als 2. Abt. des 2. Bandes des von Baumeister herausgegebenen „Handbuchs der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen" erschien und jetzt mit jenem in 2. Aufl. herausgegeben ist, ist nun, wie auch das Toischersche Werk, gesondert zu haben und so weiteren interessierten Kreisen zugänglich geworden. Es ist vielfach verändert, umgearbeitet und auch erweitert um die seit damals gemachten Erfahrungen, neuen Bestimmungen und die wesentlichen Erscheinungen der pädagogisch-didaktischen Literatur seit jener Zeit.

Ein einleitender Abschnitt handelt von den Universitätsstudien und dem Prüfungswesen, woran sich die wichtige und interessante Übersicht über die geschichtliche Entwickelung der pädagogischen Vorbildung in den mit der Universität und mit der Schule verbundenen Seminaren anschließt, besonders wertvoll, weil die Kenntnis dieser zum vollen Verständnis des jetzt Bestehenden nötig ist. Auch das Ausland ist berücksichtigt. Ein dritter Abschnitt bringt eine ergänzende Übersicht über die Literatur, in der die Vertreter der Universitäts- und der Gymnasialseminare ihre Meinung erörtert haben. Daran schließt sich dann der Hauptteil, der die eigene Erfahrung des Verf.s mitteilt und sein Urteil begründet in der Darlegung der Notwendigkeit einer gründlichen pädagogischen Vorbildung und eingehenden Erörterung der theoretischen und praktischen Ausbildung der Kandidaten.

Der reiche Inhalt wird in möglichst knapper, einfacher, übersichtlicher Darstellung mit Besonnenheit und aus reicher Erfahrung

vor uns entwickelt und dabei die einschlägige Literatur sorgfältig verzeichnet. Es ist ein Buch in hohem Grade wertvoll und unentbehrlich für jeden Kandidaten des höheren Lehramts, für jeden Leiter und Mitarbeiter an einem Seminar, aber auch die anderen Lehrer und Direktoren, jüngere wie ältere, werden es zu großer Bereicherung ihres Wissens, zur Orientierung und zur Klärung ihres Urteils in Hauptfragen der Pädagogik, so über den Vorzug von Universitäts- oder Schulseminaren, über den Wert und die Anwendung der Herbartschen Didaktik und über die beste Art der Anleitung der Kandidaten für ihren Beruf, lesen.

Auf Einzelheiten gehe ich nicht ein, zumal ich ernsten Widerspruch nirgends zu erheben wüßte. Ich möchte nur an einigen Punkten noch ein paar eigene Betrachtungen und Erfahrungen anknüpfen.

Was der Verf. S. 5 ff. sagt über die Bedeutung einer regen Teilnahme unsrer Lehrerschaft an dem religiösen und kirchlichen Leben, beruhend auf einer in der christlichen Glaubens- und Pflichtenlehre wurzelnden Überzeugung und Gesinnung, daß im ganzen Leben der Schule das religiöse Moment zutage trete, die ganze Schule von christlichem Geist getragen werde und somit ein Gepräge erhalte, das sich dem Geist der Zöglinge dauerhaft eindrückt, so unterschreibe ich das vollständig. Auch bin ich dafür, daß die Prüfung in der Religion bei der Prüfung in der allgemeinen Bildung beibehalten werde, damit die Kandidaten schon damit auf die hohe Bedeutung unserer christlich-sittlichen Ideale für die Schule gegenüber dem Materialismus unserer Zeit hingewiesen werden. Ob wir aber für das Leben und die Praxis viel damit erreichen werden, ist leider sehr zweifelhaft. Die Gleichgültigkeit, Mißachtung, ja bewußte Oppòsition gegen die Religion ist auch in der Lehrerwelt und selbst unter den Schülern der oberen Klassen schon gar zu sehr verbreitet. Und dann haben wir ja auch Juden unter den Lehrern. Vielleicht ließe sich mehr erreichen, wenn die philosophischen Kollegien und die Prüfung in der Philosophie ganz besonders den hohen Wert des Idealismus in Philosophie, Literatur, Kunst und Religion betonten und durch ein Buch wie Muffs „Idealismus“ die Kandidaten für die hohen sittlichen Ideale erwärmt und so auch wieder mehr Wärme für den christlichen Glauben erweckt würde.

Einen propädeutischen Unterricht in der Philosophie auf der Schule halte ich für sehr erwünscht und freue mich, daß er in neuerer Zeit wieder Eingang findet. Auf der Universität soll der künftige Lehrer sich in philosophische Studien vertiefen, und die Prüfung in diesem Fach bleibe auch nach meiner Ansicht Gegenstand der Staatsprüfung, bei der aber in den Anforderungen das rechte Maß zu halten sei. Ich hatte 1864 in Marburg für eine in drei Tagen zu liefernde Arbeit das Thema erhalten: „Über das Verhältnis der Aristotelischen Logik zur Hegelschen

und den Wert beider für die Fachwissenschaften". Das ist nicht für jeden Kandidaten geeignet.

Zu S. 15 ff. bedaure ich zunächst, daß der junge Anfänger auf der Universität für den Gang seiner Studien kein Programm, keinen Studienplan vorfindet. Er muß, durch seine Lehrer geleitet, sich notwendig einen Plan für den Gang seiner Studien entwerfen, um nicht unsicher hin und her zu suchen und seine kostbare Zeit zu vergeuden. Als praktische Ratgeber für den Altphilologen empfehlen sich die im letzten Jahrzehnt erschienenen Bücher von Kroll „Das Studium der klassischen Philologie" und Immisch „Wie studiert man praktisch Philologie", wozu dann hinzukommt als ein Wegweiser durch die verschlungenen Pfade der weiten Gebiete der Altertumswissenschaft und eine wissenschaftliche Einführung, die neben den gehörten Vorlesungen und zur Ergänzung des privaten Studiums von Wert ist, die jetzt in drei Bänden erscheinende „Einleitung in die Altertumswissenschaft", herausgegeben von Gercke und Norden, von der bereits zwei Bände vorliegen. Es bleibt dieses Werk, und das macht es noch besonders empfehlenswert, auch für späterhin dem Lehrer für weitere wissenschaftliche Förderung und Vertiefung ein trefflicher Führer.

Für die Methode des Studiums ist nicht dringend genug zu empfehlen, daß die Studenten statt der bloßen Rezeptivität des Hörens und Nachschreibens recht bald von ihren Lehrern in mehr dialogischer Behandlung des Stoffs zu selbständiger Teilnahme und somit gründlicherem Verständnis des wissenschaftlich zu behandelnden Gegenstandes geführt werden. Ein solcher Unterricht, der nicht bloß dozierend, sondern auch erotematisch zu Werke ginge, könnte z. B. in der Philosophie viel nützen und den Studenten ihre Arbeit erleichtern. Das ist's, was schon der alte Joh. Heinrich Voß nachdrücklich verlangte, indem er sagte, der Universitätsunterricht müsse dem Schulunterricht mehr angenähert werden. Dann würde das Interesse für die Wissenschaft alsbald gesteigert werden und die Studenten leichter und besser vorbereitet zum Examen kommen. Bloße Repetitionen und Übungen in Seminaren u. dgl. reichen nicht aus.

In dem Abschnitt über die Seminare der Provinzialschulkollegien hätte auch die praktische Anleitung der Kandidaten durch die Leiter der Schulen, die Verteilung der Arbeit zwischen ihnen und dem Direktor des Seminars sowie ihr Zusammenwirken etwas eingehender dargelegt werden können, wie ich es zum Teil in meiner Abhandlung in der Zeitschrift „Gymnasium" VII Nr. 7 u. 8 (1889) gezeigt habe. Natürlich muß der Schuldirektor mit dem Seminardirektor in völligem Einvernehmen und in steter Verbindung mit ihm stehen und selbst ein lebhaftes Interesse für die pädagogisch-didaktische Heranbildung der Kandidaten besitzen. Ich habe für solche Arbeit selbst ein

halbes Jahr als Gymnasialdirektor die Sitzungen des hiesigen pädagogischen Seminars besucht, habe mehrere Tage bei Frick in Halle und bei Schiller in Gießen zugebracht, um deren Verfahren sowie Art und Einrichtung der Übungen genau kennen zu lernen, und bin vom 1. Hefte der „Lehrproben und Lehrgänge" an Mitarbeiter an diesen gewesen. Dann kann m. E. gerade in einer planmäßigen und geordneten Teilung der umfangreichen Arbeit ein großer Vorteil für die Kandidaten liegen.

Immer mehr scheint sich die Überzeugung von der Notwendigkeit einer zweiten Prüfung, ähnlich der zweiten theologischen und juristischen, zu befestigen, und auch ich habe dieselbe schon s. Z. bei Besprechung der Schrift von Frick über das Sem. praec. an den Franckeschen Stiftungen im „Gymnasium" I Nr. 11 (1883) empfohlen. In Kurhessen bestand eine solche bis zur preußischen Annexion und erwies sich als durchaus praktisch und wertvoll. Wenn die Kandidaten etwa zwei Jahre praktisch tätig gewesen waren, hatten sie vor einer aus drei Gymnasialdirektoren bestehenden Kommission die Prüfung abzulegen. Prüfungsgegenstände waren für alle Kandidaten Pädagogik, sodann klassische Philologie und Geschichte oder Mathematik und Naturkunde, wozu, wenn die Reifeprüfung nicht das Gesamtprädikat „sehr gut vorbereitet für die akademischen Studien" aufwies, noch mindestens das eine oder andere Fach (deutsche Sprache, neuere Sprachen, Geographie usw.), in dem der Kandidat bei der theoretischen Prüfungskommission geprüft worden war, nach Wahl als Haupt- oder Nebenfach hinzukam. Die gewählten Hauptfächer wurden sodann, wie es in den Bestimmungen hieß, ebenso wie Pädagogik, „in ihrem ganzen Umfang, das oder die Nebenfächer aber entweder nur teilweise oder in allgemeinen Umrissen der schriftlichen und mündlichen Prüfung unterzogen". Die Prüfung bestand 1. in schriftlichen Aufgaben, 2. in mündlichen Fragen, 3. in Probelektionen. Die schriftlichen Aufgaben waren wesentlich methodologisch und wurden zu Hause bearbeitet, die mündliche Prüfung (in längstens 3 Stunden) bezog sich auch im wesentlichen auf die Art und Weise, wie die betreffenden Gegenstände in der Schule behandelt werden sollten, und wurde, soweit sie Gegenstände der alten Literatur betraf, in lateinischer Sprache ausgeführt. Die Probelektionen, die im allgemeinen den Maßstab für den Ausfall der Prüfung darboten, wurden in Gegenwart von mindestens zwei Mitgliedern der Kommission in allen Klassen dergestalt abgehalten, daß sowohl die Schüler wie der Kandidat sich vorbereitet hatten und dieser in der Regel da fortfuhr, wo der betr. Klassenlehrer für diese Stunde in seiner Lektion stehen geblieben war. Jedes Hauptfach sollte in wenigstens zwei Stunden, jedes Nebenfach wenigstens in einer Stunde in verschiedenen Klassen behandelt werden.

Ich habe als Kandidat noch 1866 diese Prüfung mitgemacht.

Zur schriftlichen Bearbeitung von zwei Aufgaben erhielt ich insgesamt 20 Tage Frist. Die Themata waren: „1. Ist die Lektüre des Terenz, die seit einiger Zeit von den meisten Gymnasien entfernt worden ist, wieder zurückzuführen oder nicht? Die Gründe dafür und dawider sind auszuführen und, falls die Frage bejaht wird, ist anzugeben, in welcher Klasse, in welcher Ausdehnung und in welcher Weise die Erklärung dieses Schriftstellers stattzufinden habe". 2. „In welcher Weise — namentlich was die Auswahl des Stoffes, die Art der Darstellung und die Hauptgesichtspunkte für den Unterricht anlangt — ist die Zeit des ersten Triumvirats bei den Römern für die Quarta und für die Prima eines Gymnasiums zu behandeln?" Zugleich waren die Lehrgegenstände anzugeben, die ich bisher im Unterrichte behandelt hatte. Zehn Tage nach Einsendung der Arbeiten mußte ich mich in Fulda einfinden, wo ich am 11. und 12. Juni meine Probelektionen hielt und mich der mündlichen Prüfung unterzog. Während das von der theoretischen Prüfungskommission auf der Universität erteilte Zeugnis den Kandidaten nur allgemein für befähigt erklärte zur Bekleidung eines ordentlichen Gymnasiallehramts, so wurden erst durch dieses Zeugnis die Klassen bestimmt, in denen zu unterrichten er befähigt sei.

Die Einrichtung dieser Prüfung scheint mir auch jetzt noch in den meisten Punkten vortrefflich und nachahmenswert, und die Prüfung in der Pädagogik möchte ich danach ganz der zweiten Prüfung zuweisen. Außerdem würde ich zu den von Fries S. 208 für eine solche geforderten Gegenständen auch noch wenigstens eine, nicht sehr umfangreiche schriftliche Arbeit und mindestens zwei Probelektionen hinzufügen, wegen ihrer Wichtigkeit und zur gleichmäßigen Beurteilung der Kandidaten.

Da gibt es also viel Fragen und Möglichkeiten, gar viel gibt es, wie auch das Buch uns zeigt, zu erwägen, und vieles ist erwogen worden, und die „Lehrproben und Lehrgänge" stehen schon seit Jahren unter der Devise: „Jedes tiefere Nachdenken über jeden einzelnen Punkt der Didaktik treibt zu immer neuem Suchen und zu immer neuen praktischen Versuchen". So bietet auch das Buch von Fries ein Bild dieses stetigen Suchens und auch von seiner Seite das Suchen nach dem Besten. Es sei warm empfohlen.

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) Siegmar Schultze, Charakterbildung, Gymnasium und Staat. Einige Betrachtungen über Grenzen und Mängel unserer Staatserziehung. Halle a. S. 1911, Curt Nietschmann. 70 S. 8. 1,25 *M*.

Der Verfasser wendet sich scharf gegen den kraß materiellen Intellektsstandpunkt in Wissenschaft und Glauben, den Handelsstandpunkt in Berufswahl, Stellung und Arbeit, eine Folge der bis-

herigen Schulreformen, die kraß materiell, egoistisch und nur bestimmt, den Zweck der praktischen Nützlichkeit schon der Jugend aufzuzwingen, allein den Intellekt verherrlichen, den trefflichsten Diener des Staates und seiner Macht, und die Persönlichkeit unterbinden. Dadurch ist jene glückliche Mischung im deutschen Charakter: „hochstrebender Intellekt und tiefgründiges Gefühlstum, ausgezeichnete Heeresdisziplin und Individualisierung“ bedroht. Der Staat hat zu seinem eigenen Nachteil im Kampfe gegen das klassische Altertum nachgegeben. Die starke Grundlage zu einer trefflichen Charakterfestigung, die diese alte Kultur tüchtigen Lehrern in die Hände gab, schwindet mehr und mehr dahin. Und nun folgt ein Loblied auf die Antike. Um zu zeigen, welche Kraft, Macht und Charakterbildung sie besitzt, verweilt der Verf. ausführlich und mit Liebe bei dem Beispiel Spartas, an dem unsere Jugend sich begeistern kann für Einfachheit, Sparsamkeit, Energie, Selbstzucht, Selbst- und Verantwortlichkeitsgefühl. Darum zurück zum streng humanistischen Gymnasium, neben dem eine streng naturwissenschaftlich höhere Schule berechtigt ist! Das Gymnasium, wie es jetzt ist, ist ein Gebilde ohne Harmonie, ohne Konzentration. Als Heilmittel schlägt S. vor, den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht wenigstens in den oberen Klassen Wahlfach werden zu lassen; dann Einschränkung der Grammatik, der schlimmsten Bundesgenossin des einseitigen Intellekts, Verdoppelung der Lektüre, für die er besonders Plutarch empfiehlt, „diesen Jugenderzieher par excellence“. Daneben tritt er ein für Bewegungsfreiheit in der Privatlektüre, in der Wahl der Aufsatzthemata, für Ehrengerichte der Schüler. „Ein einseitiger Intellektualismus soll uns nicht zum Fluch gereichen. Wir wollen unsere Tatkraft, unser frisches Streben, unser frohes Wollen nicht einbüßen“. Nur so wird der Deutsche in dem über kurz oder lang doch ausbrechenden anglogermanischen und slavogermanischen Kampf siegen und die ihm gebührende Oberherrschaft in Europa erringen, nur so wird unser Volk auch die schweren Gefahren im Innern erfolgreich bekämpfen, wird hohe und zielbewußte Führer der anschwellenden Massen besitzen, wird auch der verkehrten, intellektuellen Frauenbewegung erfolgreich begegnen und dem Mannweib wie dem Dirnenweib, jenem andern Auswuchs unserer modernen Erziehung, die gebotenen Schranken weisen.

Ein merkwürdiges Buch, packend geschrieben mit allerlei Spitzen, Anspielungen und kühnen Ausfällen, ohne Scheu vor irgend jemand und voll kluger Gedanken, die zwar nicht immer neu sind, aber alle unter einen einheitlichen Gesichtspunkt gerückt sind. Endlich einmal wieder eine Verteidigung des Gymnasiums! Dafür sei ihm Dank! S. führt manchen glücklichen Hieb gegen die Feinde des Gymnasiums, die Ignoranten und Neider, die das Beste des Gymnasiums, seine einheitliche Seele, totgeschlagen haben. Trotzdem wird man nicht immer mit ihm einer Meinung

sein: z. B. über den Wert und Betrieb der Grammatik, über die sog. Musterschüler, und auch über die Ehrengerichte der Schüler ist das Urteil noch lange nicht gesprochen.

2) James L. Hughes, Mißgriffe beim Unterricht. Berechtigte Übersetzung nach der amerikanischen Ausgabe von Hugo Zell. München 1910, C. H. Becksche Buchhandlung, Oskar Beck. XI u. 120 S. 8. geb. 2 ℳ.

Dies anziehende Buch amerikanischen Ursprungs ist ein wahrer Schatzkasten praktisch-pädagogischer Ratschläge, die hier auf Grund gereifter Lebens- und Schulerfahrung gegeben werden, in der Art etwa, wie sie Jaegers „Pädagogisches Testament" und in neuester Zeit Leuchtenbergers „Vademecum" bieten. Der Verf. hat immer das Große im Auge und verliert doch nicht den Sinn für die vielen Kleinigkeiten, die nun einmal im Schulleben wichtig und zu beachten sind, ohne sich je ins Kleinliche zu verlieren. Manches ist für die deutschen Schulverhältnisse unzutreffend und nicht verwendbar, manches betrifft mehr die Volksschulen, aber bei der Fülle des Stoffs, der glücklichen Anordnung und oft eigenartigen Begründung kann jeder, zumal der junge Lehrer, überall etwas lernen. Er sieht wie in einen Spiegel und braucht nur die Augen aufzumachen, um zu erkennen, ob und welche Fehler er macht in der Auffassung des Erziehungszieles, in der Schulführung, der Disziplin, der Methode und der moralischen Erziehung der Schüler. In diese 5 Kapitel teilt der Verf. den Stoff ein und behandelt die erfahrungsmäßig am häufigsten begangenen Fehler in der Weise, daß auf die Überschrift, die den Fehler formuliert, meist eine kurze, aber treffende, zuweilen eine eingehendere, dann aber recht interessante Begründung folgt. Man muß dem Verf. fast regelmäßig zustimmen; ich habe nur weniges gefunden, wo man anderer Meinung sein könnte, z. B. S. 45, wo der Verf. Mitteilungen über die Schüler an das Elternhaus, am besten von dem Schüler selber, wenn er alt genug ist, schreiben lassen will, natürlich nach Anweisungen des Lehrers.

Es ist ein langes Sündenregister, das hier dem Lehrer vorgehalten wird; man mag getrost hier und da einen Fehler als „amerikanisch" streichen, wer gewohnt ist, sich streng zu prüfen und mit offenen Augen Umschau zu halten, wird zugeben, daß die Zahl der aus Nachlässigkeit, Bequemlichkeit, Unkenntnis und Schwäche begangenen Fehler in der Tat im Lehrberuf groß ist und immer neue Rüge verdient. Die kurze, knappe, eindringliche Form des Buches kann hier nur Segen stiften.

Einige Abschnitte, wie No. 7 über die systematische Erziehung der moralischen Natur des Kindes, wobei von den dem Schüler einzuprägenden Bürgerpflichten gehandelt wird, und No. 81, wo die Rede ist von der Erweckung und Förderung der Selbstbetätigung der Schüler, verdienen besondere Beachtung, weil dergl. Erörterungen heute an der Tagesordnung sind.

Alles in allem ein treffliches Buch, eine Fundgrube echter Erzieherweisheit. Durch die Übersetzung hat sich der Herausgeber ein Verdienst erworben. Das Buch sollte in keiner Handbibliothek fehlen und insbesondere den Kandidaten der pädagogischen Seminare zum eifrigsten Studium empfohlen werden.

3) Karl Endemann, Die wichtigsten Grundregeln gesunder Lebensführung für die Jugend. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. 22 S. 0,60 ℳ.

Nach einer Vorbemerkung über den Wert der Gesundheit als Vorbedingung zu Lebensglück und Lebenserfolg, über die Pflicht, sich gesund zu erhalten und die nationale Bedeutung der Gesundheit gibt der Verf. eine kurze Zusammenstellung der allgemeinen Gesundheitsregeln, Anweisungen über die tägliche Lebensführung, über Wohnung, Nahrung und Kleidung und kommt zum Schluß „zur geistigen Hygiene für reifere Schüler“. Alle Regeln, Anweisungen und Mahnungen sind zweckmäßig knapp, klar, eindringlich und überzeugend. Das Büchlein ist für die Hand der Schüler bestimmt, wird aber mehr Nutzen und Segen stiften, wenn die Eltern sich den Inhalt zu eigen machen wollten und die beherzigenswerten Mahnungen selber bei der Erziehung der Kinder mit Ernst und Ausdauer befolgen wollten, auch da, wo ihnen Unbequemlichkeiten zugemutet werden. Gewiß ist auch die Schule zur Durchführung der von E. aufgestellten Regeln berufen und verpflichtet, und sie kommt dieser Verpflichtung auch nach, nicht bloß durch die Schulordnung, sondern mehr noch durch wissenschaftliche, hygienische Belehrung, durch die immer ernsthafter genommene Pflichtenlehre, zu der sich zwanglos in allen Fächern, nicht bloß in der Religionsstunde Veranlassung bietet, und durch das als bestes Erziehungsmittel dienende Beispiel, das der Lehrer gibt. Aber der Einfluß der Schule und der Lehrer ist beschränkt, die Befolgung vieler der von E. aufgestellten Regeln läßt sich von der Schule auch nicht erzwingen, und doch ist sie notwendig. Darum sei diese kleine, dankenswerte Schrift allen Eltern recht dringend empfohlen! Auch fürsorgliche Eltern werden manchen Punkt finden, dem sie bisher zu wenig Beachtung geschenkt haben und der doch von Wichtigkeit ist für das Wohl der Jugend, für das Wohl unseres Volkes.

Elbing. Paul Tietz.

---

1) H. Matthes, Der Religionsunterricht im Dienst der Erziehung innerhalb der religiösen Gemeinschaft. Göttingen 1910, Vandenhoeck & Ruprecht. 84 S. 8. 1,80 ℳ.

In der vorliegenden Arbeit, Nr. 5 der „religionspädagogischen Bibliothek“ bildend, handelt es sich hauptsächlich um die Volksschule. Die Aufgabe, die sich der Verfasser stellt, hat er mit großer Umsicht und Gründlichkeit zu lösen versucht und

dabei manche für die gesamte religiöse Jugenderziehung wichtige Gedanken ausgesprochen. So betont er die machtvolle Einwirkung der Gemeinschaft auf die Erziehung und erklärt mit Recht, daß auch heute noch die evangelische Kirche die große Erzieherin zu evangelisch-christlicher Religion und Sittlichkeit ist. Nachdem die Schwierigkeiten des interkonfessionellen und allgemein-christlichen Unterrichts herausgestellt sind, wird kurz auf den Moralunterricht eingegangen, wie er in Frankreich und Nordamerika besteht. So lange die Volksmoral „religiös verankert ist, so lange fehlt dem religionslosen Moralunterricht bei uns seine Grundlage, nämlich die von der bloßen Moral lebende Gesellschaft". Es bleibt also am besten bei dem konfessionellen Religionsunterricht, innerhalb dessen freilich durchgreifende Reformen notwendig sind. Denjenigen Lehrern, die an den biblischen Sagengeschichten Anstoß nehmen, ruft er treffend das Wort Niebergalls zu: „Es gibt Dinge, die man gar nicht besser oder wenigstens nicht leichter beibringen kann als mit Hilfe der Sage". Auch die Propheten sind wieder mehr zu behandeln, besonders „als Erzieher in den Pflichten gegen die soziale Gemeinschaft". Durchaus berechtigt ist die Forderung, daß die bekenntnismäßigen Stoffe an die Geschichte anzuschließen sind. Selbstverständlich ist auch, daß der Lehrer die Psyche der Jugend kennen zu lernen sucht. Wenn aber der Verfasser Bismarck, der von Schleiermacher eingesegnet wurde, und den Stiefsohn des großen Theologen als Beispiele dafür anführt, daß der auf Weckung des Verständnisses dringende Religionsunterricht kalt lasse, so ist dieser Schluß in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Eine kritische Natur wie Bismarck wäre durch einen anders gearteten Religionsunterricht vielleicht erst recht abgestoßen worden. Die heutige Zeit verlangt in erster Linie klare Erkenntnis der religiösen Fragen; dabei spielt natürlich die Anschauung eine große Rolle. Der ganze Ton des Unterrichts wird aber Sorge zu tragen haben, daß Gefühl und Wille dabei nicht zu kurz kommen. Daß besonders der an den höheren Lehranstalten erteilte Religionsunterricht „der Tummelplatz für Denkübungen" geworden ist, dürfte den Tatsachen durchaus nicht entsprechen. Wenn man z. B. Schoells hochinteressante Ausführungen über diesen Gegenstand (vgl. religionspädagogische Bibliothek Nr. 4 S. 112—129) liest, bekommt man einen ganz andern Eindruck. Was dagegen der Verfasser über das Einprägen religiöser Stoffe sagt, verdient volle Zustimmung. Im allgemeinen ist anzuerkennen, daß das Buch mancherlei Anregendes bietet.

2) E. Sellin, Einleitung in das Alte Testament. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. XV u. 153 S. 8. geb. 3,20 ℳ.

Die „Evangelisch-Theologische Bibliothek", zu der diese Schrift gehört, will Studierenden der Theologie für das Examen,

Religionslehrern zur Vorbereitung, allen Gebildeten zur Weiterbildung und Vertiefung ihrer religiösen Kenntnisse dienen. Nach einer allgemeinen Einführung, die Begriff uud Einteilung, Geschichte und Literatur der alttestamentlichen Einleitung behandelt, folgt die Geschichte des Textes und die Entstehungsverhältnisse und -zeiten der einzelnen Bücher des Alten Testaments. Nach Angabe der einschlägigen Literatur werden die gesicherten Ergebnisse der Forschung kurz und klar zusammengefaßt, und in kleinem — manchem wahrscheinlich zu kleinem — Druck folgt dann die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Auffassungen der betreffenden Frage. Der Standpunkt ist im allgemeinen ein vermittelnder, aber streng wissenschaftlich. Um so auffallender ist es, daß die Propheten nicht chronologisch geordnet sind. Ein Anhang enthält die alttestamentlichen Apokryphen und die wichtigsten Pseudoepigraphen, die teilweise von hervorragender religionsgeschichtlicher Bedeutung sind. Der 3. Hauptteil beschäftigt sich in kurzer und übersichtlicher Weise mit der Geschichte der Sammlung und Kanonisierung des A. T. Den Schluß bildet eine chronologisch geordnete Übersicht über die Entwickelung der alttestamentlichen Literatur, die von der vormosaischen Ära bis zum Jahre 75 v. Chr. herabreicht. Ein praktisch angelegtes Register erleichtert das Nachschlagen, wie überhaupt das ganze Buch zur raschen Orientierung über den Stand alttestamentlicher Fragen sehr brauchbar ist.

3) A. Bauer, Vom Griechentum zum Christentum. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. 160 S. 8. geb. 1.25 *M*.

In einer Zeit, wo das humanistische Gymnasium einen schweren Kampf um seine Existenz zu führen hat, kann die weltgeschichtliche Bedeutung des Griechentums und der von ihm ausgehenden, bis auf die Gegenwart fortwirkenden Kräfte nicht oft genug vor Augen gestellt werden. Dies geschieht in glänzender Weise in dem vorliegenden zum Sammelwerke „Wissenschaft und Bildung“ gehörigen Bändchen. So wenig auch der antike griechische Stadtstaat vor Alexander dem Großen mit dem modernen Staate gemein zu haben scheint, so stammt doch einer seiner Grundgedanken, nämlich der „Gedanke der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit und die Auffassung des Staates als einer der Gesamtheit der Bürger dienenden Einrichtung“ von jenem her. „Die Menschheit verdankt wie die Wissenschaft überhaupt, so auch die Wissenschaft vom Staate, die Politik, den Hellenen. Das eigentliche Vorbild für den modernen Staat ist aber der Staat der hellenistischen Zeit, wo auch das gesellschaftliche Leben auffallende Analogien zur Gegenwart aufweist. Ganz besonders aber hat der Hellenismus das Christentum beeinflußt. Schon Plato und Aristoteles predigten von einem Reiche, das

nicht von dieser Welt war. Griechisch ist der Glaube an die Abkunft von einem göttlichen Vater, und die Worte σωτήρ, mit dem auch Augustus auf Inschriften bezeichnet wird, κύριος, παρουσία sind hellenistische Kultworte. Erst durch den Kompromiß zwischen dem Urchristentum Palästinas und der hellenistischen Weltkultur wurde das Christentum, das einen Teil der Antike bildet, Weltreligion. In den letzten Teilen wird gezeigt, daß die Evangelien jüdische und hellenistische Anschauungskreise enthalten, wie auch die Gestalt Jesu hellenisiert und der Mensch Jesus zur Gottheit umgestaltet wurde. „Das Heidentum, das die Kirche ganz überwunden glaubte, triumphierte und triumphiert noch einmal in der Dogmatisierung eines seinen Religionsanschauungen entsprungenen Glaubens". Freilich — und und das hätte wohl noch deutlicher hervorgehoben werden sollen — ist es nur die äußere Form der Dogmen, worin dieser Triumph besteht. Im innersten Kern, in den im Dogma verhüllten Wahrheiten, hat das Christentum gesiegt. — Eine hochinteressante Arbeit, auch für den sehr beachtenswert, der den letzten, teilweise sehr verwickelten philologischen Ausführungen nicht überall beizustimmen vermag. Jedem, der sich über Entstehung und Wesen seines Christenglaubens Klarheit verschaffen will, sei das mit gründlicher Sachkenntnis und edelster Begeisterung für das Griechentum, mit tiefem Ernst und echt religiöser Wahrheitsliebe verfaßte Buch warm empfohlen.

4) O. **Reichert, D. Martin Luthers deutsche Bibel.** Mit einer Faksimiletafel. Tübingen 1910, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 44 S. 8. 0,50 *M*, geb. 0,80 *M*.

Dieses Bändchen (IV. Reihe, 13. Heft der religionsgeschichtlichen Volksbücher) zeigt uns in klarer, anschaulicher Weise und in lebendiger Sprache den Werdegang von Luthers Bibelübersetzung und läßt uns deutlich erkennen, welche weittragende Bedeutung dem „größten literarischen Ereignis des 16. Jahrhunderts" für das gesamte Reformationswerk und die Entwickelung der deutschen Sprache zukommt. Welch ein Abstand zwischen Luther und den etwa 72 Bibelverdeutschern vor ihm! „Jene stammeln, er redet". Die dargebotenen Proben beweisen dies zur Genüge. Luthers Stärke besteht nicht in der Kenntnis des Hebräischen und Griechischen, sondern in der des Deutschen. Nur ein mit allen Fasern deutscher Mann mit deutscher Gemütstiefe und Religiosität konnte ein solches Werk schaffen, das mehr eine „Umgießung der Schrift ins Deutsche, denn eine bloße Übersetzung" genannt werden könnte. In der Zeit babylonischer Sprachverwirrung und Verwelschung war es eine nationale Tat ersten Ranges, zu der den „deutschen Sachsen" seine Herkunft sowie seine Reisen und der vielseitige Verkehr und Briefwechsel ganz besonders geeignet

machten. „Nur Volkstümliches, nicht Landsknechtsprache oder höfische Wörter" will er anwenden. Unbekümmert darum, ob man ihm Willkür vorwirft, ist sein oberster Grundsatz, deutsch zu reden, im Gegensatz zu den „Buchstabilisten, die die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man deutsch reden soll". Ein höchst beherzigenswerter Grundsatz für jeden Philologen! An zahlreichen packenden Beispielen wird Luthers unübertreffbare Übersetzungskunst, mit der er „alle Lieblichkeit, Zier, Ungestüm und bewegende Donner in die deutsche Sprache gepflanzt" hat, erwiesen. Hochinteressant sind auch die Ausführungen über den mühsamen Werdeprozeß der Übersetzung des Alten Testamentes. Die erste Niederschrift von Luthers Hand, die Thiele, so weit sie noch vorhanden ist, aus einer Zerbster und einer Berliner Handschrift herausgegeben hat und von der das beigefügte Faksimile eine Probe gibt, legt Zeugnis davon ab. Teil II enthält die Arbeit der Bibelrevisionskommissionen.

Jedem Deutschen ist das Buch dringend zu empfehlen, und er wird sich überzeugen von der gewaltigen kulturellen Bedeutung der Lutherbibel und dem ungeheuren Einflusse, den diese in guten und bösen Tagen auf die Erziehung des deutschen Volkes ausgeübt hat.

5) T. Hahn, Die Bibelkritik im Religionsunterricht. Gr. Lichterfelde-Berlin 1910, Edwin Runge. 20 S. 8. 0,50 ℳ.

Mit Recht wird in dieser Schrift (VI. Serie 2. Heft der Biblischen Zeit- und Streitfragen) die Bibelkritik von der Unterstufe höherer Schulen ausgeschlossen, da hier die „Wahrscheinlichkeits- und Wirklichkeitsfrage noch nicht vorhanden ist". „Unsere einzige Aufgabe ist hier, die biblischen Geschichten so zu geben, daß sie in der ursprünglichen Frische wirken können, so wie damals, wo sie zum erstenmal erzählt wurden. Es ist eine heilige Pflicht, dafür zu sorgen, daß unsere Kinder einmal diesen ungebrochenen Eindruck empfangen" (S. 14). Aber „vom 15. Jahr an erwacht mächtig der Geist der Kritik". Hier hat diese also einzusetzen. Vom Volksschulunterricht will sie der Verfasser ganz fern halten und nur dem Konfirmandenunterricht zuweisen. Was die Art der Kritik betrifft, so ist selbstverständlich dem Verf. zuzugeben, daß diese gewissenhaft und vorsichtig zu üben ist. Der Religionslehrer soll ja nicht zerstören, sondern aufbauen. Wenn H. aber von einer besonderen kritischen Methode bei der Bibel spricht, wo das geheiligte wissenschaftliche Denken immer mitzusprechen habe, so ist darauf zu erwidern, daß jedes wissenschaftliche Denken, dem ernstes Wahrheitsstreben zugrunde liegt, etwas Heiliges ist. Auf die theologische Richtung kommt es nicht an, wo es sich um „reife, taktvolle Persönlichkeiten" handelt, „die unter Geisteszucht und Geistesleitung arbeiten".

6) R. Staude, Das Leben Jesu. Dresden-Blasewitz 1910, Bleyl & Kaemmerer (Inh. O. Schambach). XVI u. 287 S. 8. geh. 3,80 ℳ, geb. 4,40 ℳ.

Das Buch soll dem Lehrer zur Präparation auf den Religionsunterricht in der Oberstufe der Volks- und Mittelschule dienen. Der Verfasser ist sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt und hat offenbar keine Mühe gescheut, sie, soweit als es der Zweck des Buches möglich macht, im engsten Anschluß an die biblischen Forschungen zu lösen. Mit seiner Auffassung der Reich-Gottes-Frage kann man sich recht wohl einverstanden erklären. Bei der Betrachtung der Wunder geht er von der richtigen Wahrnehmung aus, daß „der Zweifel der Erwachsenen auch die autoritätsgläubigen Kinderseelen packt", und will daher schon hier betonen, „daß das Wesentliche am Christentum gar nichts mit dem Wunder zu tun hat, daß man mit und ohne Wunderglauben ein guter Christ sein kann". Wie man sich auch zur Wunderfrage stellen mag, sicher ist anzuerkennen, daß die Art und Weise der Ausführungen eine würdige und ernste ist und daß der Verf. mit den religiösen Bedürfnissen unserer Zeit durchaus vertraut ist. Der Stoff ist nach Sachgruppen geordnet und in 16 Abschnitte eingeteilt. Eine Vorbemerkung erläutert häufig Sinn und Bedeutung, Stellung und Wahrheitsgehalt der einzelnen Lehrstücke, besonders solcher, die entscheidende Fragen behandeln und viel umstritten werden, z. B. Taufe, Versuchung, Auferstehung Jesu. Möge das inhaltsreiche Buch recht viel dazu beitragen, das religiöse Interesse und Verständnis zu fördern!

7) J. Frey, Die letzten Lebensjahre des Paulus. Eine Studie zur Geschichte des apostolischen Zeitalters. Gr. Lichterfelde-Berlin 1910, Edwin Runge. 55 S. 8. 0,70 ℳ.

Ist der Apostel Paulus i. J. 64 ein Opfer der Christenverfolgung in Rom geworden, oder ist er entkommen und nach weiteren Reisen zum zweiten Male in Gefangenschaft geraten? Diese alte Streitfrage unterzieht der Verf. einer sorgfältigen Untersuchung und macht es sehr wahrscheinlich, daß die Zeugnisse des Bischofs Klemens von Rom im 1. Briefe an die Korinther und des Muratorischen Fragmentes, die den aus der ersten Gefangenschaft befreiten Paulus nach Spanien kommen lassen, der Wirklichkeit entsprechen. Eine wichtige Stütze für diese Annahme bildet Röm. 16, 1—20, das sehr wohl das Bruchstück eines wirklich an die Römer gerichteten Briefes sein kann. Die Ausführungen darüber S. 39 u. 40 sind sehr einleuchtend, wie überhaupt die ganze Schrift (VI. Serie 3. Heft der Biblischen Zeit- und Streitfragen) jedem, der sich mit der Geschichte des apostolischen Zeitalters beschäftigt, zu empfehlen ist.

8) E. Thrändorf. Reformation und Gegenreformation. Dresden-Blasewitz 1910, Bleyl & Kaemmerer (Inh. O. Schambach). VIII u. 150 S. 8. 2,40 ℳ, geb. 2,90 ℳ.

Der Vorzug dieser Präparationen besteht besonders darin, daß sie im engsten Anschluß an die Quellen die wichtigsten Fragen der Reformation und Gegenreformation von ihren Anfängen an bis in die Gegenwart verfolgen. Getreu dem voranstehenden, Münchs „Zukunftspädagogik“ entnommenen Motto will der um den Religionsunterricht hochverdiente Verfasser die Gegenwart aus der Vergangenheit erklären. Dieses Streben sehen wir z. B. bei der Gegenüberstellung von Papsttum und Landeskonsistorium (S. 10), von Nächstenliebe und Konkurrenzkampf (S. 14) und bei der Geschichte der Armenpflege. Für die Pädagogik hochwichtig ist auch die Frage: „Warum soll die heilige Schrift im Mittelpunkt des Jugendunterrichtes stehen?“ Dabei zeigt der Verf., daß Luther in klarer Erkenntnis der hohen Aufgabe der Pädagogik die gesamte Bildung in den Dienst des sittlich-religiösen Charakters stellen will (S. 24 ff.). In einer Zeit, wo mit Recht die Bürgerkunde stark betont wird, ist besonders auch der Abschnitt über Christentum und Wirtschaftsleben sehr beachtenswert (S. 26 ff.). Der Übergang aus der Naturalwirtschaft in die Geldwirtschaft, das Geld als Produktionsmittel, die Berechtigung des Luxus, die Auffassungen vom Privateigentum im Laufe der Geschichte: solche und ähnliche unsere Zeit bewegenden Gedanken werden trefflich beleuchtet. Wenn man S. 33 die Themen über die Erbschaftssteuer und andere Steuern liest, erkennt man deutlich, wie fruchtbar der Religionsunterricht gemacht werden kann. — Sehr zu loben ist auch die Unbefangenheit des Urteils. So scharf auch die Tragweite und Bedeutung des Reformationswerkes für die gesamte Kultur hervorgehoben wird, werden doch auch die Schwächen der Reformatoren nicht verhehlt, und offen wird bekannt, wo sie im Katholizismus stecken geblieben sind. Dasselbe unbestechliche Urteil beweist auch der Vergleich der Jesuitenmoral mit der Durchschnittsmoral unserer verschiedenen Gesellschaftskreise (S. 126). Den Schluß bilden eine kurze Glaubens- und Sittenlehre im Anschluß an den Katechismus und ein Namen- und Sachregister.

Auch der ältere Religionslehrer kann aus dem Buche viel lernen. Denn etwas drastisch, aber richtig, wird in der Vorrede der Vorwurf, als ob es sich um „Eselsbrücken“ handelte, mit den Worten zurückgewiesen: „Jede Brücke wird zur Eselsbrücke, wenn ein Esel darüber geht“. Wenn im Geiste dieser Präparationen unterrichtet wird, dann werden die Schüler empfinden, daß das Christentum wirklich als Sauerteig alle menschlichen Verhältnisse durchdringt. Daher ist dem Buche die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Görlitz. A. Bienwald.

---

**Kuno Francke, Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters** (Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Band I). Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. XIV u. 293 S. 6 ℳ.

In glänzender Darstellung, lebhaft und doch maßvoll im Ausdruck und Urteil, mit klarer Hervorhebung der sittlichen Mächte ergänzt Kuno Francke die philologische und ästhetische Betrachtung der deutschen Literatur durch Herausarbeitung ihrer Kulturwerte in glücklichster Weise und bringt uns ein Werk, das dem Fachmann ebenso anregend sein wird wie dem gebildeten Laien, der die Literaturwerke nie unter dem Gesichtspunkte ihrer Kulturwerte betrachtet hat. Der Verfasser, Professor an der Harvard-Universität in Cambridge U. S. A., erklärt im Vorwort, daß er auf eine oft geforderte Übersetzung seines 1896 in Amerika und 1901 in England unter dem Titel History of German Literature as determined by Social Forces verzichtete, weil er einem deutschen Publikum schließlich doch mehr zu sagen hatte. Er bekennt, daß diese Umarbeitung und Weiterführung der früheren Darstellung hervorgegangen ist aus dem inneren Erleben der großen Schöpfungen, von denen das deutsche Buch eine Anschauung zu geben und deren Bedeutung es zu bestimmen sucht. Es möchte ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Persönlichkeit sein. Es richtet sich an Menschen, die zu den Idealen der Besten unseres Volkes in ein persönliches Verhältnis treten möchten.

Diese Ideale auf Grund unserer Literatur- und Kunstdenkmäler darzustellen, betrachtete der Verfasser als seine Aufgabe, und er hat sie, ausgerüstet mit gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen, vortrefflich gelöst. Veranlassung gab ihm die Überzeugung, wie er am Schluß zusammenfassend bemerkt, daß das deutsche Volk der Gegenwart sich noch nicht in vollem Maße dessen bewußt ist, was für Schätze es an diesen Schöpfungen besitzt. „Das Nibelungenlied, der Arme Heinrich, Wolframs Parzival, Gottfrieds Tristan, Walther v. d. Vogelweide, der Naumburger Dom mit seinen Skulpturen, Meier Helmbrecht, die Mystiker, das Volkslied und das Drama des ausgehenden Mittelalters, Dürer und Holbein — um nur das Größte von allem zu nennen — sind noch nicht in dem Sinne ein Bestandteil der deutschen Bildung der Gegenwart geworden, wie Homer, die attischen Tragiker, Phidias und Plato ein Bestandteil der griechischen Bildung waren. Und doch steht es außer aller Frage, daß der Deutsche der Gegenwart, und nicht nur der Deutsche, aus dieser Welt günstige Nahrung schöpfen kann, so gesund und lebenspendend, wie das Beste, was andere Völker zu dem inneren Aufbau der Menschheit beigetragen haben. Wenn der Versuch, diese Welt nachzuzeichnen nur halbwegs gelungen ist, so muß er vor allem e i n Gefühl erweckt haben: das Gefühl der Verwandtschaft zwischen

den Problemen mittelalterlicher und moderner Kunst. Namen und Formen wechseln, aber die Ideen bleiben. Das Ideal der Persönlichkeit, als der harmonischen Verbindung von Sitte und Einzelwille, welches zuerst von der kirchlich-ritterlichen Gesellschaft des 12. und 13. Jahrhunderts klar erfaßt und in Gestalten von unvergänglicher Schönheit und aristokratischer Verfeinerung verkörpert worden ist, welches dann von dem Bürgertum aufgenommen und gesteigert, erweitert, auf die Massen angewendet und dadurch zugleich vergrößert wurde — dieses Ideal ist seitdem nur zeitweilig verdunkelt worden. Auch der Weg in die Zukunft wird seines Lichtes nicht entbehren können".

Man darf sich dieser Auffassung aufrichtig freuen, zumal in einer Zeit, wo das Interesse für die deutsche Dichtung des Mittelalters unter unseren Studenten dauernd im Sinken begriffen und Gefahr ist, daß auch den Schülern unserer höheren Lehranstalten nicht mehr die Begeisterung für den Gegenstand übermittelt wird, die wir ältere Germanisten von der Universität mitbrachten und uns bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Alle Förderer der Jugend, die in dieser Beziehung noch guten Willens sind, mögen sich durch dieses frischgeschriebene Werk ihre Liebe zum deutschen Mittelalter wieder auffrischen oder neu wecken lassen.

Der Fortsetzung darf man mit freudiger Teilnahme entgegensehen. Das Werk ist auf vier Bände berechnet, von denen jeder ein selbständiges Ganzes bilden soll. Der zweite Band wird die Jahrhunderte von der Reformation bis zur Aufklärung darstellen, der dritte das Zeitalter des Klassizismus und der Romantik, der vierte die Gegenwart.

Zur Kennzeichnung des Buches und der Auffassung des Verfassers mag es gestattet sein, einige Besonderheiten anzuführen und Bemerkungen daran zu knüpfen.

Daß der Verf. Verständnis hat für die feineren Regungen des Seelenlebens, bekundet er u. a. bei seinem Vergleich des Heliand mit Otfrieds Evangelienharmonie. Er findet warme Worte der Anerkennung für das oberdeutsche Werk mit seiner Innerlichkeit gegenüber der ästhetisch höher zu wertenden niederdeutschen Dichtung mit ihrer mehr äußerlichen, vom wahren Wesen Christi sich entfernenden Anpassung an germanisches Wesen. In Otfrieds Gedicht sieht er einen entschiedenen Fortschritt innerer Aneignung der christlichen Gedankenwelt. „Die Wärme lyrischen Gefühls, die Sinnigkeit beschaulicher Betrachtung, die der christlichen Dichtung des Mittelalters ihr eigentliches Leben gibt, offenbart sich hier zum ersten Mal. Aber sie geht noch auf Einzelnes, sie hat den Stoff noch nicht genügend durchdrungen, um ein Ganzes schaffen zu können. Hierzu bedurfte es noch langer Jahrhunderte immer neuer Versuche der deutschen Phantasie, sich in die biblische Welt einzuleben; und erst die gewaltige Steigerung

und Vertiefung des religiösen Empfindens, die in der Reformation des 16. Jahrhunderts zu einer Umwälzung und Erneuerung des gesamten Kirchentums führte, hat auch die religiöse deutsche Kunst zu ihren höchsten Leistungen befähigt. Erst Dürer und Bach haben dem deutschen Volke das Ganze des Christentums künstlerisch offenbart; erst sie haben einen Christustypus geschaffen, der zugleich national und allgemein menschlich ist; erst sie haben dem tiefsten Ringen und Sehnen, der bittersten Qual und der reinsten Freude des Menschenherzens ewige Gestalt verliehen".

Überall findet er kräftige Worte zur Wertung der mittelalterlichen bildenden Kunst, die so vielfach unterschätzt wird, und zur Beurteilung der sittlichen Mächte in der Dichtkunst, die von den Ästheten so gern zur Seite geschoben werden zum Schaden echt deutscher sittlicher Gesinnung. So lautet das Urteil über Gottfrieds Tristan: „Wenn wir in Wolframs Parzival erkennen, wie die intensive Anspannung ritterlicher Sitte zu hoher Steigerung der Persönlichkeit und die Steigerung der Persönlichkeit ihrerseits zur Verinnerlichung und Vergeistigung der ritterlichen Sitte führt, so sehen wir im Tristan Gottfrieds den entgegengesetzten Prozeß. Hier führt die Überfeinerung höfischer Kultur zur Empörung des Individuums gegen die Schranken der Sitte und damit zugleich zur Auflösung und Zersetzung der sittlichen Grundlagen der Gesellschaft. Während Wolfram mit herzbewegender Gewalt den stetigen Aufbau und das allmähliche Ausreifen eines Charakters, den endlichen Sieg der Selbstbeherrschung und des Festhaltens am Ideale darstellt, schildert Gottfried mit feinster psychologischer Kunst die Wonne und das Elend, den dämonischen Zauber und die verzehrende Glut, die Raserei, das Verbrechertum, das Verhängnis einer alles mit sich fortreißenden, Sitte und Persönlichkeit zugleich vernichtenden, zügellosen Leidenschaft. Kein anderes Werk der mittelalterlichen Poesie erweckt so intensiv wie sein Tristan das Bewußtsein von der Tragik menschlicher Entwicklung, die gerade durch ihre höchste Steigerung und Verfeinerung immer und immer wieder zur Selbstzerstörung und zur Aufhebung aller Kulturwerte hingetrieben wird".

In der treffenden Schilderung der Entstehung des Rittertums hätte die Entwicklung aus dem Stande der Unfreien deutlicher hervorgehoben werden müssen. Das Konventionelle der Liebeslyrik, auch der Tagelieder, denen keine Realität zu Grunde liegt, wird mit Recht hervorgehoben, doch aber auch hier und da ein gewisser Individualismus, eine persönliche Note, die zuletzt noch Witkop (Die neuere deutsche Lyrik) ganz geleugnet hatte, richtig anerkannt. „In der Masse des deutschen Minnesangs erkennen wir weit weniger tiefe persönliche Empfindung als das Resultat gewisser sozialer Überlieferungen, gewisser auf Treu und Glauben

angenommener Grundbegriffe ritterlicher Sitte, ritterlichen Verhaltens, ritterlicher Ideale. Glücklicherweise muß nun betont werden, daß bei den besten deutschen Minnesängern ebenso wie bei den besten provenzalischen und französischen Troubadours das persönliche Element keineswegs nebensächlich ist; daß es vielmehr in ihren höchsten Leistungen zu einem Gleichgewicht zwischen Gesamtbewußtsein und Einzelbewußtsein kommt, zu einer Versöhnung des Klassengefühls und der sozialen Etikette mit persönlicher Sittlichkeit, zu einer Verschmelzung also der durch bestimmte Zeitverhältnisse bedingten Form mit ewigem, allgemein menschlichem Gehalt. Hierin vor allem beruht die Bedeutung des größten der deutschen Minnesänger und des größten der mittelalterlichen Lyriker überhaupt, Walthers von der Vogelweide".

Daß wir der ersten Periode seines Dichtens „die schönsten seiner Liebeslieder wahrscheinlich zuschreiben dürfen", nimmt man jetzt im allgemeinen nicht mehr an. Der Aufstieg seiner Dichtung ging von den konventionellen zu den Naturliedern, nicht umgekehrt. Als Reinmars gelehriger Schüler sang er zuerst zur Unterhaltung der höfischen Gesellschaft *von minnen als ieman sol*, erst später erhob er sich zu freierem Erguß des Herzens aus Selbsterlebtem. Das Urteil über ihn lautet bei Kuno Francke erfreulich:

„Sowohl in seinen Minneliedern wie in seinen Sprüchen offenbart sich uns nun ein Charakter im vollsten Sinne des Wortes; ein Mann, der sich sittig und fromm innerhalb der ritterlichen und kirchlichen Vorstellungen seiner Zeit hält, der aber innerhalb dieser Schranken seine eigene Individualität zu voller Geltung bringt, der sich keiner sozialen Lüge und keiner verkünstelten Mode unterwirft, der die Rechte der Menschheit gegen Vergewaltigung in Schutz nimmt; ein freier Mensch in ritterlicher Tracht; in der Verbindung von Sitte und Sittlichkeit Chaucer und Dante ebenbürtig; als geschlossene, abgerundete Persönlichkeit selbst den bedeutendsten Troubadours überlegen".

Unter der ritterlichen Epik wird der Arme Heinrich als Krone mittelalterlicher Poesie sehr hoch gewertet und der *Iphigenie* Goethes an die Seite gestellt. Nach einer geistig bedeutenden Analyse des Werkes bringt der Verf. diesen Gedanken so zum Ausdruck. „Fürwahr, wenn hier nicht von dem Siege echten Menschentums über äußerliche Konvention gesprochen werden kann, so hat dies Wort überhaupt keinen Sinn. Und es scheint in keiner Weise unzutreffend, den Dichter des Armen Heinrich mit dem Dichter der Iphigenie auf dieselbe Stufe zu stellen. Sowohl Goethe wie Hartmann haben einen Stoff, der auf mechanisch konventionellen Voraussetzungen beruht, in das Gebiet des rein Geistigen und Persönlichen gehoben. Wie in der Iphigenie die Befreiung des Orest von dem Geleit der Furien hervorgeht aus der Seelenerschütterung, welche die Berührung mit

der reinen Seele Iphigeniens in ihm hervorruft, so ist auch die Heilung des armen Heinrich die Folge einer inneren Wiedergeburt, zu welcher der Anblick reinster, hingebender Menschlichkeit den Anstoß gibt. Beide Gedichte verherrlichen den Triumph des Innern über das Äußere; beide sind vollendete poetische Symbole der Versöhnung von Materie und Geist. Wie das Nibelungenlied uns die Empfindung entlockte, daß hier eine Leistung vorliege, mit der sich keine Schöpfung irgend einer anderen Nationalliteratur des Mittelalters an elementarer Wucht und Herrlichkeit vergleichen lasse, so dürfen wir getrost sagen: an Tiefe und Zartheit des Seelenlebens hat keine vor-dantische Dichtung irgend eines europäischen Volkes Hartmanns Armen Heinrich erreicht". — Auffallend ist es, und wahrscheinlich nur zufällig übersehen, daß Hartmanns Kreuzlied mit seiner übrigen Lyrik nicht erwähnt ist. In diesem wurden doch die allgemein menschlichen Ideale in schönster Harmonie mit dem Christlich-Sittlichen auf höchster Stufe dargestellt.

Staunend liest man, wie hoch der Verf. die ritterliche Dichtung und die aus ihr erkennbare Kultur überhaupt einschätzt. „Man braucht nur Hartmanns Armen Heinrich, Wolframs Parzival, Gottfrieds Tristan und die Naumburger Stifterstatuen in dieselbe Reihe zu stellen, um auf einem Blick zu erkennen, wie nahe das Rittertum demjenigen gekommen ist, was das 18. Jahrhundert als reine Menschlichkeit, die Romantik als freies Künstlertum zu bezeichnen liebte. Und man darf es getrost aussprechen, daß die Literatur der Renaissance wenig geschaffen hat, was sich diesen Gestalten an innerlicher Wahrheit und menschlicher Kraft an die Seite stellen könnte. Nicht die frostigen und gekünstelten Produkte des gekünstelten Humanismus, sondern die großen künstlerischen Schöpfungen der ritterlichen Kultur sind die wahrhaft ebenbürtigen Nachläufer und Geistesverwandten der klassischen Erzeugnisse deutschen Menschentums aus den Tagen von Weimar und Jena". — Das ist ein Urteil, wie man es längst nicht mehr zu hören gewohnt war.

Zum Schluß mag noch auf ein paar Versehen hingewiesen werden.

Als Todesjahr des Ulfilas gilt jetzt 383, nicht 381.

Kudrun Str. 388 ist S. 33 unrichtig übersetzt: „Kranke und Gesunde kamen von Sinnen". *die siechen zen gesunden sich mit ir sinnen dannen* (von Hôrants Gesang) *nicht wol gescheiden kunden* heißt: Kranke und Gesunde konnten sich von seinem Gesang nicht trennen.

Ebenso ist Kudrun Str. 657 auf S. 292 falsch übertragen:

*Si sprach: wer waer diu frouwe, der versmâhte daz,*
*der ein held sô diente, daz si dem trüege haz?*
*geloubet mir, sprach Kûtrûn, daz ez mir nicht versmâhet,*
*holder danne iu waere ist dehein maget, die ir ie gesâhet.*

Dies heißt nicht: Sie sprach, wer wäre die Frau, der das verächtlich dünke? Der ein Held so diente, wie trüge sie dem Haß? Glaubet mir, sprach Gudrun, daß er mir nicht verächtlich dünkt usw. Sondern: Wer wäre die Frau, der es gering schiene (der es nicht schwer würde), einen Helden zu hassen, der ihr so diente usw.

Der Ausdruck „irrender (für fahrender) Ritter" S. 69, 109 und 115, und „ritterliche Spielmannsdichtung" ist nicht gut gewählt.

Friedenau. Karl Kinzel.

---

Alfred Gercke und Eduard Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft. Zweiter Band. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. VII u. 432 S. Lex.-8. 9 *M*, geb. 10,50 *M*.

Die Erwartungen, die der früher von mir in dieser Zeitschrift angezeigte erste Band des vorliegenden Werkes für die Fortsetzung erweckte, hat der zweite Band in vollem Umfang erfüllt: auch hier haben wir ein Buch, das sehr viel Gutes und Schönes, Anregendes und Belehrendes nicht nur für junge Studenten, sondern auch für junge — und auch ältere Lehrer enthält. Das griechische und römische Privatleben ist von Erich Pernice bearbeitet, die griechische Kunst von Franz Winter, die griechische und römische Religion von Sam Wide, die Geschichte der Philosophie von Alfred Gercke, die exakten Wissenschaften und die Medizin von Johan Ludvig Heiberg.

An eine Besprechung allgemeiner Gesichtspunkte und eingehende Quellenangabe der ersten Arbeit schließt sich im Verfolg der geschichtlichen Entwicklung eine Besprechung des Hauses nach Einteilung, äußerer Anlage und innerer Einrichtung, sodann der Tracht, nach der als 4. Abschnitt eine Darstellung der Sitten und Gebräuche bei Hochzeit, Geburt und Tod kommt. — In der Abhandlung über griechische Kunst folgt nach einer die Geschichte der archäologischen Forschung enthaltenden Einleitung nacheinander die Besprechung der Architektur, der Plastik und der Malerei, worauf noch ein Abschnitt über Parallelerscheinungen in der griechischen Dichtkunst und bildenden Kunst folgt. — Unter dem Titel „Griechische Religion" werden die einzelnen Götter, der Kultus, die Geschichte der Religiosität, dann auch die antiken Quellen und modernen Bearbeitungen besprochen, unter der „Römischen Religion" zuerst die altrömischen Götter (di indigetes) und die von außen her eingeführten (di novensides) und ihre Kulte, sodann die religiösen Reformen des Augustus; danach kommt auch hier eine Aufzählung und Besprechung der antiken Quellen und modernen Bearbeitungen. — Die Geschichte der Philosophie behandelt unter der Rubrik „Die Anfänge" 1. die Naturphilosophie, 2. die religiösen Strömungen und das abstrakte Denken, 3. den

Menschen und seine Aufgaben; darauf folgt eine eingehende Besprechung des Plato und Aristoteles (nebst Vorgängern, Zeitgenossen und Schülern), der vier großen Schulen der hellenistisch-römischen Zeit, dann die antiken Quellen und modernen Bearbeitungen, woran sich als Schluß ein Abschnitt „Gesichtspunkte und Probleme“ anfügt. — Der letzte Teil „Exakte Wissenschaften und Medizin“ zerfällt in die drei Teile: 1. Darstellung, 2. Literatur, 3. Probleme. Unter der Darstellung kommen zur Besprechung die jonische Philosophie, Platon, Aristoteles, die alexandrinische Periode, die Epigonen, Römer und römische Kaiserzeit, dann die Literatur, zum Schluß „Probleme“.

Welche Fülle höchst anregenden und belehrenden Stoffes bietet auch dieser Band als ein Wegweiser durch wichtige Gebiete der Altertumswissenschaft zur wissenschaftlichen Einführung und orientierenden Übersicht. Gern hätte ich noch eine Reihe bedeutsamer Resultate neuerer Forschung und für die Methode der Forschung besonders lehrreicher Arbeiten, Beispiele des Wertes archäologischen Materials für das Verständnis literarischer Überlieferung, interessante Kontroversen und bemerkenswerte Hypothesen sowie offene Fragen, die noch der Bearbeitung und Lösung harren, zusammengestellt; aber es würde das hier viel zu weit führen. So möchte ich denn in dieser Zeitschrift nur einiges, das für Lehrer unmittelbar von Wert und Bedeutung ist und sie zu neuen Studien auch für die Schule anregen kann, herausheben. Die werden dann das Verlangen wecken, sich auch in andere Partien zu versenken.

Da haben wir zuerst den Abschnitt über das homerische Haus S. 15 ff., über das erst die Ausführungen von Puchstein und dann Noack (Homerische Paläste, 1903) zu einem richtigen Verständnis geführt haben, indem sie auf die älteren und jüngeren Schichten des Epos und die darauf beruhenden Verschiedenheiten der Entwicklung des Hauses hinwiesen, wenn auch für die Vorstellung der Hauptteile des Palastes sich aus den Ruinen von Tiryns sehr wesentlicher Nutzen ziehen läßt. Interessant ist auch der Abschnitt über die innere Einrichtung S. 29 f., die man sich, entsprechend der Gesamtanlage und Innendekoration, bei dem althomerischen Hause möglichst einfach vorstellen muß und wobei auch ältere und jüngere Anschauungen nebeneinander gehen. Sodann die homerische Tracht S. 34 ff., wozu noch die Bemerkungen über Haartracht S. 44 f. kommen sowie der wichtige Abschnitt über die homerische Bestattungsweise und die daran sich knüpfenden Streitfragen (S. 58 ff.).

Einen reichen und wertvollen Stoff bietet sodann dem Philologen die zweite Arbeit, über die griechische Kunst, so schon die zu Anfang stehende Abhandlung über die Geschichte der archäologischen Forschung und die Geschichte der Plastik in ihren Hauptepochen und hervorragendsten Vertretern. Ganz

besonders aber möchte ich den letzten Abschnitt über Parallelerscheinungen in der griechischen Dichtkunst und bildenden Kunst S. 161 ff. hier hervorheben. Ich habe schon in dieser Zeitschrift und in den „Lehrproben und Lehrgängen" an Beispielen gezeigt, wie außerordentlich wertvoll dieser Abschnitt für den Lehrer ist und wie er ihn unmittelbar bei der Lektüre des Homer, der Elektra des Sophokles und sonst im Unterricht verwenden kann.

Aus der dritten Arbeit möchte ich hauptsächlich den 3. Teil der griechischen Religion, „Geschichte der Religiosität", herausheben, der, von der in den homerischen Vorstellungen von der Macht der Götter und der Ohnmacht der Menschen ausgehenden altgriechischen Frömmigkeit anhebend, uns durch die verschiedenen Modifikationen und Phasen des Volksglaubens und hervorragender Persönlichkeiten hindurchführt bis zum Eintritt des Christentums. „Der Hellenismus, d. h. das mit orientalischen religiösen Elementen versetzte Griechentum, hatte eine große Vorarbeit geleistet, und der Boden war an manchen Stellen für die Zeit des Evangeliums bereit. Das Christentum siegte durch seine innewohnende göttliche Kraft, und weil es imstande war, die religiösen Bedürfnisse der Zeit zu befriedigen. Diese verlangte nämlich eine lebendige Offenbarungsautorität, sichere Garantie für ein seliges Leben im Jenseits und eine ethisch vertiefte Weltanschauung in engem Verbande mit der Religion, sie verlangte ferner eine evidente Wunder- und Erlösungsmacht. Das alles hat das Christentum vereint geboten. Dazu kam, daß das Christentum von nationalen und sozialen Schranken ungefesselt war und sich direkt ohne Ausnahme an jeden einzelnen Menschen wendete, an Mann und Weib, an Herrn und Sklaven. Der Begriff 'Gottes Reich' wurde durch das Christentum zum geistigen Besitz der ganzen Menschheit" (S. 241). Aus dem 2. Teil, über die römische Religion, mache ich besonders auf die von S. 282 an geschilderten religiösen Reformen des Augustus aufmerksam. „Aus den Schrecken der Revolutionszeit war eine religiöse Stimmung erstarkt, die in der Vergangenheit ihre Ideale suchte. Augustus steht, wie seine Zeitgenossen, unter dem Banne dieser romantischen Stimmung, die einen Zurückgang zu der alten guten Zeit und ihren einfachen Sitten verlangte. In diesem Sinne hat er nicht nur sakrale Reformen unternommen und seine Sittengesetze erlassen, sondern auch die zeitgenössische Literatur beeinflußt" (S. 284).

Aus der reichhaltigen 4. Arbeit, der Geschichte der Philosophie, möchten wohl die Abschnitte über Platon und Aristoteles (worin auch Sokrates besprochen wird) von S. 310 an für den Lehrer das nächste und unmittelbarste Interesse haben. Auch in diesem Teil bieten die „antiken Quellen und modernen Bearbeitungen" eine reiche Fundgrube für eingehendere Studien.

Schließlich bietet der 5. Teil des Buches, Exakte Wissenschaften und Medizin, in der Besprechung der Mathematik den betreffenden Lehrern eine wertvolle Anregung, zumal man sich neuerdings mehr und mehr auch der historischen Entwicklung der mathematischen Studien zuwendet. Auch hier orientiert eine reiche Literaturbetrachtung als Hilfsmittel für eingehendere Forschung, und während in den vorhergehenden Arbeiten im Verlauf der Darstellung Kontroversen und Probleme wohl Erwähnung finden, sind in den beiden letzten, ähnlich wie bei einigen Abhandlungen im 1. Band des Werkes, Gesichtspunkte und Aufgaben für weitere wissenschaftliche Forschung in einem besonderen Abschnitt am Schluß in dankenswerter Weise zusammengestellt. Da bietet sich nun noch manches dankbare Feld zur Bearbeitung und manche wissenschaftliche Aufgabe, an die jüngere Philologen sich mit frischem Mute wagen mögen, eingedenk des Wahlspruchs meines alten Lehrers Fr. Ritschl aus dem Terenz: „Nil tam difficile est, quin quaerendo investigari possiet".

So sei auch dieser zweite Band ebenso wie der erste den Lehrern warm empfohlen. Wir sehen dem dritten mit freudiger Erwartung entgegen.

Kassel. Fr. Heußner.

---

Fr. Hoffmann, Übungsbuch zum Übersetzen in das Lateinische für Primaner. I. Teil: Text, V u. 95 S. 8. II. Teil: Grammatisch-stilistische Bemerkungen und Wortkunde, 132 S. 8. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. Zusammen 3,20 *M*.

Das neue Übungsbuch, das nach des Verfassers Meinung gerade jetzt notwendig war, wo der Kampf um die Übersetzung in das Lateinische nicht zur Ruhe kommen will, soll lehren, daß 'der antike Geist mit seiner Sprache ganz anders umgeht, als der moderne'; die Texte sollen in das Geistes- und Kulturleben der Alten einführen: das Deutsch der Vorlagen soll dem Genius der Sprache nichts vergeben und doch die Möglichkeit lassen, den Ausdruck des Originals zu finden. Gewiß, schöne Ideale! Aber sind sie jetzt noch erreichbar? Nach meiner Ansicht sind die Stücke für unsere heutigen Primaner zu schwierig, dem Inhalt sowohl wie der Form nach; sie eignen sich mehr für angehende Philologen, die sie mit großem Nutzen durcharbeiten werden.

Viele Stücke behandeln philosophische Themata im Anschluß an Ciceros Tusculanen und seine Bücher de officiis. Da diese selbst nicht mehr regelmäßig auf unseren Gymnasien gelesen werden, sind auch die entsprechenden Übungsstücke nicht mehr recht verwendbar. Geschichtliche Stoffe hätten sich besser geeignet, da die historische Lektüre durchaus überwiegt. Mitten zwischen Stücken, deren Inhalt der römischen Geschichte oder Literatur entlehnt ist, finden sich dann längere gelehrte Abhandlungen über griechische

Themata, so über den Charakter der Helena (!), über die Gründe des Sittenverfalls in Athen nach Plato, die dialektische Methode des Sokrates, über Platos Ideenlehre, die Bedeutung der Perserkriege für die griechische Kultur, einiges aus Platos Leben und Bildungsgang: also wieder mehr philosophische Themata, noch dazu über griechische Stoffe!

Auch das Durcharbeiten der vielfach trefflichen stilistischen Bemerkungen erfordert sehr viel Zeit, mehr als sie der Primaner zur Verfügung haben wird. Viele dieser Regeln hätten übrigens wegbleiben können, da sie sich in unseren guten Grammatiken finden, so die über den substantivischen Gebrauch der Adjektiva, die Verbindung zweier Adjektiva mit einem Substantiv, über Wendungen dem deutschen 'ohne zu' entsprechend, über den verbalen Ausdruck deutscher Adverbia, appositionelle Wendungen wie 'eine Sorte, die' — quod genus, über quisque, phraseologische Verba, das deutsche 'lassen', 'das mächtige Syrakus', 'die subjektive Meinung' (opinio) u. ä. Manches ist ungenau. S. 9 heißt es, dicta erfordere wegen seiner verbalen Natur die nähere Bestimmung in der Form eines Adverbiums; aber gerade bei dicta findet sich auch bona. — Bei Aufforderungen soll proinde stehen: nicht auch itaque, quam ob rem? 'Dabei ist das Deutsche 'und' nicht zu übersetzen'; dazu als Beispiel proinde abite vos*que* ad legionem recipite! (S. 10). — S. 16 wird zu den Worten 'dieser Gesichtspunkt ist festzuhalten' bemerkt: 'unsre feiner entwickelte Sprache liebt solche Bestimmungen, die der einfacheren Auffassung des Römers noch fremd sind': es soll also einfach hoc tenendum est übersetzt werden; aber wird dies der Schüler verstehen? — S. 33 steht 'religiöse Denkungsart — mit Religion erfüllt imbutus': wie soll der Schüler nun Religion übersetzen? Darüber hätte sich in der Wortkunde manches Nützliche sagen lassen; dort aber fehlt das Wort Religion. — Wie soll der Schüler 'sich mit der Praxis des Lebens beschäftigen' (S. 87) übersetzen? wie die 'Mittelmeerküste' (S. 24)? Woher stammt die Form Odusia (S. 42)?

Besonders reich ist die Wortkunde ausgeführt. Hierzu noch ein paar Bemerkungen. Warum wird unter Beispiel nicht exemplar oder specimen, von der Person gebraucht, angeführt? warum nur exemplum ad imitandum alcui proponere? — einander lieben se invicem diligere; warum nicht inter se? — Parade: warum nicht decurrere, decursio, transvectio? — drohen: nicht auch minari alcui bellum? Nach der Zusammenstellung bei Hoffmann wäre dies nicht möglich; und doch ist es so gutes Latein wie proelia minari u. ä. Und fehlt in der Wendung bellum videtur esse futurum nicht besser das esse? — Für Offizier wird als der allgemeinste Ausdruck ductor genannt. Soll dies nun verwendet werden? — Ist die Wendung procedere in solem et in pulverem unter Publikum üblich? Warum nicht für Kornkammer neben cella penaria auch horreum? Unter Krieg heißt

es 'tumultus ein ungesetzlicher Krieg'; Cicero faßt Phil. VIII 1, 2 den Begriff etwas anders.

Und noch eine Frage zum Schluß: sind die Übungsstücke aus der Praxis in der Prima hervorgegangen? Ich möchte dies fast bezweifeln.

Nikolassee bei Berlin. K. P. Schulze.

---

Hermann Geist, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische für Oberklassen. Im Anschlusse an Cicero und Tacitus. I. Deutscher Teil, II. Lateinischer Teil. Gießen 1910, Emil Roth. VIII, 189 u. VIII, 142 S. 8, je 2 ℳ.

Seitdem man den lateinischen Unterricht trotz größerer Betonung der Schriftstellerlektüre an Stundenzahl verkürzt hat, konnte es nicht ausbleiben, daß die Fertigkeit unserer Schüler im Lateinschreiben abgenommen hat. Während man in früheren Zeiten noch wagen konnte, etwa Seyfferts Palästra oder die Materialien von Radtke im Unterricht zu verwenden, muß man heute, wo sich die schriftlichen stilistischen Übungen im allgemeinen auf die Übersetzung von ein paar Klassenarbeiten beschränken, zu leichteren, an die Lektüre sich eng anschließenden Übungsstücken seine Zuflucht nehmen. In diesem Sinne sind Arbeiten wie die vorliegende von Prof. Geist sehr zu begrüßen. Dieses überaus fleißig gearbeitete Buch enthält 156 meist kleinere Übungsstücke im Umfang von einer, höchstens zweier Klassenarbeiten, wozu der Stoff aus den in den Schulen zumeist gelesenen Reden und Briefen Ciceros sowie aus Tacitus: Agricola, Germania und Annalen genommen ist. Sie sind klar und deutlich abgefaßt und so in Anbetracht der kurzen Zeit, in der sie nicht nur diktiert, sondern auch übersetzt werden sollen, zu Klassenarbeiten sehr geeignet. Zugleich bildet jede einzelne Vorlage ein abgeschlossenes, einheitliches Ganze, das die von dem Schriftsteller ausgesprochenen Gedanken in freier Weise wiedergibt oder unter Umständen einer Beurteilung vom heutigen Standpunkt aus unterzieht, so daß der erste Teil des Buches in gewissem Sinne auch als ein Kommentar gelten kann, der sowohl hinsichtlich der Übersetzung als auch der Erklärung des Schriftstellers manchen guten Wink enthält. Daß der Verfasser zu den deutschen Stücken in dem 2. Band die lateinische Übersetzung geliefert hat, ist sehr dankenswert und macht die Sammlung auch für Schüler, die etwa vorhandene Lücken in ihrer Lateinkenntnis ausfüllen wollen, durchaus wertvoll. Selbstverständlich ist, was Geist auch in seiner Vorrede ausspricht, daß außer der von ihm vorgeschlagenen Form der Übersetzung noch andere Arten der lateinischen Wiedergabe möglich sind; indessen ist die von ihm gewählte Form gewandt und ganz dem Ciceronianischen Stil entsprechend. Zu wünschen wäre vielleicht — doch kann man über die Berechtigung dieser Forderung streiten —, daß die

Stücke mit dem fortschreitenden Wachsen der Kenntnisse, soweit sie wenigstens für die Prima bestimmt sind, etwas schwieriger würden und mehr Gelegenheit zur Einübung etwa der stilistischen Regeln über transitio, revocatio, praeteritio, occupatio usw. böten Immerhin fordern sie auch so, wie sie sind, besonders an Stellen, wo Periodenbildung verlangt wird, das Nachdenken des Übersetzers heraus und zeigen gediegene Kenntnisse in der sogenannten Syntaxis ornata. Demgegenüber kommen einige Kleinigkeiten, die weniger gelungen erscheinen, kaum in Betracht. Gewiß, est quod tollere velis, aber dies wird schon in einer folgenden Auflage mit Hilfe aller derer, die die erste benutzt haben, von selbst geschehen. Aufgefallen ist mir persönlich das zu häufige Vorkommen eines Partizips der Gegenwart im Nominativ, sowie die ebenfalls zu häufige Anwendung des relativen Anschlusses selbst an Stellen, wo eine andere Art der Satzverbindung den Gedanken schärfer zum Ausdruck gebracht hätte. Ferner bin ich auch sonst öfter hinsichtlich des logischen Zusammenhangs der Gedanken, sowie Anwendung des Modus im Relativsatze anderer Meinung wie Geist, indessen ist dies viel zu persönlich, um einen Vorwurf daraus ableiten zu wollen. Daß sich an einigen Stellen der lateinische und der deutsche Text nicht vollständig decken, indem entweder hier oder dort kleine Zusätze sich finden, ist ebenfalls von geringer Bedeutung und wahrscheinlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Stücke von vornherein gleich lateinisch aufgesetzt wurden. Auch im einzelnen sind einige wenige grammatische Fehler unterlaufen, was jedoch im Hinblick auf den Umfang des Werkes — quandoque bonus dormitat Homerus — nicht zu verwundern ist. Sage ich nun noch, daß mir hie und da die Wortstellung etwas gesucht vorgekommen ist, so ist m. A. nach alles angeführt, was unter Umständen gegen den Wert der Arbeit vorgebracht werden könnte. Dies aber sind im Verhältnis zu den trefflichen Leistungen des Verfassers im ganzen nur geringfügige Dinge, und ich wünsche seinem Buch aus vollem Herzen den verdienten Erfolg.

Mainz. Hugo Willenbücher.

---

C. Rothe, Die Ilias als Dichtung. Paderborn 1910, F. Schöningh. 366 S. u. XI. 8. 5,40 *M*.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist C. Rothe durch seine vieljährigen und so geschätzten Jahresberichte über Homer wohlbekannt. Hier stellt er nun seine Ansichten dar, indem er die Studien vieler Jahre zusammenfaßt. Im ersten Teil behandelt er die Homerische Frage und ihre Entwicklung (die Einwände gegen die Einheit der Gedichte, die Analyse als Grundlage der höheren Kritik, der Dichter, die Zeit seines Schaffens, seine Eigenart), im zweiten Teil S. 143 f. gibt R. eine Analyse der 24 Bücher der

Ilias; dann folgt ein Anhang 337—349, Schluß 350—356, Register. Nach R. ist der Dichter Homer Verfasser von Ilias und Odyssee, kein Kollektivbegriff, wohl ein Ionier aus dem 9. Jahrhundert (76. 98. 119 f. 126). Er scheint die Gedichte aufgeschrieben zu haben (70). Für ihren Genuß und ihre Beurteilung aber ist immer daran zu denken, daß dies nicht für Leser, sondern für Hörer geschah (205 uud sonst), welche die widerspruchslose Einheit eines so großen Gedichts nicht so prüfen konnten, wie wir als Leser. Der Dichter selbst mag öfter den ersten Plan durch Zusätze und Änderungen ergänzt haben (137. 159. 230). Sein Vers ist Sprechvers, den zuerst die Ionier erfunden und ausgebildet zu haben scheinen (15; ebenda s. über die Äolismen).

Was Homer inhaltlich vorfand und benutzte, ist nicht gering anzuschlagen, so daß er weniger zu erfinden als zu gestalten hatte (48). Außer einer Fülle von Sagen (153) gab es gewiß volkstümliche Lieder (46. 101); aber daß Homer längere Stücke daraus wörtlich übernommen habe, ist unbeweisbar (342). Oft wird vorausgesetzt, daß der Hörer Personen und Zusammenhänge der Sage kennt (107. 149. 185. 354); aber auch bei den Personen des Epos wird manche Kenntnis vorausgesetzt, die sie eigentlich nicht haben konnten (209).

Natürlich setzt sich R. mit dem Problem der Wiederholungen (22 f.), besonders aber mit den Widersprüchen auseinander, die er durchaus nicht leugnet (z. B. 55 f. 152), jedoch teils durch Interpretation, teils durch Analogie anderer Dichter entkräftet. Die Versuche, das Alter einzelner Teile nach sprachlichen oder sachlichen Gründen (z. B. Kulturstufen) zu bestimmen, zeigen sich der Kritik des Verf.s meist als verfehlt (17. 72. 355)[1]).

Schreibt R. der Tätigkeit der Rhapsoden naturgemäß nur wenig zu, so räumt er doch ein, daß sie jüngeres Sprachgut in den Text gebracht haben und Zusätze gemacht haben können zum Zweck der Erläuterung oder nach den Sitten der Zeit (217), oder daß sie einen Vorgang in Einzelheiten ausgemalt haben (275).

Der Verf. ist also nicht blind gegen die Anstöße, die man früher in dem Gedicht empfand und jetzt empfindet. Über derartige Fälle wird freilich in erster Linie eine wohlüberlegte philologische Kritik zu befinden haben; sodann aber — wenn eine sichere Entscheidung nicht möglich ist — gewinnt das rein subjektive Gefühl Spielraum (30. 38. 261). Dies ist auch meine Meinung, die ich bei der Musterung der epischen Weltliteratur aussprach (Poetik, Naturlehre der Dichtung S. 131): „einen Teil der Homerischen Widersprüche könnte man wohl nach

---

[1]) Vgl. dazu Jul. Schultz, Das Lied vom Zorn Achills. Berlin 1901. XI. f. LXXXVIII f.

Analogie andrer Dichter einem einzigen Verfasser zutrauen . . . nur wird es einen Punkt geben, wo man dergleichen mit dem Bewußtsein eines Dichters unverträglich findet. Wie weit man darin geht, bleibt subjektiv". Aber Rothes Gesamtanschauung über Homer ist auch die meinige. Der besondere Wert seiner Arbeit scheint mir zunächst darin zu liegen, daß er die Frage mit vollständiger Kenntnis der so sehr ausgedehnten Literatur behandelt. Sodann aber verteidigt er die Einheit in vielen Einzelheiten in seiner überall klaren Darstellung mit großem Geschick. Endlich weist er oft nach, wie sich im Verlauf des Gedichts Späteres genau auf Früheres bezieht, wie sich z. B. Schluß und Anfang in Kleinigkeiten entsprechen (333): was denn auf die künstlerische Überlegung eines einzigen Verstandes und Dichters bestätigend hindeutet. Alle diese Umstände machen das Buch zu einem bequem belehrenden Hilfsmittel für alle, die sich eingehend mit der Ilias zu beschäftigen haben.

Berlin. K. Bruchmann.

---

W. Kopp, Geschichte der griechischen Literatur. Siebente Auflage, umgearbeitet von O. Kohl. Berlin 1908, Julius Springer. VIII u. 300 S. 8. 3,60 M.

Professor Kohl nennt die von ihm besorgte neue Auflage der Koppschen Geschichte der griechischen Literatur eine umgearbeitete. Und in der Tat ist das Buch, wie schon früher, besonders in der 3. und der 5. Auflage, so auch jetzt wieder beträchtlich erweitert und vielfach, hier und da auch eindringend, verändert worden. Die Erweiterungen betreffen besonders die christlich-griechische und die byzantinische Literatur; eindringende Veränderungen hat namentlich der Abschnitt über Homer erfahren. Wenn aber auch, wie der neue Bearbeiter selbst hervorhebt, fast kein Paragraph ganz unverändert geblieben ist, so ist dennoch der Kern des Buches der alte geblieben.

Die meisten Neuerungen, insbesondere die Erweiterungen, stehen im Zusammenhange mit den neuen Zwecken, denen das Buch dienen soll. Früher ein Hilfsbuch für reifere Gymnasiasten, ist es jetzt „hauptsächlich für Studenten und Lehrer bestimmt, welche nicht die volle Fakultas erstreben bezw. besitzen, oder welche doch nicht immer Christs Werk nachschlagen können und eine kürzere Übersicht und Zusammenstellung der Einzelheiten wiederholen oder für Unterrichtszwecke nachschlagen wollen". Also hauptsächlich ein Wiederholungs- und Nachschlagebuch für Studenten und Lehrer soll es sein. Von einer Benutzung durch die Schuljugend ist keine Rede mehr, vermutlich, weil angenommen wird, daß darauf bei den heutigen Verhältnissen kaum noch zu rechnen sei. Indes, wenn heute im griechischen Unterrichte selbst nur wenig Raum für literaturgeschichtliche Erörterungen übrig ist, so dürfte darin für den Lehrer erst recht, sollte man meinen, ein

Anlaß liegen, seinen Schülern zu eigener weiterer Belehrung ein geeignetes Buch zu empfehlen. Und die Koppsche Literaturgeschichte war, zumal in ihren letzten Auflagen, zum Gebrauche für Schüler recht wohl geeignet. Sie ist aber auch in ihrer neuen Gestalt für strebsame Schüler immer noch brauchbar: ist doch auch trotz der erweiterten Behandlung der nachklassischen Literatur die Darstellung der klassischen Periode, auf die ja die Schule das Hauptgewicht legen muß, nach wie vor ihr Hauptinhalt geblieben.

Die Einteilung des Stoffes ist in der neuen Auflage nur wenig verändert. Das Wichtigste ist, daß im 2. Hauptabschnitte die 2. Periode, die griechisch-römische Zeit, in zwei Abteilungen, in die heidnisch-griechische und die christlich-griechische, geteilt ist, und daß die byzantinische Zeit, die früher als Anhang behandelt war, jetzt als 3. Hauptabschnitt erscheint. Zur Verdeutlichung der Disposition im einzelnen ist, wie bisher, der Sperrdruck der die Hauptsachen bezeichnenden Wörter angewandt worden. Es hätten aber auch in dem neu eingefügten § 4, der über Rhythmen und Metren handelt, die Hauptsachen in gleicher Weise kenntlich gemacht werden sollen.

In der neuen Auflage sind Irrtümer und Fehler der älteren Auflagen beseitigt und allgemeine Angaben hier und da durch bestimmtere ersetzt worden. Vielfach sind um des besseren Verständnisses willen größere oder kleinere Zusätze gemacht, nicht selten aber hat der Text auch Kürzungen erfahren. An die Stelle schwungvoller Ausdrücke sind öfters einfachere getreten, und aus der übergroßen Zahl präsentischer Partizipien hat manches einem finiten Verb Platz machen müssen. Auf den Einfluß, den die griechische Literatur auf neuere Literaturen gehabt hat, ist mehr als früher aufmerksam gemacht und nach dem Geschmacke der Zeit auch auf Werke der bildenden Kunst häufiger hingewiesen worden. Recht anschaulich sind S. 66 die Teile der griechischen Tragödie zusammengestellt, und angemessen ergänzt sind u. a. die Angaben über die Chronologie der Platonischen Dialoge und über den Inhalt des Dialogs Protagoras.

Doch auch Mängel und Fehler finden sich in der neuen Auflage in beträchtlicher Zahl. Hier nur einiges der Art. Die Ilias behandelt nicht Episoden des trojanischen Krieges aus dessen zehntem Jahre, wie es S. 28 heißt, sondern einen ganz bestimmten, in sich zusammenhängenden Abschnitt aus dem Ende des neunten und dem Anfange des zehnten Kriegsjahres, und die Griechen umgeben *H* 449 ihr Lager nicht mit Wall und Mauern, sondern mit Mauer und Graben. Da dem 24. Buche der Ilias S. 28 nicht 22, sondern, was richtig ist, 21 Tage zugewiesen sind, so hätte auch der Umfang des ganzen Epos nicht auf 51 Tage berechnet werden müssen, sondern nur auf 50. — Die sogen. Telemachie ist nach S. 25 in den Büchern 1—4 und 16 der Odyssee enthalten und nach S. 29 bloß in den 4 ersten Büchern. Beides ist unrichtig.

Wesentliche Stücke der Erzählung von Telemachs Reise finden sich im 15. Buche (Vs. 1—300 und 495—557). Und während hier die Erzählung von Telemach neben der Haupterzählung, der von Odysseus, hergeht und mit ihr abwechselt, fallen beide Erzählungen in Buch 16 zusammen und werden nun miteinander vollständig verbunden. Es tritt nämlich an die Stelle von Haupt- und Nebenhandlung jetzt eine einheitliche Handlung: Odysseus und Telemach vereinen sich zur Vollziehung der Rache an den Freiern. Doch bleibt die Erzählung von Telemachs Reise stillschweigende Voraussetzung auch für das Folgende, ja sie findet erst π 130—155, 321—448 und ρ 1—165 ihren vollen Abschluß, wie sich denn auch ε 18—20 und ν 412 ff. 440 inmitten der Erzählung von Odysseus' Heimkehr unentbehrliche Hinweise auf Telemachs Ausreise finden. Und hinwiederum da, wo sie an erster Stelle unser Interesse in Anspruch nimmt (α 96—δ), werden wir doch auf Schritt und Tritt an das Fernsein des Odysseus erinnert, und wir verlieren nirgends den Eindruck, daß die Erkundung der Heimkehr des Odysseus für Telemachs Reise Zweck und Ziel ist. So also ist in Wahrheit die sogen. Telemachie mit der Odyssee verflochten, daß sie sich, genau genommen, gar nicht abgrenzen läßt. — S. 38 ff. betrachtet Kohl die Elegie und die iambische Dichtung als Übergang vom Epos zur Lyrik und bezeichnet als Lyrik nur die melische und chorische Poesie, also das, was man gewöhnlich Lyrik im engeren Sinne nennt. Aber Metrum und Inhalt sprechen entschieden dafür, daß die elegische und die iambische Dichtung richtiger als der Anfang, als der erste Abschnitt der Lyrik anzusehen sind. In der elegischen und der iambischen Poesie tritt schon der Dichter selbst hervor mit seinen Gefühlen, Gesinnungen und Wünschen; das Distichon ist schon eine Art kleiner Strophe, und Jamben und Trochäen sind die Grundlage aller lyrischen Maße. — S. 89, wo es von der Tragödie und Komödie heißt: „beide sind zunächst dorischen Ursprungs" fehlt die Hauptsache, nämlich daß ihre ganze weitere Entwickelung den Athenern angehört. — Unmöglich kann Euripides, wie S. 102 behauptet wird, dem nach S. 168 über 30 Jahre nach seinem Tode geborenen Philosophen Theophrast Sinnsprüche entlehnt haben. Und ebenso wenig können die Briefe des Aristänetus, der im 4. Jahrhundert nach Christus oder gar noch später lebte, ein Vorbild für Ovids Heroidenbriefe gewesen sein (S. 242). — Die S. 130 ausgesprochene Behauptung, Herodot habe die Zahlen der persischen Kontingente zum Ruhme der Griechen viel zu hoch, also absichtlich falsch angegeben, ist mit der sonstigen Wahrheitsliebe Herodots und seiner unparteiischen Gerechtigkeit auch gegen den Feind nicht in Einklang zu bringen. Er hat sicher auch in diesem Stücke bona fide berichtet, wenn auch nicht mit genügender Schärfe der Kritik. Überdies haben B. Niese (Götting. Gel. Anz. 1901, 602 ff.) und andere darauf aufmerksam gemacht, daß jene Herodotischen Zahlen-

angaben doch nicht so vergriffen sind, wie H. Delbrück in seiner Geschichte der griechischen Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte I angenommen hat. — Durch gewisse Kürzungen, z. B. durch die, welche S. 134 f. in der Darstellung des Lebenslaufes Xenophons vorgenommen sind, ist das Verständnis erschwert, und anderseits ist durch Zusätze hier und da der Zusammenhang gestört worden. — Ein merkwürdiges Beispiel von Flüchtigkeit findet sich in dem Abschnitte über Archilochos. Von diesem hieß es in der 6. Auflage: „überhaupt schätzte ihn das Altertnm sehr hoch und stellte ihn unmittelbar neben Homer (Cic. or. 1, 4; Quintil. 10, 1, 59)". Daraus macht Kohl S. 42 f.: „und stellte ihn unmittelbar neben Homer, Cicero und Quintilian". Nicht minder auffallend ist es, wenn S. 63 aus Horaz (A. P. 192) zitiert wird: nec quarta loqui persona *loquatur* (st. laboret), und wenn es S. 20 *unseres* (st. des vorigen) Jahrhunderts heißt. Auch bei der Druckfehlerberichtigung hat es an der nötigen Sorgfalt gefehlt. So steht z. B. S. 69 Kellerfest st. Kelterfest, S. 227 verbrannt st. verbannt, S. 46 Effekte st. Affekte, S. 14 vierzeilig st. vierzeitig, S. 71 Paraskenion st. Proskenion und S. 118 einer trüben Vergangenheit st. einer großen V. — An etwa 10 Stellen hat K. die von ihm selbst vorgenommene Paragraphenänderung unbeachtet gelassen und nach der 6. Aufl. zitiert; anderwärts hat er auf Angaben verwiesen, die in früheren Auflagen allerdings standen, die er jetzt aber getilgt hat; dem § 2 hat er in der Inhaltsübersicht S. IV die alte Inhaltsbezeichnung im wesentlichen gelassen, ihm dagegen im Texte S. 5 eine ganz neue Überschrift gegeben. Es kommt auch vor, daß einzelne Wörter des alten Textes beibehalten sind, die zu dem veränderten neuen Texte nicht passen. — Groß ist die Ungleichmäßigkeit in der Schreibung der Eigennamen. K. schreibt z. B. Phaidros u. Phädrus, Sigeum u. Sigeion, Teiresias u. Tiresias, Plato u. Platon, Piraeus u. Piräus, Hecatäus u. Hekatäus, Achilleus, Achilles u. Achill, Posidonios, Posidonius u. Poseidonius, Heraklios st. Herakleios oder Heraklius, Hippolyt u. Hippolytos; er schreibt auch Mazedonien u. Macedonien, ferner Herakles' Geburt u. Herakles Keule; er interpungiert Hekatäus, *Ἑκαταῖος*, von Abdera, aber gleich darauf Aristides *Ἀριστείδης* von Milet und anderwärts wieder Sappho, *Σαπφώ* aus Eresos. Also der griechische Eigenname wird bald ohne Komma, bald mit einem, bald auch mit zwei Kommaten dem deutschen Namen nachgestellt, und die deutsche Namensform wird bald dem Griechischen, bald dem Lateinischen verkürzt oder unverkürzt entlehnt, und zwar dem Lateinischen bald bloß bezüglich der Endung, bald auch bezüglich der Schreibweise im Inlaute. Volle Gleichmäßigkeit in solchen Dingen zu bewahren, mag ja nicht leicht sein; allein einige Ordnung und Regelmäßigkeit ist doch auch in Minderwichtigem nötig.

Andere Mängel, z. B. daß Dinge als bekannt vorausgesetzt

werden, über die erst später Auskunft gegeben wird; daß Charakteristisches und zumal für Studierende, denen das Buch doch vorzugsweise dienen will, Unentbehrliches ausgelassen wird; daß die Handschriftenangaben nicht immer genau genug und daß nicht alle Abkürzungen und Verweisungen leicht verständlich sind; daß die beiden Wörter *ersterer* und *letzterer* bis zum Überdruß gebraucht und daß mehrfach Sätze mangelhaft gebaut sind — diese und andere Mängel im einzelnen zu verfolgen unterlasse ich, um statt dessen im Zusammenhange noch über die Kritik zu sprechen, welche K. an den Homerischen Gedichten geübt hat.

S. 24 behauptet K., die Ilias könne ein ursprünglicher Dichter nicht so abgefaßt haben, daß Achilleus in 6 Gesängen gar nicht und dann in 5 Gesängen nur zweimal erwähnt werde. Allein erstlich ist die Behauptung, Achilleus werde in 6 Büchern gar nicht erwähnt, unrichtig: nur in *Γ* geschieht seiner keine Erwähnung. Sodann aber ist es unzulässig, daraus, daß des Achilleus in den (13) Büchern, in denen er nicht selbst redend oder handelnd auftritt, im ganzen selten gedacht wird[1]), irgend welchen Verdacht gegen die Ursprünglichkeit oder Echtheit solcher Bücher herzuleiten. Viel eher müßte es Verdacht erregen, wenn an das Fernbleiben des Achilleus vom Kampfe während der drei ersten Schlachttage in unmotivierter, in aufdringlicher Weise erinnert würde. Der Dichter, der *Δ* 222 das Wiederanlegen der Waffen (αὖτις κατὰ τεύχε' ἔδυν) erzählt, ohne daran zu erinnern, daß sie vorher (*Γ* 115) niedergelegt worden; der π 350 mit dem einfachen κείνοις auf die Freierschar zurückweist, die δ 842 ff. unter Führung des Antinoos ausgezogen ist, um dem Telemach bei seiner Heimkehr aufzulauern, obwohl er inzwischen dieses verbrecherischen Anschlages nur ganz vereinzelt (ε 18, ν 425, ξ 180, ο 28) wieder Erwähnung getan — der, meine ich, wird selbstverständlich das Ereignis, das er in seiner Ilias von vornherein als den Ausgangspunkt schwerer Niederlagen für die Achäer hingestellt, auf das er also den allergrößten Nachdruck gelegt hat, die Trennung des Achilleus vom Griechenheere, im Verlaufe seiner Erzählung nur da erwähnen, wo sich ihm dafür ein besonderer Anlaß bietet. Die Hauptsache ist doch, daß dem in der Exposition der Dichtung aufgestellten Plane gemäß Achilleus dem Kampfe bis zur Vollendung der Niederlage der Griechen tatsächlich fern bleibt. Und diese Tatsache liegt überall vor. Bisweilen aber wird gerade durch die Nichtnennung des Achilleus, durch das Schweigen von ihm recht lebhaft an ihn erinnert. So, wenn in der Mauerschau (*Γ* 121 ff.) Helena dem Priamos hervorragende Führer der zum Kampfe ausgezogenen Achäer namhaft macht, aber Achilleus dabei nicht nennt; so, wenn bei Agamemnons Heeresmusterung (*Δ* 220 ff.) von Achilleus

---

[1]) in drei Büchern je 1 mal, in fünf je 2 mal, in einem 3 mal, in einem 4 mal, in zweien je 9 mal und in einem gar nicht.

und seinen Myrmidonen keine Rede ist; und ebenso, wenn unter den 9 Helden, die sich zum Zweikampfe mit Hektor erheben (*H* 161 ff.), Achilleus, der tapferste und mutigste von allen, sich nicht befindet. In allen solchen Fällen kann man gar nicht umhin, sich daran zu erinnern, daß Achilleus sich nicht beim Heere befindet, sondern in Untätigkeit zurückgezogen bei seinen Schiffen weilt, weil einem sonst die Nichterwähnung des Achilleus ganz unbegreiflich erscheinen müßte. Übrigens versäumt es der Dic[illegible] nicht, auch im ersten Teile der Ilias, wenn auch natürlich [illegible] gelegentlich, der Heldengröße des Achilleus zu gedenken. Frü[illegible] Kriegstaten von ihm berichtet er, abgesehen von zwei Stelle[illegible] Schiffskatalog, *Z* 414 ff., *Λ* 104 ff. und 625, und *Z* 99 lä[illegible] ihn durch den Troer Helenos als außerordentlich furchtbaren Kämpfer bezeichnen. Außerdem hebt er an zwei Stellen (*E* 788—91 und *I* 352—54) mit bemerkenswerter Gleichmäßigkeit hervor, wie alles Unheil, welches die Griechen in ihren Kämpfen mit den Troern erleiden, lediglich darin seinen Grund hat, daß ihnen jetzt des Achilleus starker Arm fehlt. Wie sehr die Fürsten der Griechen, unter ihnen Agamemnon, sich der Bedeutung des Achilleus bewußt sind, das zeigt die Gesandtschaft an ihn im 9. Buche. Also auch im ersten Teile der Ilias (*B*—*P*) steht des Achilleus Heldengröße, wenn er auch nicht jeden Augenblick genannt wird, doch überall klar vor Augen.

Wenn K. in seiner kritischen Beurteilung der Ilias weiter sagt: „Ein solches Retardieren der Haupthandlung ist nichts Ursprüngliches“, so erscheint auch dies Urteil recht anfechtbar. Das Hinausschieben der Entscheidung der Handlung — darin besteht nämlich das Retardieren — ist der Ilias und der Odyssee gleichermaßen eigentümlich, und schon dies macht es unwahrscheinlich, daß es durch Um- oder Zudichtung in eins der beiden Gedichte nachträglich hineingebracht ist. Aber es ist auch leicht ersichtlich, daß es in beiden Epen den Zwecken der Dichtung durchaus gemäß ist. In der Ilias wollte der Dichter keineswegs bloß den Achilleus, sondern die griechischen Heroen aus der Zeit des trojanischen Krieges überhaupt verherrlichen. Darum läßt er die mächtigen Gestalten jenes ganzen Heldenkreises in einer Reihe schwerer Kämpfe auftreten und ihre Tapferkeit erweisen, wobei er einem Diomedes, einem Aias, einem Agamemnon, einem Odysseus, überhaupt jedem Helden seinen eigentümlichen, ihm entweder schon in der Sage oder erst in der Dichtung selbst beigelegten Charakter wahrt. Dann erst läßt er Achilleus den Kampf aufnehmen. Und wenn dieser nun das, was jenen Tapferen allen zusammen in drei Schlachten nicht gelungen ist, nämlich die Troer in ihre Stadt zurückzuwerfen, wenn Achilleus dies in einem großen Ringen, der 4. Schlacht, allein vollbringt, so tritt die einzigartige Größe dieses Helden erst recht in volles Licht. Ferner wollte der Dichter, obwohl er sich einen einzelnen Abschnitt aus dem trojanischen

Kriege zur Behandlung auswählte, dennoch, wie sich aus manchem ergibt, eine möglichst vollständige Vorstellung von der ganzen Kriegführung geben. Auch dazu war die Vorführung einer ganzen Reihe mannigfaltiger Kämpfe erforderlich. Nun läßt sich ja freilich nicht leugnen, daß besonders in der Erzählung der 1. und der 3. Schlacht sich manches kleinere oder auch größere Stück, manche Schlachtszene ausscheiden und dabei doch noch ein leidlicher Zusammenhang halten oder wiederherstellen läßt; aber daß darum schon alle solche Stücke der ursprünglichen Dichtung abzusprechen seien, das zu behaupten wäre mindestens voreilig. Ja zeugt denn nicht die zielsichere Schilderung einer vielbewegten, wechselvollen Schlacht viel eher von echter dichterischer Kraft und Kunst als eine Darstellung mit dürrem, magerem Verlauf und Zusammenhang? Sicher läßt sich von den drei ersten Schlachten der Ilias nicht eine entfernen, ohne daß der Plan, das Unglück, das die Achäer durch den Zorn des Achilleus erleiden, ständig zu steigern, in die Brüche geht. Und doch besteht in der Durchführung dieses Planes, demzufolge die Achäer in der ersten Schlacht den Troern noch vollauf gewachsen, ja überlegen sind, in der zweiten aber den kürzeren ziehen und in der dritten unterliegen, ganz wesentlich die einheitliche Entwickelung des ganzen ersten Teiles der Ilias.

Bezüglich der Odyssee sagt K., von allen werde die spätere Zusetzung der Telemachie 1—4 u. 16 und des wie ein regelrechter Roman alles Einzelne zum befriedigenden Abschluß führenden Endes von 23, 297 an zugegeben. Daß aber die Odyssee nicht wohl als abgeschlossen betrachtet werden konnte, ehe Odysseus seinen Vater Laertes in seine Arme geschlossen hatte, der so oft im Laufe des Gedichtes erwähnt wird, und ehe ein friedlicher Zustand der Dinge auf Ithaka hergestellt war oder wenigstens einzutreten begonnen hatte, das hat schon K. O. Müller ausgesprochen. Und gegen die Ansicht, die sogen. Telemachie sei eine spätere Zudichtung, streitet, um nur den einen zu nennen, mit allem Nachdruck Th. Bergk in seiner griechischen Literaturgeschichte I S. 660 ff. Und so viel scheint mir sicher: die Erzählung von Telemachs Kundschaftsreise steht in engem und unlöslichem Zusammenhange mit der von Odysseus selbst. Sie stellt nicht eine selbständige, sondern eine Neben- oder Begleithandlung dar, deren eigentliches Interesse durchweg in ihrer Verbindung mit der Haupthandlung liegt, die aber anderseits für das Verständnis der Haupthandlung und besonders des Freiermordes äußerst wichtig, ja geradezu unentbehrlich ist. Vollauf verdient und darum gerecht erscheint die schwere Bestrafung der Freier erst, nachdem sie, die Bedränger Penelopes und Prasser im Königspalaste, noch die Schuld des Mordanschlages gegen Telemach, den Erben des Königtums, auf sich geladen haben. Und daß der jugendliche, jüngst noch schüchterne Prinz zur Überwältigung der

Freier in so großartiger Weise mithilft, erscheint uns erst wirklich plausibel, nachdem er vor unseren Augen den Mut und die Entschlossenheit gewonnen hat, welche die Ausführung der Tat erfordert. Dem Verhältnisse, in dem die beiden Handlungen zueinander stehen, entspricht durchaus die Einleitung im ersten Buche. Sie klärt uns, soweit dies von vornherein nötig ist, über die Lage der Dinge in Ithaka auf und zeigt insbesondere, in welcher Bedrängnis sich das Königshaus befindet, wie notwendig also die Heimkehr des Odysseus ist, die die Götter jetzt endlich beschlossen haben. Zugleich kündigt sie die Ausreise Telemachs, der Kunde über den Vater, über seine etwaige Heimkehr einholen soll, als unmittelbar bevorstehend an. So ist das erste Buch ein tadelloser Eingang zur ganzen Odyssee, aber mit nichten zu einer bloßen Telemachie.

K. pflichtet der Wolfschen Hypothese bei, nach der beide Gedichte, Ilias und Odyssee, ihre Entstehung verschiedenen Dichtern in verschiedenen Jahrhunderten verdanken. Doch gesteht er S. 18 zu, daß die in ihnen enthaltenen Sagen nicht einfach aneinandergefügt, sondern nach einem bestimmten Plane poetischer Komposition um einen gemeinsamen Helden kunstvoll gruppiert worden seien. In dem Zugeständnisse, daß beide Gedichte einen mit Kunstverständnis durchgeführten, also das Ganze beherrschenden Plan aufweisen, liegt doch wohl die Anerkennung ausgesprochen, daß das eine wie das andere ein wirklich einheitliches Werk, keine bloße Sammelmasse lose verbundener Lieder sei. Wie soll sich nun aber die „lange Beteiligung vieler Sänger" an den beiden Epen und die von poetischer Kunst zeugende Einheit, die sie aufweisen, zusammen reimen? S. 25 heißt es: „Durch die Redaktoren wurden beide Epen Kunstgedichte, wie an ihnen schon Aristoteles das Einsetzen mit einem bestimmten Wendepunkte rühmte". Also die Einzellieder, die, abgesehen vom Versmaße, ursprünglich nichts weiter mit einander gemein hatten, als daß ihr Inhalt aus dem trojanischen Sagenkreise entnommen war, sollen von späteren Redaktoren[1]) zu zwei einheitlichen Gedichten umgestaltet worden sein. Ist das richtig, dann haben die Redaktoren, indem sie jene alten Lieder zum Teil zur Ilias, zum Teil zur Odyssee zusammenstellten, die beiden Epen zugleich mit allen den Eigenschaften ausgestattet, die ihre Einheit ausmachen. Dann haben sie die das Ganze beherrschenden Ideen, die Richtung aller Erzähluug auf ein Ziel, die aus dem Thema hergeleitete Gruppierung und Gliederung des Stoffes, die Übereinstimmung des Stiles, die Gleichmäßigkeit des Tones, die mit sich im Einklange

[1]) K. nimmt einen Redaktor für die Ilias an und einen anderen, und zwar späteren, für die Odyssee. Jenen nennt er auch „Dichter Homer"; dieser soll gleich jenem ein bedeutender Sänger gewesen sein, aber doch seine Odyssee unter der Flagge des einmal berühmten Homer hinausgeschickt haben.

bleibende, sich auch selbst erweiternde Charakterisierung der handelnden Personen, die häufigen Beziehungen auf Früheres und ebenso die Hinweise auf Späteres — das alles, sage ich, was ja die in verschiedenen Jahrhunderten, also ganz unabhängig von einander entstandenen Lieder vieler Dichter gar nicht enthalten konnten, das haben dann die späteren Redaktoren erst hergestellt, erst in die beiden Epen hineingearbeitet. Wahrlich eine bedeutende, von ungewöhnlicher Meisterschaft zeugende Leistung! Und doch sollen dieselben Männer zahlreiche mit dem einheitlichen Charakter der Gedichte, den sie selbst geschaffen, in argem Widerspruche stehende Stellen unverändert aufgenommen und so ihre eigene Schöpfung aufs schwerste geschädigt haben? Warum haben sie denn, wenn sie wirklich die überkommenen Lieder so durchgreifend umgestalteten, solche Stellen nicht mit geändert, oder, wo nötig, beseitigt? Oder sollen alle jene Stellen, auch die notorisch recht alten, erst nach der spät vorgenommenen Redaktion eingeschmuggelt sein? Und nun gleich noch ein paar Fragen. Wie soll es zugegangen sein, daß bei den mancherlei interessanten Stoffen, die der trojanische Sagenkreis bot, die alten Dichter in ihren Einzelliedern fort und fort so ausschließlich den Zorn des Achilleus und die Heimkehr des Odysseus behandelten? Und wie kann man es verstehen, daß der Inhalt der Lieder von Achilleus und Odysseus so sehr ins Einzelne und ins Weite ging, wiewohl doch ihre Quelle, die Volkssage, sicherlich unendlich viel spärlicher floß?

Vor solche Rätsel stellt uns in der Homerkritik die Liedertheorie, zumal in der Auffassung, wie sie hier vorliegt. Ganz unbegreiflich ist es doch auch, wie man annehmen kann, es seien in der Zeit, wo es mit der epischen Poesie immer mehr abwärts ging, in der Zeit ermattender Kraft zwei Dichter aufgetreten, die es vermocht hätten, aus unzusammenhängenden Gesängen eine Ilias und eine Odyssee zu schaffen; und fast noch unbegreiflicher, wie es zugegangen sein soll, daß von der Existenz dieser so spät aufgetretenen großen Dichter so gar nichts sollte auf die Nachwelt gekommen sein.

Gera (Reuß). Albert Grumme.

---

Paul Dörwald, Der hebräische Unterricht. Eine Methodik für Gymnasien. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. II u. 131 S. 8. 3,40 *M*.

Das vorliegende Buch ist nach der Vorrede das Ergebnis einer über ein Vierteljahrhundert sich erstreckenden Lehrtätigkeit, deren reiche Erfahrungen der Verfasser in kleinen Abhandlungen wie größeren Werken bereits seit Jahrzehnten veröffentlicht hat. Es soll den Geist darlegen, in dem der hebräische Unterricht am Gymnasium erteilt werden muß, um seine Berechtigung zu er-

weisen und das Ziel zu erreichen, den Schülern eine tüchtige Kenntnis des Hebräischen und zwar in möglichstem Zusammenhang mit dem übrigen sprachlich-historischen Unterricht zu vermitteln. Die Behandlung des Stoffes ist bei Selbstverständlichem nur kurz berührend, bei methodisch Wichtigem dagegen eingehender und ausführlicher. Die Besprechung der Materien lehnt sich im allgemeinen an die in den Grammatiken überlieferte Stoffordnung an.

Der 1. Abschnitt erörtert die Stellung des Hebräischen auf dem Gymnasium und beantwortet die Frage nach der Berechtigung unseres Faches auch auf dem Gymnasium der Gegenwart, wobei das Wesen des Hebräischen, die Überbürdungsfrage und die Vorbildung des Lehrers eingehende Besprechung erfahren (vgl. hiermit P. Dörwalds Abhandlung in den Jahrbüchern für Phil. u. Pädag. 1892 und G. Sachse, Bemerkungen über den Unterricht im Hebr. in dieser Zeitschr. 1898 S. 209 ff.). Der Verf. führt die z. T. alten Angriffe auf das Hebräische als Gymnasialfach, sowie die von J. Bachmann 1891 erhobenen an und stellt ihnen Gründe für die Beibehaltung dieses Unterrichts entgegen, die nicht nur auf das Interesse der künftigen Theologen und Philologen hinzielen, sondern auch einen formellen Bildungswert dieser Sprache und die durch sie erzielte ästhetische Schulung betonen. Dem Vorwurfe der Überbürdung der Schüler durch die Anforderungen des hebr. Unterrichts stellt er entgegen die Möglichkeit der Erzielung guter Erfolge durch planmäßige, zielbewußte Methodik, die den Schülern die Arbeit erleichtere und ihnen Lust und Liebe zur Sache beizubringen und zu erhalten strebe. Dafür fordert er jedoch — und das ist gewissermaßen selbstverständlich —, daß der Lehrer selbst die Sache beherrsche, über dem Stoffe stehe, begründete Urteile über die wissenschaftlichen Anschauungen besitze, die er vertrete. Zwar gibt er der Forderung Bachmanns, daß mit dem Studium des Hebr. auch ein gründliches Studium der übrigen semitischen Sprachen, mindestens des Arabischen, Äthiopischen und Syrischen, unbedingt zu verbinden sei, nicht recht, indessen hält auch er für nötig, daß der hebr. Lehrer außer der Vertrautheit mit den größeren wissenschaftlichen Grammatiken von Ewald, Olshausen, König u. a. wenigstens die arabische Formenlehre kenne und ebenso das Aramäische bezw. Syrische zur Erklärung hebräischer Formenbildungen heranziehen könne. Die hier an Lehrer und Unterricht gestellten Anforderungen erscheinen nach des Verfassers Worten in der Tat in mancher Hinsicht hoch, nicht minder möchte es von übergroßem Optimismus zeugen, daß bei zwei wöchentlichen Lehrstunden der hebr. Unterricht in drei Jahren bequem sein Ziel zu erreichen vermöge, nämlich eine tüchtige Kenntnis der hebr. Sprachgesetze und einen genügenden Vokabelschatz dem Schüler anzueignen, sowie ihm Übung im Übersetzen

der historischen Bücher des A. T. und der Psalmen zu verschaffen, ohne daß an den häuslichen Fleiß besonders hohe Anforderungen gestellt würden. Wenigstens kann Ref., der im Sinne Dörwalds Orientalia bei G. Bickell studierte und später drei Jahrzehnte hebr. Unterricht erteilte, jene Ansicht nicht in vollem Umfange zu der seinigen machen. Immerhin mutet es den Freund des Hebräischen angenehm an, wenn Verf. mit Wärme für die Berechtigung und den Betrieb des hebr. Unterrichts eintritt, der zwar bisher trotz aller Angriffe seine Heimstätte am humanistischen Gymnasium behalten hat, aber durch die Zulassung mancher zeitgemäßer Lehrfächer, nicht zuletzt des Englischen, auch in numerischer Hinsicht eine Beeinträchtigung seiner Jünger erfahren mußte.

Im 2. Abschnitte findet das Lehrverfahren im allgemeinen eingehende Erörterung. Vorausgeschickt wird eine treffende Beurteilung der Literatur, die dem Lehrer des Hebr. für die eigenen Studien und für den Unterricht besonders von nöten ist, sowohl der grundlegenden grammatischen Werke als auch der bekanntesten zu Unterrichtszwecken verfaßten Lehrbücher. Bei der nun folgenden Feststellung der Gestaltung des Unterrichtsverfahrens im allgemeinen (S. 15) wird das Ziel des Unterrichts in milderer Fassung als vorhin (S. 7) also formuliert: „Kenntnis der Grammatik, wenigstens in ihren Hauptgesetzen, und die Fähigkeit, einen nicht besonders schwierigen Text zu verstehen und zu übersetzen“. Der Stoff selbst wird in rationeller Weise auf die drei Lernjahre verteilt; Aufgabe der Methode muß es sein, die ernste Arbeit dem Schüler zu erleichtern und durch weitere Ausblicke auf Analogien anderer Sprachen, Latein und Griechisch, ihm freudige Anregung zu gewähren. Eine solche bieten ihm auch die Erklärungen von geographischen und persönlichen Eigennamen aus der Bibel, der Geschichte und der klassischen Lektüre, wie sie auf S. 18—23 in größerer Zahl beispielsweise angeführt werden. Dazu einige Bemerkungen! S. 19 entspricht zwar die Bildung פְּרִישׁ nach der aramaisierenden Passivbildung qaṭîl dem griech. *Φαρισαῖος*, die gewöhnliche Benennung ist indessen פָּרוּשׁ. Ebenso ist S. 21 die Erklärung קַרְתְּ חֲדָשָׁה zwar glücklich gewählt für das griech. *Καρχηδών*, doch wäre im Anschluß an Serv. zu Verg. Aen. I 343, Isid. Orig. XV 1, 30, Solinus 27, 1 (Istam urbem Carthadam Elissa dixit, quod Phoenicum ore exprimit civitatem novam) für das latein. Carthada, woraus Carthago, wohl eher die ursprüngliche phoenizische Form Karthadhadtha zu grunde zu legen. Bei der Erklärung des Namens Sichaeus durch Sicharbal ist zu notieren: Servius nennt ihn Sicharba; zu der des Namens Dido als „die Flüchtige“: so auch das Etymologicum Magnum. Vermißt wird aber eine Deutung ihres ursprünglichen Namens Elissa, etwa durch

עֲלִיזָה „die Fröhliche“, wozu die andere Erklärung von Dido als der Liebesgöttin der Phoenizier (hebr. דוֹד Liebe) passen würde.

In dem weiteren Verlaufe der Betrachtung des allg. Lehrverfahrens fordert Verf., daß an Stelle des mechanischen Auswendiglernens die verstandesmäßige Erfassung des Sprachgesetzes zu treten habe und daß man dazu beständig von den sogen. Grundformen ausgehen müsse, d. h. den von der Wissenschaft als ursprünglich erschlossenen Formen. Daß dabei ein sorgfältiges Erlernen der Paradigmen und Einprägen fester Beispiele nötig sei, betont Verf. mit vollem Recht. Die dann folgenden Darlegungen über das Übersetzen aus dem Lesebuche, über schriftliche Übertragungen aus dem Hebr. mit eingehender Formenanalyse sowie Übertragungen ins Hebr. finden gewiß Beifall. Die Empfehlung jedoch, Schüler auch Übersetzungen griechischer Texte des N. T. ins Hebr. anfertigen zu lassen, ihnen unpunktierte Texte zum Studium und zur Punktation zu geben, geht über den Rahmen des Gymnasialunterrichts hinaus, und wenn „diese Kunst als die Krone des hebr. Unterrichts“ bezeichnet wird, so ist ebenso gewiß, daß gar manche in dem Kampfe um die Erringung dieser Krone versagen und unnützerweise die so knapp bemessene Zeit verlieren werden. — Der Abschnitt schließt mit schätzenswerten Bemerkungen über die notwendige Behandlung der Syntax und ein systematisches Vokabellernen.

Die Abschnitte III—V führen das grammatische Lehrgebäude aus in der Weise, daß III die Elemente, IV die Formenlehre, V die Syntax umfaßt. Die Lehre über die Elemente, Konsonantenschrift, Lautwert der Konsonanten, Vokalzeichen, Lesezeichen und Leseübungen usw., läßt in klarer Methode überall den erfahrenen Praktiker erkennen, Die Formenlehre weist nach der Besprechung der *Pronomina* und der *Präpositionen* die Abschnitte über das *Verbum* und über das *Nomen* auf. Anordnung und Auffassung entsprechen dem herkömmlichen Gebrauch und dem Stande der neuen Forschungen. Das *Verbum* ist nach den drei Gruppen des starken, der schwachen und der mehrfach schwachen Verba abgehandelt. Auf S. 51 oder, wenn man die gutturalen Verba nicht hinzurechnen will, auf S. 54 fehlt als Überschrift die mittlere dieser Bezeichnungen. Für die Bildung der Formen der Verba ע״ע legt Dörwald (nach Olshausen, A. Müller, B. Stade u. a.) wie auch in seinem Buch „Die Formenbildungsgesetze des Hebräischen, Berlin 1897“ zweiradikalige Stämme zu Grunde, die dann durch Verdoppelung des 2. Radikals zu trilitteralen erweitert seien. Vgl. hierzu Ad. Lange in dieser Zeitschr. Jahrg. 1898 S. 136. — Die Lehre vom *Nomen* legt die Gesetze der Nominalbildung, sodann die Verhältnisse der Genera, Numeri, und Kasus dar und erörtert die einzelnen Klassen in klarer Weise. Hieran reihen sich Bemerkungen über die Zahlwörter.

Der der Syntax gewidmete Teil des Buches (S. 94—121) behandelt in drei Abschnitten *Nomen*, *Verbum* und *Satz*. Die Besprechung der Genera und Numeri des *Nomens*, der Kasusverhältnisse, des status-constructus-Verhältnisses sucht die Eigentümlichkeiten des Hebr. unter stetem Vergleich mit anderen Sprachen und Anführung passender Beispiele möglichst klar darzulegen. Dasselbe gilt von dem Gebrauch der Kasus und der Lehre von der Zusammensetzung des Nomens mit Präpositionen, wobei die aus dem Griechischen und Lateinischen schon erworbenen Sprachkenntnisse des Schülers zur Erklärung der hebr. Ausdrucksweise verwertet werden. Auch die Lehre vom Artikel, von den Adjektiven, Zahlwörtern und Pronomina fußt auf Resultaten praktischer Methode. Dahin gehört die Auffassung der Relativpartikel אֲשֶׁר als eines Demonstrativs und des sich anschließenden Ausdruckes als eines selbständigen, „mit dem mathematischen Begriff der Klammer“ zu erklärenden Satzgliedes, eine Erklärung, die zwar praktisch genügt, jedoch für den Lernenden zu gekünstelt erscheint. — Die Syntax des *Verbums* beginnt mit der Tempuslehre unter Beziehung auf das Lateinische und Griechische und hebt besonders die wichtige Bedeutung des ו consecutivum sowie die Besonderheiten der übrigen Verbalformationen hervor. — Den Schluß bildet die Syntax des *Satzes*, die zunächst auf die Unterscheidung der Nominal- und der Verbalsätze hinweist und im besonderen die כִּי- und אֲשֶׁר-Sätze behandelt.

Nachdem so der gesamte Lehrstoff eingehendste Besprechung erfahren hat, wird im letzten Teile (VI) eine sorgfältig getroffene Auswahl von Bibelabschnitten zur Lektüre empfohlen, die sowohl formell wie inhaltlich das Interesse und die Arbeit des Schülers anregen und ihn als für sich geschlossene Erzählungen fesseln oder als poetische Gebilde ihn mit der hochentwickelten, eigenartigen hebräischen Kunstform bekannt machen sollen. Die Auswahl umfaßt über 100 Kapitel und 18 Psalmen.

Das Buch findet seinen Abschluß in dem Beispiel der Behandlung des Psalmes 8, die eine sprachliche Erklärung des Textes, eine in der Unterrichtsstunde gewonnene Übersetzung und eine ästhetische und inhaltliche Würdigung bietet.

Hervorzuheben ist die Korrektheit namentlich des hebräischen Satzes. Druckfehler fallen nur vereinzelt auf; das Fehlen des Kommas vor gewissen Infinitivverhältnissen stört einigermaßen.

Das Werk mag weniger für den Gebrauch der Schüler berechnet sein, jedoch bietet es, gleicher Tendenz mit des Verfassers „Die Formenbildungsgesetze des Hebräischen“, dem Studenten und künftigen Lehrer des Hebr. ein nicht zu unterschätzendes Förderungsmittel für ihn selbst und seinen späteren Unterricht.

Rheine i. W. Karl Betke.

---

**Kurt Hassert, Deutschlands Kolonien.** Erwerbungs- und Entwicklungsgeschichte, Landes- und Volkskunde und wirtschaftliche Bedeutung unserer Schutzgebiete. Zweite erweiterte und vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 7 Karten, 2 Diagrammen, 29 Vollbildern und 59 Abbildungen im Text. Leipzig 1910, Dr. Seele & Co. XII u. 657 S. geb. 12 *M*.

Eine aufrichtige Freude bereitete dem Ref. die Lektüre dieses Buches. Es ist nicht nur in gewinnendem Stil, sondern mit überall hervortretender echt vaterländischer Gesinnung geschrieben, dabei aber in allen Abschnitten eine Darbietung ernster, sorgfältig prüfender Wissenschaft.

Daß das Geleitwort Friedrich Retzels zur ersten Auflage das Buch eröffnet, berührt als Akt der Pietät um so angenehmer, als die neue Auflage tatsächlich ein ganz neues und ganz anderes Werk darstellt.

Der Inhalt setzt sich folgendermaßen zusammen:

1. Geschichtlicher Überblick über die Vorgeschichte deutscher Kolonialbestrebungen und über die Erwerbung der deutschen Schutzgebiete: auf 54 Seiten eine äußerst geschickte Zusammenstellung, in der die kolonialen Unternehmungen seit der Wanderung der Kimbern und Teutonen, besonders die der Welser, Fugger, Ehinger und Vöhlin im 16. Jahrhundert, der Versuch des Speirer Bürgers Becher im 17. Jahrhundert, Neu-Amsterdam, das heutige New York, als bayerische Kolonie von den Holländern zu erwerben, die Stellung Friedrichs des Großen und Nettelbecks zur Kolonialpolitik, die verunglückten deutschen Besiedlungsversuche in der Südsee, in Mexiko und Brasilien interessieren dürften, schon aus dem Grunde, weil diese Dinge unbekannter zu sein pflegen als die Vorgeschichte unserer jetzigen Kolonien.

2. Die deutschen Schutzgebiete. Nach einem einleitenden Abschnitt über die kolonialgeschichtliche Entwicklung jeder Kolonie (die Südseebesitzungen sind hierbei zusammengefaßt) folgt eine echt geographisch gehaltene Abhandlung über Landes- und Volkskunde, darauf die Wirtschaftsgeographie jedes einzelnen Gebiets.

3. Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Kolonialpolitik und der deutschen Schutzgebiete. Dieser Teil wird m. E. am meisten die nicht geographisch gebildeten Leser fesseln. In ihm zeigt sich dem Leser packend die Vaterlandsliebe des Verf., der mit einer sehr eindringenden Mahnung an seine deutschen Mitbürger das Buch schließt. In diesem Abschnitt sind neben vielen kaufmännisch wichtigen Angaben und Tabellen auch schon die bekannt gegebenen Ergebnisse der Dernburgschen Kolonialreisen trefflich verwendet. Der ganze Abschnitt dürfte als die Krone des Buches mit Recht bezeichnet werden können, umsomehr, als der Verfasser nicht nur das

Hoffnungsreiche und Lobenswerte hervorhebt, sondern auch die Schattenseiten energisch herausarbeitet, so vor allem die bisherige Mangelhaftigkeit der Verkehrsverhältnisse. Deren Besserung wird uns erst unsere Kolonien wirklich wertvoll machen und es ermöglichen, daß wir unseren gesamten Bedarf an Baumwolle, Pflanzenfetten u. a. in absehbarer Zeit aus eigenem Besitz beziehen.

Von den nach länderkundlichen Gesichtspunkten anschaulich dargestellten Kolonialgebieten nimmt Kamerun, wenn auch ohne Absicht des Verf.s, tatsächlich eine Sonderstellung ein. Hier wirkt die Darstellung am stärksten und unmittelbarsten. Man merkt hier überall: dieses Gebiet ist dem Verf. aus eigener Anschauung gründlich vertraut. In den Einzelangaben sind indes die anderen Kolonialabschnitte ebenso zuverlässig gearbeitet. Kein Wunder: Geographen, die die betreffenden Kolonien gründlich kennen, haben die Korrekturen mitgelesen und die Genauigkeit des Buches auf einen außergewöhnlichen hohen Grad gehoben.

Daß bei dem Umfang und der Vielseitigkeit des Stoffes ein paar unwesentliche Versehen untergelaufen sind, soll keinen Vorwurf bedeuten. So heißt es S. 319 z. B. von der subventionierten deutschen Ostafrika-Linie irrig, sie fahre in 14tägigen Fahrten von und nach Deutschland abwechselnd durch den Suezkanal und den Atlantischen Ozean nach Afrika. Die Hauptlinie fährt in Wirklichkeit schon seit einigen Jahren alle drei Wochen von Hamburg über Neapel-Suez-Daressalam nach Durban und auf dem gleichen Wege wieder zurück, während die Nebenlinie jede dritte Woche einen Dampfer über Southampton-Swakopmund-Kapstadt nach Durban und auf demselben Wege wieder zurücksendet (Reichskursbuch 709a und 710). — S. 605 Anm. 1 wird unter den Hauptausfuhrerzeugnissen Ostafrikas Kaffee an zweiter Stelle genannt. Die Reihenfolge der Ausfuhr über die Küstengrenze war 1907: Sisalhanf für 2 149 000 M, Kautschuk 1 611 000 M, Kopra 1 345 000 M, Insektenwachs 709 000 M, Elfenbein 644 000 M, Kaffee 441 000 M, Häute und Felle 359 000 M, Rohbaumwolle 149 000 M, während über die Binnengrenze ausgeführt wurden: Häute und Felle für 1 539 000 M, Insektenwachs 762 000 M, Kautschuk 428 000 M, Erdnüsse 223 000 M, Reis 141 000 M, Milch, Butter, Käse 117 000 M, Kaffee 99 000 M. Auch 1908 erschien Kaffee (942 000 M) erst an vierter Stelle hinter Sisalhanf (insgesamt 2 866 000 M), Insektenwachs (1 168 000 M), Kautschuk und Guttapercha (1 913 000 M), aber vor Häuten und Fellen (841 000 M).

Auch die Angabe S. 324, das Pachtgebiet von Kiautschou (552 qkm) sei ungefähr gleich dem Staatsgebiet von Hamburg (414 qkm), schießt um ein ganzes Viertel vorbei. Eine Angabe wie „die Hälfte von Hohenzollern oder von Waldeck“, oder „das

Doppelte des Staatsgebiets von Bremen oder Lübeck" würde das wirkliche Verhältnis richtiger bezeichnen.

Interessant war dem Ref. die Stellung des Verf. gegenüber der Missionstätigkeit, die er immer vom Standpunkt der Mission beurteilt, während z. B. Paul Rohrbach im Gegensatz dazu in seinen Schriften stets untersucht und klarstellt: wie denken die Eingeborenen über die Missionstätigkeit und wie wirkt sie auf diese? Beider Standpunkt läßt sich schwer vereinigen. Ein Urteil darüber jedoch, wer von beiden Forschern recht hat, dürfte nur der abgeben können, der eingehend die Verhältnisse an Ort und Stelle beobachtet hat.

Was die Ausstattung betrifft, so verdienen die Karten und Vollbilder nach Zahl, Inhalt und Ausführung uneingeschränktes Lob. Zu wünschen wäre aber gewesen, daß eine weit größere Zahl von Textbildern, für die der Verf. wie der Verlag fraglos eine große Menge von interessanten Vorlagen besitzen wird, dem Buche mitgegeben wäre. Bei einer neuen Auflage, die hoffentlich nicht wieder durch Forschungsreisen und Berufsgeschäfte des Verf.s 11 Jahre hinausgeschoben wird, möchte mancher Leser gerade diese höchst instruktiven Bilder in bedeutenderer Menge gern begrüßen.

Hannover. A. Rohrmann.

---

# DRITTE ABTEILUNG.

## BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

### Philológischer Verein.

Die erste Sitzung des Phil. Ver. im Jahre 1911 fand am 9. Januar statt. Herr Privatdozent Dr. Maas behandelte die Frage: „Singt die Amme in den Trachinierinnen?" Die alte Dienerin, die den Selbstmord der Deïaneira meldet, erhält im Laurentianus den Vers *στονόεντος ἐν τομᾷ σιδήρου* (886). Das wäre der einzige Fall vor der Phrygerarie in Euripides' Orestes, deren Sonderstellung einleuchtet, wo eine Person niedern Standes in der Tragödie zu singen hätte. Jene Worte sind zu poetisch, um korrupt zu sein, und können im Trimeter nie gestanden haben; sie werden wohl dem Chor gehören, der ja schon wußte (oder ahnte), daß Deïaneira *αἰχμᾷ βέλεος κακοῦ* umgekommen war; vielleicht lassen sie sich mit den Worten des Chors, hinter denen sie stehen, unmittelbar verbinden (*ἀνύσασα μόνα στονόεντος ἐν τομᾷ σιδάρου;*). — Es gibt eine Gruppe von halblyrischen Maßen, die auch Personen niedern Standes und solchen, die im Drama oder in einer bestimmten Szene nicht singen, zugeteilt werden: Anapäste (Prometheus, Klytaimestra im Agamemnon, Medea, Amme im Hippolytos), Hexameter (Euripides' Phaethon, Hyllos und der Alte in den Trachinierinnen), vereinzelte Bakcheen (Orestes in Soph. El. 1280), das iambische Hemistichion des Iambelegus (Theseus in Eur. Herakles, Pädagoge und Ion in Eur. Ion, Euenos in Eur. Hypsip.). Die Beschränkung des Neoptolemos im Philokt. 201. 210 und des Kreon im Öd. Kol. 836. 879 auf je ein halbes Singmetron gehört in diesen Zusammenhang; auch die Frage, ob in Eur. Iph. Taur. dem Orestes ein dochmischer Dimeter zu geben sei (832) und anderes Textkritisches. —

Zu Beginn der Sitzung gedachte der Vorsitzende des am 21. Dezember 1910 verstorbenen Mitgliedes Herrn Geheimen und Oberregierungsrats Prof. Dr. Eduard Kammer.

# VIERTE ABTEILUNG.

## EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. **Meyers Großes Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 18 400 Abbildungen im Text und auf 1690 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 190 Textbeilagen. Zweiundzwanzigster Band: Jahres Supplement 1909—1910. Leipzig und Wien 1910, Bibliographisches Institut. 964 S. gr. 8. geb. 10 *M.*

Der Band ist ein Zeugnis dafür, mit welcher Sorgfalt die Weiterentwicklung des großen Werkes verfolgt wird. Es finden sich auf diesen 958 Seiten nicht allein Ergänzungen der früheren Angaben, sondern auch viele neue Artikel und gute Karten und Illustrationen die Menge. Man muß sagen, daß durch diesen Supplementband das Werk verjüngt und bis auf die jetzige Zeit in ausgezeichneter Weise fortgeführt wird.

2) **Monatsschrift für das Turnwesen**, Zeitschrift für die Erziehung der Jugend durch Turnen, Spielen, Wandern, Schwimmen, Rudern und winterliche Leibesübungen. Herausgegeben von Heinrich Schröer und Edmund Neuendorff. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 30. Jahrgang. Halbjährlich 3,60 *M.*

3. **Blätter für Volkskultur.** Halbmonatschrift für Erziehung, Bildung und Leistung. 1911, Nr. 1—4. Jährlich 2 *M.*

4. **Körper und Geist.** Herausgegeben von K. Möller, F. A. Schmidt, H. Raydt. Jahrg. 19, Nr. 17. Jährlich 24 Hefte. Preis 8 *M.*

5. **Körperkultur.** Künstlerische Monatsschrift für Hygiene und Sport. Jahrg. VI, Heft 1. 32 S.

6. **Vergangenheit und Zukunft.** Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung in allen Schulgattungen. Herausgegeben von F. Friedrich und P. Rühlmann. 1911, Heft 1 und 2. Jährlich 6 Hefte zu je 4 Bogen. 6 *M.*

7. **Schriften fürs Land.** Ein Verzeichnis wichtiger Schriften der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege. Berlin SW. 11, 1909, Deutsche Landbuchhandlung. 24 S.

8. **Scriptor Latinus** (nova „Civis Romani" series). Annus VIII, numerus VII. Redactor: V. Lommatzsch, Bremiportuensis. Editor: H. Lüstenöder, Francofurti ad Moenum.

9. **Zeitschrift für historische Waffenkunde.** Band 5, Heft 8.

10. **Die Welt der Technik.** Jahrg. 1910, Nr. 7.

11. **The Journal of Education.** A Monthly Record and Review. No. 498. With Supplement. Vol. 42. (New. Series, 33).

12. **Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur.** Herausgegeben von F. Frisch. Jahrg. 6, Nr. 10—12.

13. **Arrians Anabasis in Auswahl von G. Heidrich.** Zwei Teile. I. Teil mit 1 Titelbild, 4 Karten und 4 Schlachtplänen. 114 S. geb. 1,75 *M.* — II. Teil mit 20 Abbildungen. 134 S. geb. 1,75 *M.* Leipzig 1911, G. Freytag.

14. Berichte über den mathematischen Unterricht in Österreich. Wien 1910, Alfred Hölder.

a) Th. Konrath, Der mathematische Unterricht an den Mädchenlyzeen.

b) J. Loos, Die praktische Vorbildung für das höhere Lehramt in Österreich.

c) W. Rulf, Der mathematische Unterricht an den gewerblichen Lehranstalten.

d) E. Dintzl, Der mathematische Unterricht an den Gymnasien.

15. E. Capps, Four Plays of Menander the Hero, Epitrepontes, Periceiromene and Samia. Edited with introduction etc. London, Ginn and Co. XI u. 329 S. geb. 10,6 *Sh.*

16. P. Carus, Die Erfüllung (das Pleroma). Eine Untersuchung über den Ursprung des Christentums. Aus dem Englischen übersetzt von W. Breitenbach. Leipzig 1910, Johann Ambrosius Barth. VII u. 178 S. 3 *M.*

17. Deutscher Sang. Ausgabe mit Singweisen. Liederbuch für die turnende Schuljugend. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 161 S. 0,80 *M.*

18. Eichendorff-Kalender für das Jahr 1911. Ein romantisches Jahrbuch, herausgegeben von W. Kosch. Zweiter Jahrgang. Regensburg, J. Habbel. 216 S. geb. 2,40 *M.*

19. R. Eilenberger, Pennälersprache. Entwicklung, Wortschatz und Wörterbuch. Straßburg 1910, K. J. Trübner. VI u. 68 S. 1,80 *M.*

20. F. W. Foerster, Schule und Charakter. Beiträge zur Pädagogik des Gehorsams und zur Reform der Schuldisziplin. Zehnte Auflage. Zürich 1910, Schultheß & Co. 428 S.

21. S. Frankfurter, Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Mit einer Doppeltafel. Wien und Leipzig 1910, Carl Fromme. 92 S.

22. G. Frick, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Erste Abteilung: Lessing. Fünfte Auflage von K. Credner. V u. 228 S. 2,60 *M*, geb. 3,60 *M.*

23. R. Friederich, Der Frühjahrsfeldzug 1813. Dritte Auflage. Mit 15 Bildnissen und 8 Karten. Berlin 1911, E. S. Mittler u. Sohn. XII u. 328 S. gr. 8. 5 *M*, geb. 6,50 *M*, Halbfranz 7,50 *M.* (Der erste Band von Friederich, Die Befreiungskriege 1813—1815; Band 2—4 folgen in den nächsten Jahren 1911—1913.)

24. Fr. Glaunig, Didaktik und Methodik des englischen Unterrichts. Dritte Auflage. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 116 S. Lex.-8. 3 *M.* (Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre III 2, 2. Hälfte.)

25. A. Gockel, Schöpfungsgeschichtliche Theorien. Zweite Auflage. Köln 1910, J. P. Bachem. 166 S. 2,40 *M*, geb. 3 *M.*

26. W. H. Hobbs, Erdbeben. Eine Einführung in die Erdbebenkunde. Erweiterte Ausgabe in deutscher Übersetzung von J. Ruska. Mit 30 Tafeln und zahlreichen Textillustrationen. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. XXIII u. 274 S. gr. 8. 6,60 *M*, geb. 7,20 *M.*

27. Graf Hue de Grais, Grundriß der Verfassung und Verwaltung in Preußen und dem Deutschen Reiche. Zehnte Auflage. Berlin 1910, Julius Springer. VIII u. 136 S. geb. 1 *M.*

28. A. Huther, Über das Problem einer psychologischen und pädagogischen Theorie der intellektuellen Begabung. Leipzig 1910, W. Engelmann. 40 S. gr. 8. 1 *M.*

29. G. Jäger, Die Homöopathie. Urteil eines Physiologen und Naturforschers. Stuttgart, Selbstverlag. 48 S. (S.-A. aus der Österreichischen Monatsschrift für Tierheilkunde.)

30. Kambly-Roeder, Planimetrie nebst Elementen der Trigonometrie und Stereometrie, neu bearbeitet von A. Thaer. Ausgabe C: Für Realanstalten. Mit 315 Figuren. Breslau 1910, Ferdinand Hirt. 259 S. geb. 2,40 ℳ.

31. G. Kleibömer, Emanuel Geibel. Sein Leben und Schaffen, volkstümlich dargestellt. Mit dem Bildnis Geibels und 5 Bildern. Gotha 1910, F. A. Perthes. VII u. 85 S.

32. L. Lahrs, Andachten und Gebete für den Schulgebrauch. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. 44 S. 0,80 ℳ.

33. K. Lamprecht, Historische Methode und historisch-akademischer Unterricht. Mitteilungen und Darlegungen zum jüngsten Stande der geschichtswissenschaftlichen Probleme. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 45 S. 1 ℳ.

34. O. Lyon, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. Mit Übungsaufgaben. Erster Teil: Sexta bis Tertia. Elfte Doppelauflage. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VIII u. 316 S. geb. 2,80 ℳ.

35. C. Matzdorff, Tierkunde. Ausgabe B: Für Realanstalten. Teil 5: Für Ober-Tertia. Zweite Auflage. Mit 51 Bildern, 2 Tafeln und 1 Karte. 148 S. 1,50 ℳ. — Teil 6: Für Unter-Sekunda. Zweite Auflage. Mit 74 Bildern, 5 Tafeln und 1 Karte. 100 S. 1,20 ℳ. Breslau 1910, Ferdinand Hirt.

36. Methode Alvincy. Direkter und rationeller Sprachunterricht. La vie intellectuelle et morale. Leipzig, Otto Holtzes Nachfolger. VIII u. 184 S. geb. 2,40 ℳ.

37. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1910/1911, B. G. Teubner. geb. 1,25 ℳ.

a) H. Weinel, Die Gleichnisse Jesu. Zugleich eine Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Dritte Auflage. VI u. 136 S.

b) E. Cohn-Wiener, Die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst. I. Band: Vom Altertum bis zur Gotik. Mit 57 Abbildungen. IV u. 128 S. — II. Band: Von der Renaissance bis zur Gegenwart. Mit 31 Abbildungen. 104 S.

c) A. Matthaei, Deutsche Baukunst seit dem Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Mit 62 Abbildungen und 3 Tafeln. IV u. 132 S.

d) V. Vedel, Ritterromantik. Mittelalterliche Kulturideale II. Vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Anna Grundtvig geb. Quittenbaum. IV u. 170 S.

e) W. Ahrens, Mathematische Spiele. Zweite Auflage. Mit 1 Titelbild und 77 Figuren. VI u. 121 S.

f) L. Graetz, Das Licht und die Farben. Dritte Auflage. Mit 117 Abbildungen. VI u. 145 S.

g) M. Wundt, Griechische Weltanschauung. IV u. 132 S.

h) A. Heilborn, Der Mensch der Urzeit. Zweite Auflage. 104 S.

i) F. v. Duhn, Pompeji. Zweite Auflage. Mit 62 Abbildungen. 111 S.

k) E. Istel, Das Kunstwerk Richard Wagners. Mit einem Bildnis Richard Wagners. VIII u. 148 S.

38. J. Paust, Zur Geschichte des Christentums. Proben kirchengeschichtlicher Darstellungen für Schule und Haus. Leipzig 1910, B. G. Teubner. IV u. 155 S. geb. 1,80 ℳ.

39. J. Pohle, Die Sternenwelten und ihre Bewohner. Sechste Auflage. Mit 1 Karte, 4 farbigen und 12 schwarzen Tafeln, sowie 60 Abbildungen im Text. Köln 1910, J. P. Bachem. XII u. 539 S. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

---

# ERSTE ABTEILUNG.

## ABHANDLUNGEN.

### Platons Kriton.

Nach der Apologie bezeichnet Sokrates in einem Gespräch mit Kallias es als die Pflicht des Menschen, die ihm als vernunftbegabtem Wesen und als Glied einer staatlichen Gemeinschaft zukommende Tüchtigkeit sich zu erwerben. Er nennt sie die *ἀνθρωπίνη καὶ πολιτικὴ ἀρετή* (20 B). Der Mensch muß es sich angelegen sein lassen, die rechte Einsicht in die Grundlagen der den Bestand des Gemeinwesens sichernden und sein Ansehen steigernden Tätigkeit zu gewinnen. Der Bestand des Gemeinwesens gründet sich auf die Beachtung der von der Gesamtheit der Bürger gegebenen Gesetze und auf das richtige Verhalten der Bürger gegen einander, d. h. auf die Gerechtigkeit (*δικαιοσύνη*). Die Gerechtigkeit stellt Sokrates im Phaidros als die höchste Tugend hin. Dort erzählt er, daß der *νοῦς*, der Lenker des Seelen-Gespannes, beim Besuch des überhimmlischen Ortes sie zuerst sieht, dann die anderen Tugenden (247 D). Wer aber gerecht sein will im Zusammenleben mit den Menschen, ist vielen Versuchungen ausgesetzt. Bald werden Vorteile oder Nachteile, Abneigung oder Zuneigung ihn von dem gerechten Verhalten abzubringen drohen. Denn das Böse umlauert die menschliche Natur und diesen Ort; daher muß der Mensch möglichst schnell von hier zu dem Orte entweichen, wo das Gute herrscht, zu den Göttern (*ἀλλ' οὖν — τάχιστα* Theaetet 176 A). Bei ihnen ist für den Neid kein Raum (*ἀγαθῷ* (= *τῷ συνιστάντι τὸ πᾶν*) *οὐδεὶς περὶ οὐδενὸς οὐδέ ποτε ἐγγίγνεται φθόνος* Timaeus 29 E; *φθόνος ἔξω θείου χοροῦ ἵσταται* Phaidros 247 A). Diese Erhebung über das Materielle erfolgt durch die Erkenntnis, daß das Ziel des menschlichen Strebens nicht sein darf bessere Gestaltung des Daseins, sei es durch den infolge körperlicher Tüchtigkeit erworbenen Ruhm oder durch Reichtum, weil sie den Menschen nicht tugendhaft macht, vielmehr ihn der Tugend entfremdet

(*οὐδὲν γὰρ ἄλλο — καὶ δημοσίᾳ* Apol. 30 A. B), sondern die rechte Erkenntnis der Notwendigkeit der Läuterung der Seele, wie wir sagen würden, des Herzens von allen die Seele zum Materiellen herabziehenden Neigungen, und ihrer Erhebung zu den Ideen, an denen sich die Seelen der Götter selbst ergötzen und die Verbreitung dieser Erkenntnis unter den Menschen (Apol. 30 A. B). Das ist die *ἀνθρωπίνη ἀρετή*. Die höchste Idee ist die des Guten. Wer so das Gute, das als das Ziel des göttlichen Wirkens gilt, fördern hilft in dem Bewußtsein, daß er im Dienste der Gottheit steht, ist fromm und nähert sich möglichst der Gottähnlichkeit; denn sie ist nichts anderes als gerecht und fromm werden (*φυγὴ δὲ ὁμοίωσις θεῷ κατὰ τὸ δυνατόν· ὁμοίωσις δὲ δίκαιον καὶ ὅσιον μετὰ φρονήσεως γενέσθαι* Theaetet 176 B). Auf diese *ὁμοίωσις* ist des Sokrates Streben gerichtet gewesen. In der Apologie gibt er Rechenschaft von seinem Leben. Bei der gerichtlichen Verhandlung über das Verhalten der Feldherren in der Aeginusenschlacht verlangte er die Beachtung der gesetzlichen Vorschriften: man dürfe sich von der Leidenschaft, die die Stimme der rechten Einsicht (*φρόνησις*) übertöne, nicht beeinflussen lassen. Weil es ein Akt der Willkür war, weigerte er sich auf den Befehl der Dreißig den Leon aus Salamis herbeizuholen (Apol. 32 B—D). Er scheut sich durch weibisches Verhalten vor Gericht das Ansehen der Vaterstadt, die an *σοφία* und *ἰσχύς* die größte und geehrteste Stadt ist (Apol. 29 D), deren Bürger sich durch *σοφία* und *ἀνδρεία* oder eine andere *ἀρετή* (Apol. 35 A) vor den anderen Griechen hervortun, in den Augen der Fremden herabzusetzen. Er scheut sich schließlich in seinem Prozesse das Mitleid der Richter zu erwecken und sie, die geschworen haben, nach dem Gesetze zu urteilen, zu bestimmen durch Rechtsbeugung ihn freizusprechen (Apol. 35 C—D). Er betont, daß sein ganzes Leben ein Leben in unablässiger Selbstprüfung gewesen sei (Apol. 38 A) und daß er keine andere Aufgabe gekannt habe, als im Dienste der Gottheit (Apol. 23 C. 30 A) die anderen zum Guten zu führen und zum rechten Lebenswandel anzuleiten (Apol. 39 D).

Denselben Zweck hat er im Auge, als er sich weigert aus dem Gefängnis zu fliehen.

Kriton drängt Sokrates zur Flucht. Die angeführten Gründe zeigen einmal die Wertschätzung, die Sokrates bei Kriton findet; er glaubt keinen besseren Freund jemals finden zu können; und dann die Angst des Bittenden vor dem Urteil der Menge. Es gäbe für ihn keinen schlimmeren Verdacht, als die Meinung zu erwecken, ihm sei das Geld mehr wert als Freundschaft (44 C), und doch hätten sich die Freunde zusammengetan, um die für die Erkaufung des Schweigens der Sykophanten erforderlichen Geldmittel aufzubringen. Auch möge Sokrates nicht auf seiner Weigerung bestehen, weil ihm etwa die Zukunft in der Fremde trostlos und dunkel erscheine; wohin er komme, werde man ihn mit

offenen Armen empfangen, und wenn er nach Thessalien gehen wolle, so würden Kritons Gastfreunde ihm persönliche Sicherheit vor etwaigen Kränkungen durch die in Thessalien Weilenden gewähren (44 B—45 C). Ferner handle Sokrates nicht recht, wenn er sich aufgäbe, anstatt sich zu retten, und wenn er seine Söhne aufgäbe, anstatt sie zu erziehen (45 C. D).

Man erkennt leicht, daß Kriton die Gründe nach dem Gesichtspunkte der Rücksichten geordnet hat, die Sokrates zu nehmen habe: 1. auf seine Freunde, 2. auf sich selbst, 3. auf seine Söhne. Aber mir will diese Ordnung doch als eine recht äußerliche erscheinen.

Man muß vielmehr von dem Satze ausgehen, den Sokrates mit seinen Freunden, auch mit Kriton oft und eingehend durchgesprochen hat und über den er ein Einverständnis erzielt hat. Es ist der Satz: *οὐ τὸ ζῆν περὶ πλείστου ποιητέον, ἀλλὰ τὸ εὖ ζῆν* und *τὸ εὖ ζῆν* wird erklärt durch *καλῶς καὶ δικαίως ζῆν* (48 B). Sokrates begnügt sich aber nicht, die früher von Kriton ausgesprochene Billigung des Inhalts zu erwähnen, sondern er fordert ihn auf, sich auch jetzt noch zu ihm zu bekennen. Er fragt zweimal, *εἰ ἔτι μένει ἡμῖν ἢ οὐ μένει*. Kriton bestätigt die Gültigkeit des Satzes zweimal mit *μένει*.

Er glaubt demnach die Bedeutung dieses Satzes in seiner ganzen Tiefe erkannt zu haben und nennt den Mann, der ihm das Verständnis für das in dem Satze ausgesprochene hohe Lebensziel eröffnet hat, *τοιοῦτον ἐπιτήδειον*, dessen er durch die Hinrichtung beraubt werde (*χωρὶς τοῦ ἐστερῆσθαι τοιούτου ἐπιτηδείου, οἷον ἐγὼ οὐδένα μή ποτε εὑρήσω*, 44 B). Nun bietet sich ihm eine Gelegenheit zur Betätigung des von ihm als richtig erkannten Grundsatzes. Es wäre Undank (*αἰσχρόν*, also *οὐ καλόν*)[1]), wenn er sein Vermögen nicht zur Befreiung des für die Klärung seines sittlichen Urteils so bedeutungsvollen Gefährten verwenden wollte, und ein Unrecht (*ἄδικον*, also *οὐ δίκαιον*), wenn er seinem Freunde helfen könnte und es nicht täte. Aber auch Sokrates begehe mit seiner Weigerung zu entfliehen ein bitteres Unrecht gegen seine Freunde, die er einer unberechtigten, übelwollenden Beurteilung durch die Menge (*οἱ πολλοί*) aussetze, gegen sich, weil er sein Leben erhalten könne, es aber nicht wolle, gegen seine Söhne, denen er ein treuer Erzieher und Berater bleiben könne; er handle gegen die Freunde nicht *καλῶς*, weil er ihnen die Gelegenheit ihren Dank zu betätigen durch seine Weigerung raube.

So könne Kriton *τὸ εὖ ζῆν, τὸ καλῶς καὶ δικαίως ζῆν* nicht betätigen, und Sokrates wolle es nicht. Diese Weigerung

---

1) Dieser Gegensatz findet sich auch Phaidros 258 D: *τὸ μὴ καλῶς λέγειν τε καὶ γράφειν, ἀλλ' αἰσχρῶς τε καὶ κακῶς*. — Kriton 44 C: *καίτοι τίς ἂν αἰσχίων εἴη ταύτης δόξα ἢ δοκεῖν . . . .*

stehe im Widerspruch mit Sokrates Versicherung, er strebe nach der ἀρετή (φάσκοντά γε δὴ ἀρετῆς διὰ παντὸς τοῦ βίου ἐπιμελεῖσθαι, 45 D). Wie würden damit die Feinde recht haben, daß Sokrates gar nicht nach der ἀρετή strebe, er, der seine Lebensaufgabe mit den Worten umschrieben habe: οὐδὲν ἄλλο πράττων ἐγὼ περιέρχομαι ἢ πείθων ὑμῶν καὶ νεωτέρους καὶ πρεσβυτέρους μήτε σωμάτων ἐπιμελεῖσθαι μήτε χρημάτων πρότερον μηδὲ οὕτω σφόδρα ὡς τῆς ψυχῆς, ὅπως ὡς ἀρίστη ἔσται, λέγων ὅτι οὐκ ἐκ χρημάτων ἀρετὴ γίγνεται, ἀλλ' ἐξ ἀρετῆς χρήματα καὶ τὰ ἄλλα ἀγαθὰ τοῖς ἀνθρώποις ἅπαντα καὶ ἰδίᾳ καὶ δημοσίᾳ (Apol. 30 A. B) und der diese Tätigkeit als einen der Gottheit geleisteten Dienst betrachtet wissen wollte.

Als zuständige Beurteiler dieser Unterlassungssünden seitens des Kriton und des Sokrates bezeichnet der eifrige Warner selbst die Menge (οἱ πολλοί). Er achtet gar nicht auf die Berichtigung des Sokrates, der ihm einwendet, man müsse sich nur über das Urteil der Tüchtigsten, die er die Sachverständigen nennt, Gedanken machen (οἱ ἐπιεικέστατοι, ὧν μᾶλλον ἄξιον φροντίζειν 44 C, ἐπαΐων, ἐπαΐοντες 47 B. C). Hierin liegt die Übereinstimmung und der durchgreifende Unterschied in den Anschauungen der beiden Männer. Einigkeit besteht über die Ungerechtigkeit der Verurteilung (Kriton 50 C: ταῦτα νὴ Δία, ὦ Σώκρατες von Sokrates, 54 B: νῦν μὲν ἠδικημένος ἄπει und Apol. 39 B) und über das Lebensziel des Menschen. Uneinigkeit aber besteht, wer über das durch dieses Ziel bestimmte Handeln in jedem Falle zu urteilen berechtigt ist. Nach Kriton sind es οἱ πολλοί, nach Sokrates ist es ὁ ἐπαΐων περὶ τῶν δικαίων καὶ ἀδίκων, ὁ εἷς καὶ αὐτὴ ἡ ἀλήθεια (48 A). Infolgedessen herrscht auch Uneinigkeit über die Tragweite des Handelns. Kriton denkt nur an die Wirkungen, die sich aus der Weigerung des Sokrates für die zunächst Beteiligten ergeben, für ihn und seine Freunde, Sokrates ordnet sein Tun ein in die Staatsordnung. Er nimmt bei der Beurteilung der Flucht einen höheren Standpunkt ein als Kriton.

Diese Uneinigkeit hat also ihren Grund in einer verschiedenen Beurteilung derselben Sache. Es handelt sich um die Beantwortung der Frage: wessen Beurteilung ist die richtige, wer hat die rechte Einsicht (φρόνησις)?

Sokrates läßt seinen Freund nicht im Zweifel, daß er die richtige Einsicht nicht besitze. Er lobt ihn wegen seines Eifers (προθυμία), aber er vermißt bei ihm als treibenden Grund die richtige Einsicht (ὀρθότης) (46 B).

So sehen wir, daß es sich auch hier, wie bei jedem andern Handeln, um die richtige Erkenntnis des sittlich Guten handelt, und wir werden nun erkennen, wie Sokrates seinen Freund zu dieser Erkenntnis führt. Diese Darlegung ist von um so höherem Interesse, als es sich um eine Frage von einschneidendster Be-

deutung handelt, ob das Leben des Sokrates gerettet wird oder nicht. Wir sehen den Philosophen die Entscheidung treffen, wir hören das Für und Wider erwägen, als ob es ein *πρόβλημα*, um ein Wort des Patriarchen im Nathan zu gebrauchen, und nicht eine ihn sehr nahe angehende Sache wäre. Dies macht mir die Schrift so wichtig, sie zeigt den Sokrates so recht auf der Höhe seiner sittlichen Lebensanschauung, daß ich mit dieser Schrift jeden Schüler bekannt gemacht wissen möchte.

Kriton hat nach der Meinung des Sokrates nicht die richtige Einsicht, wer in sittlichen Fragen die Entscheidung zu treffen hat.

Er beugt sich unter die Macht der Menge (*οἱ πολλοί*); der Gedanke, was die Leute sagen werden, ist ihm schrecklich; wenn er an ihre Reden und Mienen bei dem Beginn und während des Verlaufes des Prozesses denkt; tritt ihm die Schamröte ins Gesicht, und nun jetzt, wenn die Freunde das Schreckliche nicht abwenden werden, was werde er erst alles zu hören bekommen? Den Vorwurf des Mangels an Mut (*ἀνανδρία*) und der Schlechtigkeit (*κακία*) werde er nicht los werden. Wie er den Prozeß hätte vermeiden sollen, darüber sagt er nichts, aber man darf wohl aus den Worten in 46 A schließen, daß sie die Athener über die Richtigkeit und Notwendigkeit der Anschauungen des Sokrates für die sittliche Förderung der Bürger hätten aufklären und sie vor einer unbedachten, heillosen Tat bewahren oder schon vor dem Prozeß den Verdächtigten aus der Stadt entfernen sollen.

Da zeigt ihm Sokrates, daß die vielköpfige Menge nicht imstande ist, in den ein besonderes Fach berührenden Fragen des Lebens ein sachliches Urteil zu fällen. Er führt Kriton zu der Überzeugung, daß überall, wo es sich um Kräftigung und Stählung des Körpers handelt, nur der Arzt oder Turnlehrer ein richtiges Urteil habe, und da die Seele etwas Wertvolleres als der Körper sei (*τιμιώτερον* 48 A), in allen das sittliche Gebiet (*περὶ τῶν δικαίων καὶ ἀδίκων* 48 A) berührenden Fragen nur der es allein Beherrschende ausschlaggebend sei; dies sei aber *αὐτὴ ἡ ἀλήθεια*, die allgemeingültige, allgemeinverbindliche Überzeugung, ich möchte es nennen das Sittengesetz. Demnach ergibt sich dieser Syllogismus: wenn es sich um das Gerechte, Schöne handelt, das sich auf den Geist bezieht, darf man sich nicht um das Urteil der Leute kümmern, sondern einzig und allein um das Urteil des *ἐπαΐων*, der *ἀλήθεια*. Das *εὖ ζῆν* als ein *καλῶς καὶ δικαίως ζῆν* beruht auf dem Gerechten, dem Schönen. Also darf man sich bei dem *εὖ ζῆν* nicht um das Urteil der Menge kümmern, sondern nur um das Urteil des *ἐπαΐων*, der *ἀλήθεια*.

Kriton gibt diesen Schluß zu, gibt damit seine Ansicht über das Urteil der Menge als der höchsten Instanz für die Beantwortung der Frage über das *εὖ ζῆν* als einen Irrtum auf und hat damit eine richtige Meinung gewonnen.

Noch eine Abweichung bleibt zu beseitigen übrig. Was die *ἀλήθεια* für richtig hält, gilt für alle, bindet alle ohne Ausnahme. Kriton denkt bei dem Rate zur Flucht nur daran, wie er den Folgen der Verurteilung vorbeugen soll. Sokrates richtet die Gedanken des Freundes auf die Art, wie die Verurteilung zu stande gekommen ist. Ihm ist die Anklage zugestellt, die Möglichkeit einer Verteidigung eingeräumt worden; darnach ist das Urteil gefällt. Verletzung irgend eines Gesetzes kann dem Gerichtshofe nicht vorgeworfen werden. Das Gericht hat dem Gesetze gemäß, also gerecht geurteilt. Das nimmt auch Kriton an; denn sonst hätte er eine Rettung des Sokrates durch Anfechten des Urteils versucht. Pflicht des Verurteilten (es ist *δίκαιον* für ihn) ist es, da an eine gesetzliche Aufhebung des richterlichen Spruches nicht zu denken ist, sich in die Entscheidung zu finden. Die Flucht aus dem Gefängnisse ist aber ein bewußtes Auflehnen gegen die auf gesetzmäßigem Wege zustande gekommene richterliche Entscheidung. Die Flucht ist demnach *οὐ δίκαιον*, also nicht vereinbar mit dem *εὖ ζῆν*.

Diese Schlußfolgerung zuzugeben war Kriton noch nicht imstande. Deshalb schlägt Sokrates folgenden Weg ein. Er erinnert den alten Freund an frühere Besprechungen dieser Art und an das dabei erzielte Einverständnis. Kriton versichert ausdrücklich (*ἐμμένω τε καὶ συνδοκεῖ μοι* 49 E), daß *τὸ ἀδικεῖν τῷ ἀδικοῦντι καὶ κακὸν* (Sünde) *καὶ αἰσχρόν* (Schande) ist (49 B), daß *τό που κακῶς ποιεῖν ἀνθρώπους τοῦ ἀδικεῖν οὐ διαφέρει* (49 C), daß Unrecht mit Unrecht, Böses mit Bösem vergelten nicht recht ist (*οὐδέ ποτε ὀρθῶς ἔχοντος οὔτε τοῦ ἀδικεῖν οὔτε τοῦ ἀνταδικεῖν οὔτε κακῶς πάσχοντα ἀμύνεσθαι ἀντιδρῶντα κακῶς* 49 D).

In Frageform verlangt Sokrates von ihm folgenden Schluß: (*ἀπιόντες — οὖσιν ἢ οὔ*; 50 A): die Flucht ist ein Bösestun denen, denen ich es am wenigsten tun darf. Böses darf man überhaupt nicht tun. Also ist die Flucht *οὐ δίκαιον*.

Kriton gibt die erwartete zustimmende Antwort nicht; er versteht nämlich nicht, wem durch die Flucht etwas Böses zugefügt wird. Deshalb bildet Sokrates folgende Schlüsse:

1. Beobachtung der Gesetze verbürgt den Bestand des Staates. Gesetze werden von der Gesamtheit der Bürger nach einem festgesetzten Verfahren gegeben oder abgeschafft. Die am gesetzlich festgelegten Verfahren festhaltende Gesamtheit erhält den Staat. Die Richter tragen zur Erhaltung des Staates bei, weil das Gerichtsverfahren den gesetzlichen Vorschriften entsprach, selbst wenn dabei dem Anklagten ein Unrecht zugefügt wurde.

2. Der Privatmann, der einer im gesetzmäßigen Verfahren erfolgten Verurteilung, weil sie ihm ungerecht erscheint, sich zu entziehen sucht, setzt sich in einen Gegensatz zur staaterhaltenden Gesamtheit. Sokrates setzt sich durch seine Flucht über die

Wirkung eines gesetzmäßigen Verfahrens hinweg. Er tritt somit in einen Gegensatz zur staaterhaltenden Gesamtheit, und zwar in einen **bewußten** Gegensatz.

3. Erziehungs- und Unterrichtsgesetze erweisen dem Bürger eine Wohltat und verpflichten ihn zur Dankbarkeit. Sokrates hat sich dieser Gesetze zu erfreuen gehabt. Er hat in diesen Gesetzen seine *γεννηταί* und *τροφεῖς*, seine Wohltäter zu sehen und ist ihnen Dank schuldig. Die Betätigung dieses Dankes gehört zum *καλῶς ζῆν*.

4. Wem nach reiflicher Einsicht die Gesetze nicht gefallen, darf die Stadt verlassen, er ist zur Beachtung nicht verpflichtet. Sokrates ist nur als Krieger im Auftrag der Gesamtheit aus der Stadt gegangen, er hat im Prozesse auch nicht Verbannung (*φυγή*) beantragt. Er hat damit öffentlich erklärt, daß ihm die Gesetze gefallen, und ist zur Beachtung verpflichtet.

5. Sokrates hat sich durch sein Bleiben in der Stadt zur Beachtung der Gesetze verpflichtet (*ὁμολογήσας ἡμῖν πείθεσθαι* 51 E, *φάσκοντές σε ὡμολογηκέναι πολιτεύεσθαι καθ' ἡμᾶς ἔργῳ* 52 D). Wer sich der Verpflichtung entzieht, weil ihm ein Gesetz nicht gefällt, und die Stadt verläßt, wird wortbrüchig. Des Sokrates Flucht ist ein Wortbruch, *ἄδικον*.

So hat Sokrates dem Kriton bewiesen, daß seine Flucht dem *καλῶς καὶ δικαίως ζῆν*, dem *εὖ ζῆν* nicht entspricht, daß *ὁ τῇ ἀληθείᾳ τῆς ἀρετῆς ἐπιμελούμενος* (51 A) sich der Vollstreckung des Urteils nicht entziehen dürfe. Kriton gibt die Richtigkeit der Ausführungen zu, er kann sich dem Zwange der Beweisführung nicht entziehen; er hat nur das Wort *ἀνάγκη* (52 D) als Antwort auf des Sokrates Frage.

Damit wäre die Erörterung zu Ende. Aber Kriton hatte ja gesagt, daß Sokrates mit seiner Weigerung ein Unrecht gegen sich und die Söhne begehe. Darauf geht Sokrates noch ein.

Kriton glaubte dem Freunde die trostreiche Aussicht eröffnen zu können, daß man überall ihn mit offenen Armen aufnehmen werde. Sokrates beweist ihm, daß ein Mann, dessen Hauptsorge die Übung der *ἀρετή* sei, wegen der Übertretung der Gesetze nirgends eine Zuflucht finde. Gehe er in die Städte, die sich einer besonders guten Verfassung erfreuen, wie nach Theben, Megara, Kreta, Lakedaimon, so werde er von den Bürgern als ein Störenfried betrachtet und vertrieben werden; man würde doch von ihm eine Umwälzung der Staatsordnung befürchten; denn auf die *ἀρετή* könne ein Mann, der den Gesetzen seines Vaterlandes das Wort nicht gehalten habe, nicht bedacht sein. Oder gehe er nach Thessalien, wo *ἀταξία* und *ἀκολασία* herrsche, so habe er anscheinend an diesen Gegensätzen der *ἀρετή* seine Freude; um seine Gastfreunde bei guter Laune zu erhalten, müsse er von den Mitteln reden, wie er die Wachsamkeit seiner Mitbürger getäuscht habe. Wolle er aber, weil ihm die Pflege der *δικαιο-*

*σύνη* und *τῆς ἄλλης ἀρετῆς* (53 E) am Herzen liege, die Thessalier zur *εὐταξία* und *σωφροσύνη* führen, so werde man ihm die Berechtigung einer solchen Belehrung bestreiten, da ja sein Leben mit dieser Forderung im Widerspruch stehe. Seine Richter würden also recht haben, wenn sie ihm vorwürfen, sein ganzes Leben sei eine Lüge, er habe ein sittlich gutes Leben (*εὖ ζῆν*) gar nicht geführt.

So muß Kriton einsehen, daß die Flucht gar nicht im Interesse des Sokrates liege.

Aber auch die Rücksicht auf seine Söhne kann für Sokrates kein Beweggrund zur Flucht sein.

An seiner Flucht müßten die Söhne teilnehmen; damit beraube er sie der Zugehörigkeit zur Vaterstadt, der *παίδευσις τῆς Ἑλλάδος* (Thuk. II, 41) und somit des höchsten Gutes; und wie könnte er, dessen Tun mit seinen Lehren im Widerspruch stehe, sie über die *ἀρετή* belehren? Blieben sie aber in Athen, so müßten ja seine Freunde für ihn eintreten, sie würden aber nachhaltiger auf ihre sittliche Ausbildung einwirken, wenn er den Gesetzen treu ergeben gestorben wäre, als wenn er wortbrüchig in der Fremde lebte. So sagt Sokrates, daß er auch gegen seine Söhne gerecht handele, wenn er den Richterspruch ohne Murren hinnähme.

Die von Sokrates in der Apologie so lebhaft betonte Verantwortlichkeit für die ihm von der Gottheit gestellte Aufgabe tritt besonders in den beiden letzten Kapiteln hervor. Wäre er sich deren nicht bewußt gewesen, hätte er den Glauben an die Unsterblichkeit nicht gefaßt; aber so weiß er, daß er einst von seinem Tun Rechenschaft ablegen müsse (*ἵνα . . . ἔχῃς πάντα ταῦτα ἀπολογήσασθαι τοῖς ἐπεῖ ἄρχουσιν* 54 B), ob sein Verhalten gegen die Obrigkeit, gegen seine Mitmenschen und gegen ihn der *δικαιοσύνη* entsprochen habe. Zu beachten ist, daß Sokrates in den die Würde des Vaterlandes preisenden Worten zweimal den Ausdruck *δίκαιον* gebraucht: *καὶ τὸ δίκαιον οὕτως ἔχει* 51 B, *ἢ πείθειν αὐτὴν ἢ τὸ δίκαιον πέφυκε* 51 C und so auf das Rechtsverhältnis hinweist.

Sokrates spricht seine Überzeugung von der persönlichen Unsterblichkeit aus. In der Sterbestunde ist das sein süßester Trost, daß er mit Gott eng verbunden ist. Dies ist der Sinn des Vergleiches, den er zwischen der Stimme in seinem Innern und dem Ton der Cymbeln, den die Korybanten hören, zieht. Die Priester der Cybele glauben auch nach dem Verstummen der Instrumente noch den aufmunternden Ton zu hören und geben sich ihm willig hin; ebenso hat Sokrates das Orakel des Gottes nur einmal gehört, aber es hat sein Inneres so ergriffen, daß er in seinem Tun und Lassen sich stets von ihm beeinflußt, geleitet fühlt.

Sokraktes zeigt in der höchsten Versuchung, in die sein alter

Freund in liebevollster Absicht ihn führt, daß er Gott höher schätzt als alles Irdische, daß sein ganzes Leben seinem Dienste gewidmet gewesen, daß er das Streben nach der ἀρετή als das höchste Ziel des Menschen angesehen, daß die ὁμοίωσις τῷ θεῷ das ist δίκαιον καὶ ὅσιον γενέσθαι sein Lebensziel gewesen ist. Vgl. δικαιότερον καὶ ὁσιώτερον (54 B).

Er hat das Facit seines Lebens gezogen. Seine Überzeugung von der göttlichen Leitung des menschlichen Lebens kann durch nichts erschüttert werden (ἀλλὰ ἴσθι, ὅσαγε τὰ νῦν ἐμοὶ δοκοῦντα, ἐὰν λέγῃς παρὰ ταῦτα, μάτην ἐρεῖς 54 D). (Vgl. Apol. 41 D).

Doch dabei beruhigt er sich nicht, es kommt ihm nicht darauf an, durch seine Begeisterung den andern wider seinen Willen mitfortzureißen, sondern er will ihn durch nüchterne Gründe überzeugen. Deshalb bittet er den Freund, wenn er sich von einer weiteren Besprechung noch irgend welchen Erfolg verspreche, dieses Thema weiter zu verfolgen. Kriton kann nichts erwidern, er erklärt sich für besiegt, für überzeugt (ἀλλ' ὦ Σώκρατες, οὐκ ἔχω λέγειν 54 D).

Kriton ist von der Unklarheit seiner Vorstellung zur Klarheit geführt. Er hat erkannt, daß der einzelne in allen Lebenslagen nicht an sich zuerst denken soll, sondern an die Gesamtheit, der er angehört, und daß ein Leben in Gerechtigkeit, während dessen man seine Verpflichtungen gegen die anderen, gegen sich selbst, gegen die Gottheit erfüllt (καὶ πράττωμεν ταύτῃ, ἐπειδὴ ταύτῃ ὁ θεὸς ὑφηγεῖται 54 E), das rechte Leben ist und daß darüber nicht jeder beliebige urteilen darf, sondern ἡ ἀλήθεια αὐτή, die für alle verbindliche Wahrheit, das Sittengesetz.

In diesem kleinen Dialog erkennt der Schüler, wie Sokrates den Irrenden auf den rechten Weg führt, und daß seine Persönlichkeit um so heller strahlt, je eifriger er an seinem eigenen Schicksal die Richtigkeit seiner Überzeugung beweist.

Dieser Dialog ist mir deshalb so wichtig, weil die Schüler ihn ganz lesen können und erkennen, daß nach Sokrates' Meinung die richtige Einsicht das richtige Handeln zur Folge hat, daß ἀρετὴ ἐπιστήμη ist.

Ich billige es daher nicht, daß Weißenfels in seiner Auswahl aus Platon diesen Dialog nur im Auszuge mitgeteilt hat.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

## Zu dem Verzeichnis der Schulschriften-Abhandlungen.

Wie vielen bekannt sein wird, gibt die Berliner Bibliothek seit 1889 alljährlich ein Schulschriften-Abhandlungen-Verzeichnis heraus und liefert seit 1908 die Titel auch in Zettelform. Durch beides ist die Katalogisierung dieser Abhandlungen den Schulanstalten in der dankenswertesten Weise erleichtert. Aber die Sache hat noch einen Fehler.

Die Schulabhandlungen werden jetzt wohl meistens nach der ihnen aufgedruckten Programmnummer aufbewahrt, aber eben diese fehlt im Register des Berliner Verzeichnisses, das nur die Nummer des eigenen Verzeichnisses nennt. Daher muß, wer nach diesem Register eine Abhandlung sucht, immer erst im Verzeichnis selbst nach der Programmnummer suchen, und wer nur die Zettel, nicht auch das Verzeichnis selbst besitzt, kann aus dem Register, das den Zetteln beigegeben wird, die Abhandlung nur schwer finden. Nehme ich beispielsweise im Sachregister und im Orts- und Anstaltenverzeichnis von 1909 je die erste Nummer, so finde ich da

Additionstheorem No. 267
Aachen No. 80
oder 09, 80

Um unter meinen Zetteln 09, 267 zu finden, muß ich schon bei den 2 Jahrgängen, die bis jetzt erschienen sind, ziemlich lange suchen, und sehe dann, daß 267 die Programmnummer 673, 09, 80 die Nummer 672 hat. Nun erst kann ich die Abhandlungen in meiner Sammlung holen. Es ist also dringend zu wünschen, daß den künftigen Berliner Registern beide Nummern beigegeben werden, die amtliche Programmnummer und die des Berliner Verzeichnisses. Also beispielsweise für 1908

in I) Adambuch, deutsches (951) 502.
in II) Hamburg, Gelehrten S. des Johanneums (951) 502.

In den meisten Fällen ist dies möglich, ohne daß eine neue Zeile zu Hilfe genommen werden muß. So und nur so kann man aus der Bibliothek auf Grund des bloßen Registers jede Abhandlung holen, ohne das Verzeichnis selbst einsehen oder in den Zetteln mühsam suchen zu müssen.

Es bedarf wohl nur dieser kleinen Anregung, um diese Verbesserung durchzuführen, die nur wenig Mühe und Kosten verursacht und mehr als tausend Anstalten ihr Geschäft erleichtert.

Maulbronn. Eb. Nestle.

# ZWEITE ABTEILUNG.

## LITERARISCHE BERICHTE.

1) H. v. Holst, Fröhliche Leute. Abendgespräche mit Schülern. Gütersloh 1910, C. Bertelsmann. VII u. 135 S. 8. geb. 2 ℳ.

Daß hier ein Lehrer und Erzieher von ganz hervorragender Befähigung aus der Fülle seiner reichen pädagogischen Weisheit und Erfahrung und aus einem Herzen voller Liebe zu den ihm anvertrauten Schülern spricht, die er allesamt zu fröhlichen Leuten machen möchte, davon zeugt jede Seite des inhaltreichen Buches. Dem Leser wird ordentlich warm und weich ums Herz, wenn er sieht, wie der Verfasser mit feinem Verständnis für die Eigenart der Schüler und ihre mancherlei Nöte förmlich ringt um die Seelen seiner Schüler, wie er taktvoll und so gar nicht schulmeisterlich immer wieder von neuem und auf einem andern Wege an das Herz der Schüler heranzukommen und die harte Kruste zu durchbrechen versucht. Kein Zweifel, nur die Liebe zu seinen Schülern hat dem Verfasser die Feder in die Hand gedrückt, kein Zweifel, wer solche Worte findet, wessen Herz so voller Liebe ist, der muß auch im persönlichen Verkehr mit den Schülern eine wundervoll geschickte Gabe haben, den Weg zum Herzen der Schüler zu finden, kein Zweifel, wer in so reichem Maße Liebe sät, wird auch Liebe ernten.

Der Verfasser bestimmt das Buch für die reiferen Schüler der Mittelklassen, vor allem für seine lieben Untersekundaner des Gymnasiums zu Gütersloh, denen er als Ordinarius das Buch speziell gewidmet hat. „Von dem einen oder andern der Abendgespräche wird auch ein Schüler der Oberklassen Nutzen haben können". Er denkt sich das Buch als Wegweiser für „suchende Seelen". Sind diese nicht meist unter den Knaben und Jünglingen unserer Zeit in der Minderzahl und finden sie nicht meistens selbst den Weg? Die Irrenden sind es gerade, die des Wegweisers bedürfen, aber diese werden, wie der Verf. mit Recht fürchtet, das Buch bald wieder aus der Hand legen. Darum wird

der Segen, den das Buch direkt stiftet, nicht zu groß sein; um so segensreicher kann es indirekt wirken. Ich würde das Buch in erster Linie nicht den Schülern selber in die Hände geben, sondern den Eltern empfehlen, die vor allen Dingen berufen sind, ihre Söhne zu erziehen und ohne deren Mitwirkung die Arbeit der Schüler in dieser Richtung erfolglos bleiben muß. Den Eltern besonders wird das Buch manches zu bedenken geben. Aber auch der Lehrer wird es mit Nutzen lesen, und wenn er nur das eine daraus lernt — falls er es noch nicht wissen sollte —, daß wir in unserm schweren, aber schönen Beruf ein besonderes Maß von Liebe brauchen und trotz der größten Kenntnisse und sicherster Beherrschung der Methode ein tönend Erz und eine klingende Schelle wären, wenn wir der Liebe nicht hätten.

2) Hans Gudden, Pubertät und Schule. Vortrag, gehalten in der Münchener Elternvereinigung. München 1911, Verlag der ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin. 31 S. 8. geh. 0,75 M.

In München ist man auf dem Gebiet des Schulwesens seit längerer Zeit äußerst rührig. In der Elternvereinigung hat der Verf. über die äußerst wichtige und zur Zeit mehrfach besprochene Frage, wie sich die Schule der Pubertät ihrer Zöglinge gegenüber zu stellen hat, einen Vortrag gehalten. Sicher ist, daß der Erzieher der Jugend sich notwendig mit der Klinik der Pubertät vertraut machen muß, nur dann kann er sich vor falschen Urteilen und schweren Mißgriffen hüten, nur dann kann er sich mehr mit den individuellen Eigenschaften der Schüler — soweit das nötig und möglich ist — beschäftigen und zu schablonenhaftes Vorgehen vermeiden. So werden denn die Pädagogen den Ärzten für sachgemäße Belehrung und Aufklärung zu großem Danke verpflichtet sein. Aus dieser Belehrung aber die Folgerungen und Nutzanwendung für die Schule zu ziehen, sollten die Ärzte wie billig den Pädagogen selber überlassen. Vor kurzem ist in dieser Zeitschrift eine andere Broschüre über denselben Gegenstand von A. Cramer besprochen worden, die sich durch vorsichtige, bescheidene Zurückhaltung auszeichnet, mit der der Verf. sich als Laie hütet, das rein pädagogische Gebiet zu betreten. Gudden übt diese weise Zurückhaltung — leider — nicht. Über die tägliche Arbeitszeit, die Dauer der Pausen, Zahl der wöchentlichen Pflichtstunden, die Frage des Nachmittagsunterrichts und ähnliche Fragen gebührt das entscheidende Wort den Ärzten, meinetwegen auch bei der Überbürdungsfrage, die G. als erwiesen ansieht, obwohl er unter den Ärzten selbst entgegengesetzte Stimmen anführt, — über die Ziele der Erziehung, Gestaltung des Lehrplanes und Ähnliches haben die Pädagogen das letzte Wort. Der Verf. kennt aber diese Zurückhaltung nicht, wagt sich kühn auf das Glatteis der Pädagogik, spricht Gedanken aus als allgemein-

giltige pädagogische Weisheit, die sehr umstritten oder gar falsch sind, und treibt gegen den Schluß der Broschüre Schulpolitik in einer Weise, gegen die entschieden Front gemacht werden muß. Es tut mir leid, hier nicht näher darauf eingehen zu können, es hat für die Leser dieser Zeitschrift auch kaum einen Zweck.

3) **Max Walter, Erziehung der Schüler zur Selbstverwaltung am Reform-Realgymnasium „Musterschule" in Frankfurt a. M.** Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 32 S. 8. 0,40 ℳ.

Die kleine Schrift — ein Sonderabdruck aus der Monatschrift für höheres Schulwesen 1910, Heft 5 — wird sehr verschiedene Beurteilung finden. Die einen werden sie loben und sich angespornt fühlen ähnliche Versuche zu machen, das Gefühl der Verantwortlichkeit in den Schülern zu wecken und jenen Gemeinsinn zu fördern und zu pflegen, der sich nach der Betätigung in den kleinen Schulverhältnissen, später wohl auch im Leben zum Heil und Segen des Ganzen bewähren wird. Andere werden den ganzen Versuch als etwas Unnötiges und Ungehöriges und mit der Schuldisziplin schlechterdings nicht vereinbar ablehnen. Sicher ist, daß die ganze Anlage der Schrift, die — absichtlich — zumeist die Schüler selber zu Wort kommen läßt und auch aus der Hand eines früheren Schülers einen Abschnitt über Sinn und Bedeutung der Primaneraufsicht bringt statt eines Berichtes aus der Feder des Direktors oder eines Lehrers, hie und da Verstimmung erregen wird. Wozu — wird man fragen — die mitgeteilten Ordnungspläne für Schulfeste und Ausflüge, für Schüleraufführungen, die Anordnung über „den Austausch französischer und englischer Privatlektüre", der Aufsichtsplan (S. 26) usw.? Was soll man daraus lernen? Daß an der „Musterschule" musterhafte Ordnung herrscht? Das versteht sich doch von selbst und nimmt niemand anders an. Aber in welcher Weise die Theaterbillets für Schülervorstellungen an der Musterschule vertrieben werden, ob die Schauspieler bei Aufführungen in der Schule über die kleine Treppe in die II 2 gehen und wer die weitere Leitung übernimmt, ist doch wirklich nicht von allgemeinem Interesse. Gewiß muß man dahin streben, daß die älteren Schüler erzieherisch auf die jüngeren einwirken, gewiß ist die Heranziehung tüchtiger, gewissenhafter und frühzeitig an Ordnung, Umsicht, selbständiges Denken und Handeln gewöhnter Staatsbürger dringend nötig, im übrigen kommt mir vor, als ob über Dinge, die auch anderwärts in unscheinbarer, selbstverständlicher Form geübt werden, unnötig viele Worte gemacht werden. Die eben erschienene Dienstanweisung verhält sich mit Recht in diesem Punkte vorsichtig, wenn auch ermunternd, aber weitere Versuche werden lehren, ob man dem Streben nach weiterer Selbstbestimmung der Jugend stattgeben darf, ohne das Gedeihen

der Schule durch weitere Lockerung der Disziplin und Untergrabung der Autorität der Lehrer zu schädigen.

Elbing. Paul Tietz.

---

Wilhelm Capitaine, Lehrbuch der katholischen Religion für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 1. Teil: Apologetik. Köln 1910, Bachem. 104 S. 8. 1,40 *M*.

Von einem Lehrbuch für höhere Anstalten muß verlangt werden, daß es wissenschaftliche Gründlichkeit, übersichtliche Gliederung, sprachliche Klarheit besitzt. Diese Eigenschaften kann die vorliegende Schrift für sich in Anspruch nehmen, die auch in geschickter Weise die Sprache des dem Elementarunterrichte dienenden Lehrbuches, des Katechismus, verwertet und nach Möglichkeit die gelehrte Terminologie meidet. Ein Vorzug, der dieser Schrift fast ausschließlich zukommt, besteht darin, daß sie die religiöse Unterweisung in den Mittelpunkt des gesamten Unterrichtsbetriebes stellt, indem die in den andern Stunden gewonnenen Kenntnisse beständig in den Dienst der Religionswissenschaft gezogen werden. Schwamborn meint in seiner Rezension (Köln. Volksztg. Literar. Beilage 1909 Nr. 40), daß solches vor Capitaine kaum jemand versucht habe. Die Hinweise auf kleinere apologetische Werke, die der Religionslehrer seinen Schülern zur Vertiefung der Kenntnisse empfehlen wird, sind mit Genugtuung zn begrüßen.

Nachstehende Bemerkungen sollen der Bedeutung des Buches keinen Eintrag tun. Wir stellen die Frage, ob alles, was in dem Lehrbuch behandelt wird, in dieses gehört. Was ist Apologetik? Sehen wir in ihrem Zweck die Darbietung der philosophischen und historischen Grundlagen der christlichen Religion und des Katholizismus (Dasein Gottes, Tatsache der Offenbarung, Christus der Sohn Gottes, die Gründung der Kirche, Tradition, die hl. Schrift und ihre Inspiration), so muß alles ausscheiden, was nicht unmittelbar unter diesen Gesichtspunkt fällt. Bezeichnender wäre der Name „Fundamentaltheologie“. Apologetik ist insofern irreführend, als auch die einzelnen Glaubens- und Sittenlehren, die in der Dogmatik und Moral zur Erörterung kommen, apologetisch behandelt werden müssen. Der Dogmatik und anderen Disziplinen wären ganz oder zum Teil zuzuweisen: § 8 (Unsterblichkeit der Seele), § 9 (Religion), § 14 (Religion und Kultuseinrichtung des Alten Testaments), § 25 (Besondere Eigenschaften der Kirche Christi), § 26 (Verfassung der Kirche) u. a. Die Paragraphen, welche die Einzelausführungen über die hl. Schrift enthalten, wären wohl nach der Lehre von der Kirche zu behandeln. Auf einen Mangel möchte ich noch ganz besonders hinweisen: es fehlt die eingehende Erörterung des Inspirationsbegriffes, dessen falsche Auffassung leicht zum

Ausgangspunkt religiöser Zweifel wird. Über Anordnung des Stoffes könnte man auch im einzelnen (s. Gottesbeweise) verschiedener Meinung sein.

Das Lehrbuch, das dem Religionslehrer eine gute Hilfe bei Ausübung seiner wichtigen Lehrtätigkeit sein wird, sei warm empfohlen.

Weißwasser O.-L. Hubert Gerigk.

---

1) **R. Le Mang, Grundriß der deutschen Sprache für höhere Schulen.** Nach dem Handbuch der deutschen Sprache von Th. Matthias auf Grund der neuen Lehrpläne für das höhere Mädchenschulwesen vom 12. Dezember 1908 bearbeitet. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. VI u. 85 u. 28 S. 8. 1,20 *M*.

Es ist erfreulich, daß das Buch kein bloßer Auszug aus dem bekannten zweibändigen Werke von Matthias ist, das ich in dieser Zeitschrift 1908 und 1909 besprochen habe. Die Ausarbeitung eines solchen Grundrisses hängt offenbar mit der amtlichen Forderung zusammen, daß in höheren Mädchenschulen von den mittleren Klassen an ein knapp gefaßter Leitfaden, der den Überblick sichert, in den Händen der zu Belehrenden sei. Der angefügte Anhang macht ihn zum Teil auch schon für die früheren Stufen verwendbar, während er für das Lyzeum wohl kaum ausreicht. Da muß man dann zum „Handbuche" greifen, dessen zweiter Teil namentlich von § 213 an den „Ausführungsbestimmungen" Rechnung zu tragen geeignet ist.

Die Betrachtung der grammatischen Erscheinungen vollzieht sich bei Le Mang nach einem kurzen Einleitungswort über die Sprache überhaupt und einer Übersicht über die Laute in drei konzentrischen Kreisen, so daß die Wortlehre sich auf Bedeutung, Bildung und Beugung der Wörter erstreckt und dann das jedesmal Nötige aus der Satzlehre folgt, die naturgemäß den größeren Teil des Ganzen ausmacht. Der Umfang des zweiten und dritten Kursus zusammengenommen kommt dem des ersten Kursus gleich. Auf diesen ist ja aber auch selbstverständlich bei den Wiederholungen zurückzugreifen, und die dem Gegenstande gewidmete Stundenzahl verringert sich mit dem Aufsteigen der Zöglinge auf die höheren Stufen.

Die Übersicht über die Zeichen für den zusammengesetzten Satz entstammt der „Vorstufe" des Handbuches, so daß ich das früher darüber Bemerkte nicht zu wiederholen brauche. Was die Fassung der Regeln im „Anhang" betrifft, so bin ich mit ihr nicht überall einverstanden. Wie klingt es, wenn es auf S. 24 in der Satzlehre heißt, das Eigenschaftswort umfasse als Beifügung nicht bloß Eigenschaftswörter, sondern z. B. auch Fürwörter! Die Schüler sollen doch gerade von Anfang an und auch weiterhin die Wortarten gehörig auseinanderhalten. Auch gibt nicht der Umstand die Verhältnisse (Druckfehler!) an, unter denen eine Hand-

lung geschieht, sondern die Umstandsbezeichnung tut es. Ein Adverb ist doch kein Umstand (richtig erst im Folgenden). „Eigentlichen" Zeitwörtern (S. 25) müßten die uneigentlichen gegenüberstehen; „Hilfszeitwörtern" entsprechen selbständige Zeitwörter. Nicht jedes Satzgefüge (S. 27) enthält (mehrere) Haupt- und Nebensätze.

Das Überhäufen der Schüler mit Fragen und Anweisungen erinnert an das große Buch oder besser gesagt: die Verfasser haben auch in dem vorliegenden Abriß grundsätzlich daran festgehalten. Den Zweck eines solchen Verfahrens sehe ich nicht recht ein. Auch zur Erledigung bestimmter häuslicher Aufgaben kann darauf verzichtet werden. Doch ist das natürlich Ansichtssache. Daß sich der Herausgeber des Buches über dessen Zerlegung in die erwähnten drei Teile nicht ausgesprochen hat, scheint mir nicht wohlgetan. Freilich wird es ohnehin jeder verständige unter seinen Benutzern so einrichten, daß die nach Form und Inhalt schwierigeren Beispielsätze den Wiederholungen vorbehalten bleiben. Was sollte sonst im ersten Teil ein Kind mit der menschlichen Seele, die dem Wasser gleicht? Ebenso ist der Satz: „Er dankt dem rettenden Gotte" erst für den von Bedeutung, der die Schillersche Dichtung kennt. „Der lebende Staatsmann trat vielen zu nahe" (S. 29). Gut. Aber „der tote Bismarck gewann seinen früheren Gegnern Anerkennung ab?" Sonderbar. Freilich so auch schon im Handbuch I S. 56. Alles in allem aber liegt ein brauchbares Lehrbuch vor, das ohne Zweifel seinen Weg gehen wird und neben vielen andern auch für Knabenschulen in Betracht kommen kann.

2) Karl Wehrmann, Anleitung zur selbständigen Abfassung deutscher Aufsätze nebst einer Sammlung von Aufsätzen für den Selbst- und den Schulunterricht. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. VI u. 298 S. gr. 8. geb. 5 *M*.

Das Buch zerfällt in zwei Teile, nämlich in theoretische Erörterungen, die sich in Form von Vorträgen an „junge Freunde", d. h. an Schüler der oberen Klassen und Extraneer wenden, deren der Verfasser manch einen hat an sich vorüberziehen sehen, und in Musteraufsätze, die aus der Feder geistig gewandter Schüler stammen. Denn diese geben nach seiner Meinung für die weniger geschickten unter ihren Genossen ein besseres Beispiel ab, als geistig Ausgereifte und selbst der Lehrer, der sich in seiner Art zu schreiben mühsam auf den Schülerstandpunkt herunterschrauben müßte. Dieses von Wehrmann eingeschlagene Verfahren ist insofern unbedenklich, als man aus solchen immerhin anfechtbaren Leistungen unter Umständen auch ersehen mag, wie man es nicht zu machen hat. Für keinen Teil seiner Veröffentlichung erhebt er den Anspruch einer unbedingten Gefolgschaft, und jungen Leuten, die z. B. seine trefflichen Ausführungen über „Einleitung"

und „Schluß“ (S. 70 ff.) gelesen haben, wird es nicht entgehen, daß der Verfasser des Aufsatzes: Was veranlaßt in Wallenstein sein Schwanken und damit seinen Untergang? genau besehen erst mit der zweiten Hälfte der Arbeit auf das Thema selbst zu sprechen kommt. Und doch wird er in den vorangehenden Ausführungen seines Mentors immer wieder daran erinnert, sich klar zu machen, was eigentlich das Thema von ihm verlangt. Seine Obliegenheiten werden nach allen Seiten scharf beleuchtet; ich muß bekennen, daß ich kaum einen Gesichtspunkt vermißt habe. Da die Arbeit an einem Aufsatze nicht bloß Sache des Verstandes, sondern auch des Herzens, des Empfindens ist und vor allem zur Erzielung der richtigen Wärme der Darstellung die freigestaltende Phantasie neben der nörgelnden Schwiegermutter Weisheit zu ihrem Rechte kommen soll, so sucht der Herausgeber durch mancherlei hier und da eingestreute, dem allgemeinen Verhalten des Schülers geltende Belehrungen in erster Linie auf dessen ganze Stimmung einzuwirken. Diese Partien sind vielleicht die wertvollsten in dem ganzen Buche, und auch der schon einigermaßen erprobte Lehrer kann sich dies und jenes wohl gesagt sein lassen. Denn hier spricht ein Mann zu ihm, der seit Jahrzehnten auf dem Gebiete wohl bewandert ist. Überhaupt ist er ein feiner Beobachter der jugendlichen, bekanntlich auch zum Leichtsinn neigenden Natur; daher auch seine das Äußere solcher Arbeiten angehenden Vorhaltungen, die man nicht für überflüssig erachten darf. Sie erstrecken sich bis auf die Mahnung, vor allem zunächst einmal das gestellte Thema richtig hinzuschreiben oder bei vorliegendem Zweifel sich lieber noch einmal zu erkundigen, als eine falsch verstandene Aufgabe mit „Wortkünstelei und Begriffsspielerei“, so gut es eben gehen will, zu erledigen. Was der Verf. nach dieser Richtung an Tatsachen vorführt, verursacht zum Teil herzliches Lachen. Dem Schüler freilich, der nicht begreifen konnte, daß „die Nacht keines Menschen Freund“ sei, will ich das nicht verargen; denn der Satz ist offenbar, und wenn er sich auch in unserer Literatur seit Gryphius erhalten hat, mehr als anfechtbar. Der Gymnasiast zumal kennt auch die ἀμβροσίη νύξ und die εὐφρόνη, die schon bei Hesiod als ἐπίρροθος (succurrens, salubris), wenn auch in einem bestimmten Falle, auftaucht. Auch schwebt wohl schon den jungen Leuten Shakespeare, Heinrich IV., 2. Teil, III 1 und daneben das eine oder andere Lied berühmter Musiker vor, die in unserem Buche auch nach der vorbildlichen Art ihres Schaffens gelegentlich herangezogen werden (S. 54). Manches Sprichwort „ist seinem Inhalte nach für viele Menschen durchaus nicht richtig“ (S. 82), und gerade das verpflichtet uns bei der Stellung sogenannter allgemeiner Themen zu großer Vorsicht. Nur darf uns das wiederum nicht veranlassen, sie überhaupt über Bord zu werfen; denn ich billige durchaus, was Wehrmann S. 107 bemerkt: „Haben Sie etwa eine Sentenz zu

bearbeiten, so sollen Sie gar nicht, wie man so oft fälschlich behauptet und darüber gespottet hat, moralisieren. Aber Sie können doch ganz ruhig und sorgfältig Ihre Gedanken entwickeln über Vaterlandsliebe, über die Ehre, die Pflichten eines Menschen, über die Freiheit und die Unfreiheit der Menschen“ (vgl. auch S. 50). Neben solchen allgemeinen Themen stehen auch bei unserm Gewährsmann diejenigen, die der Lektüre oder der Geschichte entnommen sind — freilich sollen dann der deutsche und der geschichtliche Unterricht in derselben Hand liegen —, und auch das moderne Leben und die Umwelt kommen bei dem Leiter einer Oberrealschule naturgemäß nicht zu kurz. Eine ganze Reihe der dargebotenen und sachlich nicht uninteressanten Musteraufsätze liegen nach dieser mehr fachwissenschaftlichen Seite. Dabei wird mit Recht (S. 106) der Unterschied zwischen einer Schülerabhandlung und einer wissenschaftlichen Abhandlung hervorgehoben, umsomehr, als kein Aufsatz viel mehr denn eine Art Reproduktion sei (S. 59). Im übrigen schließt sich Wehrmann bezüglich der verschiedenen Arten von Aufsätzen im wesentlichen an das bekannte Buch von Neudecker an und teilt sie in Begriffe erklärende oder gliedernde, in begründende und in solche Arbeiten ein, die zu beiden Gattungen gehören, Was über Beschreibung und Schilderung (wo mir Linnig, R. M. Meyer, Eskuche Genaueres zu bringen scheinen), Erzählung und Abhandlung dem Schüler zu wissen not tut, wird S. 101 ff. auseinandergesetzt. Vor allem soll dieser in seinem Aufsatze eine Individualität zeigen, soll selbständig und voll Zutrauens zu sich sein und daher auch, wo eine Entscheidung zu treffen ist, vor dieser nicht zurückweichen; er soll mit Ruhe und Besonnenheit — m. E. ein Beweis dafür, daß man nicht bloß Klausurarbeiten darf anfertigen lassen — seine Gedanken sammeln, gegebenenfalls aufschreiben (hier könnte an Beethovens lehrreiche Skizzenbücher erinnert werden), gehörig ordnen, zu einem zusammenhängenden Ganzen entwickeln und so ein ihm auferlegtes Thema möglichst „erschöpfen“.

Als Leser der Arbeit, heißt es, denke der Schüler sich einen Altersgenossen gleichen Bildungsstandes und rechne mit dessen vielleicht zu erwartenden Einwendungen; daher tüftele er nicht in der Disposition und mache sich jedenfalls auch mit den Teilen der Chrie bekannt (S. 69. 73). Damit er weiß, was von ihm verlangt wird, wird er wiederholt an Voltaires Wort erinnert: faire d'un rien quelque chose. Aber er mache es selber und sehe nicht durch die Brille eines andern (S. 38 u. 53). Dagegen mag er sich über das Thema im allgemeinen vor der Niederschrift mit guten Freunden unterhalten (S. 87). Selbständig wähle er sich seine Muster unter guten Schriftstellern; sein Führer rät ihm mit einiger Zurückhaltung besonders zu Goethe (Dichtung und Wahrheit), Bismarck, C. F. Meyer und unter den Neueren zu Hauptmann, Sudermann, Fontane, v. Liliencron. Wollte er die Be-

geisterung der Jugend für Schiller (S. 22) nicht verstehen, so würden die „Abiturientenreden“ S. 289 und besonders S. 296 in seinem Buche nicht am Platze sein. Wenn der Mulus hier Luther und Schiller als die beiden bedeutendsten unter den deutschen Propheten nebeneinanderstellt, so würde das Endergebnis des Vergleiches sein, daß Schiller der Vorrang gebührt, wofern K. Heinemann mit seiner Bemerkung über Luthers Einseitigkeit recht hat (Grundriß der deutschen Literaturgeschichte S. 47 u. 59). Freilich „was der Mensch der Einseitigkeit abgewinnt, das verliert er an Kraft“, sagt Wilh. v. Humboldt; dem von der Lehranstalt scheidenden Jüngling steht es daher wohl an, dem eigenen Haus einen möglichst hellen Anstrich zu geben und seine Oberrealschule „die Schule der Gegenwart“ zu nennen (S. 298), und „nur der verdient zu leben, wer der Gegenwart und seinem Vaterlande lebt“ (Th. Birt, Unterhaltungen in Rom). Daß Wehrmann selbst aber nicht die eine Schulgattung vor andern engherzig bevorzugt, beweisen seine Bemerkungen auf S. 24 über die fremdsprachliche Lektüre.

Es bereitet großes Vergnügen, nähere Kenntnis von dem Buche zu nehmen, das in seiner Weise von dem Grundsatze aus, die Abfassung deutscher Aufsätze sei erlernbar und mithin lehrbar, eine Tat bedeutet. Äußerlich ist mir aufgefallen, daß in den Schülerarbeiten manches, wie es scheint, Mundartliche mit unterläuft, wenn man z. B. um (statt von) etwas weiß (S. 296 u. 298) oder jemand vor etwas abschreckt (S. 266). Und warum schreibt der Verfasser immer „gescheidt“ (S. 34 u. 75)? S. 39 ist wohl das Bauernfeldsche Zitat nicht ganz genau und S. 76 Z. 7 v. u. der Satz nicht in Ordnung.

3) Meisterwerke deutscher Klassiker (Chamisso, Goethe, Grillparzer, Hauff, Hebbel, Heine, Kleist, Körner, Lenau, Lessing, Schiller, Uhland). Berlin o. J., Verlag von Peter J. Oestergaard. 15 Bände. 8. geb.

Zu einer Hausbibliothek zusammengeordnet, stellen sich hier deutsche literarische Meisterwerke in einem äußerlich ansprechenden Gewande neben andere bekannte Sammlungen, die in den Händen unserer Schüler sind. Zu wünschen wäre gewesen, daß schon auf dem Titel überall darauf hingewiesen wurde, daß, wer sie erwirbt, nur eine Auswahl des Besten, also z. B. nicht Grillparzers, Hauffs, Lessings Werke, sondern Werke Grillparzers usw. (bei Lessing wie bei Schiller fehlt die ganze wissenschaftliche Prosa) seiner Bücherei einverleibt. Der Unterzeichnete ist außerdem nicht in der Lage, den Preis der Bücher anzugeben, der doch für ihre Anschaffung durch Schüler eine Rolle spielt. Namhafte Persönlichkeiten, zum Teil Schulmänner, haben die meist recht hübschen und durchweg brauchbaren Einleitungen geschrieben, die gelegentlich auch auf die vorhandenen größeren Biographien und Schulausgaben der

Dichtungen hinzuweisen nicht unterlassen (bei Grillparzer S. 7 könnte freilich das Gesagte den Anschein erwecken, als ob wir nur zur Sappho eine solche hätten, neben der überhaupt nur Ottokar, Traum ein Leben und Weh dem, der lügt! auf den Plan rücken). Gut ist die Einleitung zu Chamisso von A. Reimann, die Ludwig Geigersche zu Goethe, die sich nicht bloß als ein Ausschnitt der umfangreicheren zu den Gesamtwerken des Dichters in der Hesseschen Ausgabe darstellt, die Hauffsche von Mendheim, die zu Hebbel von Rob. Petsch, die Deetjensche zu Kleist und zumal die Holthofsche zu Lessing, annehmbar die von Schoeps zu Grillparzer und Ludwig Fränkels zu Uhland, schlecht und recht die von Hoche zu Körner und die Hermann Jantzensche zu Schiller, in der ein Hinweis auf die in jedem Falle höchst beachtenswerte Schrift über den Gebrauch des Chors in der Tragödie als eine seiner reifsten neben der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung am Platze wäre. Was O. F. Gensichen über Lenau und H. Kienzl über Heine sagen, ist für Schüler nun eben nicht berechnet, so temperamentvoll und an sich interessant des letzteren Ausführungen über den eigenartigen Dichter sind, der alles andere, nur gerade das nicht hat, wozu wir doch unsere Kinder zu erziehen suchen: die Ehrfurcht (so sehr richtig K. Heinemann, Die deutsche Dichtung S. 209). Mithin können die 15 Bände (Schiller umfaßt deren 2, Goethe 3) nicht ohne Einschränkung für den Schulgebrauch empfohlen werden. Außerdem ist auf Anmerkungen verzichtet worden; Werke, die ohne diese überhaupt nicht voll verstanden werden können (s. zu Hauff S. 8), hat man weggelassen. Sprachlich ist mir in den Vorreden mancherlei aufgefallen; auch Druckfehler — und nicht bloß in diesen — sind künftighin zu tilgen. So macht sich z. B. der „allebende Vater“ am Schlusse des Ganymed in einer Ausgabe recht sonderbar, die doch gewissermaßen Ludwig Geigers Namen trägt.

Pankow bei Berlin. Paul Wetzel.

---

Ludwig Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart. Ein Handbuch für Lehrer, Studierende und Lehrerbildungsanstalten. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1910, R. Voigtländers Verlag. 451 S. 7 ℳ, geb. 8 ℳ[1]).

Während zwischen der ersten und zweiten Auflage von Sütterlins deutscher Sprache der Gegenwart neun Jahre verflossen sind, beträgt der Zwischenraum zwischen der zweiten und dritten nur drei Jahre, sicherlich ein Beweis dafür, daß das Buch immer mehr gelesen wird und in immer weitere Kreise dringt. Dies verdient es aber auch; denn es ist ein gutes Buch, das auf der

---

[1]) Vgl. die Besprechung der zweiten Auflage in dieser Zeitschr. 1908 S. 103 ff.

Höhe der Zeit steht, da der Verfasser die neusten Forschungen des In- und Auslandes gewissenhaft berücksichtigt und den Wünschen der Rezensenten früherer Auflagen, soweit er sie für berechtigt anerkennt, überall Rechnung getragen hat.

Die Anlage des Ganzen hat sich in der vorliegenden Auflage nicht verändert, auch Zusätze sind nur in geringem Umfange gemacht worden, z. B. über das Wesen der Umgangssprache und der Standessprachen S. 19f. sowie über das zwischen vokalischem Wortschluß und Wortanfang auftretender, z. B. in oberfränkisch *berim* = bei ihm; auch sonst sind Verbesserungen wahrzunehmen. Dahin gehört unter anderem die Erweiterung der Inhaltsverzeichnisse, die nun, wenn auch nicht ganz vollständig, so doch derartig vervollkommnet sind, daß man sich durch sie und mit Hilfe der sehr ausführlichen Inhaltsangabe (S. XIII—XXVIII) leicht in dem ganzen Buche zurecht finden kann; ferner die Vermehrung der Zahl derjenigen Schriften, die zum weiteren Studium einzelner wichtiger Erscheinungen oder ganzer Abschnitte der Grammatik empfohlen werden (S. XXX). Auch Widersprüche sind beseitigt, wie der, daß die Endung -erei in *Schreierei, Rauferei* an der einen Stelle aus französischer Quelle (z. B. cochonnerie von cochon), an der andern aus deutscher (Analogiebildung nach Räuberei oder andern Ableitungen auf -ei von Schreier, Springer usw.) erklärt wird.

Daß trotzdem dem Werk noch kleine Mängel anhaften, wird man begreiflich finden, wenn man die Fülle des gebotenen Stoffes und die Schwierigkeit der Behandlung berücksichtigt. Für eine hoffentlich bald nötig werdende vierte Auflage möchte ich Folgendes bemerken:

S. 187 sind in der Anmerkung ebenso, wie dies in der darüber stehenden Hauptregel geschehen, bei den Geschlechtsabweichungen die Lehnwörter von den heimischen Ausdrücken zu trennen, also folgende Reihenfolge zu beobachten: *Gatter, Dotter, Bach, Docht; Zwiebel, Schachtel, Butter, Teller, Koffer, Wams, Lacs.*

S. 270 Anm. 3. Wie bei *Gefahr laufen* wird das Passiv auch gemieden bei *Feuer fangen, Wurzel fassen, Platz greifen, Silben stechen, Speichel lecken, Geld schneiden*, dagegen nicht bei solchen Fügungen, in denen das substantivische Akkusativobjekt nicht mehr als solches empfunden wird, wie *teilnehmen, wahrnehmen, fehlgreifen, fehlschiefsen* (vgl. auch A. Herzka im Programm der Oberrealschule zu Reichenberg in Böhmen 1910).

S. 270 Anm. 5. Ebensowenig wie bei *sich schlagen* gibt es eine Leideform bei *sich eine Strafe zuziehen, sich eine Wunde beibringen, keinen Laut von sich geben, etwas bei sich tragen; seinen Kopf aufsetzen, sein Wesen treiben, seinen Schmerz ausweinen.*

S. 277 vermißt man für den Gebrauch des Partizips von alten intransitiven Zeitwörtern statt der jetzt gebräuchlichen reflexiven ungern Schillersche Belege wie „Seltsamer Sprachen

Gewirr braust in das *wundernde* Ohr" (Spaziergang) oder „und ein *schlängelnder* Pfad leitet mich steigend empor" (Spaziergang).

S. 324 heißt es: „Der abhängige Genetiv steht gewöhnlich nach dem zugehörigen Hauptworte, in gewählter Rede aber auch vor: die Werke Schillers, Schillers Werke". Er steht aber häufig in der Umgangssprache und in der Mundart voran (wie in der Schriftsprache), wenn alte, feste Formen erhalten sind, wie z. B. *auf Schusters Rappen, auf Regiments Unkosten, in Gottes Namen, auf Gottes Erdboden, um Himmels willen, in Teufels Küche kommen, auf Freiers Füfsen, er ist so alt wie Methusalems Esel, Frankfurter Würstchen* usw. [1]).

S. 325: Wie hier *εἰς Ἅιδου* zur Erläuterung der mundartlichen Fügung bei 's Müllers herangezogen wird, so konnte öfter auf verwandte griechische Erscheinungen Bezug genommen werden, z. B. S. 381, wo von der Beiordnung statt der Unterordnung die Rede ist in Fällen wie: *Seien Sie so gut und kommen Sie* (= zu kommen). Hier konnte z. B. verwiesen werden auf Ilias XV 66: *τῶν ὕπερ ἐνθάδ' ἐγὼ γουνάζομαι οὐ παρεόντων ἑστάμεναι κρατερῶς, μηδὲ τρωπᾶσθε φόβονδε* (= *τρωπᾶσθαι*) [2]).

S. 331 wird davon gesprochen, daß in Verbindungen wie *leisen Trittes, stehenden Fufses* früher nur die starke Form des Eigenschaftswort vorkam, jetzt aber die schwache üblich ist; S. 333 wird dieselbe Sache geschichtlich genauer verfolgt, dabei aber irrtümlich der Dativ mit hereingezogen („Bodmer erlaubt: zu Gottes großem und großen Propheten"), bei dem doch jetzt durchweg die starke Biegung verwendet wird (z. B. bei schönem Wetter, in Philipps schönem Garten).

S. 342 wird auseinandergesetzt, daß von zwei Beiwörtern das eine oft eine entbehrliche Erläuterung sei, und dazu als Beispiel gegeben *der ziemlich lange Brief*. Nach meiner Ansicht ist aber ziemlich hier nicht ein Eigenschaftswort, sondern ein Adverb und bedeutet „in dem Maße, wie es sich gehört, wie man es erwartet", daher in einem nicht ganz geringen Maße. Es steht also auf einer Stufe mit „sehr, ganz" u. a., die S. 343 ganz richtig als Adverbien gefaßt worden sind („ein sehr langer Brief").

S. 345: Hier vermißt man Beispiele wie: *der Reiter sprengt dahin* (scil. das Pferd): *das Pferd sprengt dahin*; vgl. auch: *das Wasser läuft über* (das Faß): *das Fafs läuft über, das Quecksilber steigt* (im Barometer): *das Barometer steigt.*

S. 346: Mit Verhältniswörtern auf die Frage wo? und wohin? werden auch verbunden *einschliefsen* (der Knabe wird in der Kammer eingeschlossen, wenn er schon darin ist, er wird in die

---

[1]) Vgl. meine Syntax der Altenburger Mundart S. 31.

[2]) Andere hierher gehörige Fälle habe ich behandelt in der Germanisch-romanischen Monatsschrift I S. 741 f.

Kammer eingeschlossen, wenn er erst hineinkommt), *aufnehmen* (er wird in der Gesellschaft gut aufgenommen: er wird in die Gesellschaft aufgenommen), *sich festhalten* an (ich halte mich an dir fest: ich halte mich an dich).

S. 349 heißt es: „Ein Akkusativ des Inhalts steht bei einigen Zeitwörtern, die eine Meinungsäußerung bezeichnen, wie *fragen, heißen, lehren,* aber zumeist wohl nur, wenn sie noch einen Akkusativ des Ziels (Objekts) bei sich haben". Hier mußte fragen an letzter Stelle genannt und dazu bemerkt werden, daß der Akkusativ des Inhalts in guter Prosa nur aus einem neutralen Pronomen oder Adjektiv bestehen darf, z. B. *etwas, nichts, vieles, manches, dies, ein Langes und Breites.* Statt „welchen Zeitraum bist du gefragt worden" sagt man besser „nach welchem Zeitraum". So ist es selbst in der Mundart, z. B. im Egerländischen, über das Schiepek S. 214 sagt: „Bei fragen ist der doppelte Akkusativ wie in der nhd. Schriftsprache auf den Fall beschränkt, daß das innere, sachliche Objekt durch relatives oder indefinites *was*, demonstratives *das* oder durch *nichts, alles,* auch *etwas anderes, etwas Gescheiteres* u. dergl. Verbindungen mit etwas gebildet wird; sonst sagt man: nach etwas fragen". Ebenso ist es im Lateinischen bei oro, rogo, interrogo.

S. 374: „Der Dativ steht überwiegend auch nach ob". Hier mußte geschieden werden zwischen örtlicher und kausaler Bedeutung; in dieser ist der Genetiv jetzt häufiger und zwar, was hinzugefügt werden mußte, wohl unter Einfluß und nach Analogie von Fügungen mit wegen.

S. 374: „Eine ganze Reihe von Wörtern, die heute nur den Akkusativ oder den Genetiv nach sich dulden, hat früher einmal den Dativ nach sich gehabt, so gegen und wider bis in das Ende des 18. Jahrhunderts". Tatsächlich wird die Präposition gegen noch jetzt mit dem Dativ verbunden im östlichen Mitteldeutschland bei vergleichenden Zusammenstellungen, z. B. obersächsisch und altenburgisch: *er ist klein gegen mir* (vgl. auch Albrecht, Leipziger Mundart § 215).

Eisenberg S.-A. O. Weise.

---

**Rudolf Lippert, Methodisches Handbuch der deutschen Literatur.** Ein Hilfsbuch zur Vorbereitung auf pädagogisch-wissenschaftliche Prüfungen und auf den Unterricht im Deutschen. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. 486 S. 6,80 *M*, geb. 7,50 *M*.

Der Ausdruck „pädagogisch-wissenschaftliche Prüfungen" im Titel ist mißverständlich. Das Buch ist im wesentlichen, wie das Vorwort sagt, zur Vorbereitung auf verschiedene „Literaturprüfungen, so auf die zweite Lehrer- und Lehrerinnenprüfung und besonders auf das Mittelschulexamen" bestimmt. Ich kenne die Anforderungen nicht, die an solche Kandidaten gestellt werden, auch käme

eine Prüfung des Buches unter diesem Gesichtspunkt für unsere Zeitschrift für Gymnasialwesen nicht in Betracht. Aber da der Verfasser glaubt, vielen Lehrern des Deutschen dürfte das Gebotene eine erwünschte Handreichung bei ihrer Vorbereitung auf den Unterricht sein, so ist eine Beurteilung hier an der Stelle.

Es steht außer Frage, daß auch junge Oberlehrer manches für die Behandlung der deutschen Dichtungen im Unterricht aus diesem Buche lernen können. Besonders für die neuere Literatur, Klopstock, Voß, Claudius, Goethe, Schiller u. a. ist hier viel Gutes geboten, manche treffliche Bemerkung, auch seltenes Material und kräftige, gesunde Urteile wie über Hebbel. Wir sind ja zwar nicht arm an solchen Hilfsmitteln. Aber es ist immer wieder interessant, einem bewährten Didaktiker in seine Werkstatt zu blicken und zu sehen, wie er seinen Schülern die unvergänglichen Kunstwerke deutscher Dichtung nahe bringt. Er hat hier, so scheint es, sein ganzes Arbeitsmaterial vor uns ausgeschüttet, gibt bald ganze Texte, bald Proben mit Bemerkungen über ihre methodische Behandlung, bald setzt er die Texte, als aus den Lesebüchern bekannt, voraus, bald gibt er Entwürfe, bald Ausführungen zu Lehrgesprächen u. dgl. Bald wird zur Ergänzung der Ausführungen auf des Verfassers „Deutsche Dichtung" verwiesen, ein Werk, in dem er ebenfalls allgemeine Gesichtspunkte, einzelne Erklärungen und Fragen zur Vertiefung des Verständnisses gegeben hat, bald hält er es ohne Angabe des Grundes für angebracht, aus diesem Buche Abschnitte aufs neue abzudrucken. Dadurch trägt das Werk durchaus den Charakter der Ungleichheit und Ungleichmäßigkeit, und das tritt auch im einzelnen hervor.

Zum Teil beruht dies wohl darauf, daß dem Verf. zwei verschiedene Gesichtspunkte vorgeschwebt haben, einmal Übermittlung bezw. Auffrischung von Kenntnissen für das Examen, und dann Lehranweisungen über die Behandlung der Dichtungen in der Schule. Aber auch das ist nicht ganz klar, welche Schulen er im Auge hat. S. 161 sagt er z. B. unter Goethe: „Welche von diesen Gedichten unmittelbaren Unterrichtsstoff bilden können, darüber gehen je nach dem geistigen Standpunkt der Schüler die Meinungen auseinander". — Man wird nicht behaupten können, daß sich der Ausdruck durch Klarheit auszeichnet. — S. 146 aber heißt es: „Der Standpunkt, welchen die Hamburgische Dramaturgie bezüglich der unterrichtlichen Voraussetzungen einnimmt, läßt sie als eine nur für die obersten Klassen höherer Schulen geeignete Lektüre erscheinen".

Aber dies erklärt doch nicht alles, z. B. nicht die Auswahl der abgedruckten Texte. Sollte einem Seminaristen nicht Bürgers Lenore und Der wilde Jäger und manches andre Bekannte zugänglich sein? Für den Abdruck der altdeutschen Texte mag dies ja wohl der Grund sein. Aber was nützen ihnen die kleinen Bruchstücke aus Muspilli, wo noch dazu vergessen ist zu bemerken,

daß die 12 Verse dem 3. Teil angehören; der Fremdling könnte sie doch für das Ganze halten. Aus Otfrieds Evangelienbuch ist 1. die schwere Rede Christi auf dem Ölberg IV 7 (übrigens ohne Zitat) und 2. die bekannte Heimwehstelle I 18 (mit Zitat) nebst wortgetreuer Übertragung abgedruckt; daran werden Fragen über den Reim geknüpft und über den Charakter, den Otfrieds Werk durch die — moraliter, spiritaliter, mystice — eingeschobenen Betrachtungen enthält. Soll der Lernende dies aus den angeführten Proben beantworten?

Wozu dienen die 18 Strophen aus den Nibelungen, die sieben aus der Kudrun?

Die Literaturangaben sind ungleich und unzureichend. S. 5 tauchen unter dem Wessobrunner Gebet plötzlich die Denkmäler von Müllenhoff und Scherer auf, als stünden die anderen kleinen ahd. Stücke nicht darin. Unter den Nibelungen ist die Schulausgabe von Bötticher und Kinzel als nhd. bezeichnet. Unter Parzival fehlen Böttichers für die Schule wichtigen Ausgaben. Aus Böttichers Übertragung des Waltharius entnimmt der Verf. frisch und frei 240 Verse, ohne zu sagen, wer der Übersetzer ist. Statt dessen zitiert er zweimal, über und unter dem Text „Bötticher und Kinzel, Denkmäler“. Bei Walther wird zwar einiges aus meiner Übersetzung abgedruckt, meine Schulausgabe aber nicht erwähnt. Von der ganzen Lyrik von Walther werden 5 Lieder abgedruckt; Hartmann, Hausen u. a. fehlen ganz, Reinmar, der Lehrer Walthers, steht nach diesem. Walter und Waltari ohne h zu schreiben, Neithart aber mit h ist irreführend.

Kurz, das deutsche Mittelalter ist hier trotz der ihm gewidmeten 61 großen Oktavseiten nicht auf der Höhe, auch wissenschaftlich nicht. Es sei nur erwähnt, daß der Verf. noch an eine altgermanische Tiersage glaubt. Und zur Kennzeichnung seiner Auffassung setze ich die Fragen hierher, mit denen er vor seinen Seminaristen Hartmanns Armen Heinrich würdigt: 1. Inwiefern lassen sich gegen die Art, wie der Dichter an verschiedenen (hier weggelassenen) Stellen ein erst zwölfjähriges Mädchen fühlen und reden läßt, starke psychologische Bedenken erheben? — 2. Wieso beeinträchtigt die Schilderung des Verhaltens des Mädchens nach der Vereitelung der Selbstaufopferung die dichterische Wirkung? — 3. Der arme Heinrich, ein Kulturbild aus dem deutschen Mittelalter. — So wird eine der schönsten und edelsten deutschen Dichtungen unsern jungen Lehrern nahe gebracht! Ich verweise demgegenüber auf die neue Wertung von Kuno Francke.

Von solchen Verirrungen hält sich der Verf. in dem größten, der nhd. Literatur gewidmeten Teil fern. Auch hier ist ja einiges zu beanstanden, doch ohne daß dadurch die Anerkennung der vielen guten methodischen und sachlichen Bemerkungen beeinträchtigt werden soll.

Ungeeignet für den Zweck des Buches ist es, die Dichtungen

des 16. und 17. Jahrhunderts zum Teil in der alten Schreibweise zu bieten.

Gryphius möchte der Verf. am liebsten ausscheiden. Wäre nicht besser Pfeffel zu entbehren?

Opitz' Verslehre wird nicht richtig beurteilt. Daß er die alte deutsche freie Behandlung der Senkungen und das Wesen der Dipodie verkannt hat, wird nicht hervorgehoben. Die Dipodie wird nirgend erwähnt, daher auch Klopstocks Rhythmus verkannt. Denn der Verf. will (S. 117) „durch lautes Vorlesen einiger Oden die oben genannten (griechischen) Versmaße zur Geltung bringen". Ich darf den Verf., um nicht oft Gesagtes zu wiederholen, auf meine Klopstock-Ausgabe S. 21 und Literaturgeschichte S. 190 verweisen. Er steckt noch ganz in „der modernen Messung nach Versfüßen" (S. 170).

Die Unterscheidung von Ballade und Romanze ist anfechtbar.

In der Besprechung der Hamburger Dramaturgie fehlt Bildung der dramatischen Fabel, Wesen der Handlung, Charaktere u. a.

Minna von Barnhelm 1763 beendet?

Emilias Schuldfrage zu dürftig. Ebenso das über Herders Volkslieder Gesagte.

Der Erlkönig hat einen Fischschwanz?

1184 gab es keinen Ritterschlag in Deutschland.

S. 275 steht zweimal „sentimentale Dichtung".

Sudermanns „Heimat" ist behandelt, Hauptmann und Wildenbruch sind übergangen. Absichtlich?

Friedenau. Karl Kinzel.

---

Friedrich Seiler, Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes. III. Das Lehnwort der neueren Zeit. Erster Abschnitt. Halle a. S. 1910, Buchhandlung des Waisenhauses. XVI u. 430 S. 8. 6 ℳ.

Die beiden ersten Bände von Seilers Werk haben 1905 und 1907 die zweite Auflage erlebt; sie sind weithin bekannt und nicht nur zum persönlichen Studium, sondern auch im Unterricht viel benutzt. Der erste Band behandelt die Periode bis zur Einführung des Christentums, der zweite die Periode von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit; die ursprüngliche Absicht war, es dabei bewenden zu lassen. Seiler hat sich nun doch zur Weiterführung des Werkes bis auf die Gegenwart entschlossen und damit zu dem umfangreichsten Teil der Aufgabe. Er sagt, in den vier Jahrhunderten seit 1500 seien weit mehr fremde Wörter aufgenommen, als in den anderthalb Jahrtausenden vorher. Das ist auch schon äußerlich zu sehen: dieser starke dritte Band umfaßt nur die Hälfte des Stoffes, es fehlt der vierte Band, der nur aus äußerlichen Gründen von dem dritten abgesondert, mit ihm eine innere Einheit bildet. Trotzdem ist auch

hier ein Register beigegeben, um den Band schon vor Erscheinen des Schlusses leicht benutzbar zu machen. — In den ersten Bänden war das Lehnwort von dem Fremdwort streng geschieden; dieser Unterschied ist hier aufgegeben, weil er sich nicht mehr durchführen ließ, so daß wir nun also eine zusammenfassende Behandlung aller Fremdwörter der lebenden Sprache vor uns haben, so weit sie in den Gebrauch der Gebildeten übergegangen sind.

Es könnte scheinen, als wäre es heute wenig an der Zeit, den Fremdwörtern so viel liebevolle Arbeit zu widmen, da man wieder einmal einen erbitterten Kampf gegen sie führt. Aber Seiler hat schon im zweiten Bande gegen die seiner Ansicht nach übertriebenen Sprachreinigungsbestrebungen Stellung genommen und kommt auch hier immer wieder darauf zurück, die relative Berechtigung der fremden Gäste zu betonen, die ja innerhalb bestimmter Grenzen auch anzuerkennen ist. Er geht dabei zunächst vom geschichtlichen Standpunkt aus: die Sprache war zugleich mit dem geistigen Leben des Volkes verarmt; da bot die höhere Kultur, die den Deutschen aus der Literatur des Altertums oder als französische Bildung zufloß, eine Menge von Begriffen, die der eigenen Sprache fehlten. Es ist in solchen Fällen sehr schwer, gleich wirklich deutsche Wörter zu prägen, und die Gelehrten können nicht warten, bis das glückt. Übrigens werden die Fremdlinge in vielen Fällen später, wenn auch oft erst nach sehr langer Zeit, wieder ausgestoßen, wenn hinterher wirklich gute deutsche Wörter entstehen. Denn der Vorwurf, daß durch die aus der fremden Sprache übernommenen Ausdrücke gute deutsche verdrängt seien, ist in seiner Allgemeinheit unberechtigt; in der Regel ist das fremde Gut eingeführt, eben weil keine deutschen Wörter vorhanden waren. Besteht aber beides nebeneinander, so sollen wir dankbar sein für die Mehrzahl der vorhandenen Wörter, die Gelegenheit gibt, in der Darstellung zu wechseln oder feinere Nüancen zu schaffen. — Andere Fremdwörter verteidigt Seiler mit dem Hinweis auf den Weltverkehr der neuen Zeit, weil sie „international verständlich, in allen Sprachen gut aussprechbar und . . . von angenehmem Wohlklang“ seien. Auch weist er, wie schon im 2. Bande, auf den Mangel vieler neu geschaffenen Verdeutschungen hin, daß man auf schwerfällige, zusammengesetzte Wortbildungen verfallen ist, die an sich nicht schön sind, die zu Ableitungen wenig brauchbar sind, und die dem Ausländer die Aneignung der deutschen Sprache erschweren, also ihre Ausbreitung im Weltverkehr hindern. Seiler beklagt sich, daß man nicht einmal den Versuch gemacht habe, ihm auf diese Gedanken, die schon im 2. Bande vorgetragen seien, etwas zu entgegnen, sondern sie einfach tot geschwiegen habe. Ich halte es ja im ganzen für sehr wohltätig, daß von einem Manne, der sich nun Jahre lang eingehend mit diesem aus der Ferne angeeigneten Besitztum der Deutschen beschäftigt hat, der erkannt hat, daß sich darunter die

wichtigsten Kulturbegriffe unseres Volkes befinden, und der deshalb Liebe gewonnen hat zu diesen viel befehdeten Ausdrücken, einmal auch für sie eine Lanze eingelegt wird. Folgen kann ich ihm doch nicht überall. So nicht, wenn er sagt: „Telefunken ist die glückliche Zusammensetzung eines griechischen und deutschen Wortes, Automobil des griechischen *αὐτός* und lateinischen mobilis, also ein Ding, das sich von selbst bewegt, ein brauchbares und wohlklingendes Wort, das seine Lebensfähigkeit durch volkstümliche Abkürzungen (Auto, Moppelchen) und Ableitungen (Autler, autlen) bewiesen hat". Und dann betont er zwar, daß er auf gute, lebensfähige Verdeutschungen selbst, wo sich die Gelegenheit dazu bot, hingewiesen habe, aber man vermißt öfter ein freundliches, anerkennendes Wort für die von nationalem Sinn erfüllten Männer, die doch schon manches Gute auf diesem Gebiete gestiftet haben.

Jedoch diese ganze Frage, so sehr sie an sich unser Interesse in Anspruch nimmt, ist gegenüber dem eigentlichen Ziel des Buches Nebensache. Es gilt die gesamte Masse der aufgenommenen Fremdwörter in kulturgeschichtlich begründeter Darstellung zu vereinigen. Seiler hebt hervor, daß die endgültige Lösung dieser Aufgabe schwierig, ja unmöglich war, weil für solche Zwecke die Vorarbeiten nicht ausreichen. Um die kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, dazu war es vor allem nötig, die Zeit der Aufnahme für jedes Fremdwort genau zu erforschen. Seiler ist ja nun bestrebt gewesen, so weit es in den Kräften des einzelnen steht, das zu erreichen oder wenigstens anzubahnen: wo es irgend möglich war, ist für jedes einzelne Wort das Jahr oder wenigstens das Jahrhundert festgestellt, wo es zuerst in Deutschland belegt ist. Eine Erschöpfung dieser Frage aber kann der einzelne Gelehrte nicht bieten; eine wirkliche Geschichte des Fremdwortes, sagt Seiler mit Recht, ist erst in ferner Zukunft denkbar, wenn einmal ein allgemeiner Thesaurus der neuhochdeutschen Sprache geschaffen sei, der auch die in den bisherigen Wörterbüchern stark vernachlässigten Fremdwörter enthalte. Erst wenn für jedes Fremdwort die Stunde des Einzuges in Deutschland ergründet ist, läßt sich der Zusammenhang mit der Entwickelung unserer Kultur mit Sicherheit angeben. Trotzdem hat Seiler den kühnen Wurf gewagt, er hat mit eisernem Fleiß zusammengesucht, was schon jetzt zu finden war, und hat so ein Werk zustande gebracht, für das wir ihm zu warmem Dank verpflichtet sind, das schon jetzt manchem unentbehrlich scheinen wird, und das den gesuchten kulturgeschichtlichen Zusammenhang in sehr vielen Punkten scharf und bestimmt hervortreten läßt. Am meisten würde wohl der Verfasser sich freuen, wenn er die Forschung auf diesem wenig bebauten Felde in Schwung brächte, und wenn sich dabei seine Leistung als sichere Grundlage erwiese; und das wird sie tun, davon bin ich überzeugt.

Die Darstellung beginnt mit einer Einleitung über die Ursachen, die Wege und die Richtungen der Entlehnung, wobei der letzte Ausdruck sich auf die Frage bezieht, ob ein Wort zuerst vom niederen Volke aufgegriffen und dann allmählich in die höheren Gesellschaftsschichten emporgestiegen ist, oder ob es umgekehrt den Weg von oben nach unten genommen hat. Es folgen drei Kapitel, welche die Frage nach der Herkunft in den Vordergrund stellen: das Lateinische als Quelle der Fremdwörter in der älteren Zeit des Neuhochdeutschen; lateinische und französische Elemente in der Wortbildung; der Wortschatz, der aus dem Französischen gewonnen ist. Nachher aber ist der Stoff geordnet nach den Lebens- und Kulturgebieten, denen die entlehnten Wörter angehören. Davon kommen in diesem Bande noch zur Behandlung das häusliche Leben, das wirtschaftliche Leben, Literatur und Kunst, endlich Wissenschaft. Für den Schlußband, der in zwei Jahren erscheinen soll, stehen dann, wie Seiler mir mitteilt, noch aus die Kapitel über das Staatswesen, das Militärische, die Umgangssprache, die Natur, fremde Völker, das Englische und die Studenten.

Auf Einzelheiten einzugehen, hat keinen Zweck. Die wichtigsten Begriffe, z. B. der Genius, das Genie, sind ausführlicher behandelt, bei andern hat sich die Darstellung auf eine möglichst knappe Hervorhebung der Hauptsachen beschränken müssen, um nicht ins Maßlose anzuschwellen. Man findet daher überall einen sicheren, festen Anhalt, muß sich aber für Genaueres auf jenen Thesaurus der deutschen Sprache vertrösten. Goethe schreibt am 21. August 1774 an F. H. Jacobi: „daß . . . sich sein Charakter, seine Taten mit Charakteren und Taten in mir amalgamierten und so mein Clavigo ward: das ist Glück“. Wie weit ist dieser Plural Charaktere im Sinne von Charakterzügen verbreitet? In dem Abschnitt über „Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt“, am Ende des Bandes „Italien“ sagt Goethe über die Vorzüge dieser Darstellungsweise: „Wir lernen diese (die weibliche Natur) dadurch nur desto besser kennen, weil sie jemand beobachtet, jemand überdacht hat und uns nicht die Sache, sondern das Resultat der Sache vorgestellt wird“, d. h. das Bild der Sache, wie es von einem anderen Geiste zurückgeworfen wird, die aus dem Spiegel zurückspringenden Lichtstrahlen (resultare). Das ist ein Sprachgebrauch, der auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes zurück geht. Wann hat er gelebt? Aber wie gesagt, das geht über die Grenzen dieses Werkes hinaus.

Ich wünsche dem Buche, daß recht viele sich hinein vertiefen, um zu sehen, welchen Schatz die deutsche Sprache in solchen Wörtern besitzt, und daß dann recht viele mitarbeiten, um die Sache weiter zu fördern.

Neustrelitz. Th. Becker.

---

R. Agahd, Lateinische Syntax. Leipzig 1909, B. G. Teubner. VIII u. 56 S. kart. 1 M.

Obiges Büchlein ist neben den vielen Lehrbüchern der lateinischen Grammatik, die die letzten Jahrzehnte gebracht haben, ohne Frage der Beachtung wert, da es manches Neue und Eigenartige bietet, was immerhin nähere Prüfung verdient. Das Neue liegt namentlich in der Anordnung und Gruppierung der Regeln, bei der Verf. bestrebt ist, das bloße Erlernen äußerlich aneinandergereihter grammatischer Tatsachen 'zugunsten einer verstandesmäßigen Einsicht in das Wesen grammatischer Erscheinungen zurückzudrängen'. In der ersten Hälfte des Heftes sind freilich, abgesehen von hübschen Vorbemerkungen, wie sie § 1 und § 11 bieten, keine neuen Bahnen eingeschlagen. In den ersten drei Abschnitten (I. 'das Wichtigste über die Teile und den Aufbau des Satzes', d. h. im wesentlichen die Lehre von der Übereinstimmung der Satzteile; II. 'Bedeutung und Gebrauch der Formen der Nomina', d. h. Kasuslehre; III. 'Bedeutung und Anwendung der Formen des verbum infinitum') ist die Anordnung die hergebrachte. Daß er in der Kasuslehre dabei bleibt und diese nicht etwa schematisch nach den Satzteilen gliedert, begründet Verf. im Vorwort S. III m. E. richtig. Daß freilich die Behandlung des Genitivs von dem Genitiv bei Verben ausgeht, kann ich nicht als einen Fortschritt ansehen; denn der Genetiv dient doch in erster Linie zur näheren Bestimmung eines Nomens. Mehr Neues bieten die folgenden Abschnitte. In der Tempuslehre zunächst werden scharf drei Elemente unterschieden, die Zeitstufen (Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft), die Aktionen (actio *durativa* und *factitiva*, eine Scheidung, die mit Recht auf die Zeitstufe der Vergangenheit beschränkt wird) und die Relationen oder Beziehungen, in denen mehrere Handlungen zu einander stehen können, also die Relationen der Gleichzeitigkeit, des Abschlusses (der Terminus scheint mir freilich nicht glücklich gewählt; ich würde trotz der Erörterung S. V bei 'Vorzeitigkeit' bleiben) und des Bevorstehens; namentlich wird Wert darauf gelegt, die Relation von der Aktion scharf zu trennen. Diese Scheidung ist ohne Frage wichtig für eine klare Auffassung der verschiedenen Verhältnisse und verdient deshalb volle Anerkennung. Aber einmal möchte ich die Aktion der vollendeten Handlung nicht mit dem Verf. ganz streichen, obwohl das z. B. schon Kohlmann im Programm von Eisleben 1881 verlangt hat; anderseits läßt sich für die hergebrachte Darstellung doch geltend machen, daß die 'Relationen' in ihrer Bedeutung sich ohne Frage aus den 'Aktionen' entwickelt haben; z. B. eine in einem bestimmten Zeitpunkte der Vergangenheit noch dauernde (in 'ihrer Dauer beobachtete' sagt Verf.) oder schon vollendete Handlung steht naturgemäß zu einer anderen Handlung der Vergangenheit im Verhältnis der Gleichzeitigkeit oder Vorzeitigkeit. Dies tatsächliche Verhältnis hätte ruhig angedeutet werden können.

Bei den Modi § 60 werden Realis, Potentialis und Irrealis in üblicher Weise geschieden, dagegen die sonst gewöhnlich aufgestellten Modi der unabhängigen Begehrssätze (hortativus, prohibitivus, optativus, concessivus, deliberativus) unter der einen Bezeichnung Finalmodus zusammengefaßt, um 'den Schüler der Mühe zu überheben, sich das Heer dieser Konjunktive anzueignen'. Ich meine, so schlimm ist diese Mühe doch nicht; und die Scheidung der verschiedenen Bedeutungsschattierungen ist m. E. für das Verständnis des Konjunktivs wichtig genug, ja kaum zu entbehren. Weit eher kann ich mich mit der dann folgenden Behandlung der einzelnen Satzarten befreunden. Da 'die Anwendung der Modi prinzipiell die gleiche in unabhängigen wie in abhängigen Sätzen' ist, so werden diese beide bei den einzelnen Satzarten jedesmal zusammen behandelt. So heißt es z. B. § 64, daß die unabhängigen Kausalsätze im Real, gelegentlich auch im Potential oder Irreal stehen; dieselben Modi, zu denen dann freilich noch der coni. obliquus hinzutritt, gelten dann auch für die abhängigen Kausalsätze. Freilich läßt sich die Methode nicht überall durchführen, da z. B. die Bedingungs- und Vergleichungssätze nur in abhängiger, die Wunschsätze nur in unabhängiger Form vorgeführt werden (doch hätten im letzteren Falle wohl die abhängigen Wunschsätze mit *dum*, *dummodo*, *modo* angeschlossen werden können). Auch sonst bin ich zweifelhaft, ob diese Vermischung von Haupt- und Nebensätzen nicht ihre Gefahren für eine klare Auffassung hat; aber immerhin käme es da auf eine Probe an.

Die ganze Anordnung und Anlage ist somit wohl der Beachtung wert; im einzelnen freilich macht mir das Buch manchmal noch mehr den Eindruck eines Entwurfes, der zeigen soll, wie man die Sache ordnen und anfassen kann, als den eines für die Bedürfnisse des Schülers voll durchgearbeiteten Lehrbuches. Zu dürftig sind mehrfach die Beispiele; sie sind nicht 'auf das Notwendige', sondern gelegentlich über das zulässige Maß hinaus beschränkt. Daß z. B. Substantive bisweilen auch im Ablativ attributiv stehen (§ 3, 3), ist dem Schüler ohne Beispiel unverständlich, ebenso § 48, 2 der Dativ des Gerundivs als dat. commodi bei Titeln, wie denn der ganze Paragraph reichlich dürftig ist. Ein Beispiel ist auch nötig § 25 Anm. 2 für das fehlende *quam* nach *plus*, *minus* etc.; für das perf. logicum § 52, 2 $\beta$, dessen Verständnis dem Schüler zunächst gar nicht so leicht fällt, waren mehr und treffendere Belege nötig als das nichtssagende *recte dixisti*. § 61 Anm. ist der kurze Hinweis auf die Modusangleichung (sog. attractio modi) ohne Beispiele unverständlich. Nun gar § 88, 3 bei Behandlung der or. obliqua wird der (übrigens ganz entbehrliche) Zusatz: 'auch ein im ursprünglichen acc. c. inf. oder Nebensatz stehendes Pronomen der 2. Person wird in der indir. Rede Reflexivpronomen, wenn das Subjekt des nächstregierenden Satzes urspr. 'du' oder 'ihr' hieß' ohne Beispiel selbst dem Verständnis

des Lehrers Schwierigkeiten bereiten können. Auch S. 52 „hinter Adjektiven heißt es (sc. quidam) manchmal: geradezu“ usw. ist ohne Beispiel unverständlich.

Auch sonst läßt sich von einzelnen manches anzweifeln. § 3, 4 b sollte der Ausdruck 'prädikative Attribute', der doch eigentlich einen inneren Widerspruch enthält, vermieden werden. Wenn an derselben Stelle der Gebrauch eines prädikativen *invitus, solus, ipse*, eines *primus* in *equites primi redierunt* mit Ausdrücken wie *media in insula* auf eine Stufe gestellt wird, so fördert das gewiß nicht das Verständnis; hier hätte geschieden werden müssen. § 5 a: bei mehreren sachlichen Subjekten ist der Singular des Prädikats nicht: 'nicht selten', sondern geradezu Regel. § 5 d wird *id quod* in Beziehung auf einen ganzen Satz erwähnt, aber nicht das einfache *quod*. § 8, 3 würde ich *habitare* c. acc. streichen; der transitive Gebrauch des Verbs erleidet doch starke Beschränkungen. § 13 a neben *quaero aliquid ex te* die Verbindungen *quaerere ab* und *de* wegzulassen, liegt kein Grund vor. § 15 Anm. erscheint unter den Komposita mit *con-* wieder *communicare*; wie heißt denn das Simplex? § 16 a war das seltene *vacare* c. dat., zumal bei der sonst geübten Beschränkung auf das Nötige, entbehrlich. § 20, 4 Anm. 2 ist die Rede von 'gehören' = *esse* c. gen., 'wenn der Besitzer betont ist'; klar wird die Sache doch erst durch die Gegenüberstellung von esse c. dat. § 23 d war doch wohl zu erwähnen, daß *natus ex* (*de*) c. abl. stehen muß, wenn die Eltern durch ein Pronomen ausgedrückt sind. § 25 wird der Abl. comparationis = quam c. acc. ganz ohne Grund auf den acc. c. inf. beschränkt; Sätze wie *humana omnia inferiora virtute ducere, nihil hoc vidi indignius, di hominibus nihil mente praestabilius dederunt* sind auch klassisch ganz gewöhnlich. § 20, 3 *domi* mit possessivem Attribut kann nicht bloß ohne Attribut gebraucht werden; es ist das durchaus die Regel. § 35, 3: die Umschreibung mit *fore ut* (das vorangestellte und allein durch ein Beispiel belegte *futurum esse ut* ist ungleich seltener) steht durchaus nicht bloß dann, wenn der inf. fut. sich nicht bilden läßt. § 38, 1 Anm.: *volo* steht c. acc. c. inf. bei gleichem Subjekt nicht bloß dann, wenn der Infinitiv passivisch ist. § 40 scheint mir die 'praktische Regel' für die Anwendung von *iubeo* und *veto* reichlich breit und umständlich zu sein. § 49 Anm. 2 konnte leicht darauf hingewiesen werden, wie sich zunächst auffallende Konstruktionen wie *spes urbis potiendae* erklären. § 52 a 1: kann man von einer 'Erzählung' zukünftiger Ereignisse reden? § 63, 2 Anm. hätte es genauer heißen müssen, die Umschreibung mit *-urus fuerim* trete ein, wenn das Verb ein part. fut. act. (nicht: ein Supinum) hat. § 68, 1: ist der Konjunktiv bei cum historicum wirklich ein coni. *obliquus*? § 73: die unabhängigen Wunschsätze werden doch nicht immer durch *utinam* eingeleitet, sondern nur bei irrealem Prädikat. § 76, 2 würde ich das erst seit Tacitus belegte *poscere ut* streichen

oder doch mindestens nicht an die Spitze der aufgezählten Verba stellen. S. 42 Fußnote ist der Ausdruck schlecht: 'bei dem Unabhängigsetzen'.

Drei Anhänge geben noch einige Übersichten für Wiederholungen, einige sehr knappe Bemerkungen über die Pronomina sowie einiges über die beiordnenden Konjunktionen; auch hier kann mehrfach gebessert werden. S. 48 *facere non possum, quin* gehört m. E. nicht zu den Begehrssätzen, sondern ebenso wie *fieri non potest, quin* zu den Folgesätzen; auch hätte eine Vorbemerkung über Ableitung und Bedeutung von *quin* nicht geschadet. Bei den Verben des Beschließens stehen Aufforderungen niemals im acc. c. inf. In Sätzen wie *Caesar Rhenum sibi transeundum esse statuit* ist der acc. c. inf. ganz regelrecht im Sinne eines Aussagesatzes gebraucht; daß etwas geschehen soll oder muß ist durch das Gerundiv ausgedrückt. § 52a: nicht bloß vor *c, q, h*, sondern auch vor *g* wird *ac* vermieden.

Doch ich breche ab mit diesen Einzelheiten, von denen ich freilich noch mehr anführen könnte. Ich habe nur zeigen wollen, daß das Buch im einzelnen noch der Nachbessernng dringend bedarf; aber ebenso sicher ist auch, daß es sich durch eine solche bei seiner ganzen Anlage zu einem recht brauchbaren Unterrichtsmittel gestalten läßt. Freilich muß der Verf. nicht seinen Ruhm darin suchen, wie er es jetzt am Schlusse des Vorwortes tut, daß er den ganzen Stoff auf 53 Seiten bewältigt hat. Denn das ist doch zum großen Teil durch Mittel erreicht, die ihre sehr bedenkliche Seite haben, durch die übermäßige Beschränkung der Beispiele, durch die hier und da zu knappe und unvollständige Fassung der Regeln, durch reichlich kleinen und engen Druck, der m. E. durch Absätze und Kolumnen weit mehr für die Übersichtlichkeit tun könnte und namentlich auch die reichlich starke Anwendung von Abkürzungen vermeiden müßte (vgl. z. B. § 81, 2 Anm.).

Sonst ist der Druck gut und korrekt. Druckfehler: S. VIII Z. 13 v. o. verbum finitum statt *in*finitum. S. 19 Z. 8 v. o. 'in' statt 'bei'. Ein paarmal ist 'indeß' gedruckt, obwohl die neuere Rechtschreibung 'indes' verlangt.

Norden (Ostfriesland). Carl Stegmann.

---

Benselers Griechisch-deutsches Schulwörterbuch. Dreizehnte, erweiterte und vielfach verbesserte Auflage, bearbeitet von Adolf Kaegi. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. XII u. 1009 S. Lex. 8. geb. 8 *M*.

Kaegi hat durch seine beiden Schulgrammatiken und seine Übungsbücher, durch die neue Herausgabe von Autenrieths Homerwörterbuch sowie durch die Bearbeitung des Benselerschen Schulwörterbuches, die er von der 10. Auflage (1896) an besorgt hat, sich große Verdienste um den griechischen Unterricht erworben.

Wie er bei dem vorliegenden Wörterbuche fortgesetzt um weitere Ausgestaltung bemüht ist, läßt schon der äußere Umfang erkennen: die 11. Auflage 1900 hatte nur 916 Seiten, die 12. Auflage 1904 981 Seiten. Erweitert wurde das Wörterbuch in der jetzigen Auflage vornehmlich durch Übernahme des Wortschatzes der *Ἀθηναίων Πολιτεία*, der sämtlichen fünfzehn Hefte des Florilegium Graecum Afranum, der Auswahl aus den griechischen Philosophen von Weißenfels und der Graecitas Ciceroniana (nach dem Index der Ausg. Orelli-Baiter); auch wurden die Formen und Lesarten der weitverbreiteten Cauerschen Homerausgabe berücksichtigt in der Weise, daß z. B. bei den Verben auf *άω* neben den „alten“ offenen Formen jedesmal die episch „zerdehnten“ stehen, so daß der Schüler das Wörterbuch nunmehr bei jeder Homerausgabe gebrauchen kann. Nachdem auch schon in der vorletzten (12.) Auflage die Eclogae von Stadtmüller und das Lesebuch von Wilamowitz aufgenommen waren, ist der Literaturkreis jetzt in einer Weise erweitert worden, daß der Schüler, der sich bei seinen Gymnasialstudien des Wörterbuches von Benseler-Kaegi bedient, wohl niemals sich im Stich gelassen sehen wird; und auch für den angehenden Philologen wird es ausreichen. Ergänzungen in der Exegese und in den sogenannten Realien sind manche hinzugekommen.

Eine wesentliche Veränderung, die in der vorliegenden Ausgabe vorgenommen ist, besteht darin, daß das Wörterbuch jetzt nicht mehr die von Benseler eingeführte Teilung der Wörter in zwei Klassen (I. die in den regelmäßig gelesenen Schriftstellern, II. die in den seltener in Schulen behandelten Schriftwerken vorkommenden Wörter umfassend) beibehält, was durch verschiedenen Druck der Stichwörter angedeutet war, sondern daß jetzt alle Wörter gleich behandelt werden, also auch nicht verschieden gedruckt sind; eine entschiedene Besserung, wenn man berücksichtigt, daß die frühere Scheidung immerhin geeignet war, den Anfänger zweifelhaft zu machen. Dafür findet er jetzt häufiger die Bezeichnung sp., N. T. u. dgl. Auf richtige Schreibung (z. B. *μεί-γνυμι*, *Φλειοῦς*, *οἰκτίρω* u. a.) wird Gewicht gelegt, auch die Quantität angegeben, wo sie nicht an sich ersichtlich ist. Unter den Stichwörtern sind auch die von dem Anfänger nicht leicht zu erkennenden Formen angegeben (*βλήεται*, *μέμβλεται*, *ἐσσά-μενος* u. v. a.), so daß der sich vorbereitende Schüler, auf den das Wörterbuch überhaupt in weitgehender Weise Rüchsicht nimmt, auch hier immer die gewünschte Hilfe finden wird. Als Stichwort fehlt *οἴομαι*, es findet sich nur *οιμαι* (so! denn nicht selten ist im Druck Spiritus oder Akzent abgesprungen, manchmal beides) mit Verweisung auf *οἴω*. Durchweg ist Kaegi bestrebt, seine Angaben so zu machen, daß sie der neuen Textgestaltung der Schulschriftsteller entsprechen. In bezug auf Eigennnamen ist eine absolute Vollständigkeit in einem Schulwörterbuche nicht zu er-

warten, auch nicht aller derjenigen, die in den in Betracht kommenden Schriftstellern begegnen. Verf. hat ganz recht, wenn er Namen, die an der Stelle, wo sie stehen, selbst ihre Erklärung finden oder nur aus dieser Stelle bekannt sind, unerwähnt läßt (wie z. B. Kleobis, Biton); dagegen werden die irgend bedeutsamen Namen eingehend genug besprochen (vgl. z. B. *Κλεομένης*, *Κρῖσα*, *Ἐχῖναι* u. v. a.; auf dieses letztere hätte bei *Δουλίχιον* „echinadische Insel" verwiesen werden sollen). Durchmustert man neben diesen auch Artikel wie *ἄρχων*, *βουλή*, *λόχος* und ähnliche sachlichen und geschichtlichen Inhalts, so erkennt man, daß der Anfänger auch ein ausreichendes Realwörterbuch zur Hand hat. In den Angaben über Etymologie ist Kaegi nach wie vor zurückhaltend und bringt nur die schon zu allgemeiner Anerkennung gelangten Herleitungen; es wird auch meist nur das Lateinische und die Sprachstufen des Deutschen herangezogen, doch stets, wo nötig, die griechische Grundlage mitgeteilt.

Eine willkommene Beigabe ist der „Anhang" (S. 1006—1009), der das Wichtigste von der Zeitrechnung und den Festen enthält (insbesondere einen attischen Festkalender), sodann eine tabellarische Übersicht der gebräuchlichsten Maße, Gewichte und Münzen und schließlich eine Tabelle der Olympiadenjahre, verglichen mit den Jahren ante Christum natum und ab urbe Roma condita.

So ist das Wörterbuch in seiner neuen Gestalt ein zuverlässiges wissenschaftliches Hilfsmittel für die in betracht gezogenen Literaturkreise, die offenbar mit Umsicht und großer Gewissenhaftigkeit durchmustert sind.

Hanau. O. Wackermann.

---

**Stephan Haupt, Hellas.** Griechisches Lesebuch. I. Teil: Text; II. Teil: Erklärende Anmerkungen und fortlaufendes Wörterverzeichnis. Leipzig und Wien 1910, Freytag und Tempsky. 245 und 286 S. 8. je 2,50 *M* = 3 *K*.

Auf dem nur acht Jahreskurse umfassenden österreichischen Gymnasium beginnt der griechische Unterricht in der III. Klasse (unserer IV), die Schriftstellerlektüre in der V. (O III) mit — wie es in dem letzten Normallehrplan von 1909 heißt — „Xenophons Anabasis oder einer Auswahl aus seinen Hauptwerken nach einer Chrestomathie. An Stelle Xenophons kann auch Arrians Anabasis (in Auswahl) treten". Dazu kommt Iliaslektüre. Diese wird im ersten Semester der VI. Klasse (U II) fortgesetzt, im zweiten folgt „Auswahl aus Herodot mit besonderer Berücksichtigung der Perserkriege. Daneben nach Möglichkeit Lektüre einer Biographie des Plutarch". In der VII. (O II) folgen zunächst „ausgewählte Partien aus Homers Odyssee", im zweiten Semester: „Demosthenes: zwei kleinere Staatsreden oder eine größere (die

III. Philippische); Platons Apologie. Bei erweiterter Stundenzahl[1]) Partien aus Thukydides oder eine Tragödie des Sophokles". Für die VIII. Klasse (I) heißt es: „Ein größerer und ein kleinerer Dialog Platons oder eine Auswahl bedeutsamer Abschnitte aus seinen Schriften. Dann einige Proben aus Aristoteles. Eine Tragödie des Sophokles oder Euripides. Nach Tunlichkeit Fortsetzung der Lektüre Homers (Stegreiflektüre)". In einer „Bemerkung" lesen wir dann noch: „Von der sechsten Klasse an ist die Schullektüre nach Möglichkeit durch kontrollierte Privatlektüre zu ergänzen. Für diese kann eine geeignete Chrestomathie gebraucht werden". Zur Beurteilung des möglichen Umfanges der Lektüre in unserm Nachbarreiche weise ich noch darauf hin, daß in der V. und VI. Klasse je eine Wochenstunde Grammatik, in der VII. und VIII. „in jedem Semester drei Kompositionen und zwar Übersetzungen aus dem Griechischen in die Unterrichtssprache (Übersetzungsübungen aus der Unterrichtssprache ins Griechische nur nach Erfordernis)" vorgesehen sind — und sodann, daß den 36—40 griechischen Wochenstunden in den deutschen Bundesstaaten (31—32 im Frankfurter Lehrplan) nur 28 (29) in Österreich gegenüberstehen. Der ausführliche Kommentar, den Haupt seiner Chrestomathie beigegeben hat, läßt vermuten, daß er vornehmlich die Bedürfnisse der Privatlektüre hat befriedigen wollen. Der Inhalt umfaßt Prosa und Poesie und ist nach den Klassen geordnet. Der prosaische Teil bringt für die V. eine Auswahl aus Xenophons Anabasis, Hellenika, Kyrupaidie und Herkules am Scheidewege aus den Memorabilien; ferner Stücke aus Arrians Anabasis und aus Lykurgs Leokratea; für die VI. Abschnitte aus mehreren Biographien Plutarchs, die Schlacht im Teutoburger Walde aus Kassius Dion, Stücke aus dem Vandalen- und Gothenkriege von Prokop (!), Lysias' Rede für den Invaliden und Abschnitte aus Aristoteles' Staat der Athener; für die VII. eine Auswahl aus Thukydides, Teile der Rede des Lysias gegen Eratosthenes und solche aus Aischines' Rede gegen Ktesiphon und Demosthenes' Kranzrede; für die VIII. endlich Stücke aus Aristoteles' Nikomachischer Ethik, Politik und Poetik, aus Lukians Prometheus, Polybios' Römischer Geschichte und Kap. 6 und 7 aus dem Lukasevangelium. An poetischen Stoffen bietet der Verf. für die V. Klasse Abschnitte aus Theognis und zwei Fabeln des Babrios; für die VI. einiges aus Hesiod und zwei Idyllen Theokrits; für die VII. Stücke aus den homerischen Hymnen und die „Salamisschlacht" aus Aischylos' Persern; endlich für die VIII. Klasse die bekannten zwei Oden der Sappho, einige Anakreonteen,

---

[1]) Auf Antrag der Landesschulbehörden im Einvernehmen mit den Lehrkörpern kann je nach Verhältnis der Gesamtzahl wöchentlicher Unterrichtsstunden die Erweiterung der vier normalplanmäßigen auf fünf Stunden gestattet werden.

Pindars erste pythische Ode und aus Bakchylides den Frieden und Theseus und Minos. — Über die Angemessenheit eines Kanons wie einer solchen Auswahl werden nicht leicht zwei derselben Meinung sein: Gewohnheit, Erfahrung, Geschmack sprechen da ein gewichtiges Wort mit; H. bringt glücklicherweise so vieles, daß er jedem etwas bringen wird. Platon vermisse ich freilich ungern; wenn der Verf. die Schüler nur mit vollständigen Dialogen bekannt machen will, so läßt sich das hören, aber anderseits läßt doch auch der Lehrplan die Einführung in platonische Philosophie durch eine Chrestomathie zu. Das Stück „Rückzug und Schicksal der Athener" aus Thukydides' sizilischer Expedition kommt erst zur rechten Wirkung, wenn mindestens der erste Aufzug dieser Tragödie in Prosa gelesen ist. Wozu die Auswahl aus Xenophons Anabasis: ich meine, ein so schlicht und treuherzig geschriebenes, stark wirkende ethische Werte bietendes Buch könnte wohl ein ganzes Semester hindurch gelesen werden, wenn nicht ein ganzes Jahr; lieber würde ich, zumal wenn Curtius in den Kanon aufgenommen ist — wie in Österreich —, auf manches aus Arrian verzichten. Auch die Wahl von Lukas 6 und 7 wird mancher beanstanden: die Bergpredigt möchte man doch den Schülern in der Fassung des Matthäus bieten; ich wäre für Kap. 15, das zudem rein menschliche Probleme behandelt. Die poetische Auswahl ist ja recht bescheiden — einiges von Solon und Tyrtaios findet sich freilich in den Prosastücken —, besonders etwas mehr Lyrisches hätte man gewünscht; z. B. Horazens wegen Alkaios, auch Anakreon. Aber man freut sich, daß die Schüler überhaupt in den blühenden Garten der griechischen Lyrik geführt werden. Wenn auch der Sturm dort arg gewütet hat, so ist uns doch manch köstliche Blüte erhalten geblieben. Im ganzen hat der Verfasser mit Überlegung dafür gesorgt, daß alle Literaturgattungen, ja auch die literarischen Dialekte in seiner Sammlung vertreten sind. Die jetzt so heiß begehrte Staatsbürgerkunde findet reichen Stoff an Polybios und vor allem Aristoteles; der letztere kommt auch dem unleugbaren Bedürfnis der Primaner nach philosophischer Lektüre entgegen. Mit Rücksicht auf sie, die, seit Jahren von O. Weißenfels befürwortet, in neuester Zeit auch von Paulsen, Eucken, R. Lehmann u. a. dringend empfohlen wurde, hätte ich auch gern ein paar Gespräche aus Xenophons Memorabilien in der Sammlung gesehen. Mit der Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Klassen wird man nicht immer einverstanden sein. An sich ist Thukydides kaum früher als in Prima zu lesen möglich — sonst kommt seine kühle Objektivität nicht zu voller Würdigung; sprachlich ist ja Theognis vielleicht schon nach zwei Jahren griechischen Unterrichts zu bewältigen, aber neben Homer ist für ihn kaum Platz, und zu früh sollte die didaktische Poesie nicht einsetzen. Am bedenklichsten stehe ich der Wahl Theokrits für

VI gegenüber; die Jungen lesen hier in erster Linie Homer und Herodot, und nur „nach Möglichkeit" eine Biographie Plutarchs. Und da soll man ihm neben dem ionischen noch einen neuen Dialekt bieten? Wenn es irgend möglich zu machen ist, sollte man etwas Attisches einfügen, und wäre es auch nur für die Privatlektüre. Indessen solchen Einwürfen gegen die Stoffverteilung will ich selbst begegnen, indem ich einfach rate, sich an die des Verfassers nicht zu kehren, und kann dieser die Spitze abbrechen, indem ich auf die reichlichen Übersetzungshilfen hinweise, die der Kommentar bietet. Dieser räumt in der Tat alle sachlichen und grammatischen Schwierigkeiten aus dem Wege und ersetzt so fast den Lehrer, wie das „fortlaufende Wörterverzeichnis" durchaus das Lexikon. Im Textbande wird von jedem Schriftsteller das Wissenswerte über sein Leben und seine Werke gesagt; im Kommentar, wo es nötig ist, knapp und klar über Situation und Zusammenhang berichtet. Die Gefahr, daß die Selbsttätigkeit des Schülers auf ein Minimum reduziert wird, ist nicht von der Hand zu weisen: sie fällt fort, wenn das Buch fleißig zu dem vom österreichischen Normallehrplan schon von dem zweiten Semester der V. Klasse an empfohlenen Stegreifübersetzen gebraucht wird, und wird allenfalls entschuldigt durch die Erwägung, daß der Schüler so eher für die Privatlektüre gewonnen wird. Diesen Gesichtspunkt macht wenigstens Thumser in der Einleitung zu seiner gleichzeitig erschienenen griechischen Chrestomathie geltend. Zum Glück ist in Haupts Chrestomathie der Kommentar vom Text getrennt, so daß einmal beim Extemporieren die Kraft des Schülers erprobt und sodann bei Kontrolle der Privatlektüre seine Aufmerksamkeit für das Ganze gewonnen werden kann. Die sachliche Erklärung ist naturgemäß bei schwierigen Autoren, wie Aristoteles, sehr eingehend und wird nicht selten zu einer Paraphrase, was aber auch für den Lehrer, der an den Autor zum ersten Male herantritt, nicht unerwünscht sein kann. Auch die ausgiebigen syntaktischen Hilfen bei Thukydides und Plutarch z. B. sind durchaus billigenswert; ja für die dorische und äolische Lyrik ist einem sogar zu schnellerer Lektüre die lexikologische Vollständigkeit willkommen. An Druckversehen fehlt es nicht; handelt es sich auch meist um Kleinigkeiten, so sollte doch ein Schulbuch frei davon sein; für ein solches kann man nicht genug Korrekturen lesen. Manche Fehler des Textes sind im Kommentar verbessert, aber auch er hat nicht wenige ärgerliche, wie wenn (auf S. 247) der Choliambus gerade an der entscheidenden Stelle falsch akzentuiert ist.

In Summa: ein mit anerkennenswertem Fleiße und sicherer Beherrschung des Stoffes abgefaßtes, wenn auch noch hie und da der Verbesserung fähiges Buch, das viele Freunde finden wird und verdient.

Berlin. E. Grünwald.

---

Julius und Evagoras, ein philosophischer Roman, von Jacob Friedrich Fries. Neu herausgegeben und mit Einleitung versehen von Wilhelm Bousset. Göttingen 1910, Vandenhoek & Ruprecht. XXVIII u. 486 S. 8. 7,50 *M*.

Die der Neuherausgabe des einst viel gelesenen und gerühmten Fries'schen Buches zugrunde liegende Absicht steht nicht im Zusammenhang mit schulpädagogischen Fragen; aber es ist nach meiner Ansicht wie geschaffen für die Schule, und nicht zum wenigsten gerade für das Gymnasium. Dies möge folgender Gedankengang lehren.

In Sachen der philosophischen Propädeutik ist das humanistische Gymnasium heutzutage hinter den realistischen Schulen zurück. Für diese haben die letzten Jahre einige gute Lesebücher und vielerorts erfolgreiche praktische Versuche gebracht. Auf humanistischem Felde fehlt von beidem, Literatur und Praxis, Brauchbares so gut wie ganz. Der Grund liegt darin, daß die Realanstalten von einer Seite aus an die Propädeutik herangehen: eine naturwissenschaftliche Methodenlehre als Propädeutik der Erkenntnistheorie zu geben, wobei etwas Solides herauskommt; während auf Gymnasien bisweilen zu gleicher Zeit vom griechischen und lateinischen, auch deutschen und Religionsunterricht aus, noch dazu in jedem einzelnen dieser Fächer nur eklektisch, Ansätze versucht werden. Diese sogar literarisch verfochtene pädagogische Methode verkennt den Charakter der Philosophie, die eine Prinzipienwissenschaft ist. Man muß bestimmte Ziele vor Augen haben, und diese bedingen bestimmte Ausgangspunkte. Nun sollte es einleuchten, daß, solange man die Sache des Gymnasiums von der des wissenschaftlichen Idealismus nicht trennt, Plato die naturgemäße Basis für die Propädeutik auf dem Gymnasium bildet. Nur muß Wesen und Wert der griechischen Wissenschaft nicht mit Wesen und Wert der griechischen Kunst verwechselt werden. Antike Kunst muß an sich selber gemessen werden, antike Wissenschaft aber an der neuzeitlichen, an dem Anteil, den sie für diese geliefert hat. So muß der griechische Idealismus, wenn er wertvoll ist, zu dem neueren Idealismus führen, von Plato muß der Weg zu Kant führen.

Wer diese Meinung teilt, wird mit Freude das Wiedererscheinen eines Buches begrüßen, das vor 100 Jahren der größte Schüler Kants geschrieben hat, um auf ungelehrte Weise die Jugend seiner Familie in die Gedankengänge der idealistisch-kritischen Philosophie einzuführen. Er wählte dafür die Form des Romans, dem er die philosophischen Lehren als Dialoge und Briefe einverleibte. Es ist die Fries'sche Philosophie mit ihrer zentralen Lehre von Wissen, Glauben und Ahndung, die allgemein faßlich und wirkungsvoll vorgetragen wird. Aber nicht nur die Fries'sche Schule begrüßt in dem Buche die beste Einführung in die Lehre ihres Meisters; sein weittragender Wert besteht vor

allem darin, daß es die Gedanken in die Richtung zwingt, die jede wahre kritische Philosophie für sich heischt, die Richtung, die zunächst vom gewöhnlichen Denken abführt, und je weiter sie verfolgt wird, doch umso deutlicher zeigt, daß sie zu der Betrachtung der Dinge führt, die dem Sinne der Dinge einzig entspricht.

Wenn ein Schüler, durch Plato zu den ersten Schritten auf diesem Wege angeleitet, Vermögen zeigt, sich denjenigen Lehren der neueren Philosophie zuzuwenden, deren Idealismus die konsequente Fortsetzung des platonischen ist, dann ist Julius und Evagoras das Buch, das ihn auf diesem Wege weiter führt und seine Gedanken zum philosophischen Studieren richtig formt. Die Frage der Propädeutik liegt noch zu sehr im Argen, als daß man Bücher, wie das vorliegende, in der Prima zu Privatlektüre oder Vorträgen verwenden könnte. Aber wenn auch die Lehrpläne noch fehlen, so sind doch die Schüler da, die nach solchen Büchern verlangen. Man soll sie also zum Lesen empfehlen und in den Schülerbibliotheken anschaffen.

Friedenau. Ernst Hoffmann.

---

**Auteurs français.** Herausgegeben und erklärt von F. J. Wershoven. 15. Ségur, Napoléon à Moscou. Passage de la Bérésina. 87 S., 3 Abbildungen, 2 Karten. geb. 1 *M*. — 16. Barrau, Histoire de France 1789—1908. 86 S., 6 Abbildungen, 1 Karte. geb. 1 *M*. — 17. Barrau, Histoire de la France au moyen âge. 74 S. geb. 0,80 *M*. — 18. Conteurs modernes. Erzählungen von Coppée, Claretie, Daudet, An. France, Sandau, Bazin, Theuriet, Lemaître. 94 S., 2 Karten. geb. 1 *M*. — 19. Kriegsgeschichten. Erzählungen von Daudet, Sardou, Coppée, Ginisty, Loti. 84 S., Plan und Karte von Paris und Umgegend. geb. 0,90 *M*. Trier 1909/10, Lintz. 8.

Von diesen fünf neuen Bändchen der Wershovenschen Sammlung, die sich schon an nicht wenigen Schulen eingebürgert hat, entspricht das erste kaum einem Bedürfnis, da wir bereits von anderen Herausgebern durchaus brauchbare Bearbeitungen derselben Abschnitte von Ségurs Werk besitzen. Die Schriften von Barrau empfehlen sich bekanntlich durch ihre leicht faßliche Darstellung, vermöge deren der kurze Überblick über die mittelalterliche Geschichte Frankreichs in der Tat auch für Anfangslektüre geeignet sein mag; für die oberen Klassen würde ich immer als Gegenstück zu den antiken Historikern eine mehr in die Tiefe gehende Behandlung eines einzelnen Abschnittes der Geschichte bevorzugen, zur Privatlektüre kann Barraus Übersicht über die Geschichte Frankreichs von 1789 bis 1908 wohl einmal einem Primaner in die Hand gegeben werden. Auch die beiden Bändchen mit Erzählungen würde ich mehr für diesen Zweck geeignet halten; neben Bekanntem ist hier manches Neue sehr geschickt ausgewählt, um französische Literatur und französisches

Wesen überhaupt von recht verschiedenen Seiten lebhaft vor Augen zu führen; gerade die Feinheit der Einzeldarstellung wird bei dem doch mehr ins Große gehenden Betrieb des Schulunterrichtes nicht so recht zur Geltung kommen können.

Die Anmerkungen hinter dem Text sind rein sachlicher Art; bei dem letzten Bande sind einige in französischer Sprache gegeben. Ein Anhang zu Ségur bringt das berühmte Gedicht von Victor Hugo; den Kriegsgeschichten sind zwei kleinere Gedichte: *Le bon gîte* von Déroulède und *Vision* von Manuel beigefügt. Die Bilder sind nicht übel; wichtiger wäre es, auf den Karten das Gelände (Hügel, Wald u. dgl.) recht deutlich zum Ausdrucke zu bringen; die Pläne von Paris sind viel zu winzig, um gut lesbar zu sein; die Karten sollte der Verleger so anheften lassen, daß sie herausgelegt neben dem gelesenen Texte benutzt werden könnten.

Magdeburg. Anton Funck.

---

**Fritz Strohmeyer, Der Stil der französischen Sprache.** Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 360 S. gr. 8. 7 M.

Das dem Andenken Adolf Toblers gewidmete und in dem Geiste dieses Bahnbrechers der romanischen Philologie geschriebene Buch will auf sprachphilosophischer Grundlage eine in ihrer Methode völlig neue Stilistik der französischen Sprache geben. Während noch die Werke von Franke (1898) und von Klöpper-Schmidt (1905) die Stilistik im althergebrachten Sinne als eine Ergänzung zur Grammatik, eine Art von syntaxis ornata, auffaßten, erblickt Strohmeyer in ihr einen besonderen Zweig der Sprachwissenschaft und schreibt ihr neben und gewissermaßen parallel der Grammatik eine dieser gleichwertige Bedeutung zu. Auf Grund der Grammatik und ihres gesamten Materials — die „elementarsten Regeln" kommen für ihn ebenso in Betracht, wie die schwierigsten Fälle der Syntax — will der Verf. ein Charakterbild der französischen Sprache vor uns entstehen lassen. Gestützt auf Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte" und hauptsächlich auf die Schrift von Ries „Was ist Syntax?" unterscheidet er zwischen objektiver und subjektiver Stilistik. Die erstere, nahe verwandt der Poetik und Rhetorik, untersucht, „in welcher Weise die verschiedenen Formen der Rede die Sprachmittel ausnutzen, um die jedesmal beabsichtigte Wirkung hervorzubringen". Diese objektive Stilistik genügt ihm nicht für seinen Zweck, weil sie die bewußt angewandten Kunstmittel der Sprache behandelt, die ja als solche allen Kultursprachen mehr oder minder gemeinsam sind. Um zur Charakteristik einer Einzelsprache vorzudringen, bedarf es der subjektiven Stilistik. Diese „sucht, je nachdem sie ein Individuum, eine Gruppe von Individuen oder eine ganze Nation zum Gegenstand ihrer Betrachtung macht, zu veranschaulichen, inwieweit dieses Individuum,

diese Gruppe, diese Nation in der Ausnutzung der Sprachmittel ein charakteristisches Gepräge aufweist". Dieses Gepräge zeigt sich nun gerade in denjenigen charakteristischen Zügen, die auf jeden, der sich dieser Sprache bedient, mag er reden oder schreiben, mag er ein Mann aus dem Volke oder ein Gelehrter sein, unbewußt einwirken. So heißt es in dem von Strohmeyer für seine Zwecke öfter zitierten Précis de stylistique von Bally (S. 12): „La tâche de la stylistique est d'extraire ce qu'il y a de général dans les caprices de l'expression personnelle et d'en dégager les tendances communes; on peut dire qu'elle recherche dans la parole et les oeuvres écrites précisement ce qui intéressera le moins un critique ou un historien de la littérature, c'est-à-dire ce par quoi un auteur échappe à lui-même et obéit inconsciemment aux lois de sa langue". In diesem Sinne will der Verf. sich „vorwiegend" mit subjektiver Stilistik befassen; nicht die Gesetze einzelner Stilgattungen, nicht die Unterschiede des gehobenen und schlichten Stils, des historischen Stils, des Roman- und Briefstils usw. interessieren ihn; als Zweck seines Buches stellt er hin, „die charakterischen Gesetze der französischen Sprache im allgemeinen herauszufinden und zu einem anschaulichen Gesamtbild der Sprache zu vereinigen".

Wenn nun die Verfasser der früheren Stilistiken französische und deutsche Spracherscheinungen unter lexikalische und grammatische Kategorien zusammenstellten, um durch Veranschaulichung der Unterschiede beider Ausdrucksweisen, insbesondere der Abweichungen des Französischen von der Muttersprache, den deutschen Leser in die Eigenheiten des französischen Stils einzuführen, so dienten sie damit im wesentlichen den praktischen Interessen des Unterrichts. Demgegenüber kann man den Untersuchungen Strohmeyers, wenn sie auch im innigsten Zusammenhange mit den Zielen der Schule stehen, ein wissenschaftliches Gepräge nicht absprechen, da sein Bestreben, die großen Charakterzüge des Französischen zu einem Gesamtbilde zu vereinen, ihn nicht das Studium der Sprache um ihrer selbst willen aus den Augen verlieren läßt. Übrigens sei an dieser Stelle bemerkt, daß noch im Laufe dieses Jahres von demselben Autor eine für den Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten bestimmte „Praktische Stilistik des Französischen mit Übungen" erscheinen wird. Trotz dieser wissenschaftlichen Tendenzen sieht indes auch Strohmeyer sich veranlaßt, die Vergleichung des Französischen mit dem Deutschen als eins der wichtigsten Mittel für seinen Zweck zur Grundlage aller seiner Untersuchungen zu machen, insofern ja zur Charakterisierung jedes Besonderen ein Vergleichsobjekt nötig ist und für die Schilderung des Wesens eines fremden Idioms unter allen anderen möglichen Vergleichsobjekten die Muttersprache das natürlichste ist. Der Fortschritt liegt hier in der Methode, d. h. in der Art des Durchführens solcher Vergleiche,

Strohmeyer ist sich der Gefahren wohl bewußt, die dies Verfahren mit sich bringt, wenn man, wie es leicht geschieht, dabei von äußerlichen, nur durch das wörtliche Übertragen in die Muttersprache hervorgerufenen Gesichtspunkten sich leiten läßt. Indem er selbst an die von Tobler mehrfach ausgesprochene Warnung vor leichtsinnigem und unwissenschaftlichem Vergleichen erinnert, überläßt er es dem Urteil des Lesers, ob es ihm gelungen ist, in dieser Beziehung überall das Rechte zu treffen. Darauf kann man m. E. nur erwidern, daß gerade in der Umsicht und logischen Schärfe, die er hierbei bekundet, ein Hauptverdienst seines durchweg von ernstester Gedankenarbeit zeugenden Werkes zu finden ist.

Was nunmehr die Einteilung des Stoffes betrifft, so sollte man der Einleitung zufolge erwarten, daß in jedem der acht Kapitel des Inhaltsverzeichnisses je ein Grundzug des französischen Stils behandelt wird. Dem ist auch so, — abgesehen von den beiden ersten Kapiteln. Das erste trägt die Überschrift: „Reichtum oder Armut in bezug auf Wortbildung und Flexion". Wenn auch diese Worte dem Absatz entnommen sind, in dem Ries den Inhalt einer subjektiven Stilistik skizziert, so scheinen sie mir als Überschrift doch bedenklich: haben wir doch reine grammatische Begriffe vor uns, die trotz ihres logischen Gegensatzes unter keinen stilistischen Gesichtspunkt vereinigt sind. Richtiger würde es m. E. lauten: „Ausdrucksfähigkeit der französischen Sprache in bezug auf Reichtum und Armut ihrer Wortbildung und Flexion." Offenbar will der Verf. hier die Folgen zusammenstellen, die einerseits aus dem Reichtum, anderseits aus der Armut der genannten beiden Sprachmittel für den französischen Stil entspringen. Und in der Tat sind z. B. die fehlende Unterscheidung von Nominativ und Akkusativ sowie der Mangel an Kompositionsfähigkeit und demgegenüber der Reichtum an verbalen Flexionsformen, das Vorhandensein eines einfachen Futurs und Imperfekt des Futurs und besonders eines Imperfekts neben dem Historischen Perfekt von ungeheurer Tragweite für den Stil der französischen Sprache. Hätten aber nicht gemäß der vom Verf. im Prinzip gewollten Scheidung von Stilistik und Grammatik diese Erscheinungen unter stilistische Gesichtspunkte untergebracht werden können? Gehört z. B. „Il étouffait de rire = er wäre beinahe vor Lachen gestorben" nicht in das Kapitel von der Kürze, und die Umschreibung des poetischen Kompositums „bergehoch" durch „haut comme une montagne" in das von der prosaischen Schlichtheit der französischen Ausdrucksweise? Infolge dieser Klassifizierung ist jedenfalls manches rein Grammatische in diesen Abschnitt hineingekommen. So deckt sich das, was über den Gebrauch des Relativ- und Interrogativpronomens hier gesagt wird (S. 13—17), im wesentlichen mit dem, was eine ausführliche Grammatik bei der Lehre vom Pronomen bringt oder bringen

sollte. Die vorliegende Stilistik will doch aber mehr sein als eine Warnung vor grammatischen Fehlern; sie will die grammatischen Tatsachen nicht als Regeln, sondern als Mittel des Ausdrucks betrachten. Übrigens ist, wie die Anmerkung auf S. 6 beweist, der Verf. selbst sich hier nicht ganz im klaren über die beste Art des Klassifizierens gewesen. Daß ihn dies nicht gehindert hat, auch in diesem Abschnitte uns Vortreffliches zu bieten, brauche ich nicht erst zu versichern; uneingeschränktes Lob verdient vor allem die Untersuchung über die Bedeutung des Imperfekts (S. 23—49).

Auch der zweite Hauptabschnitt „Satzton und Wortstellung“ zeigt noch eine gewisse Unsicherheit in der Methode. Strohmeyer sagt S. 53: „Das folgende Kapitel hätte auch als Unterabteilung des I. Kapitels behandelt werden können. Denn an der analytischen Gestaltung der französischen Ausdrucksweise ist, wie wir gesehen haben, der Verlust gewisser Flexionen mit schuldig. Es hätte aber auch unter Kapitet III untergebracht werden können; denn in der eigenartigen logischen Wortstellung des Französischen zeigt sich auch ein Streben nach Klarheit und Genauigkeit. Schließlich sprechen noch so verschiedene andere Momente mit, daß wir es für geratener gehalten haben, „Satzton und Wortstellung“ in einem eigenen Kapitel zu behandeln“. Da beide Begriffe wie Ursache und Wirkung zusammengehören und die Bedeutung der Wortstellung für den Stil auf der Hand liegt, so ist gegen diesen aus der Sphäre der Grammatik genommenen Einteilungsgrund nichts weiter zu sagen, als daß dadurch der Verf. auch hier veranlaßt wird, gegen die von ihm betonte Methode der Stilistik grammatisches Material als solches zu besprechen. Lautet doch in dem Inhaltsverzeichnis die Überschrift über S. 88—97: „Einzelne grammatische Erscheinungen, die sich aus der Regel über die Wortstellung folgern“. Derjenige allgemeine Zug, der in den Untersuchungen am stärksten hervortritt, ist jedenfalls der analytische Charakter des französischen Satzes, dessen System, um mit dem Verf. selbst zu reden, „in einem ständigen Fortschritte vom Allgemeinen zum Spezielleren, vom Regierenden zum Regierten, vom Unwichtigeren zum Wichtigeren besteht“.

In bezug auf den Inhalt dieses Abschnitts ist es von Interesse zu sehen, wie Strohmeyer die bisher übliche Bezeichnung der fünf Satzteile ganz beiseite schiebt und im Anschluß an Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte“ jeden Satz, er sei gebaut, wie er wolle, in ein logisches Subjekt und logisches Prädikat zerlegt, wobei das letztere jedesmal das Neue und Wichtigste der Aussage enthält. In dem Satze „alors entra le roi“ ist z. B. „alors entra“ das Subjekt und „le roi“ das Prädikat, denn das Eintreten ist der bereits bekannte Teil der Aussage — es war schon vom Eintreten anderer die Rede — und man fragt: „Wer trat nun ein?“ und nicht etwa: „Was tat der König?“ Mit Hilfe dieser Gliederung,

gelingt es ihm, die Regeln der französischen Wortstellung und alles, was man bisher Inversion nannte, unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen und manches bisher Unbeachtete und Unklare in helleres Licht zu stellen. Daß im einfachen Satze Ausnahmen von dieser Regel nur scheinbar eind, wird auf S. 75 und 88 an Beispielen nachgewiesen. Was das Satzgefüge betrifft, so gesteht der Verf. selbst die Schwierigkeit der Anwendung seiner Regel und beschränkt sich an dieser Stelle auf eine Besprechung der Umschreibungen mit c'est·qui und c'est-que. In den Kapiteln III und IV finden wir dann das Satzgefüge unter anderen Gesichtspunkten behandelt. Interessant wird es sein zu sehen, ob Strohmeyer diese radikale Umdeutung der üblichen grammatischen Termini in seine Praktische Stilistik mit hinübernehmen wird.

Vom III. Kapitel ab werden nun folgende dem französischen Stil eigentümliche Grundzüge eingehend besprochen: Genauigkeit und Klarheit der französischen Ausdrucksweise (S. 114—164); Knappheit und Gedrungenheit (S. 165—194); Schlichtheit und Natürlichkeit (S. 194—252); Lebhaftigkeit (S. 252—284); Neigung zu konkreter Ausdrucksweise (S. 285—325). Überall hat der Verf. das Seine getan, um das gewaltige grammatische Material in Gruppen und Unterabteilungen übersichtlich zu ordnen, charakteristische Beispiele zu wählen und den Zusammenhang mit dem zu veranschaulichenden Grundzug festzuhalten. Daß manche Beispiele unter verschiedenen Rubriken wiederkehren, ist nicht zu verwundern, da ein und dieselbe grammatische Erscheinung unter verschiedenen stilistischen Gesichtspunkten betrachtet werden kann. Was die genannten fünf Grundzüge betrifft, so sind drei von ihnen, Klarheit, Kürze und Lebhaftigkeit, von jeher als rühmliche Eigenschaften des französischen Stils anerkannt worden; daß ihm hier auch Schlichtheit und Natürlichkeit sowie Neigung zu konkreter Ausdrucksweise nachgewiesen werden, könnte bei der bekannten Neigung der Franzosen zu allgemeinen schönen Phrasen, ja zur Phrasenmacherei überhaupt, zunächst auffallen. Indes muß man wohl bedenken, daß diese Neigung der Nation als Rasse innewohnt, daß es sich hier aber um die stilistischen Mittel der französischen Sprache handelt. Auch die phrasenhaftesten, sachlich völlig unwahren Proklamationen französischer Machthaber zeichnen sich nicht selten durch klassische Einfachheit des Stils aus. Ein näheres Eingehen auf den Inhalt dieser Kapitel oder gar auf Einzelfragen aus dem Gebiet der Grammatik verbietet der Rahmen dieser Zeitschrift und muß Blättern überlassen werden, die sich spezieller mit der romanischen Philologie befassen.

Somit komme ich zu dem letzten, höchst beachtenswerten Abschnitt. Strohmeyer untersucht hier die stilistischen Folgen dessen, was er den Fluß der Rede nennt, der „unaufhaltsam, ohne Atempause, allmählich im Tone sich steigernd, vom Anfang der Rede zum Ende dahinströmt". Diese nicht nur für die Aus-

sprache sondern auch für die ganze Struktur der französischen Sprache so wichtige Erscheinung beseitigt zunächst die Nachteile der Fülle enklitischer und proklitischer Wörter dadurch, daß sie tonlose oder tonarme Wörter mit andern Wörtern zu einer phonetischen Einheit verschmelzen läßt; so das tonlose Personalpronomen, das demonstrative ce, der Artikel, die Negation. Sodann können aber auch durch denselben Fluß der Rede Substantive, obwohl sie Träger eines selbständigen Begriffs sind, mit einem andern Worte zu einem Begriffe verschmelzen, d. h. auf Grund der phonetischen Verschleifung vollzieht sich eine begriffliche Verbindung, die genau dem entspricht, was eine Sprache, wie die deutsche, durch Komposition erreicht. Der Verf. fragt nun: „Was ist der Unterschied zwischen den beiden Ausdrucksweisen 'Ein Grafensohn' und 'Der Sohn eines Grafen'". Im ersteren Falle schwebt dem Sprechenden ein einziges Bild, ein einziger Begriff vor „Grafensohn"; im zweiten Fall zwei gesonderte Begriffe; zunächst der Begriff „Sohn", darauf wird zu dessen Ergänzung und näheren Bestimmung ein neuer Begriff herangezogen „Graf". Er führt nun aus, wie durch das Weglassen des Artikels oder Pronomens dem zweiten Substantiv jede Individualisierung so entzogen wird, daß für den Franzosen „un fils de comte" in bezug auf Einheit der Vorstellung, also in bezug auf seine stilistische Bedeutung, dem deutschen Kompositum gleichsteht. Man darf also nicht ohne weiteres auf die französische Sprache das anwenden, was W. v. Humboldt (Kawispr. VI S. 327) im Hinblick auf die griechische sagt: „Es ist offenbar von großer Wichtigkeit, wie viel eine Sprache in Ein Wort einschließt, statt sich der Umschreibung durch mehrere zu bedienen. Das in Einem Wort Verbundene stellt sich auch der Seele mehr als Eins dar, da die Wörter in der Sprache das sind, was die Individuen in der Wirklichkeit. Es erregt lebendiger die Einbildungskraft, als was dieser einzeln zugezählt wird. Daher ist das Einschließen in Ein Wort mehr Sache der Einbildungskraft, die Trennung mehr die des Verstandes". Es wäre ungerecht, diesen Satz, der für den Stil unsrer Muttersprache unbedingte Gültigkeit hat, auf die französische Sprache anzuwenden und ihr etwa wegen der mangelnden Kompositionsfähigkeit überhaupt Mangel an Phantasie zuzuschreiben; Verbindungen wie fils de comte, tour d'église, arc en ciel, Hôtel Dieu, sind für das Sprachgefühl der Franzosen mehr als bloße Wortbündel; denn vermöge des Flusses der Rede, der übrigens mit dem analytischen Charakter ihrer Sprache innig zusammenhängt, fassen sie die zwei von den Worten getragenen Vorstellungen sofort in eine begriffliche Einheit zusammen. — Hervorgehoben sei noch an dieser Stelle, daß Strohmeyer nicht, wie es sonst in Stilistiken üblich ist, sich auf eine Besprechung der mannigfachen Arten, wie das Französische unsere Komposition ersetzt, eingeht, sondern mit Recht dieses Thema dem Lexikon und der Grammatik überläßt.

Als Anhang bringt das Buch zwei zusammenhängende Texte ähnlichen Stilcharakters, verwandten historischen Inhalts und etwa von gleicher Zahl der Wörter (850): den einen aus Thiers, Histoire du Consulat (Mordanschlag auf den Ersten Konsul), den anderen aus Schillers Dreißigjährigem Krieg (Ermordung Wallensteins). Mit Hinweis auf einen ähnlichen Versuch Plattners in seiner „Französischen Stilschule" soll an diesen beiden Stücken das veranschaulicht und ziffernmäßig nachgewiesen werden, was im Kapitel von der Schlichtheit der französischen Ausdrucksweise gesagt ist über den Gebrauch von Bildern, d. h. bildlichen Wendungen, und von Phrasen, d. h. zusammengesetzten Wendungen, die begrifflich den Wert eines einfachen Wortes haben (locutions phraséologiques). Dort lautet auf S. 229 u. 247 das allgemeine Resultat der Untersuchung, daß — rein lexikalisch betrachtet — der Reichtum an Phrasen und Bildern etwa ein gleicher ist, daß aber dem tatsächlichen Gebrauche nach — also stilistisch betrachtet — nicht nur die Zahl der Bilder, sondern auch die der Phrasen im Deutschen nicht unbedeutend größer ist als im Französischen.

Mit bezug auf diesen lehrreichen Vergleich möchte ich mir zum Schlusse noch die Frage erlauben, warum der Verf. nicht auch an zwei poetischen Texten verwandten Charakters die speziell poetischen Sprachmittel des Französischen zu veranschaulichen versucht hat, warum er überhaupt bei allen seinen Untersuchungen poetische Beispiele fast ängstlich gemieden hat. Ich weiß wohl, daß es ihm vorwiegend um die subjektive Stilistik zu tun ist, daß er sich also auf die Behandlung der einzelnen Stilgattungen nicht einlassen will. Die Poesie aber ist mehr als eine Stilgattung. Läßt sich überhaupt ein anschauliches Gesamtbild einer Sprache entwerfen, ohne daß man ihre auf dem Gebiet der poetischen Literatur entfalteten Eigenschaften berücksichtigt? Folgt nicht der genialste Dichter, selbst wenn er seinem Volke ganz neue Bahnen der Dichtung eröffnet, unbewußt den in ihm wirksamen Gesetzen seiner Sprache? Wäre er, wenn er das nicht täte, noch ein Dichter? Und tragen nicht die ersten Literaturdenkmäler jeder Nation ein entschieden dichterisches Gepräge? Selbst Ries, dem der Verf. ja in seiner Betonung der subjektiven Stilistik folgt, weist darauf hin, daß für den altgermanischen Stil neben den nationalen Eigenheiten auch vieles berücksichtigt werden muß, was der epischen Poesie als solcher eigen ist, da die Mehrzahl der Sprachdenkmäler jener Zeit einen epischen Charakter trägt. Warum ist zur Zeit der Renaissance das Bestreben Ronsards und der Plejade, antike Stil- und Versformen in Frankreich einzubürgern, völlig gescheitert? Warum haben zur selben Zeit lateinische Schuldramen nach dem Muster des Julius Cäsar von Muret auf die Gestaltung des klassischen Dramas unter Ludwig XIV. entscheidenden Einfluß gehabt, während jenseit des Kanals dieselben gelehrten Machwerke englischer und schottischer Humanisten ohne jede

merkliche Nachwirkung für die Bühne geblieben sind? Warum ist trotz aller Anfeindungen der Alexandriner der beliebteste Vers in Frankreich geblieben? Auf diese und ähnliche Fragen ist in letzter Linie die Antwort dem Nationalcharakter zu entnehmen, und bei der Untersuchung der Folgen, die dieser Nationalcharakter auf den Stil der Sprache gehabt hat, muß m. E. die Poesie eine ebenso bedeutende Rolle spielen wie die Prosa und die gesprochene Rede.

Wenn nun auch die Frage nach der Bedeutsamkeit der objektiven Stilistik für die Beurteilung des Stils einer Nation noch nicht gelöst ist und die in der Praxis allerdings sehr schwierige Scheidung von Stilistischem und Grammatischem noch nicht mit völliger Sicherheit durchgeführt ist, so soll dies dem Werte des von Strohmayer Erreichten keinerlei Abbruch tun. Die Bedeutung seines Buches beruht einerseits in dem Fortschritt, den hier zweifellos die Methode der Stilistik gemacht hat, anderseits in der neuen Gruppierung und scharfsinnigen Behandlung eines großen grammatischen Materials, wofür sicherlich in erster Linie die Grammatiker selbst ihm dankbar sein werden.

Steglitz. Johannes Schmidt.

---

1) Herrmann Büttner, Die Muttersprache im neusprachlichen Unterricht. Marburg 1910, Elwerts Verlag. VIII u. 120 S. 8. 2,50 *M*.

Die Reform, sagt der Verf., fordert für alle Teile des Unterrichts Zurückdrängung der Muttersprache und geht dabei natürlich von der Voraussetzung aus, daß eine direkte Verbindung der fremdsprachlichen Form, was man Denken in der fremden Sprache nennt, möglich ist, d. h. daß es möglich ist, einem Gedanken in der fremden Sprache Ausdruck zu geben oder einen Satz in der fremden Sprache aufzufassen ohne den Umweg über die Muttersprache. Diese Möglichkeit ist vorhanden; sie ist schon vorhanden, wenn ein Nichtengländer auf die Frage: Are you ready? mit yes antwortet, wenn er auch stilistisch richtig hätte antworten sollen: Yes, I am. Meines Erachtens wird diese Möglichkeit durch die Erfahrung und Selbstbeobachtung eines jeden erwiesen, der einmal genötigt worden ist, im fremden Lande die fremde Sprache zu sprechen.

Diese Frage nach der Möglichkeit des Denkens in der fremden Sprache wird vielfach verquickt und verwechselt mit der Frage nach dem Zustandekommen dieser Fähigkeit und mit der Frage, ob eine solche direkte (d. h. ohne Vermittelung zustande gekommene) Verknüpfung auch als eine zeitlich direkte Verknüpfung von Anfang des Sprachunterrichts an möglich ist. Diese Umgehung der Muttersprache beim ersten Auftreten eines fremden Wortes ist aber schlechterdings

unmöglich; die feste und enge Verbindung, die beim Erlernen einer fremden Sprache von den Vorstellungen zu den muttersprachlichen Bezeichnungen hin bereits besteht, macht sich unbedingt geltend, wenn ein fremdes Wort dem Schüler zum erstenmal bekannt wird und deshalb eine Verbindung zwischen Vorstellung und fremdem Wort noch gar nicht vorhanden ist, sondern erst geschaffen werden soll. (Das beweist auch m. E. wieder die Erfahrung eines jeden, der fremdsprachlichen Anfangsunterricht auf dem Wege des Anschauungsunterrichtes erteilt hat. Zeigt man z. B. auf eine Person des Bildes, so kann nicht nur geantwortet werden: ein Mensch, ein Bauer, ein Mann, sondern man kann auch je nach der Stelle des Mannesbildes, die man gezeigt hat, die Antwort erhalten: ein Rock, ein Hut, ein Beinkleid, ein Arm, ein Bein usw. Und diese Vieldeutigkeit des Zeigens kann nur durch nähere Bestimmungen, die nur in der Muttersprache verstanden werden, beseitigt werden.)

Durch die Anerkennung der Möglichkeit des Denkens in der fremden Sprache außer beim ersten Auftreten eines fremden Wortes ist die Berechtigung des einsprachlichen Unterrichtes für besondere Umstände bewiesen. Wie zeigt sich dies nun im grammatischen Unterricht? Auf der ersten Stufe, wo zunächst volles Verständnis herbeizuführen ist, zeigt sich der Vergleich mit der Muttersprache sehr geeignet. Auf der zweiten Stufe der Einübung und Aneignung würde das Vergleichen mit der Muttersprache stören, man beschränke sich auf die Umwandlungsübungen innerhalb der fremden Sprache. Auf der dritten Stufe der allgemeinen Anwendung bietet das Übersetzen zusammenhängender muttersprachlicher Stücke in die fremde Sprache die beste Gelegenheit, die erlernten Sprachgesetze festzuhalten und zum klaren Bewußtsein zu bringen.

Was die Lektüre betrifft, so ist der einsprachige Betrieb dem alten Übersetzungsverfahren weit überlegen. Zur Feststellung des Verständnisses der fremdsprachlichen Form dienen Fragen, die bis ins einzelnste gehen können; der Aneignung der Form dient das Besprechen des Gelesenen, sowie Nacherzählung und Inhaltsangabe; freilich bei sehr schwierigen Textstellen wird die Übersetzung und die muttersprachliche Erklärung als selteneres Hilfsmittel eintreten müssen. Auch lernt der Schüler bei vorwiegend einsprachigem Betriebe verstehend lesen und erhält so eine Anregung, auch nach dem Verlassen der Schule französische und englische Lektüre zu treiben.

Für das Vokabellernen endlich läßt sich auf der untern Stufe das zweisprachige Verfahren nicht vermeiden. Für die mittleren Klassen aber sind Schulausgaben mit Kommentaren erforderlich, die zum Zweck einer sicheren Bedeutungsvermittelung, wo es wünschenswert und nötig erscheint, die deutsche Übersetzung, die für Zwecke der Spracherlernung aber fremdsprachliche

Erklärungen bieten und außerdem Etymologie, Wortbildung und Synonymik in weitem Umfange berücksichtigen.

2) **Oscar Thiergen, Methodik des neuphilologischen Unterrichts.** Leipzig 1910, B. G. Teubner. VIII u. 159 S. 8. 3 *M*.

Diese Methodik will nichts anders sein als die Ausführung der neuen Lehrpläne von 1901 und der Ausführungsbestimmungen zum Erlaß vom 18. August 1908 über die Neuordnung des Mädchenschulunterrichtes; hineingezogen ist auch die Vorbereitung auf das neuphilologische Lehramt, auf der sich allein eine Methodik aufbauen läßt.

Zur vollkommenen Ausbildung des neuphilologischen Lehrers gehört zunächst ein ungefähr 10 Semester umfassendes Studium der modernen Philologie auf einer deutschen Universität; dieser fällt die philologisch-historische Schulung zu, die den Philologen hoch über die bloßen Sprachmeister emporhebt. An das Staatsexamen schließt sich dann ebenso notwendig ein mindestens halbjähriger Aufenthalt in jedem der Länder, dessen Sprache der Betreffende lehren will; erleichtert wird dieser durch den Austausch von Lehrern und Assistenten. Für einen solchen Auslandsaufenthalt werden vom Verf. zahlreiche Winke und Ratschläge gegeben.

Soll nun die Arbeit des vollständig ausgebildeten Philologen erfolgreich werden, so muß er zunächst eine straffe Disziplin üben, wozu die Arbeit am eigenen Ich in erster Linie erforderlich ist; natürlich müssen dauernder Unfleiß und Unart schließlich auch durch Strenge bekämpft werden.

Einer etwaigen Überbürdung war wohl die grammatisierende Methode anzuklagen. Nach der Reformmethode fällt wenigstens für den Anfangsunterricht jede Hausarbeit fort; später ist eine sorgfältige Überwachung der Hausaufgaben Sache des Ordinarius.

Die Ziele des Unterrichts sind je nach der Schulgattung verschieden, hier werden nur die Forderungen des Realgymnasiums und der Oberrealschule behandelt.

Was die neuphilologischen Lehrmethoden betrifft, so ist das Maître-System längst überwunden, ebenso im allgemeinen die grammatisierende Methode, mit dem Übersetzungssystem verbunden, bei der ein freier Gebrauch der Fremdsprache nicht erreicht werden kann. Dann kam die Reform, auch die direkte, nachahmende, analytische und deduktive Methode genannt, welche die Lektüre in den Mittelpunkt stellt und den mündlichen Gebrauch der Fremdsprache fast von der ersten Stunde an verlangt; ihr Endziel ist die freie mündliche und schriftliche Beherrschung der Sprache. Durch die Reform zog neues Leben in die Schule. Da aber die dadurch bedingten Anforderungen an Lehrer und Schüler zu groß waren und es sich zeigte, daß die Ansammlung des Vokabelschatzes und eines festen grammatischen

Besitzes sehr umständlich und langwierig waren, so entstand die vermittelnde Methode.

Diese setzt ebenfalls mit dem Betriebe der Sprache imitativ ein, gibt aber eine Hinübersetzung aus dem Inhalte und dem Vokabelschatz des Gelesenen und verwebt in das fremdsprachliche Lesestück eine bestimmte Anzahl grammatischer Regeln, so daß im Verlaufe eines Jahres ein bestimmtes grammatisches Pensum durchgearbeitet wird; hauptsächlich aber sind die Lesestücke nach streng systematischem Plane so gebaut, daß sie dem Schüler zunächst den Vokabelschatz für alles zum täglichen Leben Nötige beibringen, ihn mit seiner Umgebung vertraut machen, während sie ihn in den Oberstufen in das fremde Land führen und ihm aus Geschichte und Geographie des Landes, seiner Literatur, den Sitten und Gebräuchen das Wichtigste vermitteln.

Was nun den Lehrgang betrifft, so ist für die Aussprache einige Phonetik nicht zu entbehren, die Transskription dagegen ist nur eine Mehrarbeit für den Schüler, selbst nachdem diese für den Lehrer wertvoller geworden ist durch die Lautzeichen der Association phonétique internationale; sehr gute Dienste leistet das Grammophon.

Für die Rechtschreibung ist das Diktat von Wichtigkeit, für das Lesen das Chorlesen, nach Sprachfertigkeit ist von der ersten Stunde an zu streben, doch muß System in der Sache sein, nach wohldurchdachtem Plane ein Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren. Der Wortschatz wird gesichert durch Berücksichtigung der Wortableitung und Wortbildung, durch Zusammenstellung von Reihen stammverwandter Wörter, unter Umständen durch Anlehnung an das Lateinische; die Benutzung von Bildern muß zu diesem Zwecke systematisch geordnet sein, ebenso dient dazu das Auswendiglernen von Gedichten und Prosastücken.

In der Grammatik tritt an die Stelle heterogener Einzelsätze das zusammenhängende fremdsprachliche wie muttersprachliche Stück, das bei Verarbeitung einer gewissen Anzahl grammatischer Regeln über ein bestimmtes Kapitel zugleich eine bestimmte stoffliche Aufgabe löst. Was die sogenannten tolérances betrifft, so toleriert man sie eben, ohne sie zur Regel zu machen. — Die Lektüre ist sorgfältig abzustufen und jährlich für die ganze Anstalt gleichmäßig zu regeln; ein wirkliches Übersetzen ins Deutsche ist wohl auf besonders schwere oder schöne Stellen zu beschränken. Für die Oberklassen ist eine Skizze des Entwickelungsganges der Fremdsprache unerläßlich, ebenso eine Übersicht über die Geschichte der Literatur der Fremdsprache; auch in den Oberklassen sind bedeutende Stellen von Dichtern und Prosaikern auswendig zu lernen, ferner werden von diesen Schülern Vorträge in der Fremdsprache gefordert sowie endlich auch Stil- und Aufsatzübungen.

3) Heinrich Breimeier, Eigenheiten des französischen Ausdrucks und ihre Übersetzung ins Deutsche. Dresden und Leipzig 1910, Koch. VIII u. 72 S. 8. 1,60 ℳ.

Beim Übersetzen ins Deutsche dringen vielfach fremde Redewendungen in die deutsche Sprache ein. Diese schädliche Einwirkung will der Verf. vermindern durch eine Zusammenstellung von Eigenheiten im französischen Sprachstil in der Wortstellung, im Gebrauch des Artikels, des Substantivs, des Adjektivs und Adverbs, des Pronomens, der Präpositionen und Konjunktionen, des Verbs und der Satzfügung.

4) P. M. Crétin, La France, passé, présent, avenir. Leipzig 1910, B. G. Teubner. VIII u. 184 S. 8. 2,40 ℳ.

Der Verf. gibt eine dankenswerte Zusammenstellung über die soziale, literarische und künstlerische Entwickelung Frankreichs in der Vergangenheit, dann eine Darstellung des gegenwärtigen Frankreichs, die innere Politik, die landschaftlichen Verschiedenheiten, die Bevölkerung und die wirtschaftlichen Zustände besonders auch in den Kolonien. Es folgt ein Urteil über die Zukunft Frankreichs in Europa; endlich eine Übersicht über die Stadt Paris.

Eine Fülle von Stoff finden wir in dem Werke, reiche statistische Angaben, deren Deutlichkeit durch zahlreiche Tabellen und graphische Darstellungen unterstützt wird.

Tilsit. O. Josupeit.

---

1) F. Schultz, Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Neubearbeitet von Gotthold Klee. III. Abteilung: Geschichte des Mittelalters und des Zeitalters der Reformation. Dritte Auflage. Dresden 1908, L. Ehlermann. VI u. 246 S. 8. geb. 2,80 ℳ.

2) F. Schultz, Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Neubearbeitet von Gotthold Klee. IV. Abteilung: Geschichte der neueren und neuesten Zeit. Dritte Auflage. Dresden 1908, L. Ehlermann. VIII u. 239 S. 8. geb. 3 ℳ.

Die Ansprüche an ein Lehrbuch der Geschichte sind recht verschieden: die einen verlangen eine möglichst ausführliche Darstellung, die womöglich noch über den Vortrag des Lehrers hinausgeht, andere wieder wollen sich mit einer knappen Zusammenfassung des Stoffes begnügen, so daß damit für die Repetition nur gewisse Stützen geboten werden, kommen also dem Verlangen nach einer Geschichtstabelle nahe; die meisten endlich schlagen einen Mittelweg ein: sie verlangen eine Darstellung nicht zu lang und nicht zu dürftig, gerade ausführlich genug, die Zusammenhänge zu erkennen, frei von jedem überflüssigen und unwichtigen Beiwerk, auf alle Fälle aber fließende, fortlaufende Erzählung in tadellosem Deutsch. Damit ist wohl

das Richtige getroffen, und damit ist auch anerkannt, daß der Vortrag des Lehrers den Mittelpunkt der Geschichtstunde zu bilden hat.

Legen wir diesen Maßstab an die Schultzschen Lehrbücher für die Oberstufe, deren zwei ersten Teile ich in dieser Zeitschrift bereits besprochen habe (1910 S. 233 ff.), an, so finden wir, daß sie in vieler Hinsicht zu viel Stoff bieten. Der verstorbene Verfasser, ein auf den verschiedensten Gebieten des Wissens wohlunterrichteter Gelehrter, legte großes Gewicht darauf, möglichst viel Einzelheiten, auch verwandter Art, in die Darstellung hineinzubringen, die dazu dienen sollten, den behandelten Gegenstand nach allen Richtungen hin zu erklären, zu beleuchten und mit andern zu vergleichen. An und für sich ist ja ein solches Verfahren lobenswert, aber man muß sich hüten, dabei eine gewisse Grenze zu überschreiten und weit entlegene Dinge, über die sogar der Lehrer manchmal den Kopf schüttelt, heranzuziehen. Ja wenn der Geschichtsunterricht mit einer größeren Stundenzahl in den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts gestellt und hierher die verschiedensten Fäden aus andern Unterrichtsfächern geleitet und zu einem Ganzen geknüpft werden könnten, dann würde ich eine möglichst ausgedehnte Anwendung dieses Verfahrens als durchaus berechtigt anerkennen, mit der jetzigen Stundenzahl aber ist die weiseste Beschränkung am Platze. Diesen Fehler des früheren Verfassers hat auch der neue Herausgeber, der sich möglichst eng an das vorhandene Werk anschließen wollte, nicht ganz vermieden; zwar sind hier und da Besserungen zu verzeichnen, allzu fern Liegendes ist getilgt und so die Darstellung verständlicher und übersichtlicher geworden; aber auch der neue Schultz bietet noch immer zu viel Einzelheiten — auch anekdotenhafter Art —, die, meist in den Anmerkungen, aber auch innerhalb des Textes in Klammern untergebracht, einer durchgreifenden Revision bedürfen.

Noch schwerer wog ein anderer Fehler, an dem die Schultzschen Lehrbücher krankten: der Stil, die Darstellungsform; die ging einfach über das Erlaubte und bedeutete ein schweres Vergehen an der Schuljugend. Während wir mit Recht in allen Unterrichtsstunden das größte Gewicht darauf legen, daß die Schüler möglichst korrekt und in ganzen, zusammenhängenden Sätzen sprechen, herrschte hier eine unglaubliche Barbarei des Ausdrucks, die man kurz und treffend mit dem Worte „Depeschenstil" bezeichnen kann, nicht bloß vereinzelt, sondern das ganze Buch hindurch und oft ganze Abschnitte lang. Da erkenne ich denn mit großem Dank an, daß in der neuen Ausgabe, wenigstens in Teil IV, eine durchgreifende Änderung eingetreten ist: kaum einen Satz habe ich gefunden, der nicht angemessen gebaut und in verständlichem Deutsch abgefaßt wäre, so daß dieser Teil, für Oberprima bestimmt, sich jetzt glatt vom Anfang bis zum Ende liest. Um so wunderbarer ist es, daß dem dritten Teile, wie auch dem

ersten und zweiten, nicht dieselbe Sorgfalt gewidmet ist; zwar finden sich auch hier viele Besserungen, doch noch genug Sätze ohne Verb. Als Beispiele führe ich unter vielem nur an: S. 2 Z. 3, S. 2 IV, S. 3 V, S. 5 C., S. 4 VII A. Auch einzelne Ausdrücke, die früher Anstoß erregen mußten, sind durch bessere ersetzt worden; vielleicht verschwindet in Zukunft auch das unschöne „der letztere“, das wir noch III S. 158 Mitte und IV S. 3 Mitte finden, sowie die Wortbildung „nächstkünftig“ III S. 204 Mitte.

Ein dritter Fehler, der bei einem Schulbuch besonders schwer ins Gewicht fällt, waren die zahlreichen Versehen im Druck, die auf einer unglaublichen Nachlässigkeit und Gedankenlosigkeit beruhten; da fanden sich die wunderbarsten grammatischen und orthographischen Schnitzer, manchmal Richtiges und Falsches gleichsam zur Auswahl hart beieinander, wie Sklawenhandel, Margarethe und Margarete, Trumph, Alchimie, sekularisiert, Utrecht und Ytrecht, Vassallen, Geisseln, Styl, Zusamenhang, vom cluniacensischem Geiste, Herbann und vieles, vieles andere. Was soll ein Schüler für eine Meinung von einem Lehrbuche haben, wo auf Schritt und Tritt Verstöße vorkommen, die ihm als schwere Fehler angerechnet werden? Gottlob ist auch in dieser Beziehung ein großer Fortschritt in der neuen Ausgabe zu verzeichnen; zwar ist nicht alles gebessert, und neue Versehen sind hinzugekommen, indes macht der Druck jetzt einen sorgfältigen Eindruck. Ich habe mir noch Folgendes angemerkt: III S. 112 Z. 6 v. u. „§ 48, II statt III“, dieselbe Seite oben Seitenzahl „112“ statt „121“, S. 188 Z. 2 v. u. „die Epistolae obscurorum virorum, an d e r mehrere Humanisten beteiligt waren“, S. 182 Z. 3 „Corregio“, S. 197 Abs. 4 „vom Zwingli“, S. 201 „II. Rückwirkung“ statt „III.“, S. 142 Abs. 2 „babylon. Gefangenschaft der Kirche 1309—77“, hinten in der Merktafel S. 244 „1305—77“, S. 245 „1217—1377. Die 3 Eduarde“ statt „1272“; IV S. 115 Abs. 5 „Kabinet“, S. 186 Abs. 3 „sämtlicher nichtpreußischer Kontingente“, wo die schwache Form des zweiten Abjektivs dem überwiegenden Sprachgebrauch entsprechen würde.

Infolge der etwas flüchtigen Arbeitsweise des früheren Herausgebers hatten sich auch nicht wenig anfechtbare Auffassungen von einzelnen Vorgängen und Tatsachen, ja geradezu Irrtümer in die Darstellung eingeschlichen; auch hiervon ist das meiste jetzt berichtigt, und es ist der Fleiß und die Sorgfalt durchaus anzuerkennen, womit zahlreiche Stellen, oft durch ganz geringfügige Änderungen, der überwiegend herrschenden Auffassung angepaßt sind; freilich gilt es auch hier noch nachzuprüfen, wobei ich unter anderem auf Folgendes hinweise. Die Vandalen werden doch wohl besser zu den Ostgermanen gezählt (S. 3). — Die Alanen sind kaum als halbgermanisch zu bezeichnen (S. 13). — Gisela, die Gemahlin Konrads II., ist eine Nichte, nicht Schwester des letzten burgundi-

schen Königs Rudolf (S. 67). — Welf IV. von Este, der das Herzogtum Bayern 1170 erhält, darf nicht als Schwiegersohn des Herzogs Magnus von Sachsen angesprochen werden (S. 73 Anm.); Magnus hinterließ zwei Töchter als Erbinnen der reichen Billungschen Güter: die eine, Wulfhilde, heiratete Heinrich der Schwarze, Welfs IV. jüngerer Sohn, die andere, Eilika war die Gemahlin Ottos des Reichen von Ballenstedt, des Vaters Albrechts des Bären. — Heinrichs V. Gemahlin hieß Mathilde, nicht Adelheid (S. 80). — Rogers II., des ersten Königs beider Sizilien, Nachfolger heißt Wilhelm I., „der Böse", der von 1154—1166 regiert; dessen Sohn Wilhelm II., „der Gute", regierte als letzter des normannischen Königshauses bis 1189 (S. 102 und 103). — Nach S. 131 oben könnte es den Anschein erwecken, als hätte Friedrich von Schwaben den Deutschen Ritterorden vor Akkon gestiftet; Friedrich hat das Ereignis nicht mehr erlebt, denn erst 1198 wurde die deutsche Spitalbrüderschaft zu einem Ritterorden erhoben. — Bei der Doppelwahl 1314 kann nicht jeder Kandidat 5 Stimmen erhalten haben, da nur Sachsen und Böhmen doppelt stimmten; läßt man die strittigen Kurstimmen unberücksichtigt, so wurde Ludwig mit 3, Friedrich mit 2 Stimmen gewählt (S. 145 oben und Anm. 1). — Ebenso ungenau ist die Angabe der Stimmenzahl bei der Wahl Sigmunds (S. 153): läßt man die strittige brandenburgische Stimme weg, so erhielt Sigmund 2, Jobst 4 Stimmen, sonst 3 und 5. — Hus wurde nicht sofort verhaftet (S. 155 unten), sondern erst 4 Wochen nach seiner Ankunft in Konstanz, nachdem man verschiedentlich unterhandelt hatte, bei Hus' Starrsinn ohne Resultat. — Ich glaube nicht, daß es im Mittelalter in Deutschland viel Städte mit 40—50 000 Einwohnern gab; solche mit 20 000, die S. 175 mittlere Städte genannt werden, dürften zu den größeren gehört haben. — Tetzel kann nicht schon 1513 im Auftrage des Erzbischofs von Mainz, unter dem doch nur Albrecht von Brandenburg gemeint ist, in Sachsen den Ablaß gepredigt haben (S. 189); denn Albrecht wurde erst 1514 Erzbischof. — Zwischen einer Drohbulle von 1520 und der eigentlichen Bannbulle vom Anfang 1521 darf nicht unterschieden werden; die Bulle „Exsurge Domine" vom 15. Juni 1520, die bei einer Frist von 60 Tagen zum Widerruf mit dem Banne droht, ist eben Droh- und Bannbulle zugleich (S. 193). — Die Annahme wichtiger Vorlagen — Reichsregiment, Reichskammergericht u. a. — bildete nicht den Schluß, sondern den Anfang der Verhandlungen zu Worms, wo man ja seit dem Januar versammelt war; nur die Formalitäten der Annahme wurden zum Schluß vollzogen (S. 195). — Nicht 14, sondern 17 Bistümer wollten die Spanier in den Niederlanden errichten (S. 213). — Gustav Adolf landet nicht im Mai, sondern Ende Juni a. St. auf Usedom (S. 224). — Ganz unumschränkt kann auch der zweite Oberbefehl Wallensteins nach den neuesten Forschungen nicht

genannt werden: dem Kaiser blieb jedenfalls das Recht einzugreifen, wovon er freilich, solange alles gut ging, keinen Gebrauch machte (S. 225). — Zehnmal so stark als die Schweden sollen die Russen bei Narwa gewesen sein (IV S. 33); das ist wohl übertrieben, denn Peter fiel mit 45000 Mann in Ingermanland ein, denen 8000 Schweden gegenüberstanden. — Wenn für die Zerstörung Magdeburgs der 20. Mai als Datum des revidierten Kalenders angeführt wird, so muß das auch für den Tod des Gr. Kurfürsten geschehen, also 9. Mai statt 29. April (S. 42). — Kurfürst Friedrich III. war der „3.“ Sohn des Gr. Kurfürsten, da zwei ältere Brüder, Wilhelm Heinrich und Karl Emil, vor ihm starben (S. 42). — Danckelmann wurde nicht erst 1713, sondern schon 1707, bei Gelegenheit der Geburt des 1. Enkels des Königs, aus der Festung Peitz befreit (S. 43). — Bei der neuen preußischen Zollpolitik unter Maaßen werden die äußeren Schranken nicht beseitigt (S. 149). — Die Eisenbahn Leipzig-Dresden wurde dem Verkehr 1839 übergeben (S. 161); 1837 wurde nur die erste Strecke eröffnet. — Der 23. September als Tag, an dem Bismarck die Leitung des preußischen Ministeriums übernimmt, muß unbedingt angegeben werden (S. 181). — Der Übertritt Moltkes in den preußischen Dienst erfolgte 1822, nicht 1821 (S. 187). — Daß das Eisenbahnwesen im Reiche einheitlich geregelt sei (S. 212), kann man kaum behaupten; alljährlich hört man doch aus dem Reichstag die Klage, daß das Reichseisenbahnamt so wenig Einfluß auf die Einzelstaaten habe.

Beibehalten ist die Anordnung und Einteilung des Stoffes, wie sie Schultz bot, und mit vollem Recht; denn darin bestand gerade der Wert der Schultzschen Lehrbücher, daß sie eine übersichtliche und erschöpfende Disposition gaben, die mit manchen Schwächen aussöhnen konnte. Abbildungen sind jetzt nicht nur dem 3. Bande in vermehrter Zahl, sondern auch dem vierten beigegeben worden; meist handelt es sich um Porträts hervorragender Persönlichkeiten. Ich bin kein Freund von Abbildungen im Lehrbuch; sie wirken hier meist nur störend, sind außerdem viel zu klein, als daß sie in der richtigen Weise als Anschauungsmaterial verwendet werden könnten. Abbildungen möglichst großen Formats gehören vielmehr in den Bilderatlas, der an keiner Anstalt fehlen sollte, und sind außerdem vielfach in großen Anschauungsbildern vorhanden, die im Wechselrahmen oder sonstwie zur Darstellung kommen.

Am Ende möchte ich noch einige Wünsche zum Ausdruck bringen, die der verdienstvolle neue Herausgeber vielleicht bei einer neuen Auflage berücksichtigt. Wäre es nicht praktischer, die römische Kaisergeschichte aus Teil II in Teil III hinüberzunehmen, wohin sie ja auch lehrplanmäßig gehört, und hier in die deutsche Geschichte hineinzuarbeiten? Damit würden viele Wiederholungen und Hinweise vermieden. Ferner empfehle ich

eine Ausdehnung des bürgerkundlichen Stoffes; sowohl die preußischen Einrichtungen als auch die des deutschen Reiches sind zu dürftig dargestellt; dort erfährt man, um nur etwas anzuführen, nicht einmal die Zahl der Mitglieder des Abgeordnetenhauses, die Selbstverwaltung wird nur gestreift, Miquels Finanzreform gar nicht erwähnt; hier kommen die wirtschaftlichen, sozialen und finanziellen Verhältnisse zu kurz, von der Gerichtsverfassung erfährt man nur, daß es ein Reichsgericht gibt. Diese Zurückhaltung steht im Widerspruch mit berechtigten Anforderungen an den heutigen Geschichtsunterricht. Endlich wäre erwünscht, bei manchen Eigennamen die Quantität anzugeben, z. B. bei Bataver, Pultawa, Sadowa, Loyola u. a. m.

Ich fasse noch einmal kurz zusammen: ich habe früher Jahre lang die Schultzschen Lehrbücher beim Unterricht benutzt, ich kann wohl sagen mit gutem Erfolge, habe freilich manchmal geseufzt, wenn die Fehler und Nachlässigkeiten zu hageldicht kamen, so daß schließlich meine Trauer nicht allzu groß war, als Schultz sorgfältiger gearbeiteten Büchern weichen mußte. Seitdem nun die neue Ausgabe vorliegt, möchte ich es wohl noch einmal damit versuchen; denn während die Vorzüge der früheren Arbeit beibehalten sind, sind eine ganze Menge Mängel beseitigt oder wenigstens stark gemildert. Wenn an ihrer Vervollkommnung rüstig weiter gearbeitet wird, dürften die Schultzschen Lehrbücher den verlorenen Boden wiedergewinnen und zu den alten Freunden neue hinzufinden.

Zerbst. G. Reinhardt.

---

1) W. Gothan, Botanisch-geologische Spaziergänge in die Umgebung von Berlin. Mit 23 Figuren im Text. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. VI und 110 S. 8. 1,80 *M*, geb. 2,40 *M*.

Das Buch habe ich mit großem Interesse durchgesehen. Die Art, wie es in die Kenntnis der Pflanzenvereine einführt, ist sehr zweckmäßig. Der Beobachter wird in festgelegten Exkursionen mit genau beschriebenem Wege zu bestimmten Stellen hingeführt, wo der betreffende Pflanzenverein entwickelt ist. Auch der Anfänger in der Botanik wird dadurch reiche Belehrung empfangen. Und selbst über seinen eigentlichen Zweck hinaus kann das Buch den Lesern, die fern von Berlin die angegebenen Plätze nicht besuchen können, doch für ihre Beobachtungen mancherlei Anregung und Förderung bieten. Die botanischen Untersuchungen sind die Hauptsache. Die geologischen Mitteilungen gehen nur so weit, wie es für das Verständnis der Bildung einzelner Bodenarten und Geländeformen Bedeutung hat. Anerkennenswert ist die wiederholte Warnung vor dem unnützen Ausraufen der Pflanzen. Die leidlich charakteristischen Abbildungen erleichtern das Erkennen der einzelnen Arten. Ein Verzeichnis der im Texte

erwähnten Pflanzenfamilien mit kurzen Diagnosen sowie ein Register der vorkommenden Pflanzen werden sich beim Gebrauche nützlich erweisen.

Bei den mancherlei Vorzügen des Buches ist es bedauerlich, daß die Form in keiner Weise gelobt werden kann. Wie schon mehrmals muß ich hier wieder darauf hinweisen, daß auch ein wissenschaftliches Werk, vielmehr erst recht ein solches in gutem Deutsch und ohne grobe Verstöße gegen die Gesetze des Stiles dargeboten werden muß. Solcher Verstöße aber enthält das Buch eine reichliche Anzahl. Nur einige Beispiele will ich anführen. S. 21 findet sich folgendes Satzungeheuer mit vier in einander geschachtelten Relativsätzen: Wir gehen in der Fahrtrichtung unseres Zuges links unten am Bahndamm den kleinen Fußsteig entlang, der auf eine geradeaus sichtbare Ziegelei zuführt, bei der wir die erwähnte Landstraße treffen, die uns zu dem kleinen Dörfchen Buchhorst führt, das wir schon vom Bahnhofe aus ... sehen konnten. Auf derselben Seite liest man: *Der* natürliche *Zustand war* natürlich *der* — ., auf der Seite vorher: *sie sind* allermeist . — wenigstens teilweise immer *vorhanden*. S. 70 steht: *Die Fetthenne* .. können *wir auf dem Rückwege massenhaft auf dem grasigen Sandfeld*, das *sich an dem Eisenbahndamm entlang zieht*, *beobachten*, das *wir beim Hergehen noch nicht betreten haben*. Unrichtig ist auch z. B. *die Ziegeln*, ebenso: *ein Nelken ähnliches Gewächs*, ferner *Urtica dioica* für *dioeca*. Auch Die Interpunktion ist keineswegs einwandsfrei.

2) O. Braun, Das Zeichnen im naturgeschichtlichen Unterrichte. Mit 3 Tafeln. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. IV u. 25 S. 8. 1 *M*.

Der Verfasser sagt im Vorwort, er sei nicht durch seine Überzeugung vom Werte seiner Schrift für andere, sondern durch die freundliche Billigung, die Herr Professor Schmidt und Herr Professor Landsberg der Arbeit zollten, zur Veröffentlichung veranlaßt worden. Der Schätzung, welche die genannten Herren der Schrift zuteil werden ließen, kann ich mich voll und ganz anschließen. Der mehr philosophische Abschnitt über die Ziele des Zeichnens ist ebenso anregend und wertvoll, wie die Darlegung der Wege zum Erreichen des Ziels. Der Verfasser gibt eine große Zahl praktischer Winke, setzt sich mit allen möglichen Versuchen und Methoden anderer Autoren auseinander, weist übertriebene Forderungen jeder Art überzeugend zurück und bringt an passender Stelle eine kurze brauchbare Zusammenstellung dessen, was etwa in VI bis IIIb der Oberrealschule gezeichnet werden kann. Die beigegebenen Tafeln sind gleichfalls recht gut. Daß Darstellung und Stil jeder Kritik standhalten, habe ich nach manchen schlimmen Erfahrungen ganz besonders angenehm empfunden.

3) P. Claussen, Pflanzenphysiologische Versuche und Demonstrationen für die Schule. Zweite Auflage. Mit 43 Abbildungen. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. I u. 33 S. 8. 1 M.

In der vorliegenden zweiten Auflage des mir aus der ersten wohlbekannten Heftchens erscheinen die Versuche in ganz anderer Reihenfolge wie bisher. Der Verfasser will dadurch die Benutzung des Werkchens neben dem in der zehnten Auflage völlig umgearbeiteten physiologischen Teile des Lehrbuches der Botanik für Hochschulen von Straßburger, Jost, Schenk und Kasten auch fernerhin ermöglichen. Im Texte ist sonst wenig geändert, nur einige Verbesserungen und Zusätze sind mir aufgefallen. Die neue Auflage wird der bewährten Arbeit neue Freunde erwerben.

Seehausen i. Altmark. M. Paeprer.

---

Verhandlungen des 17. Deutschen Geographentages zu Lübeck vom 1.—6. Juni 1909. Herausgegeben von dem Geschäftsführer des Zentralausschusses G. Kollm. Mit 5 Tafeln und 24 Abbildungen. Berlin 1910, Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). XCII u. 333 S. 12 M.

Mehr als ein Sechstel des gesamten Buches nimmt eine „Denkschrift" ein unter dem Titel „Reformvorschläge für den erdkundlichen Unterricht an den höheren Schulen", gegliedert in fünf einzelne Aufsätze von vier verschiedenen Verfassern, im ganzen und im einzelnen nützlich und gut zu lesen und dennoch in ihrer Wirksamkeit auf die Außenwelt nicht wenig dadurch eingeschränkt, daß die Versammlung es dieser Denkschrift versagt hat, daß sie als eine Meinungsäußerung des Deutschen Geographentages zu betrachten sei. Dieser Beschluß hat sich nach einer langen, erregten Erörterung, nachzulesen S. XXV—XXXIV und XXXVI ff., aus mannigfaltigen Gründen entwickelt, zunächst aber aus der Überzeugung, daß die Denkschrift die Vorbildung des Geographielehrers durch zu eng gestellte Grenzpfähle umzäunt und ihre Anforderungen an die Leistungen der Schulen auf ein nicht erreichbares Maß geschraubt habe. An jene Schrift gliedert sich auch an die Debatte über die Stellung zur Geologie, darüber, in welchem Maße der Geographielehrer auf die Vertiefung in diese Wissenschaft zu verpflichten sei. Hat diese Debatte auch keinen Beschluß gezeitigt, so deuten auf die Stimmung der Versammlung zwei Beschlüsse hin, deren einer dahin ging, in einem von anderer Seite, nicht den Verfassern der Denkschrift, entworfenen Plane der Stoffverteilung für eine neunklassige Schule die darin geforderte Geologie für O III und O II nicht zu streichen, wie von beachtenswerter Seite beantragt war. Gleich hinterdrein aber wurden die Reformvorschläge des Geheimrats Penck unter Ausscheidung der auf die Geologie bezüglichen Stellen einstimmig angenommen. Dadurch ist die Geologie als condicio, sine qua non wieder gefallen. Jene Reformvorschläge sind dann noch einmal vom Zentralausschusse „umstilisiert" worden und stellen in der

so gewonnenen Fassung das positive Ergebnis der schulgeographischen Verhandlungen des Geographentages auf S. LI f. dar. Sie betonen zwar alles Ernstes die alten, so oft begründeten Forderungen, daß der Unterricht von Lehrern zu erteilen sei, die ihre Befähigung dazu durch eine Prüfung dargelegt haben, ferner, daß er auf alle Klassen auszudehnen sei, befleißigen sich aber im übrigen — abgesehen von einer logischen Gleitstelle — einer bemerkenswerten Mäßigung oder gar Vorsicht, so sehr, daß der eine Absatz anhebt mit den Worten „Das Studium der Erdkunde muß von jedem, der sich in diesem Fache einer Lehramtsprüfung unterziehen will, längere Zeit hindurch betrieben werden". Das ist eine Beobachtung, die auch vor ihrer neuesten Drucklegung weder unbekannt noch ernstlich bestritten war.

Aus dem Berichte der „ständigen Kommission für erdkundlichen Schulunterricht" (S. 249—255) sei erwähnt, daß der Gedanke, geographisch gebildete Oberlehrer zum Studium in die Kolonien zu entsenden, an der „wachsenden Finanzkalamität" gescheitert ist, daß aber der Vorsitzende jener Kommission seine Hoffnungen in dieser Richtung nicht aufgibt. — Direktor Schwartz-Lübeck spricht (S. 334 ff.) anregende und sehr beherzigenswerte Worte über den mathematisch-astronomischen Unterricht und die Frage, wie diese Belehrungen auf die einzelnen Klassen zu verteilen sind, damit sie wirklich geübt und damit die täglichen Vorgänge am Himmel wirklich von den Schülern verstanden werden. — A. Oppel-Bremen erörtert (S. 237 ff.) die Herstellung und Verwertung wirtschaftsgeographischer Schulwandkarten. Was beim Handatlas möglich und erwünscht ist, die Vereinigung einer großen Zahl von Beziehungen und von Einzelheiten auf einem Blatte, das ist, wie die Diskussion ergibt, bei Wandkarten wegen der mangelnden Fernwirkung einer großen Fülle von Einzelheiten noch nicht gelungen trotz allen Lobes, das die vorgelegte Wandkarte wegen ihres Wertes für Studienzwecke erntete. Hier scheint doch, bis jetzt wenigstens, nur Beschränkung im Stoffe helfen zu können.

Hannover-Linden. E. Oehlmann.

---

1) Max Nath und Joh. Kleiber, Physik für die Oberstufe. Zum Gebrauch für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse norddeutscher Lehranstalten. Vierte Auflage mit 661 Figuren, zahlreichen durchgerechneten Musterbeispielen und Aufgaben samt Lösungen. Berlin und München 1910, R. Oldenbourg. XI u. 472 S. 8. geb. 4,45 M.

Das jetzt in 4. Auflage erscheinende Unterrichtswerk, dessen Vorzüge auch schon früher an dieser Stelle gewürdigt und in einer eingehenden Disposition des Lehrstoffes, der Hervorhebung wichtiger Formeln und Lehrsätze, der Erläuterung schwieriger Teile durch zweckmäßige Vergleiche und in einer beträchtlichen Zahl guter Figuren und Musterbeispiele gefunden wurden, ist ein vortreffliches Lernbuch, das dem Schüler ein zuverlässiger und aus-

reichender Halt für die häusliche Arbeit sein wird. Trotz seiner anerkannten großen Vorzüge ist das Buch bisher, wie es scheint, in Preußen erst an 4 höheren Lehranstalten definitiv in Gebrauch genommen worden. Wer sich mit der Frage der Einführung eines neuen Lehrbuches zu beschäftigen hat, sollte dieses Buch in den engern Kreis der Wahl stellen. Die neue Auflage hat gegenüber der alten keine durchgreifenden Änderungen aufzuweisen.

2) W. Leick, Die praktischen Schülerarbeiten in der Physik. Zweite Auflage. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. 49 S. 8. geh. 0,80 ℳ.

Die Umgestaltung des physikalischen Unterrichtes durch Einrichtung praktischer Schülerübungen macht zunehmende Fortschritte, aber der größte Teil der höheren Lehranstalten ist bisher doch noch von dieser Wandelung unberührt geblieben. Die vorliegende Broschüre will bei den Teilnahmlosen Interesse, bei den Zaudernden den Entschluß, bei den Gegnern die Überzeugung von der Notwendigkeit der neuen Unterrichtsform herbeiführen. Im ersten Teile wird unter Berücksichtigung der einschlägigen Literatur eine Orientierung über die Ziele und das bisher auf diesem Gebiete Erreichte angebahnt und in dieser Absicht die Geschichte, der Zweck und der Betrieb der Schülerübungen im allgemeinen kurz behandelt. Den wirklichen oder auch nur gefürchteten Nachteilen werden die erzielten Vorteile deutlich gegenübergestellt, die tatsächlich oft vorhandenen Schwierigkeiten werden richtig gewürdigt und auf das entsprechende Maß zurückgeführt, auch werden Wege angegeben, auf denen man ihnen mit Erfolg begegnen kann. Die Ziele werden an einer Zusammenstellung geeigneter Übungen erläutert, aus der man erkennt, daß für die Unterstufe mehr qualitative, mit einfachsten Messungen verbundene Versuche als geeignet erachtet werden, auf die Oberstufe aber die quantitative Seite überwiegen muß. Obwohl solche Übungen als verbindliche Unterrichtsform anzustreben sind und angestrebt werden, zeigt die Statistik, daß noch nicht ein Drittel der überhaupt Schülerübungen betreibenden Anstalten diese obligatorisch gemacht haben. Die weitere Frage, ob der Arbeit in gleicher Front oder der regellosen der Vorzug zu geben sei, läßt sich im allgemeinen nicht beantworten und hängt von den besonderen Verhältnissen der einzelnen Anstalten ab.

Im speziellen Teile zeigt der Verf., wie die Schüler der Unterstufe dazu angehalten werden müssen, ihre Sinne richtig zu gebrauchen, einfache Vorgänge genau zu beobachten und zu beschreiben, die vorgeschrittenen Schüler aber den Zusammenhang und die Bedeutung der Naturgesetze für das Leben, auch Methoden wissenschaftlicher Forschung kennen lernen sollen. Dazu schlägt L. die Behandlung umfassender Themata vor, von denen jeder Schüler bei 14tägig zweistündiger Arbeitszeit etwa 2 im Semester zu erledigen hätte, z. B. Vorgänge beim Erwärmen einer Flüssig-

keit, die Vorteile und Nachteile verschiedener Beleuchtungsarten, das Biot-Savartsche Gesetz, Widerstandsmessungen und Messungen an Linsen. Ein reichhaltiges Literaturverzeichnis bildet den Schluß der kleinen Arbeit, die dem Interesse der auf diesem Gebiete noch nicht orientierten Lehrer empfohlen sei.

3) Hermann Hahn, Die Zeit- und Kostenfragen der physikalischen Schülerübungen. Vortrag, gehalten am 29. September 1909 zu Graz auf der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. 31 S. 8. 0,80 *M*.

Unter den Bedenken, die sich gegen die obligatorische Einführung der praktischen Schülerübungen erheben, spielt die Zeit- und Kostenfrage fast überall eine ausschlaggebende Rolle. H. stellt zunächst die Frage, ob es zweckmäßig ist, an allen Arten höherer Schulen Physik zu lehren und diesen Unterricht bis hinauf zur Reifeprüfung fortzusetzen, unerledigt bei Seite und untersucht, welche Zeit bei der gegenwärtigen Einrichtung unserer Schulen der Physikunterricht mit eingewebten Übungen notwendig bedarf. Er kommt zu dem Ergebnis, daß dazu auf allen Stufen eine eventuell geteilte Doppelstunde und zwei ungeteilte Einzelstunden in der Woche gefordert werden müssen. Auf wieviel Jahre sich ein solcher Unterricht erstrecken soll, hängt von dem Mindestumfang des Lehrstoffes ab, den man für die betreffende Schule für notwendig erachtet.

Die Kostenfrage ist viel ernster zu nehmen, als manche unerfahrenen Berufsgenossen meinen, die behaupten, die Übungen kosteten wenig oder nichts. H. tritt dieser Frage dadurch näher, daß er untersucht, was die Übungen bisher tatsächlich gekostet haben und was sie gegenwärtig kosten. Aus England und Amerika liegt als Ergebnis von Rundfragen reichliches Material vor, aus dem hervorgeht, daß in diesen Staaten für den genannten Zweck sehr beträchtliche Aufwendungen gemacht werden. Für Preußen schätzt H. die Anschaffungskosten für eine vollständige Geräteausrüstung an einer Vollanstalt auf 1000 *M*. Da bei Arbeit in gleicher Front durchschnittlich 9 solcher Ausrüstungen erforderlich sein werden, würden die Kosten auf 9000 *M* zu bewerten sein. Als gangbaren Weg, um diese Summe aufzubringen, gibt H. die Erhöhung des jährlichen Schulgeldes entweder für alle Schüler um 5 *M* oder für die Klassen, welche naturwissenschaftliche Übungen abhalten, um etwa 10 *M* an, wobei eine Sicherheit zu fordern wäre, daß die aus dieser Quelle fließenden Summen auch ausschließlich zur Einrichtung und Unterhaltung naturwissenschaftlicher Schülerübungen verwendet werden.

Im Anhange findet sich eine tabellarische Übersicht über die Entwickelung der Physikstunden am Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin und eine Darstellung der Ergebnisse der erwähnten Rundfragen in England und Amerika.

Berlin. R. Schiel.

---

## EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. J. Sanneg, Dictionnaire étymologique. Französisch-deutsches Wörter- und Namenbuch nach den Endungen rückläufig-alphabetisch geordnet. Hannover-List 1909/1910, Carl Meyer (G. Prior). Heft 2—3: Die Wörter und Namen auf -e (bis nature). S. 86—235. Je 1,25 *M.*

2. G. Simmel, Hauptprobleme der Philosophie. Leipzig 1910, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 175 S. geb. 0,80 *M.* (Das 500. Heft dieser verdienstlichen „Sammlung Göschen").

3. O. Schmeil, Lehrbuch der Botanik für höhere Lehranstalten und die Hand des Lehrers sowie für alle Freunde der Natur. Mit 40 farbigen Tafeln und zahlreichen Textbildern. Sechsundzwanzigste Auflage. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. XVI u. 534 S. geb. 5,40 *M.*

4. O. Schmeil und J. Fitschen, Flora für Deutschland. Ein Hilfsbuch zum Bestimmen der zwischen den deutschen Meeren und den Alpen wildwachsenden und angebauten Pflanzen. Mit 844 Abbildungen. Achte Auflage. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. VIII u. 425 S. geb. 3,80 *M.*

5. A. Thaer, Hauptsätze der Neueren Geometrie. Ergänzung aus der Planimetrie. S.-A. aus der 32. Auflage von Kambly-Roeder Trigonometrie, neu bearbeitet. Mit 43 Figuren. 72 S. 0,90 *M.*

6. J. Walther, Lehrbuch der Geologie von Deutschland. Eine Einführung in die erklärende Landschaftskunde für Lehrende und Lernende. Mit 93 Landschaftsbildern, 88 Profilen, 10 Karten und 1 farbigen geologischen Strukturkarte. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. XV u. 358 S. geb. 7,60 *M.*

7. W. Wartenberg, Vorschule zur lateinischen Lektüre für Reformschulen, Oberrealschulen und Studienanstalten. Siebente Auflage von E. Bartels. Hannover 1911, Norddeutsche Verlagsanstalt, O. Goedel. VIII u. 245 S. geb.

8. Wechselcöten und Versetzungsziffern an höheren Lehranstalten in Breslau. 29 S. gr. 8. S.-A. aus „Breslauer Statistik" Band 29. Heft 3.

9. G. Werle, Die ältesten germanischen Personennamen. Beiheft zum 12. Bande der Zeitschrift für deutsche Wortforschung. Straßburg 1910, K. J. Trübner. 85 S. 2,75 *M.*

10. K. Zepf, Experimentelle Einführung in die Grundlehren der Chemie mit besonderer Berücksichtigung ihrer Anwendungen im täglichen Leben nebst kurzen Anleitungen zum Anstellen von Schulversuchen mit einfachen Hilfsmitteln. Lehrbuch für die Hand von Lehramtskandidaten. Mit zahlreichen Abbildungen. Karlsruhe 1910, G. Braunscher Verlag. XV u. 391 S. geb. 5 *M.*

11. Graesers Schulausgaben klassischer Werke. Neue Reihe herausgegeben von E. Castle und G. Wilhelm. Leipzig, B. G. Teubner.

a) F. Grillparzer, Der arme Spielmann; F. v. Saar, Tambi. Herausgegeben von A. Walheim. 63 S. 0,50 *M.*

b) E. Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag und Die Historie von der schönen Lau aus dem Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein“. Herausgegeben von L. Brandl. 69 S. 0,50 M.

c) Shakespeare, König Lear. Herausgegeben von A. v. Weilen. 92 S. 0,50 M.

d) v. Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts. Herausgegeben von L. Hornung. 68 S. 0,50 M.

e) Euripides, Hippolytos übersetzt von J. M. Stowasser; Racine, Phädra übersetzt von Schiller. Herausgeben von E. Castle. 98 S. 0,50 M.

f) O. Ludwig, Zwischen Himmel und Erde. Herausgegeben von E. Castle. 142 S. 1 M.

g) Euripides, Iphigenie auf Tauris. Übersetzt von M. Stowasser. Herausgegeben von E. Castle. 58 S. 0,50 M.

h) Schlachtenbilder. Herausgegeben von A. Walheim. 54 S. 0,50 M.

i) Sophokles, König Ödipus. Herausgegeben von M. Wohlrab. 72 S.

12. O. F. Walzel, Das Prometheussymbol von Shaftesbury zu Goethe. 70 S. 2 M (S.A. aus den N. Jahrbüchern für das klass. Altertum usw.) Band 25.

13. O. Weise, Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. Leipzig 1910, B. G. Teubner. XIV u. 213 S. geb. 2,20 M.

14. E. von Wildenbruch, Das edle Blut. Eine Erzählung. Schulausgabe von J. Hartung. Berlin 1910, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. IX u. 68 S. 0,80 M.

15. Wörterverzeichnis für die Neue Deutsche Rechtschreibung. Gebweiler 1909, J. Boltze. 11.—20. Tausend. 16 S. 0,15 M.

16. C. Zipfehli, Patriotischer Turnplatz. Sammlung von lateinischen Vaterlandsliedern und Heimatgrüßen. Herausgegeben für die studierende Jugend Deutschlands. Leutkirch o. J., Joseph Bernklau. Pars I: Palaestra patriotica. X u. 98 + 3 S. geb. 1 M. Mit 1 Bildnis von Lacinula=Zipfehli.

17) Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur. Jahrg. 7, Nr. 2—4.

18) Illustrierte Hausbibliothek. Band 20: Dampfmaschine. Mit 20 Abbildungen. Pößneck i. Thür., H. Schneider. 19 S. 0,25 M.

19) Abraham a Sancta Clara. Blütenlese aus seinen Werken nebst einer biographisch-literarischen Einleitung von K. Bertsche. Mit Bildnis. Zweite Auflage. Freiburg i. Br. o. J., Herdersche Verlagshandlung. XIV u. 222 S. geb. 2,80 M.

20) Adolf Bartels, Der Literaturhistoriker und die Gegenwart. Leipzig 1910, Ed. Avenarius. 18 S. kl. 8.

21) E. Czuber, Der mathematische Unterricht an den technischen Hochschulen. Wien 1910, Alfred Hölder. 39 S.

22) Demosthenes' Olynthische Reden, deutsch von A. Horneffer. Leipzig 1910, Dr. Werner Klinkhardt. 31 S. 0,50 M, Schulausgabe 0,75 M. [Antike Kultur Band XXVIII.]

23) M. Förster, English Authors with Biographical Notices. On the basis of a selection edited by Ludwig Herrig. Braunschweig 1911, George Westermann. VIII u. 338 S. geb.

24) W. Hans, Ibsens Selbstporträt in seinen Dramen. München 1911, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). V u. 220 S. geb.

# ERSTE ABTEILUNG.

## ABHANDLUNGEN.

### Ziele und Wege des staatsbürgerlichen Unterrichts.

Die Deutschen fangen an ein politisches Volk zu werden. Der Ruhm, das Volk der Dichter und Denker zu heißen, reizt sie nicht mehr. Sie wollen als politische und wirtschaftliche Macht in der ersten Reihe stehen unter den Weltvölkern. Nur greifbare Werte und sichtbare Erfolge läßt der im wesentlichen auf das Materielle gerichtete Zeitgeist gelten. Und dementsprechend haben sich auch dessen Erziehungsideale geändert. Der künftige Staatsbürger soll in der Schule tüchtig gemacht werden für den politischen und wirtschaftlichen Kampf.

Es soll hier nicht untersucht werden, wie weit die Schule die Pflicht hat, der angedeuteten Zeitströmung Widerstand zu leisten, damit auch die feineren Werte unseres Kulturlebens nicht verkümmern, und wie weit sie im Schüler die Überzeugung zu wecken hat, daß der Erfolg nicht der einzige Wertmesser für die Dinge des Lebens ist. Das muß zugegeben werden, daß die Schule nicht weltfremde Menschen erziehen darf, sondern daß sie ihren Zöglingen die Augen öffnen muß für die Erscheinungen des öffentlichen Lebens. Es ist einer der wuchtigsten Vorwürfe, der gegen die höheren Schulen erhoben wird, daß sie den Blick ihrer Schüler vom öffentlichen Leben abwenden und daß der Abiturient oft nicht über das Maß politischer Bildung verfügt wie der Handwerkslehrling. In der Tat ist in dieser Hinsicht viel gesündigt worden, im allgemeinen aber doch nicht soviel, wie Außenstehende anzunehmen pflegen. Der Geschichtslehrer kann es bei der Behandlung der neuesten Zeit gar nicht unterlassen, die für die staatsbürgerliche Erziehung in Betracht kommenden Fragen zu erörtern und den Schüler in ihr Verständnis einzuführen. Und das politische Interesse ist besonders bei den jüngeren Lehrern so rege, daß ihnen diese Aufgabe höchst willkommen ist.

Das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung ist noch neu, und die Ansichten über Ziele und Wege sind noch nicht geklärt. Großen Anklang haben in der Öffentlichkeit die theoretischen Erörterungen und praktischen Versuche des Münchener Stadtschulrats Kerschensteiner gefunden, der seine ganzen Auffassungen von Schulorganisation und Schulbildung unter den Gesichtspunkt der staatsbürgerlichen Erziehung gestellt hat. (G. Kerschensteiner, Grundfragen der Schulorganisation, 2. Auflage; Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung; beide bei Teubner, 1910). Nach K. ist staatsbürgerliche Erziehung nicht identisch mit staatsbürgerlicher Unterweisung. Auch Berufstüchtigkeit und Schaffensfreude genügen nicht; denn beide können zum krassen Egoismus führen. Ebensowenig reichen politische Bildung und soziale Erziehung aus. Die staatsbürgerliche Erziehung geht überhaupt nicht neben anderen Erziehungszielen her, — sie ist die Erziehung überhaupt und schließt alle andern Zwecke und Ziele der Menschenbildung in sich. Ihre höchste Aufgabe ist es, den Menschen zu der Fähigkeit zu erziehen, die eigenen Interessen denen der Gesamtheit unterzuordnen: „staatsbürgerliche Erziehung ist ziemlich gleichbedeutend mit Erziehung zu den Tugenden der Rücksichtnahme und Hingabesittlichkeit, mit Erziehung zum selbstlosen Charakter". — Es ist das christliche Erziehungsideal, auf ein staatsbürgerliches Ziel eingestellt. — Die sachliche Grundlage für diesen Gemeinsinn soll die stets zu pflegende Erkenntnis bilden, daß die Interessen des Einzelnen bedingt sind durch die der Allgemeinheit. Am besten läßt sich der Gemeinsinn bilden, wenn der Schüler in eine Gemeinschaft hineingestellt wird und wenn er hier angehalten wird, an der gemeinsamen Aufgabe, dem allgemeinen Zweck in einer nach Maßgabe seines Könnens und seiner Neigungen bestimmten Weise mitzuarbeiten. Arbeitsgemeinschaften sind nach Kerschensteiners Ansicht das beste Mittel für die Lösung der Aufgaben, welche die staatsbürgerliche Erziehung stellt. Er hat derartige Organisationen in den Münchener Fortbildungsschulen geschaffen. Und diese eignen sich ja in der Tat zu solchen Versuchen. Sind sie aber auch in den übrigen Schulen möglich? Die Volksschulen scheidet Kerschensteiner selbst aus. Wie steht es nun mit den höheren Schulen? K. meint, der richtig betriebene Physikunterricht biete Gelegenheit zur Bildung von Arbeitsgemeinschaften, etwa so, daß eine Klasse in eine Anzahl von Gruppen eingeteilt wird, von denen jede ihre besondere Aufgabe erhält, die eine z. B. die Bestimmung des spezifischen Gewichtes von Blei. Von vier Schülern bedient der eine die Gewichtsschale der Wage, der andere die sorgfältige Arretierung und Ablesung, der dritte kontrolliert und unterstützt den ersten, der vierte den zweiten. Ist ein Wert der Konstanten ermittelt, so wechseln die vier Knaben ihre Rollen und berechnen einen zweiten, dritten und vierten Wert. Man wird Kerschensteiner zustimmen müssen, daß ein

solches Zusammenarbeiten Fähigkeit zur Unterordnung und Rücksichtnahme auf das Ganze bildet sowie die Selbstzucht fördert. Dasselbe läßt sich auch von Schülergemeinschaften behaupten, die sportlichen und künstlerischen Zwecken dienen. Die Einordnung in eine selbstgegebene Organisation, das tätige Interesse an der gemeinsamen Aufgabe sind Dinge, die im späteren Leben ihre Früchte tragen werden.

Damit aber erschöpft sich für die höheren Schulen die Brauchbarkeit der Kerschensteinerschen Vorschläge. Diese setzen doch immer eine körperliche Arbeit voraus, und dazu bieten doch unsere heutigen Schulen zu wenig Gelegenheit. — Auf dem technischen Gymnasium, das K. neben dem altsprachlichen, dem neusprachlichen und dem naturwissenschaftlichen fordert, wird es ja anders sein; aber vorläufig müssen wir uns doch an die bestehenden Schulformen halten. — Die vornehmste Aufgabe unserer höheren Schulen ist Geistesbildung. Und hierbei können wir mit Arbeitsgemeinschaften wenig anfangen. Wie die großen Fortschritte der Wissenschaft von Einzelnen gemacht worden sind, so muß auch der Schüler als Einzelwesen die kleinen Probleme, die ihm gestellt werden, zu bewältigen suchen. Und in den meisten Fällen muß der Lehrer den Versuch der „Arbeitsgemeinschaft", zu der die Schüler eine starke Neigung haben, nachdrücklich bekämpfen. Wir müssen also einen anderen Weg suchen.

Man wird Kerschensteiner Recht geben, wenn er meint, staatsbürgerliche Erziehung sei nicht identisch mit staatsbürgerlicher Belehrung. Aber er unterschätzt dabei doch wohl den Wert der letzteren. Sie hat doch nicht nur den Zweck, den Kopf des Schülers mit totem Wissen anzufüllen. Sie soll ihm vielmehr einen Einblick in die Dinge des öffentlichen Lebens geben, ihn vertraut machen mit dem Organismus des Staates und ihn erkennen lassen, daß die staatlichen Einrichtungen aus den Bedürfnissen des nationalen Lebens erwachsen sind, daß der Staat das Organ des Volkes für seine Kulturäußerungen ist. Aus dieser Erkenntnis ergeben sich Überzeugungen, die dem Menschen, wenn er später in das öffentliche Leben eintritt, Regel und Richtschnur für sein Handeln und die Quelle tätigen Interesses für die Schicksale seines Volkes bilden werden. Die politische Bildung ist ein wichtiger Faktor in der staatsbürgerlichen Erziehung, ist geradezu ihre Grundlage, und sie ist das nächste Ziel des staatsbürgerlichen Unterrichts, aus ihr muß sich die staatsbürgerliche Gesinnung ergeben, wie die Frucht am Baume wächst. Was die biblische Geschichte für den Religionsunterricht, das ist die bürgerkundliche Unterweisnng für die staatsbürgerliche Erziehung.

Welches ist nun die Aufgabe der staatsbürgerlichen Belehrung? Verständnis für das Wesen und die Bedeutung des Staates, Kenntnis der Staatsverfassung und Staatsverwaltung, Einblick in die wichtigsten sozialen und

wirtschaftlichen Fragen unserer Zeit, das sind m. E. die Bildungselemente, aus denen sich die staatsbürgerliche Gesinnung ergeben soll. Im Folgenden soll ein praktischer Versuch gezeigt werden, wie sich dieses Ziel erreichen läßt[1])

Es ist der Vorschlag gemacht worden, bestimmte Stunden für Bürgerkunde in unsere Lehrpläne aufzunehmen, besonders von Leuten, die außerhalb der Schule stehen. Ich halte diesen Weg nicht für sehr glücklich, und zwar aus zweierlei Gründen. Zuerst erhebt sich die schwierige Frage, woher die erforderlichen Stunden genommen werden sollen. Niemand würde geneigt sein, solche abzugeben, weder die Vertreter des altsprachlichen Unterrichts, auf den die Schulreformer verlangend sehen, noch die Mathematiker und Naturwissenschaftler, die jeden Versuch, ihre Stundenzahl zu beschränken, für eine Sünde am modernen Geist unserer Schulen erklären würden. — Diese Schwierigkeit ist so groß, daß sie, wenn das Ziel der staatsbürgerlichen Erziehung im Anschluß an die bestehenden Lehrfächer erreicht werden kann, diese Möglichkeit zur Notwendigkeit macht. Diese Notwendigkeit ergibt sich aber auch aus der Natur der Sache. Der Geschichtsunterricht muß meiner Ansicht nach die Grundlage der staatsbürgerlichen Unterweisung und Erziehung bilden, und der Geschichtslehrer muß die Verantwortung dafür übernehmen. Denn die zu behandelnden Dinge sind Ergebnisse der historischen Entwicklung, und deshalb müssen sie im Zusammenhang erörtert und deshalb müssen ihre Ursachen und Entstehungsbedingungen gezeigt werden. Das Verständnis wird vertieft, wenn in verschiedenen Geschichtsperioden ähnliche Erscheinungen mit ähnlichen Ursachen und Wirkungen festgestellt werden. Der Lehrer, dem der bürgerkundliche Unterricht als besonderes Fach zufiele, müßte stets auf die Geschichte zurückkommen, und der Geschichtslehrer könnte um den Stoff, den sein Kollege zu behandeln hat, gar nicht herumkommen. So ist die Geschichte des 19. Jahrhunderts für das Verständnis unserer Zeit von außerordentlicher Wichtigkeit. Ja der Unterricht darüber ist eine einzige Unterweisung in der Bürgerkunde. Hier würde ein steter Kompetenzkonflikt herrschen.

Es läßt sich der Einwand machen, daß es an Zeit fehle und daß die geschichtlichen Klassenpensen so schon groß genug seien. Man denke an die Aufgabe, welche die Lehrpläne der I b zuweisen! — Allerdings ist der angedeutete Weg nur gangbar, wenn eine verständige Auswahl des Stoffes getroffen wird. Das Mittelalter, in dessen staatlichen Einrichtungen wir fast gar keine Analogien für die gegenwärtigen Verhältnisse finden, ist für unsere Frage sehr unfruchtbar, besonders der zweite Teil vom Ausgang der

---

[1]) Der Aufsatz nimmt auf preußische und reichsdeutsche Verhältnisse Bezug. Indes werden sich die Anwendungen auf nichtpreußische und außerdeutsche Zustände leicht machen lassen.

Staufer bis zur Reformation ist eine große Wüste mit einigen Oasen. Es entspricht ebensosehr den Bedürfnissen des Unterrichts wie den Neigungen der Schüler, wenn der Lehrer hier ein schnelles Tempo einschlägt. Auch in anderen Perioden braucht man nicht allzuviel Wert zu legen auf Dinge, die der Geschichtslehrer selbst erst wieder nach Zuhilfenahme des Lehrbuchs beherrscht (vergl. die Schleswig-Holsteinische Frage). Es gibt Herren, die ihren Schülern im geschichtlichen Unterricht einen Überblick über die Kunstgeschichte geben, ohne daß die historische Ausbildung dabei leidet. Warum sollte sich nicht Ähnliches in einer Sache erreichen lassen, die in viel innigerer Beziehung zum geschichtlichen Werden steht als die Kunst?

Es bleibt noch die Frage, mit welcher Klasse die staatsbürgerliche Belehrung einzusetzen hat. Die Klassen bis zur IIIa scheiden für unsere Aufgabe ziemlich aus, wenn man auch der gelegentlichen Besprechung ganz elementarer Dinge nicht ängstlich aus dem Wege zu gehen braucht. Auch in der IIb hat sich die Unterweisung auf die wichtigsten Tatsachen der Verfassung und Verwaltung zu erstrecken. Die eingehende Behandlung bleibt den drei oberen Klassen vorbehalten. Die fruchtbarsten Gebiete bildet die Geschichte des Altertums und der Neuzeit. Beide müssen in beständige Beziehung gebracht und ähnliche Verhältnisse zur Erläuterung fortgesetzt in Parallele gestellt werden.

## Der Staat.

Gleich beim Eintritt in die griechische Geschichte bietet sich eine hervorragende Gelegenheit, Wesen und Bedeutung des Staates zu erläutern: an Sparta. Denn selten ist der Staatsgedanke in der Geschichte so hoch entwickelt worden wie in Lazedämon. Die Idee der staatlichen Allgewalt ist nirgends so stark ausgeprägt wie dort. Durch einen Vergleich mit unsern Verhältnissen wird diese Tatsache in ein klares Licht gestellt.

Bei der Behandlung in Obersekunda kann man von der Treitschkeschen Definition ausgehen: „Der Staat ist Macht“, seinen Bürgern gegenüber und andern Staaten gegenüber[1]).

Worin kommt die Macht des Staates seinen Bürgern gegenüber zum Ausdruck? Der Bürger muß Steuern zahlen und Soldat sein.

Wie weit geht das Recht des Staates auf Leben und Besitz des Bürgers?

---

[1]) Indessen handelt es sich im allgemeinen weniger darum, dem Schüler Definitionen zu geben, als ihm die Äußerungen des staatlichen Lebens zu zeigen. Auch braucht man nicht danach zu streben, möglichst bald ein Gesamtbild zu erhalten. Es werden vielmehr, wie es die Gelegenheit mit sich bringt, nach und nach Bausteine gewonnen und zusammengetragen, die sich dann mit der fortschreitenden Betrachtung zum Ganzen fügen.

Es ist unbeschränkt! — Der Hinweis, daß im Kriege Zehntausende geopfert werden, erläutert diesen Satz schnell und leicht.

Nun werden an der Hand des Lehrbuchs und aus dem Wissen des Schülers und mit Hilfe des Lehrers die militärischen Pflichten des Spartaners und des modernen Bürgers zusammengestellt: jener ist vom 18.—60. Lebensjahr, dieser vom 17.—45. zum Kriegsdienst verpflichtet.

Jener ist ununterbrochen Soldat; dieser dient nur 2 (ev. 3) Jahre bei der Waffe, gehört 5 Jahre der Reserve an und tritt dann zur Landwehr über. Es ist durchaus keine Abschweifung, sondern es trägt zum Verständnis der allgemeinen Wehrpflicht bei, wenn bei dieser Gelegenheit unsere Wehrverfassung eingehend behandelt wird. Der Schüler muß wissen, daß das deutsche Heer nicht nur aus Aktiven, sondern daß es zur größeren Hälfte aus Reserven besteht und daß jeder Deutsche in entsprechendem Alter Soldat ist.

Theoretisch fordert der moderne Staat von der Kriegspflicht dasselbe wie der spartanische. Praktisch aber wurde der Spartaner in viel höherem Maße herangezogen. Der spartanische Staat nahm den siebenjährigen Knaben aus der Familie und gab ihm eine militärische Erziehung. Diese dauerte vom 7.—30. Jahre.

Der moderne Staat beruft den Bürger mit seinem 20. Jahre ein, und die Ausbildung dauert nur 2 Jahre.

Der Spartaner war immer Soldat, der Deutsche widmet sich nach Erledigung seiner aktiven Dienstpflicht wieder seinem Zivilberufe.

Der spartanische Staat forderte seinen Bürger ganz für sich und stellte sein Leben ganz unter den militärischen Gesichtspunkt. Er löste die Familie auf, indem er die Kinder wegnahm. Er entzog den Erwachsenen der Familie, indem er ihn zwang, an den Syssitien teilzunehmen. Er hinderte ihn, einem freien Erwerb nachzugehen, und gab ihm ein Ackerlos, das gerade groß genug war, ihn zu ernähren.

Der moderne Staat läßt seinem Bürger die Freiheit der Berufswahl, der Erziehung seiner Kinder; er enthält sich jedes Eingriffs in das Familienleben. In Sparta war also der Staatsgedanke viel stärker ausgeprägt als bei uns. Das Leben des Bürgers wurde durchaus vom Staate geregelt.

Bei der Erörterung des Warum? kommen wir auf den Gedanken der staatlichen Notwendigkeit. Sparta war ein Militärstaat, weil eine wenig zahlreiche Herrenkaste die Masse der Heloten und Metöken im Zaum halten mußte. Preußen machte seine Bürger zu Soldaten, als es seinen Existenzkampf kämpfen mußte. Der spartanische Staat lebte im latenten Kriegszustand mit der geknechteten Masse; darum mußte er das Höchste an militärischen Leistungen fordern. Deutschland hat sechs kontinentale Nachbarländer, darum muß es viel fordern. England

kann zu Lande nicht angegriffen werden, darum brauchen seine Bürger überhaupt nicht Soldaten zu sein.

Der Gesichtspunkt der staatlichen Nötwendigkeit muß bei der Betrachtung staatlicher Verhältnisse immer in den Vordergrund gerückt werden; sie müssen nicht als willkürliche Schöpfungen, sondern als Ergebnisse der Bedürfnisse erscheinen. In vielen Volksklassen, bis tief in die Kreise der Gebildeten hinein, werden alle Leistungen an den Staat als ein lästiger, oft ungerechter Druck empfunden. Der stete Hinweis darauf, daß alles das, was der Staat verlangt, notwendig ist, erzieht den Schüler dazu, die Leistungen der Bürger nach ihrer Bedeutung für die Gesamtheit, nicht nach dem Maß der daraus erwachsenden Unannehmlichkeiten zu beurteilen.

Hierzu aber ist es erforderlich, daß der Schüler von der Überzeugung durchdrungen ist, daß das Wohl des Bürgers bedingt ist durch das Wohl des Staates. Die Folgen eines unglücklichen Krieges, bei deren Ausmalung man der Phantasie des Schülers den weitesten Spielraum lassen kann, erläutern diese Tatsache. Aber nicht genug damit, man muß dem Knaben zeigen, daß das Leben des Einzelnen durch tausend Fäden mit dem staatlichen Leben verknüpft ist und daß es in dieser Form nur im Rahmen des Staates möglich ist. — Von dem spartanischen Knaben war gesagt worden, daß ihn der Staat mit dem siebenten Jahre in Anspruch nimmt. Wann greift der Staat zum ersten Mal in das Leben des deutschen Kindes ein? Damit kommen wir auf die Schulpflicht. — Die Schulpflicht. Nun ist aber der Obersekundaner schon 16 Jahre alt, während jene nur bis zum 14. dauert. Der Bildungszwang, den der Staat ausübt, genügt ihm also nicht. Es ist leicht, einer Klasse klar zu machen, daß nur ganz wenige Familien der Anwesenden in der Lage sind, mit eigenen Mitteln ihren Kindern eine Bildung zu geben, wie sie die höhere Schule bietet. Ein Blick auf die Universitäten und die technischen Hochschulen mit ihren kostspieligen Lehrmitteln vervollständigt das Bild und zeigt dem Schüler, daß der Staat für das Bildungswesen gewaltige Opfer bringt und daß dieses in einem solchen Umfang nur auf staatlicher Grundlage möglich ist. Der Schüler erkennt, daß sein Lebensgang durch den Staat sehr bedingt ist und fühlt sich in diesem Gedanken vielleicht zum ersten Mal als Glied des Ganzen. Mit dem Bildungswesen ist eine wichtige Seite unserer Kultur erwähnt und deren Beziehung zum Staate gezeigt. Dabei kann der Mann erwähnt werden, der für die Einrichtungen, welche diesem Zweige der Kultur dienen, verantwortlich ist: der Kultusminister.

Bei der Besprechung der allgemeinen Wehrpflicht ist der Schutz der Untertanen gegen äußere Feinde erwähnt worden. Diese Frage eignet sich besonders zur Abwägung von Leistung und Gegenleistung, zum Beweis dafür, daß der Bürger seine Opfer

nicht einem Fremden bringt, sondern sich und den Seinen. Der Schutz gegen äußere Feinde weist auf den Schutz des Lebens und Eigentums hin. Die Frage: Wo werden in unserer Stadt Verletzungen an Leib, Ehre und Vermögen der Bürger geahndet, macht die Sache anschaulich. Damit haben wir in der Rechtspflege eine neue Seite der Kultur. Der Justizminister wird erwähnt. Zur Vertiefung des Gedankens, daß der Staat der Hort des Rechtslebens ist, bieten die kulturhistorischen Gedichte Schillers eine geeignete Gelegenheit. Nach diesen hat das Zusammenwohnen und Zusammenleben den Menschen zuerst zur Rücksichtnahme gegen den Nächsten erzogen, und in der Gemeinschaft haben sich die Rechtsnormen gebildet und das verfeinerte Rechtsgefühl, die Sitten.

Die Bedeutung des Staates für das materielle Wohlergehen seiner Bürger wird durch einen Hinweis auf unsere Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Straßen, Kanäle, und deren Wichtigkeit für das gesamte Wirtschaftsleben erläutert.

Die Frage: Warum sind Sie geimpft worden? führt den Schüler auf die Sorge des Staates für die öffentliche Gesundheit. Die Erwähnung des schwarzen Todes im Mittelalter mit seinen verheerenden Folgen, und die Tatsache, daß es in den neunziger Jahren gelungen ist, die Cholera auf Hamburg zu beschränken, zeigen den Erfolg der staatlichen Bemühungen. Auch daß bei der Behandlung derartiger Fragen, die böse Polizei, der Feind der Staatsbürger, zu ihrem Rechte kommt, muß als ein Vorteil gelten.

Das Bild, welches der Unterricht von den staatlichen Einrichtungen entwirft, wird viel ausführlicher sein als die hier angedeutete Skizze. Die Behandlung braucht aber nicht erschöpfend zu sein. Sie soll bloß Verständnis erwecken und den Schüler anregen, über das, was er sieht, nachzudenken. Wenn ihm die Grundgedanken klar sind, wird er neue Tatsachen, die ihm entgegentreten, selbst einreihen. In je weiterem Umfange der Schüler dies vermag, umso besser ist der Erfolg. Manche Frage, welche die Bedeutung des Staates für den Bürger erläutert, wird zur Seite gestellt, bis der Geschichtsunterricht eine geeignete Gelegenheit zur Erörterung bringt. Hierher rechne ich die soziale Fürsorge[1]). Wenn der Lehrer glaubt, die Aufgabe zum Abschluß gebracht zu haben, kann er eine Probe anstellen, indem er ein Aufsatzthema bearbeiten läßt: Was leistet der Staat seinen Bürgern, und was verlangt er von ihnen?

Der Gedanke der staatlichen Gewalt wird im Laufe des Unterrichts bei jeder sich bietenden Gelegenheit ins Bewußtsein zurückgerufen und vertieft. Zunächst bei der Besprechung der athenischen Demokratie. Hier kommen mehr Geldleistungen in Betracht.

---

[1]) S. 351.

Wer Jakob Burkhards Kultur der Griechen studiert hat, weiß, wie das souveräne Volk von Athen die Reichen durch Liturgien und Choregien bis aufs Blut aussog, so daß es eigentlich keine Lust war, reich zu sein. Die Heranziehung athenischer Verhältnisse zeigt, daß der Staatsgedanke nicht identisch ist mit einer bestimmten Verfassungsform.

Dies wird noch deutlicher bei der Behandlung des Absolutismus. L'état c'est moi gilt ebenso für die spartanische Aristokratie wie für den athenischen Demos, wie für den Sonnenkönig. Der Absolutismus ist für unsere Frage deshalb so wichtig, weil er sie in der Entwicklung zeigt. Das Lehnswesen hatte die staatliche Gewalt aufgelöst. Es bedeutet eine vollständige Verwirrung staatlicher und privater Befugnisse. Der Lehnsmann war halb Beamter, halb selbständiger Herr. Die Rechte, die er ursprünglich im Namen des Königs geübt hat, gehen allmählich vollständig auf ihn über. Das Amt wird erblich. Die Abgaben, die er ursprünglich zu leisten hatte als staatlicher Beamter, will er als Herr nicht mehr zahlen, oder er will sie als freiwillige Leistung betrachtet wissen. Ebenso steht es mit den militärischen Pflichten. Der König, der theoretische Träger der Staatsgewalt, kann nicht fordern, sondern muß bitten. Die Ohnmacht des Königs und die Auflösung der Staatsgewalt ist das Ergebnis des Lehnswesens in Deutschland. Diesen Prozeß muß der Geschichtsunterricht in Unterprima genau verfolgen, hier darauf näher einzugehen, würde zu weit führen.

Die Zurückeroberung der Staatsgewalt ist die historische Bedeutung des Absolutismus. Dies wird am Großen Kurfürsten gezeigt, wie er durch die Accise sich die Geldquellen des Landes zu eigen macht und wie er sich durch sein stehendes Heer militärisch unabhängig macht von seinen Ständen. Die Entwicklung wurde von Friedrich Wilhelm I. zu Ende geführt, der die letzten Reste der Lehnsverwaltung beseitigte und an ihre Stelle den vom König eingesetzten, besoldeten und absetzbaren Beamten stellte.

Sehr lehrreich für die Frage der Staatsgewalt ist auch das Verhältnis der katholischen Kirche zum Staat. Sie ist die einzige Institution, welche die Staatsgewalt durchkreuzt. Mit ihr setzt sich der Staat nicht kraft seiner Macht, sondern durch Abmachung und Vertrag auseinander. Die geeignetste Gelegenheit zur Behandlung bietet der Streit Heinrichs IV. mit Gregor VII. Es wird hervorgehoben, daß die Kirchenfürsten unter Otto I. als Träger der Reichsverwaltung Beamte waren und daß der König als Vertreter der Staatsgewalt das Recht behaupten mußte, jene zu ernennen. Der Erzbischof von Magdeburg war mutatis mutandis dasselbe für Ottos Reich, was der Oberpräsident von Westpreußen für die preußische Monarchie ist. Aus der Frage, was es für einen Sinn habe, wenn eine fremde Macht den letzteren einzusetzen das Recht für sich in Anspruch nähme, erkennt der Schüler die staats-

rechtliche Bedeutung der Forderungen Gregors VII. — Andrerseits aber wird auf den geistlichen Beruf der Kleriker hingewiesen; auf die Gefahr, welche die Abhängigkeit von einer weltlichen Instanz mit sich bringt, und auf das Recht, mit dem die Kirche die Einsetzung ihrer Diener für sich fordert.

Damit ist das Problem des Kulturkampfes aufgerollt. Er entspringt aus der Doppelstellung der Kleriker als Beamte und Geistliche und aus dem Widerspruch der Rechte, die einerseit der souveräne Staat, andrerseits die internationale Kirche geltend macht.

Wenn der Lehrer die Tatsachen, die zum Konflikt führen, geschickt gruppiert, kommt der Schüler leicht auf die Antwort, daß die Lösung durch die Scheidung des weltlichen und geistlichen Charakters herbeigeführt werden kann. Dieser Versuch ist denn auch wiederholt gemacht worden.

König Heinrich III. erzwang 1111 zu Sutri einen Vertrag vom Papste, nach dem die Geistlichen auf alles Reichsgut und alle Regalien, d. h. auf ihre Stellung als weltliche Fürsten verzichten sollten. Dagegen gestand er der Kirche das Recht der Einsetzung zu. Das ist derselbe Weg, auf dem heute Frankreich sein Verhältnis zur Kirche regeln will. Diese wird aus dem Staat hinausgedrängt; die Kirchengemeinden sind für den Staat Privatvereine, die Geistlichen ihre Vorsitzenden, um die sich der Staat nur dann kümmert, wenn sich ihre Tätigkeit nicht im Rahmen der Gesetze bewegt. Auch Bismarcks Kulturkampf wird herangezogen. Die Bedeutung des sogenannten Kulturexamens kann der Schüler leicht selbst feststellen, wenn er den Zweck eines Examens überhaupt kennt.

Die Erwähnung des französischen Kulturkampfes führt uns auf das Gebiet, auf dem Staat und Kirche Rivalen sind: die Schule. Warum will die Kirche Einfluß auf die Schulen haben? Was ist eine konfessionelle Schule? eine Simultanschule? Wie beeinflußt die Kirche die Schule? Diese Fragen führen uns in einen der größten Parteigegensätze, die unsere Zeit bewegen. Eine eingehende Besprechung der Maßnahmen der französischen Regierung gegen die Ordensschulen trägt viel zur Klärung bei. Wenn der Lehrer dem Primaner in taktvoller Weise die Bedeutung des polnischen Schulstreiks klar macht, so glaube ich, daß er damit nicht über seine Befugnisse hinausgeht. Und wenn ganz objektiv die beiderseitigen Ansprüche dargelegt werden, welche im Anfang dieses Jahres den Konflikt zwischen dem reichsländischen Klerus und und der dortigen Regierung hervorgerufen haben — die Tatsache des Konfliktes ist den meisten Schülern bekannt —, dann ist das auch kein Schade.

Die Besprechung des Wormser Konkordates drängt die Frage auf, wie die Besetzung der hohen Klerikerstellen heutzutage bei uns geregelt ist. Durch einen Hinweis auf die Posener Sedis-

vakanz und die Schwierigkeit, diese zu beenden, kann die Sache anschaulich gemacht werden.

Aus der Behandlung der ganzen Frage muß der Schüler die Überzeugung mitnehmen, daß es sich hier um eins der schwersten, vielleicht ein unlösbares Problem handelt und daß Schnellfertigkeit des Urteils hier durchaus nicht am Platz ist.

## Die Staatsverfassung.

Hand in Hand mit der Erörterung der Frage nach dem Wesen und der Bedeutung des Staates geht die Behandlung der Staatsverfassung. Die verschiedenen Verfassungsformen werden an den antiken Staaten erläutert.

Wenn am spartanischen Staat der Begriff der Staatsgewalt gezeigt worden ist, folgt etwa die überleitende Frage: Wer übt die Staatsgewalt?

Diese macht wahrscheinlich die Hilfsfrage nötig: Wodurch ist das ganze öffentliche Leben geregelt? oder: Wodurch werden Störungen des öffentlichen Lebens gehindert oder bestraft?

Durch die Gesetze! Diese sind der höchste Ausdruck der staatlichen Gewalt. Also ist der Gesetzgeber der Träger der Staatsgewalt. Dieser ist in Athen die Volksgemeinde, in Sparta die Aristokratie der Vollbürger. Zur Erläuterung der Demokratie werden moderne Republiken herangezogen; besonders hervorgehoben wird die Schweiz, in der heute noch die Gesamtheit der Bürger über die wichtigsten Staatsfragen abstimmt. Die Antwort, daß die Demokratie auf dem Grundsatz der Gleichwertigkeit aller Bürger beruht, findet der Schüler auf eine gut vorbereitete Frage leicht. Das Urteil über die Richtigkeit dieser Anschauung braucht nicht vor der Öffentlichkeit der Klasse vollzogen zu werden, sondern kann dem Schüler überlassen bleiben.

Als für Athen und das ganze Altertum außerordentlich charakteristisch wird hervorgehoben, daß sich die gesamte Bürgerschaft zur Beschlußfassung versammelt[1]) und daß dies nur im Stadtstaat möglich ist. Unsere Staatsbürger verteilen sich über

---

[1]) Die antike Volksversammlung gibt auch Veranlassung, auf die moderne Presse und ihre Bedeutung hinzuweisen.

Wie wurde die öffentliche Meinung im Altertum beeinflußt? — Wie in unsrer Zeit? — Was für den antiken Menschen die Volksrede war, das ist für uns die Presse. Der moderne Bürger greift zur Zeitung, um sich über die Tagesfragen zu belehren, der antike ging auf den Markt und hörte einen Redner. Man nehme an, ein Skandal wie die Erpressungen des Verres kämen in unserer Zeit vor. Mit welcher Freude würde der Philister die Berichte seines Leibblattes lesen, mit welchem Behagen würde der Journalist über den Frevler zu Gericht sitzen. Die Verrinen würden wochenlang die Spalten der Tageszeitungen füllen — mit gewichtigen politischen Leitartikeln, mit staatsrechtlichen Auseinandersetzungen, mit kunsthistorischen Abhandlungen, mit anmutigen Plaudereien geschichtlichen und geographischen Inhalts, mit geistreichen und mit platten Witzen.

einen großen Raum. Wie bringen sie ihren Willen zum Ausdruck? Im Anschluß daran wird das Repräsentativsystem erörtert. Es wird festgestellt, was ein Parlament ist, was das Reich für ein Parlament hat und was für eins Preußen. Vorläufig genügen die Namen und die Tatsache, daß wie in der athenischen Bürgerversammlung, so im Landtag und Reichstag der Wille des Volkes zum Ausdruck kommt. (Um einer irrtümlichen Anschauung vorzubeugen wird noch erwähnt, daß der preußische König, respektive die deutschen Fürsten ihre Einwilligung zu den Beschlüssen der Parlamente geben müssen.)

Bei der Erwähnung der athenischen Archonten wird dem Schüler zum erstenmal der Unterschied zwischen Staat und Staatsverwaltung klar gemacht. In unserm Staat bleibt der Beamte in der Regel sein Leben lang in seiner Stellung. Die staatsbürgerliche Betätigung der meisten Bürger besteht darin, daß sie dem Beamten gegenüber ihre Pflichten erledigen. Seiner Rechte wird sich mancher nur bewußt, wenn er seinen Wahlzettel zur Urne bringt, also höchst selten. So entsteht die irrige Meinung, daß Staat und Regierung identisch seien. Es ist dies ein Irrtum, gegen den der Geschichtslehrer immer ankämpfen muß. Das geschieht am erfolgreichsten, wenn von vornherein energisch darauf hingewiesen wird, daß der athenische Demos der Staat ist, daß der Beamte von diesem gewählt wird, seine Befugnisse erhält und sie ihm nach einem Jahr wieder zurückgibt. Diese letzte Tatsache besonders zeigt den Beamten als ausführendes Organ, nicht als Quelle und Inhaber der staatlichen Gewalt. — Hat der Schüler dies begriffen, dann drängt sich ihm und dem Lehrer die Frage auf: Wer setzt unsere Beamten ein? Und er erkennt, daß in unserm Staat in erster Linie der Fürst Träger der Souveränität ist. (Es taucht dabei auch die Frage nach dem Verhältnis zwischen Fürst und Volk auf; es kann darauf geantwortet werden, daß ein Gesetz nur durch Zusammenwirken des Monarchen und der Volksvertretung zustande kommt, aber eine eingehende Erörterung wird am besten verschoben.)

Die athenischen Archonten werden mit unserer höchsten Verwaltungsbehörde, dem Ministerium, verglichen. Von Perikles erzählt das Lehrbuch, daß er Strateg, d. h. oberster Verwaltungsbeamter für Heeressachen war und daß er stets der Baukommission angehört hat. Dies erinnert an unsern Kriegsminister und den Minister für öffentliche Arbeiten. Um eine Vorstellung der Tätigkeit des letzteren hervorzurufen, kann man erwähnen, daß Perikles die Akropolis ausgebaut hat, daß für den Bau einer Eisenbahn oder eines Kanales in Preußen der Eisenbahnminister die oberste Instanz ist. Die jetzigen Ministerien können in der alten Geschichte noch oft erwähnt werden. Der römische Zensor, der das Budget aufzustellen hat, weist beispielsweise auf den Finanzminister

hin; der Ädil, der die Polizeigewalt übte, auf den Minister des Innern.

Es bestehen in den meisten Fällen nur Ähnlichkeiten zwischen den antiken und modernen Staatsämtern. Dies ist wohl zu beachten und festzuhalten. Es ist ja aber auch nicht die Aufgabe, an der alten Geschichte schon unsre ganze Verfassung zu behandeln. Es soll nur gezeigt werden, daß ähnliche öffentliche Bedürfnisse ähnliche öffentliche Einrichtungen zur Folge haben.

Die erschöpfende Behandlung der modernen Verhältnisse, die Erwähnung der Einzelheiten erfolgt erst bei der Besprechung ihrer Einführung in den deutschen Staaten respektive im Reich. Das allgemeine Verständnis muß aber durch die alte Geschichte geschaffen sein.

Die Katastrophe von 1806/07 bildet den Ausgangspunkt für die Entwicklung des modernen Staates. Es ist Sache der pädagogischen Geschicklichkeit des Lehrers, den Punkt herauszuarbeiten, von dem aus die Bestrebungen der neuen Zeit als notwendig erscheinen. Es ist hier besonders wichtig, das Nachempfinden des Schülers für das zu wecken, was die Menschen damaliger Zeit wollten. — Die wichtigste Tatsache (die für Frankreich schon bei der Behandlung der Revolution beleuchtet worden ist) ist das Hereinwachsen der Volksmasse in das politische Leben. Es wird auf den antiken Staat, besonders auf Athen hingewiesen, wo die politische Betätigung bis in die untersten Kreise des Bürgertums hinabging. Dem wird der Absolutismus gegenübergestellt, zu dessen Zeiten sich das politische Leben in einer ganz dünnen Schicht des Volkes abspielte. (Die Erwähnung entsprechender Tatsachen bietet eine gute Gelegenheit zur Repetition.) Dann folgen etwa folgende Fragen: Wer hat die Schlacht bei Salamis geschlagen? — Was für Leute lagen auf den Gefilden von Kannä? — Wer hat Sedan gewonnen? — Wem war die Existenz des preußischen Staates in der Schlacht von Jena anvertraut? — Der Schüler empfindet es mit Mißbehagen, daß die Menge der Bürger beim Zusammenbruch des Staates teilnahmlos, hier und da sogar mit halber Freude über die Niederlage des Junkertums, zur Seite stand. Damit erscheint ihm die allgemeine Wehrpflicht als Notwendigkeit. Ein paar Fragen leiten auf das Gegenstück zu dieser Pflicht über, auf das Recht der Mitbestimmung über die Geschicke des Staates. Damit kommen wir zu der Stein-Hardenbergschen Reformgesetzgebung und der städtischen Selbstverwaltung und der Einführung der Fachministerien. Ich will den Schüler z. B. mit den Aufgaben eines preußischen Ministers bekannt machen und suche durch die Betrachtung städtischer Verhältnisse zum Ziel zu kommen.

Die Stádt braucht Geld! Wozu?

Da wird eine Wasserleitung angelegt, eine Straße gepflastert,

eine neue Schule gebaut, eine alte ausgebessert, die städtischen Beamten müssen ihr Gehalt bekommen.

Wozu braucht der Staat Geld?

Zum Bau einer Eisenbahn, eines Kanals, zur Unterhaltung der staatlichen Schulen, zur Bezahlung der Beamten, vor allem zur Unterhaltung der Armee.

Woher nimmt die Stadt das Geld?

Aus den Steuern der Bürger; aus den Einkünften der elektrischen Bahn, der Gasanstalt, aus verpachteten städtischen Besitzungen, aus dem Schulgeld der städtischen Schüler.

Woher nimmt der Staat sein Geld?

Aus Steuern, Eisenbahnen, Domänen, Bergwerken. (Alle diese Antworten findet der Schüler selbst.)

Wem liegt die Verrechnung der Einnahmen und Ausgaben ob? Dem Stadtkämmerer und dem Finanzminister. In welchem Verhältnis müssen Einnahmen und Ausgaben stehen?

Der Schüler wird nun gefragt, wie er es am besten anfangen muß, um mit seinem Taschengeld auszukommen. — Er muß vorher überlegen, was ihm zur Verfügung steht und was er für notwendige Auslagen hat.

Wenn diese Gegenüberstellung Punkt für Punkt schriftlich gemacht wird, dann ist das ein Haushaltungsplan, ein Etat. Dieser wird aufgestellt vom Stadtkämmerer, bezw. vom Finanzminister.

Damit ist im wesentlichen die Aufgabe eines Ministers gezeigt. Nun werden die übrigen Ministerien angeführt. Der Staat ist im allgemeinen der Rahmen, in dem sich unser Kulturleben abspielt. Jeder Zweig von ihm hat einen Minister. Die Aufzählung ist nur eine Wiederholung. Die Aufgaben der einzelnen Minister werden später am besten erläutert in ihrem Zusammenwirken mit der Volksvertretung. Zu betonen ist die Stellung des Ministers für die Regelung der Beziehungen zum Ausland, der in Preußen gleichzeitig Ministerpräsident zu sein pflegt.

Der Minister wird in Preußen vom König ernannt, und er trägt für den Monarchen die Verantwortung gegenüber der Volksvertretung. Diese hat auf die Ernennung und die Politik des Ministers keinen unmittelbaren Einfluß. Es steht ihr aber das Recht der unbeschränkten Kritik und der Beschwerde an den Fürsten zu[1]).

Das Wachsen der Kultur eines Volkes macht die Vermehrung der Ministerien nötig. Ein Vergleich unserer heutigen mit den Ministerien der Stein-Hardenbergschen Reform und die Erwähnung der neuerdings erfolgten Abzweigung des Medizinalwesens von dem Geschäftskreise des Kultusministers erläutert diese Tatsache.

Nachdem über diese Dinge hinreichend Klarheit geschaffen worden ist, wird die preußische Städteordnung zu Ende besprochen.

---

[1]) s. S. 329.

Hier sind dem Schüler sehr viele Tatsachen bekannt, die der Lehrer nur in das rechte Licht zu rücken braucht. Der Schüler muß am Ende der Stunde den Eindruck haben, daß er die Hauptarbeit geleistet hat.

Die Frage nach dem städtischen Ministerium führt auf den Magistrat, der Ministerpräsident erinnert an den Bürgermeister; (Finanzminister und Stadtkämmerer sind erwähnt), der Minister des Innern an den Leiter der städtischen Polizei, der Minister der öffentlichen Arbeiten an den Stadtbaumeister, der Kultusminister an den Schulrat der Stadt. Es wird noch auf die verschiedenen ehrenamtlichen Magistratsstellen hingewiesen. Vollständigkeit ist auch hier nicht erforderlich, sondern das Hauptziel ist Verständnis.

Der Magistrat ist das ausführende Organ, die Stadtregierung. Wie bringt nun die Bürgerschaft ihren Willen zum Ausdruck? — Durch die Stadtverordneten. Der Begriff der Volksvertretung ist schon bei Gelegenheit der athenischen Volksversammlung erörtert worden.

Um was für Fragen handelt es sich meist in den Stadtverordnetensitzungen? Um Geldbewilligung. Damit ist das wichtigste Recht aller Volksvertretungen erwähnt, und die Sache ist entsprechend zu bewerten und hervorzuheben.

Wer hat das größte Interesse an der Geldbewilligung? Die Besitzenden. Deshalb ist auch diesen der größte Einfluß auf die Zusammensetzung der Stadtvertretung eingeräumt. Damit ist der Punkt gewonnen, von dem aus das Klassenwahlrecht behandelt wird, und mit dem städtischen Wahlrecht ist das preußische zum größten Teil erklärt.

Das Zusammenwirken der beiden städtischen Körperschaften wird an einer praktischen Frage erörtert: Es soll eine Wasserleitung und Kanalisation angelegt werden. Die Sache wird eingehend besprochen und als wichtige Kulturanlage gewürdigt. Es wird auf den Widerspruch aus der Bürgerschaft, welche die Kosten scheut, hingewiesen. Herr N. behauptet, sein Großvater habe schon sein Wasser aus jenem Brunnen geholt und der genüge ihm auch. „Einer für viele" macht ein „Eingesandt" und fragt, wie lange denn die Steuerschraube noch angezogen werden solle[1]). Aber der Magistrat wird sich schlüssig.

Welches ist die nächste Aufgabe für ihn?

Die Vorlage wird von den Stadtverordneten genehmigt. Eine Komission reist in eine Nachbarstadt, um die dortige Wasserleitung zu besichtigen. Man entscheidet sich für einen Vorschlag. Die Arbeiten werden einer Firma übertragen. Das Werk ist hergestellt und wird von der städtischen Behörde abgenommen.

---

[1]) Auch die Kenntnis typischer Torheiten ist von Bedeutung für die staatsbürgerliche Erziehung.

Die Ausführung erweist sich als schlecht. Wo wird Beschwerde erhoben? Gegen wen richtet sich diese? Wie werden die Stadtverordneten dem Stadtbaumeister ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck bringen?

Die Behandlung der städtischen Selbstverwaltung führt auf die Bestrebungen des Bürgertums, auf die Staatsverwaltung Einfluß zu gewinnen.

Die allgemeine Wehrpflicht hat sich in den Befreiungskriegen bewährt; das Volksheer hat den Feind geschlagen. Das Nationalgefühl hat einen mächtigen Aufschwung genommen. Die Behandlung muß in dem Schüler die Erwartung der Erfüllung der nationalen Wünsche und der Einführung einer konstitutionellen Verfassung erwecken. Zur Erläuterung der Umstände, die zu dem Verlangen nach dem Verfassungsstaat hingeführt haben, muß auf den wirtschaftlichen Aufschwung und seine politische Bedeutung hingewiesen werden. Der Schüler erkennt auf eine entsprechende Frage hin, daß das aus dem zunehmenden Wohlstand erwachsende Kraftgefühl des Bürgertums ein starker Antrieb zur politischen Betätigung ist, daß die größere Inanspruchnahme der Bürger zu Steuerleistungen das Bedürfnis bei diesen erweckt, auch Einfluß auf die Staatsregierung zu gewinnen, daß die Völker mit dem Aufblühen des wirtschaftlichen Lebens in viel engere Beziehungen zueinander treten, daß die wirtschaftlichen Interessen ein Hauptfaktor in der Politik werden und daß der Träger des wirtschaftlichen Lebens, das Bürgertum mit Recht Einfluß zu gewinnen trachtet auf die Regelung der wirtschaftspolitischen Beziehungen zum Ausland. Der Zusammenhang zwischen wirtschaftlichem und politischem Leben kann durch einen Ausblick auf unsere Zeit näher gezeigt werden. Man kann etwa fragen: Wer hat heutzutage Interesse daran, daß Getreide, Brot und Fleisch billig sind, wer wünscht hohe Preise? Im Zusammenhang mit dem Zollverein wird dann das Problem der Schutzzölle und des Freihandels erörtert[1]). —

Neben die wirtschaftlichen Bestrebungen tritt als wichtiger Faktor in das Leben der modernen Staaten der nationale Gedanke. Der Schüler findet die Gründe, warum dieser unter dem Absolutismus so wenig in die Erscheinung tritt und warum etwa der Ländertausch oder der Abschluß von Bündnissen auf Grund fürstlicher Verwandtschaften heutzutage unmöglich sind. Dadurch wird dem Schüler am Gegensatz klar, daß unser politisches Leben im wesentlichen durch wirtschaftliche und nationale Gesichtspunkte bestimmt wird, und er sieht, wie sich sein Schwerpunkt seit dem Absolutismus verschoben hat. Der Nationalstaat als Idealstaat wird in negativer Weise an dem österreichischen Nationalitätenkampf erläutert. Die Bedeutung wirtschaftlicher Gegensätze kann

---

[1]) S. 347.

an unserem Verhältnis zu England und an dem Wettrüsten zur See gezeigt werden.

Die preußische Verfassung kommt nach langen, harten Kämpfen zustande. Das mag dem Schüler zeigen, daß sich politische Entwickelungen nicht so glatt vollziehen wie Gedankenreihen. „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen". Alle notwendigen Begriffe sind dem Schüler bekannt: das Repräsentativsystem, das Klassenwahlrecht, das Recht der Geldbewilligung als das Grundrecht aller Volksvertretungen, das Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung. Die Grundlagen des konstitutinellen Staates werden noch einmal kurz zusammengefaßt: die Pflicht des Bürgers, Soldat zu sein und Steuern zu zahlen, das Recht der Mitbestimmung über die Geschicke des Staates. Was ergibt sich aus diesem Recht? Zur Erläuterung diene folgende Nebenfrage: Wir brauchen eine starke Flotte; angenommen der Reichstag verweigert andauernd die Mittel. Wir erliegen einem fremden Volke. Unser Handel geht zu Grunde, unsere Machtstellung wird zerstört. — Wen trifft die Schuld? — Also ergibt sich aus dem Recht der Mitbestimmung die Mitverantwortung für das Wohlergehen des Staates.

Die beste Gelegenheit, die preußische Verfassung eingehend zu erörtern, bietet die Konfliktszeit. Hier wird das Zusammenwirken der einzelnen Faktoren an einem Beispiele gezeigt: Der König will die Armee vermehren. Woher nimmt er das Geld? Wer arbeitet die Vorlage aus, und wer vertritt sie vor dem Landtage? — Ein guter Anlaß, die Aufgaben des preußischen Kriegsministers zu erläutern. (Seine Tätigkeit kann noch durch andere Dinge beleuchtet werden, z. B. durch Neubewaffnung der Armee, Neubekleidung der Truppen, Bau von Kasernen u. ä.) — Das Abgeordnetenhaus lehnt die Forderungen der Regierung ab. Das Ministerium der neuen Ära zeigt nicht die Kraft und den Willen, die königlichen Reformpläne gegen das Haus der Abgeordneten zu vertreten.

Nun steht Preußen vor der Entscheidung, ob es ein parlamentarisch oder ein monarchisch regierter Staat werden soll. Zur Erläuterung dieses Unterschiedes werden die englischen Verhältnisse herangezogen. Dort wechselt jedesmal mit der Parlamentsmehrheit das Ministerium. Was bedeutet dies staatsrechtlich? oder Wo liegt in England der Schwerpunkt der Staatsgewalt? — Siegt nun in Preußen das Abgeordnetenhaus, dann ist sein Übergewicht über den König hergestellt.

Nun kommt Bismarck. Der Landtag wird aufgelöst. — Welchen Sinn hat das Recht der Regierung, die Abgeordneten nach Hause zu schicken? — Aber die Gegner der Reform erhalten bei den Neuwahlen wiederum die Mehrheit. Die Armee wird dennoch vermehrt, die Gelder werden ohne Bewilligung des Abgeordnetenhauses flüssig gemacht. Was bedeutet dies staatsrecht-

lich? (Mit dieser Frage wird auf die Indemnitätsvorlage von 1866 hingewiesen.) Durch Bismarcks Gewaltpolitik wird die monarchische Regierungsform für Preußen gerettet. Der König hat seinen Minister gegen die Mehrheit des Volkes gehalten. — Auch Bismarcks auswärtige Politik erläutert den Gegensatz zwischen parlamentarischer und monarchischer Regierungsform:

Das Abgeordnetenhaus verlangt in scharfen Reden das Eintreten der Regierung für die bedrängten Polen. Der Minister weist die Ansprüche der Abgeordneten entschieden zurück und handelt ihren Wünschen genau entgegen, indem er Rußland unterstützt. Ebenso gerät er in der Schleswig-Holsteinschen Frage in Gegensatz zu der Mehrheit der Volksvertretung. Daraus lernt der Schüler, daß damals in Preußen (wie heute in Deutschland) das Parlament keinen unmittelbaren Einfluß auf die auswärtige Politik hat.

Bei der Behandlung der Konfliktszeit empfiehlt es sich, die Schüler zur Lektüre von Bismarcks Reden, die er damals im Parlament gehalten hat, zu veranlassen. Wenn die angeführten Gesichtspunkte hervorgehoben worden sind, kann ein Schüler einen Vortrag halten über das Thema: Was lernen wir aus Bismarcks Reden in der Konfliktszeit über die preußische Verfassung? Auch die „Gedanken und Erinnerungen" müssen herangezogen werden (ich habe stets Stücke daraus in der Klasse vorlesen lassen und besprochen).

Bei der Frage der monarchischen und parlamentarischen Regierungsform wird hervorgehoben, daß der König die Beamten ernennt.

Welche Bedeutung hat dies für seine Stellung im Staat? Welche politische Färbung wird das Beamtentum zeigen? Es wird auf die französische Revolution zurückgegriffen und erwähnt, daß nach der Verfassung der konstituierenden Nationalversammlung alle Beamten, auch die Richter, vom Volk auf einige Jahre gewählt wurden. Welche Gefahren bringt ein solches System mit sich?

Wem sind die preußischen Beamten verantwortlich?

Sie sind nur der Regierung verantwortlich. Indes hat auch ihnen gegenüber die Volksvertretung das Recht der Kritik. Diese wird gewöhnlich bei den Etatsberatungen geübt, und bei dieser Gelegenheit werden wirkliche und vermeintliche Mißstände gerügt. Damit ist eine wichtige Seite der Bedeutung eines Parlaments gezeigt. Die Sache kann an einem frei erfundenen Fall erläutert werden. Die Kolonialverhandlungen des Reichstages bieten ja höchst lehrreiche Beispiele. Diese sind aber meist zu heikel. Geeigneter wären schon die Reden über Soldatenmißhandlungen bei der Besprechung des Militäretats, welche für jeden Offizier mit lockerem Handgelenk ein dauerndes Memento bilden.

Das preußische Herrenhaus ist bei der Einführung der preußischen Verfassung erwähnt worden.

Seine Zusammensetzung zeigt dem Schüler, daß es ein konservatives Element im Staatsleben bildet. Dieses wird besonders klar, wenn hervorgehoben wird, daß die Oberbürgermeister die äußerste Linke dieser Kammer bilden. Später kann bei der Einführung der Kreisordnung (1872) klar gemacht werden, was ein Pairschub ist.

Das Zusammenwirken der drei gesetzgebenden Faktoren in Preußen, des Königs, der ersten und zweiten Kammer, wird an einem Beispiel, etwa an dem Beamtenbesoldungsgesetz, gezeigt.

## Die Reichsverfassung.

Die Reichsverfassung bringt den neuen Begriff des Bundesstaates. Diesen möchte ich schon bei Gelegenheit des Westfälischen Friedens behandeln. Jede Sache läßt sich am besten faßlich machen, wenn man sie vor den Hintergrund einer anderen, ähnlichen stellt.

In der mittelalterlichen Geschichte und beim Übergang in die Neuzeit ist stets darauf geachtet worden, wie das Reich sich in eine Menge souveräner Einzelstaaten auflöst. Dieser Prozeß kommt mit der Goldenen Bulle teilweise, mit dem Westfälischen Frieden endgiltig zum Abschluß.

Dessen wichtigstes Ergebnis für die Reichsverfassung ist die Souveränität aller Fürsten.

Worin kommt die absolute Selbständigkeit eines Staates am klarsten zum Ausdruck?

In dem Recht, seine Beziehungen zu andern Staaten nach eigenem Ermessen zu regeln, also Bündnisse zu schließen und Krieg zu führen.

Welches war die wichtigste Friedensbedingung, welche die Römer den besiegten Kulturstaaten am Mittelmeer, Karthago, Macedonien, Syrien, auferlegten? Sie durften nur mit Roms Einwilligung Krieg führen. (Diese Tatsache ist seinerzeit unter dem Gesichtspunkt der Souveränität gehörig betont worden.)

Im Westfälischen Frieden findet der umgekehrte Vorgang statt. Der Große Kurfürst führt in der Folgezeit selbständig Krieg, schließt selbständig Bündnisse. Bayern und Kur-Köln kämpfen im Spanischen Erbfolgekrieg gegen das Reich.

Kann heutzutage Bayern einen Krieg führen? Wer regelt die bayrischen Angelegenheiten mit dem Ausland? — Ein bayrischer Staatsangehöriger ist in Persien ermordet worden. Wer fordert die Sühne? Was hat ein kriegerischer Angriff von auswärts auf einen Bundesstaat für Folgen? Das Deutsche Reich steht also dem Ausland als Einheit gegenüber. Die Einzelstaaten haben auf ein wichtiges Souveränitätsrecht verzichtet.

Zu wessen Gunsten? — Zu Gunsten des Kaisers. Daß diese falsche Antwort erfolgt, ist kein Schade. Denn oft wird das Richtige erst durch den Gegensatz zum Falschen ins rechte Licht gesetzt. — Der Bundesstaat verzichtet zu Gunsten der Gesamtheit, deren Glied er ist.

Nun kann noch gesagt werden, daß der Reichskanzler, der zugleich preußischer Ministerpräsident zu sein pflegt, die auswärtige Politik leitet, daß seine Organe, die Botschafter und Gesandten, Reichsbeamte sind.

Diese Dinge werden wiederholt und ergänzt bei der Behandlung der Gründung des jetzigen Deutschen Reichs. Um die Verteilung der staatlichen Gewalt festzustellen, kann man fragen: Welche Faktoren wirken hier beim Zustandekommen eines Gesetzes mit? — Die Fürsten und der Reichstag. Die Fürsten können nun aber nicht stets zusammen sein, also schicken sie Vertreter. Diese Vertretung heißt Bundesrat. Welchem Faktor der preußischen Verfassung entspricht der Bundesrat? Welchem der Reichstag? Nun wird ein Beispiel durchgesprochen: Die Flotte soll vermehrt werden. Von wem kann die Anregung ausgehen? Wer arbeitet den Entwurf aus? Was muß alles darin stehen? (Anzahl der Schiffe, Schiffstyp, Bewaffnung, Kostenanschlag.) Der Bundesrat nimmt die Vorlage an; dann geht sie an den Reichstag. In der ersten Lesung wird die allgemeine Stimmung festgestellt. Wer begründet die Vorlage? Der Reichskanzler im allgemeinen, der Staatssekretär des Marineamts erörtert die technischen Fragen. Nun äußern sich die Parteien. Dann wird die Vorlage einer Kommission überwiesen. Nach welchen Gesichtspunkten wird diese gewählt? Was hat sie für einen Zweck? Dann folgt die zweite und dritte Lesung im Plenum. Welchen Zweck hat die wiederholte Lesung? Das Gesetz wird nun endgiltig angenommen und vom Kaiser ausgefertigt und veröffentlicht, nachdem es der Reichskanzler gegengezeichnet hat.

Die Feststellung der Reichsangelegenheiten bietet nicht viel Schwierigkeiten, wenn die preußischen Ministerien bekannt sind. Als allgemeinen Grundsatz kann man feststellen, daß alles Auswärtige Reichssache ist; ebenso die Mittel, die im Dienste der auswärtigen Politik stehen, die Flotte und das Heer. Denn auch dieses ist doch im Kriege ein Instrument in der Hand des Kaisers, nicht der Bundesfürsten. (Dabei ist auf die Sonderstellung Bayerns hinzuweisen.) Der Heeresetat wird ja auch vom Reichstag genehmigt. Auch die Handelsverträge werden vom Reiche abgeschlossen. Zur Erwähnung der übrigen Reichsangelegenheiten, der Post, des Münzwesens bietet sich oft Gelegenheit und eine weitere Ausführung ist hier überflüssig.

Die kaiserlichen Rechte werden hervorgehoben, wo sie im Zusammenhang der ganzen Verfassung vorkommen. Zum Schluß findet dann eine Zusammenfassung statt.

Die Stellung Preußens im Reich wird durch einen Vergleich mit den Kaisern des 14. Jahrhunderts ins rechte Licht gesetzt. Warum war das Reich so ohnmächtig? Weil die Reichsfürsten mächtiger waren als der Kaiser. Dadurch, daß der König von Preußen deutscher Kaiser ist und der preußische Ministerpräsident Reichskanzler zu sein pflegt, ist das Schicksal des Reiches und des mächtigsten Bundesstaates unlösbar zusammengeschmiedet.

Wenn man dem Schüler die Reichs- und Landesangelegenheiten im Zusammenhang vor Augen führt, dann findet er, daß Bismarck Deutschland nach außen einig gemacht hat, daß aber im Innern die Souveränität der Bundesfürsten möglichst gewahrt und so den verschiedenen Stammeseigentümlichkeiten und der individuellen Entwicklung der Stämme Rechnung getragen worden ist.

Das bürgerliche Gesetzbuch, die in Aussicht stehende Strafgesetzreform, die immer mehr wachsende soziale Gesetzgebung, die Bestrebungen auf dem Gebiete des Verkehrswesen (die Betriebsmittelgemeinschaft) verraten eine Entwicklung zur Einheit.

---

## Soziale und wirtschaftliche Verhältnisse.

Am römischen Ständekampf lassen sich die wichtigsten Beweggründe jeder sozialen Bewegung wie an einem Musterbeispiel zeigen. Die französische Revolution ist ein halbes Jahr früher in IIb behandelt worden und läßt sich zum Vergleich heranziehen. Dazu fordert die Besprechung auf Schritt und Tritt zu Ausblicken auf unsere Zeit heraus.

Der Lehrer schildert die wirtschaftliche Notlage der Plebs. Manches ist aus der Liviuslektüre bekannt und wird durch Fragen in die Erinnerung zurückgerufen: Rom ist Ackerbaustaat. Eine herrschende Klasse hat weite Strecken der Staatsländereien in ausschließlichem Besitz. Den kleinen Mann nährt seine Scholle nicht mehr. Durch die andauernden Kriege wird der Familie des armen Mannes die beste Arbeitskraft entzogen. Die Plebejer geraten in drückende Schulden bei den Reichen. — Welche ähnlichen Züge zeigt die französische Revolution? Die Bauern sind in großer Not. Zwei Drittel des gesamten Ackerlandes sind in den Händen des Adels und der Geistlichkeit. Der Bauer ist diesen zu Fronen und Abgaben verpflichtet. — Wo ist in letzter Zeit der laute Ruf nach Aufteilung von Kronland erschollen? (Diese Frage ist mir bis jetzt noch immer richtig beantwortet worden. Überhaupt zeigen die Schüler der oberen Klassen großes Interesse für diese Dinge. Sie kommen sich erwachsen vor, wenn man mit ihnen darüber spricht.)

Wo zeigen sich in unserm Vaterlande Bestrebungen ganzer Volksklassen nach wirtschaftlicher Besserstellung? — Im Dienste

welches Wirtschaftszweiges stehen die sozialdemokratischen Arbeitermassen? — Welcher Art werden demnach ihre Forderungen sein? Aus der Fülle der halbrichtigen und falschen Antworten wird die eine ausgeschieden und hervorgehoben: Die Arbeiter wollen mehr Lohn (wie die römischen, französischen und russischen Bauern Ackerland) und Verkürzung der Arbeitszeit. Damit haben wir die wirtschaftliche Notlage als Motiv zur Revolution. Es folgen die sozialen Bestrebungen:

Das römische Volk der älteren Zeit war streng in zwei Klassen geteilt. Die Schranke bildete das Verbot des Konubiums zwischen Patriziern und Plebejern. Die Kinder aus einer Ehe zwischen den Angehörigen der beiden Stände folgten der schlechteren Hand. — Wo finden sich ähnliche, durch das Gesetz festgelegte Klassenunterschiede? Im vorrevolutionären Frankreich und im Friederizianischen Preußen. — Gibt es solche bei uns heutzutage? Nein. Gibt es soziale Unterschiede? oder Besteht bei uns eine Absonderung einzelner Volksklassen voneinander tatsächlich? Nennen Sie besonders exklusive Kreise! oder Welche Kreise stellen besondere Anforderungen an die Herkunft ihrer Mitglieder? — Wovon ist die soziale Stellung eines Mannes in der Regel abhängig? Zeigen Sie an einem Beispiel, daß sie nicht immer in gleichem Verhältnis mit der Größe des Besitzes steht: Ein Regierungsrat oder ein General, der von seinem Gehalt leben muß. — Der reiche Schlächtermeister. — Damit ist der Begriff „soziale Stellung" als die Stellung des einzelnen im Volkskörper erklärt. Es ist leicht und interessiert den Schüler sehr, die Gründe für die verschiedene Wertschätzung der einzelnen Gesellschaftsklassen festzustellen.

In diesem Sinne ist der Ausdruck „sozial" im Namen unserer revolutionären Partei nicht zu verstehen. Er deutet vielmehr wirtschaftliche Ziele an. Auch zu deren Erläuterung bietet das Altertum ein treffendes Beispiel: In Sparta war alles Ackerland staatlich. Es war ursprünglich zu ziemlich gleichen Teilen an die Bürger verteilt. Ähnliches strebt unsere Sozialdemokratie an. Deutschland ist aber zum größeren Teil Industriestaat. Was soll also wohl bei uns verstaatlicht werden? Die Fabriken, die Kohlen- und Eisengruben, der Grund und Boden, kurz, die Produktionsmittel. Was soll mit dem Gewinn geschehen? Eine solche Verstaatlichung der Produktionsmittel nennt man Staatssozialismus. Nennen Sie eine sehr produktive öffentliche Einrichtung, die Staatseigentum ist. — Die Eisenbahn.

Das dritte Motiv, das uns in fast jeder revolutionären Bewegung entgegentritt, besteht in der politischen Rechtlosigkeit einer Bevölkerungsklasse. Im alten Rom lag die ganze politische Macht in den Händen der Patrizier, in Frankreich in den Händen des absoluten Königtums, dessen Werkzeug der Adel geworden ist. — Worin bestehen die politischen Bestrebungen unserer Sozial-

demokratie? Haben die Massen heute politische Rechte? Wie üben sie diese?

So sind die wichtigsten Gedanken fast aller revolutionären Bewegungen gleich beim Eintritt in die römische Geschichte festgestellt worden, und mit den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Motiven sind wichtige Gesichtspunkte für die Beurteilung unserer Zeit gewonnen. Es bietet sich öfters Gelegenheit, das Verständnis dieser Dinge zu erweitern und zu vertiefen. So bei der gracchischen Revolution (aus der sich aber noch viel mehr gewinnnen läßt)[1], bei den deutschen Bauernkriegen, bei der endgiltigen Behandlung der französischen Revolution, bei der Stein-Hardenbergschen Reformgesetzgebung, bei der Bewegung von 1848. Den Abschluß bildet die eingehende Erörterung der sozialen Gesetzgebung des deutschen Reiches.

Mit den Bauernkriegen kommt noch ein neues, ein geistiges Moment hinzu. Dieses nimmt nach den verschiedenen Zeitinteressen eine verschiedene Färbung an. Zur Zeit der Bauernkriege ist es religiöser Natur. Die französische Revolution wird durch den Rationalismus eingeleitet. Und unserer Sozialdemokratie gibt der Materialismus das wissenschaftliche Rüstzeug. Die Behandlung des letzteren ist recht schwierig, und man muß sich in der Regel mit einem Teilerfolg begnügen. Wenn aber das Problem gezeigt wird, ist schon etwas erreicht.

Für das Hand in Hand Gehen einer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung gibt die athenische Geschichte ein Beispiel, aus dem wir für das Verständnis unserer Zeit reichen Nutzen ziehen können. Solons Verfassung bildet den Ausgangspunkt.

Welches ist die Grundlage der Solonischen Klasseneinteilung?

Der Ertrag des Grundbesitzes. Was für ein Staat ist also das Solonische Athen noch? Ein Agrarstaat. — Wie sind die politischen Rechte abgestuft? Nach dem Besitz. — Es fällt also der Agrarstaat zusammen mit einer aristokratischen Verfassung.

Welche Partei verfolgt heutzutage aristokratische Tendenzen?

Wo hat unsere konservative Partei ihren stärksten Rückhalt? Im agrarischen Osten.

Themistokles sagt den Athenern: Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser. Aus der Natur des Landes und der Nähe des Meeres wird die Richtigkeit dieser Ansicht bewiesen. Es mußte sich in Athen ein großer Handel entwickeln. Was war zu dessen Schutz notwendig? — Wer bildete die Bemannung der Kriegsflotte und der Handelsflotte? Welche Ansprüche ergeben sich aus der wachsenden Bedeutung des 4. Standes? — Die Demokratie wird durchgeführt.

---

[1]) S. 347.

Wieso hat sich durch den Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens, d. h. des Handels und der Industrie, der Schwerpunkt desselben verschoben? Welche Rolle spielt jetzt der Großgrundbesitz im wirtschaftlichen Leben? Wie muß das auf das politische Leben wirken?

Wo haben wir in Deutschland hauptsächlich demokratische Bestrebungen? In den Industriegegenden. — Die Sache läßt sich auch im historischen Längsschnitt zeigen: Welche Zeiten der preußischen Geschichte zeigen agrarisch-konservativen Charakter? — Mit welcher wirtschaftlichen Entwicklung setzen die demokratischen Bestrebungen ein?

Ergebnis: Agrarstaat — Konservatismus — Aristokratie; Industriestaat — Liberalismus — Demokratie.

An der athenischen Geschichte wird auch zum ersten Mal der Begriff der Natural- und Geldwirtschaft erläutert. Hier kann zuerst ein Beispiel aus unsrer Zeit herangezogen werden. Woher nimmt der Bauer den größten Teil seines Lebensunterhaltes? — In früheren Zeiten machte er sich auch die Kleider selbst, er zog Flachs, seine Frau hechelte, bleichte und spann, der Mann webte. Zu Neujahr bringt der Schmied, der Stellmacher usw. die Rechnung. Sie wird nach Möglichkeit mit Getreide bezahlt. Eine Frau tauscht beim Krämer gegen einen Topf Linsen Petroleum oder ähnliches ein. Diese Art der Wirtschaft (die heute übrigens nirgends mehr besteht in dieser Reinheit) nennt man Naturalwirtschaft.

Dagegen der Beamte. Er kann keinen Schluck Wasser trinken, ohne ihn mit Geld bezahlen zu müssen. Das Geld ist das allgemein übliche Tauschmittel. Wieso muß der Handel den Geldverkehr fördern? Als Unterfrage: Welche Schwierigkeiten macht es, wenn eine Schiffsladung Getreide, die von der Nilmündung nach Athen gehen soll, in Naturalien bezahlt werden soll?

Die athenische Demokratie ist nach dem Tode des Perikles eine politische Übertreibung und Überbildung. Welche Wünsche mußten bei dem Teilhaber an allen politischen Rechten in bezug auf den allgemeinen Besitz erwachen? Nach dem großen Kriege treten in Athen kommunistische Gedanken auf. Welche Wechselwirkung zwischen politischer Entwicklung und wirtschaftlichen Bestrebungen zeigt auch diese Tatsache? — Demokratie und Kommunismus. Dieselbe Erscheinung zeigt die Zeit des französischen Nationalkonventes.

Fast die ergiebigste Partie der alten Geschichte, aus der sich durch Vergleiche Verständnis für unsere Zeit erzielen läßt, ist die gracchische Revolution.

Einleitend wird eine wirtschaftliche Krisis gezeigt: durch die Berührung Roms mit dem Osten strömen große Geldmassen nach Italien. An Stelle der Naturalwirtschaft tritt die Geldwirtschaft [1]).

---

[1]) Es ist derselbe Vorgang, der sich nach der Entdeckung Amerikas

Eine solche Entwicklung vollzieht sich immer auf Kosten der ackerbautreibenden Bevölkerung, weil es dieser an Geld mangelt. Der Bauer, der in Not gerät, verkauft sein Anwesen. Es bilden sich Latifundien, die mit Sklaven bewirtschaftet werden. Warum ist der Latifundienbesitzer einer Anzahl von Bauern, die zusammen den gleichen Grundbesitz haben wie er, als Konkurrent überlegen? Der Bauer muß mit seinem Erwerb seine ganze Familie unterhalten; von des Sklaven Verdienst kommt nur der kümmerliche Lebensunterhalt einer einzigen Person in Abzug. Alles übrige fließt in die Kasse des Großgrundbesitzers.

Ergebnis dieser Entwicklung: Der bäuerliche Mittelstand erliegt dem landwirtschaftlichen Großbetriebe, man kann sagen, dem Fabrikbetriebe; denn der Sklave war ja die Maschine des Altertums.

Wo haben wir eine ähnliche Erscheinung in unserer Zeit?

Der gewerbliche Mittelstand kämpft um seine Existenz gegen den Großbetrieb, gegen die Fabrik und das Warenhaus.

Was gibt der Fabrik, welche Schuhe verfertigt, die Überlegenheit gegenüber dem Handwerker?

Durch einige Fragen wird der Schüler leicht auf die Antwort gebracht, daß sie schneller, exakter und billiger arbeitet. Die Folgerungen hieraus sind schnell gezogen.

Ein anderes Beispiel: das Warenhaus. Der Lehrer geht mit dem Schüler im Geist durch eine bekannte Straße der Stadt. Es werden die Läden aufgezählt. Da ist ein Sattler, ein Spielwaren-, ein Schreibmaterialien-, ein Lebensmittelhändler, ein Schneider, ein Schuhmacher, lauter Angehörige des gewerblichen Mittelstandes. Nun gehen wir in das Warenhaus. Was zieht die Menschen an? Die größere Reklame, die schnellere Bedienung, die prompte Zustellung der Waren durch einen organisierten Botendienst. Wie wirkt die Menge des Umsatzes auf die Preisbildung?

Am Warenhaus kann die Wirkung des Großbetriebes auf eine ganze Anzahl von Angehörigen des Mittelstandes gezeigt werden (bei der Fabrik gegenüber einem einzigen Zweig). Bei dieser Gelegenheit wird auf die geplante Umsatzsteuer hingewiesen, durch die der Staat den Mittelstand gegen das Warenhaus schützen will

Was wurde aus dem römischen Bauer, der sein Gütchen losgeschlagen hatte? Er ging nach Rom und vermehrte das Proletariat. Damit sind wir wieder bei einer Frage angelangt, die für unsere Zeit dieselbe Bedeutung hat, wie für das alte Rom. Was verstehen wir heute unter einem Proletarier? Einen Mann, der keine eigne Arbeitsstätte hat, oft kein eigenes Werkzeug, keinen Besitz; der von seinem Tagelohn leben muß. Man stelle ihm

---

in Europa vollzog; auch die zeitweilige Notlage unserer Landwirtschaft dient zur Erläuterung.

gegenüber einen kleinen Bauern. Er hat eigenen Besitz, er erhält seinen Lohn nicht in klingender Münze, die er sofort in Lebensmittel umsetzt. Arbeit und Erfolg verteilen sich auf längere Zeiträume, während der Proletarier sofort Lohn erhält und ihn sofort aufbraucht. — Man lasse die Phantasie des Schülers einmal spielen und lasse ihn sich ausmalen, daß in einer bäuerlichen Gegend eine Eisengrube entdeckt wird, lasse ihn sich vorstellen, was für Veränderungen das im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit hervorrufen würde.

Welches sind die wirtschaftlichen Vorbedingungen für das Entstehen eines Proletariats? Wo ist es in Deutschland besonders stark vertreten? Wo fehlt es? Welche politische Gesinnung zeigt das Proletariat? (Es kann darauf hingewiesen werden, daß das enge Zusammenleben, die Leichtigkeit der gegenseitigen Beeinflussung alle die Anschauungen beseitigt, die auf Tradition beruhen, und daß Gedanken, die von einer Masse aufgenommen werden, in geometrischer Weise an Leidenschaft gewinnen.)

Nun werden die wirtschaftlichen Gefahren erläutert, denen das Proletariat ausgesetzt ist.

Was tritt ein, wenn eine Fabrik aus irgend einem Grunde gezwungen wird, ihren Betrieb einzuschränken? Oder wenn uns ein ganzes Absatzgebiet verloren geht? (Von der Arbeitslosigkeit hat in den letzten Wintern jeder Schüler etwas gehört.) Was tritt für den Einzelnen ein, wenn er krank oder alt wird? Damit ist für das Verständnis unserer sozialen Gesetzgebung vorgearbeitet. (Man darf bei der Behandlung des römischen und des deutschen Proletariats nicht zu erwähnen vergessen, daß doch auch große Unterschiede bestehen, daß unser Proletariat arbeiten muß und ein wichtiger, wirtschaftlicher Faktor ist, während das römische ein Schmarotzer am Volkskörper war.)

Und nun zu einer andern Frage, dem Versuch des Staates, den ländlichen Mittelstand zu erhalten oder neu zu schaffen. Was hatte die Vernichtung des ländlichen Mittelstandes für eine Bedeutung für den Gesamtkörper des römischen Volkes? Und wie ist das Aufkommen dieses nichtsnutzigsten Proletariats zu beurteilen?

Im Bauernstand ist das Volk bodenständig. Aus ihm steigen die neuen Kräfte empor. Dieses ist seine nationale Bedeutung. Die wirtschaftliche liegt darin, daß da, wo eine kleine Anzahl Großgrundbesitzer Reichtümer sammelt, Zehntausende auf eigner Scholle ihr Brot erwerben könnten.

Die meisten Schüler haben schon von der Landflucht im Osten unsers Vaterlandes gehört. Was versteht man darunter?

Was lockt den Landmann in die Industrie? Das klingende Geld. Welche Gefahr entsteht für unser Vaterland, wenn das deutsche Landvolk des Ostens in die Städte abwandert? Das Land, welches das deutsche Volk im Mittelalter kolonisiert hat, wird

wieder vom Slaventum überschwemmt und zurückerobert. Durch welche Einrichtung will unsere Regierung dem steuern? Durch die Ansiedlungskommission. Die beiden Gracchen richteten auch Ansiedlungskommissionen (triumviri agris dividundis et assignandis) ein. Woher nimmt unsere Kommission das Land? Sie kauft es. Die Römische zog Staatsländereien ein. Woher nimmt man bei uns das Geld? Der Landtag bewilligt es. Die Gracchen wollten den Schatz des Attalos dazu verwenden.

Wodurch sichert sich unsere Regierung gegen die Gefahr, daß der Ansiedler das billig erworbene und mit weitgehender Unterstützung der Regierung in die Höhe gebrachte Gut weiter verkauft? Sie läßt die Abrentung nur bis zu einem gewissen Prozentsatz zu und bleibt so nominell Eigentümerin. Die Gracchen ließen durch Gesetz die neugeschaffenen Bauernstellen zu Majoraten erklären und machten sie so unveräußerlich.

Welches Ziel hatte die gracchische Ansiedlung? Welches die unsrige?

Beide wollen einen bäuerlichen, selbständigen Mittelstand schaffen.

Welcher Art sind die Gründe im alten Rom? Welcher Art bei uns?

Dort sind sie mehr sozial-wirtschaftlich, — bei uns mehr national.

So haben wir aus dem Altertum nicht wenig zum Verständnis gegenwärtiger Zeitfragen beitragen können. Das Mittelalter mit seinen ganz eigenartigen Verhältnissen ist für unsere Fragen Ödland, und auch aus der Zeit des Absolutismus läßt sich nicht viel holen. Das 19. Jahrhundert bietet naturgemäß wieder reichen Stoff, umsomehr, je näher wir der Gegenwart kommen.

Zusammen mit den liberalen Bestrebungen wird der Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens betrachtet. Die Einführung der Dampfmaschine wird gebührend gewürdigt und die Vorteile des maschinenmäßigen Fabrikbetriebes gegenüber der Handarbeit noch einmal repetendo besprochen.

Da ergibt sich als wichtigste, fruchtbarste Aufgabe der Deutsche Zollverein. Er beseitigt die Binnenzölle und schafft Schutzzölle. — Was ist ein Binnenzoll, und wie wirkt er? Es wird eine möglichst bunte Karte aufgehängt, und nun verfolgen Lehrer und Schüler eine Ladung Kaffee von Hamburg nach München. Mit der Zusammenzählung des an jeder Grenze erhobenen Zolles ist unsere Frage beantwortet und die Bedeutung des Zollvereins zum Teil gewürdigt. — Die Wirkung des Schutzzolls wird etwa an folgendem Beispiel erläutert: Eine Fabrik fertigt jährlich 1000 Pflüge, eine andere 100. Beide verkaufen das Stück mit 50 M. Reingewinn. Wieviel verdient jede? Der großen ist die Konkurrenz der kleinen lästig. Wie kann sie diese unterdrücken? Sie setzt die Preise um 50 M. herab und arbeitet

eine Zeitlang ohne Gewinn. Warum kann sie das? Ist dies dem kleinen emporstrebenden Unternehmer auch möglich? Welche Folgen ergeben sich für ihn. Wie wird sich die große Fabrik schadlos halten, wenn der kleine Betrieb vernichtet ist? — Man denke sich, die große Fabrik sei eine ausländische, die kleine eine inländische. Man setze an Stelle der Fabriken zwei ganze Industriezweige.

Der Staat will nun seine Industrie gegen die fremde schützen. Deswegen verteuert er deren eingeführte Fabrikate durch Zölle. Wie hoch müssen diese sein, damit die erwähnte einheimische Fabrik mit der großen ausländischen in Wettbewerb treten kann? Wie lassen sich für jene noch günstigere Bedingungen gewinnen? — Die Fabrik entwickelt sich nun unter dem Schutz des Zolles, erweitert und verbessert ihren Betrieb und legt Reservekapital zurück. Wie lange sind Schutzzölle nötig? Und was für Ländern gegenüber?

Der Schutzzoll kann auch für Getreide eingeführt werden. Der Schüler findet selbst die wirtschaftlichen Voraussetzungen, unter denen dies nötig wird, an der Hand der vorhergehenden Erörterungen.

Wie stellt sich der russische Getreidehandel zu den deutschen Getreidezöllen?

Durch welche Gegenmaßregeln sucht die russische Regierung die Interessen ihrer kornausführenden Untertanen zu wahren? Sie belegt Ausfuhrgegenstände, die aus Deutschland kommen, ebenfalls mit höheren Zöllen. Nun folgt eine Aufzählung von Dingen, die der Handel von Rußland nach Deutschland bringt und umgekehrt. Für alle einzelnen Artikel werden von russischen und deutschen Regierungsvertretern Zollsätze vereinbart. (Dabei kann der wirtschaftliche Ausschuß erwähnt werden, dessen Arbeiten für die Vorbereitung eines Handelsvertrags von großer Bedeutung sind.) Die Summe von ihnen ist ein Zolltarif. Er wird giltig durch den Handelsvertrag. (Wiederholungsfrage, vielleicht in Form einer Facharbeit: Welche Bedeutung hat ein Handelsvertrag, und auf welchem Wege wird er zum Gesetz?)

Was ist ein autonomer Zoll? Was versteht man unter einem Zollkrieg?

Es ist nun folgende Lage denkbar: Zwei Länder stehen sich in ihrer gegenseitigen Einfuhr ziemlich gleich. Das eine hat vom andern keine Unterdrückung eines seiner Erwerbszweige zu befürchten. Nehmen wir Frankreich und Deutschland. Frankreich führt nach Deutschland Seide, feinere Textilwaren und Weine aus. Es liegt nur ein geringer Zoll darauf, weil Deutschland diese Dinge braucht und sie seinen Staatsangehörigen nicht verteuern will. Deutschland führt nach Frankreich Kohlen aus, aus demselben Grunde unter mäßigem Zoll. Nun aber schließt Frankreich mit

Nordamerika einen Handelsvertrag, der die amerikanische Kohle zollfrei ins Land läßt.

Was bedeutet das für uns?

Um solchen Gefahren vorzubeugen, suchen Länder, die in der Lage sind wie Deutschland und Frankreich, zu einem Vertrage zu kommen, der den beiden Vertragschließenden das Mindestmaß der Zölle zukommen läßt, die sie von irgend einem anderen Lande erheben. Dies ist ein Meistbegünstigungsvertrag. Welche Wirkung würde es für uns haben, wenn wir einen solchen mit England abschlössen? Wir gäben einem solchen starken Konkurrenten die allergünstigsten Handelsbedingungen, die wir überhaupt zu geben in der Lage sind. (Diese Dinge werden wiederholt, wenn die Umschwenkung Bismarcks von der Freihandelspolitik zur Schutzzollpolitik behandelt wird; 1878/79.)

Im Laufe der Besprechungen hat sich oft Gelegenheit geboten, darauf hinzuweisen, daß die wirtschaftlichen Gegensätze Machtfragen sind und daß im wirtschaftlichen Kampf der Stärkere siegt. Diese Tatsache gilt auch für den Wettbewerb der Völker. Der Schüler sieht leicht ein, daß ein Volk mit einem großen und hochentwickelten Wirtschaftsgebiet dem armen und kleinen Volk gegenüber im Vorteil ist. Es ist etwas anderes, ob Oldenburg einen Handelsvertrag mit England schließen will oder Deutschland. Von diesem Gesichtspunkt aus lernt er den deutschen Zollverein beurteilen, von hier aus erkennt er den Zusammenhang wirtschaftlicher und politischer Entwicklungen, und von hier aus erscheint ihm die Einigung Deutschlands als eine wirtschaftliche Notwendigkeit und das Reich als der starke Hort des materiellen Wohlergehens unseres Volkes.

Die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands ist im Laufe des Geschichtsunterrichts durch die Betrachtung der großen Kriege in den Hintergrund getreten. Wenn diese erledigt sind, wird sie wieder schärfer ins Auge gefaßt. Es ist nötig, vorher klare Vorstellungen über die wirtschaftsgeographische Struktur Deutschlands zu schaffen. Das Thema kann allgemein so gestellt werden: „Die Bodenbeschaffenheit eines Landes und die Beschäftigung seiner Bewohner". Es kann auch in der deutschen Stunde als Vorbereitung für einen Aufsatz behandelt werden. Folgende Fragen mögen den Gedankengang andeuten: Wo haben wir in Deutschland Industrie? Welches sind die Vorbedingungen? Wie steht es dort mit der Bevölkerungsdichtigkeit? Welches sind landwirtschaftliche Gegenden? Wo haben wir Großgrundbesitz? Wo Kleinbesitz? Welche Gestalt nimmt die Landwirtschaft in der fruchtbaren Umgebung einer Großstadt an? Welcher Teil der deutschen Landwirtschaft kann Getreide verkaufen? Welches wäre der wünschenswerteste Zustand in der Produktion der Industrie und der Landwirtschaft?

Die Industrie hat die übrigen Seiten unsers Wirtschaftslebens überflügelt.

Wie wirkt eine hohe industrielle Entwicklung auf die soziale Gestaltung des Volkskörpers? Auf der einen Seite entwickelt sich der Kapitalismus, auf der andern das Proletariat.

Das Proletariat führt uns zur sozialen Gesetzgebung. Es wird hervorgehoben, daß der Arbeiter in der Regel kein Vermögen besitzt, sondern daß er auf seinen Tagelohn angewiesen ist[1]). Welche Gefahren ergeben sich hieraus für den einzelnen und für die Gesamtheit des Staates? Der Schüler findet Umstände, durch welche der Arbeiter in Not geraten kann: durch einen Unglücksfall, durch Krankheit, durch Arbeitsunfähigkeit infolge hohen Alters. Ein ausgeführtes Beispiel wird in dem Schüler das Gefühl des Mitleids erwecken und dieses als ein Motiv sozialer Gesinnung erkennen lassen. Neben dieses tritt der Gedanke der staatlichen Notwendigkeit, große und begründete Unzufriedenheit ganzer Volksklassen zu verhüten. Der Staat hat Interesse an dem Wohlergehen aller seiner Bürger, und er muß besonders unverschuldetes Elend seiner Angehörigen bekämpfen. Wie tut er dies? — Damit sind wir bei den Einzelheiten unserer sozialen Gesetzgebung. Nach den vorausgegangenen Besprechungen erscheinen dem Schüler die Alters- und Invaliden-, sowie die Krankenversicherung als Notwendigkeiten, und seine Neugier, ihre Organisation näher kennen zu lernen, ist geweckt. Zwei Grundgedanken werden dabei hervorgehoben: 1) daß der Staat den Arbeiter zum Sparen, d. h. zur Selbsthilfe zwingt; 2) daß er diese Selbsthilfe dadurch wirksam macht, daß er die Versicherten zu großen Genossenschaften zusammenschließt.

Die Bedeutung der Selbsthilfe wird klar gemacht durch die verderblichen Wirkungen der Getreidespenden im alten Rom und durch einen Hinweis auf den unglaublichen Bettel, der eine Folge der sozialen Tätigkeit der Reformationszeit war. Das Schenken züchtet in der Regel Faulheit und vermindert oft die Menschenwürde des Beschenkten. Daß der Staat den Armen zwingt zu sparen, und daß er ihm die Möglichkeit gibt, dies mit Erfolg zu tun, darin liegt das Große unserer sozialen Gesetzgebung, und das macht sie zu einem Fortschritt in der Geschichte. Die Bedeutung der Genossenschaft und der Organisation wird weiter unten noch eingehend behandelt.

Neben den Versicherungsgesetzen erfordern die Arbeiterschutzgesetze eine eingehende Würdigung. In der Industrie gibt es viele notwendige Arbeiten, die weder viel Kunst noch Kraft erfordern und von Frauen und Kindern verrichtet werden können. Darin, daß diese billiger zu arbeiten vermögen als die Männer, liegt die Gefahr, daß sie vom Unternehmertum in einem Maße in

[1]) s. auch S. 345.

Anspruch genommen werden, das ihrer Gesundheit Nachteil bringen kann. Der Staat kann aber nicht dulden, daß die Jugend durch vorzeitige Ausbeutung ihrer Kräfte verdirbt, und daß Frauen infolge von Überarbeitung kranke Kinder gebären. Durch diese Tatsachen wird noch einmal die sittliche Bedeutung des Staates in ein klares Licht gerückt. Daß seine Fürsorge besonders den Armen und Schwachen gilt, verstärkt die Eindrücke des Schülers noch.

Von der sozialen Gesetzgebung können wir leicht zu einer anderen Frage überleiten, die für das Verständnis unserer sozialen Kämpfe höchst wichtig ist: zu dem Gegensatz der individualistischen und sozialistischen Wirtschaftsform. Der Begriff des Staatssozialismus ist bereits erläutert: der Staat hat alle Produktionsmittel im Besitz und regelt das ganze Wirtschaftsleben. — Wo sind uns bereits Fälle begegnet, in denen der Staat in das wirtschaftliche Leben eingreift?

1. In der Zollpolitik. Sie hat den Zweck, die Volkswirtschaft gegen das Ausland zu schützen oder einen Teil von ihr (etwa durch die Getreidezölle) vor dem Untergang zu retten.

2. Bei der Umsatzsteuer. Mit ihr will der Staat dem Mittelstand gegen die erdrückende Macht der Großbetriebe zu Hilfe kommen.

3. In der Alters-, Invaliden- und Krankenversicherung, durch die unter Mitwirkung und durch Opfer der Arbeitgeber der Arbeiter vor unverschuldeter Not bewahrt werden soll.

4. In den Arbeiterschutzgesetzen. Sie wollen die wirtschaftlich Schwachen vor der Ausbeutung durch die Reichen schützen.

Was will dem gegenüber das Manchestertum? Es bekämpft jeglichen Eingriff des Staates in das wirtschaftliche Leben. Es will seine Arbeitskräfte daher nehmen, wo sie am billigsten sind. Es will keine Beschränkung der Arbeitszeit. Es sträubt sich dagegen, daß das Unternehmertum zahlen soll für Kassen, die lediglich dem Arbeiter zu gute kommen. Es ist nicht geneigt, kostspielige Aufwendungen zu machen, die die Gesundheit der Arbeiter schützen sollen. Es bestreitet das Recht des Staates, die wirtschaftlich Starken zu Gunsten der Schwachen außerordentlich zu belasten. Es fordert Freiheit der Ein- und Ausfuhr. Es proklamiert das Recht des Stärkeren im wirtschaftlichen Leben. Die sozialen und wirtschaftlichen Folgen solcher Übertreibungen lassen sich leicht ermessen.

Wie steht es nun mit der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Staatssozialismus? Es wird auf das spartanische Wirtschaftsleben hingewiesen und diesem das athenische, das ganz individualistisch war, gegenübergestellt. Dem Schüler wird bei dieser Gelegenheit die Tatsache in die Erinnerung gerufen, daß die großen Persönlichkeiten, nicht die Massen die Fortschritte in der Geschichte zu Wege gebracht haben. Und auch im Wirt-

schaftsleben sind die wahrhaft großen Werke Schöpfungen von einzelnen. Zum Beweis wird das Kruppsche Werk herangezogen — und etwa gefragt: Würde die Menge der Kruppschen Arbeiter dasselbe zustande gebracht haben wie die beiden ersten Träger dieses Namens? Wieviel Arbeiter beschäftigt das Werk? (gegen 70000!). Was bedeutet das volkswirtschaftlich? Man stelle sich vor, daß sich die Firma auflöst! Um dem Unternehmertum gerecht zu werden, muß man den Schüler darauf hinweisen, daß es nicht nur durch die Arbeiter Reichtümer gewinnt, sondern daß es diesen auch Gelegenheit zum Broterwerb gibt. — Als Resultat des Vergleichs zwischen sozialistischer und individualistischer Wirtschaftsform wird festgestellt, daß der Staatssozialismus zwar eine größere Menge behaglicher Existenzen schaffen würde, daß er aber wirklich Großes nicht hervorbringen kann.

Der Schüler muß es lernen, auf Männer, die wirtschaftlich Hervorragendes geleistet haben, mehr mit Bewunderung als mit Neid zu blicken. Er muß es neidlos hören können, daß der Leiter eines Unternehmens 50 000 M. Jahresgehalt bekommt. Und er wird dies nicht als ungerecht empfinden, wenn er hört, wie vielen Einzelmenschen ein solches Werk die Existenzmöglichkeit bietet. Ein wirklich großes Wirtschaftsleben muß auch solche, das gewöhnliche gewaltig überragende Einkommen hervorbringen. Der Montblanc kann nicht im Harz stehen. Verständnis hierfür erwecken heißt Philistergeist bekämpfen.

Als Ergebnis dieser Betrachtungen stellen wir fest, daß das deutsche Wirtschaftsleben individualistisch ist, daß der Staat aber Auswüchse bekämpft und im Interesse des Ganzen eine ausgleichende Wirkung zwischen den einzelnen Interessengruppen ausübt.

Das wirksamste Kampfmittel in unserem wirtschaftlichen Leben ist die Organisation, die Genossenschaft. Daß die Arbeiterversicherungen nur auf dieser Grundlage möglich sind, wurde oben schon erwähnt. Die Bedeutung der Sache kann an folgendem Beispiel erläutert werden: Ein Fabrikherr hat 1000 Arbeiter. Einer kommt für sich allein und fordert Lohnerhöhung und Verkürzung der Arbeitszeit. Wird er Erfolg haben? Nun aber kommt eine Abordnung im Auftrag ihrer 1000 Mitarbeiter. Wieso hat sich die Lage für den Arbeiter verändert? Was für eine Bedeutung hat es, wenn alle Arbeiter desselben Produktionszweiges in einer Provinz oder gar im ganzen Land gemeinsame Sache machen? Welche Wirkung auf die Lage der Arbeiter hat es, wenn diese Einigungen dauernd werden? Damit sind wir bei den Gewerkschaften. Diese werden aufgezählt. — Spinnen wir das angeführte Beispiel weiter. Der Arbeitgeber verweigert jede Lohnerhöhung, und die Arbeitnehmer bestehen auf ihren Forderungen. Was tritt jetzt ein? Welche Gefahren und Nach-

teile bringt der Ausstand den Arbeitern, welche den Unternehmern? Der zweite Teil der Frage muß an einem Beispiel erörtert werden. Dabei wird der Verlust der Kundschaft als schlimmste Folge für den Arbeitgeber eruiert. — Welche Voraussetzungen sind erforderlich, damit die Streikenden ihr Ziel erreichen? Was sind Streikbrecher?

Nun suchen sich auch die Unternehmer gegen die Wirkungen des Streiks zusammenzuschließen. So sind die Arbeitgeberverbände entstanden. Wie fördern diese die Interessen ihrer Angehörigen? Die nicht vom Streike betroffenen sperren ihre Arbeiter aus, damit diese die streikenden Kameraden nicht unterstützen können und damit die Not allgemeiner wird. Wodurch wird der Streik schließlich entschieden? Der Schüler muß mit dem Gedanken vertraut gemacht werden, daß die wirtschaftlichen Kämpfe Machtfragen sind, und daß der Stärkere den Sieg behält. Es ist auch nicht schwer, die verheerenden Folgen einer großen Arbeitseinstellung für die ganze Volkswirtschaft zu zeigen. Dadurch kommen wir wieder auf das Interesse, das der Staat daran hat, solchen Schäden vorzubeugen. Ein lehrreiches Beispiel für unsere Frage, auch für die vermittelnde Tätigkeit des Staates, bietet die große Lohnbewegung der deutschen Bauarbeiter, die eben zu Ende gekommen ist.

Die Genossenschaften der Arbeiter und die Verbände des Unternehmertums führen uns zu weiteren Organisationen des Großkapitals. Jeder Schüler hat schon etwas von Trust, Ring und Syndikat gehört. Der Schüler erkennt leicht, daß durch den Zusammenschluß aller Produzenten desselben Gegenstandes die Konkurrenz beseitigt wird. — Welche Gefahren hat die nur vom Willen des Verkäufers abhängige Preisbestimmung für die Gesamtheit? Amerika bietet eine Reihe von lehrreichen Beispielen zur Erläuterung dieser Frage. Was für Syndikate gibt es in Deutschland? Auch der preußische Staat ist Besitzer großer Kohlenwerke. Unter welchen Voraussetzungen könnte er die Preispolitik des Kohlensyndikats erfolgreich stören? Bei dieser Gelegenheit kann erwähnt werden, daß der Staat einmal die Absicht gehabt hat, die Hiberniawerke anzukaufen.

Zur Beleuchtung der segensreichen Wirkungen der Syndikate muß darauf hingewiesen werden, daß manche Unternehmungen, wegen des großen Risikos oder der Größe des Anlagekapitals nur von Gesellschaften ins Werk gesetzt werden können. Zur Erläuterung dient das in der Bildung begriffene Kalisyndikat oder die großen Dampfergesellschaften.

Ein zusammenfassender Überblick über die Gewerkschaften, Syndikate, Innungen, die verschiedenen staatlichen und privaten Versicherungen, die Berufsverbände, landwirtschaftliche Genossenschaften, Konsumvereine usw. zeigt, daß der Zug zum Zusammenschluß eine bedeutende Erscheinung unseres öffentlichen Lebens

ist. Der Schüler erkennt zugleich Wert und Bedeutung der Organisation.

Es bleibt noch das Rechtswesen zu behandeln übrig. Zur Erörterung der Teilnahme des Volkes an der Rechtsprechung bietet die alte Geschichte und die lateinische Lektüre wiederholt Gelegenheit. Bei der Besprechung der athenischen Heliaia und der römischen Quästionen wird die Aufgabe und Zusammensetzung unserer Schwur- und Schöffengerichte festgestellt. Dabei wird unter Hinweis auf das Bürgerliche und das Strafgesetzbuch der Unterschied zwischen Zivil- und Strafrecht erläutert. Über die Gerichtsverfassung ist dem Schüler vieles bekannt, und es kostet nicht viel Mühe, dies zu vervollständigen.

Zum Schluß seien noch einige Aufsätze und Facharbeiten angeführt, durch die ich mich während meiner Tätigkeit als Geschichtslehrer von dem Erfolge der bürgerkundlichen Unterweisungen zu überzeugen suchte: Was leistet der Staat seinen Bürgern, und was verlangt er von ihnen? — Typische Momente in den Revolutionen und Reformationen. — Die Bestrebungen der Gracchen und die preußische Ansiedlungskommission. — Die preußische Ansiedlungskommission. — Bedeutung und Zustandekommen eines Handelsvertrages. — Die Erwerbsquellen der Provinz Westpreußen. — Der Einfluß der Bodenbeschaffenheit eines Landes auf die Beschäftigung seiner Bewohner. — Die preußische Städteordnung (geschrieben an ihrem 100. Geburtstage).

Der Schüler, der in der angedeuteten Weise mit den Problemen unserer Zeit bekannt gemacht worden ist, wird sich zurecht finden, wenn er ins Leben tritt. Er wird auch neuen Gedanken, die in seiner studentischen Sturm- und Drangperiode auf ihn einstürmen und die den Neuling oft zum zügellosen Radikalismus fortreißen, nicht wehrlos gegenüber stehen, sondern er wird im stande sein zu prüfen und zu unterscheiden. Er wird auch geneigt sein, den Blick immer zuerst auf die positive Seite einer Sache zu richten, er wird weniger Freude an der bloßen Kritik haben und er wird Abneigung empfinden gegen das philisterhafte Behagen des Besserwissens.

Wichtigstes Ergebnis dieses Unterrichts muß die staatsbürgerliche Gesinnung sein: die Überzeugung von der sittlichen Bedeutung des Staates und die Einsicht, daß alle Einzelinteressen in den Hintergrund zu treten haben gegenüber der staatlichen Notwendigkeit. Es soll aber nicht bei einer verstandesmäßigen Erkenntnis bleiben, sondern diese soll ihre Früchte tragen in der freudigen Liebe zum neuen Deutschen Reich als der Grundlage für die Weiterentwicklung unseres Volkes. — Bei der Bildung dieser Gesinnung möchte ich als vornehmsten Grundsatz den aufstellen, daß der Schüler die Absicht, daß er zu bestimmten Überzeugungen geführt werden soll, nicht merkt. Diese müssen ihm vielmehr als eigene Errungenschaften erscheinen, nicht als das

Urteil eines anderen, das dieser unter Zuhilfenahme seiner Autorität auf ihn übertragen will. Die Liebe zum Reich muß aus der objektiven Betrachtung der deutschen Geschichte erwachsen, mehr noch aus den Zeiten des Unglücks als des Glücks. Die nationale Schmach muß immer wieder auf die staatliche Zerrissenheit zurückgeführt werden und so der Gedanke, daß die Einheit die Grundbedingung einer gesunden Fortentwicklung ist, geweckt und belebt werden. Der Lehrer muß es verstehen, bei der Behandlung der deutschen Geschichte das Gefühl der Scham im Schüler zu erwecken. Dann wird sich ihm auf dem Schatten trauriger Perioden die große Zeit der Einigung um so heller abheben. Und da der Schüler immer teleologisch zu denken geneigt ist, wird ihm diese als das Werk einer gütigen Vorsehung erscheinen. Auf diese Weise kann der Lehrer vaterländische Gesinnung erwecken, ohne ein einziges Mal von Patriotismus zu sprechen.

Graudenz. H. Weber.

---

# ZWEITE ABTEILUNG.

## LITERARISCHE BERICHTE.

A. Reukauf und E. Heyn, Lesebuch zur Kirchengeschichte mit Abriß der Kirchengeschichte für höhere Schulen. Zweite, erweiterte Auflage. Leipzig 1911, Ernst Wunderlich. X u. 412 S. 8. 2 *M*, geb. 2,40 *M*.

Das Lesebuch von 1908 hat den wohlverdienten Beifall gefunden, so daß schon jetzt eine neue Auflage erforderlich war. Man erkennt, daß die Verfasser mit unermüdlichem Fleiße weiter arbeiten und in der Lösung der überaus schwierigen Aufgabe, die sie sich gestellt haben, ein gutes Stück wieder vorwärts gekommen sind. Unter den zahlreichen Erweiterungen scheint mir im ersten Teile (A) der herrliche Brief an Diognet und Tertullians Schutzschrift, im zweiten (B) der Anhang über den Islam besonders glücklich gewählt. Aus der Neuzeit sind die Abschnitte aus den Schriften Friedrichs des Großen (249—251) hervorzuheben, die einen tiefen Blick in das Seelenleben dieses überragenden Geistes gestatten und deutlich beweisen, daß er in das Wesen des Christentums tiefer eingedrungen ist, als man oft glaubt. Ebenso dankenswert sind die schönen Gedanken, die Friedrich der Große, v. Rochow, Pestalozzi und Falk über Unterricht und Fürsorgeerziehung ausgesprochen haben, sowie der Brief der Königin Luise an ihren Vater vom Mai 1809. Um den Schülern zu zeigen, welche gewaltige Kluft uns von Rom trennt, sind die Kundgebungen von Papst Pius X. gegen Modernismus und Reformation aufgenommen. (Syllabus von 1907 und Borromäus-Encyklika von 1910.) Auch die 4 Briefe Bismarcks sind wohl geeignet, der Jugend zu zeigen, daß alle wahrhaft großen Männer im Grunde ihres Herzens religiös sind. — Der Abriß der Kirchengeschichte ist „praktischer und übersichtlicher zu einem eigentlichen Lernbuch gestaltet worden“. Am Schlusse größerer Abschnitte ist das Ergebnis zusammengefaßt, indem kurz und klar darauf hingewiesen wird, wie der heilige Geist durch das Evangelium in den einzelnen Perioden wirkt, und welche Erfolge und Leistungen hervortreten. Die Zeittafel

schließt mit dem Jahre 1910, mit der Borromäus-Encyklika und dem Kampfe gegen die katholische Kirche in Spanien und Portugal.

Das Lesebuch ist nicht nur zum Gebrauch in höheren Lehranstalten, sondern auch für Studenten warm zu empfehlen.

Görlitz. A. Bienwald.

---

Alfred Biese, Deutsche Literaturgeschichte. Dritter Band. Von Hebbel bis zur Gegenwart. Mit 50 Bildnissen. Erste bis dritte Auflage. Erstes bis zwölftes Tausend. München 1911, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. VII u. 675 S. geb. 5,50 *M.*

In der Besprechung der ersten beiden Bände dieses Werkes in dieser Zeitschr. ist die Darstellungskunst des Verf.s bereits zur Genüge gewürdigt worden. Die rückhaltlose Anerkennung, die man ihr zollen muß, erfährt durch den nunmehr vorliegenden Schlußband keine Einschränkung. Derselbe Fluß der Sprache, dieselbe Durchsichtigkeit und leichte Verständlichkeit des Satzbaus und Ausdrucks, dieselbe künstlerische Abrundung der Gedankenreihen auch hier, das Ganze eine trefflich gelungene Vereinigung des prodesse und delectare, ein belehrendes Unterhaltungsbuch für die gebildete Familie im besten Sinne. Auch im Äußeren prägt sich der künstlerische Zug aus. Die gleichmäßige Stärke der drei Bände, das gefällige und doch würdige Format; der große und klare Druck, das schöne Papier, die vortrefflichen Dichterbildnisse, auf die sich der Bildschmuck allein beschränkt, und zu dem allen der wirklich niedrige Preis tragen das Ihre dazu bei, dem Werke einen Erfolg zu sichern, wie ihn annähernd nur Bartels und seiner Zeit König, der Erstling unter diesen großen illustrierten Literaturgeschichten, erreicht haben. Der erste Band erschien 1907, beide 1910 schon in dritter Auflage, so daß der neue dritte Band sogleich in 12000 Exemplaren gedruckt ist.

Mit der schwierigen Aufgabe, den schier unübersehbaren Stoff der neusten Literaturgeschichte, besonders seit 1870, zu disponieren, hat sich Biese in geschickter Weise abgefunden. Er hat auch hier ein Schema von Haupt- und Unterteilen verschmäht und, wie in den früheren Bänden, eine lange Reihe von Kapiteln, 23 an der Zahl, selbständig nebeneinandergestellt. Das ist gerade für die Neuzeit von großem Vorteil wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen und des schnellen Wechsels ihrer Strömungen. Wenn man diese 23 Kapitelüberschriften nebeneinander sieht, so ist der innere Zusammenhang schwer zu erkennen. Es folgen z. B. aufeinander Kap. 7 „das Jahr 1870“, dann 8—13 W. Raabe, Storm, Keller, Meyer, Fontane, Louise von François und die Ebener, 14 „Vertreter älterer Richtungen nach 1870“, 15 „die Frauenliteratur“, 16 „Theaterzustände in den siebziger Jahren. Wildenbruch“, 17 „Heimat- und Volksdichter in Süd- und Norddeutschland“, 18 „die Krisis von 1888“, 19 „die Literaturrevolution der achtziger Jahre“. Aber in der Ausführung schließt sich doch alles

zum Ganzen zusammen, und der Leser findet und empfindet vor allem mit stets gespanntem Interesse die großen Richtlinien des Realismus in seinen verschiedenen Erscheinungen, des Eklektizismus und der „Moderne“ und Decadence nebst ihren Ursachen und Quellen, wie sie in besonderen Kapiteln einleitend gezeichnet werden. Solche einführenden Kapitel sind Kap. 1 „das Jahr 1848 und seine Wirkungen“, Kap. 7 „das Jahr 1870“ und Kap. 18 „die Krisis von 1888. Überblick über die Zeitströmungen. Friedrich Nietzsche“. Indem ich darauf verzichte, abweichende Beurteilung einzelner Erscheinungen geltend zu machen, möchte ich mir doch zu diesen Übersichten einige Bemerkungen erlauben.

Biese knüpft hier an politische Ereignisse, besonders auch an Thronwechsel an, so an das Frankfurter Parlament von 1848, an die Prinz-Regentschaft 1857, an den Krieg 1870, an Kaiser Wilhelms I. Tod und die Thronbesteigung Wilhelms II. Dadurch erscheinen diese Ereignisse in einem literarhistorischen Lichte, das m. E. ihnen nicht zukommt. Des Prinzregenten liberales Ministerium hatte in Wahrheit doch gar nichts zu bedeuten. Mit seiner Thronbesteigung begann die Konfliktszeit, in der sich der fortschrittliche Doktrinarismus, wie er sich u. a. in Spielhagen spiegelte, in seiner ganzen Blöße offenbarte; der Krieg von 1870 hatte keinen literarischen Fortschritt, sondern einen bedauernswerten Verfall zur Folge, und Wilhelms I. Tod und Wilhelms II. Regierungsantritt lassen sich zwar sehr hübsch als ein Abtreten der alten und Antreten der neuen, jungen Generation schildern, aber in Wahrheit hat die literarische Revolution hiermit gar nichts zu tun. Sie war, denke ich, Wilhelms II. Sinnesart so entgegengesetzt wie möglich und wurde nicht durch die Weltpolitik des jungen Kaisers hervorgerufen, sondern durch den von Haeckel und seinen Geistesverwandten gepredigten Materialismus, durch den Nietzschekultus und den ideal angehauchten, im Grunde banausischen oder krankhaften Naturwahrheitsfanatismus, die alle drei vor und nach dem Thronwechsel 1888 ihren Entwicklungsgang nahmen, von beiden Kaisern weder gehemmt noch gefördert. Es ist daher irreführend, von einer Krisis des Jahres 1888 zu sprechen und diese auf den Thronwechsel zurückzuführen. Anders steht es mit dem Jahre 1848. Dieses ist zweifellos durch seine politische Bedeutung auch ein Wendepunkt für das literarische Schaffen geworden und wird in gewissem Sinne mit Recht das Geburtsjahr des Realismus genannt. Nur hat dieser nichts mit dem doktrinären Liberalismus zu tun, sondern beruht, wie natürlich auch Biese weiß, auf dem Wirklichkeitssinne, der, von der aufblühenden Geschichts- und Naturwissenschaft bereits geweckt, seit 1848 durch die Berufung zur Teilnahme am politischen Leben genährt und gewissermaßen produktiv wurde. Eine Wurzel hat er übrigens schon in der Romantik; denn diese lenkte zuerst den Blick auf das Volksleben im weitesten Sinne und zugleich auf die unendliche

Mannigfaltigkeit und die Probleme des individuellen Lebens. Wenn Biese nun vom Frankfurter Parlament von 1848 ausgeht, dem er z. B. immer noch die größte Bedeutung für die Wiedergeburt Deutschlands beilegt, so ist das für den auf die literarhistorischen Zusammenhänge gerichteten Leser ebenfalls irreführend.

Biese selbst bezeugt in den darauffolgenden Ausführungen Schritt für Schritt, daß der doktrinäre Liberalismus, der das Parlament beherrschte, für die wirklich fruchtbare Entwicklung weder politische noch literarische Bedeutung gehabt hat, sondern nur hemmend gewirkt hat. Will man gar Spielhagen als einen glänzenden Vertreter einer neuen literarischen, nämlich realistischen Ära anführen, so spricht man ihr damit das vernichtendste Urteil; denn er und seine Richtung ist es gerade, die den innerlich unwahren Bourgeois-Libertinismus zur Herrschaft brachten, der mit dem wahren Realismus nichts gemein hat und im späteren Naturalismus seinen Richter fand. Es ist mir auch nicht recht verständlich, wie der Verf. zu der Paarung Spielhagen und Freytag (Kap. 3) kommt. Wie hier, so hätte ich auch für das Jahr 1870 und seine Bedeutung, vielmehr Nichtbedeutung, schärfere Zeichnung gewünscht. Die an sich sehr interessante und gute Schilderung der Umwälzung im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben, die Einführung Bismarcks als Prosaist und die Entfaltung des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens erwecken im Leser Erwartungen, die doch nachher in keiner Weise erfüllt werden. Die literarische Versumpfung der siebziger Jahre erscheint mir noch viel zu schwach gezeichnet, vor allem aber fehlt die Heraushebung der Reaktion dagegen, die auf politischem Gebiete in der Gründung der christlich-sozialen Partei, den Vereinen deutscher Studenten und dem Antisemitismus, auf literarischem im Auftreten Wildenbruchs und Greifs hervortrat. Das war wirklich nationaler Aufschwung, der auf dem Jahre 1870 beruhte und auch leistungsfähig war.

Den 10 Jahre später auftretenden Naturalismus auch aus nationaler Wurzel herleiten zu wollen, scheint mir mehr als gewagt; denn was die Brüder Hart einmal von nationaler Erneuerung der Dichtung gesagt haben, war im besten Falle eine vorübergehende Idee, vielleicht eine bloße Phrase. Der Naturalismus selbst hat sich, denke ich, als durch und durch undeutsch erwiesen, innerlich in seiner Ideenlosigkeit, äußerlich in seiner absoluten Abhängigkeit vom Ausland. Seine Verdienste erkenne ich mit dem Verf. gleichwohl ohne weiteres an. Endlich die Zeit nach der Überwindung des Naturalismus! Wäre es da nicht sehr nützlich gewesen, die Erotomanie, die eine Gefahr für unser Volksleben geworden ist, einmal ganz klar und ungeschminkt zu zeichnen und den Anspruch, geschlechtliche Zügellosigkeit als etwas ganz Selbstverständliches zu feiern, das um seiner selbst willen, als Sinnenreiz, wenn auch im günstigsten Falle mit psychologischem

Umhang, ausgemalt wird, an den Pranger zu stellen? Warum verschweigen, daß auch Frenssens, Hartlebens, Bahrs, Holz' usw., selbst Dehmels Lebensanschauung auf diesem Gebiete liegt, warum nicht Schnitzlers „Reigen" und Bierbaums „Prinz Kuckuk" schlecht und recht als das bezeichnen, was sie sind, als Pornographie? Gewiß erwähnt es der Verf. einmal, daß das Dirnentum vielen Neuen als der einzige darstellenswerte Stoff erscheine; aber man gewinnt von der verheerenden Bedeutung und dem Umfang dieser Richtung nicht den richtigen Eindruck. Um so kräftiger hätten demgegenüber die Dichter, die sich davon frei halten oder das Erotische in den weiteren Rahmen ihrer dichterischen Absichten zu stellen wissen, Zahn, Ompteda, Zobeltitz, Heer, Herzog, Polenz, die Viebig, Böhlau, Huch, François, Ebner hervorgehoben werden sollen. Ich mache auch auf Maximilian Böttcher, den Biese noch nicht kennt (z. B. „Heim zur Scholle"), aufmerksam. Beiläufig, Viebigs „Tägliches Brot" spielt nicht an der polnischen Grenze, sondern in Berlin.

Abgesehen von diesen Dingen habe ich an der Objektivität, Klarheit und Feinheit der Urteile Bieses, besonders über die bedeutenderen Persönlichkeiten von Rabe bis zu Wildenbruch, Hauptmann und Sudermann nur Freude und Genuß gehabt.

Alles in allem verdient das Werk die glänzende Kritik, die es, soweit ich sehe, überall erfahren hat. Für Lehrerbibliotheken und auch für die Bibliothek einer Prima ist es durchaus empfehlenswert. Die auch in der dritten Auflage noch vorhandenen kleinen Mängel des ersten Bandes verschwinden gegenüber der hervorragenden Leistung des zweiten und dritten Bandes.

Berlin. Gotthold Boetticher.

---

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Bielefeld 1910. 8.

1) Blumenlese deutscher Gedichte. Herausgegeben von F. Böckelmann. 223 S. 1,50 M.

2) Justus Möser, Patriotische Phantasien. Ausgewählt von H. Barckhausen. 94 S. 0,80 M.

3) Annette v. Droste-Hülshoff, Eine Auswahl aus ihren Gedichten. Herausgegeben von Schmidt-Mancy. 1 M.

Velhagen und Klasings Sammlung pädagogischer Schriftsteller. Bielefeld 1910. 8.

4) Luther, Eine Auswahl aus seinen pädagogischen Schriften. Herausgegeben von K. Raßfeld. 156 S.

Überall regt sich das Bestreben, der Schule Hilfsmittel aller Art zur Belebung des Unterrichts zu liefern. Viel Gutes wird zweifellos dadurch erreicht, mancher literarische Schatz der Jugend leicht zugänglich gemacht, wovon wir Alten auf der Schule kaum gehört haben. Aber auch da liegen Bedenklichkeiten. Einerseits kommen wir in die Gefahr, den Schülern zu viel Einzelnes zu bieten, ihr Interesse zu zersplittern. Dann aber der Geldpunkt!

Der Lehrer kommt leicht dazu, diese und jene Auswahl für den Unterricht heranzuziehen; sie kostet ja nur wenige Groschen! Aber wie sich das im Laufe der Jahre häuft! So lasen drei Kinder einer Familie kurz nacheinander in der Schule das bekannte Le tour de la France, jedes aber in einer andern Auswahl; so mußten drei Exemplare angeschafft und für das doch gar nicht besonders wertvolle Werkchen ungefähr 4 M. ausgegeben werden. Auch eine Wirkung der zahlreichen Schulausgaben. Zu diesen Bedenken wird man angeregt, wenn man Böckelmanns Blumenlese durchsieht. Ein Lesebuch, das ja doch die betreffenden Gedichte auch wohl enthalten wird, können die Schüler nicht entbehren. Nun also noch 1,50 M. für die Blumenlese. Und zu welchem Zwecke? Es soll, so sagt die Vorrede, ein Kanon der einzuprägenden Gedichte damit gegeben werden. Das läßt sich ja hören, obwohl die Notwendigkeit, diese besonders zu drucken, nicht vorliegt. Aber diese Geschlossenheit wird vom Herausgeber selbst zerstört, indem er zu den 69 Gedichten, die an seiner Schule durch die Lehrerkonferenz als Memorierstoff festgelegt sind, noch 44 hinzufügt, wie er sagt, um dem Lehrer eine größere Freiheit zu sichern. Also ein Kanon und doch kein Kanon, nur eine Gedichtsammlung wie viele andere. Übrigens ist die Auswahl mit Einsicht und Geschmack getroffen, nur weiß man nicht recht, was ein Unterprimaner mit Nietzsches „Dem unbekannten Gott“ anfangen soll. Die am Schluß zugefügten „Kurzen Angaben über das Leben der Dichter“, sowie die knapp gehaltenen Belehrungen aus der Poetik sind nur zu loben.

Daß die Schüler einiges aus den patriotischen Phantasien des liebenswürdigen und tüchtigen Justus Möser kennen lernen, daß ihnen die pädagogische Größe Luthers näher gebracht wird, daß sie Gelegenheit bekommen, mehr von unserer großen Dichterin A. v. Droste zu lesen, als das Lesebuch geben kann, das alles ist zu begrüßen; für diese Gaben kann man nur dankbar sein. Auch ist die Auslese bei allen recht geschickt gemacht, und die Vorreden erfüllen durchaus den Zweck, die jugendlichen Gemüter auf die betreffende Lektüre vorzubereiten.

Münster i. W. F. Hölscher.

---

R. Jahnke, Wandtafel zur Einübung der griechischen Konjugation. 80 × 50 cm. 4 *M.* Wandtafel zur Einübung der lateinischen Konjugation. 92 × 75 cm. 3,60 *M.* Wandtafel zur Einübung der französischen Konjugation. 85 × 60 cm. 3,20 *M.* Leipzig, B. G. Teubner.

Die Konjugationstafeln von Jahnke, welche in 3 Farben auf Papyrolin gedruckt, mit Ösen zum Aufhängen versehen sind und auf der Rückseite eine kurze Gebrauchsanweisung tragen, sind nach dem üblichen Schema der Schulgrammatiken hergestellt und

enthalten alle vorkommenden Formen. Während der Lehrer bisher eine Form entweder durch Angabe des Deutschen oder Lateinischen oder durch Bestimmung von Person, Numerus, Modus, Tempus und Genus verbi erklären mußte, beschränkt sich beim Gebrauche dieser Tafeln seine Tätigkeit auf die Mitteilung des einzuübenden Verbs und auf die Anordnung, ob aktive oder passive Formen gebildet werden sollen. Natürlich muß er auch die einzelnen Schüler aufrufen, welche die von einem Schüler an der Tafel angezeigten Formen nennen sollen[1]). Sobald die Jungen sich an die Tafeln gewöhnt haben, wird etwas Zeit gespart und der Lehrer erheblich geschont. Dadurch, daß die zu bildende Form angezeigt wird und immer wieder betrachtet werden kann, wird bewirkt, daß die Schüler die ihnen gestellte Aufgabe völlig erfassen und infolgedessen besser lösen.

Wenn der Lehrer dafür sorgt, daß der aufgerufene Schüler die an der Tafel angezeigte Form lateinisch und deutsch sagt, ergibt sich für den Lernenden ein weiterer Vorteil. Von der Tafel muß er ablesen, welche Form es ist, und er selbst muß hinzufügen, wie sie lateinisch und deutsch heißt. Ohne Benutzung der Tafel kommt es häufig vor, daß der Lehrer nur die deutsche, der Schüler nur die lateinische Form nennt, wobei dann die nähere Bestimmung der Form unterbleibt.

Endlich wird das — vielleicht drücke ich es so richtig aus — lokale Gedächtnis der Schüler geschärft, eine Tatsache, die mir besonders bei den lateinischen Infinitiven und Partizipien aufgefallen ist. Während den Jungen bisher z. B. das Gerundiv ziemlich schwer war, fällt ihnen, wenn auf der Tafel diese Form gezeigt wird, gleich ein: „Das ist ja die Form auf -ndus".

Wenn der Lehrer die Klasse im Auge behalten will, darf er die Formen an der Tafel nicht selbst anzeigen, sondern muß dies durch einen Schüler ausführen lassen. Damit dieser auch Anteil nimmt, ist dafür zu sorgen, daß er nicht eher eine neue Form zeigt, als bis die zuletzt gezeigte richtig angegeben ist. Dadurch wird er gezwungen zuzuhören und zu kontrollieren. Auch muß man mit den Schülern, die das Anzeigen besorgen, jede Stunde wechseln.

Für eine starke Klasse würde ein größeres Format der Tafeln geeigneter sein. Besonders der schiefe Druck der Wörter Präsens, Imperf., Fut. etc. bei der lateinischen und französischen Wandtafel und der Wörter Ind., Konj., Opt. etc. bei der griechischen Tafel erschwert den entfernteren Schülern das Erkennen.

Zu tadeln ist m. E., daß bei der lateinischen Tafel der Imperativus Futuri, der zwar vom Präsensstam gebildet ist, aber in

---

[1]) Etwas lästig wirkt, daß bei der griechischen Konjugationstafel immer erst 2 Felder gezeigt werden müssen, bevor die Form gebildet werden kann.

der Syntax Futurbedeutung hat, unter dem Präsens erscheint, wodurch der weitere Nachteil hervorgerufen wird, daß die 2. P. Sg. u. Pl. Imp. Praes. für 2 Formen gebraucht wird. Vielleicht ließe man den Imperativus Futuri, der in der klassischen Sprache in aktiven, bejahten Sätzen selten, im Passiv und in verneinten Sätzen fast nie vorkommt, besser überhaupt weg. Da das lat. Gerundium die Deklination des unpersönlich gebrauchten Partic. Fut. Pass. ist (vgl. Schmalz, Lat. Gr.[3] S. 299), könnte es den Schüler irreführen, wenn die Formen des Gerundiums auf der Tafel als casus obliqui des Inf. Praes. Act. erscheinen. Diese Formen läßt man besser weg, es genügt, wenn die Schüler zunächst das Gerundiv lernen. Die Erlernung des Gerundiums kann einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Ferner wäre es angebracht, bei der griechischen Tafel die beiden Felder für den Dual verschwinden zu lassen[1]).

Abgesehen also von einzelnen Mängeln in der Ausführung, sind die Jahnkeschen Wandtafeln durchaus zu billigen und ihre Benutzung kann nur empfohlen werden.

Weniger nützlich erscheint mir die Ausgabe der lat. Tafel für Schüler, eine verkleinerte Wiedergabe in Schwarzdruck, $20 \times 16\frac{1}{2}$ cm, 1 M. Diese kleine Tafel käme vor allem für schriftliche Hausaufgaben in Betracht. Warum aber die Jungen zu Hause mit Sachen plagen, die sie in der Schule viel schneller und gründlicher lernen?

Hagen i. W. E. Ackermann.

---

Kruse, Formentafeln: 1. Lateinische Formentafel; 2. Französische Formentafel. Breklam o. J., Jensen. je 0,10 M.

Auf den obigen Tafeln sind 48 verschiedene Formen des Verbs in bunter Folge (so z. B. 1. Sg. d. Fut. 1, 2. Pl. Imperat., 3. Pl. Plusqu. Conj., Inf. Fut. u. a.) nebeneinander gestellt. Diese Formen sind teils durch wagerechte und senkrechte Linien in verschiedene Gruppen geteilt, teils sind solche durch eingezeichnete Diagonalen und Kreislinien angedeutet, so daß dem Lehrer Möglichkeit geboten ist, bei Einübung der Konjugation ohne Zeitverlust die verschiedensten Formengruppen zu schriftlicher Verarbeitung aufzugeben. Nach der beiliegenden buchhändlerischen Empfehlung haben sich die Tafeln bereits vielfach als äußerst praktisch bewährt; sie leisten in der Tat dem Lehrer und Schüler außerordentliche Dienste! Ich muß aber gestehen, daß ich der Sache

---

[1]) Ob und inwieweit bei der französischen Tafel die Felder für einige in der Umgangssprache weniger gebräuchliche Zeiten, wie passé défini, imparfait du subjonctif, passé antérieur (vgl. dazu U. Meier, Das höhere Schulwesen Deutschlands und Österreichs nach dem Urteile Henri Bornecques in den Neuen Jahrbüchern von Ilberg-Gerth, 1910, S. 426) überflüssig sind, darüber erlaube ich mir als Nichtneusprachler kein Urteil.

etwas skeptisch gegenüberstehe. Gewiß kann man danach bequem häusliche Formenübungen aufgeben; aber ob immer mit dem erwarteten Erfolge, ist mir zweifelhaft. Die Hauptsache und eigentliche Grundlage muß doch immer die lebendige und energische Einübung im mündlichen Unterrichte bleiben; wo die fehlt, nützen alle künstlichen Hilfsmittel nichts.

Norden in Ostfriesland. Carl Stegmann.

---

P. Hauck, L. Annaeus Seneca. Ausgewählte moralische Briefe als Einführung in die Probleme der stoischen Philosophie. Herausgegeben von P. H. Textband XI u. 196 S. Kommentar 156 S. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 8. Textband geb. 1,80 ℳ, Kommentar geb. 1,60 ℳ.

Die Ausgabe gehört zu der seit einer Reihe von Jahren von der Verlagshandlung veranstalteten Sammlung „Griechischer und lateinischer Schulschriftsteller mit Anmerkungen" und will ein Hilfsmittel bieten, sofern auch Seneca der Philosoph in den Kreis der Schullektüre gezogen wird. Wenn es richtig ist, daß die ausgesprochen klassizistische Richtung, nach der man den Schülern der höheren Lehranstalten die aus dem Altertum erhaltenen Kunstwerke darbot, nicht mehr allein Berechtigung hat, wenn die Erkenntnis sich Bahn gebrochen hat, daß der Hellenismus nicht bloß ein geschichtliches Bindeglied zwischen Altertum und Mittelalter ist, sondern eigene Charaktere und selbständige Werte hervorgebracht hat, daß nicht nur die römische Dichtung, sondern auch die römische Wissenschaft ein Produkt der Hellenisierung des Westens ist, so darf man nicht bei Cicero stehen bleiben als dem das Griechen- und Römertum in sich vereinigenden Geiste, sondern muß auch den wenigen erhaltenen Vertretern der stoischen Philosophie aus der Kaiserzeit das Interesse zuwenden; bekannten sich doch zu ihr während der höchsten politischen und geistigen Blüte Roms die auserlesensten Geister. Aus diesen Erwägungen heraus ergibt sich die Berechtigung, auch Seneca, den bedeutendsten Vertreter der jüngeren Stoa, dessen Werke uns in ausreichender Weise erhalten sind, in den Kreis der Schullektüre hereinzuziehen. Denn wenn wir auch nicht mehr in das überschwängliche Urteil eines Justus Lipsius einstimmen: post sacras literas nihil in ullo orbe, in ulla lingua scriptum utilius meliusque, so ist doch die Philosophie dieses Stoikers mit ihrer noch mehr als bei andern hervortretenden charakteristischen Bevorzugung der Ethik gegenüber allen Erkenntnisdisziplinen vornehmlich geeignet, jugendliche Gemüter für philosophische Betrachtungsweise zu erwärmen. Es kommt hinzu, daß das sittliche Ideal, wie es die Stoiker auffaßten, für die Ethik aller Folgezeit überhaupt sehr anregend gewesen ist. Und die philosophische Lehre Senecas in einigermaßen übersichtlicher Weise zusammenzustellen und diese Zusammenstellung auch

für Schulzwecke brauchbar zu machen, ist die Absicht des Herausgebers der vorliegenden Sammlung.

Es sind 24 von den 124 moralischen Briefen des Seneca an Lucilius, die hier dargeboten werden, nicht in der Reihenfolge, wie sie in dem Corpus der Werke des Philosophen stehen, sondern so, daß eine systematische Entwicklung der stoischen Philosophie herauskommt, um deren Darlegung auch in ihrer nachhaltigen Wirkung auf spätere Zeiten es dem Herausgeber zu tun ist. Diesem Zwecke dient nicht bloß die Einleitung des ganzen Werkes, die die äußere Geschichte der Stoa bringt, sondern namentlich die Anordnung der hier ausgewählten Briefe Senecas (1. Philosophie überhaupt — 5 Briefe, 2. Begriffsbestimmung — 1 Br., 3. Moralphilosophie — 15 Br., 4. Psychologie und Metaphysik — 2 Br., 5. die stoische Gotteslehre — 1 Br.), sowie die jedem einzelnen Briefe vorausgeschickte, oft recht ausführliche Sondereinleitung. Da der Verf. aber, wie der Titel besagt, in die Probleme der stoischen Philosophie überhaupt einführen will, so ist er nicht bei Seneca stehen geblieben, sondern bringt wichtige Gedanken von Philosophen anderer Zeiten, Gedanken, die dem Stoizismus angehören oder ihm entsprechen. Dies geschieht in dem „Anhang" (S. 146—188), den Verf. nicht bloß als Anhängsel betrachtet wissen möchte, sondern als wesentlichen Rahmen des Bildes, das zu entwerfen er sich vorgenommen. Hier wird die Erkenntnislehre der Stoiker im Zusammenhange betrachtet und dabei nicht nur dem Stoiker Diogenes Laërtius (aus de vitis philosophorum), sondern auch einem Gegner der Lehre, Plutarch (de Stoicorum repugnantiis), das Wort gegeben. Als Ersatz eines fehlenden Originals wird dann die vierte von Descartes' Meditationes de philosophia („Irrtum ist als Ausfluß der Willensfreiheit sündhaft") in einer Übersetzung des Verf.s wenigstens zum großen Teile eingefügt. Auch für die Metaphysik der Stoiker, die Lehre von dem Wesen der Welt und dem Wesen Gottes bringt Verf. einen Abschnitt aus Diogenes Laërtius, für die Ethik zwei aus Marc Aurels *εἰς ἑαυτόν*, und um die Einwirkung des Stoizismus auf das römische Recht zu zeigen, zwei Abschnitte aus Justinians Institutiones. Mit des Kleanthes Zeushymnus wird uns dann das wichtigste Denkmal der altstoischen Theologie vorgeführt — gelegentlich sagt Verf.: wenn wir die griechischen Werke der älteren Stoiker besäßen, könnten wir wohl in gar vielen Punkten die Abhängigkeit Senecas von seinen Quellen bis ins kleinste verfolgen —, und endlich, um zu zeigen, wie der Widerstreit von Freiheit und Notwendigkeit in der stoischen Ethik ausgeglichen und überwunden wird in der christlichen Lehre, das 7. und 8. Kapitel von Paulus' Römerbriefe. So wird auch die gewaltige Nachwirkung der Stoa innerhalb des Christentums angedeutet, wie zugleich gelegentlich und wiederholt darauf hingewiesen wird, wie tief die stoische Philosophie über die Zeit der Renaissance hinaus

auf die Weltanschauung unserer deutschen klassischen Zeit eingewirkt hat. Nach alledem wird das Buch reiferen und strebsamen Schülern viel Anregung geben, geht aber auch über die Bedürfnisse der Schule vielfach hinaus.

Der Kommentar bringt nicht bloß Wort- und Sacherklärung (wobei in grammatischen Dingen dem Nachdenken des jugendlichen Lesers immer noch Spielraum gelassen wird), sondern auch er will hauptsächlich den Zusammenhang der stoischen Lehre zeigen. Er erläutert daher den Gedankengang im einzelnen, weist aber auch fort und fort auf verwandte oder gleiche Gedanken hin bei Seneca selbst und bei anderen Philosophen. Die Benutzung des Kommentars wird freilich dadurch außerordentlich erschwert, daß der Druck dem Auge keinerlei Anhalt gibt. Die Anmerkungen sind von einander weder durch Absatz noch durch Gedankenstrich, die Stichwörter des Textes von der Erklärung nur durch einen Doppelpunkt getrennt, der bei dem durchgehenden Antiquadruck nicht ins Auge fällt; nur die Seitenzahlen des Textes stehen am Rande. — Was den Text der veröffentlichten Briefe betrifft, so hat ihn Hauck „in eigner Rezension" festgestellt „mit schärferer Betonung der Geschichte des Senecatextes, als das in den bisherigen Ausgaben geschah". Jedoch hierüber im einzelnen Rechenschaft zu geben, hat er sich vorbehalten; jetzt hat er nur an wenigen Stellen, wo er selbständig eine etwas schwerere Änderung vorgenommen hat (um überhaupt die Stelle verständlich zu machen), die Überlieferung unter dem Texte mitgeteilt. Die Darstellung ist so frisch und lebendig wie klar und verständlich. Der Druck ist im ganzen korrekt; nur wenige Versehen sind mir aufgefallen. Abgesehen von einigen Akzentfehlern begegnet im Namenverzeichnis Pytheas von Manilia, Text S. 181 *der* semen divinum, Kommentar S. 12 *finitia* (st. *finita*), S. 147 u. *daſs* (st. *das*); sehr hart klingt S. 148 o. „das zwischen und für die Völker geltende Recht". — Ob die gebräuchlichen Handwörterbücher, welche Schulzwecken dienen, sämtlich und überall für diese Auswahl aus Seneca ausreichen, ließ sich nicht feststellen; wohl gibt Georges in seinem Kleinen Handwörterbuche den Philosophen als in den von ihm festgesetzten Literaturkreis einbezogen an, nicht aber Menge und die neuen Ausgaben von Stowasser und von Heinichen.

Hanau. O. Wackermann.

---

E. Schramm, Griechisch-römische Geschütze. Bemerkungen zu der Rekonstruktion. Mit 10 Tafeln und 14 Textfiguren. Metz 1910, G. Scriba. 37 S. 3 *M*.

Der Oberst Schramm hat in sechsjähriger Arbeit sämtliche Geschütze des Altertums kunstgerecht und den strengen Gesetzen der Wissenschaft gemäß wiederhergestellt, und diese getreuen Abbilder der Originale, die bei wiederholten Schießproben aus-

gezeichnete und immer gleichmäßige Resultate erzielt haben, bilden jetzt einen besonderen Schmuck der Saalburg[1]). Sie stehen in der Halle, die sich über dem Schnittpunkt der beiden Hauptstraßen des Lagers in großen Dimensionen (11 : 38 m im Lichten) erhebt, und hemmen den Schritt auch des eilfertigsten Besuchers, dem beim Anblicke dieser naturgetreuen Rekonstruktionen — und oft zum ersten Male — Ehrfurcht vor dem Geiste der antiken Welt im Herzen rege wird. Es ist sehr dankenswert, daß Schramm nun nach Vollendung seiner technischen Arbeit, seine Leistungen in Wort und Bild dargestellt hat, um dem Leser das im Zusammenhange zu bieten, was er bisher nur verstreut in mehreren Jahrgängen einer Metzer Zeitschrift finden konnte[2]).

Im Vorworte stattet der Verf. seinen Mithelfern Dank ab, und er gedenkt dabei mit besonderer Verehrung des jüngst verstorbenen Direktors des Saalburg-Museums Louis Jacobi, der mit seiner wohlbewährten Hilfsbereitschaft von Anfang an die Rekonstruktionen der antiken Geschütze gefördert hat. Der Anteil dieses vortrefflichen Mannes hatte noch seinen ganz besonderen Grund darin, daß bei der Abfassung des Programmes für den Wiederaufbau des Prätoriums auf der Saalburg i. J. 1901 Mommsen folgende Worte eingesetzt hatte: „auch harren noch wichtige Fragen des römischen Kriegswesens, wie z. B. das gerade für römische Befestigungskunst so sehr in den Vordergrund tretende römische Geschützwesen der Bearbeitung“. Die Erfüllung dieses Wunsches bereitete deshalb Jacobi die größte Freude; nur hat er es oft bedauert, daß Mommsen selber das nicht mehr miterlebt hat. Und wir schließen uns dem an, zumal wir aus den oben angeführten Worten erkennen, daß Mommsen zu den wenigen gehört hat, die sich durch die Leistungen von Köchly und Rüstow nicht haben blenden lassen. Napoleon III. steht auf Mommsens Seite und ist dafür von seinen beiden Gegnern beschimpft und verleumdet worden; warum seine großartigen Vorarbeiten für die Erforschung des antiken Geschützwesens nicht zum Ziele gelangt sind, habe ich anderwärts ausgeführt[3]).

Der Text des vorliegenden Buches entspricht im ganzen genommen den 'Bemerkungen zu der Rekonstruktion griechisch-römischer Geschütze', die Schramm im Jahrbuche der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde veröffentlicht hatte; aber es ist jetzt gestrichen oder umgeändert worden, was sich im weiteren Verlaufe der Untersuchungen über Gebrauch und Wesen der antiken Artillerie als hinfällig oder ungenau er-

---

[1]) Für das Zeughaus in Berlin hat Schramm fünf Modelle geliefert.

[2]) Wem der sehr knappe Stil bei Schramm Schwierigkeiten bereitet, mag zur Einführung meine populäre Darstellung benutzen: Die antiken Geschütze der Saalburg. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 0,60 *M.*

[3]) Vgl. Pauly-Wissowa Realencyklopädie Bd. VII s. v. Geschütze.

geben hatte [1]). Besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß der Verfasser mit peinlichster Genauigkeit angegeben hat, wo und warum er von der Überlieferung abweichen mußte, so daß also der Leser die Richtigkeit der Konstruktion nachprüfen kann. Und es soll auch hier sogleich hervorgehoben werden, daß der Verfasser immer nur mit solchen Mitteln gearbeitet hat, die nachweislich den antiken Handwerksmeistern bekannt gewesen sind: eine Forderung, die von der Altertumswissenschaft selbstverständlich erhoben werden muß, aber z. B. von dem General de Reffye nicht erfüllt worden ist.

Überhaupt ist es mit allem Nachdruck hervorzuheben, daß der Oberst Schramm keine Mühe gescheut hat, um das zu erreichen, was er S. 6 als seine Aufgabe betrachtet:

1. genaueste Darstellung der Wurfmaschinen nach den Beschreibungen und Maßen der alten Schriftsteller;

2. möglichste Erreichung der Schußweiten der gleichkalibrigen Geschütze des Altertums.

Um die erste der beiden Bedingungen zu erfüllen, hat Schramm in seinem 40. Lebensjahre angefangen, das Griechische zu erlernen. Dadurch wurde er von den Übersetzungen Köchlys frei und konnte die Autoren im Urtexte studieren. Was er auf diesem Wege erreicht hat, tritt noch deutlicher als bei den Griechen an einem lateinischen Autor hervor, dessen richtiges Verständnis den Philologen erst durch einen Offizier eröffnet werden mußte.

Der Einarm (μονάγκων lat. *onager*) ist in seiner Konstruktion nur aus Ammianus Marcellinus (400 n. Chr.) bekannt, und das hatte Köchly und Rüstow veranlaßt, dieses einfachste aller Torsionsgeschütze an den Schluß der antiken Artillerieperiode zu setzen, ja sogar des weiteren innerhalb dieser Periode eine zweite Epoche, worin der Onager als eine Neuerfindung herrschte, für das II. bis IV. Jhd. n. Chr. anzunehmen: beides ist grundfalsch und wird von Schramm S. 11 kurz und bündig abgewiesen. Hinzu kommt, daß Köchly sich gar nicht ernstlich bemüht hat, die äußerst wichtige Beschreibung des Onager bei Ammian XXIII 4, 4 richtig zu verstehen. Er gibt davon ein falsche Übersetzung und urteilt darauf hin über Ammian (Griech. Kriegsschriftsteller I 417) höchst abfällig: „Daß sein eigenes Verständnis der Sache ein äußerst mangelhaftes sei, geht aus seiner ganzen Auseinandersetzung hervor“. Kein Wunder, daß infolgedessen die Erklärungen seines Mitarbeiters Rüstow zu diesem mißverstandenen Texte höchst bedenklich geworden sind. Indem nun Schramm die genannte Stelle richtig deutet, hat er sich dadurch eine vollkommen sichere Grundlage geschaffen, um eine ganz untadelige Rekon-

[1]) Die ‘Blitzballiste’ des Anonymus De rebus bellicis ist gestrichen, ‘weil sie zur mittelalterlichen Artillerie gehört’. S. 37.

struktion eben dieses Onager herzustellen, der mit einem Anfangsdrucke von 60 000 kg eine Steinkugel von 4 Pfd. auf 300 m schießt. Dieses Beispiel lehrt, daß der Verf. nicht nur seinem Fachgenossen Rüstow sehr überlegen ist, dem er „mangelhaftes technisches Verständnis" mit Fug und Recht zum Vorwurf macht — der 'Winkelspanner' ist eine technisch unmögliche Definition des Palintonon —, sondern auch durch eindringendes Verständnis es weiter zu bringen vermag als der Philologe Köchly, der bei großer Begabung oft den nötigen Ernst vermissen läßt.

Für die zweiarmigen Geschütze liefern Heron und Philon so ausreichendes Material, daß es einem geübten Zeichner nicht schwer fällt, auf dem Papier richtige Abbilder zu entwerfen. Aber es ist etwas anderes, darnach Geschütze zu konstruieren, die nur mit den Mitteln der antiken Technik erbaut sind und die gehörige Schußweite erreichen. Eine Hauptschwierigkeit dabei ist das Einziehen der Spannerven; denn sie müssen sehr straff und vor allem ganz gleichmäßig in beiden Bündeln eingezogen werden, weil sonst der Schuß irregeht. In diesem Punkte haben die Geschütze der Heidelberger Philologenversammlung versagt; und die Rekonstruktionen des Generals de Reffye, die wirklich beträchtliche Schußweiten erzielt haben, sind in keiner Weise von diesen früheren Versuchen abhängig, wie Köchly in arger Selbsttäuschung behauptet hat, sondern ganz selbständige Arbeiten, die brauchbare Geschütze mit gut funktionierenden Spannerven geliefert haben. Und das soll hiermit ganz besonders betont werden, weil durch diese Feststellung zugleich eine sehr wichtige Frage in der Geschichte der Artillerie entschieden wird. Da nämlich ein Torsionsgeschütz nur dann kriegstüchtig ist, wenn die Spannerven aus bestem Material hergestellt und kunstgerecht eingezogen werden, so folgt daraus, daß die Germanenheere nach der Völkerwanderung, weil ihnen die technischen Kenntnisse fehlten, keine Torsionsgeschütze besessen haben; und dieser zwingende Schluß wird durch die Angaben der Quellenschriftsteller bestätigt und dahin erweitert, daß eine strenge Scheidung zwischen dem Altertum und dem Mittelalter zutage tritt, die genau dem Standpunkte der Technik hüben und drüben entspricht. Das habe ich an anderer Stelle bereits ausgeführt[1]). Hier müssen die kurzen Andeutungen genügen, die völlig dazu ausreichen, um den prinzipiellen Unterschied zwischen Schramm und Deimling, der jene Heidelberger Geschütze erbaut hat, klar ins Licht zu stellen. Als man erst einmal gelernt hatte, die Torsionskraft für Geschütze zu verwenden (400 v. Chr.), konnte man bei fortgesetzter Übung die Kraft des Einarms steigern,

[1]) Die Artillerie des Mittelalters. Nach den Angaben der Zeitgenossen dargestellt. Mit 6 Textbeilagen und 8 Bildertafeln. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung.

aber trotz aller Riesenleistungen bleibt diese Geschützgattung unbeholfen, weil man damit ein bestimmtes Ziel nur durch Ausprobieren, nicht durch Visieren, treffen kann. Und wären die antiken Geschützmeister beim Onager stehen geblieben, so dürfte man deren Leistungen nicht allzu hoch über die der mittelalterlichen Baumeister erheben, die mit den Ungetümen ihrer Hebelgeschütze, allerdings bei großer Kraftverwendung, ähnliche Wirkungen hervorgebracht haben. Hingegen hat das ganze Mittelalter bis zur Einführung der Pulvergeschütze (1326) nichts aufzuweisen, was sich mit den zweiarmigen Geschützen vergleichen ließe; und da diese zweiarmigen Torsionsgeschütze nachweislich mehr geleistet haben, als die Pulvergeschütze bis ins XVI. Jhd. hinein zustande brachten, so ist mit gutem Grunde bezweifelt worden, ob die Pulvergeschütze, deren anfängliche Leistungen 'direkt als Rückschritt' (Schramm S. 13) zu bezeichnen sind, überhaupt Aufnahme gefunden hätten, wenn die Torsionsgeschütze damals noch bekannt gewesen wären. Ja sogar mit den vollendeten Geschützen der neuesten Zeit halten diese Geschütze der antiken Welt den Vergleich aus, wenn man lediglich die durchdachte Ausnutzung der zurzeit bekannten Kräfte in Rechnung zieht, also bei der Neuerfindung das Pulver als Triebkraft und in der Verwendung zu Sprenggeschossen der Vergleichung wegen beiseite läßt. Bei alledem hatten die Torsionsgeschütze ihre Mängel, die teils in dem überfeinen Aufbau, teils aber auch in der Triebkraft zutage treten. Die Spannerven leiden unter den Einflüssen der Witterung; ferner läßt die Spannung sowieso mit der Zeit nach und wird durch späteres Nachdrehen nur schwach, wirksam aber bloß durch das überaus mühsame Neueinspannen wieder ersetzt; endlich werden die Stricke überhaupt schon durch das starke Zerren beim Einspannen geschwächt. Um diesen Übelständen abzuhelfen, hat Philon zwei neue Konstruktionen ausgedacht: den Keilspanner, der die Spannerven schont; und den Erzspanner, bei dem die Spannerven überhaupt aufgegeben und durch die Elastizität des Stahles ersetzt sind. Es ist jedoch zweifelhaft, ob diese Geschützarten in der Praxis verwendet worden sind, zumal Philon diese beiden und die gleich noch zu erwähnenden von den wirklichen 'Truppengeschützen' abscheidet (Schramm S. 30) mit den Worten S. 56, 13: *ἐπεὶ οὖν δεδηλώκαμεν . . . τὰς ἐξητασμένας συντάξεις τῶν ὀργάνων.* Aber für die Kenntnis der antiken Technik sind auch diese Konstruktionen von Wert, und besonders verdient es unseren Dank, daß die Saalburgverwaltung außerdem noch die anderen beiden Geschützarten hat herstellen lassen, die Philon nur anhangsweise und leider nicht mit der gewohnten Ausführlichkeit beschrieben hat.

Daß die Alten bereits ein Geschütz besessen haben, das der Mitrailleuse oder dem Maschinengewehr sehr nahe steht, war

vor Schramms Rekonstruktion des von Dionysios von Alexandreia erfundenen *πολυβόλος καταπέλτης* fast unbekannt; und die wenigen, die darum wußten, haben in Philons Beschreibung wohl nur ein höchst kompliziertes Spielzeug gesehen. Jetzt hat uns Schramm durch die Tat belehrt, daß Bau und Handhabung dieses Mehrladers in Wirklichkeit ziemlich einfach sind und seine Schießproben eine überraschende Treffsicherheit ergeben. Allerdings konnte dieses Geschütz keine großen Schußweiten erreichen (Philo Bel. S. 76, 30: *ἐτόξευεν δὲ τὸ μέγιστον μικρῷ πλεῖον σταδίου*), aber das ist kein Grund, dessen Wirksamkeit überhaupt zu bestreiten (ebd. 76, 33: *οὐ μέντοι γε εἰς ἀξιόλογον χρείαν πίπτουσα*). Unter besonderen Umständen hat ja auch die Mitrailleuse i. J. 1870 gute Dienste getan; und z. B. bei der Belagerung von Avaricum (Caes. B. G. VII 25) kann der Gebrauch eines solchen Mehrladers mit ziemlicher Bestimmtheit angenommen werden.

In technischer Beziehung steht der 'Luftspanner' des Ktesibios (*ἀερότονος καταπέλτης*) obenan, dessen Rekonstruktion aber große Schwierigkeiten bot, weil hier die Forderung, nur mit den Mitteln der antiken Technik zu arbeiten, harten Zwang auferlegt. Außerdem ist Philons Beschreibung hier besonders lückenhaft, so daß der Verf. genötigt war, selbsttätig einzugreifen. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß Schramm mit geringerer Befriedigung auf sein Luftgeschütz blickt; es mag ihm aber zum Troste dienen, daß der General de Reffye nach mancherlei Fehlversuchen, die seinem regen Schaffensdrange alle Ehre machen, schließlich auf die Rekonstruktion ganz verzichtet hat.

Eine Beschreibung der beigegebenen Tafeln, die in Buntdruck diese Geschütze und deren Einzelteile höchst anschaulich und in künstlerischer Vollendung darstellen, kann ich an dieser Stelle um so eher unterlassen, weil dieselben Tafeln in einer ausführlichen Darstellung der antiken Artillerie, womit mich die Saalburg-Verwaltung beauftragt hat, gleichfalls wiedergegeben werden sollen. Für diesen neuen Beweis freundlicher Beihilfe sage ich dem Obersten Schramm hiermit öffentlich meinen Dank.

Was ich bei dem Anfängen von Schramms Rekonstruktionen hoffte und wünschte, ist nun erfüllt; und wir dürfen deshalb diese Rezension mit den Worten eines alten Mechanikers schließen: *Τοῖ γὰρ ἔργον καλῶς διατυπουμένου τούτου τοῦ ἀρχιτέκτονος εὑρίσκεται εὐδοξία· κατὰ δὲ λόγον ἐκτιθεμένου τὰ συντάγματα, μέγιστον ἕξει κλέος ἐν τοῖς ὑπομνήμασιν.*

Heidelberg. Rudolf Schneider (†).

---

1) **Alois Kornitzer, Lateinisches Übungsbuch für Obergymnasien.** Wien 1906, F. Tempsky. 252 S. 8. 3 *M.*

Das obige Übungsbuch ist eine tüchtige Arbeit. Der gebotene Stoff gibt den Schülern reiche und treffliche Gelegenheit zur Bereicherung und Vertiefung ihrer Kenntnisse. Vor allem hat sich

der Verfasser um ein gutes und gewandtes Deutsch bemüht; gerade dadurch hat sich freilich die Notwendigkeit ziemlich zahlreicher Fußnoten ergeben, trotzdem die einzelnen Stücke durchweg im Anschluß an die Lektüre gearbeitet sind und am Schluß auch noch ein Wörterverzeichnis zugefügt ist. Anerkennung verdient auch der stilistische Anhang, der neben den Eigentümlichkeiten des Lateinischen im Gebrauche einzelner Satzteile namentlich über den Bau der lateinischen Periode durch Regel und reichhaltige Beispiele eingehende Belehrung bietet. Hier hätte freilich manches kürzer gefaßt werden können; aber sonst ist trotz der behaglichen Breite das Gegebene angemessen und korrekt. S. 193 hätte neben *voluntatem* (*animum*) *alicuius* auch *aliquem a re abalienare* gegeben werden können; S. 189 Anf. ist bei den verbindenden Partikeln des Hendiadyoin neben *et* oder *ac* wohl aus Versehen *que* nicht erwähnt, da es in den nachfolgenden Beispielen wiederholt erscheint.

2) E. Krause, Lateinisches Übungsbuch für Oberklassen. I. Aufgaben zur Wiederholung der Syntax. II. Freie Aufgaben. Wolfenbüttel 1904/1905, Zwißler. 186 u. 105 S. 8.

Der Verfasser, schon rühmlich bekannt durch seine 1901 erschienenen „Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische" (Glogau, Flemming) bietet hier ein sorgfältig gearbeitetes und tüchtiges Übungsbuch für die Oberklassen. Gegen den ersten Teil kann ich freilich ein prinzipielles Bedenken nicht unterdrücken. Um bestimmte Regeln nachdrücklich einzuüben, hat Verf. hier nur Einzelsätze im Anschluß an bestimmte Abschnitte der Grammatik gegeben — freilich nicht lauter kleine Sätzchen, sondern meist fügen sich mehrere Sätze zu einem zusammenhängenden Ganzen zusammen. Immerhin möchte ich doch für diese Stufe, die OII, durchweg zusammenhängende Stücke bevorzugen oder doch die Einzelsätze mindestens ganz bedeutend einschränken; ich glaube, daß sich auch so das Ziel erreichen lassen würde. Die anhangsweise gegebenen Fundstellen sind für den Lehrer sehr angenehm; ob auch für den Schüler praktisch, ist mir zweifelhaft. Desto rückhaltloser kann ich die freien Aufgaben des zweiten Teils anerkennen; sie bieten auch recht brauchbare Vorlagen für Klassenarbeiten und Reifeprüfungsaufgaben. Druck und Ausstattung sind gut.

3) Hermann Geist, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische für Oberklassen. Im Anschlusse an Tacitus und Cicero. Gießen 1910, E. Roth. I. Deutscher Teil. VIII u. 189 S. 8. II. Lateinischer Teil. VIII u. 142 S. 8. Jeder Teil 2 *M*, bei Einführung geb. 2 *M*.

Die obigen, nach der Angabe des Vorworts aus der Praxis hervorgegangenen und im Unterrichte oder auch als Vorlagen bei der Reifeprüfung erprobten Übungsstücke verdienen ohne Frage

die Beachtung des Lateinlehrers der Oberklassen. Der deutsche Ausdruck und Satzbau sind korrekt, ohne anderseits dem Schüler allzu große Schwierigkeiten zu bieten; die Anlehnung an die einzelnen Abschnitte der Lektüre ist frei genug, um der lateinischen Übersetzung den Charakter einer selbständigen Leistung zu wahren, ja vielleicht die meisten Stücke werden auch ohne vorausgehende Lektüre der benutzten Cicero- und Tacitusstellen gebraucht werden können. Stilistische und grammatische Schwierigkeiten sind nicht gehäuft; aber der Schüler findet doch genug Gelegenheit, gelernte Regeln zu üben. Ein besonderer Vorzug dürfte der sein, daß reichlich dafür gesorgt ist, daß der Schüler lernt, koordinierte deutsche Sätze zu Perioden umzuformen. Ich möchte deshalb das Buch den Fachgenossen durchaus empfehlen. Freilich der Einführung im Klassenunterricht, die der Verf. nach dem Wortlaut der Preisangabe doch auch ins Auge gefaßt hat, wird leicht der II. Teil im Wege stehen. Die hier gegebene lateinische Übersetzung ist ja bequem für den Lehrer und brauchbar für Selbstförderung zurückgebliebener Schüler; aber in der Klasse wird man doch nicht gern Stücke übersetzen lassen, bei denen die Schüler die fertige Leistung gedruckt in Händen haben. Auch hier ist übrigens der gegebene Text angemessen, wenn man auch hier und da anders übersetzen möchte und einzelnes bedenklich erscheint. So weiß ich z. B. St. 136 nicht, ob *bello Pannonico praestare* = sich im Kriege mit den P. auszeichnen, also *praestare* absolut, d. h. ohne Dativ der Person und ohne Abl. instrumenti zulässig ist. Gleich darauf würde ich in den Worten: *cito legionibus . . . praeerat, quibus numquam erat maior exercitus* lieber *quo exercitu numquam erat maior* sagen; und wieder zwei Zeilen weiter in den Worten *et famae quoque* das (außerdem neben *et* klassisch mindestens bedenkliche) *quoque* streichen, das weder im deutschen Texte angedeutet noch neben dem vorausgehenden *praeterea* erforderlich ist.

Druck und Ausstattung sind gut, wenn auch das Format reichlich klein ist; der Preis ist ziemlich hoch.

Norden in Ostfriesland. Carl Stegmann.

---

Rahn, Choix de Poésies françaises, particulièrement des poètes lyriques du XIXe siècle. Mit Vorwort, Anmerkungen und Wörterbuch. Dresden 1908, Gerhard Kühtmann (Bibliothèque française 82). Text XII u. 168, Anmerkungen 70, Wörterbuch 44 Seiten. 8.

Der Besprechung von Unruhs „Sammlung französischer Gedichte“, welche der Unterzeichnete im 59. Band dieser Zeitschrift (1905 S. 290—298) veröffentlicht hat, mag hier die der jüngsten unter den Blütenlesen neufranzösischer Lyrik folgen. Rahn nimmt für seine Anthologie in doppelter Beziehung eine „eigenartige Stellung“ in Anspruch. Er sagt zunächst: „Wir wollen mit dieser

Sammlung der deutschen Jugend ein Stück französischer Literaturgeschichte bieten". Inwiefern die Erreichung dieses Zieles mit anderen Auswahlen wie der von Gropp und Hausknecht, der Unruhschen, der Engwerschen usw. nicht oder auch nur weniger leicht möglich sein soll, ist nicht recht einzusehen. Im Gegenteil, die von diesen Herausgebern gewählte chronologische Anordnung kann ja einem Überblick über die Entwicklung der französischen Lyrik nur förderlich sein. Rahn bevorzugt — und darin sieht er das zweite Eigenartige seiner Sammlung — „die Anordnung des Stoffes nach den verschiedenen Gedichtgattungen". Er will, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, der deutschen Jugend auch ein Stück französischer Poetik bieten. Sehen wir näher zu, wie es hiermit steht. Das Bändchen enthält folgende sechs Abschnitte: 1. Fabeln, 2. Erzählungen, 3. Chansons, 4. Lieder, 5. Gedankenlyrik, 6. Deutsche Gedichte. Die letztgenannte Gruppe kommt für die Frage der Anordnung nach poetischen Gattungen nicht in Betracht. Sodann aber möchte es kaum gelingen einen rechten Unterschied zwischen Punkt 3 und 4, Chansons und Liedern, ausfindig zu machen. Moritz Heyne definiert in seinem Deutschen Wörterbuch das Lied als ein „zum Singen bestimmtes strophisches Gedicht". Und Littré sagt im Anschluß an die Akademie von der Chanson: „Pièce de vers que l'on chante sur quelque air, et qui est partagée le plus souvent en stances égales dites couplets". Beide Begriffsbestimmungen laufen offenbar auf dasselbe hinaus, nur daß die eine viel wortreicher ist als die andre. Selbstverständlich hindert diese Übereinstimmung nicht, daß das, was in der französischen Literatur unter den Begriff Lied-Chanson fällt, dem gegenüber, was in der deutschen dazu gehört, seine Eigenart für sich hat: vor allem zeigt sich doch wohl auf der einen Seite mehr Heiterkeit der Stimmung, auf der anderen mehr Gemütstiefe. Aber sicherlich eignen sich die beiden Worte nicht, wenn es darauf ankommt eine Anzahl französischer Gedichte in zwei Gruppen zu zerlegen. Da in der dritten Abteilung nur Béranger vertreten ist und der Herausgeber Seite X unten sagt: „Im nächsten (dritten) Abschnitt bringen wir Béranger mit seinen Chansons", kommt man fast in Versuchung zu glauben, der Verfasser habe statt „Chansons" im Sinne gehabt „Chansons de Béranger". Dann aber ist wiederum das Einteilungsprinzip durchbrochen. Jedenfalls beschränkt sich, da in Wirklichkeit nur die vier Begriffe: Fabeln, Erzählungen, Chansons-Lieder und Gedankenlyrik in Betracht kommen, das, was unsere Schüler aus Rahns Anordnung für die französische Poetik lernen können, auf ein sehr bescheidenes Maß, und es wird schwerlich dabei etwas herauskommen, was nicht auch im deutschen Unterricht an der Hand deutscher Gedichte klar gemacht werden könnte und klar gemacht wird. Wir glauben daher, der Herausgeber hätte besser getan, den chronologischen Gesichtspunkt, dem seine Vorgänger gefolgt sind, beizubehalten.

Was die einzelnen Abschnitte für sich angeht, so sind im ersten (12 Nummern) neben Lafontaine auch Florian und Ratisbonne vertreten. Unter den Verfassern der dann folgenden neun poetischen Erzählungen finden wir an der Seite Coppées und Ratisbonnes auch wenig oder gar nicht bekannte Autoren: Carcassonne, Dancourt, Mme Friou, Kuhff; fast alle in diesen Teil aufgenommenen Gedichte zeichnen sich dadurch aus, daß sie speziell französische Färbung tragen, sei es, daß es sich um bedeutende geschichtliche Persönlichkeiten oder Perioden unseres Nachbarvolkes (Heinrich IV, große Revolution, Krieg von 1870/71) oder um Pariser Leben (La Distribution des Prix, Sur le Boulevard, L'Omnibus, auch La Grève des Forgerons) handelt. Daß Béranger (3. Abschnitt) mit 8 Gedichten vertreten ist, billigen wir. Er verdient ebensowohl als Dichter wie als Mensch — in beiderlei Beziehung zeigt er merkwürdige Übereinstimmung mit Horaz — in deutschen Schulen gelesen zu werden. Richtig ist ja, daß er in Frankreich heute gar keinen Kurs hat. Ich selbst habe einmal im Gespräch mit einem französischen Studenten beobachtet, daß der junge Mann von dem einst so gefeierten Chansonnier weiter nichts in seinem Gedächtnis trug als eine dunkle Ahnung von dem Schluß der „Souvenirs du peuple“. Aber es ist nicht das erste Mal, daß einem schätzenswerten Mann durch die Fremde der wohlverdiente Lohn zu Teil geworden ist, den ihm die Heimat verweigerte. Der vierte, wie bereits bemerkt, „Lieder“ überschriebene Abschnitt bringt 18 Proben namenloser Volkspoesie, weit überwiegend aber Schöpfungen bekannter Dichter wie Bérat, Delavigne, Déroulède, Nadaud, Theuriet usw. Am umfangreichsten (34 Nummern) ist das, was der Herausgeber unter „Gedankenlyrik“ zusammenfaßt. Fast ein Drittel davon fällt — man darf wohl sagen selbstverständlicherweise — Victor Hugo zu. Nach ihm kommt mit 5 Proben Théophile Gautier, dann Coppée und Musset mit je 2, Chénier, Hérédia, Maupassant, Vigny sind mit je einem Gedicht vertreten. Auch zwei Abschnitte aus den Dramen Racines (Chor aus Athalie I 4) und Corneilles (Schlußstück aus Cid III 4 „Va, je ne te hais point“ etc.) sind aufgenommen. Was endlich den sechsten Teil betrifft, in dem 15 Übersetzungen deutscher Gedichte enthalten sind, so ist der Berichterstatter der Meinung, daß es gewiß seinen Reiz hat, ein kerndeutsches Gedicht auch einmal in französischem Gewande vor sich zu sehen; aber wenn in einem „Choix de Poésies françaises“ auf ungefähr jedes sechste Gedicht eine Übertragung aus unserer Sprache kommt, so dürfte damit doch des Guten zu viel geboten sein.

Metrische Übertragungen ins Deutsche sind nur gelegentlich in den Anmerkungen geboten, im ganzen fünf. Kürzungen des Originals sind unter Umständen wohl statthaft, aber, wo man sie vornimmt, sollte billigerweise in einer Anmerkung darauf hin-

gewiesen werden. Von Fällen, wo dies in unserer Sammlung nicht geschehen ist, sind mir Chéniers „La jeune captive" (S. 132) und V. Hugos „Oh! bien loin de la voie" (S. 92) aufgefallen. Das an zweiter Stelle genannte Gedicht umfaßt im Original (Feuilles d'automne 37, 9) nicht weniger als 12 Strophen, während deutsche Sammlungen seit Dezennien sich ohne weiteres auf die ersten drei oder wie Rahn auf die ersten vier Strophen beschränken. Wünschen würden wir, daß dieser Sammlung wie allen übrigen ein Notenheft für die singbaren Gedichte beigegeben würde. Einige Melodien bringt ja Engwer in seinen Anmerkungen, aber doch nur für die Volkslieder am Ende seiner Auswahl. Daß alle Schüler sich ein solches Notenheft kaufen, wird man gewiß nicht verlangen können. Aber wie wäre es, wenn man ein halbes oder ganzes Dutzend in die Schülerbibliothek einstellte und sobald eine Chanson durchgenommen ist, die Exemplare unter die musikalisch begabten Zöglinge verteilte? Ich verspreche mir davon nach den Eindrücken, die ich gewonnen habe, sobald ich bei derartigen Gelegenheiten aus eignem Besitz Notenblätter zirkulieren ließ, Freude und Anregung.

Die Anmerkungen, welche ziemlich viel Übersetzungsstützen bieten, enthalten bisweilen Dinge, mit denen sich der jugendliche Leser selbst abfinden könnte; so die zu 55, 6 und 17, zu 132, 21 usw. Die biographischen Notizen wären wohl, schon um die fortwährenden Verweise zu vermeiden, zweckmäßiger für sich zusammengestellt worden. — Im einzelnen möchte ich folgendes bemerken: 48, 1 du Maure ist nicht Landes-, sondern Volksbezeichnung. Der Widerspruch, den Rahn in dem Gedicht herausfinden will, ist mir unverständlich. Es handelt sich um einen Krieger („guerrier") der Napoleonischen Zeit, der die Kämpfe der Invasion von 1814/15 mit durchgefochten hat und dann bei irgend einer Veranlassung in die Hand der afrikanischen Seeräuber gefallen ist, die ja ihr Handwerk schon seit Jahrhunderten betrieben und vor allem dadurch, daß sie ihre Gefangenen als Sklaven behandelten, hart gegen das Völkerrecht verstießen. Nach Martin Hartmann (Franz. Schulausgaben 2. Leipzig, Seemann) ist das Gedicht zwischen 1821 und 1825 entstanden, fällt also in eine Periode hinein, die mit dem Einschreiten der Franzosen i. J. 1830 endete. — 100 ff. La Chute des Feuilles. Zur Situation ist bemerkenswert, was Engwer im biographischen Teil seiner Sammlung unter „Millevoye" über das Gedicht sagt. — 101, 6. Eine Hinweisung auf den Gebrauch von „automne" als Femininum wäre wohl am Platze. — 132, 1. Chéniers „junge Gefangene" war nicht als die „spätere", sondern als die geschiedene Herzogin von Fleury zu bezeichnen. — 132, 4. Gelegentlich der Erklärung des Ausdruckes Chiasmus würde statt **abba** doch wohl besser gedruckt $\begin{matrix} a\,b \\ b\,a \end{matrix}$. — 133, 14. Die Vendômesäule ist nicht

1805, sondern in den Jahren 1806—10 errichtet. — 137, 6. Der Ausdruck „lendemains“ in dem Verse „O chutes d'Annibal! lendemains d'Attila!“ (Hugos Expiation I) läßt sich nicht mit einer bloßen Übersetzung abtun. Ich verweise auch hier auf Engwers Kommentar (S. 70). Als Übertragung möchte ich vorschlagen „Erwachen Attilas!“ Der rhetorische Plural in „chutes“ und „lendemains“ (vgl. Plattners Ausführl. Gramm. der franz. Sprache III 1, 55 f.) bedarf wohl auch einer Hervorhebung.

Was das Wörterbuch angeht, so habe ich mir folgendes notiert. Für 27, 21 ist énorme = abscheulich nachzutragen; unter „chevet“ ist als Bedeutung irrtümlich Bett statt Kopfende des Bettes oder Kopfkissen (46, 16) angegeben; bei jouer und revenir fehlen die reflexiven Verbindungen se jouer (112, 11) und s'en revenir (134, 19). Auf manches, was man in dem Verzeichnis vermißt, ist in den Bemerkungen eingegangen, jedoch nicht immer so, daß sich der Wortverstand ergibt; vgl. z. B. 42, 23 und 145, 22.

Zu dem Abschnitt über den Reim ist zu bemerken, daß der Satz „Alle französischen Verse habe den Reim“ doch einer kleinen Einschränkung bedarf. Besser sagt man: „In der Regel haben die französischen Verse den Reim“. Daß in Praxis und Theorie auch das Gegenteil zur Geltung gekommen ist, zeigt A. Tobler (Vom Versbau, S. 21—26). — Die Erklärung „Trifft der Reim eine schwere Silbe, so heißt er männlicher Reim“ ist unklar; eine schwere Silbe trifft er stets. Es muß hinter „Reim“ „nur“ eingeschaltet werden und dann weiter heißen „Erstreckt er sich auch auf eine dahinter stehende leichte, so . . .“ Die Definition vom reichen Reim („Der R. heißt reicher R., wenn Anlaut, Inlaut und Auslaut übereinstimmen“) läßt das, worauf es ankommt, nicht deutlich hervortreten und wird Fällen wie gris, pris nicht gerecht. Es muß heißen: „Reicher R. liegt vor, wenn auch der Konsonant vor dem betonten Vokal übereinstimmt“.

Wenn ich mein Urteil über Rahns Sammlung kurz zum Ausdruck bringen soll, möchte ich Folgendes sagen. Sie ist trotz der Ausstellungen, die wir im einzelnen gemacht haben, als Ganzes ein ohne Zweifel brauchbares Hilfsmittel für den französischen Unterricht. Von den übrigen französischen Schulanthologieen oder sicherlich von der Mehrzahl unter ihnen unterscheidet sie sich hauptsächlich durch das Maß ihrer Ausdehnung. Sie enthält rund 100 Gedichte gegen rund 150—250 anderer Sammlungen. Ob das einen Vorteil oder einen Nachteil zu bedeuten hat, wird der einzelne nach den besonderen Absichten, die er bei der Auswahl einer Anthologie im Auge hat, entscheiden müssen.

Solingen. W. Thamhayn.

---

**Herm. Friedr. Macco, Aachener Wappen und Genealogien. Ein Beitrag zur Wappenkunde und Genealogie Aachener, Limburgischer und Jülicher Familien. I. 1907, 324 S. und Tafel 1—70. II. 1908, 273 S. und Tafel 71—111. gr. 4. Aachen, Aachener Verlags- und Druckerei-Gesellschaft.**

Dieses mustergültige, großzügige Werk ist das Ergebnis eines staunenswerten Bienenfleißes und um so dankbarer zu begrüßen, als der Mangel an einer größeren Sammlung Aachener Familienwappen sich bei genealogischen und historischen Forschungen je länger je unliebsamer bemerkbar machte. Die mit dem Wappen der Mitglieder geschmückten alten Aachener Zunftbücher sind bis auf wenige sämtlich verloren; insbesondere fehlen die umfangreichen Wappenbücher der beiden vornehmsten Zünfte, der Kornzunft und der Backzunft, in welchen wir die Wappen aller Aachener Patrizier finden würden. Die Wappen der Aachener Schöppen, die der um die Geschichte Aachens hochverdiente Herausgeber in einem besonderen Werke behandeln will, sind von dieser Publikation ausgeschlossen. Der Rahmen derselben wurde weiter dadurch begrenzt, daß nur Wappen bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit Aachens Aufnahme fanden.

Als Vorlagen dienten meist Siegel, weniger Grabplatten, Zunftbücher und Glas- oder Ölgemälde. Eine besonders reiche Ausbeute verdankt der Herausgeber dem Kgl. Staatsarchiv Wetzlar, wo sich in den Akten des ehemaligen Reichskammergerichts vorzüglich erhaltene Siegel fanden. Aber auch das Kgl. Staatsarchiv in Düsseldorf, das Cölner und das Aachener Stadtarchiv, das Ryksarchief zu Mastricht, das Kgl. Staatsarchiv zu Lüttich und die Burgunder Bibliothek zu Brüssel ergaben einen erfreulichen Beitrag zu Macco's Sammlung, welche schon im fünften Jahre das erste Tausend überschritt.

In der Absicht, zu den einzelnen Wappen, vornehmlich über den Träger des abgebildeten Wappens, kurze biographische Nachrichten zu bringen, trat Macco auch an den genealogischen Teil heran und vertiefte sich so sehr in diesen, daß er mehr oder minder vollständige oder doch den Aachener Zweig erschöpfende Genealogien ausarbeitete. Er hat es jedoch nicht als seine Aufgabe betrachtet, über Adelsgeschlechter, deren Abstammung bereits bekannt und veröffentlicht ist, ausführliche Nachrichten zu bringen, vielmehr hat er denjenigen Geschlechtern sein Interesse zugewandt, deren Genealogie eine Bearbeitung noch nicht erfahren hat.

So sehr man über die reiche Zahl wappenführender Familien in Aachen staunen wird, so wenig kann es befremden, daß von all diesen heute nur noch sehr wenige in Aachen ansässig, ja die meisten überhaupt ausgestorben sind. Die großen Umwälzungen, welche die Gegenreformation mit sich brachte, haben eine nicht unbeträchtliche Anzahl gerade der reichsten und ältesten Aachener Patrizier um die Wende des 16. Jahrhunderts und während des

17. Jahrhunderts zum Wegzug aus der alten Kaiserstadt genötigt. Nur vorübergehend tauchten sie wieder in Aachen auf, als der verheerende Stadtbrand im Jahre 1656 ihren Besitz daselbst vernichtete und sie nunmehr die „abgebrannten Baustellen" verkauften. Die meisten waren dem großen Zuge niederländischer Emigranten gefolgt, zum Rhein ins Maintal, nach Hessen und zur Rheinpfalz. Dort entstanden überall „Niederländische Kolonien", unter denen wir die bedeutendsten in Hessen-Hanau und in der Pfalz antreffen; durch ihren Fleiß, der in der neuen Heimat neue gewinnbringende Industrien schuf, haben sich dieselben um sie unauslöschliche Verdienste erworben. Ein anderer Zug Aachener Emigranten wandte sich nach Norden, nach Bremen, Hamburg und Lübeck, nach Schweden und Norwegen, aber auch in Leipzig und im äußersten Osten Deutschlands, Danzig und Posen, lassen sie sich nachweisen. Weiter können wir aus Aachen geflohene Protestanten in den Niederlanden, insbesondere in Amsterdam, im Haag, in Nymwegen, Leiden, Dortrecht, Mastricht, Rotterdam und Breda feststellen. In Süddeutschland waren es vornehmlich die freien Reichsstädte Nürnberg und Augsburg, welche die protestantischen Flüchtlinge aus Aachen aufnahmen und an ihnen einen nützlichen Zuwachs erhielten.

Die vom Kunstmaler Lorenz Rheude mit Sachkunde und Geschmack vortrefflich ausgeführten Wappenzeichnungen bieten eine Fülle neuen Stoffes insbesondere für die in der Literatur etwas stiefmütterlich behandelte bürgerliche Heraldik. Für den in der Heraldik weniger Erfahrenen geben Maccos Blasonierungen, denen gelegentlich wertvolle Erläuterungen beigegeben sind, alle erwünschte Aufklärung. Die Genealogien enthalten auch die weiblichen Angehörigen und sind deshalb für statistische Fragen und Untersuchungen von Vererbungsfragen als Grundlage zu empfehlen. In den Quellennachweisungen und Bemerkungen steckt eine Fülle der Belehrung. Die zahlreichen Biographien sind interessante Beiträge zur Kulturgeschichte.

Von den zahlreichen wissenschaftlichen zusammenfassenden Arbeiten über die Familien einzelner Städte, welche Referent in seiner Familiengeschichtlichen Quellenkunde (Leipzig, G. A. Ludwig Degener, 1909, S. 323—327) zusammengestellt hat, ragen nur ganz wenige an die Bedeutung von Maccos „Aachener Wappen und Genealogien" heran. Was hier die Energie und die Opferfreudigkeit eines Einzelnen geschaffen hat, muß unsern historischen Vereinen ein bedeutungsvoller Ansporn sein, durch vereinte Kräfte ihrer Mitglieder ähnliche vorbildliche Werke zu schaffen. Besondere Anerkennung verdient auch die große Geschicklichkeit und Sauberkeit, mit der die Aachener Verlags- und Druckerei-Gesellschaft den schwierigen Drucksatz bewältigt hat.

Leipzig-Connewitz. Eduard Heydenreich.

E. Grimsehl, Didaktik und Methodik der Physik. A. Baumeisters Handbuch der Erziehung- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. IV. Band. 1. Abteilung. 2. Hälfte. München 1911, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. VI u. 115 S. 8. 3 ℳ, in Leinwand geb. 4 ℳ.

Im physikalischen Unterrichtsbetriebe macht sich seit den letzten Jahrzehnten eine immer stärkere Entwickelung bemerkbar, die durch die dauernd anwachsende Stoffmenge und die zwar keineswegs schon allgemeine, aber doch immer mehr hervortretende Einführung von Schülerübungen bedingt ist. Die Unterrichtszeit ist inzwischen nicht in entsprechendem Maße gewachsen; so ist man zu Kompromissen gezwungen, die nicht jeder Lehrer in zweckmäßiger Weise zu schließen imstande ist. Aus diesem Grunde ist die vorliegende Arbeit eines so erfahrenen Didaktikers wie Grimsehl mit besonderm Dank und Interesse zu begrüßen. Im allgemeinen Teile sind die heute wohl allseitig anerkannten Gesichtspunkte über Wesen und Wert des physikalischen Unterrichtes, insbesondere über die Beschränkung und Anordnung des Lehrstoffes, sowie die Beziehungen der Physik zu den übrigen Naturwissenschaften und zur Mathematik erörtert; daran schließt sich eine eingehende Besprechung der Bedingungen für den Erfolg des Unterrichtes, insofern er durch eine genügende Vorbildung der Lehrer, einen geeigneten Lehrapparat und einen zweckentsprechenden Verlauf des Lehrvorganges gewährleistet wird. In diesem Zusammenhange werden viele wichtige Fragen allgemeiner Natur, die sich auf das Experiment und auf physikalische Schülerübungen beziehen, einer eingehenden Erörterung unterzogen. Am Schlusse dieses sehr beachtenswerten Kapitels bekennt sich der Verfasser zu der Forderung häufigerer, schriftlicher physikalischer Ausarbeitungen und der Erhebung der Physik zu einem Prüfungsfach auch auf Gymnasien.

Im letzten Teile stellt G. aus seiner reichen Erfahrung wertvolle didaktische Bemerkungen zu den einzelnen Unterrichtsgebieten der physikalischen Wissenschaft zusammen und weist mit Recht auf sich stetig forterbende Irrtümer, auf veraltete, unzweckmäßige Mittel und Wege, deren Ziele man heute leichter und zweckentsprechender zu erreichen sucht, schließlich auf die Gefahren hin, denen ein zu lässiger, aber auch, wenn auch in geringerem Grade, ein zu eifriger Experimentator zu unterliegen pflegt. Das Buch sei den Seminarkandidaten ebenso wie älteren Lehrern zum Studium empfohlen.

Berlin. R. Schiel.

---

1) Karl Roller, Adolf Spieß, Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigem Geburtstage. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 167 S. 8. 3 ℳ.

Unter den Schriften über Adolf Spieß, die aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages erschienen sind, nimmt die vorliegende

Biographie eine hervorragende Stelle ein. Sie wird noch dadurch besonders wertvoll, daß der Verf. nicht nur das bisher bekannte Material benutzt, sondern auch aus neuen Quellen geschöpft hat. Der in Basel lebende Gewerbeschuldirektor Spieß hat nämlich dem Verf. Briefe und ungedruckte Tagebuchblätter aus dem Nachlaß seines Vaters zur Verfügung gestellt und persönliche Mitteilungen hinzugefügt, die das Bild von Adolf Spieß wesentlich ergänzen; sodann entdeckte der Verf. unter den Akten des Großh. Hess. Ministeriums des Innern eine bisher noch nicht veröffentlichte Schrift von Adolf Spieß, die für dessen Darmstädter Zeit von großer Bedeutung ist. Es ist dies seine Denkschrift vom 18. Febr. 1855 über das Turnen in Darmstadt, deren erster Teil die Geschichte des Darmstädter Schulturnens vom Jahre 1849—1854 behandelt; in ihrem zweiten Teil ist sie als Streitschrift gegen die Stellungnahme der Direktoren der Darmstädter höheren Lehranstalten bezüglich des Turnunterrichts in den oberen Klassen ihrer Anstalten gerichtet und tritt mit warmen Worten für den Schulturnunterricht in allen Klassen ein. Auf Grund all dieses Materials gibt der Verf. in den ersten 5 Kapiteln ein ausführliches und deutliches Bild von dem Leben und der Tätigkeit Adolf Spießens und zeigt uns, indem er vielfach Spieß selbst reden läßt, wie dieser sich auf dem Grunde seiner echt patriotischen, deutschen und evangelisch-frommen Lebensansicht zu einem trefflichen Jugendbildner und einem bahnbrechenden Vorkämpfer für unser Schulturnen entwickelte. Im 6. Kapitel wird dann der Hauptinhalt der bedeutendsten und zugleich bekanntesten Schriften Adolf Spießens entwickelt; es sind dies: 1. „Die Gedanken über die Einordnung des Turnwesens in das Ganze der Volkserziehung", 2. „Die Turnlehre" und 3. „Das Turnbuch für Schulen". Verf. verfehlt dabei nicht, auf die Vorzüge und Schwächen dieser Schriften aufmerksam zu machen. Außerdem gibt er am Schluß dieses Kapitels eine Übersicht über die in der Lionschen Sammlung enthaltenen kleineren Abhandlungen über das Turnen von Ad. Spieß. Im 7. und letzten Kapitel skizziert er mit kurzen Strichen den Stand der gymnastischen Übungen vor Spieß, um dadurch dessen Stellung in der Turngeschichte in ein helleres Licht zu rücken, und erörtert des weiteren Spießens Bedeutung als Begründer des Schulturnens, indem er das Spießsche Turnen mit dem Jahnschen Turnen vergleicht und seine Fortentwicklung bis in die Gegenwart verfolgt. Roller präzisiert seine eigene Stellung zum Spießschen Turnen dahin, daß er beim heutigen Turnunterricht die orthopädische und gesundheitliche Seite dieses Unterrichtsgegenstandes in den Vordergrund gestellt wissen will, ohne daß dabei seine erziehliche Seite vernachlässigt oder geringer eingeschätzt werde.

Alles in allem also ist diese Biographie eine gründliche und gediegene Arbeit, die in erster Linie allen Turnlehrern, sodann aber allen Turnern und Turnfreunden aufs wärmste empfohlen sei.

2) W. Raydt, Spielnachmittage. Dritte Auflage. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. 158 S. 8. 2,40 ℳ, geb. 2,80 ℳ.

Unsere Zeit drängt dahin, die körperliche Ausbildung der geistigen gleichwertig an die Seite zu stellen. Dazu sind aber die drei obligatorischen Turnstunden, die jetzt auch für die Volksschulen in Preußen angeordnet sind, keineswegs ausreichend, es muß vielmehr in das Schulsystem eine eigene selbständige Einrichtung eingeschoben werden, und diese Einrichtung ist der obligatorische Spielnachmittag. Das Ziel dieser Einrichtung ist, daß künftig in Deutschland für jedes Schulkind — ob Knabe oder Mädchen, ob sechs- oder zwanzigjährig, ob den höheren, mittleren oder Volksschulen angehörig — in jeder Woche das ganze Jahr hindurch von seiten der Schule ein Nachmittag freigemacht werde für die Pflege geeigneter, der Jahreszeit angepaßter Leibesübungen in freier Luft, deren Einrichtung die Schule zu übernehmen hat, und daß diese Nachmittage, damit das Kind sich diesen Übungen auch voll und ungehindert hingeben kann, frei von häuslichen Schulaufgaben sind. Die Ein- und Durchführung dieses obligatorischen Spielnachmittages hat jetzt der Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele als nächstes Ziel ins Auge gefaßt, und dafür kämpft sein verdienstvoller Geschäftsführer äußerst geschickt mit der vorliegenden Schrift, die bereits in dritter Auflage erschienen ist. Alles, was irgend zu gunsten des obligatorischen Spielnachmittages gesagt werden kann, hat der Verf. hier in klarer und überzeugender Weise dargelegt, indem er nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick nicht nur im allgemeinen den gesundheitlichen und erziehlichen Nutzen der Jugendspiele ausführlich erörtert, sondern auch im besonderen zeigt, wie die der Einrichtung des obligatorischen Spielnachmittages entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden sind. An diese Darlegungen schließen sich Berichte über die Quedlinburger Verhandlungen 1904 und den Frankfurter Kongreß 1905, wo diese Einrichtung Gegenstand ausführlicher Verhandlungen war und allseitige Zustimmung fand. Schließlich wird gezeigt, wie sich diese Einrichtung überall da, wo sie bereits eingeführt ist, durchaus bewährt, und welche Fortschritte sie gemacht hat, so von Prof. Koch in einem Aufsatze über die Einrichtung allgemein verbindlicher Schulspiele in Braunschweig, ferner von Prof. Keßler in einem Bericht über die Einrichtung des obligatorischen Spielnachmittags an den höheren Schulen in Württemberg. Es ist zu wünschen, daß diese Schrift von allen denen eifrig gelesen werde, die berufen sind, für das Wohl der Jugend unseres Volkes zu sorgen; sie wird aber auch das Interesse derer wachrufen, die bisher dieser Bewegung ferngestanden haben.

Vielleicht ließe sich durch Einführung der Kurzstunde, durch die der gesamte wissenschaftliche Unterricht am Vormittag erledigt werden könnte, die für einen geregelten Betrieb der Leibesübungen nötige Zeit am Nachmittag schaffen.

Halle a. S. O. Reinecke.

---



## EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1) Harvard Studies in Classical Philology. Volume XXI (1910). Published by Harvard University, Cambridge (Massachusetts). Leipzig, O. Harrassowitz. VI u. 172 S. 6,50 *M*.

2) Th. Heller, Psychopathische Mittelschüler. Langensalza 1910, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann). 28 S. gr. 8. 1,50 *M*.

3 a) P. Heyse, Andrea Delfin. Mit einer Einführung von H. Mörtl. Wien 1910, Manzsche Hofbuchhandlung. 121 S. geb.

b) F. Hebbel, Agnes Bernauer. Mit einer Einführung von J. Pohl. Ebenda. 128 S. geb.

c) O. Ludwig, Der Erbförster. Mit einer Einführung von K. Ludwig. Ebenda. 116 S. geb.

4) H. Jacobsohn, Altitalische Inschriften, ausgewählt. Bonn 1910, A. Marcus und E. Weber. 32 S. 0,80 *M*.

5) J. Kleiber und P. Siepert, Experimental-Physik und Chemie für die Oberstufe höherer Mädchenbildungsanstalten. Mit 421 Figuren und 1 Tafel. Berlin und München 1910, R. Oldenbourg. IX u. 440 S. geb. 4,50 *M*.

6) Das Leben Kaiser Heinrich des Vierten. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von Ph. Jaffé und W. Wattenbach. Vierte Auflage von W. Eberhard. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. XXVIII u. 56 S. 2 *M*. (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit Band 50.)

7) Ch. Lescoeur, La division et l'organisation du territoire français. Berlin 1910, Librairie Weidmann. X u. 230 S. gr. 8. 4 *M*.

8) L. Levrault, La critique littéraire. Paris, Delaplane. 138 S.

9) A. Matthias, Wie werden wir Kinder des Glücks? Dritte Auflage. München 1910, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). X u. 250 S. kl. 8. geb.

10) Chr. Muff, Idealismus. Fünfte, wesentlich vermehrte Auflage. Halle a. S. 1911, Richard Mühlmann's Verlagsbuchhandlung. XII u. 508 S. 7 *M*, geb. 8 *M*.

11) R. v. Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart, gesammelte Abhandlungen. Zweite Auflage. München 1911, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). V u. 438 S. 7 *M*.

12) H. Sickinger, Auswahl aus Plutarch II: Anmerkungen, mit einem Wörterverzeichnis. Leipzig 1911, G. Freytag. 192 S. geb. 1,50 *M*.

13) L. Traube, Einleitung in die lateinische Philologie des Mittelalters, herausgegeben von P. Lehmann. München 1911, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. IX u. 176 S. Lex.-8. Zweiter Band der Vorlesungen und Abhandlungen von L. Traube, herausgegeben von Fr. Boll.

14) Věstník ceských Professorů. Rocnik XVIII. Cisto 1—3.

15) C. Viebig, Drei Erzählungen, herausgegeben von P. Beer. Berlin 1910, Egon Fleischel & Co. 102 S. geb. 0,60 *M*.

16) Voltaire, Merope. In deutscher Nachdichtung von R. Rieß. Mit dem Bilde Voltaires. Halle a. S., Otto Hendel. VIII u. 53 S. 0,25 *M*, geb. 0,60 *M*.

17 a) H. Wieleitner, Der mathematische Unterricht an den höheren Lehranstalten sowie Ausbildung und Fortbildung der Lehrkräfte im Königreich Bayern. Mit einem Einführungsworte von P. Treutlein. Leipzig 1910, B. G. Teubner. XVI u. 85 S. gr. 8. 2,40 *M*.

b) W. Lietzmann, Die Organisation des mathematischen Unterrichts . . in Preußen. Ebenda 1910. VII u. 204 S. gr. 8. 5 ℳ.

c) E. Geck, Der mathematische Unterricht . . in Württemberg. Ebenda 1910. IV u. 104 S. gr. 8. 2,60 ℳ.

d) H. Cramer, Der mathematische Unterricht . . in Baden. Ebenda 1910. IV u. 48 S. gr. 8. 1,60 ℳ.

e) H. Schnell, Der mathematische Unterricht . . in Hessen Ebenda 1910. VI u. 51 S. gr. 8. 1,60 ℳ.

17) E. Ziebarth, Aus der antiken Schule, ausgewählt und erklärt. Bonn 1910, A. Marcus und E. Weber. 23 S. 0,60 ℳ.

18) Religionsgeschichtliche Volksbücher. Tübingen 1910, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

a) 1. Reihe, 7. Heft. G. Hollmann, Welche Religion hatten die Juden, als Christus auftrat? Zweite Auflage. 64 S. 0,50 ℳ.

b) 1. Reihe, 21. Heft. M. Brückner, Das fünfte Evangelium (Das heilige Land). 45 S.

c) 4. Reihe, 14. Heft. H. Benser, Das moderne Gemeinschaftschristentum. 48 S.

19) Freytags Schulausgaben für den deutschen Unterricht. Leipzig 1910, G. Freytag.

a) Herder, Abhandlungen, herausgegeben von E. Naumann. Erstes Bändchen. Zweite Auflage. 127 S. geb. 0,60 ℳ.

b) E. v. Handel-Mazzetti, Meinhard Helmperzers denkwürdiges Jahr. Kulturhistorischer Auszug von J. Rauftl. Mit 5 Abbildungen. 182 S. geb. 1,20 ℳ.

c) E. v. Handel-Mazzetti, Jesse und Maria. Auszug von J. Rauftl. 141 S. geb. 1 ℳ.

d) R. Hamerling, Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Bearbeitet von J. Pohl. 217 S. geb. 1,50 ℳ.

e) K. Extl, Die Leute vom blauen Guguckshaus. In verkürzter Form herausgegeben von M. Pisker. 150 S. geb. 1,20 ℳ.

f) E. T. A. Hoffmann, Meister Martin, der Küfner, und seine Gesellen. Herausgegeben von J. Černy. 1911. 106 S. geb. 0,80 ℳ.

20 a) Goethe, Hermann und Dorothea. Bearbeitet von K. Hendel. Würzburg 1911, F. X. Bucher. 92 S. 0,80 ℳ.

b) Schiller, Wallensteins Lager. Die Piccolomini. Bearbeitet von P. Schäfenacker. Ebenda. 97 S. 0,80 ℳ.

c) Schiller, Wallensteins Tod. Bearbeitet von P. Schäfenacker. Ebenda. 93 S. 0,80 ℳ.

21) Wissenschaft und Bildung. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. Jedes Bändchen 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

a) G. Steinhausen, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. 181 S.

b) R. Bürkner, Christliche Kunst. VII u. 152 S.

c) H. Kirchhoff, Seehelden und Admirale. Mit 6 Tafeln. 132 S.

22) Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. Paderborn 1910, F. Schöningh.

a) Goethe, Torquato Tasso, herausgegeben von W. Wittich. Mit 1 Illustration. Siebente Auflage von W. Schievelbein. 180 S. geb. 1,35 ℳ.

b) Hebbel, Die Nibelungen, herausgegeben von C. Schmitt. Zweite Auflage. Mit dem Bildnis Hebbels. 310 S. 2,20 ℳ.

c) Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag nebst einer Auswahl von Gedichten, herausgegeben von J. Rönnberg. 171 S. 1,30 ℳ.

# ERSTE ABTEILUNG.

## ABHANDLUNGEN.

## Die Polemik Platons im Phaidros.

Indem wir auf eine Inhaltsangabe des Gespräches Verzicht leisten, wollen wir nur soviel bemerken, daß alle Teile des Dialoges in dem Thema Rhetorik ihren Mittelpunkt haben, so daß die erste Hälfte als Vorlage für die zweite dient, die in konzentrischen Kreisen und nicht ohne eine gewisse Pedanterie eine theoretische Erörterung über falsche und wahre Rhetorik darbietet. Damit ist indes die Analyse des Dialoges nicht beendet. Die Kritik der Rede des Lysias allein ist vielmehr schon ein hinreichender Beleg dafür, daß wir es im Phaidros mit Polemik zu tun haben. Das volle Verständnis eines Dialoges ist erst dann erreicht, wenn auch alle persönlichen Beziehungen aufgedeckt sind. Das wollen wir bei diesem Gespräche versuchen, und es fragt sich zunächst, welche Methode hier anzuwenden sei. Wir wissen aus dem Euthydemos, Euthyphron und Kratylos, daß Platon am Schlusse Zusammenfassungen liebt. Gerade im Phaidros, in dem Zusammenfassungen bis zum Überdrusse häufig sind, scheint es daher aussichtsvoll, den Schluß auch für unsere Zwecke zu untersuchen.

Dort werden zwei Namen ausdrücklich genannt: Lysias und Isokrates. Auf ersteren wird im ganzen Dialoge Bezug genommen; um über seine Person ins Klare zu kommen, wollen wir vor allem einen Blick auf seine Rede werfen. Wer für Lysias' Lebensumstände oder seine Persönlichkeit etwas aus ihr zu gewinnen hofft, kommt nicht auf seine Rechnung: denn sie ist ohne jede persönliche Note. Wie begründet er nun sein Thema, den Nichtliebenden dem Liebhaber vorzuziehen? Die leidenschaftlich Liebenden, so heißt es, empfinden über ihre Geschenke Reue. Die Betonung der Reue gegenüber der Lust ist nun ein Argument, welches speziell dem Kynismus eigen ist. In dem Fragment





S. 52, 11 (Winckelmann) z. B. will Antisthenes nur die Lust für ein Gut gelten lassen, welcher keine Reue folgt (ἀμεταμέλητον). Das zweite Argument beschäftigt sich mit der Dankbarkeit, die nur bei Nichtliebenden vorhanden sei. Auf die Dankbarkeit hat wiederum Antisthenes großen Wert gelegt: in dem „Abgeben des Schuldigen“ sieht er das Wesen der Gerechtigkeit, und gerade bei der Freundschaft — das ist es doch, worauf Lysias hinaus will — betont er die Dankbarkeit (vgl. Joël, Der echte und Xenophont. Sokrates II 997). Ein weiterer Grund ist die Unzuverlässigkeit der Liebenden, die sich später anderen zuzuwenden pflegen. Der Begriff der πίστις ist Antisthenes so wichtig, daß er eine besondere Schrift darüber verfaßt hat (Laert. Diog. VI, 16), und im Antisthenischen Sinne sagt wohl Xenophon im Hieron: ποία συνουσία ἡδεῖα ἄνευ πίστεως; Daß die Liebenden aber so wenig zuverlässig sind, wird durch ihren krankhaften Zustand erklärt. Den Eros als Wahnsinn oder Krankheit zu schelten, demgegenüber die Enthaltsamkeit zu preisen, wie auch hier 231 D, ist kynische Grundanschauung. „Die Liebenden können sich nicht beherrschen“, — Antisthenes ist es, der die ἐγκράτεια und den πόνος in den Himmel erhebt. Weiter heißt es: „Es gilt, den der Freundschaft Würdigen auszuwählen: die Auswahl ist aber unter den Nichtliebenden größer“. Auf die Kunst, den rechten Freund unter vielen auszuwählen, hat gerade Antisthenes sich viel zu gute getan, denn „der Weise allein weiß, wen man lieben soll“ (Fragm. S. 29, 2. W.). Das nächste Argument ist: der Nichtverliebte sucht das Beste für seinen Freund, der Verliebte den eigenen Ruhm vor Menschen. Antisthenes schätzt zwar den Ruhm und nützt den Ehrgeiz als Erziehungsmittel aus, aber nur die durch Mühe gewonnene und von den Guten ausgehende Hochschätzung; wie er über das Ansehen bei der Menge denkt, lehrt z. B. Laert. Diog. VI 5 und 8. Im Folgenden wird die Frage, ob eine Freundschaft voraussichtlich länger bestehe als eine Liebe, zu gunsten der ersteren entschieden, — ganz wieder wie Antisthenes, der die Liebe verachtet, der Freundschaft den höchsten Wert beimißt. Damit stimmt es überein, wenn der Liebende als mißtrauisch gekennzeichnet wird; auch sonst bringe ihm die Liebe viele Leiden. Von all diesen üblen Eigen- und Leidenschaften bleibt dagegen der nicht leidenschaftlich Liebende frei; er wird daher in freimütiger Weise den Verkehr seines Freundes mit anderen eher begünstigen als hindern. Nutzen bringt überhaupt nur der Freund: er liebt die Seele, der Verliebte den Körper. Antisthenes ist es wieder, der wie den wahren Reichtum und Adel, so die wahre Liebe in die Seele verlegt (Laert. Diog. VI, 58). Der Verliebte befindet sich in einer dem kynischen Ideale direkt entgegengesetzten Lage; denn Antisthenes will εὐτυχῶν μέτριος, ἀτυχῶν φρόνιμος sein (Laert. Diog. I, 78), womit man Phaidros 233 B vergleiche. Ebenso hebt Lysias auch die Nach-

teile, die für den Gegenstand einer sinnlichen Liebe aus ihr erwachsen, hervor. Zunächst Vereinsamung, sodann schmeichlerisches Lob (233 B). Und auf Antisthenes gerade führt ein Ausspruch zurück, der den Schmeichler mit einem wilden Tiere vergleicht (Laert. Diog. I, 51 und Fragm. S. 16, 3 W.); ihn hält er für so gefährlich, weil er den Geliebten das wahre Lob, das nach dem Kyniker der Kampfpreis der Tugend ist, vorenthält (Joël II 522). Die Zusammenfassung 233 B—C erinnert in ihrer antithetischen Responsion an eine ähnliche Charakteristik in den Memorab. II 1, 31, deren kynischen Ursprung Joël II 526 wahrscheinlich gemacht hat; dasselbe gilt von der rhetorischen Aufzählung 233 E bis 234 A. Der folgende Vergleich der Freundschaft mit Eltern- und Kinderliebe ist ebenfalls ganz in der Art der Kyniker. Um der zu erwartenden größeren Dankbarkeit willen sollte man, so lautet ein weiteres Argument, eher dem zu willen sein, der am meisten der Sättigung bedarf. Von der Bewertung der Dankbarkeit in der Freundschaft ist gesprochen; kynisches Dogma aber ist es auch, daß, wo kein Bedürfnis, auch kein Genuß ist; die weitere Folgerung: auch keine Dankbarkeit, liegt in derselben Linie (Joël II 445 ff., 488). Endlich finden wir den Antisthenischen Satz: *οἱ σπουδαῖοι φίλοι* (Fragm. 15, 2) ausgeführt von Lysias in den Worten: *οὐδὲ τοῖς ὀλίγον χρόνον σπουδάζουσιν, ἀλλὰ τοῖς ὁμοίως διὰ παντὸς τοῦ βίου φίλοις ἐσομένοις.* — Man nimmt heute fast allgemein an, daß wir es mit einer wirklichen Rede des Lysias zu tun haben[1]). In jedem Falle aber zeigt es sich, daß der Rhetor — man möchte sagen Zug um Zug — aus Antisthenes geschöpft hat. Was ihm an der Rede gehört, ist die rednerisch wirkungsvolle Anordnung zum Zwecke der spitzfindigen Schlußfolgerung, daß ein Knabe besser tut, einem Nichtliebenden zu willen zu sein als einem Verliebten. Denn auf diese wollte Antisthenes nicht hinaus; ihm lag vielmehr daran, gegenüber der sinnlichen Liebe alles Gewicht auf den *ἔρως ψυχῆς* zu legen. Wenn man sich diesen Sachverhalt klar macht, gewinnen die kritisierenden Worte des Sokrates 236 A erst rechte Bedeutung: *τῶν μὲν τοιούτων οὐ τὴν εὕρεσιν ἀλλὰ τὴν διάθεσιν ἐπαινετέον, τῶν δὲ μὴ ἀναγκαίων τε καὶ χαλεπῶν πρὸς τῇ διαθέσει καί τὴν εὕρεσιν.* Wegen der *εὕρεσις* kann allerdings Lysias weder gelobt noch getadelt werden, sondern nur Antisthenes. Es ist wohl zu beachten, daß Lysias' Rede sowohl hier als auch im zweiten Teile nur im Hinblick auf die Form kritisiert wird; auf das Rhetorische allein will Sokrates geachtet haben (235 A). Ist denn aber Sokrates-Platon mit dem Inhalte der Lysiasrede einverstanden, wenn er ihn kaum berührt? Gewiß nicht; doch ist er der eingehenden Kritik überhoben, weil die erste Sokratesrede ebenfalls Antisthenischen Geist atmet. Daß sie von Sokrates

[1]) Vgl. bes. Vahlen, Berl. Akademie-Ber. 1903 S. 788 ff.

selbst nicht stammt, ist 235 D von Platon selbst angedeutet. „Irgendwoher", sagt dort Sokrates, „bin ich wie ein Gefäß auf dem Wege des Gehörsinns durch fremde Ströme angefüllt; ich habe nur vergessen, woher". Die Rede beginnt ironisch mit einem in komischer Weise wortdeutenden Musenanruf, — Antisthenes, der erste „Philologe", gab sich mit etymologischen Studien ab, die er für die „Grundlage alles Wissens" erklärte. Für den eigentlichen Anfang weisen wir auf eine interessante Parallele hin, die ebenfalls auf den Kyniker deutet.

| Phaidr. 237 B—C. | Bias Max. π. φρον. |
|---|---|
| *περὶ παντὸς μία ἀρχή τοῖς μέλλουσι καλῶς βουλεύεσθαι εἰδέναι δεῖ περὶ οὗ ἂν ᾖ ἡ βουλή, ἢ παντὸς ἁμαρτάνειν ἀνάγκη.* | *μία ἐστὶν ἀρχὴ τοῦ καλῶς βουλεύεσθαι τὸ γνῶναι περὶ ὅτου ὁ λόγος· εἰ δὲ μή, τοῦ παντὸς ἁμαρτάνειν ἀνάγκη.* |

Es ist nach Joëls trefflichen Untersuchungen (Sokrates Bd. II) wohl sicher, daß die späten Aussprüche der sieben Weisen zumeist aus Antisthenes' Siebenweisengastmahl geflossen sind, in dem er also auch von der Rhetorik gehandelt hat[1]). Die folgende Definition des Eros, die bezeichnenderweise durch Wortdeutungen wiederum gestützt wird, die Hochstellung der Sophrosyne, die grob utilitaristische Auffassung des Eros, der Vergleich des Schmeichlers mit einem wilden Tiere, der Nachdruck, der auf die Bildung der Seele im Gegensatz zum Körper gelegt wird, — alles dies und vieles einzelne mehr zeigt, daß wir es mit einer sich stark an Antisthenes anlehnenden Rede zu tun haben. Hierfür sehe man ein: Joël Platons „Sokratische" Periode und der Phaidros. Festschrift zu Heinzes 70. Geburtstag, S. 85—87. Es sei an dieser Stelle noch darauf hingewiesen, daß in dieser sich inhaltlich vielfach mit der des Lysias deckenden Rede der Ausdruck bestimmter ist; man merkt, daß hier der Systematiker redet. Hier steht es deutlich, daß der Eros ein Wahnsinn (241 A) und eine Krankheit (238 E) ist, daß die Liebe ein Sklavendienst unter der Herrschaft der Lust (238 E) ist, daß der Liebende aus Neid seinen Liebling von jeder Förderung durch andere abhält (239 B), hier hören wir von *ἄκαιροί τε καὶ ὑπερβάλλοντες ἔπαινοι* (240 E), eben von der Unzuverlässigkeit des Liebenden[2]). Die Rede macht den Eindruck einer Abhandlung, auf Überredung scheint sie gar nicht zu zielen. Das Verhältnis der beiden Reden ist eben das: Lysias hat, von Antisthenes ausgehend, eine rhetorisch-zugespitzte Konsequenz gezogen, die Platon zwar als notwendig sich ergebend bezeichnet (236 A), die aber dem Kyniker selbst fremd ist. Das letztere wird dadurch bewiesen, daß Sokrates

---

[1]) Weiter unten mehr Belege.

[2]) So auch Vahlen a. a. O. S. 811: „in festerer Fügung und vollerem Ausdruck".

trotz der Mahnung seines Zuhörers die Behandlung des eigentlichen Themas ablehnt. Die Form dieser Rede ist nun ganz im Sinne Platons: sie wird durchaus gelobt (von 265 an); bei den Dialektikern (266 B), für die er eine Vorliebe habe, scheint er nach dem ganzen Zusammenhange gerade an den Kyniker zu denken; das Homerzitat an dieser Stelle deutet überdies auch äußerlich auf Antisthenes hin. Aber freilich erstrecken sich die Anforderungen der Rhetorik nach Platon vor allem auf den Inhalt, der der Wahrheit dienen soll. Und so wundern wir uns nicht, wenn derselbe Sokrates an anderer Stelle Worte bittersten, mit Spott vermischten Tadels spricht — weniger gegen Lysias: er wird nur nebenbei, allerdings treffend, durch ein paar Worte des Phaidros gekennzeichnet: „Ich werde ihn schon zwingen, eine Rede des entgegengesetzten Inhaltes abzufassen". Darin liegt von Platons Standpunkte aus eine tiefe Verachtung dieses Redenschreibers ausgedrückt, der ohne philosophische Durchbildung bald so, bald so schreibt. Dazu halte man die Beurteilung 257 C—D: die Befürchtung des Phaidros, Lysias möchte wegen des Tadels durch einen Politiker mit Schreiben aufhören, wird dort von Sokrates als unbegründet zurückgewiesen; ein Mann von der derben Art des Genannten sei nicht so schüchtern. Für die ganze Rhetorenschar vom Schlage des Lysias hat Platon, das liest man aus letzterer Stelle heraus, nur den Namen Sophisten übrig, und 248 E lehrt, wie tief er diese Klasse stellt. — Aber wie gesagt, Lysias wird nur nebenbei getroffen; die schärfere Kritik gilt Antisthenes. In den oben angeführten Worten 243 C: „man könnte denken, ein solcher Redner sei unter Schiffsleuten aufgewachsen", wird die utilitaristische Auffassung der Liebe seitens des Kynikers in schneidender und sogar Persönliches berührender Weise verurteilt; wohnte doch tatsächlich Antisthenes im Piräus unter der Schiffsbevölkerung. Sachliche und persönliche Kritik finden wir schon 242 E bis 243 A miteinander verbunden: „nichts Gesundes und Wahres, darauf gemünzt, einige armselige Menschen zu täuschen, um unter ihnen Ruhm zu haben". Endlich beurteilt Sokrates die Antisthenische Rede 266 A mit bemerkenswerter Satire. Sie habe, so sagt er, die falsche (nämlich die sinnliche) Liebe ganz mit Recht geschmäht. Das sieht wie Lob aus, aber lobt der Kyniker darum die auf der Verzückung beruhende Liebe, die Platon so hoch wertet? Wir sehen, Platon verrückt unvermerkt den Gesichtspunkt der gegnerischen Rede und legt ihr damit eine ganz andere Tendenz bei.

So sind wir unversehens in ein ganz anderes Milieu geraten. Es scheint, daß in der Polemik des Phaidros Antisthenes eine Rolle spielt, die ungleich wichtiger ist als die des Lysias. Dann erwartet man freilich, daß er am Schlusse des Dialoges namhaft gemacht wird, wie Lysias und Isokrates. Sokrates und Phaidros trennen sich nach einem Gebete an Pan. Bereits Winckelmann

(Fragm. S. 50. 1) und nach ihm Joël (Sokr. Periode S. 83—84) haben nun in diesem starke Anklänge an Antistheneswortc im Xenophontischen Symposion bemerkt. Das will an sich nicht viel sagen; aber der Betende fleht um Eigenartiges: um innere Schönheit und inneren Reichtum, so viel ein anderer als ein Genügsamer weder tragen noch führen kann, und er bekennt sich zu dem kynischen Satze: πλούσιον νομίζοιμι τὸν σοφόν. Jeder Zweifel aber daran, daß hier — natürlich mit bestimmter Absicht — Antisthenes gemeint ist, wird genommen durch die Antwort des Phaidros: κοινὰ τὰ τῶν φίλων, das Bundeswort der kynischen Schule. Knüpfen wir zunächst an diese Worte an; sie deuten darauf hin, daß auch Phaidros dem kynischen Kreise nahesteht. Suchen wir uns ein Bild von diesem Manne zu machen! Vom frühen Morgen sitzt er bei Lysias (227 A) und hat an dessen Rede herumstudiert, sie dann mitgenommen, um draußen ungestört weiter zu lernen. Hocherfreut über die Begegnung mit Sokrates, hofft er, an diesem ein geduldiges Übungsobjekt gefunden zu haben, schwindelt ihm aber etwas von ärztlichem Rate vor, weil er doch merkt, daß sein Lerneifer ihn lächerlich machen könne. Sokrates macht sich nun einen Hauptspaß daraus, den jungen Mann zum Geständnis der Wahrheit zu zwingen: „Ich will mich selbst nicht kennen, wenn ich mich in Phaidros täuschen sollte!“ Vor innerer Freude glänzt sein Antlitz beim Lesen der Rede, und laut und überschwänglich äußert sich seine Begeisterung; kein Hellene kann nach seiner Überzeugung seinen Liebling dem Inhalte nach überbieten. Wohl gemerkt: der Inhalt ist es, der ihm so imponiert (234 E ἕτερα τούτων μείζω καὶ πλείω), also gerade das, was wir als kynisch erwiesen haben. Er muß dabei eine bekannte Person sein, denn Sokrates streift — meist mit leiser Ironie — seine Vorliebe für Reden wie etwas Bekanntes. So heißt es 242 B: Er habe neben Simmias am meisten Reden teils gehalten, teils veranlaßt, und mit letzterem rühmt er selbst sich (234 D). In ergötzlicher Weise wird 236 C—E und 242 A die Art geschildert, wie er das beginnt; selbst seine überlegene Körperkraft führt er ins Feld. Besonders bezeichnet ihn die Stelle 258 E: „Welchen Wert könnte ein Leben haben, das der geistigen Genüsse entbehrte! Oder soll man sich den Freuden hingeben, über die man sich im voraus betrüben muß oder überhaupt nicht freuen darf, was doch bei fast allen leiblichen Genüssen der Fall ist? Mit Recht werden sie daher sklavenhaft genannt“. Gerade der letzte Satz klingt im Munde eines immerhin noch jungen Mannes komisch, was wohl auch Sokrates empfindet; denn er erwidert etwa so: „Wir wollen es unserseits vermeiden, daß die Cikaden glauben, irgendwelche Sklaven seien zu ihnen gekommen“. Fügen wir noch hinzu, daß Sokrates mit offenbarer Ironie 227 B und 236 C das Anhören von Reden mit einem Festschmause vergleicht und daß er in komisches Entsetzen gerät, als sein Gesprächs-

partner ihm mit Entziehung aller Reden droht (236 E), endlich den äußeren Umstand, daß Phaidros barfuß ist (229 A), so haben wir die wesentlichsten Züge zusammengetragen. Wir meinen, daß Phaidros ähnlich gezeichnet ist wie Euthyphron, Hermogenes, Apollodoros. Dieser junge Mann mit seinem Übereifer für den kynisierenden Lysias und für kynische Tiraden ist eines jener „Menschlein“ (243 A), die ihren Meister in den Himmel heben und für die Platon nur ein mitleidig-spöttisches Lächeln übrig hat, zugleich eine von Antisthenes häufig verwandte Gesprächsfigur in seinen Dialogen. Und nun vergegenwärtige man sich: Antisthenes am Ende zitiert, eine Figur des Antisthenes der einzige Gesprächspartner, Lysias ein kynisierender Rhetor — kann man da noch zweifeln, daß unser Dialog vorwiegend eine Auseinandersetzung mit Antisthenes ist? Diese Beziehung klar herauszustellen, ist Aufgabe des Analytikers.

Das Thema des Dialogs, die Frage nach der wahren Rhetorik, erheischt, daß Antisthenes hauptsächlich als Theoretiker der Redekunst — in dem weiten Sinne, in welchem Platon den Begriff faßt — in Betracht kommt. Aber es fehlt auch nicht an kleineren Ausfällen, die zu dem Thema in geringerem oder in keinem Verhältnisse stehen. Beginnen wir hiermit!

Beinahe zum geflügelten Worte sind die Sätze geworden, die Sokrates 230 D spricht: „Schöne Gegenden und Bäume wollen mich nichts lehren, sondern nur die Menschen in der Stadt“. Man meint allgemein, wenn irgend etwas, so seien diese für den historischen Sokrates charakteristisch. In seltsamem Gegensatze zu obigem Bekenntnisse steht freilich die unmittelbar vorhergehende, von einem zarten, fast schwärmerischen Naturempfinden zeugende Schilderung des Ruheplatzes (230 B—C). Man fragt sich, welche ratio den Schriftsteller bei der Zuspitzung dieses Gegensatzes geleitet hat. Und nun sehe man sich die Stelle genau an! Auf den erstaunten Zwischenruf des Phaidros, daß Sokrates fast überhaupt nie die Mauern der Stadt verlasse, entschuldigt er sich: „Verzeihe mir, ich bin doch lernbegierig, und die schönen Gegenden — — —“. Wie anders als ironisch kann diese Bitte um Entschuldigung gemeint sein! Und wir wissen, gegen wen die Ironie geht, wer dem Sokrates die bezeichnenden Worte in den Mund gelegt hat. Von Bias, also einem der sieben Weisen, den Antisthenes in seinem Protreptikos eine Rolle spielen ließ, und zwar die kynische, überliefert uns Antonius *π. σοφ.* das Wort: „Ortsveränderungen mehren weder die *φρόνησις*, noch nehmen sie die *ἀφροσύνη*“. Geradezu wie ein solches Apophthegma sehen die Worte des Phaidros aus: Schöne Gegenden und Bäume wollen mich nichts lehren, sondern nur die Menschen in der Stadt. Allem Anscheine nach haben wir es hier mit einem ironischen Ausfalle des Reisefreundes Platon gegen den Reisegegner Antisthenes zu tun. Es ist schon hieraus zu ent-

nehmen, daß der Kyniker sich zuvor über Platons Reise absprechend geäußert hat; zur Gewißheit wird das erhoben durch 275 B. Phaidros, der Kyniker, macht sich dort in naseweiser Manier über den ägyptischen Mythos lustig, den Sokrates von Teuth erzählt. Ihm entgegnet Sokrates mit großer Schärfe: „Den Alten, die nicht so weise waren wie ihr, junges Volk, genügt es, auf Felsen und Eichen zu lauschen, um die Wahrheit zu erfahren; ihr aber macht einen Unterschied, wer spricht und woher er stammt; denn nicht darauf siehst du allein, ob seine Rede wahr ist oder nicht". Man wird doch nicht glauben wollen, daß auf den armseligen Phaidros diese im Dialoge durch nichts begründete Scheltrede ziele; dahinter steht ein Größerer, nämlich Antisthenes, der sich eben über die ägyptische Reise des einstigen Mitschülers geringschätzig geäußert hat. Es ist keine leere Kombination, die beiden Stellen des Phaidros 230 D—E und 275 B—C mit einander und mit dem Biasworte in Verbindung zu setzen. Ist doch bezeichnenderweise der Gesichtspunkt, unter dem der eine das Reisen verteidigt, der andere es verurteilt, der gleiche, nämlich der, ob der innere Besitz dadurch gefördert wird. Antisthenes hat seinem Sokrates sicherlich Worte in den Mund gelegt, wie wir sie bei Platon 230 D hören. Daraus ergab sich für letzteren die Art der Polemik. Da er das Werk des Kynikers nach Überschrift und Seitenzahl nicht zitieren kann, läßt er dieselbe Person dieselben oder doch ähnliche Worte sprechen, aber in ironischem Sinne. An der zweiten Stelle vertritt Phaidros die gegnerische Partei, Sokrates dagegen die des Platon, und seine Worte sind hier als ernster Tadel aufzufassen.

Die Kyniker werden hier spöttisch „die Weisen" genannt; genau dasselbe Prädikat in demselben Sinne wendet Sokrates-Platon 229 C von Leuten an, die sich mit rationalistischer Deutung von Mythen befassen. Sokrates spricht sich gegen sie aus, schon weil er „seltsam" sei, und erklärt ihr Bemühen für mühselig und vergeblich, ihre Weisheit für „derb". Auch diese Kritik richtet sich gegen Antisthenes; denn dieser hat Homer und andere Schriftsteller in rationalistischer Weise bearbeitet. Ihm erteilt Platon an unserer Stelle eine Zensur. Wie bringt er das hier zuwege? Der Kyniker hatte, nach unserem Zusammenhange zu urteilen, den Sokrates als „seltsam" bezeichnet (auch Phaidros nennt ihn so 230 C) und ihm an anderen Stellen solche rationalistische Deutungen in den Mund gelegt. Platon führt nun in seiner Polemik boshafterweise Antisthenes gegen Antisthenes ins Feld: zu einer solchen „derben" Weisheit gehöre keine „seltsame Natur", und zweitens fehle es ihm an Zeit. Denn der delphische Spruch „Erkenne dich selbst" beschäftige ihn voll und ganz, so daß es ihm lächerlich[1]) erschiene, wollte er Fremdes erforschen. Das

[1]) Daß „lächerlich" ein beliebter Ausdruck des Antisthenes ist, ersieht man aus Arist. Pol. III 8.

*ἀλλότριον* im Gegensatz zum *οἰκεῖον* ist spezifisch Antisthenischer Terminus, wie aus Fragm. S. 52, 23 (W) hervorgeht; *οἰκεῖον* ist dem Kyniker alles, was die Seele angeht (vgl. auch Laert. Diog. IV 12). Noch spezieller in die Antisthenische Literatur führt die Einführung des delphischen Spruches; Joël II 2, 773 ff. weist nach, wie gerade dieser Spruch den Ausgang des kynischen Weisengastmahls bildete und zugleich den Zusammenhang zwischen den alten Weisen und dem „weisesten" Sokrates bildete. Die Züge, die auf den Protreptrikos des Antisthenes hinweisen, mehren sich; jedenfalls ist das sicher, daß wir an unserer Stelle Antisthenes zitiert finden.

Dahin führt auch die starke Betonung der Muße ebenda (zweimal kurz hintereinander und an der Tonstelle). Wie wichtig Antisthenes die Muße für den Weisen ist, lesen wir ja bei Xen. Symp. IV 44: sie ist ihm *ἁβρότατον κτῆμα*; und es ist nur natürlich, wenn sich die Weisen, die beim Gastmahle vereinigt sind, also der Muße pflegen, über deren rechte Ausnutzung unterhalten. Als eine Spur davon betrachten wir Cheilons Worte (Laert. Diog. I 69): er finde das rechte Müßigsein schwer. Gerade diesen Antisthenischen Ausführungen über die Muße des Weisen gilt die Ironie Platons an unserer Stelle. Der Platonische Sokrates sagt gewissermaßen zu Antisthenes: „Sich mit rationalistischer Mythendeutung beschäftigen ist ja gewiß Ausfüllung der Muße eines Weisen; aber solche Weisheit hat etwas Derbes an sich. Du aber selbst erklärst ja für die eines Weisen würdigste Muße die Sorge um das *οἰκεῖον*. Wie kannst du mir also etwas so Lächerliches zutrauen?". Dieses „lächerlich", mit dem der Kyniker so leicht bei der Hand ist, um anderer Meinungen niederzuschmettern, muß er sich hier selbst gefallen lassen.

Die durch Antisthenes angeregte Frage nach der wahren und falschen Muße spielt durch den ganzen Dialog weiter und steht im Zusammenhange mit dem Thema, weswegen sie gerade an den wichtigsten Stellen auftaucht. Gleich 227 D: Lysias hat seine Muße zur Verfertigung seiner Reden benutzt. Ferner 258 E—259 A, wo nach den drei Reden die Diskussion einsetzt; Sokrates stellt dort die Muße der Menge und der Weisen einander entgegen. Die Vielen gleichen in der Ausnutzung ihrer Muße dem lieben Vieh; wegen der Trägheit ihrer Gedanken kennen sie nur das Schlafen. Die Cikaden haben für sie nur ein „lächerlich" übrig (*καταγελῷεν*). Im Gegensatze zu ihnen will Sokrates, von den Cikaden unbezaubert, an ihnen wie an Sirenen vorüberfahren, d. h. er will seine Muße mit Unterhaltung ausfüllen. Daß hier der Kyniker zitiert wird, ist aus vielen Einzelheiten deutlich: wir meinen im Anschlusse an die unserer Stelle vorhergehende Verurteilung der „sklavenhaften" Lust durch Phaidros die souveräne Verachtung der Menge, die mit Sklaven, dann sogar mit dem Vieh verglichen wird; Tiervergleiche aber liebte der Kyniker. Sodann die Aus-

legung des Sirenenmythus, in der man unschwer den Homerinterpreten Antisthenes erkennt. Auch an dieser ganzen Stelle scheint uns Ironie unverkennbar. Die ausführliche doktrinäre Tirade des Phaidros gegen die Lust steht, wie uns dünkt, auf der gleichen Linie wie die apodiktische Forderung des *διαλέγεσθαι*, das in der kurzen Rede des Sokrates nicht weniger als dreimal vorkommt. Hier wie da rügt Platon den einseitigen Eifer des Antisthenes, der überall nur einen Weg zulassen will. Dieser Übereifer aber, so ist zwischen den Zeilen zu lesen, führt geradezu zur Schwatzhaftigkeit, und über sie macht sich Platon in dem Mythus von den Cikaden lustig. Mit beißendem Spotte nämlich konstatiert Sokrates, daß der Musenfreund Phaidros diese für ihn bezeichnende Sage noch nicht kennt. Wenn übrigens 261 B von Nestor und Odysseus gesagt wird, sie hätten ihre Mußestunden vor Troja mit Abfassung von Reden ausgefüllt, so findet man auch hier den kynischen Grundsatz wieder, und wir irren schwerlich, wenn wir annehmen, daß es sich um Reden des Antisthenes handelt. — Um zu erkennen, wie eng die Kritik der kynischen Muße mit dem Thema des Dialoges zusammenhängt, beachte man das, was der eben besprochenen Stelle 258 E—259 A kurz vorangeht und gleich darauf folgt: Das Schreiben und Reden als solches ist weder löblich noch schimpflich; schimpflich ist nur das Schlechtschreiben und das Schlechtreden. Da eben liegt die Differenz zwischen Platon und Antisthenes: der eine ist zufrieden, wenn man nur seine Muße mit Reden und Schreiben ausfüllt, der andere betont das Wie des Redens und Schreibens. Ein Beweis für den behaupteten engen Zusammenhang zwischen Muße und Schreiben bezw. Reden ist ferner, daß auch am Schlusse der Untersuchung über das Gut- oder Schlechtschreiben und -reden (276 B) die Frage nach der rechten Art der Ausfüllung der Muße wieder aufgenommen wird. Zwar das Wort *σχολή* findet sich nicht mehr, dafür aber wird der Unterschied zwischen *σπουδή* und *παιδιά* streng durchgeführt, so daß die *παιδιά* sich mit *σχολή* deckt. Die Arbeit des Weisen, das *σπουδάζειν*, besteht in dem mühsamen Einpflanzen der Wahrheit in die Seelen anderer auf dem Wege wirklicher Rhetorik, also mündlich (277 E); seine Muße aber soll er damit ausfüllen, daß er zum Zwecke der Erinnerung für sich und andere Gedanken über Wahrheit, Gerechtigkeit und anderes mehr aufzeichnet, wofür eben die zweite Sokratesrede als Muster zu betrachten ist. Alles aber, was ohne die Kenntnis von Wahr und Unwahr, Gerecht und Ungerecht geschrieben oder gesprochen wird, verdient nicht einmal den Namen *παιδιά*, ist also unwürdige Ausfüllung der Muße, z. B. die Rede des Lysias (277 D). *Παίζειν* und *παιδιά* sind nun Begriffe, die bei Antisthenes häufig wiederkehren; die *παιδιά* ist ihm ein wichtiges Mittel zum *προτρέπειν*. Platon tritt dem Kyniker hier am Schlusse wie am Anfange entgegen, indem er dem fraglichen

Begriffe eine enge Begrenzung gibt, von der aus betrachtet viele Schriften des Kynikers ebenso wie die des Lysias ihre Existenzberechtigung verlieren. Daß Platon dazu die Gastmahlsschrift des Antisthenes rechnet, sagt er unverblümt 276 D: „Während andere anderer Ergötzlichkeiten sich freuen und an Gastmählern und anderen diesen verwandten Dingen sich letzen, wird der Weise sich mit dem angegebenen Spiele die Zeit vertreiben". Ein solches Spiel ist nach Platon sein Dialog Phaidros (vgl. 278 B).

Wie das *παίζειν* von Antisthenes mit Vorliebe angewandt[1]), durch Platon auf einen beschränkten Bedeutungskreis zurückgeführt wird, so auch der von dem Kyniker geprägte Ausdruck *φιλόσοφος* (vgl. Joël II 630 ff.), der von unserem Autor nur dem von wohlfundamentierten Grundbegriffen Ausgehenden zuerkannt wird[2]).

So zeigt es sich, wie von Anfang bis zu Ende die von Antisthenes wahrscheinlich im Protreptikos aufgeworfene Frage nach der Muße des Weisen unter Platons Händen zum Gegenstande einer tiefgründigen Untersuchung über Rhetorik sich erweitert. Ein Anklang an das Gastmahl des Antisthenes scheint auch darin vorhanden zu sein, daß hier wie dort für den Sieger im musischen Agon ein Kampfspreis bestimmt wird, bei den alten Weisen ein goldner Becher, hier eine goldene Statue des Siegers in Olympia (236 B), als handele es sich um einen olympischen Sieg. Diese scherzende Bemerkung des Phaidros wendet Sokrates in seiner großen Rede ins Ernste um (256 B); er erklärt nämlich für einen wahrhaft olymphischen Sieg, wenn es der in den Menschenleib gebannten Seele gelungen ist, durch völlige Selbstbeherrschung wieder die Flügel zu bekommen.

Eine offensichtliche Kritik des Antisthenischen Sokrates, die um der hergebrachten Anschauung willen des Interesses nicht entbehrt, liegt sodann zwischen der ersten und der zweiten Sokratesrede (242 B—C). Das Daimonion, die abratende Stimme in seiner

---

[1]) Nach einer bestechenden Vermutung von Reitzenstein (Epigramm und Skolion S. 79. 87 f. Anm. 2) ist der ursprünglich von den Dichtern geltende Ausdruck *παίζειν* von den Rhetoren für ihre rhetorische *παίγνια* verwandt worden. Von ihnen hätte Antisthenes, von Hause aus selbst Rhetor, ihn übernommen.

[2]) Joël (Sokr. II 365) hat das Verhältnis des terminus *φιλόσοφος* bei Antisthenes und Platon zwar zeitlich richtig bestimmt (Antisthenes Erfinder des Ausdrucks). Aber es geht bei ihm nicht klar hervor, ob er darin mit uns eins ist, daß Platon in boshafter Weise das Prädikat des Philosophen gerade dem Erfinder dieses Begriffes abspricht; denn die Bedingungen für den Erwerb des Ehrennamens Philosoph, die 278 C aufgezählt werden, erfüllt Antisthenes nach Platons Darstellung sicher nicht. Nur aus der Polemik erklärt es sich, wie der Name Philosoph ganz am Ende des Dialogs und ohne den typischen Gegensatz Sophist eingeführt wird. Denn einen solchen erblickt Platon in Antisthenes nicht; er geht ja weite Strecken mit ihm zusammen und rechnet ihn sogar zu den Dialektikern (266 B). Nur eben einen Philosophen wie er den terminus umgeprägt hat, möchte er ihn nicht nennen.

Brust, zwingen ihn, sich zu entsühnen, als habe er eine Sünde gegen die Gottheit getan, so spricht Sokrates nach seiner — in Wirklichkeit dem Antisthenes angehörenden — ersten Rede. Aus dem Euthyphron weiß man, wie gerade der Kyniker das Daimonion betont, während Platon dafür nur ein Lächeln übrig hat[1]). Das wird hier ganz deutlich. Denn daß die Stimme ausgerechnet nach dem Vortrage einer kynischen Rede sich bemerkbar macht, kann man nur als spöttische Bemerkung verstehen. Aber damit ist es noch nicht genug der Kritik. „Worin besteht mein Vergehen?" fragt sich Sokrates. „Ich bin ja bekanntlich ein Seher", — Antisthenes verlangte vom Weisen die Voraussicht in die Zukunft. *Πρόνοιαν τίμα* ruft Periander (Stob. IV 298 M), und Thales Philop. de anima c. 7 sagt: *ἡ πρόνοια μέχρι τῶν ἐσχάτων διήκει καὶ οὐδὲν αὐτήν λανθάνει.* Hieraus geht hervor, daß diese Frage gerade beim Altweisengastmahl besprochen ist. Sokrates, den Antisthenes für den Weisesten in dem Protreptikos, von dem das Altweisengastmahl ein Teil ist, durch den Gott erklären läßt, ist von ihm demnach auch als der vollendete Mantiker, den eine innere Stimme berät, gefeiert worden. So aber läßt Platon seinen Sokrates fortfahren: „indessen nicht ein sehr ernsthafter, sondern eben nur für mich ausreichend wie die in den *γράμματα* Schwachen". Hier erkennt jeder die bissige Persiflage, die durch den Vergleich mit den *γράμματα φαῦλοι* noch eine besonders deutliche Adresse erhielt; denn man höre Antisthenes Fragm. 33, 2: *γράμματα γοῦν μὴ μανθάνειν ἔφασκεν ὁ Ἀντισθένης τοὺς σώφρονας γενομένους, ἵνα μὴ διαστρέφοιντο τοῖς ἀλλοτρίοις.* Seine wirkliche Meinung drückt Platon dann aber so aus: „wie denn in der Tat auch die Seele (d. h. jede Seele) etwas Seherisches hat". Diese mit einer Bekräftigung eingeführte Feststellung richtet ihre Spitze, wie der Zusammenhang schon vermuten läßt, gegen Antisthenes, der in der Seele nichts als die Vernunftkraft erblickt.

Die Frage nach dem Wesen der Seele, die wir hier berührt finden, führt uns sogleich bis in den Kern des Dialogs, und wir sehen schon hier, daß sie in ausdrücklicher Stellungnahme gegen die kynische Auffassung behandelt wird. Wir sind in dieser Beziehung nicht auf obige Worte allein angewiesen, können vielmehr in das Hin und Her der Polemik etwas genauere Einblicke tun. Nämlich 230 A, also ganz im Anfange des Gespräches, sagt Sokrates in einem Zusammenhange, dessen antikynische Tendenz sicher ist: „Ich forsche, ob ich ein Tier bin, verschlagener und aufgeblasener als Typhon oder ein zahmeres und einfacheres Lebewesen, das ein göttlich Teil ohne Aufgeblasenheit von Natur in sich trägt". Diese seltsamen Worte versteht man nur bei der Annahme, daß

---

[1]) Über den Euthyphron vergl. in der Ztschr. f. d. Gymnasialwesen 1910 S. 65 ff.

hier Worte eines Gegners gegen die Seelenlehre Platons zitiert werden. Ein so derber Ausfall ist nun an sich keinem andern als dem Antisthenes zuzutrauen, der, wie wir im Euthydemos lesen, zur Diskreditierung der Ideenlehre den grobkörnigen Schluß aufstellte: „Wenn ein Ochse bei dir ist, bist du ein Ochs". Platon läßt es sich im Phaidros hier wie an anderen Stellen angelegen sein, die derbe Art des kynischen Gegners an den Pranger zu stellen. Für den Ausdruck τῦφος ist überdies Laert. Diog. VI 7 nachzulesen, wo der Ausdruck für Antisthenes im Kampfe gegen Platon ausdrücklich bezeugt wird.

Die Frage aber, ob in der Seele noch andere Kräfte vorhanden sind als die bloße Vernunft, steht ja mit dem Thema in engster Beziehung und nimmt darum im großen Mythos einen breiten Raum ein. Freilich weiß Platon, daß seine Darlegungen den „Gewaltigen" unglaubwürdig und nur für den Weisen überzeugend sind (245 C); mit jenen ist der Kyniker nach seinem Lieblingsworte δεινός bezeichnet. Es folgt danach die bekannte Lehre von der dreigeteilten Seele. Durch die ganze Rede aber ziehen sich kleinere Ausfälle gegen Antisthenes, so daß die Polemik des Dialoges als in der Hauptsache gegen diesen gerichtet zu betrachten ist. Einiges davon sei kurz berührt. Für den, der den Verstand als die einzige Kraft der Seele ansieht, ist die Sophrosyne die Haupttugend, für Platon aber, der noch andere Kräfte in der Seele anerkennt, hat auch deren Gegenteil, die Mania, Berechtigung. Es ist nun die Art ergötzlich, wie er von 244 A an den kynischen Satz: μανία κακόν widerlegt. Zuerst führt er die von Antisthenes so hoch geschätzte Mantik mit Hilfe sprachlicher Künsteleien, die er gerade von ihm gelernt hat (μαντική = μανική; οἰωνοϊστική = οἴησις, νοῦς, ἱστορία) auf die Mania zurück. Sodann werden auf deren Konto die mancherlei Reinigungen und Weihen gesetzt. Wieder ist es Antisthenes, der sich der Mysterien bemächtigt hat, und sie auf die Philosophie übertrug (Joël II 2, 836 ff.). Endlich führt Sokrates zum Beweise die Werke der Dichter und anderer Künstler an, gibt aber als deren Zweck die Erziehung der kommenden Geschlechter an. Das aber ist der Gesichtspunkt, der den Interpreten des Homer und der anderen alten Dichter leitet; sein παιδεύειν ist ihm höchster Zweck. Das Ergötzliche in dieser Beweisführung besteht also darin, daß Antisthenes selbst die Beweisgründe entlehnt werden. Mit seinen etymologischen Bestrebungen wird der Kyniker auch 251 C und 252 B—C verspottet (ἵμερος = ἰ—έναι, μέρ—ος; ἔρως = πτέρως). An letzterer Stelle müssen auch ein paar apokryphe Homerverse (echt Antisthenisch!) herhalten, von denen Sokrates selbst sagt, daß sie keck und wenig harmonisch seien. Was bedarf es weiter Beweises, daß folgende Stellen auf die kynische Doctrin hinzielen: 247 A φθόνος ἔξω θείου χοροῦ ἵσταται; 253 B οὐ φθόνῳ οὐδ' ἀνελευθέρῳ δυσμενείᾳ χρώμενοι πρὸς τά παιδικά; 256 D πίστεις, ἃς οὐ θεμιτὸν εἶναι

*λύσαντας εἰς ἔχθραν ποτὲ ἐλθεῖν*; 256 E, wo die von Nichtliebenden ausgehende Vertraulichkeit in ihrer Nichtigkeit gebrandmarkt wird. Endlich sei noch auf 265 A verwiesen, wo Phaidros die Rede des Sokrates mit einem *ἀνδρικῶς* beurteilt. Sokrates aber verbessert ihn spöttisch: „Ich hätte gedacht, du würdest sagen *μανικῶς*". Dabei ist an die Vorliebe der Kyniker zu erinnern, in deren Munde ein „wahnsinnig" nichts eben Seltenes ist (vgl. weiter unten).

Wir sind noch keineswegs über die Stellung Platons zu Antisthenes völlig im Klaren, brechen aber aus bestimmten Gründen unsere Erörterungen hier ab. Soviel ist indes schon jetzt deutlich, daß Antisthenes sich über Rhetorik geäußert hat. Darüber verwundern wir uns nicht: ist er doch von Haus aus Rhetor und zwar Schüler des Gorgias, dessen Spuren in den beiden ersten Reden deutlich genug zu erkennen sind. Wir wollen nunmehr zum Schlusse zurückkehren, von dem wir ausgegangen waren.

Außer Lysias und, wie wir sahen, Antisthenes wird 270 A Isokrates genannt in einer viel umstrittenen Stelle. Sokrates prophezeit in etwas gespreizter Redeweise dem Genannten eine gute Laufbahn. Das kann man für bare Münze nehmen; es kann aber auch ironisch gemeint sein, wie die Parallele mit Meletos im Euthyphron 2 B—C lehrt. Das Lob ist in jedem Falle nur ein bedingtes; denn mit einem schon durch die Wortstellung erkennbaren Nachdruck wird nur die Naturanlage des Isokrates als vielversprechend gezeichnet. Ob aber nun Anerkennung oder Tadel überwiegt, darüber gehen die Ansichten der Gelehrten auseinander, so daß es uns geraten erscheint, unsere Meinung nicht aus der umstrittenen Stelle zu gewinnen, sondern sie auf einer breiteren Basis zu erbauen. — Wird denn aber von Isokrates im Phaidros überhaupt noch gehandelt? Es ist von vornherein besonders für den, der in die Platonische Gesprächstechnik einen etwas tieferen Einblick getan hat, klar, daß die scheinbar so zufällig sich ergebende Erwähnung des Rhetors ihre innere Begründung im Gespräche hat. Anderseits braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, welche Fessel Platon durch die dialogische Einkleidung auferlegt ist, um zu verstehen, daß er Isokrates im Gespräche mit Sokrates nicht auftreten lassen kann. Da Platon seinem Lehrer seine eigene Meinung in den Mund legt, so lassen eben Gründe der historischen Wahrscheinlichkeit nur zu, daß Isokrates als Jüngling eingeführt wird. Hierfür bietet eine treffende Parallele Kratylos: Platon weiß, zu welchen radikalen Ergebnissen der historische Kratylos gelangt ist; aber da es ihm nicht auf diese ankommt, geht er die Entwickelung des Erwähnten bis zu einem ihm genehmen Punkte zurück und begnügt sich, am Schlusse anzudeuten, daß jener hieraus weitere Konsequenzen gezogen hat. So wäre es möglich, wenn unser Schriftsteller aus Gründen, die naturgemäß mit dem Thema des Dialoges zusammenhängen müssen,

einen Zeitpunkt in dem Leben des Isokrates herausgriffe. Seine Absicht hierbei wird polemisch sein, wenn die auf jenen Lebensabschnitt einsetzende Entwicklung sich von des Schriftstellers Standpunkte aus in ungünstiger Richtung bewegt hat, im anderen Falle würde eine Übereinstimmung der Anschauung festgestellt, von Polemik also könnte nicht die Rede sein. Beides ist aus der Stelle herausgelesen worden; Entscheidung kann nur die Berücksichtigung der Gesamtstellung bringen, die Platon im Phaidros zu Isokrates einnimmt.

Welcher Weg stand ihm nun offen, wenn er den Standpunkt eines zeitgenössischen Rhetors durch Sokrates treffen wollte? Er konnte, wie er seine eigene Meinung durch seinen Lehrer aussprechen läßt, so auch den Gegner unter der Maske seiner Lehrer reden lassen. Das ist nun in unserem Dialoge offensichtlich der Fall. Lehrer des Isokrates sind, wie uns Dionys. Halic. Isocr. I berichtet, Tisias und Gorgias gewesen. Diese werden — stets vereint — ein paarmal genannt; 267 A zuerst, dort mit dem Zusatze: wir wollen sie ruhen lassen. Dennoch wird ihrer beider Lehre kurz referiert: 1) die Wichtigkeit der Wahrscheinlichkeit gegenüber der Wahrheit, die dem Tisias angehört; 2) die Möglichkeit, in gedrängter Kürze und in ausgedehnter Länge zu reden — eine Verheißung, die nach Gorgias aussieht. Von diesen beiden Punkten wird zuerst der zweite einer Untersuchung unterworfen und erwiesen, daß eine solche Fähigkeit unmöglich die rhetorische Techne ausmachen kann. Von 272 B erfährt sodann der Satz des Tisias eine vernichtende Kritik: für unsern Zweck besonders bemerkenswert ist die Stelle 273 D. In dieser die Untersuchung über die rhetorische Techne abschließenden Stelle wird ausdrücklich Tisias apostrophiert. Gegen seine aufs Praktische zielende rhetorische Theorie stellt Platon die seine mit ihrem hochfliegenden Idealismus. Man muß die Berücksichtigung des Isokrates indes noch weiter zurückverfolgen. Die Theorie von dem Werte der Wahrscheinlichkeit ist ja hier nur von neuem aufgenommen; zum ersten Male begegnen wir ihr 260 A, also im Anfange der Untersuchung, wo sie Phaidros ausspricht. Also ist mit deutlichen Worten am Anfange und am Schlusse diese Theorie genannt. Kann es ein deutlicheres Zeichen geben, daß dieser ganze zweite Teil sich irgendwie gegen Isokrates wendet?

Bei der weittragenden Bedeutung dieser Erkenntnis erscheint es angebracht, die Hinweise zusammenzustellen, durch welche Platon dem Leser zu verstehen gibt, daß er wirklich Isokrates meint. In dieser Frage ist zu beachten 273 C der Zusatz (*Τισίας*) *ἢ ἄλλος ὅστις δή ποτ' ὢν καὶ ὁπόθεν χαίρει ὀνομαζόμενος.* Bevor Tisias genannt wird, läßt Platon seinen Sokrates im allgemeinen über Leute von der Art des Tisias reden (272 D *φασίν*) und zitiert offenbar einen Tisianer, der einem angehenden Redner empfiehlt, „sich nicht so zu zieren, nicht so weite Umwege zu

machen und sich nicht mit philosophischen Fragen abzugeben, wie der, ob der Mensch von Natur oder τροφῇ gut oder böse sei, sondern einzig auf das Wahrscheinliche sein Augenmerk zu richten". Auf diese Stelle kommt Platon 274 A noch einmal zurück und bemerkt mit Nachdruck, daß man allerdings um des hehren Zieles der wahren Rhetorik willen weite Umwege nicht scheuen dürfe. In diesen Worten kann man die Höhe des Gesprächs erblicken; denn hier findet am deutlichsten die Ineinssetzung von Philosophie und Rhetorik statt: wahre Philosophie kann wie echte Rhetorik nur einem Ziele gelten, nämlich Gott. Wen meint Platon nun an dieser wichtigen Stelle? Tisias ist es nicht, der so redet, er wird erst 273 B eingeführt; wohl aber wissen wir, daß Isokrates heftige Angriffe gegen die Philosophen gerichtet hat, z. B. in seiner Rede c. soph. oder im Euthydemos des Platon, wo er verächtlich von den Sophisten redet als von Leuten, die „auf nichtswürdige Dinge unwürdige Mühe" verschwenden. Für den zeitgenössischen Leser war mit diesem Zitat die Adresse des Angriffs klar bezeichnet.

Ein weiteres Zitat des Isokrates ist 269 B zu erkennen, wo gesagt wird: Zu einem tüchtigen Redner gehören drei Stücke: 1) natürliche Begabung, 2) Wissen, 3) Übung. Es ist vielfach darauf hingewiesen worden, daß gerade Isokrates in seiner Sophistenrede diese Forderungen an den zukünftigen Redner stellt. Platon übernimmt sie mit den Worten: Es ist wahrscheinlich, vielleicht sogar notwendig. Aber freilich läßt er den Leser keinen Augenblick im Unklaren, daß er mit dem Wissen ganz etwas anderes meint als Isokrates[1]). Alle großen Künste, so läßt er seinen Sokrates 269 E—270 A sagen, bedürfen des Geredes und der luftigen Spekulationen über die Natur. Daß Platon sich hier gegen wegwerfende Äußerungen jemandes über die Philosophie wendet, hört man leicht heraus. Dieser „Jemand" hatte dieselbe Ansicht wie Tisias. Ἀδολεσχία καὶ μικρολογία lesen wir nun ebenfalls in wegwerfendem Tone gerade bei Isokrates c. soph. 8: wir sehen, es ist ganz die Isokratische Ausdrucksweise, und auch der Zusammenhang im Phaidros weist auf ihn hin. — Es hat sich soviel herausgestellt, daß Platon die rhetorische Theorie des Isokrates in unserem Dialoge bekämpft, nur nicht so scharf wie im Euthydemos 304 ff. Die Erinnerung an diesen Dialog wird uns weiter helfen. Isokrates hatte, wie der Euthydemos ausweist, maßlose Angriffe gegen Antisthenes gerichtet. Ist hier im Phaidros vielleicht auch diese Fehde berührt?

Zwei sich feindlich gegenüberstehende Meinungen über das Wesen der Rhetorik berücksichtigt Platon in der Tat von 260 A

---

[1]) Usener, Rhein. Mus. N. F. XXVI S. 138, scheint mir dieses Sachverhältnis zu verkennen. Richtig dagegen Raeder, Platons philosophische Entwicklung (B. G. Teubner 1905) S. 272 f.

an, also von der Stelle, wo er in die Diskussion über die Redekunst eintritt. Von der einen Gruppe vermögen wir uns unter Zuhilfenahme von 272 D—E, wo Platon ja ausdrücklich sich auf 260 A zurückbezieht, folgendes Bild zu machen. Sie haben sich mit rhetorischer Techne befaßt (272 E τὸν μέλλοντα τέχνῃ ἐρεῖν; 260 E οὐκ ἔστι τέχνη, so nämlich behaupten die Gegner). Nach ihrer Auffassung erstreckt sich die Rhetorik vor allem auf Gerichts-, daneben auf staatsmännische Beredsamkeit (261 B; 272 E); das hat seinen Grund in ihrer rein praktischen Veranlagung. Der grauen Theorie sind sie bitter feind und damit den Dialektikern: Fragen, wie die nach dem Wesen des Guten oder Schönen, oder ob ein Mensch φύσει oder τροφῇ gerecht und gut sei, halten sie für überflüssig (260 A; 272 D). Für einen tüchtigen Redner kommt es vielmehr nach ihrem Urteil auf Kenntnis des Wahrscheinlichen, d. h. der Meinung der Menge, an. Ein solches Wissen führt einen Redner zur Fähigkeit des Überzeugens, dem Ziele der Kunst (260 A; 272 E). — Das ist, wie wir nachzuweisen suchten, Isokrates' Theorie, die Platon bekämpft. Aber 260 E wird ein „Lakon" genannt, der vor ihm gegen Isokrates polemisiert hat. Dort nämlich zitiert unser Autor in seiner gewöhnlichen Weise folgende Worte von jenem: „Sie lügt; sie ist nichts als Routine, die mit Kunst nichts zu schaffen hat. Eine wirkliche Rede k u n s t besteht weder noch wird sie jemals geboren werden". Dieses „Sie lügt" geht auf folgenden der personifizierten Redekunst in den Mund gelegten Ausspruch: „Diejenigen, die sich mit Fragen nach dem Seienden beschäftigen, können ohne mich nichts ausrichten" (260 D). Das wird derselbe gesagt haben, der sich auch sonst gegen die Theoretiker erklärt, also Isokrates. Aber das Wichtigste ist, daß seine Worte auf einen Angriff der Philosophenpartei deuten. Der Lakon wiederum weist mit dem „Sie lügt" die Verteidigung der Rhetorik durch Isokrates entschieden zurück. Also in eine Fehde zwischen einem Lakonier und Isokrates führt Platon an dieser Stelle uns hinein, und die ganze von 261 einsetzende, 273 E bis 274 A rekapitulierte Untersuchung hat keinen anderen Zweck, als in diesem Streite Stellung zu nehmen. Das Verständnis eines großen Teiles der zweiten Hälfte des Phaidros hängt somit von der Feststellung ab, wer der Lakonier sei.

Zur Widerlegung der Isokratischen Behauptung betreffend den Umfang der Rhetorik weist nun Platon auf Reden, die Nestor, Odysseus und Palamedes in ihrer Mußezeit vor Ilios verfertigt hätten. Von einer Rede des Odysseus befindet sich aber ein Bruchstück unter den Fragmenten des Antisthenes, des Homerforschers (S. 24 W.). Also gegen Isokrates wird in unmittelbarer Nähe der Erwähnung des Lakoniers eine Schrift des Antisthenes ausgespielt. Ferner ist zu beachten: in der sich anschließenden Untersuchung werden in Polemik gegen Isokrates' Theorie die formalen Erfordernisse einer richtigen Rede festgestellt und als

Maßstab an die Reden des Lysias und Antisthenes (die erste Sokratische) angelegt; hierbei erhält letzterer den Namen eines Dialektikers zugebilligt (266 A). Wie sich nun herausstellen wird, sieht Platon die Rede des Lysias als ein — freilich minderwertiges — Beispiel der Manier das Isokrates an; es erhellt also auch hieraus, daß der Schriftsteller die rhetorische Doktrin des Isokrates derjenigen des Antisthenes gegenüberstellt. Endlich weisen wir auf die Übereinstimmung der Beurteilung der Rhetorik durch den Lakonier mit der im Gorgias hin, die so groß ist, daß man hier eine Zitierung dieses Dialoges finden wollte. Wegen der Erwähnung des Lakoniers geht das nicht an; wohl aber steht allgemein fest, daß im Gorgias Platon noch Schulter an Schulter mit Antisthenes kämpft. So weisen auch die Anklänge an Gorgias eher auf den Kyniker hin.

Indessen ist mit alledem noch nicht zur Gewißheit erhoben, daß unter dem Lakonier wirklich Antisthenes zu verstehen sei. Es wird sich aber zeigen, daß Platon im weiteren Verlaufe des Gespräches sich in einem Streite zwischen Antisthenes und Isokrates über Rhetorik zum Richter aufwirft. Da nun auch an unserer Stelle es sich um eine Polemik handelt, deren einer Partner Isokrates ist, während der andere Antisthenes wenigstens sein kann, so ist der Schluß, daß er wirklich sich hinter dem Lakonier verbirgt, nicht zu kühn. Überdies können wir uns die scheinbar seltsame Bezeichnung erklären. Joël (Pl. Sokr. Periode S. 90) weist nämlich darauf hin, daß Antisthenes Lakonist ist und die spartanischen Einrichtungen philosophisch ausgedeutet, die Spartaner paradoxer Weise geradezu zu Lehrmeistern der Philosophie gemacht hat; ferner darauf, daß die lakonische Kürze des Ausspruches ebenfalls ganz in der Art des Kynikers liegt. Wir glauben für den Ausdruck „Lakon“ eine noch speziellere Erklärung geben zu können: der Kyniker hat das Thema Rhetorik im Zusammenhange mit der Frage nach der rechten Muße behandelt, worüber Platon 258 E bis 259 A — also kurz vor unserer Stelle — sich mit leichtem Spotte ergeht[1]). Nun ist bei Laert. Diog. I 69 ein Wort über die Ausfüllung der Muße gerade dem Lakonier Cheilon in den Mund gelegt, das er in dem Weisengastmahl des Antisthenes gesprochen haben dürfte. Wir vermuten daher geradezu, daß der im Phaidros zitierte Lakonier der Spartaner Cheilon, eine Gesprächsperson des Kynikers, ist. Indes dem sei, wie ihm wolle; dagegen soll uns das zunächst als sicher gelten, daß eine Fehde des Antisthenes mit Isokrates über die Frage der Rhetorik für Platon Anlaß gewesen ist, in einem besonderen Dialoge seinerseits den Gegenstand zu untersuchen.

In diesen so festgelegten Rahmen ordnet sich unschwer das andere ein. In der oben gegebenen Charakteristik des Isokrates

[1]) Vgl. unsere Ausführungen oben.

kommt der Passus vor: für einen künftigen Redner komme es nicht darauf an, zu wissen, ob jemand φύσει oder τροφῇ gerecht und gut sei (272 D). Auch diesem Worte sieht man die polemische Färbung auf den ersten Blick an, und eine Zusammenstellung der Stellen im Phaidros, in denen über die Frage der natürlichen Anlage gehandelt wird, wird erkennen lassen, daß es sich um eine Streitfrage in der Fehde des Antisthenes mit Isokrates handelt, und zwar eine solche, die Platon besonders wichtig ist. Gleich 230 A heißt es, nachdem aller Wahrscheinlichkeit nach ein polemisches Wort des Antisthenes zitiert ist: ich untersuche, ob ich von Natur an göttlichem Wesen teil habe. In der ersten Sokratesrede, die ja kynische Färbung hat, werden Untugenden aufgezählt, die dem Liebenden von Natur anhaften (239 A). In der zweiten Sokratesrede behauptet der Redner 249 E in Übereinstimmung mit 230 A: die Seele jedes Menschen hat von Natur das Seiende geschaut. Und in derselben Rede (255 A) an einer gegen die kynische Liebestheorie gerichteten Stelle wird hervorgehoben, daß der Liebende von Natur des Geliebten Freund ist. Sodann 269 D das Zitat des Isokrates, mit dem sich Platon bis zu einer gewissen Grenze einverstanden erklärt: wer Redner werden will, muß von Natur dazu begabt sein. Ferner wird von 269 C ab an den, der die Rhetorik auf kunstgemäße Weise lehren will, nachdrücklich die Forderung gestellt, daß er mit aller Genauigkeit zunächst forschen muß, ob die Seele von Natur einfach oder wie der Körper vielgestaltig ist. Das erinnert an die Worte 230 A und dürfte somit auf Antisthenes gemünzt sein; zugleich aber auch auf Isokrates, wie der Zusammenhang von 269 D an lehrt, zu dem auch die folgende auf Isokrates bezügliche Stelle 272 D gehört: der zukünftige Redner brauche nicht zu wissen, ob die Menschen von Natur oder durch Ernährung gerecht und gut seien. Endlich wird mit einem seltsamen Nachdruck 279 A vom jungen Isokrates ausgesagt, daß er von Natur etwas Philosophisches an sich habe. — Betrachten wir zunächst 272 D. Wir glauben mit Sicherheit beweisen zu können, daß dem Phaidros eine Fehde zwischen Isokrates und Antisthenes zu Grunde liegt; daher werden wir methodischer Weise auch hier an den Kyniker zu denken haben. In der Tat belehrt uns Fragment S. 57, 5 W., daß er die natürliche Anlage des Diogenes hoch schätzt. Deutlicher noch wird in Platons Protagoras, der als eine Verspottung des Antisthenes von Joël erwiesen ist, geredet von der *φύσις καὶ εὐτροφία τῶν ψυχῶν* als Vorbedingungen der Tugend. *Εὐγένεια* und *εὐφυία* stellt er auch sonst als günstig und wertvoll hin (Joël I, 362); freilich hat er, der Fanatiker der Erziehung, der Anlage gegenüber den Wert der Bildung noch stärker betont. Und so findet sich gerade in kynischen Schriften (doch wohl nach dem Vorgange des Meisters) das φύσει mit Nachdruck der *παιδεία*, wofür Isokrates geringschätzend τροφή sagt, gegenüberstellt. Isokrates spricht sich also 272 D

gegen die Grübeleien des Antisthenes aus, und wir werden kaum fehl gehen, wenn wir in seinen Worten die Antwort auf eine Invektive des Kynikers gegen seine Redekunst erblicken. Freilich könnte man nach 269 D glauben, daß beide in der Frage der Naturanlage übereinstimmten. Bis zu einem gewissen Grade ist das auch der Fall; aber man muß bedenken: Isokrates vertritt durchweg den praktischen Standpunkt, und auch „Naturanlage" ist für ihn ein aus der Praxis gebildeter Begriff. In 272 D wendet er sich auch gar nicht gegen Antisthenes Ansicht von der Naturanlage, sondern gegen alles theoretische Erörtern solcher Begriffe, d. h. gegen die Philosophie. — Wie stellt sich Platon zu dieser Frage? — Aus 249 E, 255 A, 269 C geht zur Genüge hervor, daß auch er der Naturanlage eine hohe Bedeutung zuerkennt; aber seine Ansicht von der φύσις deckt sich darum nicht mit denen der andern beiden. Denn für ihn ist sie weder der praktische Terminus des Isokrates noch der unbestimmte des Antisthenes. Seine gesamte Philosophie beruht vielmehr im letzten Grunde auf der eigenartigen Anschauung von der „Natur" der Seele. Das Wissen, das er fordert, — besteht ja eigentlich in nichts anderem als in einer Entwicklung der in der Seele von Natur ruhenden Keime. Für ihn hat also das Problem grundlegende Bedeutung; deshalb sehen wir, wie er von Anfang bis zu Ende zu der Frage Stellung nimmt, — sicherlich gegen Isokrates, den Verächter der Philosophie, aber auch von Antisthenes sich scheidend. Unter diesen Umständen wird es nicht ohne besondere Absicht sein, wenn am Schlusse des Gespräches gerade in Beziehung auf die Person des Isokrates der Ausdruck „Naturanlage" ein paarmal mit unverkennbarer Betonung gebraucht wird[1]). Doch wir wollen nicht vorgreifen; denn noch immer steht der bündige Beweis, daß dem Phaidros eine Fehde zwischen Antisthenes und Isokrates zu grunde liegt, aus. Diesen glauben wir aus der Stelle 268 C ff. führen zu können.

Es handelt sich dort um den Irrtum des Isokrates und anderer zeitgenössischer Redner, das, was nachher τὰ πρὸ· τῆς τέχνης heißt, für die Kunst selbst zu halten. Hier zeigt sich nun etwas Merkwürdiges: Platon stellt sich auf den Standpunkt, den ein anderer vor ihm bereits vertreten hat, und zwar in einer Fehde mit Isokrates. Dennoch nimmt er letzteren in Schutz gegen den rauhen Ton des anderen. Starke Worte muß dieser in der Tat gebraucht haben; sagt doch Phaidros, der die Rolle des Ungenannten vertritt, z. B. 268 C: „Der Mensch rast", und 268 D: „Sie würden ihn verlachen". Sokrates aber unterzieht diese Ausdrücke einer scharfen Kritik (268 D): „Doch würden die Dichter

[1]) Hierauf hat mit Nachdruck hingewiesen Raeder a. a. O. S. 275, der auch sonst über die Stellung Platons zu Isokrates im Phaidros sich zum Teil treffend geäußert hat.

Euripides und Sophokles nicht so derb schelten, ebenso wenig wie ein Musikkünstler einen in ähnlichem Irrtum befindlichen Mann derb anfahren würde: Du bist von Sinnen, Tölpel! Vielmehr würde er als Musenfreund sanfter reden: Bester, man muß auch das wissen; aber — — — — Ähnlich würden Euripides und Sophokles reden; ferner der „honigsüßredende“ Adrastus oder auch Perikles. Wenn diese von den rhetorischen Künsteleien hörten, würden sie — anders wie wir beide mit unserer Derbheit — gegen deren Verfechter nicht ein einziges ungezogenes Wort sprechen, sondern, da sie weiser sind als wir, uns schelten und sprechen: Phaidros und Sokrates, man muß nicht zürnen, sondern verzeihen, wenn manche sich nicht auf die Dialektik verstehen und unfähig, das Wesen der Redekunst zu bestimmen, ihre Künsteleien den Schülern als Kunst übermitteln“. Bemerkt worden ist, daß die Worte *οὐ χρὴ χαλεπαίνειν, ἀλλὰ συγγιγνώσκειν* an ähnliche im Euthydemos 306 C anklingen, deren Beziehung auf Isokrates als sicher zu gelten hat. Daß hier im Phaidros die grobe Ausdrucksweise eines Mannes von Platon getadelt wird, ist klar, und es kann niemand anders sein als Antisthenes, dessen Redeweise derselbe Schriftsteller 243 C mit der des Schiffervolkes vergleicht. Hier hätten wir also einen unzweideutigen Hinweis auf eine literarische Fehde des Antisthenes mit Isokrates, und von hier aus betrachtet, erhalten auch die anderen Stellen, vor allem 260 A ff., bei denen eine Beziehung auf einen Streit zwischen Isokrates und einem anderen vorliegt, ihre volle Bestimmtheit. Es ergibt sich, daß Platon vom Anfange seiner Diskussion über die Rhetorik diese Auseinandersetzung des Isokrates und Antisthenes berücksichtigt. Interessant ist Platons Stellungnahme hier: materiell steht er ja in der Frage Schulter an Schulter mit Antisthenes gegen Isokrates genau so wie im Euthydemos (vgl. bes. 272 D); aber in der Form gibt er dem Kyniker eine empfindliche Lektion, deren Ironie, soweit wir sehen, noch kaum bemerkt ist. Unter dem „honigsüßredenden Adrastos“, um damit zu beginnen, verbirgt sich nach allgemeiner Annahme der Redner Antiphon aus Rhamnus[1]). Sodann sind alle vier Personen, die mit Namen genannt werden, Attiker. Platons Absicht kann nur sein, durch Einführung dieser Männer dem halbbürtigen Antisthenes attische Urbanität beizubringen. Außerdem wird noch ein Musikkünstler als Kritiker des kynisch-derben Tones angeführt. Darin liegt noch eine besondere Malice; hatte doch Antisthenes ein Werk „Über die Musikkunst“

[1]) Zeitgenossen mit Personen der Sage zu identifizieren, scheint gerade auch eine Vorliebe des Antisthenes gewesen zu sein: die das Ende eines Hexameters darstellenden Worte *μελίγηρυς Ἄδραστος* deuten überdies auf den Dichterinterpreten Antisthenes hin, so daß die Gleichsetzung des Adrastos mit Antiphon, der aus dem sagenumwobenen und auch mit der Adrastossage in Verbindung gebrachten Rhamnus stammte, als ein Werk des Antisthenes zu betrachten ist.

geschrieben, auch in dieser sich als sachverständig gebärdend. Endlich macht Platon zu Richtern in der Streitsache Antisthenes—Isokrates den Antiphon und Perikles, die „weiser seien als Phaidros und Sokrates“. Welcher Hohn hierin liegt, ermißt man, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der heißköpfige Kyniker auch mit Antiphon in grimmiger Fehde gelegen hat (vgl. Joël II 661 ff.). Und daß er auch von Perikles nicht viel hielt, kann zur Genüge der Gorgias dartun, in dem Platon dem Antisthenes sehr nahe steht.

Wie ist demnach die Beurteilung des Isokrates am Schlusse aufzufassen? Was dieser von einem Redner verlangt, unterschreibt Platon, aber er deutet es anders. Denn in der Auffassung des „Wissens“ gähnt eine tiefe Kluft zwischen ihnen: Isokrates versteht darunter das Wissen der im Phaidros als unwesentlich erwiesenen Redeteile und -künsteleien sowie der allgemeinen Ansichten, Platon die Kenntnis der Ideen. Und auch in dem, was *φύσει ῥητορικός* bedeutet, ist eine große Verschiedenheit der Meinungen unverkennbar. Isokrates sieht darin, wie wir sahen, nichts als natürliche Begabung, für Platon besagt der Ausdruck ungleich mehr, nämlich nicht bloß rednerische, sondern vor allem philosophische Neigung; denn wahre Rhetorik ist ihm ohne Philosophie nicht denkbar. Wenn nun am Schlusse mit scharfer Betonung dem Isokrates eine natürliche Veranlagung für den rhetorischen Beruf nicht bloß im gewöhnlichen Sinne, sondern auch im Platonischen (*φύσει ἔνεστί τις φιλοσοφία τῇ τοῦ ἀνδρὸς διανοίᾳ*) beigelegt wird, so bedeutet dies gewiß Anerkennung. Doch ist es kein reines Lob; denn schon die Pointierung des *φύσει* konnte dem Gelobten nicht angenehm klingen (vgl. 272 D). Zudem drängt dieses zweimal an der Tonstelle stehende „von Natur“ dem Leser die Frage auf die Lippen: Hat die Entwickelung das verwirklicht, was die Anlage versprach? Daß jene dem Schriftsteller bis dahin wenig zusagte, mußte Isokrates und jeder Zeitgenosse aus dem Dialog herauslesen; geht doch Platon mit seinen Ansichten über Rhetorik scharf ins Gericht. So kann die Beurteilung am Schlusse nur als dringende Mahnung aufzufassen sein: Isokrates hätte ein Redner im Sinne Platons werden können, und kann es noch. Bisher ist er freilich in der herkömmlichen Rhetorik stecken geblieben; er ist ein Logograph, nur tüchtiger als Lysias.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dieser Schlußbeurteilung. Isokrates ist nach Platon bei weitem der hervorragendste unter den zeitgenössischen Rednern, und auch sonst sehen wir den Schriftsteller bemüht, einen urbanen Ton gegen ihn anzuschlagen. In auffallendem Gegensatze hierzu steht im Anfang des Dialogs (288 A) das Urteil des Phaidros, nach dem Lysias der fähigste Rhetor der Zeit sei. Bedenken wir, daß Phaidros der Träger Antisthenischer Ansichten ist, so erhellt, daß der Kyniker in dem Streite mit Isokrates den Lysias auf den Schild erhoben

hat[1]). Platon weist in unserem Dialoge dies zurück, indem er die Hohlheit des Lysias aufdeckt und zwar boshafter Weise durch Vergleich mit Antisthenes selbst. Das wie immer verklausulierte Lob des Isokrates läßt darauf schließen, daß Platon irgend etwas an ihm sympathischer war als an Antisthenes, und dies bezeugt eine Stelle im Dialoge selbst, nämlich 243 A—B, an deren Deutung wir uns erst jetzt wagen.

Sokrates hat kurz zuvor seine erste Rede beendet, erklärt aber, ihm sei es Bedürfnis, sich zu reinigen und zwar in der Weise des Stesichoros, die Homer freilich nicht gekannt habe. Beide nämlich hätten sich an der Helena versündigt und seien dafür geblendet worden. Stesichoros aber habe, „weil er Musenfreund war", durch einen Widerruf sein Augenlicht wieder erhalten. „Ich nun", so schließt Sokrates, „will klüger sein als jene und sofort widerrufen". Die Worte bedeuten vor allem eine Persiflage des Antisthenes. Laut Katalog bei Laert. Diog. hat dieser die schöne Ehebrecherin Helena der tugendhaften Penelope gegenübergestellt, deren schöne Seele er auch Fragm. S. 26 W. lobt. Vermutlich wird dies bei einer Homer-Interpretation gewesen sein. Was muß nun hier der arme Kyniker sich sagen lassen! Homer, sein Liebling und nach seinem Dafürhalten der Weiseste, ist erblindet um seiner *ἄγνοια* willen (*ἠγνόησεν*); denn er merkt nicht, daß er sich durch Schmähung der Helena versündigt hat. Wenn man nun bei der Erwähnung des Homer an den Homerinterpreten zu denken hat, so liegt die Vermutung nahe, auch hinter Stesichoros einen Zeitgenosen Platons zu suchen. Auffällig ist nun bei der Charakteristik des Himeräers der Ausdruck *ἅτε μουσικὸς ὤν*. Genau diese Worte kehren nämlich 268 E wieder, wo die polternde Art der Kynikers gegen Isokrates durch einen *μουσικός* getadelt wird. Aber mehr noch! Auf Isokrates führt auch der Umstand, daß er, der Gorgiasschüler, ja ein „Lob der Helena" geschrieben hat. Der Helena-Mythus steht nun mit dem Thema der drei Reden im Phaidros in enger Beziehung. Seit Gorgias wurde er so recht als Thema der Liebe verwandt, so daß die verschiedenen Auffassungen des Eros gerade hier offenbar wurden. Wenn nun Platon in dem Augenblicke, wo er sich anschickt, seine Meinung über den Gegenstand zu sagen, der Antisthenischen abfällig, der des Isokrates dagegen mit Zustimmung gedenkt, so ist das mehr als eine gelegentliche Bemerkung: um der edleren Auffassung der Liebe willen rühmt er an Isokrates die edlere Sinnesart (279 A). Aus dieser persönlichen Sympathie verstehen wir es, warum Platon den Redner gegen die bäuerischen Manieren des Kynikers in Schutz nimmt. — Alles in allem, geht Platon somit in äußeren Fragen der Redekunst weite

[1]) Der Titel einer Schrift des Antisthenes heißt: Über Lysias und Isokrates.

Strecken mit Antisthenes zusammen, tadelt indes seine unfeine Redeweise; in philosophischer Beziehung entfernt er sich ebenfalls sehr von ihm, um am Schlusse jedoch in dem Pangebete ihm die Hand zur Versöhnung zu reichen. Auch Isokrates' Anschauung von der Redekunst besteht vor unserem Philosophen nicht, doch bemüht er sich offensichtlich, das Gemeinsame hervorzuheben und einen urbanen Ton ihm gegenüber anzuschlagen. Das deutet darauf hin, daß in der Zeit des Entstehens des Phaidros zwischen Platon und Isokrates eine Fehde noch nicht bestand, und daß Platon eine solche vermieden wissen wollte, — freilich ein vergebliches Bemühen.

Eine Frage der Komposition soll noch gestreift werden.

Der Phaidros gehört zu den einfach dramatischen Dialogen, im Gegensatz zu den referierenden, z. B. dem Symposion. Dennoch scheinen uns zwischen dem Phaidros und dem Symposion — um das Beispiel zu behalten — gewisse Ähnlichkeiten der Komposition zu bestehen. Treffen will Platon den Antisthenes, der in sich Rhetorik mit Philosophie vermählt. Aber bevor er uns zu ihm führt (in der ersten Sokratesrede), hören wir einen Kleineren derselben Gattung, den Lysias. Dieser ist ja vorwiegend Rhetor; aber gerade in seiner Erosrede spielt er sich als Philosophen auf, und zwar im Sinne des Kynikers. Gleichsam den äußersten Kreis stellt Phaidros dar, gleichfalls einer aus der kynischen Sippe, der sich uns in dem Dialog als Rhetorenschüler vorstellt. Er ist ein Antisthenes im Kleinen; denn Platon hat sich ein Vergnügen daraus gemacht, ihn mit harmlosen Charakterzügen des Kynikers auszustatten.

Einige Ergebnisse der Untersuchung wollen wir zum Schlusse beleuchten. Antisthenes ist derjenige Sokratiker, der am ersten und häufigsten zur Feder gegriffen hat; auf ihn gehen die ältesten Sokratesdarstellungen zurück. Was man allgemein bei Porträts beobachtet, ist auch hier geschehen: die subjektive Auffassung des Darstellers hat das Bild wesentlich beeinflußt. Antisthenes, der mit bestimmten, festgewurzelten Ansichten in vorgerücktem Lebensalter zu Sokrates kam, hat auf ihn Züge übertragen, die seinem eigenen Lebensideale entsprachen. Das ist verständlich, aber es wurde mehr oder minder vorbildlich für andere. Xenophon z. B. übernimmt den kynischen Sokrates, nur daß auch er ihm eigene Neigungen andichtet, das Bild auf Kosten der historischen Wahrheit somit noch mehr entstellend. Auch Platon erweist sich in dieser Beziehung von dem Kyniker weit abhängiger, als man noch vor nicht langer Zeit meinte, auch darin, daß er Sokrates zum Träger seiner Philosophie machte. So erklärt sich die bald nach Sokrates Tode einsetzende legendarische Entstellung seiner Person. Interessant ist nun der Phaidros dadurch, daß wir in ihm Spuren einer Reaktion zu gunsten der historischen Wahrheit finden. Er wendet sich mit größerer oder geringerer Schärfe da-

gegen, in dem Meister einen Propheten mit mystischer Stimme in der Brust zu sehen. Und auch darin berichtigt er seinen Mitschüler, daß er der kynisch-lauten Weisenproklamierung mit allem Nachdruck die Bescheidenheit des historischen Sokrates entgegenstellt (234 E ἡ ἐμὴ οὐδενία; 235 C συνειδὼς ἐμαυτῷ ἀμαθίαν; 235 D ὑπὸ νωθείας). So erklären wir uns auch den Tadel des Schriftstellers gegen die „bäuerliche" Sprechweise des Kynikers; denn man bedenke: Antisthenes hat seinen Sokrates so reden lassen, und darum stellt gerade Sokrates im Phaidros fest, daß der ihm beigelegte Ton seiner Milde und Bescheidenheit nicht behagt. Nicht anders wird 239 C zu beurteilen sein, wo der Weise die ihm offenbar in den Mund gelegte rationalistische Mythendeutung für seine Person ablehnt. Am interessantesten ist aber wohl die Stelle, an der Platon den moralistischen Zeloten, wie Antisthenes den Sokrates schilderte, sich als begeisterten Naturschwärmer offenbaren läßt.

Das deutet auf einen tiefgehenden Gegensatz zwischen beiden Männern. In der Tat greift Platon nicht etwas Einzelnes an dem Gegner an, er packt ihn ganz: seine sprachlichen Forschungen, seine Ethik, seine Sokratesdarstellung, seinen Stil (238 D, 241 E), seine Eigenheiten im Ausdruck, seine Vielschreiberei, seine Homer-Interpretation, seinen Charakter (243 A), ja seine äußeren Verhältnisse (243 D). Freilich läßt er ihm auch Gerechtigkeit widerfahren, z. B. konstatiert er mit Freude ihre Übereinstimmung in gewissen Fragen der Rhetorik. Aber er zeigt doch auch wieder den Zwiespalt auf, der des Kynikers Seele durchzieht: Von Hause aus Rhetorenschüler, hat er sich von ihnen gänzlich losgesagt, als er durch Sokrates zur Philosophie geführt wurde. Aber die erste Liebe kann er nicht lassen; noch als Philosoph bleibt er Rhetor (Laert. Diog. VI 1). Dabei bekämpft er aufs hitzigste die Rhetoren: einen Gorgias, Isokrates, Thrasymachos und Polykrates. Die Rhetorik mit der Philosophie zu verbinden, ist ihm nicht geglückt. Wie beides im letzten Grunde zusammengeht, lehrt dagegen Platon im Phaidros. Seine Erörterungen erweisen sich somit nicht als fahle Grübeleien der Studierstube, sondern als gesunde Erzeugnisse einer Erfahrung, die durch gründliche Auseinandersetzung mit Andersdenkenden gewonnen ist.

Über die Entstehungszeit unseres Dialoges gehen die Ansichten weit auseinander. Joël (Platons sokr. Periode S. 91) hält ihn im Gegensatze zu seiner früheren Ansicht für das erste Gespräch Platons, jedoch erst in seinem Mannesalter entstanden, während z. B. Raeder (Pl. Entw. S. 278) ihn einer späteren schriftstellerischen Periode Platons zuweist. Unsere Erörterungen haben soviel wenigstens ergeben, daß Platon mit Isokrates in Frieden auszukommen sucht und daß er auch zu Antisthenes keineswegs alle Brücken abbricht. Im Euthydemos stellt er sich zu beiden schroffer. Dagegen können wir nicht mit Joël den Gorgias nach

Phaidros setzen: einmal erscheint uns Platons Stellung zur Rhetorik in unserem Gespräche gereifter; das ist jedoch Ansichtssache. Auch daß er im Gorgias dem Kyniker noch näher steht, kann bestritten werden. Vor allem aber weisen wir auf die verschiedene Beurteilung des Perikles hin; im Gorgias ist der Ton gegen ihn überscharf, hier durchaus anerkennend. Im ganzen meinen wir mit Joël, daß der Phaidros der ersten schriftstellerischen Periode unseres Autors zuzuweisen ist. Doch es scheint fast, daß Blaß Recht behält, wenn er meint, daß der Streit um die Datierung des Phaidros wohl nie aufhören wird.

Landsberg a. W. E. Höttermann.

---

## Die Muttersprache in pädagogischer und psychologischer Beleuchtung.

Nach der Gepflogenheit des preußischen Kultusministeriums, alle zehn Jahre die Lehrpläne und Lehraufgaben der preußischen höheren Schulen einer Durchsicht zu unterziehen, werden wir innerhalb Jahresfrist wieder Änderungen zu gewärtigen haben. Wenn ich recht vermute, wird die große Mehrzahl der Schulmänner von diesen vor allem eine Einschränkung des Unterrichtsstoffes erhoffen. Die Zeiten sind ja vorüber, wo einzelne Hauptfächer den Stundenplan wie den Unterricht beherrschten und den Nebenfächern nur einen geringen Spielraum ließen. Zwar sind auch heute noch Haupt- und Nebenfächer nach der ihnen zugewiesenen Stundenzahl abgestuft, aber die letzteren treten doch vermöge ihrer allgemein wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung sowie infolge der besonderen fachmännischen Vorbildung ihrer Vertreter mehr in den Vordergrund. So haben wir also heute an den höheren Schulen 9 wissenschaftliche Fächer, die in den mittleren und oberen Klassen für die Versetzung und schließlich für die Abgangsprüfung, wenn auch nicht von gleichem, so doch von entsprechendem Gewicht sind. Die Folgen dieses angespannten Betriebes so vieler Fächer zeigen sich besonders in längeren Schulvierteljahren einerseits in der Ermattung oder nervösen Abspannung schwachbegabter oder körperlich schwächlicher Schüler, andrerseits im raschen Vergessen des Gelernten. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß die gewünschte Verminderung des Lehrstoffes eine schwierige Arbeit ist, da es gilt, die Aufgaben der einzelnen Fächer nach den Forderungen der heutigen Wissenschaft und der heutigen Weltanschauung zu bemessen, auch ist vorauszusehen, daß bei Einschränkung der Ansprüche in einzelnen Fächern sofort Mehrforderungen in andern, besonders naturwissenschaftlichtlichen, angemeldet werden. Viel ist jedenfalls schon gewonnen, wenn die maßgebende Behörde sich entschließt, mit dem

veralteten Gelehrtenideal der Vielwisserei zu brechen, das wir dem unberechtigten Einfluß der Universität auf die Gestaltung der Lehrpläne an höheren Schulen zu danken haben, und den Umfang des Gedächtnisstoffes ins rechte Verhältnis zur Verstandesentwicklung zu setzen. Denn nach meiner Ansicht sind die Übelstände des gegenwärtigen Schulbetriebes zum Teil darauf zurückzuführen, daß zuviel auswendig gelernt und zu wenig mit dem Verstande verarbeitet wird. Gerade die gedächtnismäßige Aneignung des Lehrstoffes ist so ermüdend, weil sie zu wenig mit der verknüpfenden Tätigkeit des Verstandes Hand in Hand geht, durch die das Erlernte zum klaren Bewußtsein kommt und zugleich dauernder im Geiste haftet. Aber die Anregung dieser Verstandestätigkeit wird bei den gegenwärtigen Verhältnissen erschwert einmal durch den reichen Unterrichtsstoff und dann durch den Mangel einer einheitlichen Grundlage, auf der das ganze Wissensgebäude aufzuführen ist. Die natürliche Grundlage jedes gedeihlichen Unterrichtsbetriebes kann aber nur die Muttersprache sein, d. h. diejenige Sprache, welche mit dem gesamten geistigen Leben des Menschen von seiner Kindheit an verwachsen ist. Alles, was der Mensch denkt, fühlt und will, prägt sich in die Formen der Muttersprache und erhält durch sie seine körperliche Gestalt. Mit Hilfe der Muttersprache entwickelt sich der Mensch geistig von Stufe zu Stufe, der Grad seiner geistigen Entwicklung entspricht seiner Ausdrucksfähigkeit, und so wird er Herr seiner Geisteskräfte sein, wenn er seine Sprache beherrscht. Denn ohne die Sprache gibt es kein Denken, alles Denken wird erst angeregt und unterhalten nicht durch die Dinge selbst, sondern durch deren sprachliche Gegenwerte, die Begriffe. Wir denken allerdings nicht in abgerundeten Sätzen, wie sie gesprochen und geschrieben werden, wohl aber in Begriffen, und je klarer uns deren Inhalt ist, desto klarer unser Gedanke, je umfassender unsere Kenntnis der Muttersprache ist, desto umfassender unser Denken. Die Sprache ist also ein Hauptfaktor unserer Erkenntnis, die sie durch alle Stufen von der Wahrnehmung bis zum Urteil gleichmäßig hindurch begleitet. Denn die Dinge an sich können nicht in unser Denken eintreten — auch nicht die abstrakten, die ja nur der Niederschlag konkreter Erfahrungen sind —, weil sie Stoff sind und das Denken stofflos ist; sie haften zwar als Spiegelbilder der Wirklichkeit in unserer Vorstellung, aber Gegenstand des Denkens können sie erst werden durch die Vermittelung der Sprache, welche für jedes Ding die angemessene Bezeichnung, den begrifflichen Gegenwert bietet. Wenn also das Denken eine Verknüpfung der Dinge nach ihren charakteristischen Merkmalen ist, so heißt das: man denkt, indem man die sprachlichen Bezeichnungen der Dinge miteinander in vernünftige Beziehungen setzt.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß sich die geistige Entwicklung des Menschen im Verhältnis zu seiner Aneignung der Mutter-

sprache vollzieht, daß die Pflege der letzteren die erstere beschleunigt, die Vernachlässigung sie hemmt. Wer deshalb seine Kinder vor dem schulpflichtigen Alter geistig fördern will, der quäle sie nicht mit Lese- Schreib- und Rechenunterricht, damit sie ihre Schullaufbahn, mit einem Vorsprung beginnen, sondern erzähle ihnen jeden Tag etwas aus ihrem Fassungs- und Erfahrungskreise und lasse sich jeden Tag Erzähltes wiedergeben oder Selbsterlebtes berichten. Das ist die vernünftigste, weil naturgemäßeste Pädagogik für die Kleinen, welche dabei geistig zunehmen, ohne überangestrengt zu werden. Wie trostlos muß die Lage der Taubstummen gewesen sein, bevor es gelang, ihre Geisteskräfte durch einen zweckmäßigen Unterricht zu entfalten! Kein Laut der Sprache drang zu ihnen, der ihr Inneres hätte in Bewegung setzen, kein Wort kam über ihre Lippen, durch das sie sich der Umgebung hätten mitteilen können. Sie wurden auf der tiefsten Stufe des Menschentums festgehalten, verrohten an Geist und Gemüt, ehe die Gebärdensprache und die Sprechübungen ihnen das Mittel boten, durch den Verkehr mit der Außenwelt ihre Innenwelt zu bereichern. Zwar werden sie ihr ganzes Leben hindurch geistige Krüppel bleiben, wie sie körperliche sind, durch jenen Unterricht aber werden sie weit über die Stufe des Naturmenschen hinausgehoben. Und so wie jene Armen vor Einführung des Taubstummenunterrichts würde es der gesunden Menschheit ergehn, wenn sie die Sprache entbehren müßte. Aber unsere Pädagogik kennt deren Segnungen nur zur Hälfte. Sie sieht in der Sprache nur das Mittel, um die Gedanken auszudrücken, aber nicht sie zu bilden. Sobald wir aber beim Denken die Mitwirkung der Sprache ausschalten, wird der ganze Erkenntnisverlauf dunkel, wir begreifen dann nicht, wie die Dinge durch Sinneseindrücke in unsere Vorstellung eindringen und Gegenstand begrifflicher Verarbeitung werden können. Kant hat das letzte Wort nicht ausgesprochen, als er Sinnlichkeit und Verstand die zwei Stämme unserer Erkenntnis nannte. Wir brauchen zur Erkenntnis vielmehr 3 Faktoren, die Sinne, den Verstand und die Sprache, und da der Kantsche Satz lückenhaft ist, so hat er wenig zur Aufklärung unseres Geisteslebens und zur Befruchtung unserer pädagogischen Bestrebungen beigetragen. Bei der bisherigen Anschauung blieb der Verkehr zwischen Außenwelt und Innenwelt rätselhaft, sobald wir aber annehmen, daß die Sinneseindrücke durch den Sinnesnerv dem Verstande telegraphiert und von diesem sprachlich gedeutet werden, ergibt sich mühelos der Zusammenhang zwischen jenen beiden Gebieten. Die Sprache vergeistigt also den mechanischen Vorgang und schlägt die Verbindungsbrücke zwischen Körper und Geist.

Das größte Interesse an dem Wesen der Erkenntnis haben die Philosophie und die Pädagogik, die eine ein vorwiegend theoretisches, die andere ein vorwiegend praktisches. Der Teil der

Pädagogik, welcher den Unterricht behandelt, die Didaktik, hat an erster Stelle die Frage zu beantworten: Wie kommt die Erkenntnis zustande? Wenn aber die Antwort die Sprache als wesentlichen Erkenntnisfaktor übersieht, so ist sie unvollkommen, und diese unvollkommene Lösung wirkt in ihren Folgen hemmend und erschwerend auf die Unterweisung der Jugend. So liegen die Verhältnisse nicht nur in unserem höheren, sondern im gesamten Unterrichtswesen, aber im ersteren müssen sie sich bei der größeren Zahl der wissenschaftlichen Unterrichtsfächer entsprechend ungünstiger gestalten.

Was der großen Mehrzahl der Schüler, besonders derjenigen, die auf dem Lande aufgewachsen sind, fehlt, das ist ein ausreichender Wortschatz, der sie befähigt, sich von den ihnen verständlichen Dingen Rechenschaft zu geben und sie untereinander in eine mannigfaltigere logische Verbindung zu bringen. Ihre dürftige Sprachkenntnis gewöhnt sie, die Gegenstände ihres Erfahrungskreises flüchtig zu streifen, weil sie für deren Einzelheiten keine oder nicht die richtigen Worte finden. Überhaupt ist nach meiner Beobachtung das noch nicht schulpflichtige Alter geistig regsamer als unsere Schuljugend, wie mir scheint aus dem Grunde, weil sich das erstere vermöge des ununterbrochenen Austausches mit der Familie und den Gespielen geistig gleichmäßig weiter fortentwickelt, während die letztere in dem Maße langsamer in ihrer geistigen Entwicklung vorschreitet, wie die Muttersprache hinter dem Vielerlei der Unterrichtsfächer zurücktritt. Deshalb sollte man den Schulunterricht der unteren Klassen mehr in Einklang bringen mit dem natürlichen geistigen Entwicklungsgange des vorschulpflichtigen Kindes und in jenen Klassen systematische mündliche und schriftliche Darstellungsübungen einführen, die zugleich den Boden bereiten zur Aufnahme der in den einzelnen Fächern ausgestreuten Wissenssaat. Diese Übungen sollen die schlummernden Geisteskräfte wecken und diejenige Reife erzeugen, welche zum Verständnis der einzelnen Wissensfächer nötig ist. Solche Übungen haben wir bis jetzt nicht, der Unterricht führt vielmehr auf den verschiedenen Lehrstufen die Schüler unmittelbar an die einzelnen Fächer heran, ohne bei ihnen die geistige Reife voraussetzen zu können, die mit jenen Vorübungen erlangt wird. Diese Grundlage ist aber um so notwendiger, als die zu einer Klasse vereinigten Zöglinge ganz verschieden in ihrer Begabung sind und eine ebenso verschiedene Vorbildung in der Muttersprache haben. Denn diese ist ja gewöhnlich das Ergebnis der Lebensverhältnisse der Schüler, insofern also dem Zufall anheimgestellt und entzieht sich dem Einfluß der Schule. Denn erfahrungsmäßig setzt sich eine Klasse zusammen aus Söhnen gebildeter und weniger gebildeter Eltern, die einen wissen sich auszudrücken, die andern nicht, die einen sind leseeifrig, die andern nicht. Diese Unausgeglichenheit der Klasse in ihrer Vorbildung im Deutschen

ist, von ihrer Beanlagung hierbei ganz abgesehen, gleichbedeutend mit ihrer unausgeglichenen geistigen Reife. und wenn diese in der bisherigen Weise weiter fortbesteht, so ist sie ein ewiger Hemmschuh im Unterricht, sie verursacht großen Zeitverlust und beeinträchtigt die Leistungen. Diese Übelstände werden durch jene Vorübungen gemildert, welche die Klassengenossen einander geistig annähern, das Interesse am Unterrichtsgegenstande erhöhen, erleichternd bei dessen Aufnahme und Verarbeitung wirken und das Gedächtnis durch eine regere Verstandestätigkeit entlasten. Die Muttersprache, als Mittlerin bei allem Lernen, Denken und Verstehen, muß ja doch die ganze Last des Wissensgebäudes tragen, und wenn diese Grundlage schwankend ist, dann lösen sich die Teile des Oberbaues voneinander und brechen auch in vielen Fällen zusammen. Aus dem lückenhaften Lehrplan und der unzweckmäßigen Einrichtung des deutschen Unterrichts erklärt sich im wesentlichen das viele Auswendiglernen dessen, was begriffen werden sollte, das rasche Vergessen, der enge Gedankenkreis und die ungeschickte mündliche und schriftliche Ausdrucksweise, kurz die mangelhafte Verstandesbildung, die in den letzten Jahren den höheren Schulen wiederholt von Universitätsprofessoren zum Vorwurf gemacht ist. Die Muttersprache ist bisher nur als Lehrfach Gegenstand des pädagogischen Interesses gewesen, als Lehrmittel aber im Dienste anderer Fächer ist sie noch völlig unbekannt. Daraus erklären sich der einseitige philologische Betrieb und die mannigfachen Vorurteile, die ihrer erschöpfenden Würdigung entgegenstehen, Vorurteile, die aus alter Zeit übernommen und tief in den Lehrgang eingedrungen sind. Nach diesen Vorurteilen soll man die Erlernung der Muttersprache den Jahren überlassen, oder sie soll an den fremden Sprachen erlernt werden, oder ihre Handhabung soll kein Prüfstein der Bildungsstufe sein, der Gedanke soll die Hauptsache, die Form nur redaktionelles Beiwerk sein, und schließlich soll sie nur das Mittel zum Ausdruck der Gedanken sein aber nicht das Mittel zum Denken. Alle diese Anschauungen verraten einen Mangel an Einsicht in die psychologische Bedeutung der Sprache. Auch die preußischen Lehrpläne und Lehraufgaben würdigen die Muttersprache nur einseitig als das Mittel zur Erschließung deutscher Wissenschaft und Literatur und deutschen Volkstums, aber von ihrem Erkenntniswert sagen sie kein Wort. So wird denn also bis heute die Muttersprache als ein für sich bestehendes Lehrfach angesehen, das mit anderen Lehrfächern nichts zu schaffen hat; daß sie aber in der Tat alle Lehrfächer umfaßt und durchdringt, daß sie die Aneignung und Verarbeitung jedes Wissensstoffes vermittelt, das muß das schulmännische Interesse an ihr erhöhen. Diese abgesonderte Stellung der Muttersprache erzeugt notwendig die gegenseitige Absonderung der übrigen wissenschaftlichen Lehrfächer, die, wie sie sich an verschiedene Zonen des Gehirns wenden, als verschiedene Stoffgebiete einander

fremd gegenüberstehen und des inneren Zusammenhangs entbehren. Ein solches Stoffwissen gibt aber nicht den Anstoß zu weiterem Denken, es führt nicht zu höheren Gesichtspunkten und in weiterer Folge zu einer allgemeinen Weltanschauung als dem geistigen Gesamtertrage des Studiums, sondern es begnügt sich mit den Tatsachen und bleibt auf halbem Wege der Erkenntnis stehen. Von dem Vertreter einer solchen Bildung gilt das Goethesche Wort:

„Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band“.

Von ganz besonderer Bedeutung ist die Muttersprache für die Erlernung fremder Sprachen. Ob man fremde Sprachen zu wissenschaftlichen oder praktischen Zwecken treibt, in beiden Fällen ist die Muttersprache bewußt oder unbewußt das natürliche Vorbild, an welches man die fremde anlehnt. Stellt man geflissentlich die eine der andern gegenüber, was man im fremdsprachlichen Unterricht nie unterlassen sollte, so stößt der Anfänger fortgesetzt auf Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen beiden in der Wort- und in der Ausdrucksform, welche ihn allmählich gewöhnen, die fremde Sprache nach seiner eigenen zu beurteilen, mit seiner eigenen zu verstehn. Dadurch wird er eine schärfere Empfindung erhalten für die Abweichungen beider von einander, die er sich entweder als grammatische Regeln oder als stilistische Eigentümlichkeiten einzuprägen hat. Unter dem Einfluß dieses Wechselspiels wird sich ihm der gleiche Zweck mit verschiedenen Mitteln, der gleiche Gedanke unter verschiedenen Vorstellungen dargestellt zeigen, und Mittel und Vorstellungen werden ihn ahnen lassen die Seele zweier ganz verschiedener Völker, die sich vor seinen Augen sprachlich betätigt. Diese Art des Sprachbetriebes halte ich nicht bloß für die schulmäßigere und wissenschaftlichere, sondern auch für die lebendigere und anschaulichere; indes setzt sie bei dem Schüler eine gewisse Vertrautheit mit seiner Muttersprache und eine dementsprechende geistige Reife voraus. Die andere Methode, die unmittelbar in die fremde Sprache hineinführt, mag weniger zeitraubend und für praktische Zwecke geeigneter sein, allein sie lehrt die fremde Sprache nicht verstehen und erzielt ein Gedächtniswissen, das sich leicht verflüchtigt. Daß die jetzige Methode im deutschen Unterricht, welche die Muttersprache als für sich bestehendes Fach ansieht und ihrer psychologischen Hilfsstellung im wissenschaftlichen Gesamtunterricht keine Rechnung trägt, den obigen Anforderungen nicht entspricht, ist ohne weiteres klar. Aber bei dem jetzigen Verfahren kann der deutsche Unterricht auch nicht diejenigen Leistungen erzielen, welche den fachlichen Anforderungen genügen. Dazu sind diese bei der Muttersprache zu vielseitig und ist, wie oben schon gesagt, die Vorbildung der Schüler in ihr je nach ihren Lebensverhältnissen zu verschieden. Dazu kommt, daß die zum Aufsatzschreiben unerläßlichen stilistischen Vorübungen fehlen und die Gelegenheit zu

zusammenhängender mündlicher Darstellung in der Geschichte, Literatur oder anderen Gegenständen durch die im Unterricht zu bewältigende Stoffmenge wesentlich eingeschränkt wird. Die größte Schwierigkeit wird der Förderung der Schüler in der heimischen Sprache aber bereitet durch die fremde Sprache, das Lateinische oder Französische, in der Sexta. Wenn der Sextaner, der die Elemente des Deutschen notdürftig überwunden hat, bereits in 8 bezw. 6 wöchentlichen Unterrichtsstunden mit dem Lateinischen bezw. Französischen befaßt wird, während dem Dentschen nur 4 Stunden zur Verfügung stehn, so wirkt dieses Nebeneinander auf dieser Stufe verwirrend auf seinen Geist und hemmend auf seinen Fortschritt in der heimischen wie in der fremden Sprache; die erstere ringt dann mit der letzteren im Kopfe des Knaben um die Vorherrschaft, während sie als nächstliegende Stütze für diese bestimmt ist. Erhält die Muttersprnche aber nicht einen solchen Vorsprung, daß sie das Verständnis der fremden erleichtert, so muß der Schüler die fremdsprachlichen Formen ohne Verständnis dem Gedächtnis einprägen. Und hat er sich mühsam durch die Formenfülle der ersten durchgerungen, dann setzt die zweite fremde Sprache ein, die er allerdings erst mehrere Jahre später angreift, aber unter dem Wettbewerb der ersten. Es ist mir unzweifelhaft, daß die jetzige nicht auf der Grundlage der Muttersprache beruhende Methode das Verständnis der fremden Sprachen sehr erschwert und das ohnehin von diesen schon genug belastete Gedächtnis übermäßig in Anspruch nimmt. Fast alle übrigen wissenschaftlichen Fächer sind so glücklich, Anschauungsmittel zu besitzen, durch welche die Einsicht in das Wesen eines Gegenstandes durch dessen sinnliche Wahrnehmung gefördert wird. Nur die fremden Sprachen entzogen sich bis jetzt der Anschauungsmethode, weil man kein dem Sprachstudium entsprechendes geistiges Anschauungsmittel besaß. Nun, die Muttersprache ist das gegebene!

Mit der Bedeutung, welche die Muttersprache als Erkenntnisfaktor erhält, ergibt sich zugleich die Forderung, daß sie in den Vorklassen und in der Sexta einen breiteren Raum einnehmen muß. Deshalb ist notwendig die Entfernung der fremden Sprache aus dieser Klasse, weil hier das Deutsche nicht bloß grammatisch und orthographisch, sondern auch stilistisch getrieben werden muß zur Erzielung höherer Fachleistungen und zugleich im vorbereitenden Sinne zur Erreichung einer höheren geistigen Reife für die anderen wissenschaftlichen Fächer. Die beiden fremden Sprachen aber, die dadurch in ihrer Gesamtstundenzahl gekürzt werden, erhalten bei der neugeschaffenen Grundlage eine hinreichende Entschädigung für den Stundenverlust durch die besseren Fortschritte der Jugend.

Nach den vorstehenden Ausführungen ist also die Muttersprache die Seele des gesamten Unterrichtswesens, aber jede Re-

form des deutschen Unterrichts, auch die vorbezeichnete, wird Stückwerk bleiben, wenn sie sich lediglich auf dessen Neuordnung beschränkt und nicht durch Anregung und den Hinweis auf die Bedeutung der Muttersprache für Schule und Leben auf die eigene Fortbildung der Schüler durch Privatlektüre hinwirkt. Ohne häusliche Mitarbeit können Schüler in 9 Jahren vielleicht soweit gefördert werden, daß sie einen farblosen Aufsatz schreiben, aber ihre geistige Reife entspricht doch nicht der Länge ihres Schulbesuchs. Diesem Mangel würden die Schulbibliotheken abzuhelfen haben, welche dann nicht bloß die Sachkenntnis der Jugend vermehrten, sondern auch ihren Vorrat an Worten, Wendungen, Satzformen und Satzverbindungen ergänzten und damit ihr Denken belebten und erweiterten.

Die Didaktik ist wie die gesamte Pädagogik ihrem Wesen nach angewandte Psychologie, mit einziger Ausnahme der Verwendung der Anschauung ist sie jedoch bis heute nur eine durch die Erfahrung gewonnene Fertigkeit. Aber die pädagogische Erfahrung, so wertvoll ihre Hilfe ist, stellt doch nur eine Summe äußerlich beobachteter Fälle dar, die nicht auf ihren Untergrund geprüft sind; auch hat sie viel Zeit in Anspruch genommen und wird versagen, wo es sich um neue Unterichtsprobleme handelt. Das sind Gründe genug zur Empfehlung eines psychologisch vertieften Lehrverfahrens, zu dem diese Arbeit den Anstoß geben möchte.

Wolfenbüttel. A. Kullmann.

---

## Schillers numidische Tigerin.

Schiller vergleicht im „Spaziergang“ die zur Verzweiflung gebrachte Menschheit mit einer Tigerin:

Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit“.

Wenn es auch Tatsache ist, daß es weder in Numidien noch in ganz Afrika jemals einen Tiger gegeben hat und diese Katzenart ausschließlich auf Asien und die malaiische Inselwelt beschränkt ist, so erleidet Schillers geschichtsphilosophisches Gedicht durch den Nachweis eines in ihm vorkommenden tiergeographischen Irrtums keine ästhetische Einbuße. Schillers Irrtum entstammte vielleicht der Lektüre von des Petronius Arbiters Gedicht De Mutatione Reipublicae Romanae in der Ausgabe von Wernsdorfs Poetae Latini Minores wo es v. 114—119 heißt:

Quaeritur in silvis Mauri fera, et ultimus Ammon
Afrorum excutitur, ne desit bellua denti
Ad mortes pretiosa suas, premit advena classes

Tigris, et amata gradiens vectatur in aula,
Ut bibat humanam populo plaudente cruorem.

Dies ist die einzige Stelle in römischen Autoren, wo von afrikanischen Tigern die Rede ist. Alle andern römischen Dichter, vom ersten bis zum fünften Jahrhundert n. Chr., kennen den Tiger nur in Armenien und Hyrkanien. Vgl. Vergil Eclog. V 29:

Daphnis et Armenias curru subiungere tigres
Instituit.

Ovid Metamorph. XV 86:

Armeniae tigres iracundique leones.

Seneca Hercules Oetaeus act. II v. 241:

Stetit furenti similis ac torvum intuens;
Herculea coniunx, foeta ut Armenia iacens
Sub rupe tigris hoste conspecto exsilit.

Sidonius Apollinaris Carmen II 445—446:

Aut ut tigriferi pharetrata per arva Niphates
Depopulatur ovans Artaxata Caspia consul.

Claudianus In Rufinum Lib III v. 227:

Quae sic Gaetuli iaculo percussa leaena
Aut Hyrcana premens raptorem belua Parthum
Aut serpens calcata furit?

Vergil, Ovid, Seneca und Sidonius Apollinaris sprechen von dem Vorkommen des Tigers in Armenien, wo er wahrscheinlich niemals gehaust hat. Zwar will der Reisende Tournefort, der Armenien im achtzehnten Jahrhundert bereist hat, den Tiger am Ararat getroffen haben. In seiner Reise nach der Levante[1]), Bd. 3 S. 342 erzählt er: „Die Tiger, welche wir (am Ararat) antrafen, machten uns angst und bange, ob sie gleich über 200 Schritte von uns waren und man uns sagte, daß sie den Reisenden selten etwas zu leide tun. Sie suchten ihren Durst zu löschen und hatten vermutlich an diesem Tage keinen Hunger. Wir legten uns indessen doch in den Sand und ließen sie sehr ehrerbietig vorbeigehen. Man tötet manchmal einige mit dem Schießgewehr, insgemein aber legt man ihnen Netze, in denen man diejenigen Tiger fängt, die man zahm macht und nachgehends in den Hauptstädten Persiens auf der Schau herumführt". Alle Anzeichen dieses Reiseberichts lassen auf eine Verwechselung des Panthers mit dem Tiger schließen. Denn hundert Jahre nach Tournefort schreibt Moritz Wagner in seiner Reise zum Ararat (1841) S. 159: „Von Tigern findet sich hier (am Ararat), wie in ganz Vorderasien, keine Spur, Auch der Panther ist in der Nähe des Ararat

[1]) Tournefort, Pitton v., Beschreibung einer auf königlichen Befehl unternommenen Reise nach der Levante. Aus dem Französischen. 3 Bände mit Kupfern. Nürnberg 1776—1797, Raspe.

nicht zu Hause, doch soll er früher zuweilen in der Araratebene geschossen worden sein".

Die Verwechselung des armenischen Panthers mit dem Tiger hat offenbar schon bei Vergil, Ovid, Seneca und Sidonius Apollinaris stattgefunden, und einzig Claudian war richtig orientiert, wenn er den Tiger nach Hyrkanien versetzte. In den halbtropischen Sumpfwäldern Massanderans haust der Tiger nach Melgunoff, Die südlichen Ufer des kaspischen Meeres S. 131 noch heute: „Malerische Spuren auf dem Schnee (zwischen Astrabad und Schahrud) an dem Ufer des Flusses zeigten, daß im nahen Gebirge Tiger und Panther hausen".

Schiller hätte, wenn er diese tiergeographischen Verhältnisse gekannt hätte, was zu seiner Zeit unmöglich war, geschrieben:

„Und des hyrkanischen Walds."

Bern. Hermann Brunnhofer.

---

Die 51. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner wird von Dienstag, den 3. Oktober bis Freitag, den 6. Oktober 1911 in Posen stattfinden.

---

# ZWEITE ABTEILUNG.

## LITERARISCHE BERICHTE.

1) **Friedrich Aly, Geschichte des preußischen höheren Schulwesens.** Marburg 1911, Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 124 S. kl. 8. br. 2 *M*, geb. 2,60 *M*.

Ein kleines, aber sehr inhaltreiches Buch, aus einer zehnjährigen Praxis des Verfassers als Examinators der Pädagogik bei der Wissenschaftlichen Prüfungskommission in Marburg hervorgegangen, das den Kandidaten ein Hilfsbuch sein soll zur Führung durch die Geschichte des höheren Schulwesens in unserem engeren Vaterlande und zum Schluß die wichtigeren einschlägigen Schriften angibt, nach denen sie sich dann eingehender unterrichten mögen. In knapper Darstellung werden wir in großen Zügen hindurchgeführt durch die verschiedenen Entwicklungsstufen von den Anfängen des durch den Protestantismus bestimmten älteren Humanismus des 16. Jahrh. bis zu dem „Schulfrieden von Berlin" im Jahre 1900 und den daran sich anschließenden neuen Kämpfen.

Gern möchte ich hier in der Hauptsache nach Alys Darstellung die Bedeutung führender Männer, wie v. Zedlitz, Wilh. v. Humboldt und Süvern, Joh. Schulze, Wiese und Bonitz, in der Entwickelung des preußischen Schulwesens darlegen, aber es würde zu weit führen. Man muß die Abschnitte in dem mäßigen Umfang des Buches von S. 14—75 selbst lesen, wie ich sie zweimal mit Genuß gelesen habe. Was kommt, besonders in den letzten Abschnitten, alles zur Sprache und wird zum Teil einer scharfen Kritik unterzogen! Die Ordnungen der Reifeprüfung, die Prüfung der Kandidaten und ihre praktische Ausbildung, die großen Schulkonferenzen in ihrer Bedeutung und ihren Folgen, der Streit um die Berechtigungen, die Wahlfreiheit des Griechischen und der englische Ersatzunterricht, der „Utraquismus", der Kampf um die Schulreform, die Lehrpläne, die Entwickelung der Schulgattungen, die Anbahnung einer Einheitsschule, der Unterrichtsbetrieb, der Kampf des höheren Lehrerstandes um die Gleichberechtigung mit anderen akademisch gebildeten Ständen, der

deutsche Gymnasialverein, die Überbürdungsklage, die Leibesübungen und der Sport, die Reformschule, die Monatschrift für höhere Schulen, die unruhige Neuerungssucht, die freiere Gestaltung des Unterrichts in den oberen Klassen, der Austausch mit anderen Ländern, die Gefahren für das Gymnasium und die Wahrung seiner Eigenart, der Wert der Übersetzung in die Fremdsprachen, das Hineintragen der Kritik der Schule in die Schülerkreise, das Streben seminaristisch gebildete Lehrer in die höheren Schulen zu bringen, die Mittelschule, Koedukation, Einführung neuer Fächer (Kunstunterricht, Biologie, Hygiene, Bürgerkunde usw.). Reiche Beobachtungen, schwere Bedenken, gerechtfertigte Wünsche und beherzigenswerte Ratschläge sind in den letzten Teilen zusammengestellt. Man wird sie zu reichem Gewinn lesen. Nur muß man beachten, daß der Verfasser Vorsitzender des „Gymnasialvereins" ist und von diesem Standpunkt vieles beleuchtet. „Wir legen keinen Wert auf die große Zahl der Gymnasien, verlangen im Gegenteil, daß nur die Gymnasien bestehen bleiben, die eine Erreichung des gymnasialen Ziels gewährleisten" (S. 117 f.). Das klingt sehr bescheiden. Die Hauptsache muß uns doch wohl sein, die humanistische Bildung (mit Beibehaltung des Griechischen in seinem ganzen Umfang) für möglichst weite Kreise unserer Gebildeten zu erhalten, und für diesen Zweck möchte es doch vielleicht ratsam sein, für das Griechische im Gymnasium von Tertia bis zur Reifeprüfung einen englischen Ersatzunterricht zu ermöglichen. Das klingt verwunderlich, und doch ists so. Wie und unter welchen Voraussetzungen ich mir das so denke, darüber möchte ich mich an anderer Stelle eingehender aussprechen.

Daß Aly das zweibändige 1910 erschienene Werk von Budde „Die Pädagogik der preußischen höheren Knabenschulen unter dem Einflusse der pädagogischen Zeitströmungen vom Anfang des 19. Jahrh. bis zur Gegenwart" ganz ignoriert, hat seinen Grund wohl darin, daß dieser einen total anderen Standpunkt einnimmt, indem er für Wahlfreiheit des Englischen, Abschaffung des Skriptums auf der Oberstufe und Bewegungsfreiheit auf derselben eintritt, und Aly mag ihn zu den radikalen Schulpolitikern rechnen, die durch die trübe Brille blicken (S. 6). Aber Budde hat mit großem Fleiß ein reiches Material zusammengetragen und den Stoff übersichtlich geordnet, so daß die Kandidaten auch dieses Buch mit Nutzen studieren werden und zugleich den verschiedenen Standpunkt prüfen mögen, so u. a. in der verschiedenen Beurteilung Joh. Schulzes, über den Budde auch eine große Anzahl zeitgenössische Urteile zusammenstellt.

Hauptsache ist für Aly in den „wissenschaftlichen Elementarschulen" die Weckung geistiger und sittlicher Kräfte, sie haben vorwiegend das logische und das ethische Moment zu betonen und haben Lehrer nötig, die geistige und sittliche Kraft zu wecken

vermögen. Die Gemeinsamkeit aller höheren Schulen bleibt gewahrt in der religiösen (christlichen) und nationalen Grundlage. Das ist schön und gut, und ich stimme ihm vollständig bei. — Der Druck, das sei noch bemerkt, ist nicht immer ganz korrekt.

Unter den Kandidaten wird das Büchlein weite Verbreitung finden, aber auch den Lehrern sei es warm empfohlen, und ich möchte wohl, daß es auch in weitere Kreise dränge, um mit wenig Worten die Leute über vieles aufzuklären, über das sie oft so unklar reden.

2) A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Mit einer Fortsetzung: Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart von Adolf Stern. Siebenundzwanzigste Auflage, bearbeitet von Heinrich Löbner und Karl Reuschel. Marburg 1911, Elwertsche Verlagsbuchhandlung. XXIII u. 808 S. gr. 8. eleg. geb. 6 ℳ.

Ich hatte 1909 in dieser Zeitschrift S. 564ff. Vilmars Literaturgeschichte ausführlicher besprochen und bei dieser Gelegenheit auch die für Katholiken berechnete unwerte und unwürdige, fehlerhafte und unzuverlässige Bearbeitung von Prof. Macke beleuchtet und entschieden zurückgewiesen. Zu meiner Freude ist nun der 1905 erschienenen 26. Auflage jetzt eine 27. gefolgt, und ich benutze gern die Gelegenheit, hier wieder mit einigen Worten auf das treffliche Buch hinzuweisen. Der Text des Hauptwerkes blieb natürlich unverändert, die Anmerkungen aber hat Karl Reuschel in Dresden durchgesehen, berichtigt und ergänzt, derselbe, der s. Z. im 1. Jahrgang des „Eckart“ in einer Abhandlung: „Literaturgeschichten, wie sie nicht sein sollen“, das Macke-Herletsche Warenhausprodukt einer scharfen Kritik unterzogen hatte; Adolf Sterns Fortsetzung aber ist nach dessen Tod laut letztwilliger Verfügung und auf Grund hinterlassener Aufzeichnungen von Heinrich Löbner in Danzig erweitert sowie in den Anmerkungen berichtigt und ergänzt worden, und somit sind der Text um 22 Seiten, die Anmerkungen um 11 Seiten gewachsen.

So ziehe denn unser altbewährter, trefflicher Vilmar von neuem hinaus, siegesgewiß und zu den vielen alten Freunden immer neue gewinnend, und wenn ihm unterwegs irgendwo vagabundierend ein Macke-Herlet begegnet, so schage er ihn tot. — Wer die 27. Auflage kauft, erhält Könnecke-Muffs „Deutschen Literaturatlas“ statt zu 6 ℳ zum Vorzugspreise von nur 4 ℳ, eine wertvolle Ergänzung zum Vilmar.

3) K. Reissinger, Dokumente zur Geschichte der humanistischen Schulen im Gebiete der Bayerischen Pfalz, mit historischer Einleitung. Erster Band: Historische Einleitung und Dokumente der bischöflichen Schulen in Speyer. Band XLVII der „Monumenta Germaniae paedagogica“. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. XVIII u. 446 S. gr. 8. 11,60 ℳ.

Das vorliegende Werk bildet einen Teil der im Auftrage der

Bayerngruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in Angriff genommenen Sammlung schulgeschichtlicher Dokumente aus dem Gesamtgebiet des jetzigen Königreichs Bayern und umfaßt das Territorium der heutigen Pfalz. Nur fehlen die ehemals kurpfälzischen Gebiete, die heute zur bayerischen Pfalz gehören, da das Gesamtgebiet der einstigen Kurpfalz in einem besonderen Monumenta-Band bearbeitet werden wird. Der erste Band enthält eine 324 S. umfassende eingehende und sorgfältig gearbeitete geschichtliche Darstellung der Entwickelung des humanistischen Mittelschulwesens in der bayerischen Pfalz, der sich ein Verzeichnis der Lehrbücher der Gymnasien zu Speyer und Zweibrücken anschließt. Danach folgen als 2. Teil auf 95 S. die Dokumente der bischöflichen Schulen in Speyer, zumeist den Urkunden und Akten des Großherzoglichen Generallandesarchivs in Karlsruhe entnommen. Der zweite Band soll die Dokumente zur Geschichte der Gymnasien zu Speyer und Zweibrücken, sowie der kleineren Anstalten, die alle schon in der historischen Einleitung behandelt sind, bringen und noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. Zum Schluß wird ein Index über die beiden Bände folgen.

In der geschichtlichen Einleitung sind die einzelnen Schulen getrennt behandelt und das Hauptgewicht gelegt auf die innere Entwickelung der Anstalten und ihre Stellung in der allgemeinen Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Am Schluß dieses Teils ist dann eine Zusammenfassung der Entwickelung des Schulwesens im ganzen Gebiet gegeben. Originalstellen aus alten Berichten, die der Darstellung öfters eingefügt sind, helfen mit die damalige Zeit zu veranschaulichen.

Die Pfälzer Schulen haben sich in nichts Wesentlichem von der allgemeinen Verfassung der deutschen Schulen in den einzelnen Perioden schulgeschichtlicher Entwickelung unterschieden. Insbesondere können wir alle pädagogischen Strömungen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auch in der Entwickelung der Pfälzer Schulen wahrnehmen; keine hat einseitig den Fortgang beeinflußt, sondern was gut und brauchbar erschien, wurde aufgenommen. Das ruhige Wachstum und Ausleben der aufgegangenen Keime wurde aber dann unterbrochen durch die gewaltsame Umgestaltung des Schulwesens in der Zeit der französischen Herrschaft. Erst unter der Fürsorge der Königlich bayerischen Schulverwaltung begannen die Anstalten ein neues Leben im Geiste des vollentwickelten Neuhumanismus.

Es kommen bei der Schuleinrichtung zur Sprache Schulgeld, Besoldung der Lehrer, die Sorge für arme Schüler, Schüler- und Klassenzahl, Einrichtung der Klassen- und Fachlehrer, Unterrichtszeit, Ferien, Prüfungen und Versetzungen, Oberleitung und Schulaufsicht, Prüfungen der Lehrer und Titel. Hinsichtlich der inneren Entwickelung sei in kurzer Übersicht Folgendes erwähnt.

Das Bildungswesen des Mittelalters lag auch dort zu Anfang ganz in den Händen der Kirche. Bonifatius und Pirminius brachten mit dem Christentum die ersten Anfänge des Unterrichts. Den Bemühungen Karls des Großen darf man vielleicht die Gründung der Domschule zu Speyer zuschreiben. Das Ziel war die Ausbildung von Geistlichen; die Schulen waren Gedächtnisschulen. In der 2. Hälfte des Mittelalters erwuchs eine Konkurrenz in den Stadt- oder Ratsschulen (so in Landau). Dann rief die Verbindung von Humanismus und Reformation und Luthers kraftvolles Eintreten eine Reihe neuer höherer Schulen hervor, die unter Zurückdrängung der geistlichen Anstalten zusammen mit den Volksschulen die eigentlichen Bildungsstätten wurden. Es waren Trivialschulen, nach dem Vorbilde Melanchthons errichtet; Gymnasien wurden eingerichtet nach dem Straßburger Gymnasium Sturms. Auch wurde der Versuch gemacht, im Anschuß an den Gymnasialkurs ein auditorium publicum einzurichten und damit sogenannte „akademische Gymnasien“ zu schaffen. Daneben finden sich sog. Winckelschulen, von Privaten eingerichtet. Für Lehrziel und Lehrmethode wurde im 16. Jahrh. die von J. Sturm geleitete Straßburger Anstalt allgemein vorbildlich. Lateinische Eloquenz war das Ziel, das Griechische trat sehr zurück, Hebräisch wurde noch nicht gelehrt und für die sog. Realien war noch kein Platz in den Schulen. Etwas besser kamen die eigentlichen „Wissenschaften“ (artes) weg: Dialektik, Rhetorik, Ethik und Physik. Der Religionsunterricht bekam auf den höheren Schulen einen dogmatischeren Charakter. Im Musikunterricht pflegte man den Kirchengesang. — In der ersten Hälfte des 17. Jahrh. führte das Elend des dreißigjährigen Krieges die Gelehrtenschulen an den Rand des Verfalls. Dann machten sich die Forschritte auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, der Einfluß von Philosophen wie Baco von Verulam und Descartes und der großen Reformer Ratichius und Comenius geltend: selbständiges Denken, der Weg der Erkenntnis, die Wertschätzung der Realien und die Anschauung. Nun wurde auch das Recht der deutschen Muttersprache im Unterrichte betont, doch bürgerte sich unter dem damaligen französischen Einfluß auch die französische Sprache ein. Auch in der allgemeinen Unterrichtslehre und der eigentlichen Erziehung sind die Grundsätze der Reformer zu erkennen. — Im 18. Jahrh. setzte sich die Entwickelung fort. Das Latein erlitt eine Einschränkung zu gunsten der sog. Wissenschaften, und es erhoben sich Stimmen für Besserung des griechischen Unterrichts. Besonders aber wurden die Realien stärker betont. Es zeigte sich der segensreiche Einfluß A. H. Franckes und des Pietismus. Nun wurde die Realschule gegründet. Ferner machte sich der Einfluß der philanthropistischen Bewegung Basedows und dem gegenüber die Neubelebung des Unterrichts in den klassischen Sprachen im

Neuhumanismus (begründet durch J. M. Gesner in Göttingen) geltend. Gleichzeitig ist in den Anweisungen der Schulordnungen der Geist der Aufklärung zu spüren.

So verlockend es nun auch ist, so muß ich mir doch des Raumes wegen versagen auf Einzelheiten näher einzugehen, so den poetischen Bericht Walthers von Speyer über seine Studien an der Domschule aus dem Jahre 983 (Docum. 1), die Bezüge der Lehrer z. B. in Landau zu Anfang des 16. Jahrh. an Schulgeld, Naturallieferungen (auch ein bestimmtes Maß Kirschkerne zur Bereitung eines Getränks!) und Geschenken (S. 55), den Speisezettel für die Stipendiaten in Hornbach (S. 95) und die Aufführung von Dramen dort (S. 99), die Einrichtung des „asinus" (S. 117 f. u. 310), den Zustand von Schulgebäuden (z. B. S. 178), „defectus disciplinae" (S. 240 f.), Vorschriften für die Lehrer usw. Alles sehr interessant, zum Teil auch recht ergötzlich.

Vorausgeht ein 8 Seiten umfassendes Inhaltsverzeichnis des geschichtlichen Teils, das übersichtlich den gesamten Inhalt der einzelnen Abschnitte skizziert. Ihm folgt dann eine Übersicht über die mitgeteilten Dokumente mit Angabe der Jahre, aus denen sie stammen.

Alles in allem ein mit großem Fleiß und großer Sorgfalt ausgearbeiteter reichhaltiger, interessanter und belehrender Band, für den wir dem Herausgeber zu Dank verpflichtet sind.

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) Johannes Berninger, Dur und Moll. Schule und Elternhaus in harmonischem Wirken. München 1911, Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin. 125 S. 8. 2,40 *M*.

Der erste Teil der Schrift ist die Erweiterung eines Referates, das der Verf. auf dem 3. internationalen Kongreß für Schulhygiene in Paris im August 1910 über die „Beziehungen zwischen Lehrkörper und Familie und die Pflege solcher Beziehungen in der Praxis" gehalten hat. So notwendig und wichtig das Einverständnis der wichtigsten Erziehungsfaktoren, Schule und Haus, ist, so sehr wird das noch immer verkannt. Die erziehliche Befähigung der Eltern ist gering, aber auch die Schule ist nicht ohne Schuld. Das bessert sich allmählich. Einige Lehrkörper und Schulbehörden bemühen sich um ein harmonisches Zusammenwirken von Schule und Haus und finden in Elternkreisen dafür Verständnis. Wie sich dies Zusammenwirken zu gestalten hat, wird ausführlich gezeigt. Es ist der wichtigste Abschnitt im Buch, und wenn der Verf. hier auch nur Volksschulen im Auge hat, vieles läßt sich auch ohne weiteres, manches mutatis mutandis auf die höheren Lehranstalten übertragen. Das gilt z. B. von der Behandlung von Verfehlungen der Schüler, von der Behandlung schwachbegabter und ängstlicher, frühreifer und vorlauter Schüler, von der Beratung der Eltern bei der Berufswahl, dem Mißbrauch von Dispensations-

gesuchen, von manchem guten, den Eltern immer wieder zu gebenden Rat, wie dem, in Gegenwart des Kindes nicht in herabsetzender Weise von der Schule und den Lehrern zu sprechen, dem Kinde nicht die Selbstarbeit zu ersetzen, das gilt auch von der Wichtigkeit der Presse, die hier viel Gutes wirken kann, aber bisher wenig Gutes gewirkt hat. Natürlich handelt B. auch von allerlei Versuchen und Einrichtungen, deren Wert doch z. T. noch höchst problematisch ist, für die aber der Verf. aus pädagogischen und sozialen Gründen warm eintritt. Sprechstunden, Schulbesuchszeiten für die Eltern (!), Schulfeiern, öffentliche Schulprüfungen, Familienbeiräte (die in Baden seit etwa einem Jahre eingeführt sind, was doch bei der allgemein anerkannten geringen erziehlichen Befähigung der Eltern recht bedenklich erscheint), Familienabende, Schulabende, Elternbünde, Elternvereinigungen und Elternabende, — alles wird unter Hinweis auf die praktischen Versuche und die damit gemachten Erfahrungen besprochen. Den Schluß bildet eine recht dankenswerte Zusammenstellung der einschlägigen Literatur.

Der zweite Teil, ein praktisches Beispiel für die warm empfohlenen Vorträge auf den Elternabenden, interessiert die Leser dieser Schrift kaum, denn er handelt darüber, wie das Elternhaus der Schule vorarbeiten und ihr Wirken namentlich in der Aufnahmeklasse unterstützen kann.

Die Lesbarkeit der Schrift wird entschieden beeinträchtigt durch die vielen Zitate z. T. über allgemein zugegebene Tatsachen, die keiner Unterstützung durch Autoritäten bedürfen; manchmal stammen die angeführten Stellen auch gar nicht von Autoritäten her. Das häufige Zitieren aus eigenen Schriften des Verf.s wirkt besonders unangenehm.

2) **Ludwig Weniger, Gedanken über Jugenderziehung und Weiterbildung.** Gütersloh 1911, C. Bertelsmann. VII u. 134 S. geb. 2,50 *M*.

Das vorliegende kleine Buch ist für gebildete Christen bestimmt und handelt über Fragen der Erziehung von der Kinderstube an, bis zur Hochschule und darüber hinaus, Fragen, die alle angehen, denen das Gedeihen des aufwachsenden Geschlechts am Herzen liegt, Väter und Mütter zunächst, dann Lehrer und ernste Denker auch ohne eigentliche Erzieherstellung im Leben. Bei der Behandlung der Fragen macht der Verfasser, der als Vater, Lehrer und Leiter höherer Schulen über eine reiche Erfahrung verfügt, auf Vollständigkeit keinen Anspruch, er will eben bescheiden nur gutbegründete und gutgemeinte Ratschläge geben, die geeignet sind, der Sache zu dienen, der der Verf. sein Leben voll Hingebung und Liebe gewidmet hat. Dabei wird manche alte Weisheit wiederholt, das weiß der Verf. selber. Was schadet es? Manches kann eben nicht oft genug gesagt werden, um andere

vor Fehlern zu bewahren, und die überzeugende, herzgewinnende Art, in der der Verf. zu uns spricht, läßt auch das schon oft Gehörte wirksam und eindrucksvoll erscheinen. Von der Fülle der Gedanken, die in 5 Kapitel — Hauserziehung, Schule, Lehrer, Unterricht und Weiterbildung — geordnet sind, sei hier nur einiges hervorgehoben, was heute immer wieder von neuem die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Da ist die Rede von der Körperpflege und den Leibesbewegungen, wobei der Verf. mehr von der ungefesselten Bewegung im Freien als von dem fachmäßig geregelten Turnen hält, von der Nervosität, dem Geschlechtsleben, der Koedukation, dem Elternbeirat, dem Sechsstundentag, den Schulferien, den „neuen" Fächern wie Biologie und Bürgerkunde usw. Meist wird der Verf., der ebenso erfahren wie vorsichtig im Urteil ist, auf allgemeine Zustimmung rechnen können, zuweilen allerdings fordert er zum Widerspruch heraus, z. B. mit der Forderung des gleichen Bekenntnisses aller Lehrer an derselben Anstalt, auch seine Ansicht über den Wert der Simultanschulen wird nicht allseitig geteilt. Aber Einzelheiten mindern den Wert des Buches nicht. Von dem Geiste, der das Buch durchweht, zeugt der Schluß, den man mir gestatten möge hier anzuführen. „Das Gebiet der Erziehung ist ohne Grenzen und in ewigem Wechsel begriffen, wie die Entwickelung der Menschheit. Allein die treibenden Kräfte bleiben unverändert nach wie vor: Weisheit, Arbeit, Liebe, diese drei; aber auch hier ist die Liebe die größeste unter ihnen".

3) J. Böhme, Die sexuelle Frage in der höheren Knabenschule. Ein Mahnwort an Eltern und Lehrer. Leipzig 1911, Fritz Eckardt. 32 S. 0,40 *M*.

Die kleine Schrift — ein Vortrag gehalten in der Oberrealschule auf der Uhlenhorst vor Eltern und Lehrern Hamburgs — ist ein beachtenswerter Versuch, Eltern und Lehrern die schwere Verantwortung vor Augen zu führen, die sie den Kindern und Schülern gegenüber haben, wenn die inneren Wandlungen beginnen, in der großen Krisis, wo die Kinder nach Rousseau für die Gefühls- und Geisteswelt, für die eigentliche Menschheit erst geboren werden. Leider versagen die Eltern hier oft und verlieren dann die Kinder, die sie nach der ersten Geburt freudig und stolz der Mitwelt gezeigt haben. Darum ist es sehr dankenswert, wenn den Eltern einmal ihre wichtigsten Aufgaben vor Augen geführt werden. Aber auch die höhere Schule — die Volksschule hat es leicht; sie entläßt ihre Zöglinge vor der Zeit der ernsten Gefahren — hat hier wichtige Aufgaben zu erfüllen. Was der Verf. hier ausführt, ist gewiß alles schön und gut, aber nach meinem Urteil doch zu optimistisch. Ich will den Wert der Biologie und der sexuellen Aufklärung nicht unterschätzen, — obwohl es doch zu denken gibt, daß gerade unter den Studenten der Medizin sich

die meisten Geschlechtskranken befinden, ich will auch den ersittlichenden Wert der Religion, Geschichte und ähnlicher Fächer nicht bestreiten. In der Praxis stellt sich das nur ganz anders. Die Sinnenlust, der Reiz des Augenblicks, die eigene Schwachheit, die sich mit der bequemen Moral tröstet „Einmal ist keinmal", die Verführung durch andere, die Sucht es andern gleichzutun, um nicht als rückständig zu gelten, alles das wirkt erfahrungsmäßig — zumal in großen Städten — viel schwerer als alle Aufklärung in der Klasse oder gar unter vier Augen. Ich glaube auch nicht, daß das Auge des Lehrers allgemein so scharf ist, sittliche Verfehlungen des Schülers sofort zu erkennen, noch ehe es Vater und Mutter merken, glaube auch nicht, daß die teilnehmende Verwunderung des Lehrers dás Feuer dämpfen wird. Im einzelnen Fall mag das stimmen, allgemein — leider — nicht! Darum heißt es natürlich nicht, die Hände in den Schoß legen, nein, erst recht wachen und wirken! Ich meine aber, die Schule wird nichts oder wenig erreichen, wenn das böse Beispiel außerhalb der Schule wirkt. Die Ertüchtigung des Volkes durch die Schule allein oder auch nur in erster Linie zu erwarten, wäre falsch. Gerade wenn die Aufklärung das wirksamste Mittel wäre, müßte sie von oben her erfolgen.

Elbing. Paul Tietz.

---

Die sexuelle Frage im Leben des Studenten. Referate von Geh. Med. Rat Prof. Dr. Anton-Halle, Geh. Justizrat Prof. Dr. Loening, M. d. H., Halle, Pastor G. von Bodelschwingh-Bethel. Selbstverlag der akademischen Ortsgruppe des Bundes vom Weißen Kreuz. Halle a. S. 1910. 32 S. 8. geh. 0,25 ℳ (10 St. 2 ℳ; 50 St. 7,50 ℳ).

Am 7. Juli 1910 hat in Halle a. S. eine Versammlung von ca. 700 Studenten stattgefunden, in der von den oben bezeichneten Herren Berichte über die sexuelle Frage im Leben des Studenten gegeben wurden. Diese im Druck erschienenen Berichte fordern die Aufmerksamkeit jedes Erziehers, der seine Zöglinge zur Universität entläßt. Er mag nach dem Folgenden entscheiden, ob er sie für geeignet hält, sie seinen Schülern beim Abschied in die Hand zu drücken.

Geh. Rat Anton führt sich ein mit der Bemerkung, daß er keinen Schulvortrag halten, sondern einen ehrlichen, unverblümten Bericht geben wolle als alt r Student, der nun nahezu dreißig Jahre am Krankenbette die menschlichen Leiden und Folgen menschlicher Fehler miterlebt habe. Er schildert zunächst die Folgeerscheinungen des Syphilis für die Person des Infizierten, für dessen Ehefrau und Kinder, die damit verbundene vielgestaltige Degeneration unserer Zeit und die innere Zerrüttung des seelischen Lebens. Ebenso werden die Folgen der Gonorrhoe, der Masturbation und des homosexuellen Verkehrs in physischer und sitt-

licher Hinsicht besprochen. Und nun: Was tun? Der Redner begnügt sich nicht mit dem wohlfeilen Rat: Enthaltung vom illegitimen Geschlechtsverkehr, Enthaltung auch vom übermäßigen Alkoholgenuß, unter dessen Einwirkungen die Besonnenheit und das Pflichtgefühl herabgesetzt werde, sondern er rät zu einer frühzeitigen Ehe trotz der sozialen Schwierigkeiten und meint, daß eine jugendliche Ehe am besten das geistige und körperliche Kapital konserviere und Qualität sowie Typus der ganzen Nation hierdurch erhöht werde; er weist endlich auf das für das Leben wichtigste Erfordernis der Selbsterziehung, der inneren Freiheit, der Freiheit des eignen Willensvermögens hin; bei diesem Kampfe finde man eine mächtige Stütze in dem angebornen metaphysischen Bedürfnis, dessen Wünsche und Gefühle weit über den Bereich der Sinnenwelt hinausgingen.

Geh. Justizrat Loening faßt die soziale Seite der Frage ins Auge. Er behauptet, daß zu der Entfremdung des Arbeiterstandes, der ein Drittel der Nation ausmache, von den höheren Ständen in hohem Maße die Unsittlichkeit der gebildeten Klassen, nicht zum wenigsten die der Studenten beigetragen habe. Unter den Studierenden seien zwei Formen der Unsittlichkeit verbreitet, der Verkehr mit Lohndirnen und das sogenannte Verhältnis. Die Zahl der Prostituierten sei in Halle eine verhältnismäßig große, und niemand werde leugnen, daß das mit der Universitätsstadt zusammenhänge. Also seien es die Gebildeten, hier besonders die Studenten, die schuld an der Ausdehnung des Lasters seien und dadurch die Macht und die Berechtigung der Vorwürfe stärke, die die Sozialdemokratie gegen den heutigen Staat erhebe, der die Prostitution als gesellschaftliche Einrichtung dulde. Bei dem sogenannten Verhältnis sei das Charakteristische, daß es mit einem Mädchen aus den unteren Schichten der Bevölkerung zu unsittlichen Zwecken eingegangen, dieses entehrt, im Stich gelassen und meist dem Elend preisgeben werde. In diesem Falle aber würden Vater, Mutter, die Verwandten und Bekannten, in deren Kreis das Mädchen lebe, von seinem Unglück und seiner Schande mitbetroffen. Eine tiefe Erbitterung über die Herabwürdigung seiner Töchter bemächtige sich des ganzen Arbeiterstandes. Die sexuelle und die soziale Frage gehörten demnach zusammen; soziale Pflicht der Studenten sei es, ein sittlich reines Leben zu führen.

P. von Bodelschwingh (Sohn) beleuchtet den Zusammenhang der sexuellen mit der religiösen Frage. Die sexuelle Frage sei nur an ihrer Oberfläche mit einer Fülle von einzelnen Problemen verbunden; im Grunde genommen sei sie kein drückendes Geheimnis. Die geist-leibliche Gemeinschaft zwischen Mann und Weib sei die größte irdische Gabe, die Gott den Menschen zugedacht habe, und könne daher nicht in einer leidenschaftlichen Stunde geraubt, sondern müsse aus den beiden Händen Gottes empfangen werden, und diese hießen Sittlichkeit und Sitte. Dem Einwand, daß das

sexuelle Problem durch den Gottesgedanken lösen zu wollen, so viel bedeute, wie eine Unklarheit durch eine andre lösen, begegnet er mit einem Gleichnis: „Wenn uns in Bethel Epileptische eingeliefert werden, untersucht der Arzt durch einen Nadelstich beim ersten Anfall, ob der Kranke darauf reagiert; tut er es nicht mehr, so liegt die schwere epileptoforme Art der Erkrankung vor. So ist auch Empfindungslosigkeit gegen Gott Zeichen und Folge der Erkrankung unsres inneren Lebens. Die Ursache solcher Erkrankung liegt auf den verschiedensten Gebieten. In vielen Fällen aber ist es so, daß durch sexuelle Entartung und Ausschreitung unser inneres Empfinden verdorben und stumpf geworden ist für Gott". Daher stehe die Unsicherheit und Unklarheit über Gott in ursächlichem Zusammenhange mit der Unsicherheit auf dem Gebiete des sexuellen Lebens. Gott habe sich von dem Verächter und Schänder seiner großen Gabe zurückgezogen und werde daher von diesem nicht mehr empfunden. So seien Gottesnot und sexuelle Not zusammengehörig, und das Ziel aller Ziele sei, daß der lebendige Gott wieder als solcher gespürt, erlebt und geglaubt werde.

Eine Skizzierung der sich anschließenden Diskussion, an der sich Studenten und Universitätslehrer beteiligen, und ein warmes Nachwort des P. von Bodelschwingh schließen die Schrift.

Waldenburg i. Schles. Karl Boetticher.

---

1) E. Dürr, Erkenntnistheorie. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. VIII u. 362 S. 8. 8 *M.*

Es handelt sich in diesem Werke um eine Untersuchung des Erkennens selbst. Die verschiedenen darauf bezüglichen Fragen müssen von der Psychologie des Erkennens aus erörtert werden. Auch seine Wertlehre kommt dabei in Frage, weil ja alles Tun einer Wertbeurteilung unterliegt. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß jeder, der sich überhaupt mit philosophischen Fragen beschäftigen will, sich zunächst mit dem Problem des Erkennens beschäftigen muß; denn dies ist ja die Grundlage aller philosophischen Erkenntnis überhaupt. In dem vorliegenden Buche wird der denkende Leser mit all den einschlägigen Fragen bekannt gemacht. Verf. weist nach, wie die verschiedenen Arten des Erkennens sich von einander unterscheiden, und zeigt ihre Gesetze. Er geht dabei von der Grundfrage aus: Was ist Wahrheit? Zunächst hat man es, weil jedes Erkennen ein Prozeß im menschlichen Geistesleben ist, mit der Wissenschaft zu tun, welche von dem Wesen und von den Gesetzen des Erkennens handelt, nämlich mit der Psychologie. In zweiter Linie kommt die Wertlehre des Erkennens in Frage und endlich, auf welchen Gebieten das Erkennen sich bewegt; das nennt Verf. die Gegenstandslehre des Erkennens. Das sind die 3 Teile, in die der Verf. seinen Stoff

gliedert, eine Einteilung, die sich aus der Sache selbst notwendig ergibt und daher auch für jeden verständlich sein muß. In dem ersten, die Psychologie betreffenden Teile, machen wir an der Hand unseres kundigen Führers einen Gang durch das immer wieder interessante Gebiet dieser Wissenschaft mit besonderer Beziehung auf die erkenntnis-theoretische Wahrnehmung und ihre Bedeutung. Dabei geht Verf. von der äußeren Wahrnehmung aus und nimmt dabei auf die Anschauungen der verschiedensten Psychologen Bezug. Verf. schränkt das erkenntnis-theoretische Wahrnehmungsproblem auf die Betrachtung der Entstehung des Objektivitätsbewußtseins ein und stellt die Frage nach den Quellen von Wahrheit und Irrtum in der Wahrnehmung einstweilen zurück, dann geht er zu der inneren Wahrnehmung über, die sich an das psychische Geschehen, das in ihr erfaßt wird, ebenso unmittelbar anschließt, wie sich überhaupt die Wirkung an ihre Ursache anzuschließen pflegt. Nach einer Definition der Erinnerung folgt die Erörterung über das Denken, d. h. das begriffliche Erfassen, Urteilen und Schließen, deren Funktionen immer unter Bezugnahme auf den Hauptgegenstand erörtert werden. Nach einer Gegenüberstellung der Erfahrungserkenntnis und Vernunfterkenntnis wird das verstandesmäßige und gefühlsmäßige Erfassen gegen einander abgewogen, Wissen und Glauben. Das 2. Kapitel handelt, wie bereits am Eingang gesagt, von der Wertlehre des Erkennens. Es gliedert sich in die Abschnitte: a) der naive Realismus, b) der naive Logismus, c) der Skeptizismus, d) der Begriffsrealismus, e) der Streit zwischen Nominalismus und Realismus, f) der Rationalismus, g) der Empirismus, h) der Kritizismus, i) der Positivismus, k) der Pragmatismus, l) der Imperativismus. Wenn diese Angaben auch nicht im entferntesten eine erschöpfende Darstellung des Inhalts ersetzen können, so zeigen sie doch wenigstens, welche Ideenkreise der Verf. in diesem Kapitel durchmißt und können in diesem Sinne eine Art Anhalt bieten. Es folgt ein zusammenfassender Rückblick auf die Wertlehre des Erkennens; danach ergibt sich, daß die Wahrheit nicht gesucht werden kann in der Übereinstimmung der Erkenntnis mit ihrem Gegenstand. Die wertvolle Erkenntnis muß die widerspruchslose und gewisse Erkenntnis sein. Eine absolut widerspruchslose Erkenntnis aber gibt es überhaupt nicht. In langsamer methodischer Arbeit gewinnt aber die wissenschaftliche Forschung die Überzeugung, wo die Wahrheit zu finden oder auch nur, in welcher Richtung sie zu suchen ist. — Der 3. Hauptabschnitt behandelt die Gegenstandslehre des Erkennens. Hier führt uns Verf. auf das Gebiet des psychologischen Idealismus, des Spiritualismus, des naiven Realismus, des Materialismus, des Dualismus der Substanzen, des Idealismus der Beziehungen (Idealrealismus), des Monismus (Dualismus der Funktionen), und geht dann schließlich auf die Klassifikation und den Rangstreit der Wissenschaften ein. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß alle

Wissenschaften von der Beschäftigung mit bloß idealen Gegenständen zu den absoluten Objekten vorzudringen suchen, und daß sie, statt sich auf einzelne Gebiete zu beschränken, den Zusammenhang dieser Gebiete zu erfassen suchen. In allen Wissenschaften rege sich eine Tendenz, sich zur Philosophie zu erheben, und daß grade darin die Philosophie sich als das erweise, wofür sie von jeher gegolten habe, nämlich die Königin der Wissenschaften.

Das gedankenreiche und in seiner Darstellung übersichtliche Buch bietet dem denkenden Leser eine vortreffliche Einführung in eine Reihe solcher Ideen, mit denen der Mensch sich gern beschäftigt. Dem Leser wird ja die Lektüre des Werkes nicht immer ganz leicht sein. Aber wenn er sich erst in die hier dargestellte Gedankenwelt hineingefunden hat, dann wird er höchst interessante Einblicke in das Seelenleben des Menschen tun, und zwar in diejenigen Funktionen desselben, welche er von Jugend auf als die Grundlage erkennen mußte, auf der sich das Gebäude des Denkens aufbaut. Und es tut der Sache auch nicht Eintrag, wenn man dabei nicht zu ganz positiven Ergebnissen kommen kann. Besonders empfehlen möchten wir das Buch dem Studierenden, vielleicht namentlich dem der Philologie, der durch seine Lektüre die Möglichkeit und die Grenzen des Erkennens in der Jugend richtig zu werten lernt. Dies kann für ihn in didaktischer Hinsicht nur von großem Nutzen sein. Muß er sich doch ohnedies mit mannigfachen psychologischen Problemen beschäftigen, um für seinen Lehrberuf geschickt zu werden. Wir halten die Verwendung des Werkes in pädagogischen Seminarien für recht ersprießlich. — Noch bemerken wir, daß sich am Schlusse auf etwa 30 Seiten eine Reihe von Anmerkungen findet, welche Erläuterungen bieten, und Belege aus den Werken anderer philosophischer Schriftsteller, die der Verf., wie man es auch in seiner ganzen Darstellung merkt, gründlichst studiert hat. — Ein Namen- und Sachregister erleichtert die Benutzung des Buches wesentlich.

2) W. Schuppe, Grundriß der Erkenntnistheorie und Logik. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. X u. 189 S. 8. 3 *M*.

Der „Grundriß der Erkenntnistheorie und Logik“ des bekannten Philosophen, dem wir eine Anzahl trefflicher grundlegender Werke verdanken, ist bereits in zweiter, durchgesehener Auflage erschienen. Man kann es sich wohl leicht denken, daß das Buch bei der Klarheit und Übersichtlichkeit des Gedankenganges auch bei nicht gerade philosophisch-geschulten Lesern Beifall gefunden hat. Verf. nimmt übrigens durch Anführung und Heranziehung von Stellen auf manche andere Schrift aus seiner Feder Bezug. Er behandelt seinen Gegenstand im ganzen in 159 Abschnitten, die untereinander in einem engen inneren Zusammenhange stehen und ein Lehrgebäude aufstellen, das sich nach einer grund-

legenden Einleitung in 7 Hauptabschnitte gliedert. Die Einleitung beginnt mit den ersten Elementen der logischen Reflexion. Dabei wird bereits eine Erkenntnistheorie vorausgesetzt, deren Grundlegung in dem ersten Hauptabschnitt gegeben wird. Hier wird das Ich an sich und in seinem Verhältnis zu den von ihm gemachten Wahrnehmungen betrachtet, die wahren und die falschen. Eine genaue Betrachtung erfordert das Denken als solches. Das Im-Bewußtsein-haben ist schon Denken, freilich Denken im allgemeinsten Sinne. Wenn man sich der Dinge bewußt wird, so kommt man zu dem Denken im engeren Sinne oder zum Denken als solchem. Wenn solche Bestimmtheiten auftreten, so können auch die Begriffe dieser Bestimmtheiten als das Denken bezeichnet werden, die sogenannten Kategorien, Identität und Kausalität. Verf. führt nun den Leser durch das ganze Gebiet der Logik, immer unter Bezugnahme auf die erkenntnis-theoretischen Gesetze. Die logischen Begriffe werden aufs klarste auseinandergesetzt, die wichtigsten Regeln und Gesetze besprochen. Aber das geschieht nicht etwa in rein abstrakter und theoretischer Weise; vielmehr belebt Verf. seine Darstellung durch Heranziehung einer beträchtlichen Anzahl von Beispielen, die es dem Leser ganz klar machen, was er beabsichtigt und zeigen will. Wir möchten aus dem reichen Inhalt nur einen Abschnitt herausnehmen, da wir unmöglich alle genauer betrachten können, wir meinen den auf S. 102 beginnenden: Die Zusammengehörigkeitsurteile. Da werden die Zusammengehörigkeiten von den begrifflich einfachsten in ihrer stets zunehmenden Komplizierung gezeigt. Unendlich zahlreich sind auf diesem Gebiete die Mannigfaltigkeiten. Von großer Wichtigkeit ist hier die Zahl. Wenn man diesen Abschnitt genauer studiert, so wird man in die einschlägigen Verhältnisse einen guten Einblick gewinnen. Der Abschnitt über die Art- und Gattungsbegriffe kritisiert diese Lehre nach ihrem Wert und Wesen. Der letzte Abschnitt: „Reflexionsprädikate" handelt von den Begriffen Wahrheit und Irrtum und den Quellen derselben, vom Glauben und Urteil. Der Schlußabschnitt „Anwendungen" kritisiert die Schlüsse nach den vorhin gemachten Betrachtungen. — Das Buch verdient nach unserer Ansicht große Beachtung. Es zeigt, wie man zu Erkenntnissen gelangt und wie sie nach den logischen Grundgesetzen und nach der geistigen Anlage des Menschen zu stande kommen, es ist also eine sehr geeignete Einführung für jeden denkenden Leser in sein eigenes Geistesleben mit seiner vielseitig verzweigten Tätigkeit.

3) G. F. Lipps, Weltanschauung und Bildungsideal. Untersuchungen zur Begründung der Unterrichtslehre. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. X u. 230 S. 8. 4 ℳ.

Der Verf. führt uns in diesem Buch auf das Gebiet der Pädagogik, welches naturgemäß mit dem der Philosophie in einem

engen Zusammenhange steht. Wir denken, um nur einiges herauszugreifen, an die Psychologie und ihre Verbindung mit der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Weite Kreise bringen heutzutage dem Bildungswesen Interesse entgegen. Da kommt man denn fast unwillkürlich zu der Frage, welches denn wohl eigentlich das Bildungsideal ist; denn dieses muß doch als die Grundlage der Unterrichtslehre angesehen werden. Und dieses Bildungsideal muß natürlich der Ausfluß der gesamten unsere Zeit beherrschenden Welt- und Lebensanschauung sein. Die lebhafte Beschäftigung mit den Erziehungs- und Unterrichtsfragen ist dem Verf. ein untrügliches Kennzeichen dafür, daß unsere Zeit zu einer neuen Gestaltung ihres Lebens fortschreitet. — Auf solcher Grundlage nun behandelt Verf. die Weltanschauung und das mit ihr zusammenhängende Bidungsideal. In dem ersten Abschnitt zeigt er die Abhängigkeit des Bildungsideals von der Weltanschauung. Er geht hier auf die Persönlichkeiten und allgemeinen Anschauungen ein, die hierfür überhaupt in Betracht gekommen sind, und gibt somit einen geschichtlichen Rückblick von hohem Interesse. Er geht dabei von Fichte aus, der eine neue Bildungsweise verlangte, die eine „sittliche Erneuerung, einen Aufbau des Zerstörten von innen heraus herbeiführen sollte". Das Ideal der Bildung ist klares Erkennen und reines Wollen. Pestalozzi schlug einen ähnlichen Weg ein wie Fichte. Er wählte den Gang der Natur. Auch Rousseaus Anschauung ging auf die Natur zurück, während Herder das Wesen des Menschen in der Humanität erblickte. Sie ist das Ziel, welches der Mensch erreichen soll. Schiller hingegen sah in der ästhetischen Erziehung den Weg zur Entwickelung des Menschen, während Goethe das Wesen aller Bildung und Erziehung darin sieht, daß dem Menschen Ehrfurcht eingepflanzt werde. Die bereits von Plato eingeschlagene Richtung des Idealismus fand ihre beste Stütze in der Philosophie Kants. Dann werden nacheinander die Grundgedanken Lockes, Herbarts und Spencers über die in Rede stehende Frage kritisiert. Ein fernerer Abschnitt ist dann der Frage nach der schöpferischen Synthese gewidmet, die nach den Anschauungen der vorhin genannten Philosophen angenommen werden müßte. Es handelt sich nun um die Frage: Wie vollzieht sich die Entwickelung des Geistes? Wenn man zu einer widerspruchslosen Gesamtauffassung von der Welt und den Menschen gelangen will, so kann man das nur dadurch erreichen, daß man sich die Grundlagen, auf denen die moderne Zeit ruht, klar macht. Und diese Grundlagen findet man in der antiken und in der christlich-mittelalterlichen Welt- und Lebensauffassung, die in den Bildungsidealen der bezeichneten Zeiten ihren Ausdruck finden.

So geht denn nun Verf. dazu über, diese Bildungsideale zu zeichnen, was in den beiden folgenden Hauptabschnitten geschieht, nämlich: „Der Vernunftstaat Platos und das antike Bildungsideal"

und „Der Gottesstaat des Augustin und das christlich-mittelalterliche Bildungsideal". Beide Abschnitte charakterisieren unter Hervorhebung der hervorstechenden Gedanken die Auffassungen, die man in jenen Zeiten von dem Bildungsideal hatte, und deuten zugleich die Mittel an, durch die man jenes Ideal zu erreichen hoffte. In jenen früheren Entwickelungsepochen waren bereits mancherlei Keime enthalten, welche sich weiter entwickeln konnten. So trat denn allmählich ein Übergang zur modernen Zeit ein. Eine wichtige Vorbereitung darauf lag in der neuen Auffassung des Naturgeschehens, zunächst in der Sternenwelt. Kepler und Galilei bahnten die Erkenntnis des mechanischen Naturgeschehens an. Zu einer Erfassung der Wurzel, aus der das geistige Leben hervorgeht, führte dies allerdings nicht. Auch die Bemühungen von Hobbes auf diesem Gebiete müssen als unzureichend bezeichnet werden. Durch Leibniz wurde die idealistische Auffassung vom Wesen der Welt und des Menschen erneuert, die dem Vernunftstaate Platos und dem Gottesstaate Augustins zu Grunde liegt.

Das Ziel aller Bildung, zu diesem Ergebnis kommt Verf., kann nur in der Entwickelung des geistigen Lebens bestehen. Darauf, daß das eigene Lebendigsein mit den wahrgenommenen Dingen verwebt, besteht der Grundzug des geistigen Leben. Die erste Stufe hier ist die der Mythenbildung. Wenn diese überwunden ist, folgt die des Intellektualismus, vermöge dessen der Mensch zu einer kritisch wissenschaftlichen Welt- und Lebensauffassung gelangt. Aber der Mensch genießt auch das Schöne als die unmittelbare Erweckung des eigenen Lebens in der Wahrnehmung der Dinge.

Wenn sich nun das geistige Leben entwickeln soll, so muß es sich betätigen. Dies geschieht durch den wissenschaftlichen Unterricht. Seine Grundform ist das Erfassen des einen in dem andern. Dies geschieht aber in den Zahlen. Hier ist das Fortschreiten von dem einen zum anderen; sie sind nichts weiter als Stellenzeichen. Auf dieser Grundlage muß sich der wissenschaftliche Unterricht vollziehen, hier sind die einfachsten auch sonst zu verwertenden Elemente. — Die Bildung des geistigen Lebens muß zum Erfassen der gesamten Wirklichkeit führen in ihren grundlegenden Momenten; dann werde das schon von Plato gesetze Ziel erreicht: Gesetz und Regel da, wo sie am leichtesten wahrnehmbar seien, an den Schatten der Dinge und an ihren Spiegelbildern im Wasser aufzusuchen, um zur Erkenntnis der Dinge selbst zu gelangen.

Mit diesen Skizzen sei die gedankenreiche, auf eingehendsten historischen, philosophischen und pädagogischen Studien beruhende Schrift einigermaßen wenigstens charakterisiert. Sie wird einem sicher neuerdings vielfach empfundenen Bedürfnis weiterer Kreise entgegenkommen, und ihnen Gelegenheit geben, die Erörterung eines scharfen Denkers über eine im allgemeinen

Interesse stehende Frage in einer für den Gebildeten wohl verständlichen Form zu lesen. Allen solchen sei denn auch das Buch bestens empfohlen.

Köslin. R. Jonas.

---

H. Guthe, Bibelatlas in 20 Haupt- und 28 Nebenkarten. Mit einem Verzeichnis der alten und neuen Ortsnamen. Leipzig 1911, H. Wagner u. E. Debes. V u. 13 Kartenseiten. Fol. geb. 12 ℳ.

Alle Kartenblätter des Bibelatlas stehen nicht nur in historischer, sondern auch in topographischer Beziehung auf dem neuesten Stand der Forschung. Die letzten Reiseergebnisse von G. Schumacher und E. Brünnow im Ostjordanlande und die von A. Musil in denselben Gegenden wie auch auf der nördlichen Sinaihalbinsel sind gewissenhaft benutzt. Da auch die neuen englischen Aufnahmen der Sinaihalbinsel berücksichtigt sind, liegen in den entsprechenden Karten, besonders in bezug auf die Wiedergabe des Bodenreliefs völlig neue Bilder vor. Auch auf die Zeichnung der alten Wege hat der gelehrte Verfasser die größte Sorgfalt verwandt. In unserer Zeit, wo das Interesse für religionsgeschichtliche Forschungen die weitesten Kreise der Gebildeten ergriffen hat, ist dieses mit genauester Sachkenntnis hergestellte Werk mit großer Freude zu begrüßen. So wird mancher gern von den Ruinenfeldern von Niniveh und Babylon, jenen uralten, jetzt so viel genannten Kulturstätten, wie sie hier geboten werden, Kenntnis nehmen. Auch der äußere Gesamteindruck des Bibelatlas ist recht vorteilhaft, und trotz der Stoffmenge zeichnen sich die Kartenbilder durch deutliche Lesbarkeit und Klarheit aus. Der Atlas, dessen Benutzung durch ein ausführliches, ungefähr 7000 geographische Namen enthaltendes Register sehr erleichtert wird, sei nicht nur den theologischen und historischen Fachgelehrten, den Geistlichen und Religionslehrern aller Konfessionen, sondern allen Gebildeten, die an den wichtigen religionsgeschichtlichen Fragen der Gegenwart teilnehmen, warm empfohlen.

Görlitz. A. Bienwald.

---

M. Tüngerthal, Bibelkunde Alten und Neuen Testamentes. Ein praktisches Lehrbuch für den Religionsunterricht an höheren Lehranstalten, Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Hannover 1910, Dr. Max Jänecke. IX u. 308 S. 8. geb. 3,60 ℳ.

In einer Vorrede, die dem Buche gesondert beigegeben ist, gibt Verf. Aufschluß über den Zweck seines Buches und die Art seiner Auffassung und Darbietung. Er hofft mit seinem Buche zur Reform des Religionsunterrichtes beizutragen. Dessen Hauptmangel sei die fragmentarische Behandlung der Bibel: einzelne Geschichten würden herausgegriffen, wörtlich eingeprägt, eine Moral herausgezogen und auch diese auswendig gelernt; Sprüche, Liederverse würden wie die Perlen an die Schnur eines dogmatischen

Lehrgesetzes aufgereiht und ebenfalls memoriert, meist sogar mit der Fundstelle. Konfusion und Unkenntnis der Bibel sei die Folge. Demgegenüber müsse der Religionsunterricht ein Heimatsgefühl in der Welt der Bibel, ein persönliches Verhältnis bewundernder Verehrung für ihre großen Gestalten, eine verständnisvolle Hingabe an ihre göttlichen Gedanken vermitteln. Und hieran schließt sich der Hinweis auf die Klage, daß die jüngere Lehrerwelt religiöse Überzeugungskraft in betrübender Weise vermissen lasse, sich wohl gar in einem Gegensatz zu Religion und Kirche fühle. Gegenüber dieser rückständigen Methode des Religionsunterrichtes gibt Verf. als seine Methode an, die edle Einfalt und stille Größe der Bibel ohne salbungsvolle Schönrednerei, ohne aufdringliches Pathos dem Lernenden nahezubringen. Er schließe sich in Lehrgang und Darbietung eng an das bewährte Alte an. Nur bediene er sich nicht der früher beliebten Form des Leitfadens mit seinem blutleeren Excerptenstil, sondern habe, wenn auch nach möglichst knapper, so doch abgerundeter Darstellung gestrebt und biete dabei nicht nur die literarischen (sogenannten Einleitungs-)Fragen, sondern den ganzen Stoff des historischen und lehrhaften Inhalts der Bibel, soweit er überhaupt in Frage kommen könne.

Dem „alten" Religionsunterricht tut Verf. sicher Unrecht; denn dieser war so gut, wie der seinige jetzt sein wird, sobald hinter ihm eine religiöse Persönlichkeit stand. Aber den schlechten Religionsunterricht früherer und jetziger Zeit trifft Verf. mit seinem Tadel zweifellos.

Man nimmt hiernach das Buch mit größtem Interesse in die Hand und sieht, daß es nicht etwa ein Buch für die Hand des Schülers, sondern ein praktisches Leitbuch für die Lehrer an höheren Lehranstalten ist. So fasse ich es wenigstens auf, obwohl der Titel dies nicht vermuten läßt.

Zunächst ist es erfreulich, daß Verf., entgegen den neueren Bestrebungen, die Bibel möglichst wenig im Unterricht zu behandeln und dafür den geschichtlichen Stoff zu bevorzugen, mit allem Nachdruck betont, daß man in der Bibel innerlich zu Hause sein und ihren unvergänglichen Wert schätzen lernen müsse. Dann aber verdient es Anerkennung, daß er die Ergebnisse der Bibelkritik vorsichtig und meistens nur, so weit sie gesichert sind, kurz und treffend zusammenstellt, die Persönlichkeiten der Gottesmänner auf psychologisch-historischer Grundlage charakterisiert, den Inhalt ihrer Schriften nicht nur, sondern auch den Gedankengehalt zusammenfassend wiedergibt, die Altertümer gründlich und gut verwertet und überall eine bis ins einzelne reichende Gliederung des Stoffes bietet.

Die Einleitung enthält Abschnitte über das Wesen der Religion, die allgemeine Offenbarung und die Offenbarung im engeren Sinne, Ausführungen, die sich fern halten von enger dogmatischer Auffassung und doch eine positive Grundlage haben.

Die Offenbarung Gottes im Alten Testament wird auf S. 9—105 behandelt; ansprechend ist die Behandlung und Auswahl aus den Propheten und aus der hebräischen Poesie, klar die Darstellung des Judentums der hellenistischen Epoche und das Verhältnis der Römer und Herodianer. Sehr ausführlich ist das Leben und Wirken Jesu Christi als des Stifters der christlichen Religion dargestellt (S. 106—214). Nach einer vorsichtigen Darlegung der Evangelienfrage wird nach den Synoptikern unter Zugrundelegung des Marcus der Stoff eingeteilt nach den üblichen Gesichtspunkten: Vorgeschichte, Galiläa, Auslandsreise, Jerusalem, Passion, Auferstehung. Keiner Frage wird ausgewichen, überall unter Würdigung des geschichtlich psychologischen Herganges eine Antwort in durchaus positivem Sinne gegeben. Das Evangelium Johannis hätte statt als kurzer Abriß eines Lehrsystems ähnlich wie der Römerbrief eingehend behandelt werden sollen. Nicht einverstanden bin ich mit der Bemerkung (S. 107), daß die Evangelien deshalb keine Originalarbeiten der Evangelisten seien, weil sie nicht Evangelium des Matthäus usw., sondern nach Matthäus hießen. Die 4 Evangelien bildeten in den überlieferten Schriften des Neuen Testaments den ersten Teil und waren unter dem Titel *τὸ Εὐαγγέλιον* zusammengefaßt; innerhalb dieses Teiles waren die Einzeldarstellungen *κατὰ Ματϑαῖον* usw. genannt, womit in diesem Zusammenhang der Verf. selbst, nicht etwa nur das Vorbild gemeint ist. Abweichende Ansichten über den Zusammenhang und Auffassung der Bergpredigt und andrer Reden Jesu darzustellen, würde zu weit führen.

Der dritte Teil umfaßt die Geschichte und Literatur des apostolischen Zeitalters: Apostelgeschichte, Briefe des Paulus, die übrige apostolische Literatur des Neuen Testaments (S. 215—306). Im 1. Korintherbriefe lassen sich Teil II: Mahnungen betreffs der sonstigen Mißstände, und Teil III: Beantwortung von Anfragen der Korinther zu einem Teil vereinigen: „Mißstände im Gemeindeleben". Im 2. Korintherbrief hält Verf. Kap. 10—13 für den Zwischenbrief, auf den sich II 7, 8—12 und II 2, 4 bezieht, und Kap. 1—9 für den später verfaßten Versöhnungsbrief. Im Römerbrief faßt er in Kap. 1—3 die *δικαιοσύνη ϑεοῦ* als die Gerechtigkeit, die Gott gibt, während doch dieser Abschnitt von der Gerechtigkeit, die Gott eigen ist, nämlich von seiner Gnadengerechtigkeit handelt, dementsprechend hat der zweite Abschnitt die nach meiner Ansicht schiefe Überschrift: Positive Darlegung des Heilsplanes Gottes, während das Wesen des Glaubens zur Darstellung kommt; auch im dritten Abschnitt halte ich die Überschrift „Folgerungen der Glaubensgerechtigkeit für das sittliche Leben" nicht für glücklich; vielmehr wird das neue Leben zunächst negativ (6, 1—8, 11), sodann positiv 8, 12—30 charakterisiert. Im 3. Hauptteil (Kap. 12—15) kann ich die Gliederung „Allgemeine Mahnungen" (12, 3—13, 14)

und „Besondere Mahnungen“ (14—15, 13) ebenfalls nicht billigen; ich sehe nach Betonung des sittlichen Prinzips (12, 1—2) zuerst das persönliche Leben (12, 3—21), sodann das öffentliche Leben zunächst im Staate (13, 1—14), weiter in der Gesellschaft (14, 1—13) behandelt, woran sich der Hinweis auf das Vorbild Christi (15, 1—13) schließt. — Der 1. Johannesbrief verdient eine viel eingehendere Darstellung seines Inhaltes und Gedankenganges. Die eigentliche Absicht des „Schreibers“ „scheint“ nicht nur auf die Bekämpfung gewisser Irrlehren, sondern ist sicher darauf gerichtet, wie ihre Charakterisierung in Kap. 2 und Kap. 4 deutlich macht.

Eine Zeittafel der wichtigsten Ereignisse der biblischen Geschichte und eine mehrfach geteilte Karte zur biblischen Geschichte ist angehängt.

Der Druck und die Ausstattung des Buches ist gut.

Wir hoffen, daß der Verf. seinen Plan, dieser Bibelkunde einen zweiten, kirchengeschichtlichen und dogmatischen Teil folgen zu lassen, auch wirklich durchführen wird.

Waldenburg i. Schles. Karl Boetticher.

---

1) K. Voelker und H. L. Strack, Biblisches Lesebuch für evangelische Schulen. Mit erläuternden Beilagen, Karten und Plänen. Fünfzehnte Auflage. Ausgabe C neu bearbeitet von L. Strack. Altes Testament. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. V u. 292 S. Anhang 28 S. 8. geb. 1,20 M.

Ausgabe C beseitigt auf Grund neuer Vergleichung des Grundtextes von der Revisionskommission stehengelassene Übersetzungsfehler, die das Verständnis beeinträchtigen. Dabei wird aber im allgemeinen am Luthertext festgehalten und besondere Vorsicht bei den im Gottesdienst verlesenen Abschnitten geübt. Häufig ist neben der herkömmlichen Übersetzung auch die genaue aufgenommen. Dem jetzigen Sprachgebrauch wird mehr als in den früheren Auflagen Rechnung getragen. Recht erfreulich ist es auch, daß in den poetischen Stücken eine andere Satzeinrichtung gewählt worden ist, wo die poetsiche Form und die Eigenart der hebräischen Poesie mehr hervortritt.

Endlich ist der Inhalt vermehrt, indem besonders in den prophetischen Schriften sehr viel hinzugefügt worden ist.

Die neue Auflage berücksichtigt mancherlei Wünsche und bedeutet einen wesentlichen Fortschritt.

2) O. Ostermai, H. Tögel, A. Neuberg, Biblisches Lesebuch. Bilderschmuck und Buchausstattung von H. Phieler in Elberfeld. Leipzig 1911, J. Klinkhardt. Altes Testament III u. 258 S. Neues Testament 161 S. gr. 8. geb. 2 M.

Das Buch soll in erster Linie dem Jugendunterricht dienen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die ganze Anlage zu verstehen. Darum ist aus der Bibel das zusammengestellt, „was unsere Zög-

linge religiös und sittlich fördern und in die geschichtlichen Grundlagen des Christentums einführen kann", während in andern biblischen Lesebüchern weggelassen ist, was für Kinder nicht paßt. Die Verfasser haben sich dabei, soweit es die pädagogischen Rücksichten zuließen, auf den Standpunkt der gegenwärtigen theologischen Wissenschaft gestellt und „alle störenden Zusätze aus späterer Zeit, wie z. B. die Psalmenüberschriften, fortgelassen. Im Neuen Testament ist besonders das Markusevangelium zu grunde gelegt, aus dem Matthäusevangelium werden zwischen den Kindheits- und Vorgeschichten und der Leidensgeschichte nur Reden geboten. Nur die Leidensgeschichte wird „ihrer Wichtigkeit wegen und damit die Kinder einen Eindruck der literarischen Abhängigkeit gewinnen", dreimal gegeben. In der Textgestaltung sind die Verfasser mit Recht vom Luthertexte ausgegangen, haben aber auch oft leichter verständliche Ausdrücke gebraucht. Mitunter scheint es freilich, als ob sie ohne rechten Grund den herkömmlichen Text aufgegeben hätten. In den poetischen Büchern ist auch der Strophenbau berücksichtigt, wie überhaupt die äußere Ausstattung und die Bilder zeigen, daß die Verfasser der Kunst eine hervorragende Bedeutung für die religiöse Erziehung beilegen. Allerdings dürfte es bei manchen Bildern, mögen sie auch zweifellos einen begabten Künstler verraten, nicht leicht sein, sie dem Verständnis der Jugend nahe zu bringen. Dem Buche sind kurze Erklärungen von Worten, Namen, Gebräuchen usw. angefügt. Demselben Zwecke dienen die beigegebenen Zeittafeln und Karten. Der Plan des Buches, das zum Gebrauche für alle Schulgattungen paßt, ist wohl durchdacht, und es kann den Schülern bis zum sechzehnten Jahre nicht nur die Vollbibel, sondern auch die biblische Geschichte ersetzen.

3) F. Meier, Jesu frohe Botschaft im Unterricht. Eine Erklärung neutestamentlicher Erzählungen zur Vorbereitung des Religionslehrers. Göttingen 1911, Vandenhoeck & Ruprecht. IV u. 92 S. 8. 2 ℳ.

Diese mit dem ersten Preise von der Ludwigstiftung zu Bremen gekrönte Arbeit, Nr. 6 der religionspädagogischen Bibliothek, beruht auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage und zeichnet sich durch plastische, lebensvolle Darstellung der Persönlichkeiten und Verhältnisse aus. Besonders ist uns Jesus selbst bei aller seiner unerreichbaren Höhe so menschlich nahe gerückt, sei es, daß er als Zwölfjähriger im Gegensatz zu den kleinlichen Gesichtspunkten der Menge seine Richtung auf das Ewige kundtut, sei es, daß er vor den staunenden Massen wie einer, der Vollmacht hat, redet oder seine liebevolle, starke Persönlichkeit auf Kranke wirken läßt. Wir sehen ihn vor uns, wie er sich an frohen Festen beteiligt, und wie „seinem Auftreten jedes feierliche Getue, jenes steife, amtliche Wesen fehlt, das zuweilen weltlichen und kirchlichen Würdenträgern anhaftet" (S. 62), wie er aber auch herb

und streng sein kann und unerbittlich in seinen Forderungen ist, wenn es sich um seine Nachfolge handelt. Recht geschickt ist der Verfasser in der Hervorhebung der religiös-sittlichen Grundgedanken der einzelnen Erzählungen, sowie in der Anführung historischer und literarischer Analogien, und mit Recht werden oft passende Beispiele aus dem Schulleben entnommen. — Das Buch, das, mit dem zwölfjährigen Jesus beginnend und mit Paulus im Seesturm endigend, 20 Abschnitte umfaßt, verdient nach der wissenschaftlichen und pädagogischen Seite volle Anerkennung und ist dem Religionslehrer aller Stufen und aller Schularten warm zu empfehlen.

Görlitz. A. Bienwald.

---

1) Paul Pachaly, Aufgaben über den religiösen Unterrichtsstoff der höheren Schulen. Viertes Bändchen, Aufgaben über das Neue Testament. Dritte Abteilung: Die Apostelgeschichte und drei Briefe (Röm., 1. Kor., Gal.). Leipzig 1909, W. Engelmann. I u. 191 S. 8. geb. 1,60 ℳ.

Mit diesem 4. Bändchen schließt P. seine Aufgaben über das Neue Testament. Über Einrichtung und Umfang der bisher erschienenen Bändchen, sowie über Zweck und Art der darin enthaltenen Aufgaben habe ich mich im 63. Jahrgang dieser Zeitschrift (1909 S. 578 ff.) ausgesprochen. Verf. ist in der vorliegenden Arbeit seinem Plane treu geblieben, nicht bloß die Kenntnis des Inhaltes seinen Schülern anzueignen, sondern durch die Stellung von Themen, die sich meistens an die wichtigsten geschichtlichen oder religiösen Momente anschließen, das Denken anzuregen, das Urteil zu fördern und hierdurch zur Bildung christlicher Persönlichkeiten beizutragen.

Die Apostelgeschichte ist in 86 Aufgaben behandelt. Diese erwachsen aus dem Gange der Lektüre. Manche lassen sich sofort besprechen, z. B. No. 3: Welche Umstände führten zur Gründung der ersten christlichen Gemeinde? No. 5: Der Kommunismus der Urgemeinde in Jerusalem? No. 24: Der Gang der Verhandlungen auf dem Apostelkonzil zu Jerusalem? Erst nach Erledigung eines größeren Abschnittes der Lektüre kann die Mehrzahl der Aufgaben durchgenommen werden; so No. 7: Welches Bild bietet die Apg. von dem ursprünglichen Gemeindeleben der Christen in Jerusalem? No. 15: Die beiden ersten Christengemeinden? No. 20: Die Lehre von Christus in den Reden des Petrus. Andere wieder setzen eine umfassende Kenntnis der ganzen Apostelgeschichte, auch der Briefe voraus; z. B. No. 33: Die christliche Taufe in der Apg. No. 37: Welche Zeugnisse menschlicher Sehnsucht nach dem christlichen Heile liefert die Apg.? No. 45: Die Trübsal im Christenleben. — Die eben angeführten Themen sollen zugleich als Proben für die Art der Aufgaben gelten. Wie der Titel des Buches sagt, sind sie für „höhere

Schulen" bestimmt; sie machen aber vielfach den Eindruck von Examenthemen und Probelektionen wie sie etwa den Seminaristen bei ihren Prüfungen gestellt werden mögen; oft glaubt man auch ein Buch zu Disponierübungen vor sich zu haben. Unsern Schülern derartige Aufgaben zu stellen und sie bis ins einzelne lösen zu lassen, hieße zu weit gehen; als häusliche Arbeit sind sie im Betriebe unsres Religionsunterrichts nicht denkbar, und in der Klasse sie herauszuarbeiten, würde es an Zeit und, wenigstens in den Mittelklassen, an Vorbildung bei den Schülern fehlen. Überhaupt sehe ich den Wert des Buches in der Brauchbarkeit für den Lehrer, der sich sicherlich durch die Themen und ihre Lösungen anregen läßt, die treffliche Stoffgruppierung für den Unterricht zu verwerten. In dieser Hinsicht will ich auch hinweisen auf fruchtbare Anregungen, wie sie folgende Aufgaben enthalten: No. 22: Eine Parallele zwischen Jesaias und Paulus; No. 26: Paulus' Übergang nach Europa ein umgekehrter Alexanderzug; No. 30: Welchen Beweis für die Werbekraft der mosaischen Religion unter den Heiden erbringt die Apostelgeschichte? No. 83: Römische Rechtsverhältnisse in der Apg.; No. 84: Antikes Seewesen in den beiden letzten Kapiteln der Apg. — Oder No. 27: Die Bekehrung des Kerkermeisters zu Philippi, ein typisches Beispiel für die Entstehnng des Glaubens im Menschen; No. 74: Die Frauen in der Apg.; No. 80: Pontius Pilatus und Felix, zwei wahlverwandte Naturen.

Für den Römerbrief sind 21 Aufgaben, für den 1. Korinther- und Galaterbrief je 19 gestellt und teils ausführlicher, teils kürzer und mit Verweis auf frühere Aufgaben gelöst. Im ganzen behandeln 3 Themen literarische Fragen, 13 das Leben und die Wirksamkeit des Paulus; 16 betreffen Kultur- und Religionsgeschichtliches (Heidentum, Judentum, Menschheit), 13 religiöse oder theologische Fragen (Altes Testament, Gesetz, Sünde, Glaube, Religion und Sittlichkeit), 12 das Christenleben. Die religiös-theologischen Fragen sind mehr dem Römer- und Galaterbrief, die kulturgeschichtlichen mehr dem Römer- und 1. Korintherbrief, die sittlichen hauptsächlich dem 1. Korintherbrief, die Paulus' Leben betreffenden Themen hauptsächlich dem Galaterbrief entnommen. So ergänzen sich diese Briefe in der Behandlung der wichtigsten, dem Schüler nahezubringenden Fragen.

Sachliche Bedenken sind mir nicht aufgestoßen. Verf. stützt sich, wie die Quellenangabe S. 170 zeigt, auf die trefflichsten literarischen Hilfsmittel, unter denen auch Mommsen, Römische Geschichte Bd. 5 nicht fehlt; daß G. Voigt, Evangelisches Religionsbuch nicht erwähnt wird, beruht wohl nur auf einem Versehen. — Die letzten Seiten enthalten ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher in den 4 Bändchen behandelten Aufgaben.

2) **Paul Pachaly, Der Religions-Unterricht für höhere Mädchenschulen, Studienanstalten, Lyzeen und höhere Lehrerinnen-Seminare.** Nach den Ministerialbestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preußen vom 18. August und 12. Dezember 1908. Erster Teil: Biblische Geschichte. Mit 2 farbigen Karten und 21 Abbildungen. Leipzig 1910, G. Freytag. X u. 357 S. 8. geb. 3,60 *M.*

Wie der Titel besagt, beabsichtigt Verf. ein zusammenhängendes Werk für den gesamten evangelischen Religionsunterricht an den höheren weiblichen Bildungsanstalten. Dem vorliegenden 1. Teil sollen 3 weitere folgen, nämlich Kirchengeschichte, Bibelkunde, Glaubens- und Sittenlehre.

Den Hauptinhalt dieses 1. Teiles bilden das Lesebuch aus dem Alten und Neuen Testament und ein ausgeführter Lehrplan für die höhere Mädchenschule, Klasse X bis I = Klasse IV der Studienanstalt. Im übrigen enthält das Buch die Reihenfolge der biblischen Bücher, eine knappe Übersicht über die Geschichte des Alten Testamentes (soll wohl heißen des Volkes Israel) und die Geschichte Jesu (S. 7—10), summarische Angaben über Abfassung und Sammlung der biblischen Bücher (S. 302—305), Luthers kl. Katechismus mit Sprüchen, Kirchenjahr, Gottesdienstordnung, Kanon der auswendig zu lernenden Kirchenlieder, 2 Karten und 21 Abbildungen (S. 340—376).

Das Lesebuch umfaßt 290 Seiten und ist ein Zwischending zwischen einem für die unteren Klassen höherer Lehranstalten geschriebenen Biblischen Geschichtenbuch und dem bekannten Biblischen Lesebuch von Voelker und Strack. Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments bis Esra und Nehemia werden fast ganz so wie in Voelker und Strack, nur noch mehr gekürzt, behandelt, die poetischen und prophetischen Bücher dagegen sind nur in Stichproben angeführt (24 Psalmen, 18 S. Propheten). Im Neuen Testament wird eine Synopse der 3 ersten Evangelien gegeben, dagegen ausführlich, in der Form ähnlich wie Voelker und Strack, die Apostelgeschichte, Johannesevangelium, Römer-, 1. Korinther-, Galater-, 1. Johannes- und Jakobusbrief abgedruckt.

Den Verf. leitet der Gedanke, für alle Klassen der höheren Mädchenschulen und für alle weiblichen Bildungsanstalten, einschließlich des höheren Seminars, den geeigneten Lektürestoff zu bieten (S. 3). Das ist meines Erachtens nicht ausführbar. Für die unteren Klassen ist die Lektüre dann zu schwer, für die höheren Klassen und Anstalten nicht ausreichend. Ersteres bekennt Verf. auf S. 3: „In den Klassen X—VIII bedarf selbstverständlich die Geschichtserzählung einer für das kindliche Vorstellungsvermögen zurechtgemachten, teils gekürzten, teils ausgeführten Formulierung“ und S. 305 Anm. (bei Klasse X des Lehrplans): „Als Stoffquelle bietet sich die betreffende Partie des

biblischen Lesebuches dar. Die Geschichte ist nur stilistisch dem kindlichen Vorstellungsvermögen anzupassen". Richtiger wäre es meines Erachtens gewesen, für die unteren Klassen ein biblisches Geschichtenbuch, dem kindlichen Geiste entsprechend, zu verfassen, und für die übrigen Klassen sowie die höheren Anstalten ein schon vorhandenes Lesebuch wie das von Voelker und Strack zu nehmen (besonders die neue von Strack besorgte Ausgabe C). So wäre allen Verhältnissen vollauf Rechnung getragen, eine Lesetabelle hätte für die richtige Benutzung des umfangreichen Lesebuches gesorgt, Kosten wären vermutlich gespart worden und der ganze übrige Stoff des vorliegenden Teiles hätte sich leicht mit dem Teil „Bibelkunde" vereinigen lassen.

Aber noch einen andren Nachteil hat dieses Lesebuch. Die Lehrer aller Anstalten, die dieses Buch einführen, müssen sich mit dem zufrieden geben, was es als Lektüre vorschreibt, wenn nicht etwa zur Vollbibel gegriffen wird; aber dies wünscht Verf. anscheinend nicht, da er diese in der Studienanstalt und im Seminar nur zum Nachschlagen von Parallelstellen u. dgl. herangezogen wissen will (S. 3). Nötig aber ist doch wohl, wenigstens in den Studienanstalten und höheren Lehrerinnenseminarien, daß man Hiob, Psalmen und die Propheten ausführlicher behandelt, als es dieser Lesestoff gestattet, auch daß man, worauf bei höheren Knabenschulen Wert gelegt wird, eins der synoptischen Evangelien in seiner Eigenart und diesen oder jenen nicht abgedruckten Brief des Neuen Testaments genauer kennen zu lernen die Möglichkeit hat.

Den gleichen Druck fühlt man auch in dem ausgeführten Lehrplan (S. 305—340). Höchst anerkennenswert ist in diesem die sorgsame Durcharbeitung und Verteilung der Klassenpensen, vor allem auch die Absicht, auf induktivem Wege aus der biblischen Geschichte den Memorierstoff zu gewinnen. Viel lernen kann jeder Lehrer aus diesem Lehrplan; aber eignet er sich darum für ein Schülerbuch? Als Begleitschrift für die Hand des Lehrers, als Anweisung für die Lehrer an der eignen Anstalt ist dieser Lehrplan vortrefflich; in ein Lehrbuch jedoch gehört er nicht; dieses soll zwar den Stoff klar, richtig und in guter Ordnung geben, aber von irgend welchen Vorschriften in der Behandlung soll es sich fern halten.

Aufgefallen ist mir in diesem Lehrplan, daß von Klasse IV ab in jedem Quartal eine schriftliche Arbeit verlangt wird, „deren Thema so zu stellen ist, daß es sich weder um ein Dartun bloßen Einzelwissens noch um ein rein subjektives Bekenntnis der religiösen Überzeugung handelt, sondern daß ersichtlich wird, inwieweit die ganze Klasse eine wertvolle religiöse und sittliche Frage wirklich verstanden und sich innerlich angeeignet hat, kurz ein Thema, dessen Lösung selbsttätige Denkkraft und Urteilsfähigkeit und somit die geistige Bildung des Schülers er-

kennen läßt". Ich habe gestaunt, als ich dies las. Sollte wirklich von dem Lehrplan der höheren Mädchenschule diese ziemlich hohe Anforderung an unsre 13—16jährigen Mädchen gestellt werden? Mündliche Behandlungen in der Form der „Aufgaben" des Verf.s sind mit den oben unter 1 angedeuteten Einschränkungen am Platze; aber nun auch schriftlich diese Aufgaben, doch wohl in Form von Klassen- oder häuslichen Aufsätzen, womöglich in einer minutiös ausgeführten Disposition zu lösen, scheint mir zu weit zu gehen. Ich würde, so lobenswert der Zweck dieser Übungen ist, Bedenken tragen, sie meinen Schülern und auch meinen Lehrern zuzumuten.

Die Abbildungen sind eine wertvolle Zugabe zu dem Buche. Der Druck und die Ausstattung ist, wie man vom Freytagschen Verlag nicht anders erwarten kann, gut. Trotzdem wird das Buch schwerlich 10, geschweige denn noch mehr Schuljahre eifrigen Gebrauches aushalten.

Waldenburg i. Schles. Karl Boetticher.

---

Joh. Alb. Ketterer, Grundriß der katholischen Apologetik für die Oberklasse höherer Lehranstalten. München 1910, R. Oldenbourg. VII u. 127 S. 8. geb. 1,20 ℳ.

Der bayerische Lehrplan für höhere Lehranstalten schreibt die Durchnahme der Apologetik in der Oberklasse vor. Wir in Preußen mögen die bayerischen Kollegen darum beneiden, wir können ein solch schönes Lehrbuch nicht benutzen; denn für die Untersekunda ist es zu schwer, und in der Prima haben wir Glaubens- und Sittenlehre durchzunehmen. Verf. hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht; er geht den Schwierigkeiten, die der Schüler bereits empfindet oder bald empfinden wird, nicht aus dem Wege, sondern sucht sie der Fassungskraft des Schülers nahe zu bringen. Fast durchweg kann man dem Verf. in der Auswahl der Fragen und in ihrer Behandlung beistimmen. Allerdings bei seiner Chronologie der Schriften des Alten Testamentes vermag ich das nicht. Besondere Anerkennung verdient auch die typographische Leistung an dem Leitfaden, welche die höchste Übersichtlichkeit ermöglicht.

Breslau. Hermann Hoffmann.

---

1) Waldemar Oehlke, Deutsch in Prima. Ein Lehrversuch, theoretisch und praktisch dargestellt. Leipzig 1911, Gustav Fock. 48 S. 8. geh.

„Erziehung zur Persönlichkeit", vornehmlich auf ästhetischer Grundlage, Einführung in das Verständnis der bildenden Kunst (Millet, Manet, Liebermann, Leistikow u. a.) und in die poetische und prosaische Literatur, auch die neuere und neueste, des In- und Auslands, die Weltliteratur, D'Annuncio, Gorki, Jokai, Kipling,

Loti, Maeterlinck, Sienkiewicz, Turgenjeff, M. Twain, O. Wilde usw., werden neben einer — natürlich noch weit größeren — Anzahl von deutschen Schriftstellern zur Privatlektüre herangezogen, die vom Lehrer beeinflußt und überwacht wird. Über die richtige Auswahl unter den Neuesten läßt sich streiten. Ich hätte z. B. neben T. Mann, R. Huch, Ompteda, W. Jensen u. a. auch Heer und Stratz genannt. — Weitgehende Berücksichtigung der Individualität der Schüler, auch in der Wahl der Vortrags- und Aufsatzthemen. Lesezirkel unter möglichst unaufdringlicher Mitwirkung des Lehrers. — Für diese vielseitige, über den Rahmen des Üblichen weit hinausgehende literarisch-ästhetische Betätigung wird dadurch Raum geschaffen, daß vom Unterrichte der Prima alles fernbleibt, was überhaupt vom Übel ist (schulmeisterlich-nüchternes Analysieren und Kommentieren, langdauernde Beschäftigung mit Lessings Laokoon und Dramaturgie) oder was auf früheren Stufen in der Hauptsache erledigt werden kann (die Technik des Dramas). Damit bin ich einverstanden; auch damit, daß die philosophische Propädeutik, wenn sie sich überhaupt auf die Geschichte der Philosophie einläßt, nur die philosophische Persönlichkeit und die Weltanschauung der großen Denker als ein Ganzes zu betrachten hat, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Daß Verf., der seinen Schülern eine „leichte Stelle“ aus den „Prinzipien“ des Cartesius vorgelegt hat, bei diesem — einmaligen — Versuche wenig Gegenliebe gefunden hat, war vorauszusehen. Im übrigen sind Unterweisungen in der empirischen Psychologie und in der formalen Logik nach meinen Erfahrungen einerseits nötig, anderseits durchaus nicht langweilig, wenn sie in der richtigen Weise geboten werden. Ermüdend, ja abstoßend wirken sie bloß dann, wenn der Lehrer nicht der geeignete Mann für diesen Unterricht ist. Aber das trifft auf ästhetische Darbietungen genau ebensogut zu. Mag also jeder Lehrer bevorzugen, was ihm gerade am besten „liegt“. Das ist ja auch Oehlkes Standpunkt, der mit Recht für volle Bewegungsfreiheit im deutschen Unterricht, zumal dem der oberen Klassen, eintritt und sie an seiner Anstalt offenbar auch genießt. Gerade diese Selbständigkeit und Freiheit, mit der sich Oehlke seinen Lehrplan zurechtgezimmert hat, ist es, die Anerkennung verdient. Dazu kommt, daß die kleine, aber inhaltreiche Schrift außer reichem Wissen und ernster Bemühung auch die Eigenschaft erkennen läßt, die junge Pädagogen wie er nicht selten vermissen lassen, maßhaltende Besonnenheit. Freilich, es ist bloß ein „Versuch“, der uns hier vorgelegt wird, aber ein erfreulicher, vielversprechender Versuch. Und schließlich: bleibt nicht die Erziehung unserer Zöglinge zu Persönlichkeiten auch für uns Alte immer noch ein Problem, eine Aufgabe, die restlos bloß vom Leben zu lösen ist?

2) Georg Funk, Grundriß der Metrik und Poetik. Leipzig 1911, Ferdinand Hirt & Sohn. 47 S. 8. kart. 0,60 ℳ.

Für Schüler bestimmt, aber auch für sonstige Laien brauchbar. — Passende Verdeutschungen für die Ausdrücke Paradoxon und Oxymoron sind so schwer zu finden, daß man sich wohl am besten mit der Erklärung dieser Begriffe begnügt. Die Übertragung „Die seltsame Meinung" für Paradoxon will mir nicht gefallen. Die „Vergleichung" wird darin gefunden, daß „neben die gewöhnliche Vorstellung und deren Ausdruck eine ungewöhnliche, sinnliche gesetzt wird". Diese Erklärung scheint mir nicht klar genug. Die gewöhnliche Vorstellung kann doch auch sinnlicher Natur sein. — Man kann doch kaum sagen: „Trochäus und Daktylus sind fallende, Jambus und Anapäst steigende Verse". — In der Besprechung der dramatischen Dichtung vermisse ich die Begriffe steigende, fallende Handlung, Vorfabel. Was man unter Mitleid und Furcht in der Tragödie versteht, hätte im Anschluß an Lessing oder andere immerhin etwas deutlicher gemacht werden können.

Brieg. Paul Geyer.

---

1) Hermann Werth, Deutsche Grammatik für die Oberklassen höherer Lehranstalten und für Seminare. Mit einer Karte der deutschen Mundarten. Frankfurt a. M. und Berlin 1911, Moritz Diesterweg. VIII u. 161 S. 8. geb. 1,80 ℳ.

Über den Zweck des Buches spricht sich der Verf. im Vorwort mit dankenswerter Offenheit aus. Es ist zunächst auf weibliche Bildungsanstalten, insbesondere auf Lyzeen und Studienanstalten, berechnet. Auch die Volksschulseminare werden sich seiner mit Nutzen bedienen; daß aber nach der Hoffnung des Verf.s auch die Pforten der höheren Knabenschulen sich ihm öffnen werden, scheint mir bei seinem Umfang mehr als zweifelhaft, wofern es darauf ankommt, es den Schülern selber in die Hand zu geben. Die Lehrenden dagegen werden guten Gebrauch von ihm machen können.

Im Vordergrunde der Betrachtung steht das geschichtliche Wachsen und Werden unserer Muttersprache; dabei ist selbstverständlich dem Entwickelungsgange der modernen Sprachwissenschaft Rechnung getragen, der psychologischen Vertiefung der Dinge, auf die auch die ministeriellen Ausführungsbestimmungen Wert legen (s. z. B. S. 92 zur Lehre vom Satz), und vor allem den phonetischen Erklärungen, bei denen die verschiedenen in den Schulen behandelten Sprachen mannigfache Berührungspunkte bieten (s. Ausführungsbestimmungen S. 23 und 38). Das Buch ist verhältnismäßig weitschichtig angelegt; der Verf. beobachtet aber die Vorsicht zu betonen, daß er nirgends eine von Paragraph zu Paragraph gehende Durchnahme der sprachlichen Erscheinungen empfiehlt, sondern den Stoff für Wiederholungen des vom Lehrer

nach eigener Wahl Besprochenen an die Hand zu geben wünscht. Wenn er die Beispiele reichlich ausstreut, so befindet er sich durch die Art, wie es geschieht, im Einklang mit den die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens regelnden amtlichen Bestimmungen, daß nicht der Gewinn vieler Einzelkenntnisse, sondern einer auf verfeinertem Sprachgefühl beruhenden Sicherheit, die wesentlichsten Wandlungen an Beispielen zu erkennen, das dem Unterrichte gesteckte Ziel sei. Da auch Umgangssprache und heimatlicher Dialekt nicht zu kurz kommen sollen, so erscheint es wohl berechtigt, daß Proben einiger Hauptmundarten aus dem Nieder-, Mittel- und Oberdeutschen (nebst der Behaghelschen Karte aus Pauls Grundriß) gegeben werden; eine von der Hand des Verf.s herrührende umfangreichere und kostbarere Sammlung solcher Stücke ist in dem gleichen Verlage zu haben. Zur Vertiefung des über die Geschichte der deutschen Sprache Gesagten dienen die anhangsweise gebotenen Nummern von Ulfilas bis zum deutschen Michel, mittelhochdeutsche Paradigmen, die Abschnitte über Wortbildungslehre und Bedeutungswandel, vor allem auch über Lehnwort und Fremdwort. Überall bedürfen hier gerade auch die Anmerkungen genauer Beachtung. Das alphabetische Inhaltsverzeichnis wird dem Benutzer des lehrreichen Buches nicht weniger willkommen sein als die Aufführung besonders herangezogener größerer Werke und zumal der Schlußsatz des Vorwortes, daß alles grammatische Wissen natürlich nur Mittel zum Zweck ist, den der deutsche Unterricht darin zu sehen hat, daß den Schülern und Schülerinnen die Meisterwerke der vaterländischen Literatur zum Verständnis gebracht werden: die Worte werden dir manches sagen, verstehst du nur, sie auszufragen (des Buches Wahlspruch aus Paul Heyse).

2) **Georg Mosengel, Deutsche Aufsätze** für mittlere und obere Klassen höherer Lehranstalten im Anschluß an den deutschen Lesestoff. Entwürfe und ausgeführte Aufsätze. Neue Folge. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. VIII u. 169 S. 8. geb. 2 *M*.

Das vor acht Jahren zum ersten Mal erschienene Buch will die Methodik des deutschen Unterrichtes fördern so gut wie sein Vorgänger: Deutsche Aufsätze für die Mittelstufe höherer Lehranstalten (im gleichen Verlage, 2. Aufl. 1906). Mehrfach sind Schülerarbeiten zugrunde gelegt, deren Wert im Unterrichte selbst erprobt wurde. Solche werden Schülern besonders nützlich sein, die das Buch zum Selbststudium benutzen. Eine Einteilung des Stoffes nach den Klassenstufen ist unterblieben, weil der Verf. den Bedürfnissen der Lehrer nicht vorgreifen wollte. Etliche Musteraufsätze sind auch befreundeten Amtsgenossen des Verf.s zu verdanken. Das gewählte Stoffgebiet ist groß. Auch nordische und ältere deutsche Dichtung finden Berücksichtigung;

sodann Goethesche Gedichte, zumal Hermann und Dorothea und Iphigenie, Schillers Glocke, Balladen, Wilhelm Tell, Jungfrau, Maria Stuart, Wallenstein, Braut von Messina, Uhlands Herzog Ernst, Körners Zriny, Heyses Kolberg.

Die Stoffgruppierungen haben nicht überall, sind sie gleich gründlich durchdacht, meinen Beifall. Einer Abhandlung von knapp anderthalb Seiten eine Gliederung von einer guten halben Seite mit vielen Unterteilen voraufzuschicken, ist des Guten zu viel (Nr. 1). Auch gehört sich's nicht, den Hauptteil (B) kaum doppelt so umfangreich sein zu lassen, wie A (Einl.) und C (Schl.) zusammengenommen. Einem B von 35 Zeilen darf nicht eine ihm gewidmete Gliederung von 21 Zeilen mit 11 Unterteilen entsprechen. Nach einem so peinlichen „Dispositionsschema" kommt einem seine Ausführung fast wie der ridiculus mus vor. Dagegen haben wir bei Nr. 6 eine Disposition von nur 2 Haupt- mit je 3 Unterteilen für B (im ganzen 13 Zeilen), während die Abhandlung selbst volle neun Druckseiten umfaßt (ähnlich bei Nr. 16). Nr. 7 ist ohne Schluß; der Hauptteil enthält ohne alle Unterteile 7 nebengeordnete Teile (ähnlich Nr. 40. 51. 27, wo übrigens auch recht äußerliche Gesichtspunkte die Vergleichung des Tauchers mit dem Handschuh durchziehen — das Umgekehrte, nämlich eine Unzahl von Unterteilen, in Nr. 55, was m. E. mehr Tüftelei als Übersicht bedeutet). Themen wie Nr. 39 würde ich überhaupt nicht bearbeiten lassen. Wozu mit dem Schüler ausdrücklich an die wunde Stelle der sonst so herrlichen Tell-Dichtung rühren? Sehr interessant ist Nr. 57 von Hornemann das Thema durchgeführt, das die Erläuterung der Schlußworte in Schillers Braut von Messina betrifft. Mit Recht hebt der Herausgeber des Buches lobend hervor, daß hier der Schüler auch in Ideengänge der philosophischen Abhandlungen Schillers eingeführt werde. Der Schlußsatz, das Stück sei kein Schicksals-, sondern ein Charakterdrama, macht dem alle Ehre, der damit des trefflichen Dichters Bild in seiner Seele retten möchte, und ich selber stehe nicht etwa auf dem entgegengesetzten Standpunkt; aber die Wahrheit liegt in der Mitte. Wir kommen um Isabellas bezeichnende Worte: „Alles dies erleid' ich schuldlos" nicht herum, die sie freilich ebenso wenig völlig reinigen, wie den Sophokleischen Ödipus dessen Behauptung v. 1329 f. (s. meine Andeutungen zur Wohlrabschen Ausgabe des Stückes im 62. Jahrgang dieser Zeitschrift — 1908 — S. 258 f.). Das Schillersche Drama ist weder eine Schicksals- noch eine Charaktertragödie, weil es eben beides ist. — Zu Nr. 20 endlich bemerke ich, daß es mir nicht wohlgetan scheint, das griechische Theater mit Schülern unter geflissentlicher Vernachlässigung der Dörpfeld-Reischischen Untersuchungen zu besprechen und an die Stelle allerdings zweifelhafter Ergebnisse eine alte, chronologische Fehlgriffe tuende Theorie zu setzen, bei der man höchstens an den Umbau denken kann, dem ältere Theater unter-

zogen wurden. Liegt die Sache so wenig klar, so lasse man ein derartiges Thema lieber überhaupt beiseite. Doch wie man auch über alle diese meine Ausstellungen denken mag: das Mosengelsche Buch enthält viel brauchbaren Stoff und für den Deutschlehrer manchen nützlichen Wink.

3) Th. Valentiner, Der deutsche Aufsatz in Sexta und Quinta. Leipzig o. J., Quelle & Meyer. 76 S. 8. geh. 1,20 ℳ.

Das Buch erschien meines Wissens fast gleichzeitig mit der einigen Staub aufwirbelnden Schrift, in der zwei Hamburger Herren eine Züchtigung an dem verkappten Schundliteraten, genannt Schulaufsatz, vornahmen. Den uns Deutschlehrern hier hingeworfenen Fehdehandschuh habe ich eigentlich keinen Anlaß aufzuheben und will übrigens trotz allen „Spottes“ und aller „behördlichen Geringschätzung“, die die beiden Verfasser auf ihrem Wege fanden, nicht einmal behaupten, daß nicht in manchem von dem, was sie sagen, ein Korn Wahrheit steckt. Und doch kann ich mich auch bei ihnen des Eindrucks nicht erwehren: qui s'excuse, s'accuse, wenn sie sich dagegen verwahren, Dichterlinge auszubrüten und Dilettanten zu züchten, und denke bei ihrem Loblied auf die jugendliche schriftstellerische Tatenlust unwillkürlich an den Spruch: Was früh zeitig wird, fault bald. Im Brustton der tiefsten Überzeugung wird uns durch sie die Meldung: eigene Beobachtung und Anschauung, freie Wahl des Themas nach eigenem Erlebnis[1]), nicht Reproduktion, sondern Produktion von Anfang an (schon im 3. Schuljahr — 1. Vorschulklasse — schriftliche Aufsätze), Phantasie, nicht Logik, nicht Klassenaufsätze, sondern individuelle Benutzung günstiger Gelegenheiten für jeden Schüler, daher bei Leibe nicht (in den höheren Klassen) Berichte über nur gelesene Dramen, Ausbreitung, nicht Verschließung, eines gärenden Herzens mit strammer Offenheit u. a. m. seien die entscheidenden Gesichtspunkte für den Unterricht im deutschen Aufsatz. Denn weniger habe der Lehrer dem Schüler als dieser ihm bei der Wahl des Themas beizustehen in einer „Aufsatzklasse, die aus sich selbst heraus dem Lehrer unter die Arme greift, die, wenn er Richtlinien für neue Aufsätze sucht, mit Rat und Tat ihm hilft, die mit erzogenem Gefühl sofort die Anregung des Lehrers durchschaut und für sich und ihre sprachpsychologischen Bedürfnisse aufnimmt, fortführt und ummodelt“ (Schundliterat S. 181). So einfach freilich liegt die Sache denn doch nicht. Weiß uns doch Valentiner (S. 44) zu sagen, es sei „eine durch die Kinderforschung bekannt gewordene Erscheinung, daß das Kind viel

[1]) „Nicht länger werden die Mundstücke alle nach der einen Richtung gestellt, um auf Kommando loszuspritzen. Ob der eine von Wilhelm Tell, der andere vom Onkel aus Amerika und der dritte von seinen Hühnern erzählt, ist für die Stilübung gleichgültig“. Jensen und Lamszus a. a. O. S. 174.

häufiger vom Begriff zur Anschauung und Beobachtung kommt als etwa umgekehrt, von der sinnlichen Wahrnehmung ausgehend, sich Kenntnisse verschafft. Daher wird es ihm denn oft auch leichter werden, über ein gewonnenes Wissen zu berichten, als beispielsweise etwas, das es gesehen hat, zu beschreiben". So werde denn auch, den Bedürfnissen unsrer Zeit gemäß — *χρόνος γὰρ εὐμαρὴς θεός* — der Themenkreis gegen früher [1]) weiter und neben den Berichten über sinnlich wahrgenommene Gegenstände auch solche über das kindliche Tun, Denken, Fühlen, über die eigene innere Welt des Kindes willkommen sein (S. 72). Wir sehen, daß sich Valentiners Ausführungen mit denen der mutigen Bekämpfer des heutigen Schulaufsatzes berühren, und ein ihm wichtig scheinendes Ergebnis seiner Betrachtungen setze ich gleich hierher (S. 20 f.): „In den stillen Gefühlen und Gedanken, die neben denen des Lehrers heimlich nebenher laufen, sitzt das Ich des Schülers, das zu bilden ist, darin sitzt die Zukunft des Schülers, und da hinein zu greifen mit ordnender Hand, das ist die höchste Aufgabe des Lehrers. Das und das allein ist auch die wahre Aufgabe der Stilübung; erst den eigenen Inhalt der Schülerseele herauszulocken und daran die Form zu bilden". Nur daß neben der Form die Schule in mittelbarer Förderung des Vorhandenen — nur bisweilen entwickelt es sich besser von selbst (Goethe) — natürlich eben auch die Bereicherung des Gedankenstoffes sich angelegen sein lassen muß. „Wer sprechen will, muß etwas zu sprechen haben, sonst ist er eben ein Schwätzer; so auch mit dem Schreiben" (Bone). Daher warnt auch Valentiner namentlich vor einer Nachahmung des Sprachunterrichts, „den man Papageien gibt" [2]).

---

[1]) Valentiner beruft sich hier auf Heinrich Bone, dessen „Kurzer Abriß der Hauptlehrgegenstände des deutschen Unterrichts" im Anhange seines deutschen Lesebuchs (1853), wie ich hinzufügen möchte, noch heute manches Brauchbare enthält. Das hier in § 1 der Stillehre zitierte, an einen Zögling gerichtete Wort eines „großen und beredten" Schriftstellers: „Schreibt! So will ich Euch sagen, ob Ihr schreiben könnt; mehr vermag ich nicht über Euch" blendet mehr als es überzeugt. Zudem steht es in einer Abhandlung Adam Müllers: „über die Kunst des Hörens" und wird daher von diesem selbst zu der Anweisung umgebogen: „Lest! So will ich Euch sagen, ob Ihr schreiben könnt; hört mich an, und ich will Euch bestimmt anzeigen, ob Ihr reden könnt". Das erinnert nun wieder an Jean Pauls Ausspruch: „Man gibt seine Kinder auf die Schule, daß sie still werden, auf die Hochschule, daß sie laut werden". Der heutigen Jugend wird das schwer eingehen, und „die Gegenwart ist eine mächtige Göttin; lern' ihren Einfluß kennen!" sagt Antonio in Goethes Tasso. Wie steht's bei ihr mit der Ehrfurcht, von der wir im ersten Kapitel des zweiten Buches von Meisters Wanderjahren lesen? Gibt die strack und kühn gewählte Gebärde den rechten Bezug des Äußern auf das Innere?

[2]) Dazu nun allerdings, in einer Anmerkung des Verf., der großartige Satz eines amerikanischen Jungen: It makes one feel awkward to write about a thing about which one knows that the teacher already knows more than one does himself. Da haben wir wirklich (im umgekehrten Sinne) die

Die Wilh. Wundt gewidmete Schrift Valentiners, die von großer Gründlichkeit und erstaunlicher Belesenheit zeugt, knüpft an das an, was in verschiedenen Teilen unsers Vaterlandes und auch im Auslande auf dem behandelten Gebiete versucht worden ist. Er hebt hervor, daß die diesem gewordene Wertschätzung oft weniger auf didaktisch-pädagogischen als auf psychologischen und ästhetischen Interessen beruht. Schon im Sextaner und Quintaner stecken, hören wir, kleine Dichter und Schriftsteller, so gut wie in gleichalterigen Volksschülern, mit deren Leistungen man gute Erfolge erzielt hat. Aber der Verfasser erkennt selbstverständlich an, daß, was an der einen Stelle angebracht sei, nicht ohne weiteres für die andere empfohlen werden könne, und daß, was psychologisch oder ästhetisch interessant sei, überhaupt noch keine Bedeutung für die Erziehung zu haben brauche. Er setzt sich deshalb mit den Gegnern so früher Aufsatzübungen, wie Wendt, R. Lehmann, Geyer u. a. in ruhiger Sachlichkeit auseinander. Die aus seiner eigenen Praxis (in Bremen) vorgeführten Beispiele sollen nicht bloß zeigen, was geleistet wird, sondern auch, wie die in den eingereichten Kinderaufsätzen seitens der Kleinen getanen Fehlgriffe dazu benutzt werden können, sie auf die rechte Bahn zu lenken und vor Abwegen zu behüten. Als „Aufsatz" genommen, macht das tatsächlich Vorgelegte ohne Zweifel keinen sonderlich erfreulichen Eindruck und kann ihn auch nicht machen. Ist das Aufsatzbuch „das Gesicht des Schülers" (Th. Eisenlohr), so darf man sich immerhin von dem noch nicht zu irgend welcher Schönheit entwickelten Antlitz des Kindes billigerweise nicht ohne weiteres abwenden; anderseits kann man nicht in so frühem Alter der Schreibenden und bei ihrer geringen geistigen Gewandtheit und nebenher gehenden natürlichen Schüchternheit (Valent. S. 5 Anm.) — wohl ihnen, wenn sie vorhanden ist — allzuviel von seelischer Eigenart aus dem „Gesicht" herauslesen wollen. Doch wie dem auch sei: grammatici certant et adhuc sub iudice lis est. Der Grundlehrplan der Berliner Gemeindeschulen setzt nach der von der 7. Klasse der achtklassigen Schule an erfolgenden „Niederschrift" kurze Aufsätze erst für die 4. und die weiteren Klassen an, und für die höheren Knabenschulen ist von Quarta an schriftliche freie Wiedergabe von Gelesenem oder in der Klasse Durchgenommenem

Anekdote, daß ein zum ersten Male zur Schule geschickter Knirps, mittags von den Eltern daraufhin gestellt, wie es ihm gefallen habe, die Antwort gibt: „Sonst ganz gut, nur mit dem Lehrer ist es nichts; denn der ist ja so dumm, daß er immer bloß fragt". Der Junge war wenigstens so bescheiden, nicht selber belehren zu wollen, und so ist wohl sein Wort nicht „auch unsern Schülern aus der Seele gesprochen". Denn heute hat man im *φροντιστήριον* etwas anderes ausgesonnen: *ὡς ἡδὺ καινοῖς πράγμασιν καὶ δεξιοῖς ὁμιλεῖν, καὶ τῶν καθεστώτων νόμων ὑπερφρονεῖν δύνασθαι!* Und ein *καινῶν ἐπῶν κινητὴς καὶ μοχλευτὴς* will „besonders manchem Oberlehrer" gegenüber doch auch zu Worte kommen.

angeordnet. Auch die „kurzen Ausarbeitungen" sind für die Unterklassen (VI—IV) nicht zugelassen. Die Ausführungsbestimmungen wiederum über die Neuordnung der zehnklassigen höheren Mädchenschule verlangen von der 8. Klasse (= 1. Vorschulklasse der Knabenschulen) an „freie Niederschriften, Anfertigung von Beschreibungen und Wiedergabe kurzer schlichter Erzählungen". Das ist, da solche Niederschriften sich aus den „Übungen in der mündlichen Wiedergabe des Gelesenen" herausstellen sollen doch wohl dahin zu verstehen, daß von Schülerinnen dieser Stufe das Thema nicht frei gewählt werden darf. Es mag dabei nicht vergessen werden, daß in so jungen Jahren das Denken verhältnismäßig noch wenig entwickelt ist und daher, wenn derartige kleine Aufsätze uns vor allem einen Blick in die Gemütswelt des Kindes gestatten, hier wohl das Mädchen vor dem Knaben sich im Vorzuge befindet. Denn z. B. ist es „eine allgemeine Wahrnehmung, daß die Beschreibung mehr dem Knaben, die (neben scharfer Auffassung des Objektes auch eine Darstellung des Subjektiven, des in dem Beschauenden hervorgerufenen Gefühls erfordernde) Schilderung mehr dem Mädchen gelingt" (K. Bormann, Method. Anweisung zum Unterricht in den deutsch. Stilübungen. 2. Aufl. S. 100 f.). Neben Scharrelmann, Gansberg u. a. verweist Valentiner, der S. 14 ein bezeichnendes Beispiel für den Unterschied zwischen Knaben- und Mädchenart erwähnt, besonders auf „132 Originalaufsätze", die mit dem Jahresbericht des Schwarzwaldschen Mädchen-Lyzeums in Wien 1908 veröffentlicht sind und ihm von kindlicher Originalität, Unbefangenheit und Natürlichkeit durchtränkt erscheinen (S. 7 Anm.). Dabei sei mir nebenher eine Bemerkung zum Worte „Originalität" gestattet. Mißtrauen ist, sagen die Russen, eine Axt am Baum der Liebe, und der soll auch in Deutschland stehen bleiben. Und doch hilft alles nicht: gilt Valentiner (S. 19) der freie Kinderaufsatz in der Schule als der Schlüssel, das Zauberwort für alle noch immer vorhandenen Übelstände, so muß unbedingt allen „älteren Schwestern, Dienstmädchen und befreundeten Kutschern" (S. 59) das Handwerk gelegt werden, wenn sie sich dem Sextaner und Quintaner hilfsbereit nahen. Daß das auch bei „freien" Arbeiten, selbst wenn ihre Niederschrift in der Schule erfolgt, nicht immer gelingt, scheint mir keines Beweises zu bedürfen. Wie manches mag als Erlebnis des kleinen Schriftstellers mitunterlaufen, was in Wahrheit seinem Erfahrungskreis gar nicht angehört! Auch diese freien Aufsätze lassen sich ja zu Hause, wenn man will, ganz hübsch „vorbereiten". So ist denn die nach Valentiners Auffassung entscheidende Aufgabe auch immerhin, meine ich, von Gefahren bedroht, die Aufgabe nämlich, dafür zu sorgen, daß man nicht dem Aufsatz in den unteren Klassen den Lebensnerv durchschneidet, indem man dem Kinde mit Lehmann die Freiheit versagt, über all die Eindrücke, die es auch außerhalb der Schule hat, in seinen Nieder-

schriften zu berichten (S. 17). Und Hand aufs Herz: wenn wir heute trotz manchen Uniformierens auf Gebieten, wo es ja angebracht sein mag, Berücksichtigung der Individualität des Kindes verlangen, können wir denn den Grundsatz bis zum einzelnen Schüler herab aufrecht erhalten? Ein Lehrer auf Schulen und Universitäten kann keine Individuen erziehen, er erzieht bloß Gattungen. Bei diesem Satze Lichtenbergs wird es schließlich sein Bewenden haben. „Es wird nur eine geringe Berücksichtigung der Individualität des Schülers (bei Stilübungen) möglich sein. Der Lehrer kann nicht jedem Kinde eine speziell seinen Kräften angemessene Aufgabe geben, sondern er wird für die Anfertigung deutscher Arbeiten zwei, höchstens drei Abteilungen in der Klasse machen können, den Schülern einer und derselben Abteilung aber jederzeit auch eine und dieselbe Aufgabe stellen müssen. Mit Notwendigkeit aber muß Beachtung der Schülerindividualität gefordert werden, wenn es sich um die Beurteilung der einzelnen Arbeiten handelt" (Bormann S. 9). Auch H. Kern, Grundriß der Pädagogik S. 234 will, freilich auf höherer Stufe, der ganzen Klasse eine Gesamtaufgabe stellen und diese in Teilaufgaben zerlegen, deren Lösung, wenn nicht den einzelnen, so doch einzelnen Gruppen zufällt. „Die Individualitäten werden bei der Gruppenbildung berücksichtigt, die Wünsche und Vorschläge der Schüler gern beachtet. Die Aufsätze jeder Gruppe werden je einer aus Schülern der übrigen Gruppen gebildeten Abteilung zur Beurteilung übergeben". Und warum erwähne ich das hier? Weil Valentiner selbst schon die kleinen Sextaner bei der Beurteilung der Arbeiten ihrer Mitschüler heranzieht (S. 42f. S. 63). Ein solches Verfahren kann sich nur scheinbar auf Herbart berufen, der an das Jünglingsalter denkt, wenn er sagt (Ernst Wagner, Klassiker der Pädagogik I S. 207): Selbstgewählte Themata sind den aufgegebenen weit vorzuziehen, nur nicht von der Mehrzahl(!) der Schüler zu erwarten. Aber, wenn solche erscheinen, so liefert schon die Wahl, noch mehr die Ausführung, einen Beitrag zur Kenntnis der Meinungen, die unter den Schülern im Umlauf sind, der Eindrücke, welche fortwährend durch die Schule nicht bloß, sondern auch durch Erfahrung und Umgang sind gemacht worden". Im übrigen heißt es bei dem großen Theoretiker der Pädagogik an anderer Stelle (S. 233) zwar, drei Zeilen eigener Arbeit seien besser als drei Seiten nach Vorschrift, wiederum aber auch: „Die Mühe ist größer als der Gewinn, wenn schriftliche Arbeiten zu früh verlangt werden". Es ist ja schon nichts unerfreulicher, als wenn junge Burschen die Prahlereien, zu denen sie neigen, schriftlich festzulegen sich erdreisten; s. Valentiner S. 33.

Das eine gebe ich Valentiner ohne weiteres zu, daß man den Schülern in den untern Klassen insofern Freiheit zu gewähren hat, als man ihnen billigerweise hingehen läßt, was von ihrem

Standpunkt aus als irgend erträglich erscheint. Daher das wichtige Wort (S. 62) bezüglich der Korrektur der Arbeiten im Anschluß an Ad. Matthias (Gesch. d. deutsch. Unterr.): Nur da ist zu bessern, wo eine erziehliche Wirkung der Korrektur mit Bestimmtheit anzunehmen ist. Während orthographische und Flüchtigkeitsfehler unnachsichtlich geahndet werden, sei man zurückhaltend bei stilistischen und sachlichen Mängeln, eingedenk der Mahnung: Bei der Pflege des Stils wird man nicht allzu sehr zwingen dürfen, sondern werden lassen". Daher empfiehlt sich, so meint der Verf., große Milde bei der Beurteilung, unter Umständen aber auch die Anwendung der No. 4, damit der Verunglückte sich das nächste Mal an einem ihm besser liegenden Thema versuche, über das er auch wirklich etwas zu sagen hat, während er sich diesmal etwas zugetraut hat, was er nicht kann. Ich muß bekennen, daß ich in meiner fast dreißigjährigen Praxis noch nicht auf den Gedanken gekommen bin, ein solches Maß von Selbsterkenntnis bei einem kleinen Kerl vorauszusetzen oder gar zu verlangen, dem bei Valentiner selbst die Abfassung eigener Märchen zugemutet wird (S. 63 f.). Immerhin hat dieser alle in Betracht kommenden Fragen gründlich erwogen, schließt aber trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, nicht mit einem Triumphgesang (S. 65), da erst lange Erfahrung zu sichern Ergebnissen führen könne. Selbst seine Anlehnung an fremdländische Gewährsmänner erfolgt mit einer gewissen Zurückhaltung, und vielfache Unterschiede z. B. des amerikanischen und des deutschen Knaben werden zugegeben (S. 11). Und in der Tat, wenn auch die einst von O. Kaemmel (Der Kampf um das humanistische Gymnasium, S. 14. 19. 56. 69) über Veramerikanerung und modische Engländerei erhobenen Klagen einige Dämpfung vertragen: mit Gewalt können wir dem deutschen Knaben nicht die Selbständigkeit geben wollen, die die Eigenart anderer Länder für deren Jugend von selbst mit sich bringen mag. Mir scheint noch immer der Satz von R. Seyfert, Schulpraxis (Sammlung Göschen 1896) S. 138 f. zu Recht zu bestehen: „Jedermann weiß, daß Kinder umständlich, breit sich aussprechen, wenn sie dies ungehindert tun können. Das kann man aber nicht niederschreiben lassen. So warte man damit und lasse nicht Schriftstücke anfertigen, die alles andere, nur keine Aufsätze sind. Unterricht im schriftlichen Aufsatz ist eine wesentliche Aufgabe für die Oberstufe (nämlich der Volksschule: Klasse 3—1)". Und wenn der Pädagog den Zusatz macht (dem ich für die höhere Schule nur bedingt beipflichte), man könne den Beginn schriftlicher „Aufsätze" schon ins vierte Schuljahr verlegen, so hebt er — und darin berühren wir uns wieder — ausdrücklich hervor, daß für diese leichtesten und einfachsten Formen bestimmte Anweisungen zu geben sind. Es kann unmöglich die Wahl des Themas gerade bei den ersten Versuchen ins Belieben des

Schülers gestellt sein. Ich kann mir nicht denken, daß Valentiners gut gemeinte Bemühungen um eine so wichtige Sache, wie sie der deutsche Aufsatz ist, auf die Dauer ihn wirklich befriedigende Ergebnisse zeitigen werden. Seine Darlegungen seien der Kenntnisnahme aller daran Interessierten empfohlen!

Pankow bei Berlin. Paul Wetzel.

---

J. A. Völker, Wegweiser durch das Lesebuch. Dichtungen in Prosa und Versen, mit besonderer Rücksicht auf die Förderung des schriftlichen Gedankenausdrucks erläutert. Gießen 1911, Emil Roth. 3 Bände. I. Bd. 568 S., II. Bd. 484 S., III. Bd. 558 S. In elegantem Leinenband, jeder Band 6 *M*.

Es ist mir ein Vergnügen, meine Kollegen, denen der lohnende Unterricht in der deutschen Sprache in den Unterklassen der höheren Lehranstalten übertragen ist, auf dieses äußerst praktische und empfehlenswerte Erläuterungsbuch prosaischer und poetischer Lesestücke aufmerksam machen zu können.

Zwar besitzen wir solcher Erläuterungsbücher zu deutschen Dichtungen eine große Zahl. Ich erinnere nur an das in den Händen vieler Lehrer befindliche Buch von Dietlein, Frick, Gaudig und Polack, Aus deutschen Lesebüchern, Leipzig, Teubner. Ihre Verf. sind zumeist bemüht gewesen, das jeweilige Objekt möglichst nach allen Seiten hin zu beleuchten, um alle zufrieden zu stellen. Auf diese Weise ist, meint der Verf., ein umfangreiches Material erwachsen, das auch unter den günstigsten Bedingungen nicht bewältigt werden kann. Wer jemals an der Hand solcher Hilfsmittel sich bei der Vorbereitung sein Lesestück zurecht gelegt hat, wird zugeben, daß dieses Urteil durchaus zutreffend ist. Das vorliegende Buch ist anders angelegt.

Um den Lehrer bei seiner Vorbereitung nicht ins Uferlose abzuleiten, hat der Verf. sich das Ziel gesteckt, nur das für den Unterricht wirklich Geeignete zusammenzustellen, alles, was abseits davon liegt, fernzuhalten. Es ist das vorliegende Werk eine Umarbeitung des in demselben Verlag erschienenen Buches: 200 Dichtungen, zur Förderung des schriftlichen Gedankenausdrucks, bearbeitet von demselben Verfasser. Eine notwendig gewordene Neuauflage bot die Gelegenheit, die aus Lehrerkreisen laut gewordenen Wünsche in Ausführung zu bringen. Diese Wünsche gingen in der Hauptsache dahin, es möchten an ausgeführten Lehrproben das einzuschlagende Verfahren gezeigt und dieses auch auf Prosastücke angewandt werden.

So ist das Buch über seinen ursprünglichen Umfang hinaus wesentlich erweitert und umgestaltet worden und stellt sich in seinem neuen Gewande dar als eine Frucht 45jähriger Tätigkeit im Dienste der Schule; es ist ein Buch, das mit großer Sorgfalt ausgearbeitet ist, das mit seinem Verständnis für die Bedürf-

nisse der Jugend fast spielend in einfachster Weise die Lesestücke dem kindlichen Geiste nahe zu bringen weiß und dem Lehrer nicht nur in der Volksschule, sondern auch an höheren Schulen wertvolle Dienste leisten wird. Es ist ein Genuß, den feinen Ausführungen eines erfahrenen Schulmannes zu folgen und zu sehen, in welcher Weise der Lehrer aus dem Geist des Gedichts oder des Prosastücks heraus die Erwachung der Stimmung zu erzielen weiß, um die Kunst, die sich in der Dichtung ausprägt, rein auf die Herzen der Kinder wirken zu lassen.

So hat der Verf. mit Geschick die Wege gezeigt, wie der Forderung Folge geleistet werden kann: die Fenster auf im deutschen Unterricht, damit der frische Hauch der Kunst frei herein ströme! Die Erläuterungen sind kurz und anschaulich, die Andeutungen über den Lebensgang der bedeutenderen Autoren, die sich in dem Unterricht ganz gut verwerten lassen, sind dankbar zu begrüßen. Ein Hauptmerkmal des Wegweisers ist die stilistische Ausnützung der behandelten Lesestücke, wodurch das Lesebuch mit gutem Recht zum Mittelpunkt des Aufsatzunterrichts erhoben wird.

Daß der Verf. in sein Buch auch einige Proben aus der modernen Lyrik aufgenommen hat — so von Falke, Fontane, Martin Greif, Rudolf Presber — begrüße ich mit Freuden. Das in viele Lesebücher aufgenommene Lied von Luther — Ein' feste Burg — habe ich vergeblich gesucht; seine Erklärung macht einige Schwierigkeiten und sollte bei einer 2. Auflage berücksichtigt werden. Der Verf. ist sich selbstverständlich darüber klar, daß die Methode — selbst die beste — immer nur ein Führer sein wird, daß der Lehrer aber stets der Herr bleiben muß, und daß der Erfolg der Behandlung aller Lesestücke in letzter Linie von der Persönlichkeit des Lehrers abhängt, dem er, nachdem er sich in seinem Werke Rat und Anregung geholt hat, doch seine Individualität und Originalität sich zu bewahren rät.

Bensheim. Rudolf Glaser.

---

Goethes Werke, vollständige Ausgabe in 40 Teilen = 20 Bänden. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen sowie einem Gesamtregister versehen von Karl Alt in Verbindung mit Emil Ermatinger, S. Kalischer, Wilhelm Niemeyer, Rudolf Pechel, Robert Riemann, Eduard Scheidemantel und Christian Waas. Berlin-Leipzig-Wien Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Ohne Jahr. Jeder Band brosch. 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ.

Den im Jahre 1909 erschienenen, in dieser Zeitschrift LXIV (1909) S. 426 f. kurz angezeigten ersten drei Bänden sind sechs weitere gefolgt: 5, 9, 10, 14, 15, 16. Der fünfte Band, Teil 11 bis 13, enthält Singspiele, Festspiele, Theaterreden, unvollendete Dramen, Bruchstücke und Entwürfe, nämlich Versuch einer poetischen Ausarbeitung Belsazars, Der Tugendspiegel, Cäsar, Mahomet, Prometheus, Elpenor, Nausikaa, Falstaff, Das Mädchen von Ober-

kirch, Die Befreiung des Prometheus, Bruchstücke einer Tragödie, Der Löwenstuhl, Feradeddin und Kolaila, Schillers Totenfeier, Cantate zum Reformations-Jubiläum. Der neunte Band, Teil 23 und 24, bietet Wahrheit und Dichtung, der zehnte, Teil 25 und 26, die Italienische Reise, die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz; der vierzehnte bis sechzehnte Band, Teil 32 bis 38, bringen Schriften über Literatur und Theater, Übersetzungen aus dem Französischen, Reden (mit einem Anhang: Goethe als Rechtsanwalt) und die erste Hälfte der ausgewählten naturwissenschaftlichen Schriften.

Die Einleitungen fassen die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen übersichtlich zusammen. Als Beispiel mag ein kurzer Abschnitt aus der Einleitung zu dem Festspiel „Des Epimenides Erwachen" angeführt werden. „Wer ist Epimenides? Wer hat während der Napoleonischen Fremdherrschaft verborgen gelebt wie der griechische Seher, um erst wieder an die Öffentlichkeit zu treten, als das Werk der Befreiung vollendet war? Ganz gewiß nicht das deutsche Volk, aber vielleicht seine Kunst. Als ihren Führer kann man Goethe mit Epimenides identifizieren. Richtiger aber sagt man wohl, Goethe wäre es lieber gewesen, wenn er die Zeit der Fremdherrschaft wie Epimenides verschlummert hätte, statt dem Eroberer zu huldigen. Eigentlich durfte Goethe nicht einmal mit dem griechischen Seher klagen:

Doch schäm' ich mich der Ruhestunden;
Mit euch zu leiden, war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.

Nimmt man den Schlummer nur als Verzicht auf die politische Tätigkeit und rechnet zu dieser nicht die höfischen Huldigungen, so wird die Ähnlichkeit zwischen Epimenides und dem Führer des Weimarer Musenhofes noch größer. Um das zu erkennen, braucht man sich nur des Briefes zu erinnern, den Goethe im Oktober 1807 an Cotta schrieb: „Wir sind niemals politisch bedeutend gewesen". Wenn Goethe diese Haltung 1814 bedauerte, dann gehört der „Epimenides" allerdings unter die Bruchstücke der großen Konfession. Soweit in ihm das Gefühl des Dichters zum Ausdruck kommt, ist er ein reuiges Bekenntnis. Diese Stellen klingen denn auch am besten, während die Gestalt des Jugendfürsten durchaus künstlich wirkt. Er wird nur durch das „Vorwärts" bezeichnet und führt im übrigen eine Sprache, die von der Blüchers wahrlich weit genug abliegt. Wann hätte dieser vom „Steine der Weisen" orakelt! Die milde Weisheit des Epimenides und der Priester drang aus der Seele Goethes; in einen Reitergeneral konnte er sich nicht mehr hinüberfühlen".

Die tiefere Bedeutung dieses schönen und ernsten, aber nicht leicht verständlichen Festspieles, das am 30. März 1815 in Berlin

aufgeführt wurde, beachteten die Zeitgenossen nicht; der Berliner Wortwitz betitelte es daher: Wie meenen Sie des?

Die Einleitungen rühren natürlich immer von den Herausgebern her. Die eben angeführte ist von Riemann verfaßt, dem Herausgeber der Teile 11 und 12. Den 13. und 35. Teil hat Pechel besorgt, mit dessen Ausdrucksweise ich nicht immer übereinstimmen kann; er scheut sich z. B. Teil 35 S. XIII nicht vor dem widerwärtig oft gebrauchten Modeworte „auslösen" (erlöst uns kein neuer Wustmann davon?!); Teil 13 S. VIII würde ich statt „Kundschaft" setzen: Kenntnis. Teil 23 und 24 sind von Alt herausgegeben, Teil 25 von Niemeyer, 32 und 33 von Ermatinger. Die ausführlichste Einleitung hat Kalischer zu Teil 36—38 geliefert. In einer Vorbemerkung heißt es (S. XIf.): „Über Einzelheiten geben die Anmerkungen Aufschluß [sie sollen den 18. und 19. Band ausmachen; das Register wird den Schlußband bilden]. Da aber Goethes naturwissenschaftliche Bedeutung nicht so sehr in seinen einzelnen Entdeckungen an und für sich beruht, nicht in der besonderen Ausführung seiner Ideen als vielmehr in diesen selbst, in den Methoden und Wegen, die zu jenen leiteten, und in den Folgen, welche sich daran knüpften, so schien es angemessen, den Schwerpunkt der Erläuterungen nicht in eine größere Anzahl isolierter Bemerkungen zu legen, sondern in die Einleitungen, welche bei möglichster Umfassung alles einzelnen Bemerkenswerten ein einheitliches Ganzes zu bilden hätten". Der Verf. legt daher in der allgemeinen Einleitung Goethes naturwissenschaftliche Bedeutung überhaupt dar, und gibt dann eine besondere Einleitung zu jeder Materie. Die Ausgabe bietet eine so reiche Auswahl der naturwissenschaftlichen Schriften, daß auch diese Seite der Tätigkeit Goethes vollständig zur Geltung kommt.

Die zweitausführlichste Einleitung ist die von Waas zu „Rameaus Neffen" im 34. Teile; auch im 26. verbreitet er sich ziemlich eingehend über alle in Betracht kommenden Gegenstände.

Der Text hält die Mitte zwischen der Cottaschen Jubiläumsausgabe, die immer auf die ursprünglichen Fassungen zurückgeht und deshalb manche wohlbegründete Änderungen Eckermanns und anderer Gewährsmänner wieder beseitigt, und der Weimarer Ausgabe, die auch die Fehler der Ausgabe letzter Hand enthält. Aus der Weimarer Ausgabe Band 41, 2 und 42, 2 die Aufsätze über Volks- und Kinderlieder sowie über das Wesen der antiken Tragödie und die Studien zur Weltliteratur, zur Geschichte der französischen und zur serbischen Literatur abzudrucken, dazu ward die Erlaubnis nicht erteilt.

Auf verschiedene prächtige Beilagen muß ich besonders aufmerksam machen. In Band 9 finden wir die Gipsmedaillons von Goethes Eltern nach Joh. Kasper Melchior wiedergegeben, in Band 10 Blick auf St. Peter nach Goethes Handzeichnung, in

Band 16 eine Farbentafel von Goethe zur Metamorphose der Pflanzen. Auch drei Karten sind beigefügt, nämlich zur italienischen Reise, zur Schlacht von Valmy und zur Belagerung von Mainz.

Am Schluß des Inhaltsverzeichnisses wird der Nachweis gegeben, in welchen anderen Teilen Aufsätze, die man vermissen könnte, wegen ihrer inneren Zugehörigkeit untergebracht sind. Namentlich in Teil 32 ist dies der Fall.

Alles in allem machen die sechs Bände, wie die früher besprochenen drei, einen sehr günstigen Eindruck, und ich kenne keine andere Goethe-Ausgabe, die bei innerer und äußerer Gediegenheit so wohlfeil ist.

Görlitz. E. Stutzer.

---

1) H. Gloel, Goethes Wetzlarer Zeit. Berlin 1911, E. S. Mittler & Sohn. X u. 259 S. 8. 5 ℳ.

Mit Recht hebt der Verfasser dieses Buches in der Vorrede hervor, daß, wenn Goethe auch noch so viel aus seinem reichen Innern schöpfte, doch gerade bei ihm auch die Umgebung, in der er lebte, außerordentlich wichtig für die richtige Würdigung seiner Entwicklung, seines Wesens und seiner Dichtungen war. Während andere uns über Goethes Umwelt von Frankfurt, Leipzig, Straßburg und Weimar unterrichtet haben, hat er sich die Aufgabe gestellt, auch die Verhältnisse zu schildern, die auf Goethe einwirkten, als er sich im Sommer 1772 in Wetzlar aufhielt, und die für die Entstehung seiner Dichtung „Die Leiden des jungen Werther" von so großer Bedeutung wurden. Er entwirft zunächst ein fesselndes Kulturbild aus der Rokokozeit, indem er die in den sechziger und siebenziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in der freien Reichsstadt Wetzlar und am altvätrigen Reichskammergericht herrschenden Zustände und maßgebenden Persönlichkeiten, besonders auch die große Reichskammergerichtsvisitation, die 1767 bis 1776 dauerte, und das gesellschaftliche Leben nach zeitgenössischen Briefen und Aufzeichnungen schildert. Dann führt er uns ein in die Familie des Deutschordensamtmanns Buff, macht uns mit Lotte und ihrem Bräutigam Kestner und dem sonstigen Bekanntenkreis Goethes, besonders auch mit der Tafelrunde, deren Mitglied Goethe wurde, bekannt, um zuletzt bei dem Geschick des unglücklichen Jerusalem, des Urbildes von Werther, zu verweilen. Wir sehen, wie dem in seiner jugendlichen Liebenswürdigkeit und seinem rein menschlichen Empfinden sich gebenden Goethe alle Herzen zufliegen, wie ihm in seiner ebenso leidenschaftlichen wie aussichtslosen Liebe zu Lotte die Pflicht der Entsagung immer mehr zum Bewußtsein kommt und wie er sich schließlich dem unhaltbaren Zustande durch eine tapfere Flucht entzieht, wie sich seine äußeren und inneren Erlebnisse in seiner Phantasie zu der

Dichtung des Werther vereinigen, die durch Wahrheit und Natürlichkeit der Empfindung und ungewöhnliche Kunst der Darstellung eine unerhörte Wirkung auf die Zeitgenossen ausübte und den Jüngling mit einem Schlag zum berühmtesten Dichter Deutschlands machte. Auf die Dichtung hätte der Verfasser etwas näher eingehen dürfen. Sehr oft läßt der Verfasser unseres Buches das reichlich verwendete und hier zum Teil zum ersten Mal veröffentlichte Material an Briefen und Berichten selbst zu Worte kommen, wodurch der Eindruck der Unmittelbarkeit nicht wenig erhöht wird. Dazu trägt auch bei die große Zahl von Abbildungen von Personen, Örtlichkeiten, Gebäuden und Landschaften, die in den Text des Buches eingefügt sind.

2) E. Traumann, Goethe, der Straßburger Student. Leipzig 1910, Klinkhard & Biermann. 225 S. 8. 5,50 *M*.

Der zwanzigjährige Goethe war nach Straßburg gegangen, um das französische Wesen kennen zu lernen, wurde aber, wie er selbst sagt, „an der Grenze Frankreichs alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig“ und bekannte sich von nun an im innersten Herzen zum deutschen Wesen. Durch welche Einwirkungen dieser Zug zum Deutschtum zur vollen Entwicklung kam, überhaupt das Innere des Jünglings innerhalb der verhältnismäßig kurzen Zeit von einundeinhalb Jahren in Straßburg so gewaltige Fortschritte machte und sein Genie und seine ureigenste Persönlichkeit sich entfaltete, wie sein faustischer Erkenntnisdrang alles zu erfassen suchte, wie seine erstaunliche seelische Kraft, Energie und Frische in einer Sprache von unsäglichem Reiz und tief einprägender Gewalt den entsprechenden Ausdruck fand, das alles wird in dem vorliegenden Buche unter fleißiger und sorgfältiger Benutzung all der zahlreichen Zeugnisse frisch und lebendig geschildert, in einer Sprache, der man anmerkt, daß sie sich an der Goetheschen gebildet hat. Ein reicher Bilderschmuck, der in den Text eingefügt ist, unterstützt die Anschaulichkeit der Schilderung.

Im Gegensatz zu des Verfassers Meinung (S. 112) müssen wir doch an der Schreib- und Sprachweise Sesenheim (nicht Sessenheim) festhalten. „Sesenheim“ ist die alte und volkstümliche Form, die Form „Sessenheim“ stammt aus der Kanzlei, wie der berühmte Germanist Rudolf Hildebrand in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht 4. Jahrg., S. 237 f., nachgewiesen hat (jetzt auch zu finden in R. Hildebrands Beiträgen zum deutschen Unterricht, Leipzig 1897, S. 101 f.). Sehr erfreulich ist es, daß der Verfasser für die Reinheit des Verhältnisses Goethes zu Friederike eintritt (S. 144). Ganz abgesehen davon, daß die objektive Forschung die Haltlosigkeit des abscheulichen Klatsches, der sich über Friederikens Leben gebildet hat, erwiesen hat, dürfte schon, wie der Verfasser hervorhebt, „die einfachste Psycho-

logie jene scheußlichen Legenden zerstören". „Wenn Goethe eine so ungeheuerliche Schuld im Leben auf sich geladen hätte, würde er, mit diesem Wurm im Gemüte, wohl in solcher Breite die Sesenheimer Episode geschildert. würde er vermocht haben, sie in solch heiteren, unschuldigen Farben zu malen? Er, der wahrhaftigste der Menschen, der sein Geheimstes beichtete, der jedes innerste Gefühl und Schauen offenbarte, müßte der abgefeimteste Heuchler gewesen sein, wenn er es gewagt hätte, nach den ihm und seiner Verlobten angedichteten Verfehlungen Friederike als das Geschöpf zu zeichnen, das „ebenso viel Liebe als Achtung verdiente", wenn er die Stirn gehabt hätte, nach Jahren wieder, sorglos und heiter, das Haus zu betreten, das er, wie seine Verleumder wollen, befleckte!" Warum wurde zu den zwei angeblichen Porträts Friederikens, von denen das erste (S. 124) gewiß unecht ist, nicht noch das sogenannte Falcksche mit den langen Zöpfen und der Schlupfhaube aufgenommen, wenn es auch nicht mit Sicherheit auf Friederike bezogen werden kann? Der Leser findet es in Heinemanns Goethebiographie (Leipzig 1895) 1. Band, S. 168. Die mißlungene Nachbildung des Reliefs vom Straßburger Goethedenkmal S. 117 sollte in der 2. Auflage, die gewiß nicht ausbleiben wird, durch eine bessere ersetzt werden.

3) W. Bode, Charlotte von Stein. Berlin 1910, E. S. Mittler & Sohn. XXVI u. 628 S. 8. geb. 7,50 M.

Man könnte dem Verfasser wegen des großen Umfanges seines Buches gram werden, wenn dieses nicht von der Frau handelte, über deren Charakter und Bedeutung in dem Leben und Dichten unseres größten Dichters bis jetzt die Meinungen so weit auseinandergingen. Während die einen, z. B. Hermann Grimm, sie als die Frau bezeichneten, deren schwesterliche Freundschaft dem gequälten Herzen des Dichters den ersehnten Frieden brachte (H. Grimm, Goethe S. 277), unter deren steter Teilnahme die Dichtungen heranreiften, „die das Höchste sind, was die deutsche Literatur an Dichtungen besitzt" (ebenda S. 252), deren Bild dem Dichter vorschwebte, als er so edle Frauencharaktere wie Iphigenie und Leonore schuf, konnten andere nicht genug Schlimmes von ihr sagen und erklärten, daß man von dem ideellen Bild, das von dieser Frau in der Seele des liebenden Dichters lebte, das wirkliche Bild der Frau von Stein, wie es sich auf Grund sonstiger Zeugnisse darstellte, streng trennen müsse. Diesem Meinungsstreit gegenüber hat es der Verfasser unternommen, möglichst unparteiisch alles mitzuteilen, was den Charakter der Frau irgendwie, günstig oder ungünstig, beleuchtet, sie im Verkehr mit ihrer Umgebung zu zeigen, sich diese, insbesondere ihre Eltern und Geschwister, ihren Gatten und ihre Kinder, ihre Standes- und Ortsgenossen, ihre Freunde und Freundinnen, die drei Menschenalter umfassende Zeit, in die sie hineingestellt war, die Stadt, in der sie lebte,

möglichst deutlich zu machen, hauptsächlich aber ihr Verhältnis zu Goethe bis ins einzelnste zu erforschen, überzeugt, daß nur eine ausführliche, viele anschaulichen Einzelheiten mitteilende Biographie der Wahrheit nahe komme. So allein war es ihm möglich, uns ein wahrheitsgetreues Bild dieser merkwürdigen Frau und von dieser einzigartigen Dichterliebe, von ihrem Entstehen, ihrem Höhepunkt, ihrer Verdüsterung und ihrem Zusammenbruch zu liefern. Er hat zu diesem Zweck das bereits gedruckte reiche Material an Briefen, Tagebüchern und sonstigen Schriftstücken fleißig benutzt und dazu noch manches bis jetzt nicht Bekannte aus Archiven, Kirchenbüchern usw. verwertet, und sehr oft läßt er diese Zeugnisse selbst zu Wort kommen. Den Höhepunkt erreicht die Darstellung in den Kapiteln „Ein Wohnen in Goethes Liebe". Hier gibt uns der Verfasser auf Grund jener Zeugnisse seine Ansicht über die Beziehungen Goethes zu der geliebten Frau. Goethe bezeichnet sie oft und gern als seine geliebte Seelenführerin und als die Sicherheit seines Lebens. Hier liegt die Wurzel seiner tiefen Anschauung von der erziehenden Macht edler und reiner Weiblichkeit, die in Iphigenie, in Tasso und Wilhelm Meister so hohen Ausdruck gefunden hat. Goethe hatte kranke Stimmungen und übermäßige Erregungen. Dann bedurfte er einer Iphigenie, einer Leonore. Er schuf sich aus der klugen, ruhigen, gemäßigten, milden, verstehenden, wohlwollenden, entsagenden Frau ein höheres Bild, das er verehren, vor dem er beichten, von dem er Vergebung erholen konnte. Er wußte, daß er ihr große sittliche Fortschritte zu danken hatte, daß er durch sie eine innere Reinigung erfahren hatte, nach der er sich so lange gesehnt (S. 157). Sie schwebt ihm vor bei der Schöpfung der Iphigenie und der Leonore, deren Liebe sich nicht als Selbstigkeit oder Sinnlichkeit, sondern als Güte, Hilfsbereitschaft und Opferlust gezeigt, deren Liebe immer eine keusche, schwesterliche Liebe ist. Goethe liebte Charlotte von Stein nicht nur mit Glut und Ausdauer, sondern nannte sie auch immer wieder seine Wohltäterin, seine Trösterin, seine Führerin zum Guten und Hohen (S. 156).

So besitzen wir in Bodes Werk jetzt eine Biographie der Frau von Stein, die von jetzt ab für die Beurteilung dieser Frau maßgebend sein wird. Hingewiesen sei noch auf die große Zahl von Abbildungen, Porträts und Darstellungen von Örtlichkeiten und Gegenständen, Nachbildungen von Handschriften, die auf besonderen Blättern dem Text beigegeben sind. Auch im übrigen ist die Ausstattung musterhaft.

4) **Schillers sämtliche Werke.** Historisch-kritische Ausgabe in zwanzig Teilen. Unter Mitwirkung von Karl Berger, Erich Brandenburg, Th. Engert, Conrad Höfer, Albert Köster, Albert Litzmann, Franz Muncker. Herausgegeben von **Otto Güntter** und **Georg Witkowski**. Erster bis neunzehnter Teil in neun Bände gebunden. 110, 267, 287, 440, 234, 279, 375, 310, 361, 302, 527, 288, 258, 415, 456, 319, 756, 189, 399 S. 8. Leipzig o. J., Max Hesse. 18 M.

Die vorliegende historisch-kritische Schiller-Ausgabe hat sich als Ziel gesetzt, den Text der Werke Schillers so vollständig und so zuverlässig als möglich zu liefern, indem sie mit Ausnahme der Briefe alles aufnahm, was Schiller geschrieben hat, und die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung zur Feststellung des Wortlautes verwertet, ferner in einer Darstellung des Lebens Schillers, in Einleitungen zu den Hauptabteilungen der Werke, z. B. zu den Dramen, sowie in Einleitungen zu den einzelnen Werken, z. B. zu den einzelnen Dramen, und in Anmerkungen „die Erfahrungen, die Welt- und Kunstanschauungen, die Schillers Schaffen bedingten", zusammenzufassen und zu erläutern, „was dem Gebildeten unserer Zeit ohne besondere Hilfsmittel dunkel bleiben oder von ihm falsch aufgefaßt werden könnte, darüber hinaus aber die Teilnahme am Werden und an der Wirkung der großen Werke zu wecken", zuletzt in einem Schlußbande die Lesarten aufzuführen, welche die Abweichungen der Handschriften und Drucke von den in den vorhergehenden Teilen gebrachten Texten enthalten, und durch ein umfassendes Sach- und Personenregister dem Leser ohne besondere Mühe das Auffinden jeder Einzelheit zu ermöglichen. Otto Güntter lieferte einen kurzen, aber die Hauptsachen heraushebenden Abriß von Schillers Lebensgang und Schillers Gedichte nach der noch vom Dichter selbst besorgten Ausgabe, welche als die Ausgabe letzter Hand angesehen werden darf. Hier wie in den folgenden Werken wird in den meisten Fällen die letzte vom Dichter geschaffene Form wiedergegeben. Nur wenn die ursprüngliche Gestalt für den Stil Schillers in der Entstehungszeit besonders bezeichnend erschien, wurde diese in den Text aufgenommen und die späteren Änderungen in den zwanzigsten Band verwiesen. Dementsprechend wird die Semele in der interessanteren ersten Fassung von 1782, nicht nach der Umarbeitung von 1800 gegeben, die den Dialog von allen geschmacklosen Jugendauswüchsen reinigte. Die Xenien Goethes und Schillers wurden vollständig aufgenommen, auch die von beiden zurückbehaltenen, und sie konnten von den Herausgebern noch zuguterletzt um 6 bis jetzt unbekannte vermehrt werden (1. Teil S. 109 f.), die nebst andern Reinhold Steig vor kurzem veröffentlichte. Als Anhang werden die von Schiller nicht in seinen Gedichtsammlungen aufgenommenen und zwar in der Reihenfolge ihres Entstehens oder ersten Erscheinens geboten, darunter auch die lateinischen aus der Schul- und Akademiezeit. Die Dramen haben Georg Witkowski, Albert Köster, Albert Lietzmann und Franz Muncker zu Herausgebern. Eingeleitet werden sie von einer Abhandlung Witkowskis über Schillers Dramen in der Weltliteratur. Hier vertritt der Verf. die Ansicht, daß die drei Jugenddramen nach Shakespeare den zweiten großen Höhepunkt des europäischen Dramas realistischer Färbung darstellen, indem in ihnen wie in Shakespeares Dramen die macht-

vollen, großen Impulse und die aus ihnen entstandenen Vorgänge das Wesentlichste sind, daß die Werke der nächsten Periode den höchsten Punkt des gesamten europäiscchen Renaissancedramas bezeichnen, daß Schiller nach diesem Übergangsstadium mit Wilhelm Tell, noch deutlicher mit dem Demetrius eine erneute Annäherung an den Realismus beginnt, der das Los des Menschen aus seinem Wollen und den tatsächlichen Bedingungen seines Daseins ableitet, und daß Schiller, wäre es ihm vergönnt gewesen, diese neue Anschauung durch eine dritte Reihe von Dramen in der ihr entsprechenden Form auszuprägen, dem neunzehnten Jahrhundert eine Wirklichkeitskunst geschenkt hätte und dem Renaissancedrama die lange Lethargie unfruchtbaren Epigonentums erspart geblieben wäre. Diese Ansicht findet der Verf. bestätigt in Schillers dramatischen Plänen und Entwürfen. Diese bietet Witkowski zum ersten Mal nicht einzeln für sich, sondern in zusammenhängender Darstellung mit Einleitung und Erläuterungen. In der Bearbeitung dieses Nachlasses und der beiden eben erwähnten Abhandlungen zu den dramatischen Dichtungen und Plänen liegt ein Hauptverdienst dieser Schiller-Ausgabe. Die Herausgabe der Bühnenbearbeitungen eigener und fremder Dramen und der dramatischen Übersetzungen Schillers fiel Conrad Höfer zu. Hier finden wir die Theaterbearbeitung des Don Karlos in einer bis jetzt ungedruckten, von Schiller selbst durchkorrigierten Fassung nach einer in der Rigaer Stadtbibliothek befindlichen Handschrift, die Bühneneinrichtung des Egmont nach der Handschrift des Mannheimer und des Weimarer Theaterarchivs, die der ursprünglichen Gestalt weit näher kommt, als dies in früheren Drucken der Fall ist. Die erzählenden Dichtungen besorgte wieder Witkowski, die beiden großen historischen Werke und die historischen Aufsätze Th. Engert, und E. Brandenburg leitete sie ein mit der Abhandlung „Schiller als Historiker“. Hier vermißt man am Schluß einen Hinweis auf die Schriften von Janssen, Überweg, Tomaschek, die Schillers literarische Tätigkeit in dieser Hinsicht behandeln. Schiller als Philosoph und Kritiker hat einen vortrefflichen Beurteiler an Karl Berger, dem Verfasser der bekannten Schillerbiographie, gefunden. Der Verfasser sieht in den philosophischen Studien mit Recht keine schädlichen Hemmungen der schöpferischen Kraft Schillers, sondern notwendige Erzeugnisse seiner eigentümlich gerichteten Natur und in seiner philosophischen Spekulation einen Teil seines Lebenselementes, insbesondere seines dichterischen Gesamtwerkes, dessen Macht auf der ursprünglichen Gewalt seiner Ideen beruht. Er verfolgt die Entwicklung seiner philosophischen Spekulation von ihren ersten Anfängen unter dem Einfluß Abels in der Militärakademie durch die Einwirkungen Kants, Fichtes, Goethes hindurch bis zu seinen letzten Jahren, wo er sich wieder dem künstlerischen Schaffen, „der natürlichen Krönung seiner Philosophie“, zuwandte,

und bespricht im Zusammenhange mit diesen die einzelnen philosophischen und kritischen Schriften. Die Anmerkungen zu den philosophischen Schriften stammen von Conrad Höfer. Dieser besorgte auch die Herausgabe der vermischten Schriften. Dort, unter den philosophischen Schriften, kamen neben den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen auch die Briefe zum Abdruck, die Schiller über diesen Gegenstand an den Herzog von Augustenburg gerichtet hat und welche uns die erste Gestalt jener Briefe zeigen, ebenso neben Schillers Rezension der Gedichte Bürgers die Bürgersche Antikritik und Schillers Verteidigung des Rezensenten, hier, unter den vermischten Schriften, die Gelegenheitsdichtung für Schillers Freund Körner „Aventuren des neuen Telemachs“, von Huber „mit witzigem Dilettantismus hingetuschte Bildchen“ mit den spaßhaften Erklärungen Schillers.

Die vollständige Darbietung der Werke Schillers, die zuverlässige, auf gründlicher wissenschaftlicher Forschung beruhende Gestaltung des Textes, die sachgemäße Verteilung der Werke und ihre historische Anordnung innerhalb der einzelnen Schaffensgebiete, die gründlichen und doch leicht verständlichen Einleitungen zu den verschiedenen Richtungen der literarischen Tätigkeit Schillers und zu den einzelnen Werken und Schriften und die eine Fülle des Wissenswerten bietenden Anmerkungen bilden einen besonderen Vorzug dieser Ausgabe. Dazu kommt die sorgfältige Ausstattung in Papier, Druck und Einband und der verhältnismäßig sehr niedere Preis. Insbesondere seien die Leiter der Lehrerbibliotheken auf die Ausgabe hingewiesen. Auf den noch ausstehenden Band, der die Lesarten und die Register enthalten wird, werden wir noch zurückkommen.

Offenburg. L. Zürn.

---

1) Max Drescher, Hauffs Werke in sechs Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen. Goldene Klassiker-Bibliothek. Berlin usw., Deutsches Verlagshaus Bong & Co. In 2 Leinenbänden. LII u. 376, 263, 243, 337, 381, 200 S. 8. 3,50 M (auch in teureren Ausgaben erhältlich).

Die Ausgabe will keine historisch-kritische sein. Sie geht im Wortlaut auf die Schwabsche Gesamtausgabe zurück; für die Märchen wurden auch die Original-Almanache herangezogen. Eine Neuordnung erfuhren nach chronologischen und inhaltlichen Gesichtspunkten die Gedichte; die Skizzen wurden aus dem Nachlasse des Dichters bereichert. Dankenswert sind die den einzelnen Teilen gewidmeten Einleitungen, die nach Entstehungsart der Werke und durch Vergleich mit den Quellen entsprechende Werturteile ermöglichen wollen. Nicht zu übersehen sind die Anmerkungen, die der den Schriftsteller noch heute gern lesenden Jugend willkommen sein werden, zumal derjenigen, die eine höhere

Schule — wie der Herausgeber ausdrücklich hervorhebt — nicht hat besuchen können. Damit hängt es zusammen und ist auch dem Schaffensdrange des Dichters angemessen, daß im Lebensabriß vor allem seine Schüler- und Studentenzeit dargestellt wird. Was für diesen frühere Veröffentlichungen an die Hand geben, ist gewissenhaft benutzt und an geeigneter Stelle durch Zitate kenntlich gemacht; mancherlei hat auch das Marbacher Schillermuseum beigesteuert. Hauff ist und bleibt ein volkstümlicher Dichter, der aus einer Klassiker-Bibliothek, wie die vorliegende, nicht ausgeschieden werden durfte; rechte Bemühung um ihn hat, wie mir scheint, der rechte Mann sich angelegen sein lassen, der zumal durch die Sondereinleitungen die einzelnen Sachen aus dem Geiste der Zeit und dem Entwickelungsgange des Dichters verstehen lehrt. Es ist ein löbliches Unterfangen, wenn er durch das von Hauffs Leben und Wirken entworfene Bild auch diejenigen zu seiner Lektüre einlädt, die ihr bisher, vielleicht in vornehmer Zurückhaltung, ferngestanden haben. Für das aus dem Nachlasse Mitgeteilte und für die Ergänzungen der Gedichte erwies sich als besonders wertvoll das Buch von Hans Hofmann: Wilhelm Hauff, Frankfurt a. M. 1902. Interessante Aufschlüsse über Leben und Sterben des Dichters finden sich auch in dem Familienbuche von Karl Riecke: Meine Eltern, ihre Geschwister und ihre Freunde, das Drescher glücklicherweise hat benutzen dürfen. Man wird die in mehrfacher Hinsicht empfehlenswerte Ausgabe der Werke des liebenswürdigen und leider so früh dahingegangenen Dichters, dem W. Alexis, Uhland, Schwab u. a. warme Nachrufe widmeten, der Bücherei zumal der heranwachsenden und um ihre Ideale noch nicht betrogenen Jugend gern einverleibt sehen.

2) Gutzkows Werke, herausgegeben von Peter Müller. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Erster und zweiter Band. Leipzig und Wien 1911, Bibliographisches Institut. (Meyers Klassikerausgaben). 44 u. 413 S. und 477 S. 8. geb. je 2 M.

Wie die Goldene Klassikerbibliothek (Hempels Klassiker-Ausgaben in neuer Bearbeitung) stellt nun auch das Bibliographische Institut zu Gutzkows hundertjährigem Geburtstag eine auf vier Bände berechnete Auswahl der Werke „des mancherorten mit Unrecht fast vergessenen Dichters“ auf kritischer Grundlage und mit erläuternden Anmerkungen denen zur Verfügung, die sich durch die vielerlei Irrungen und Wirrungen des einstigen Vorkämpfers im Kreise des jungen Deutschlands und im Dienste des öffentlichen Lebens dessen Bild in ihrer Seele nicht völlig haben trüben lassen. Daß auch hier die großen sozialpolitischen Romane sowohl in ihrer ursprünglichen Fassung wie in ihrer nachmaligen kürzenden Zusammenziehung ausgeschlossen sind, ist zu bedauern, weil ihnen als „interessanten Dokumenten. wie sich das moderne Leben um die Mitte des 19. Jahrhunderts in einem

geistreichen Kopfe spiegelte" (C. Weitbrecht), ihr kultureller Wert nicht abgesprochen werden kann. Ein Gutzkow ohne diese Romane ist kein Gutzkow, und wer sie langweilig findet (G. Boetticher) oder an dem in ihnen glühenden Zorne gegen Reaktion und Jesuiten Anstoß nimmt (Rob. Riemann, der „alberne Einmengung" der Politik bei G. bemängelt), wird für eine Auswahl seiner Werke überhaupt nicht viel übrig haben (s. zu dieser Frage auch meine Bemerkungen im 61. Jahrgang vorliegender Zeitschrift. 1907, S. 639). Immerhin muß festgestellt werden, daß doch auch unser Herausgeber nicht nur das Beste, sondern das Charakteristische des Gutzkowschen Schaffens hat darbieten wollen. Aus rein äußeren Gründen die großen Romane, für welche die Wahrheit der Darstellung und die Berechtigung der ausgesprochenen Warnung spätere Zeiten erwiesen haben (K. Heinemann), einfach beseite zu lassen, ist kaum zu billigen; die Ausgabe mußte dann eben umfangreicher, wenn auch kostspieliger, angelegt werden.

Die Vorführung von Gutzkows Leben und Wirken, teils nach selbstbiographischen Schriften, teils nach den Untersuchungen H. H. Houbens, führt recht gut in den Entwickelungsgang des Dichters und schriftstellernden Kritikers ein. Der erste der beiden mir vorliegenden Bände bringt nach Richard Savage die Lustspiele Zopf und Schwert und das Urbild des Tartüffe sowie den Königsleutnant, der zweite Band den Vorspielscherz: Fremdes Glück, Uriel Acosta nebst der Novelle: Der Sadduzäer von Amsterdam, das „mißratene Enkelkind" von Schlegels Lucinde: Wally, die Zweiflerin, die dem Verfasser seine zehnwöchige Haft eintrug, mitsamt der Vorrede zur zweiten Auflage und der Appellation an den gesunden Menschenverstand, die Novelle: Eine Phantasieliebe und zum Schluß mancherlei Aphorismen. Auch das Medaillonbild vom Grabmal des so elend aus dem Leben geschiedenen Dichters und sein faksimilierter Brief an Oheim und Vater seiner beiden Gattinnen vom März 1838 sind beigefügt; man hat sie dem freundlichen Entgegenkommen der Frau S. Wunderly geb. Gutzkow in Frankfurt a. M. zu danken.

Pankow b. Berlin. **Paul Wetzel.**

---

Lenaus Werke. Herausgegeben von Karl Schaeffer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. [Meyers Klassikerausgaben.] Wien und Leipzig, Bibliographisches Institut. 2 Bände. 1.: 72 u. 460, 2.: 514 S. geb je 2 ℳ.

Das Bibliographische Institut hat seine alte und nun veraltete Lenauausgabe durch die vorliegende neue ersetzt. Der Herausgeber, Karl Schaeffer, hat das erfüllt, was er im Vorwort verspricht, nämlich „auf Grund aller bisher zugänglich gemachten Quellen zu Lenaus Leben und Dichten und mit sorgfältiger Berücksichtigung der größeren Arbeiten über dieses oftmals besonders

schwierige Problem dem Benutzer der Ausgabe einen zuverlässigen Überblick über den derzeitigen Stand der Lenau-Forschung und im Anschluß an deren Ergebnisse ein klares Bild vom Leben und Schaffen des Dichters zu bieten". Das auf 72 Seiten gezeichnete Lebensbild des Dichters ist fesselnd geschrieben und hat in seiner knapperen Fassung und schärferen Herausarbeitung der für des Dichters Entwicklung bedeutsamen Faktoren einen Vorzug vor seinen Quellen, den „Lebensgeschichtlichen Umrissen" Anastasius Grüns in der Cottaschen Ausgabe (1855) und der wichtigsten, der fast gleichzeitig erschienenen Biographie des Dichters von seinem Schwager Anton Schurz, obwohl diese ihren unverlierbaren Wert behalten. Tragen sie doch den besonderen Stempel persönlicher Freundschaft und des innigsten persönlichen Umgangs mit dem Dichter selbst und den ihm Nahestehenden. Schaeffer hat seine Darstellung von allem Einzelnen entlastet und alle Nachweise über Literatur und Persönlichkeiten in die Anmerkungen am Schluß des Bandes verwiesen.

Die Einrichtung der Ausgabe ist die bekannte und bewährte. Die im ersten Bande zusammengefaßten „Gedichte", d. h. die Lyrik, sowie die im zweiten Bande vereinigten epischen, episch-lyrischen und episch-dramatischen Dichtungen sind mit besonderen Einleitungen versehen, die sich ebenfalls auf die leitenden Gesichtspunkte beschränken und alle Nachweise im Einzelnen den Anmerkungen am Schlusse des Bandes überlassen. Dem Text ist überall die letzte vom Dichter selbst durchgesehene Ausgabe zu Grunde gelegt. Da Lenau selbst den Druck seiner Werke sorgfältig zu überwachen pflegte, boten sich hier keine Schwierigkeiten. Den von Anastasius Grün in der Cottaschen Ausgabe veröffentlichten „dichterischen Nachlaß" hat der Herausgeber von diesem übernommen. Dazu fügt er noch eine „Nachlese" (S. 341—368), die alle diejenigen Gedichte bringt, die sich zwar in früheren Ausgaben der „Gedichte", nicht aber in der Ausgabe letzter Hand finden, ferner alle erreichbaren Gedichte, die überhaupt in keiner der von Lenau selbst besorgten Ausgaben Aufnahme fanden, sondern zuerst anderswo gedruckt wurden. Der zu Grunde gelegte Druck ist in den Anmerkungen jedesmal bezeichnet. Den gesamten Anmerkungen gebührt uneingeschränktes Lob. Sie bieten der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Lenau alles, dessen sie bedarf, und zeugen von eingehendster Kenntnis alles Materials, das die Lenau-Forschung geliefert hat.

Berlin. Gotthold Boetticher.

---

U. v. Wilamowitz-Möllendorff und B. Niese, Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer. Berlin und Leipzig 1910, B. G. Teubner. VI u. 280 S. gr. 8. brosch. 8 *M*, in Leinwand geb. 10 *M*.

Das vorliegende Buch bildet Abteilung IV 1 des großen, von Paul Hinneberg herausgegebenen Werkes „Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwickelung und ihre Ziele". Es soll dieses Werk, für den weiten Umkreis der Gebildeten bestimmt, in allgemeinverständlicher Sprache aus der Feder der geistigen Führer unserer Zeit eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur darbieten, indem es die Hauptergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung in großen Zügen zur Darstellung bringt. Eine große Zahl erster Namen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis ist für diese „moderne Enzyklopädie" gewonnen und jeweils der Berufenste für die Bearbeitung seines eigensten Fachgebietes, um dieses in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache auf knappstem Raum darzustellen. Eine größere Anzahl von Bänden ist schon erschienen, manche in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage, und sie haben reiche Anerkennung gefunden.

Ihnen reiht sich dieses jetzt erschienene Buch würdig an, in seinem ersten Teil, „Staat und Gesellschaft der Griechen", von U. v. Wilamowitz verfaßt, von dem wir aus derselben Sammlung schon die griechische Literatur des Altertums in 2. Auflage besitzen. Er will, wie er sagt, um ein Gesamtbild von dem zu zeichnen, in dem das spezifisch Griechische hervortritt, das Bild wiedergeben, das in seiner Phantasie allmählich durch die Beobachtung von tausend und abertausend Einzelheiten entstanden ist. Und ein solches Gesamtbild entwirft er uns, dem Programm der Sammlung entsprechend, auf 200 Seiten in meisterhafter Weise. Mit der in seinem Wissen und Können begründeten Sicherheit und Souveränität gibt er eine schöne, klare, überzeugende Darstellung von der Entwickelung und dem Zustande des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens der Griechen. Durch viele Analogien und Vergleiche aus anderen Völkern und Zeiten, besonders auch der jetzigen Zeit, die manchmal nur in Wendungen und Ausdrücken enthalten sind, wird das Einzelne veranschaulicht und belebt. Wie anschaulich und fesselnd ist — um nur Einiges zu nennen — auf S. 26 f. das Bild von der Kultur der einwandernden Griechen, wie meisterhaft ist S. 97—112 die Verfassung der athenischen Demokratie, „in der der vollendete griechische Staat zur Anschauung kommt", geschildert und daran anschließend die Aufgaben des Staates und ihre Lösung, wie wird in bestimmten Umrissen die Stellung der Frau gekennzeichnet, wie werden die viel erörterten Begriffe und Gewohnheiten der Nacktheit und der Knabenliebe in das rechte Licht gestellt. Ich will mich hüten, in Einzelheiten

seinen von hoher Warte gefällten Urteilen zu widersprechen. Denn „wer wagte mit Göttern den Kampf und wer mit dem Einen?“ Aber das kann ich: diese Arbeit als ein wesentliches Förderungsmittel auch für den Unterricht der oberen Gymnasialklassen den Lehrern des Griechischen und der Geschichte warm empfehlen. Ihnen wird auch die Übersicht über die Literatur, die in großen Zügen die hierhergehörige Geschichtschreibung von den Anfängen bei den Griechen bis zu den epochemachenden Werken deutscher Gelehrter vorführt, wertvolle Dienste leisten.

Wesentlich kürzer gehalten ist von B. Niese die Behandlung des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens der Römer, die nur 50 Seiten umfaßt. Die Ausbreitung der Macht, die Entwickelung des Staatswesens, die Gründung der Weltherrschaft und ihre Wirkungen, die folgenden agrarischen Reformen, der Untergang der Republik und das nachfolgende Kaisertum sind in großen Zügen anschaulich dargestellt, aber die Schilderung der Sozialgeschichte Roms, besonders soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist, und vor allem eine Schilderung des privaten gesellschaftlichen Lebens hätte m. E. eine eingehendere Behandlung erfordert. Die am Schluß folgende Übersicht über die Literatur gipfelt natürlich in einer Anerkennung der Verdienste Th. Mommsens, „unter dessen Einfluß die Gegenwart ganz steht“ und dem auch Wilamowitz am Schluß der oben erwähnten Literaturübersicht S. 207 Worte besonderer Anerkennung widmet. Leider ist Niese, zuletzt Professor in Halle, inzwischen aus dem Leben geschieden. Auch dieser zweite Teil wird zur Vermittlung eines anschaulichen Überblicks über die Entwicklung des römischen Reiches und Staatswesens dem Lehrer gute Dienste leisten.

Dem oben zu Anfang erwähnten Zweck des Gesamtwerkes entspricht auch dieser Band in trefflicher Weise und sei darum auch weiteren Kreisen der Gebildeten nachdrücklich empfohlen. Ein eingehendes Register von 18 Seiten macht das Buch zum Nachschlagen wohl geeignet.

Kassel. Fr. Heußner.

---

Karl Schirmer, Bilder aus dem altrömischen Leben. Ein Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Mit 30 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 148 S. 8. geb. 2,50 M.

Das vorliegende Buch ist recht eigentlich aus der Praxis hervorgegangen; der Forderung, insbesondere auch Realgymnasiasten in das antike Leben einzuführen hat der Verfasser zunächst hier in Vorträgen vor seinen Schülern entsprochen und sie dann in Programmen des Magdeburger Realgymnasiums (1906, 1909, 1910) veröffentlicht, zum Teil auch in der von ihm und H. Barth herausgegebenen Sammlung von Vortragsstoffen für Volks-

und Familienabende (Leipzig, Engelmann) wieder abgedruckt. Es ist sehr erwünscht, daß sie nun in einem handlichen Bande vereinigt allgemein zugänglich gemacht sind; sie sind auch durch ihre fesselnde Form in ganz besonderem Maße geeignet, Interesse für altrömisches Leben auch in weiteren Kreisen zu wecken, indem sie in geistreicher Weise immer wieder an die tausendfachen Beziehungen erinnern, die unsere Kultur mit jener alten Zeit verknüpfen. Wie weit der Kreis der Betrachtungen gezogen ist, lehren die Kapitelüberschriften: 1. Das alte Rom und seine Bewohner, 2. Von der Wiege bis zum Grabe (Leben des Cicero), 3. Der Tag eines Römers, 4. Römische Spiele (Zirkus, Arena, Bühne), 5. Militärisches (die Saalburg), 6. Auf Reisen. Wenn der Verfasser dem Zwecke seines Buches entsprechend auf die Erörterung wissenschaftlicher Streitfragen verzichtet, so begibt er sich damit doch keineswegs des eigenen Urteils, das in Sachen der Etymologie sogar gelegentlich recht kühn, immer aber fein ausgedacht erscheint. Zu den allgemeinen Literaturnachweisen (S. VIII) sähe man gerne auch bei längeren Zitaten (z. B. S. 23/24, 25, 30, 91, 138) den Quellennachweis gegeben.

Das Buch gehört vor allem in unsere Primanerbibliotheken, wo es dann, durch den reicheren Bilderschmuck z. B. des hübschen kleinen Werkes von Lamer (Römische Kultur im Bilde, Leipzig, Quelle & Meyer) unterstützt, zu dem prodesse des Unterrichts das delectare lebendiger Anschauung aufs glücklichste hinzugesellen wird.

Magdeburg. Anton Funck.

Karl Prinz, Lateinisches Lesebuch für Gymnasien und andere Lehranstalten mit Lateinunterricht. 2 Teile. 1. Teil: Bruchstücke aus leichteren Prosaikern, mit 4 Karten und 6 Plänen, 94 S. 2. Teil: Erläuternde Anmerkungen und Wörterbuch 162 S. 8. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag, 1910. Preis jeden Teiles geb. 1,50 ℳ = 1 K 80 h.

Bei der Abfassung des vorliegenden Buches hat der Verf., Professor am Maximilian-Gymnasium in Wien, zunächst die in Österreich herrschenden Verhältnisse im Auge gehabt, wo nach den neuesten Lehrplänen für Gymnasien und verwandte Lehranstalten nicht nur für die unserer reichsdeutschen Quarta entsprechende III. Klasse die Benutzung eines lateinischen Lesebuches gestattet ist, sondern dieses auch im zweiten Semester der IV. Klasse an die Stelle der Cäsarlektüre treten kann. Zunächst für diese beiden Klassen, also unsere Quarta und Untertertia, soll das Lesebuch von Prinz einen ausreichenden und geeigneten Lesestoff bieten, und diesen hat der Verf. mit Rücksicht darauf, daß nach dem Wortlaute der jüngsten Verordnung für österreichische Gymnasien von 1909 auch im ersten Semester der V. Klasse die Benützung des Lesebuches nicht ausgeschlossen ist, durch eine An-

zahl schwierigerer und als solche kenntlich gemachter Stücke aus solchen Schriftstellern vermehrt, deren Lektüre auch in Österreich der Oberstufe vorbehalten ist, z. B. aus Ciceros und des jüngeren Plinius Briefen. Der Inhalt des Lesebuches ist folgenden Schriftstellern entnommen: Cicero, der fast ein Drittel des ganzen Textes geliefert hat, Nepos, Curtius, Seneca, Plinius d. J., Justin, Caesar, Sueton und (zu einem Vierzigstel) Eutropius. Die ungemein reichhaltige Auswahl, die wirklich eine Chrestomathie der besten und wertvollsten Erzeugnisse römischen Schrifttums im kleinen darstellt, ist in zwei Stoffgruppen zerlegt, eine geschichtliche, in chronologischer Anordnung *„Aus dem Leben berühmter Männer des Altertums“*, die Zeit von Cyrus bis zum Ausbruche des Vesuv i. J. 79 umfassend, und eine kulturgeschichtliche *„Aus dem Kulturleben des Altertums“* betitelt. Auf den leichteren oder schwereren Inhalt ist bei Anordnung der Lesestücke keine Rücksicht genommen, vielmehr dem Lehrer freigestellt, sich die für seine Klasse passenden Stücke selbst auszuwählen. Zur Erleichterung der Lektüre und zur häuslichen Präparation dienen (in einem besonderen Bande) *„Erläuternde Anmerkungen“* grammatischer und sachlicher Natur in knapper, geschickter Fassung und zweckmäßiger Auswahl, namentlich aber ein mit peinlichster Sorgfalt ausgearbeitetes *Wörterbuch*, das alle zum Verständnisse der einzelnen Stellen erforderlichen Bedeutungen und Konstruktionen der Wörter in recht übersichtlicher Anordnung verzeichnet (vermißt habe ich nur stomachari zu Abschn. 45, 3), sämtliche Eigennamen enthält, und so die Anmerkungen zu einem nie im Stich lassenden Kommentar ergänzt. Für „wißbegierige Schüler“ hat der Verf. auch noch eine dankenswerte Erklärung der Quellenangaben mit literargeschichtlichen Notizen beigefügt. Endlich wird die Brauchbarkeit des Buches als eines geschichtlichen lateinischen Lesebuches noch erhöht durch eine Anzahl geschichtlicher Karten und Pläne in sauberster Ausführung, die im Verein mit der übrigen typographischen Ausstattung des Werkchens dem rührigen Verlage zur Ehre gereicht. So hat der Verf. nichts versäumt, um ein ebenso reichhaltiges wie anziehendes Lesebuch lateinischer Prosa zu stande zu bringen.

Was nun seine Verwendbarkeit als Schulbuch anbelangt, so kann ich freilich gewisse Bedenken nicht unterdrücken, Bedenken, die allerdings zum großen Teile grundsätzlicher Art sind und von dem Gesichtspunkte aus gewürdigt sein wollen, daß der Gebrauch des Prinzschen Lesebuchs in außerösterreichischen, z. B. sächsischen Gymnasien sich auf die Quarta beschränken, mithin der in dieser Klasse beginnenden zusammenhängenden Lektüre als Grundlage dienen müßte. Die Auswahl eines für diese Stufe geeigneten Lesestoffes dürfte trotz oder vielmehr gerade wegen der großen Reichhaltigkeit der gebotenen Texte nicht leicht werden. Vor allem erscheinen mir die meisten in verschiedener Hinsicht

zu schwer, um als Grundlage gerade für die Anfangslektüre dienen zu können. Ich bin nun aber infolge langjähriger Praxis zu der Ansicht gelangt, daß in der zu großen Schwierigkeit des für den Anfänger gewählten zusammenhängenden Lesestoffes ein Hauptgrund zu suchen ist für den oft mangelhaften Erfolg des Lateinunterrichtes und die häufig genug frühzeitig hervortretende Unlust am Lateinlernen überhaupt. Man sollte noch vielmehr darauf bedacht sein, durch geschickt ausgewählten, dabei aber sorgfältig *zubereiteten* Text den Eifer und die Lernlust des Anfängers zu spornen, indem man ihm zeigt, daß die lateinische Sprache so gut wie die eigene Muttersprache sich leicht und bequem auch zum Ausdruck ganz einfacher Gedankenkreise und Satzformen handhaben läßt, wie sie dem Verständnisse und der Fassungskraft dieses Alters allein angemessen sind. Kein noch so mühsam auch aus den scheinbar leichtesten Stücken von Originalen zusammengesuchter Text wird diesen für die Anfangslektüre unabweisbaren Forderungen genügend entsprechen. Den richtigen Weg hat vor Jahrzehnten schon Lattmann gewiesen, als er seinen verbesserten Nepos durch Aufnahme geeigneter und passend gemachter Abschnitte aus Cicero, Justinus, Frontinus, Curtius u. a. zu einem geschichtlichen Lesebuche von größter Reichhaltigkeit erweiterte, das die Forderung anziehender Stoffülle und leichter Verständlichkeit gleich trefflich erfüllte. Und wem heute angesichts der seitdem gemachten Einschränkungen des grammatischen Unterrichts Lattmanns Buch auch für die Unterstufe noch zu schwer dünkt, der findet z. B. in dem vom Neubearbeiter der Ostermannschen Übungsbücher für Quarta bestimmten Lesebuche einen Lesestoff von ähnlicher Reichhaltigkeit, aber in einer Textgestaltung, wie sie den heutigen Anforderungen der veränderten Unterrichtsverhältnisse am besten zu entsprechen scheint.

Die in schlichtem, rein erzählendem Tone gehaltene Darstellung bei Ostermann-Müller bietet, indem sie sich auf ein bescheidenes Maß grammatischer, syntaktischer und stilistischer Ausdrucksmittel beschränkt, gerade dadurch Anlaß zu einer so beständigen Wiederholung des gleichzeitig Gelernten und zu Erlernenden, daß die Grund- und Hauptregeln der Kasus- und Satzlehre samt den notwendigsten und gebräuchlichsten Phrasen auch dem Schwächeren geläufig, dem besser Begabten zu unverlierbarem Besitz werden müssen. Bringt diese Beschränkung allerdings zuweilen eine gewisse Eintönigkeit und Farblosigkeit mit sich, so erzielt sie doch um so sicherer allmählich ein wirkliches Können bei dem Lernenden und gibt diesem mit dem Gefühle wachsender Kraft wirkliche Lust und Freude an der Lektüre. Dagegen muß die Buntheit des Ausdruckes, die große Menge grammatischer und sprachlicher Besonderheiten, wie sie die bei Prinz vertretenen Stilarten aufweisen, auf den Anfänger verwirrend wirken, weil er das als Norm Gelernte so vielfach nicht beachtet oder verletzt sieht, das Seltnere

gleichmäßig angewendet, neben dem für ihn noch als Regel Geltenden und Einzuprägenden so viele Ausnahmen, neben dem, was ihm, dem Anfänger, erst Gewohntes werden soll, so viel des Ungewöhnlichen und Neuen findet. Ebensowenig darf der lateinische Text dem Anfänger so viele Schwierigkeiten für die Übertragung in die Muttersprache bereiten, wie es bei einer großen Zahl der von Prinz gebotenen Originalstücke der Fall sein muß. Das Ringen mit dem sprachlichen Ausdrucke, auf höherer Stufe mit Recht als eines der hervorragendsten sprachbildenden und geiststärkenden Momente betont, darf auf dieser Unterstufe, der beschränkten Ausdrucksfähigkeit 12 bis 13jähriger Jungen entsprechend, sich nur in bescheidenen Grenzen bewegen, wenn es nicht Ermüdung und Unlust mit sich bringen soll. Die sprachliche Bewältigung vieler Abschnitte, die Prinz noch für die Unterstufe geeignet hält, erfordert seitens des Lehrers und Schülers vielfach einen Aufwand an Kraft und Zeit, der mit dem Erreichten kaum im rechten Verhältnisse stehen würde. Wer z. B. mit Quartanern die Geschichte von Alexanders Rettung durch seinen Leibarzt Philipp in lateinischer Sprache lesen will, der wird, glaube ich, ihnen zu einem schnelleren und befriedigenderen Verständnisse des Vorganges verhelfen, wenn er ihn in der gekürzten Darstellung bei Ostermann-Müller Nr. 180 f. gelesen, als wenn er sich durch die entsprechenden Kapitel aus Curtius (bei Prinz Nr. 26) mit ihnen hindurchgewunden oder auch geschunden hat. Auch scheinen die zahlreichen von Prinz durch gesperrten Druck und zwar nicht immer gleichmäßig gebotenen Konstruktionshülfen, die zusammengehörende, aber durch ungewöhnliche Stellung und ungebührliche Ausdehnung des Satzes getrennte Satzteile kenntlich machen und so den Überblick über die Perioden erleichtern sollen, doch aus der Einsicht hervorgegangen zu sein, daß ohne sie dem Anfänger zu viel zugemutet sein würde. Schön finde ich diese Einrichtung aber nicht, auch nicht zweckmäßig, da sie mit der Gewöhnung daran eine Verwöhnung herbeiführt. Endlich greift der Verf. mit nicht wenigen Stücken über den Anschauungs- und Vorstellungskreis wenigstens des Durchschnittsquartaners oder auch -tertianers entschieden hinaus. Für das „gewaltige politische Duell, das zwischen Demosthenes und Aeschines im Jahre 330 vor Gericht ausgefochten wurde", oder für die Zahl der Hebungen und Senkungen in der aufsteigenden und der fallenden Hälfte Demosthenischer Perioden Schüler dieser Altersstufe interessieren zu wollen, halte ich für Mühe- und Zeitverschwendung, sich mit ihnen über die Bibliomanie im Altertum, über den Cereskultus auf Sizilien oder die verschiedenen Arten des Wohltuns lateinisch zu verständigen, für nicht ersprießlich genug im Verhältnisse zu der zur Verfügung stehenden Zeit. Das an und für sich vollberechtigte Streben nach stofflich Interessantem und Mannigfaltigem darf auch nicht zu weit gehen, und vor allem hat man sich vor dem Irr-

tum zu hüten, dem m. E. auch Prinz nicht immer entgangen ist, nämlich für das, was dem Lehrer, oder dem in Kenntnis der Sprache und des Altertums Fortgeschrittenen interessant sein muß, auch schon bei dem Anfänger gleiches Interesse vorauszusetzen. Die bekannten Geschichtchen von Themistokles und Aristides, von Fabius und Scipio, von Alexander und Hannibal mit Quartanern lateinisch zu lesen, ist für diesen, eine leicht verständliche Textgestaltung vorausgesetzt, bei weitem nicht so langweilig wie für den Lehrer, der es vielleicht zum zehnten Male hintereinander zu tun hat, aber auch in diesem Falle darf er nicht sein Interesse mit dem seiner Schüler verwechseln, sondern er hat auch hier zu Gunsten dieser die Entsagung zu üben, die sein Beruf ja auch in andern Stücken von ihm fordert. Das mehrfach zum Vergleiche herangezogene Übungsbuch von H. J. Müller dient bei seiner absichtlichen Beschränkung auf rein geschichtliche Stoffe mit Bevorzugung des persönlichen und anekdotischen Elementes auch in dieser Hinsicht dem richtig verstandenen Interesse des Anfängers besser als das Prinzsche. Damit soll nun aber die Brauchbarkeit dieses an und für sich in keiner Weise bestritten werden, nur erscheint es mir in verschiedener Hinsicht als eine Art Verfrühung, es gerade der Anfangslektüre in Quarta zu Grunde zu legen, und überhaupt habe ich bei den oben geäußerten Bedenken grundsätzlicher Art in erster Linie unsre sächsischen und reichsdeutschen Verhältnisse im Auge gehabt. Für fortgeschrittene Lateinschüler jeder Gattung dürfte es eine höchst anregende Lektüre bilden und sich auch für die Oberstufe realer Lehranstalten als zweckmäßige Chrestomathie empfehlen. Ganz besonders aber eignet es sich zum Selbststudium für lernbegierige Schüler und Freunde der römischen Literatur, namentlich wegen der zum Verständnisse des Textes beigegebenen wertvollen Hilfsmittel, auf deren Trefflichkeit zum Schlusse nochmals ausdrücklich hingewiesen sein möge.

Zwickau. M. Broschmann.

---

A. Kornitzer, Lateinisches Übungsbuch für Obergymnasien. Zweite Auflage. Wien-Leipzig 1911, Tempsky-Freytag; 255 S. 8. 3 *M.*

Das lateinische Übungsbuch für Obergymnasien von Kornitzer, von dem bereits vier Jahr nach seinem Erscheinen eine zweite Auflage nötig wurde, gehört zu den besten seiner Art. Es bietet in ungefähr 200 Stücken trefflichen Stoff zum Übersetzen ins Lateinische. Diese Aufgaben schließen sich ihrem Inhalt nach an die Klassenlektüre an; doch folgen sie der Vorlage nicht so eng, daß sie nicht auch ohne ihre Kenntnis verwendet werden könnten. Zu Grunde gelegt sind Cäsars b. Gall., Ovids Metam., Livius und Sallust; dann von Cicero die Reden gegen Catilina und Verres und für Roscius Am., den Dichter Archias, Milo, über das imperium

des Pompeius, Briefe, sowie von philosophischen Schriften der Laelius und Cato m.; endlich die ersten Bücher der Annalen des Tacitus und die Germania; dazwischen finden sich auch freiere Aufgaben.

Gut sind die stilistischen und phraseologischen Bemerkungen, teils unter dem Text, teils in einem stilistischen Anhang von ungefähr 30 Seiten. Mit ihrer Hilfe wird es dem Schüler gelingen, seiner Übersetzung der in gutem Deutsch abgefaßten Aufgaben echt lateinische Färbung zu geben. Ein Wörterverzeichnis von 32 Seiten schließt das Werk ab. Bei der Teilung der stilistischen Anmerkungen war eine Wiederholung wohl nicht immer zu vermeiden. Hätte sich der Verf. hier namentlich in den Beispielen etwas kürzer gefaßt, so wäre für die wichtigsten Synonyma Raum gewonnen worden; eine kurze Zusammenstellung derselben würde den Wert des Buches noch erhöhen.

Überall zeigt sich K. als ein gründlicher Kenner der lateinischen Sprache. Trefflich ist z. B., wenn ich einzelnes hervorheben soll, die Zusammenstellung über phraseologische Ausdrücke im Deutschen in § 7 des Anhangs; die Bemerkung über die Abhängigkeit eines Satzes von einem Substantiv zu 8, 1 und 35, 1; 'einen Sieg erringen' soll durch rem bene gerere übersetzt werden. nicht durch das mehr poetische victoriam reportare; operam dare ist nicht durch ein Adjektiv, sondern durch ein Adverb wie maxime, enixe näher zu bestimmen. Meist wird die Regel durch Hinweis auf bestimmte Stellen der Klassiker belegt.

Ein paar Bemerkungen veranlassen vielleicht den Verf. zu leichten Änderungen. 'Welt' ist nicht durch orbis terrae, sondern durch orbis terrarum wiederzugeben. Ersteres hat bekanntlich eine etwas andere Bedeutung. — 'Der gemeine Soldat' soll miles heißen; aber doch nur, wo er im Gegensatz zum Offizier steht, wie in dem aus Sall. Cat. 20 angeführten Beispiel vel imperatore vel milite. — S. 121 'hat der mit als eingeführte appositive Ausdruck die Geltung einer Begründung, so ist er durch einen Kausalsatz mit cum, quippe qui o. ä. wiederzugeben'; nicht auch durch ut beim Substantiv? — S. 143 heißt es: 'in negativen Sätzen wie auch in Fragen setzt der Lat. für das Deutsche und aut'; nicht auch bisweilen et? — S. 167 steht im Text: 'den Römern aber macht er (Tacitus) es zum Vorwurf, daß sie bloß ihre eigenen Helden kennen und bewundern': nicht den Römern, sondern den Griechen (ann. 2, 88 Graecorum annalibus ignotus, qui sua tantum mirantur, womit man Cic. Tusc. I 49, 116 nostros non norunt vergleiche). — Zu 19 I 'erinnere dich, rief sie ihm zu' wird dicere für zurufen verlangt; wäre nicht inquit, was Livius an der betreffenden Stelle hat, vorzuziehen? — Unter den Vorschlägen für die Übersetzung des eine subjektive Meinung ausdrückenden 'wohl' (47 I 3) fehlt haud scio an. — Für Statthalter ist wohl propraetor üblicher als proconsul. — In

der alphabetischen Übersicht muß es unter 'Schuld' 19 I 16 heißen; wäre hier nicht statt culpa alicuius opera vorzuziehen gewesen?

Das Buch ist zunächst für österreichische Gymnasien bestimmt. Aber es würde auch auf deutschen Anstalten gute Verwendung finden, — wenn es nicht zu schwer für diese ist.

Nikolassee bei Berlin. K. P. Schulze.

---

**Karl Ernst Georges, Kleines deutsch-lateinisches Handwörterbuch. Siebente, verbesserte und vermehrte Auflage von Heinrich Georges. Hannover und Leipzig 1911, Hahnsche Buchhandlung. VI S. u. 2872 Spalten. Lex.-8. geb. 10 M.**

Nachdem im Jahre 1909 der lateinisch-deutsche Teil dieses wohlbewährten „Kleinen Handwörterbuchs" erschienen war (in dieser Zeitschr. von uns angezeigt 1910 S. 224 f.), liegt nunmehr auch die neue Auflage des deutsch-lateinischen Teiles vor; gleich jenem ist dieser, wie bekannt, nicht bloß ein Auszug aus dem größeren Georgesschen Werke, sondern eine selbständige Arbeit, gleich jenem in hohem Maße geeignet, den Studien der lateinischen Sprache förderlich zu sein.

In einem deutschen Wörterbuche, das die Übertragung in die fremde Sprache unterstützen soll, kommt es neben möglichster Vollständigkeit vornehmlich auf passende Phraseologie und auf Genauigkeit in der Synonymik an. Nach beiden Richtungen muß man dem sicheren Sprachgefühl und dem Fleiße des Verfassers fast uneingeschränkte Anerkennung zollen. Die Phrasen sind geschickt gewählt, auch sprichwörtliche Redensarten in reicher Menge nach den Schriftstellern (öfters mit Angabe der Stelle) und in klassischer Form wiedergegeben; man sieht, der Antibarbarus und Nägelsbach sind sorgfältig verwertet. Auch seltene Wendungen, wie z. B. „sich einschwören", sind entsprechend wiedergegeben. Auf Synonymik ist genau geachtet, was sich bei einer Menge mehrdeutiger Wörter, wie z. B. „Kampf", „Mut", „Glück", „tragen", feststellen läßt, wie denn überall eine reiche Summe von Ausdrücken geboten wird mit genauer Unterscheidung der Sonderbedeutungen. Nur vereinzelt hat der Berichterstatter in dieser Beziehung eine Ausstellung zu machen. Für „Preßfreiheit geben" wird *ingenia liberare* nicht immer ausreichen; bei „unväterlich" steht nur *impius*, bestimmter wäre *ab animo paterno abhorrens*; unter „unverantwortlich" fehlt die Bedeutung „nicht zur Rechenschaft zu ziehen"; warum bei „unverfälscht" nur das Adverbium *sincere* angegeben wird, ist nicht ersichtlich; „Base" ist nicht bloß „Vater- und Mutterschwester", sondern in der neueren Sprache auch „Geschwisterkind" (vgl. Paul, Deutsches Wörterb. 1897 z. d. W.); unter „Kerze" steht *cereus* = Wachslicht, *candela* = Talglicht, ein Unterschied, der in dem Kleinen lat.-d. Handwörterb. von Georges nicht gemacht wird, auch wohl schwerlich überall

festzustellen ist; unter „logisch" hätten Wendungen mit *ratio* angeführt werden sollen. Vermißt haben wir einige Ausdrücke: „Fries", „Halde" (allerdings in Norddeutschland weniger gebräuchlich als im Süden), „Kapitulant", „feuern" als militärischer Ausdruck; „Entbindung" = *partus* steht da, aber „entbinden" in dieser Bedeutung nicht; unter „los" fehlt „los sein" dgl.

Sehr anzuerkennen ist, daß Verf. zur Übersetzung von Fremdwörtern, die an sich in der Sprache entbehrlich sind, von dem Benutzer seines Wörterbuches erwartet, daß er an das entsprechende deutsche Wort sich gleich selbst verweist, z. B. Eruption-Ausbruch, Import-Einfuhr, Invasion-Einfall; doch ist er dabei keineswegs allzu engherzig; nicht nur daß er, wie selbstverständlich, alle stehend gewordenen Ausdrücke (wie Axiom, Loge) anführt, es stehen unter den Stichwörtern auch Fremdwörter wie Garantie, Kapazität, Basrelief, frottieren, logieren, Lokalität, Order selbst Ordre), Orthographie, Revue, Terminologie und zahlreiche andere, allerdings häufig mit Verweisung auf das gute deutsche Wort, wie unter „simpel" auf „einfach" und auf „beschränkt" verwiesen wird.

Unsere Ausstellungen sind nur ganz geringfügiger Art; nach Anlage und Ausführung können wir das „Kleine Handwörterbuch" für stilistische Übungen und zur Übertragung von Aufsätzen auch aus modernen Gedankenkreisen angelegentlich empfehlen, und gewiß wird es nicht bloß dem Schüler gute Dienste leisten. Der Druck ist korrekt.

Hanau. O. Wackermann.

---

1) **E. Diehl, Poetarum Romanorum veterum reliquiae.** Bonn 1911, Markus & Weber. 164 S. 8. 2,50 ℳ, geb. 3 ℳ.

Die von Diehl geschickt zusammengestellte Sammlung von Resten altrömischer Dichtung bietet dem Anfänger, für den sie bestimmt ist, zunächst Bruchstücke des Salierliedes, dann alte Beschwörungsformeln und Sprüche, so aus Catos carmen de moribus. Es folgen Livius Andronicus mit Proben seiner Odyssia und seiner dramatischen Poesie, Naevius mit dem bellum Poenicum und gleichfalls dramatischer Dichtung. Reich vertreten sind die Annalen des Ennius und seine Dramen, dann Pacuvius, Caecilius und andere Lustspieldichter; ferner Accius, Afranius und, wieder in besonders reicher Auswahl, die Satiren des Lucilius; Epigramme des Porcius Licinus, Volcacius Sedigitus, Valerius Aedituus, dramatische Poesie des Laberius und Sprüche des Publilius Syrus schließen die Sammlung ab. Die Auswahl bietet aus dieser alten Trümmermasse möglichst in sich abgeschlossene Stücke nach den besten Quellen. Benutzt sind die poetae Latini minores und die fragm. port. Roman. von Aemilius Baehrens, der Ennius von Vahlen, der Lucilius von Marx, die Arbeiten von Leo

(der Saturnische Vers) und die Sammlung der Reste dramatischer Dichtung von Ribbeck. Aus diesen stammen die kritischen Anmerkungen über die Lesarten und die Überlieferung, sowie auch kurze erklärende Erläuterungen.

Gewiß, das Buch ist nützlich und brauchbar. Aber die Frage drängt sich auf: warum führt man den jungen Studenten nicht lieber gleich zu den Quellen selbst, aus denen es geschöpft ist? Sollen nun, wie auf unseren Gymnasien, so auch auf den Universitäten nur Auszüge benutzt werden? Wäre es nicht nützlicher, der Student arbeitete Bücher wie den Ennius von Vahlen und den Lucilius von Marx ganz durch? Wenn Diehl z. B. zu dem Anfang der Medea des Ennius bemerkt, Marx, Ribbeck und Vahlen hätten sich um die Textgestaltung verdient gemacht, so ist dem Anfänger damit wenig geholfen; er weiß nicht, wo die betreffenden Abhandlungen zu finden sind, und kann so nicht selbst nachprüfen. Im Ennius von Vahlen findet er das alles angegeben. Zu den von Gellius erhaltenen Versen des Menander, die zu Caecilius 42 angeführt werden, wäre es für den Studenten sicherlich sehr nützlich, wenn er die Abhandlung von M. Haupt im ind. lect. Berol. 1855/6 liest, die von Ribbeck comic. frgm. p. XXVIII zitiert, von Diehl aber nicht genannt wird. Zu Caecilius 35 wird von Ribbeck Buechelers Konjektur Cupro, die auch Diehl in den Text aufnimmt, durch *Κυπρόθεν* erklärt; bei Diehl fehlt jede Erklärung. Wo Erläuterungen gegeben werden, stammen auch sie meist aus den benutzten Quellen. Wenn z. B. zu tragici incerti 15 bemerkt wird: ex Accii Philocteta? cf. Neoptolemi de Achille dictum Soph. Phil. 334, so ist dies nicht ein Zusatz von Diehl selbst, sondern von Ribbeck.

Die Anmerkungen sind oft zu kurz und werden dadurch bisweilen geradezu unverständlich. So bemerkt Diehl zu Ennius 219 = 573 V² carbasus 'navis'. Das kann leicht dahin mißverstanden werden, daß carbasus hier 'das Schiff' bedeuten soll; navis ist natürlich Genetiv und carbasus heißt 'das Segel', wie in den Beispielen, die Vahlen zu der Stelle anführt. Im Kommentar zu Stat. Ach. 1, 558, der von Diehl zitiert wird, heißt es ausführlicher carbasus navis, a velo: das ist verständlich. — Zu Lucilius wird Marx bisweilen mit vollem Namen genannt, öfter aber Ma abgekürzt. Was Leo¹ und² bedeutet, wird in der Vorrede ausdrücklich angegeben. Was aber ist Leo³? Das erfährt man nur nebenbei S. 102.

Etwas öfter weicht Diehl im Lucilius von Marx ab; hier kommen die neuen Arbeiten von Cichorius 'Untersuchungen zu Lucilius' und Leo in den Gött. G. Anz. 1906 in Betracht. Wie sehr er aber trotzdem von Marx abhängt, zeigt sich bisweilen, so zu 557, wo er bemerkt collocandi versus l. XX ante 569, was wohl zu der Zählung von Marx paßt, aber nicht zu der seinigen.

Willkommen ist die Bezeichnung des Rhythmus in den Scaenica des Ennius, die bei Vahlen fehlt. Warum hat er ihn nicht auch im Salierlied und bei den Saturniern angegeben, wie in der Ausgabe von Baehrens? Den oft zitierten Hexameter des Ennius (varia 14 V²) sparsis hastis longis campus splendet et horret hat man verschiedentlich zu verbessern versucht, worüber Vahlen berichtet. Nach meiner Ansicht ist er absichtlich so ohne Cäsur mit lauter Dihäresen und gleichem Auslaut auf -is gebildet, um eben das Starren der Lanzen rhythmisch zu schildern.

Nicht glücklich behandelt ist das Epigramm des Valerius Aedituus (S. 148); hier war v. 4 das handschriftliche duplideo = duplo ideo beizubehalten. Ich habe die Stelle einst in Jb. 1885, 631 besprochen, und Diehl hätte meine Abhandlung im Catull von Friedrich S. 237 erwähnt finden können. Ob Usener vor mir v. 3 das subido eingefügt hat, weiß ich nicht, da man leider auch hier aus den Anmerkungen von Diehl nicht ersehen kann, wo und wann Usener seine Vermutung veröffentlicht hat (Gellius ed. Hertz zu XIX 9, 11).

2) Persii, Iuvenalis, Sulpiciae saturae. Recognovit O. Jahn. Post Fr. Buecheleri iteratas curas editionem quartam curavit F. Leo. Berolini 1910, apud Weidmannos. XXIV u. 304 S. 8. 3,40 *M*.

Während der Text des Persius durch zuverlässige Hdschr. gesichert ist und im allgemeinen feststeht, so daß die Kritik hier nur wenig zu tun findet (auch nicht eine Konjektur von Housman findet sich z. B. im kritischen Apparat von Owen und Leo), liegt die Sache für Juvenal wesentlich anders. Der Standpunkt, von dem aus Buecheler die Satiren Juvenals herausgegeben und den er zuletzt in Friedländers Ausgabe des Dichters I 113 ff. dargelegt hat, bedurfte nach dem Auffinden des frgm. Ambrosianum (1909 veröffentlicht; vgl. Leo zu Juv. 14, 250) und namentlich der neuen Verse, die in einer Oxforder Hdschr. 1899 entdeckt wurden (Class. Rev. 13, 201 sq.) einer Revision. Über diese Verse hat Leo im Hermes 44, 600 ff. gehandelt und hier nachgewiesen, daß Juvenal seine Gedichte zweimal herausgegeben hat. Die neuen Funde sowohl wie der veränderte kritische Standpunkt ließen eine neue Bearbeitung der Ausgabe des Persius und Juvenal von Jahn-Buecheler ganz besonders erwünscht erscheinen. War man doch bei uns in den letzten Jahren auf die Oxforder Ausgabe von Owen angewiesen, die 1907 bereits in 2. Aufl. erschienen ist. Von diesem waren außerdem die wichtigsten Hdschr. neu verglichen worden, so die von Montpellier, P. In seiner Ausgabe aber fehlten wieder die alten Scholien, über deren Bedeutung er selbst praef. VIII sagt: opportune contigit ut scholiorum lectiones atque commenta, margini adscripta, quae correctoris industriam effugerunt, ita cum primae manus lectionibus congruant, ut plerumque incerta con-

firment, deleta suppeditent, subsidium denique idoneum laboranti codici ferant.

Allen heutigen Anforderungen und Hilfsmitteln entspricht nun die neue, vierte Ausgabe der Satiren des Persius und Juvenal von Leo. Keinen würdigeren Nachfolger konnten Jahn und Buecheler finden. Gehört doch Leo ebenso wie seine Vorgänger zu den besten Kennern der römischen Dichtung jener Zeit.

Mit schonender Hand bessert er hie und da nach, indem er die Eigenart der Arbeit eines Buecheler möglichst wahrt. Ja er ist bisweilen etwas zu vorsichtig und karg, so daß wir selbst in der englischen Ausgabe oder bei Friedländer mehrfach Lesarten und Konjekturen Buechelers finden, die Leo nicht erwähnt; so Juv. 6, 365 usquam; 6, 107 ficus; 3, 54 opimi.

Zu den neu entdeckten Versen Juv. 6, 365 sq., deren Echtheit Buecheler bestritten hatte, gibt Leo, ähnlich wie Owen, in den Anmerkungen in aller Kürze einen kleinen Kommentar durch Hinweis auf Stellen, die den Sprachgebrauch bestätigen. Besonderen Anstoß hatte hier bei Buech. v. 2 (bei Leo irrtümlich 365, 1) die Länge des i in permittit erregt (RhM 54, 485). Leo nimmt die Umstellung des et von Housman an und liest obscaenum tremula pròmittit et omnia dextra; wenig schön! Andere beseitigen die anstößige Kürze durch Konjektur konsonantisch anlautender Worte wie mollia, somnia, crimina, munia (Buecheler) für omnia; Winterfeld schreibt promittens. Ich glaube, man darf an der Überlieferung festhalten und dem Juv. eine derartige metrische Härte wohl zutrauen. Könnte nicht so gut, wie bei Horaz in den Satiren die Endung it in der Penthem. und Hephthem. (Kießl.-Heinze[4] XXIV) lang gebraucht wird, wie ähnlich bei Juv. selbst 6, 340 intulerit in der Trithem., so hier die Länge durch die Dihärese am Ende des 4. Versfußes entschuldigt werden? — 6, 323 wird mit Buech. palma inter dominas, virtus natalibus aequa interpungiert, ohne die andere Interpunktion (vgl. Friedländer) auch nur anzuführen. Und doch ist der Ausfall des est bei Buech. sehr auffällig: Jahn hatte es hinzugefügt (aequa est). — 6, 167 liest Leo mit den mss. Venūsinam; mit Recht ist Buechelers Konj. Venustinam aufgegeben. — 6, 365, 9 ist Euhoplio eine gute Konj. Leos. — 14, 269 ist die Lesart ac vilis, die noch dazu durch das frgm. Ambros. empfohlen wird, doch nicht ohne weiteres zu Gunsten der Konj. assiculis von der Hand zu weisen.

Die Worte Juv. 3, 39 sq. quales ex humili magna ad fastigia rerum extollit quotiens voluit Fortuna iocari erinnern an Hor. c. III 29, 49 sq. Fortuna saevo laeta negotio et ludum insolentem ludere pertinax transmutat incertos honores. Leo hätte die Stellen, die Persius und Juvenal älteren Dichtern nachgeahmt haben, unter dem Text neben den Scholien angeben sollen. Er hätte zu der Sammlung von Jahn und Friedländer manches nachtragen können.

Sie sind doch auch für die Kritik nicht ohne Bedeutung; zitieren doch schon die Scholien viele alte Dichterstellen, wie zu der 2. Satire des Persius Horaz oft genannt wird (hier fehlt bei Jahn zu v. 11 Hor. s. II 6, 10 sq.).

Die Interpunktion der neuen Auflage verdient besonderes Lob. So kehrt Leo Pers. 2, 51 zur Interpunktion von Jahn zurück. — Pers. 1, 8 ist wohl zu interpungieren ac, si fas dicere, — sed fas! wie schon Hauthal las; denn dies ist doch wohl eine Erinnerung an Sophokles *εἴ μοι θέμις, θέμις δὲ τἀληθῆ λέγειν*. — 2, 46 fehlt ein Komma vor pessime. — Ein neues Namenverzeichnis schließt das wertvolle Buch.

Nikolassee bei Berlin. K. P. Schulze.

---

**Max Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters.** Erster Teil: von Justinian bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts. Mit Index. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft herausgegeben von Iwan von Müller IX 2, 1.) München 1911, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. XIV u. 766 S. gr. 8. 15 *M*, in Halbfranzband 17,50 *M*.

Bekanntlich hatte es Ludwig Traube übernommen, für das Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft die Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters darzustellen. Nicht sein Tod hat ihn an der Ausführung dieser Arbeit verhindert, sondern seine eigenartige Arbeitsweise ließ es ihm schon viel früher wünschenswert erscheinen, davon abzustehen. So hat nun Max Manitius, der sich durch zahlreiche Einzelarbeiten und durch die vor zwanzig Jahen herausgegebene 'Geschichte der christlich-lateinischen Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts' als Forscher auf diesem Gebiete bewährt hat, die Aufgabe übernommen und bietet uns in dem hier vorliegenden ersten Teile die Behandlung des Stoffes bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts in zwei Büchern. Das erste umfaßt die lateinische Literatur von Justinian bis auf Karl den Großen, das zweite stellt den karolingischen Humanismus und seinen Verfall dar. — Jedem der Bücher ist eine allgemein orientierende Einleitung vorausgeschickt, die sich inhaltlich mit Eduard Nordens Darstellung in der 'Kultur der Gegenwart' ('Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter') wenigstens zum Teil deckt. Jedenfalls ist es von hohem Interesse, diese beiden in ihrer Art vortrefflichen Ausführungen nebeneinanderzuhalten.

Eine Hauptschwierigkeit bei der Behandlung des ungeheuren Stoffes lag natürlich in der Anordnung und Einteilung. Der Verfasser spricht sich darüber in der Vorrede S. V f. ausführlich aus; nachdem er die Übelstände dargelegt, die bei der Befolgung des von Traube in Aussicht genommenen oder des von Gröber durchgeführten Verfahrens unvermeidlich wären, stellt er als Richtschnur für sein Werk den Satz auf: 'mit der Hauptteilung des Bandes

nach zwei größeren Perioden wurde die sachliche Unterteilung in ungefähr chronologischer Darstellung über die einzelnen Autoren verbunden'.

Weiter handelte es sich um die Begrenzung des Stoffes. Auch hierüber gibt der Verfasser S. VI f. genaue Auskunft, sowohl was die patristische Literatur, als auch, was die juristische angeht. 'Im eigentlichen Mittelalter sucht man doch meist die eigenen Gedanken auf die Werke der Väter zu gründen, wenn es auch an neuen Problemen nicht fehlte, die eine neue Behandlung erheischten. Daher konnte hier die eigentliche theologische Literatur vielfach gekürzt behandelt werden, und nicht wenig unbedeutende Schriftsteller waren anmerkungsweise unterzubringen . . .'; ähnlich steht es mit der juristischen Literatur: 'Gehört doch dieser Zweig des Schrifttums in der späteren Zeit streng genommen überhaupt nicht zur eigentlichen Literatur, da sich das germanische Volksrecht der leges barbarorum in den eroberten Provinzen als gleichberechtigt neben das römische Recht stellt'. So sind auch ganz barbarische Übersetzungen der Fachliteratur aus dem Griechischen, ganz unbedeutende Geschichtswerke und Heiligenleben und die Mehrzahl der anonym überlieferten Hymnen und Sequenzen unberücksichtigt geblieben. Das wird dann noch des weiteren begründet.

Was uns Manitius in diesem Werke bietet, ist auf jeden Fall dankenswert; denn wenn auch bei dem jetzigen Stande der Forschung zu erwarten ist, daß viele Aufstellungen späterhin der Berichtigung oder Vervollständigung bedürfen werden, so ist es doch verdienstlich, das Vorhandene einmal in zusammenfassender Darstellung auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Gerade solche Arbeiten pflegen dem behandelten Gebiete neue Freunde und Arbeitskräfte zu gewinnen, wie sich das so recht deutlich an Krumbachers byzantinischer Literaturgeschichte gezeigt hat. Manitius ist sorgfältig bemüht gewesen, überall die neueste Forschung zu Worte kommen zu lassen, und so zeigt z. B. eine Vergleichung der betreffenden Partien mit der Darstellung in der 'Geschichte der christlich-lateinischen Poesie', wie sehr seit 1891 die Wissenschaft fortgeschritten ist.

Außer den Fachleuten im engeren Sinne haben an dem Buche auch die klassischen Philologen und die Germanisten ein erhebliches Interesse. Die ersteren finden hier die Schriftsteller des ausgehenden Altertums behandelt, die Schanz von seiner Bearbeitung ausgeschlossen hat, die also auch in dem noch ausstehenden Teile keine Berücksichtigung finden werden, ferner eine Menge von Beiträgen, die sich auf das Fortleben der antiken Schriftsteller beziehen, teils vereinzelt, was jeder leicht mit Hilfe des Index heraussuchen kann, teils in größeren Sonderabschnitten, wie Curtius S. 117, Lukrez S. 296, Columella S. 309, Seneca tragicus S. 436. Die Germanisten finden hier nicht nur die auch sie interessieren-

den lateinischen Gedichte, wie die Ecbasis captivi, den Waltharius, die Werke der Hrotsvit, sondern auch auch Otfrids Evangelienbuch eingehend behandelt und in größerem Zusammenhange gewürdigt.

Um nur eine kleine Probe von der Reichhaltigkeit des Inhalts zu geben, hier und da auch einen Wunsch zu äußern, führe ich einiges an, das von allgemeinerem Interesse sein dürfte. S. 89 wird, wie das auch Norden S. 414 tut, darauf hingewiesen, daß nicht Benedikt von Nursia das Verdienst zukommt, die wissenschaftliche Betätigung des Ordens wachgerufen zu haben, sondern daß das erst Cassiodor zu danken ist. S. 114 ist die Bemerkung beachtenswert, daß in Haupts Ausgabe des Liber monstrorum de diversis generibus die Orthographie der klassischen zu sehr angenähert ist. S. 156: für die Hisperica famina wird nicht irischer Ursprung angenommen, wie Mai, Stowasser, Jenkinson wollten, sondern südwestlich-britannischer, S. 194 steht jetzt Eugenius III., während in der 'Geschichte der lat.-chr. Poesie' noch II. stand. S. 210 wird als die volkstümliche, am meisten berechtigte Namensform Jordanis angenommen und weiter, gegen Mommsen, daß die Worte 'ante conversionem meam' ganz allgemein vom Eintritt in den geistlichen Stand gelten. S. 225 wird vom ersten Auftreten der Trojanersage der Franken gehandelt. Interessant ist auch der Abschnitt über Hrabanus Maurus, den 'Praeceptor Germaniae' S. 294 ff., u. a. auch über seinen Einfluß auf Otfrid. — S. 346 f. wird das Gedicht 'Karolus Magnus et Leo papa' mit der berühmten Jagdschilderung jetzt dem Angilbert abgesprochen. S. 612 wird 'Roethes geistreich vorgetragene Vermutung' über Waltharius und Nibelungias hervorgehoben. S. 616 wird, soviel ich sehe, Pipers auf Servius beruhende Deutung das Titels Ecbasis nicht angeführt. S. 639, 646 f. wird es trotz v. Sybel und Bloch für wahrscheinlich erklärt, daß Einhart die sogenannten Lorcher Annalen von 795 fortsetzte. Wünschenswert wäre eine etwas eingehendere Darstellung der Frage des Todesjahres des Bonifatius (S. 148 unten); die landläufigen Handbücher schwanken bekanntlich zwischen 754 und 755 (so Teuffel[5] S. 1306; Piper, Die ältere deutsche Lit. S. 42; in Lehmanns Übersicht über die Entw. d. deutschen Sprache und Literatur steht S. 40: 755, S. 149: 754). Damit komme ich dazu, einen allgemeineren Wunsch anzuschließen: daß durch geeignete Einrichtung des Druckes, kurze Stichwortangaben am Anfange der einzelnen Unterabteilungen und Ähnliches eine größere Übersichtlichkeit herbeigeführt werden möge, etwa nach dem Muster der Literaturgeschichte von Schanz.

Ferner dürfte es sich empfehlen, bei weniger bekannten Namen kurze Erläuterungen hinzuzufügen; was z. B. S. 639, Z. 15 bei Beseleel geschehen ist ('nach dem Erbauer der Stiftshütte Bezaleel Exod. 31, 2'), was übrigens zweckmäßigerweise schon S. 249 hätte angeführt werden können, oder S. 663, Z. 28 bei Lisieux ('Normandie'), müßte viel häufiger zur Anwendung ge-

bracht sein, z. B. für Psalmedy, Kiersy, Stablo. — In der Anmerkung 1 S. 441 ist das aquilo in Z. 4 irreführend; bei Horaz steht doch auster. S. 726 unten 'Alphabet, gotisches' ist die Zahl 186 wohl verdruckt.

Berlin. Franz Harder.

---

Constantin Ritter, Platons Staat. Darstellung des Inhalts. Stuttgart 1909, W. Kohlhammer. IV u. 216 S. 8. 4,50 M.

Im Jahre 1896 erschien Ritters vortreffliches Werk „Platos Gesetze" in zwei Bänden, von denen der erste eine Darstellung des Inhalts dieser Platonischen Schrift gibt. 1903 folgten „Platons Dialoge. Inhaltsdarstellungen I. der Schriften des späteren Alters", enthaltend Darstellungen des Inhaltes vom Parmenides, Sophistes, Politikos, Philebos, Timaios und Kritias. Hieran sollen sich als eine zweite Reihe „Inhaltsdarstellungen der Schriften des reifen Mannesalters" anschließen. Den ersten Teil dieser Reihe bildet das 1909 erschienene Buch „Platons Staat. Darstellung des Inhalts". In Ritters großem Werke „Platon" Bd. I haben wir die Inhaltsdarstellungen von 16 Schriften aus der ersten Periode der Platonischen Philosophie, nämlich von dem Laches und kleineren Hippias, dem Protagoras, dem Charmides und größeren Hippias, dem Euthyphron, der Apologie und dem Kriton, dem Gorgias, dem Euthydemos, Kratylos und Menon, dem Menexenos, Lysis und dem Symposion, dem Phaidon. So besitzen wir aus Ritters Feder Inhaltsangaben von 24 Platonischen Schriften, und wir haben alle Ursache, dem überaus fleißigen und gewissenhaften Platoforscher für diese reiche Gabe dankbar zu sein.

Mit der Darstellung des Inhaltes vom Staate verfolgt R. denselben Zweck, wie mit den entsprechenden früheren Veröffentlichungen: er möchte damit die halbvergessenen Gedanken Platons in weitere Kreise tragen, indem er nichts Wesentliches davon unterdrückt, ihnen aber eine Fassung gibt, in der sie bequemer übersehen und leichter verstanden werden können, als wenn sie einfach in deutscher Übersetzung dargeboten würden. Gedacht ist dabei namentlich an Leser, die mit der griechischen Philosophie nicht schon vorher vertraut sind, doch wünscht R., daß das Buch auch von Fachgelehrten beachtet und benutzt werde. Der bequemere Überblick und die Erleichterung des Verständnisses sind auch für diese sehr wertvoll. Erleichtert aber und auch vertieft wird das Verständnis ganz besonders durch die fast durchgehends treffenden Übersetzungen der so zahlreichen termini, die in dem Platonischen Werke vorkommen. So legt auch dieses Buch uns den Wunsch nahe, R. wolle sich entschließen, nach Vollendung seines großen Platonwerkes ein Platonisches Lexikon abzufassen. In bessere Hände könnte diese ebenso wichtige wie schwierige Aufgabe nicht gelegt werden.

Der Verfasser scheute sich, den Reiz der wunderbaren Formgebung, wie sie aus der Hand des Meisters der dialogischen Kunst hervorgegangen ist, zu zerstören, und so ist die Gedankenfolge des Originals mit all den Verschlingungen des Gesprächs beibehalten. Bei dieser Eigenart des Platonischen Werkes wäre es gut gewesen, wenn das Buch uns eine Übersicht böte, wie sie R. zu Anfang seiner Abhandlung „Die politischen Grundanschauungen Platons, dargestellt im Anschluß an die Politeia“ in Philologus LXVIII (N. F. XXII) 2 S. 229—235 gegeben hat. Indem er sich hier auf die leitenden Hauptgedanken der Politeia beschränkt, diesen aber vielfach eine von ihm freigewählte Anordnung gibt, „sucht er es zu erreichen, daß ihr innerer Zusammenhang schärfer hervortritt als in der durch andere Gedankengänge vielfach durchkreuzten und durch viele Nebenbetrachtungen erweiterten Platonischen Darstellung selbst“.

Beigegeben sind zwei Register, von denen das erste, S. 157 bis 160, die Form und Gedankenentwickelung der Politeia, das zweite ihren Inhalt betrifft. Beide sind, wie das ganze Buch, mit großer Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet und bilden eine sehr wertvolle Zugabe. Sie enthalten alle Gegenstände und Begriffe des Dialogs, die von Bedeutung sind, und führen uns in innerem Zusammenhange alle Gedanken vor, die im Dialoge darüber ausgesprochen werden, jederzeit unter Angabe der betreffenden Stelle. So eröffnet namentlich das zweite Register einen sehr gangbaren Weg, um zu einem Verständnis der Platonischen Philosophie zu gelangen.

Gera. Gustav Schneider.

---

Sophokles' König Ödipus. Deutsch von Heinrich Schnabel. Leipzig 1910, Werner Klinkhardt. 72 S. 8. geb. 0,75 *M*, in Schuleinband 1 *M*, in Leinen geb. 1,50 *M*. Ödipus auf Kolonos 84 S., Antigone 58 S., Elektra 70 S., Aias 62 S., Philoktetes 68 S, Trachinierinnen 55 S.

Diese 7 Bändchen bilden einen Teil (antike Kultur Bd. XXI bis XXVII) der von den Gebrüdern Horneffer herausgegebenen „Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache“. „Bei möglichster Wahrung der Eigenart und des Wortlautes des Originals“ sollen diesen Übersetzungen „deutsch gut lesbare Bücher sein und auch denen die Kultur des klassischen Altertums und die Schönheiten seiner Literatur nahe bringen, die die alten Sprachen gar nicht oder doch nicht so beherrschen, daß sie die antiken Schriftwerke wirklich lesen können“.

Die meisten bisherigen Übersetzungen sind nach Ansicht der Herausgeber entweder nicht darauf berechnet, wirklich deutsch gelesen zu werden, oder so frei, daß sie uns die Reize des Originals nicht ent-, sondern verhüllen.

Trifft das auf die Sophokles-Übersetzungen zu?

Ich habe Schnabels Übersetzung des Königs Ödipus mit der von v. Wilamowitz verglichen und kann nicht finden, daß sie besser ist. So werden z. B. die Verse 22 ff. von Schnabel übersetzt:

Denn sieh, es schwankt im Sturm das Schiff der Stadt,
Mit Mühe nur enthebt's das Haupt der Tiefe,
Die purpurn aufdräut aus dem Schlund des Strudels,

von v. Wilamowitz:

Denn wie du selber siehst,
mit allzuhohen Wogen schlägt das Unheil
zusammen über unsrer Stadt; das Haupt
vermag sie nicht mehr aus dem blutgen Schwalle
zu heben, der sie in den Abgrund zieht.

Das Bild vom Schiff, das sein Haupt erhebt und zwar aus der Tiefe, die aus dem Schlund des Strudels aufdräut, findet sich weder bei Sophokles noch Wilamowitz. — v. 143 ist übersetzt „und nehmt die blühnden Zweige weg vom Altar", bei v. Wil.: „nehmt die Zweige von den Altären fort". — Unrichtig übersetzt ist v. 182 ἐν δ' ἄλοχοι πολιαί τ' ἔπι ματέρες mit: „Hinkriechen die Greisen, die Mütter und Weiber"; vgl. v. Wil.: „Flehende Reiser erheben am Altar Braut und Greisin". — Schlecht übersetzt ist v. 224—226:

Wer irgend unter Euch von Laios' Tod
Etwas vernommen, wer ihn umgebracht,
Der meld' es mir;

vgl. v. Wil.:

Wer mir darüber Auskunft geben kann,
Von wem der Mord an Laios, dem Sohne
Des Labdakos, verübt ist, soll sich melden.

Metrisch anfechtbar ist die Übersetzung von v. 560 „Ermordet wurde und spurlos verschwand"; vgl. Wil.: „Von unbekannter Hand erschlagen ward". — Ungelenk sind die vv. 653. 654 übersetzt:

Der nie Dich verriet,
Den ein Eid hat erhöht,
Glaub' seinem Wort;

vgl. v. Wil.:

Verteidigt hatt' er sich beredt,
Jetzt macht der Eid ihn stark:
Du mußt Dich ihm versöhnen.

Schnabels Übersetzung der Antigone habe ich mit der von Bruch und der von Altendorf verglichen. Holprig ist v. 46 von Schnabel übersetzt: „Unselige, Kreon hat es verboten"; vgl. Bruch: „Du willst ihn doch bestatten, Kreons Wort zum Trotz?" und Altendorf: „Verwegne, Kreon hat es untersagt"; ebenso v. 84

„So habe wenigstens acht, daß niemand etwas davon erfährt"; vgl. Bruch: „So sorge mir zuliebe, daß kein Mensch erfährt.." und Alt.: „Doch teile niemand deinen Vorsatz mit". — Nicht einwandfrei ist die Übersetzung von v. 199. 200:

„Der . . seiner Heimat Land
Und seiner Heimat Götter mit Feu'r und Schwert
Zu tilgen kam";

vgl. Bruch:

„um Vaterland und Heiligtum
Mit Brand und Schwert zu tilgen"

und Alt.:

„um die vaterländ'sche Erde,
Die heim'schen Götterbilder durch das Feuer
Ganz zu vernichten".

Einigermaßen auffallende Neubildungen bringt die Übersetzung von v. 339—341:

„Die höchste der Göttinnen müdet er ab,
Die nimmer erschöpfliche, ewige Erde,
Jahr um Jahr mit der Rosse Geschlecht,
Furcht er sie um mit der Pflugschar";

vgl. Bruch:

„vor deinem Roß und deiner Pflugschar,
Die ihn zerwühlen, erzittert der segnende,
Alles gebärende, alles ernährende
Schoß der mütterlichen Erde"

und Alt.:

„und der Götter älteste, Mutter Erde,
Die sich neu gebärende immerdar,
Quält er mit furchendem Pfluge Jahr um Jahr,
Sie durchwühlend mit dem Geschlecht der Pferde".

Auffällt immerhin auch v. 350 „das mähnige Roß", was sich allerdings auch bei Altendorf (nicht bei Bruch) findet.

Mit diesen Proben sei es genug. Ich will die Vorzüge der Schnabelschen Übersetzung, besonders ihre Lebendigkeit und Frische, gewiß nicht verkennen, muß aber doch sagen, daß die alten bewährten Übersetzungen neben dieser neuen alle Zeit mit Ehren bestehen werden.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

---

Plutarch. 1) Plutarchs ausgewählte Biographien. Für den Schulgebrauch erklärt von Otto Siefert und Friedrich Blaß. Drittes Bändchen. Themistokles und Perikles. Dritte, umgearbeitete Auflage von Bruno Kaiser. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 180 S. 8. 1,80 *M*, geb. 2,25 *M*.

2) Auswahl aus Plutarch von Hermann Schickinger. I. Teil. Einleitung und Text. Leipzig-Wien 1910, G. Freytag-F. Tempsky. 280 S. 8. geb. 2,50 *M*.



3) **Plutarchs Caesar.** Übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von **Richard Hennesthal** (= Diesterweg deutsche Schulausgaben, herausgegeben von E. Keller, 17. Band). Frankfurt a. M. und Berlin 1910, Moritz Diesterweg. XVIII u. 133 S. 8. geb. 1,20 *M*.

Da die Lehrpläne von 1901 abgesehen von den ausdrücklich genannten Autoren auch „andere geeignete Prosa“ (O II) und „andere inhaltlich wertvolle Prosa“ (I) gestatten, so lag es nahe, endlich auch dem Manne wieder Eintritt in unsere höheren Schulen zu gewähren, aus dem jahrhundertelang Alt und Jung Begeisterung für die großen Männer des Altertums geschöpft, der den größten Dichtern Anregung und Stoff für eine Reihe ihrer hervorragendsten Schöpfungen geboten hat und der nur aus übertrieben formalen Gründen aus der Schullektüre verbannt wurde, für die er in höchstem Maße geeignet erscheint: Plutarch. Auch der österreichische 'Normallehrplan des Gymnasium' von 1909 bestimmt als Stoff für die griechische Lektüre in der sechsten Gymnasialklasse außer Homer und Herodot „nach Möglichkeit Lektüre einer Biographie des Plutarch“. — Es fragt sich, in welche Klasse man diese Lektüre am besten verlegt. Da möchte ich zunächst betonen, daß die Bemerkung in der Schrift „Der Kanon der altsprachlichen Lektüre“ von Kukula, Martinak, Schenkl S. 61: „Der durch die Xenophonlektüre geschulte Sextaner liest Plutarch mit spielender Leichtigkeit“ entschieden zu optimistisch, ja überhaupt etwas sonderbar anmutet, da sie kaum für Studenten zutreffen dürfte; ich stimme hierin völlig P. Meyer bei (Woch. f. klass. Philol. 1911, No. 6, S. 190). Tatsache ist, daß die Lektüre zuerst erhebliche Schwierigkeiten macht (man nehme doch nur die bei Wilamowitz abgedruckten Stücke Perikles 11—13 einmal vor), daß aber der Gedankenreichtum die Schüler bald fesselt, und daß sie sich allmählich hineingewöhnen, besonders, wenn sie erst hinter die Eigentümlichkeit Plutarchs gekommen sind, seine gewählteren und selteneren Ausdrücke durch Hinzufügung von geläufigeren zu erläutern; wenn die letzteren auch meist eine andere Nuance der Bedeutung darstellen, so dienen sie doch immer dazu, das Verständnis der ersten zu erleichtern. Jedenfalls kann vor O II nicht daran gedacht werden, Plutarch mit Erfolg zu lesen, hier aber bietet er sicher eine bessere Kost als etwa Xenophons Hellenika oder Apomnemoneumata. Übrigens wird es sich empfehlen, in O II eine Biographie (wenn auch mit Auswahl) mit den Schülern in der Klasse zu lesen; vielleicht werden bessere Schüler dadurch angeregt, in Prima die Lektüre privatim fortzusetzen. So ist es denn erfreulich, daß in der letzten Zeit teils verdiente alte Ausgaben für Schulzwecke umgearbeitet, teils neue entstanden sind, die von vornherein auf den Schulbedarf zugeschnitten werden. Einige Werke dieser Art liegen hier zur Besprechung vor.

1. Die Neubearbeitung des Themistokles und Perikles von Kayser ist zwar hauptsächlich auf die Privatlektüre in den oberen

Klassen berechnet, wird aber auch für die Schullektüre gute Dienste tun. Der Verf. hat ganze Arbeit geleistet und die Einleitung wie den Kommentar nach den Ergebnissen der neueren literarischen und historischen Forschung von Grund aus umgestaltet, so daß wir an ihm einen durchaus zuverlässigen Führer haben. Die Einleitung gibt I Antwort auf die Frage, was Plutarch bei der Abfassung der *βίοι* wollte, betont, daß er kein Historiker ist und sein will, und zeigt, daß die *βίοι* gleichsam *παραδείγματα* zu den Regeln sind, die Plutarch in seinen ethischen Schriften entwickelt. II behandelt den Begriff des *βίος* und der Biographie im Anschluß an die Schriften von v. Wilamowitz, Leo, Bruns u. a. III orientiert über die Quellen, die in den beiden vorliegenden Biographien erwähnt sind, und gibt wertvolle Bemerkungen über die Art, wie und wann die antiken Autoren zitieren. IV geht sodann genauer auf die Arbeitsweise des Plutarch und seine Art der Quellenbenutzung ein, wobei außer den Schriften der bereits vorher (zu II.) erwähnten Forscher besonders die grundlegenden Untersuchungen von Eduard Meyer verwertet sind. In V werden die Verdienste Plutarchs nach inhaltlicher und formeller Seite hin gewürdigt, seine Persönlichkeit und seine Ideale gekennzeichnet. VI behandelt kurz die Anordnung des Stoffes nach einem Schema, der mit geringen Abweichungen in allen Biographien wiederkehrt. Auffallend ist, daß bei der sonstigen Reichaltigkeit der Einleitung darauf verzichtet ist, eine Skizze vom Leben des Plutarch zu geben. — Der Text ist fast ganz der von Blaß und bietet zu Bemerkungen keinen Anlaß. — Nicht ganz deutlich ist S. 171 (kritischer Anhang) die Bemerkung, daß den cod. Seitenstettensis K. Fuhr 1880 bekannt gemacht habe; Hercher hat doch schon in seiner Ausgabe des Aristides und Cato Maior 1870 darauf hingewiesen und ihn für diese Viten benutzt. — Die Anmerkungen sind, wie schon oben erwähnt, gediegen und zweckentsprechend. Hier und da wird man abweichender Meinung sein oder eine andere Fassung wünschen, aber von Bedeutung ist das meist nicht. So wird Perikles XIII 4 in dem Verse des Kratinos *παροίχεται* erklärt 'zu den gewesenen Dingen gehört (nach Cobet); herb gegen das Volk, das sich des Ostrakismos gegen den Alleinherrscher nicht bedient. Weniger wahrscheinlich ist die Deutung: 'am Ostrakismos vorbeigekommen ist, im Kampfe gegen Thukydides'. Viel näher scheint mir die Deutung zu liegen, 'da der Ostrakismos (wieder einmal glücklich) vorüber ist'; bekanntlich wurde alljährlich vor dem Beginn der 7. (oder 8.) Prytanie entschieden, ob Veranlassung zu einem Ostrakismos vorliege, und im Bejahungsfalle alsdann das Verfahren eingeleitet (s. auch v. Wilamowitz, Griech. Lesebuch Erl. I S. 40): der Ausdruck ist derselbe wie in *νύξ, χρόνος, Ὀλύμπια παροίχεται* und ähnlichen. — Daß Kratinos *Θρᾷτται* 443 v. Chr. aufgeführt seien, wie S. 124 angegeben wird, bestreitet v. Wilamowitz a. a. O., zu XIII 3 *Μακρὸν*

τεῖχος hätte die Stelle aus Platon Gorgias wegen des richtigeren Ausdruckes μέσον τεῖχος ausgeschrieben werden sollen. — Praktisch wäre es, am oberen Rande jeder Seite die Kapitelzahl anzugeben.

2. Schickinger bietet in seiner Auswahl die Viten des Aristides, Perikles, Alexander und Caesar nach dem Teubnerschen Texte von Sintenis, aber 'hier und da sind Streichungen und geringfügige Änderungen vorgenommen worden'. Leider gibt der Verf. über diese Streichungen usw. nirgends Auskunft. Die ich gefunden habe, scheinen ziemlich überflüssig zu sein, z. B. von Perikles 1. 2. Viel ist es jedenfalls nicht und wäre besser im Texte belassen worden. Auch hier vermißt man oben am Rande die Vita- und Kapitelangaben. — Die Einleitung gibt in gar zu knapper Form Auskunft über das Leben, die Werke und das Fortleben Plutarchs, und jeder Vita ist eine kurze Sondereinleitung gewidmet. Der Ton und Stil dieser gesamten einleitenden Bemerkungen bedarf für den Fall einer Neuauflage dringend einer Revision; sonderbar berühren die Worte S. 5 '. . . bei den Griechen, die für ihn das Altertum bilden'; unverständlich ist der Satz S. 10/11, wo von Livius' Erörterung über die Frage gesprochen wird, was geschehen wäre, wenn Alexander mit den Römern den Kampf begonnen hätte: 'Ihm erscheint es ausgemacht, daß Rom den Makedoner besiegt hätte. Doch ist es mindestens ebenso sicher, daß in dem Falle, daß Hannibal die Römer besiegt hätte, der Westen des Mittelmeeres nicht semitisch geworden wäre — dazu war das semitische Element numerisch viel zu schwach — sondern hellenisch'. Unschön ist die Wendung S. 13 'und umgekehrt gilt auch', ebenda 'Man wird dann auch begreifen, wie Goethe sich den Satz leisten konnte . . .'. Bedenklich bleiben immer die modernen Bezeichnungen für antike Verhältnisse, wie S. 7 die Vergleichung von Aristeides und Themistokles mit Ministerpräsidenten, oder gar S. 9 von Perikles, 'er war durch eine Reihe von Jahren Präsident der athenischen Republik', zumal sogleich folgt 'und vereinigte drei der wichtigsten Ämter in seiner Person'. — Sachlich erscheint die Begründung der Tatsache, daß Plutarch den Herodot viel öfter benutzt, als nennt, aus seiner an sich ja vorhandenen Abneigung gegen den Mann nicht richtig, da er dem Thukydides gegenüber genau ebenso verfährt; besser äußert sich darüber Kaiser (s. o.) S. 19. — Beigegeben ist ein erklärendes Namensverzeichnis, das für Alexander die Ausgabe des Curtius von Reich, für Caesar die des bellum civile von Paul-Ellger benutzt, ferner Zeittafeln und Stammbäume: hier hätte S. 24 Caesars erste Gemahlin Cossutia nicht übergangen werden dürfen, da man sonst nicht versteht, warum Kap. 5 Pompeia seine dritte Frau genannt wird. — Von den 12 Abbildungen macht das Titelbild, die Alexanderschlacht, einen wunderlichen Eindruck, ebenso S. 226 Antonius und S. 249 Kleopatra. Man

möchte gern wissen, woher besonders das letzte Bild stammt; anderes ist wieder gut, so S. 266 der Pompeiuskopf. Die Karten sind brauchbar. Der in Aussicht gestellte Schülerkommentar ist mir bis jetzt noch nicht zugegangen.

3. Hennesthals Übersetzung der Biographie Caesars wird allen denen willkommen sein, die, ohne Kenntnis des Griechischen zu besitzen, von der Eigenart Plutarchs eine Vorstellung gewinnen wollen oder diese Schrift für literarische Zwecke brauchen, z. B. Schülern der Realgymnasien und Oberrealschulen, die sich eingehender mit der Komposition von Shakespeares Tragödie beschäftigen wollen. Für diesen Zweck ist in sehr dankenswerter Weise in den Anmerkungen eine Übersetzung der Stellen der Brutusvita gegeben, die dafür mit in Betracht gezogen werden müssen. — Vorausgeschickt ist eine trefflich stilisierte Einleitung über Plutarchs Person und Werke; von besonderem Interesse ist der Abschnitt S. X—XVII, in dem die Beschäftigung mit Plutarch während des Mittelalters und der Neuzeit eingehend dargestellt ist und seine Wirkung nicht nur auf Dichter aller Nationen bis zu Tolstoi, sondern auch auf Friedrich den Großen, Katharina von Rußland und Napoleon. — Die Übersetzung liest sich durchaus fließend und gibt das Original sinngetreu wieder. Die reichhaltigen Anmerkungen sind auch für diejenigen von Interesse, die das griechische Original lesen, und ersetzen einen anderweitigen historischen Kommentar. Besonders wertvoll sind sie durch mannigfache Hinweise auf moderne Literatur und Geschichte.

Berlin. Franz Harder.

---

Lothar Koch, Xenophonsätze zur Einübung der griechischen Syntax in Tertia und Sekunda. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 93 S. 8. 1,60 *M*.

Die erste Auflage dieses Buches erschien 1890, und die inzwischen verflossenen 20 Jahre haben den Verf. wohl zu manchen Änderungen und Verbesserungen im einzelnen, zum engsten Anschluß an Kaegis Grammatik und Ausschließung aller andern Grammatiken veranlaßt, ihn aber in den Grundprinzipien, von denen er ausgegangen war, noch mehr bestärkt. Diese Prinzipien sind:

1. Beginn des Unterrichts in der griechischen Syntax schon auf der Mittelstufe;
2. Bevorzugung des induktiven Lehrverfahrens;
3. Stellung Xenophons in den Mittelpunkt dieses Unterrichts.

Da dies Buch für Tertia und Sekunda bestimmt ist, so wird man den dritten Grundsatz sofort zugeben: für diese Klassen steht Xenophon und zwar seine Anabasis, aus der, soviel ich sehe, sämtliche Sätze entnommen sind, tatsächlich im Mittelpunkt des griechischen Unterrichts.



Auch der erste Grundsatz dürfte kaum ernstlichem Widerspruch begegnen, wenn man auch andererseits vor hochgeschraubten Forderungen warnen muß. (Der Verf. verlangt, daß dem Obertertianer „das Wichtigste aus der Kongruenz, die attributive und die prädikative Wortverbindung, einiges aus der Kasuslehre, insbesondere alles, was dem lateinischen Sprachgebrauch analog ist, die Konstruktion der Final-, Konsekutiv- und Aussagesätze, der indirekten Frage, des Akkusat. und Nom. cum infinit., des gen. abs., schließlich die Negation beim Infinitiv, Konjunkt. und Imperativ geläufig sei“). Die Obertertia hat es doch vor allen Dingen mit der Einübung der Verba auf *μι* und der unregelmäßigen Verba zu tun, und nicht umsonst hat Kaegi seinem Übungsbuch das Motto vorgesetzt: *τὰ κάτωθεν ἰσχυρότατ' εἶναι δεῖ.*

Aber bei dem zweiten Grundsatz, Bevorzugung des induktiven Lehrverfahrens, dürften sich die Geister scheiden. Theoretiker wie Dettweiler verwerfen die systematische Behandlung der griechischen Syntax ganz, der Verf. schlägt einen Mittelweg ein, er will an der Hand seines Buches in IIIa und IIb die induktive Methode durchgeführt wissen, gestattet aber der IIa die systematische Behandlung der Syntax. Dagegen muß doch aus der Praxis heraus betont werden, daß wir zur prinzipiellen Einführung des induktiven Verfahrens im griechischen (und lateinischen) Unterricht keine Zeit haben, und daß der induktiven Methode stets etwas Schwerfälliges und Unsicheres anhaften wird. Gelegentliche Benutzung der Induktion kann eine Feierstunde für den Unterricht bedeuten, die Straffheit und Sicherheit des systematischen Unterrichts wird die Induktion nie ersetzen.

Aber „mag man nun in der Behandlung der griechischen Syntax systematisch zu Werke gehen oder nicht, immer wird eine Zusammenstellung von Xenophonsätzen von Nutzen sein“. Mit der Ablehnung des induktiven Lehrverfahrens fällt dies Buch noch lange nicht. Es kann m. E. überall gebraucht werden und Kaegis Grammatik, die gegenwärtig die weiteste Verbreitung gefunden hat, in dankenswerter Weise ergänzen. Dazu trägt vor allem die Konzentrierung auf den der Jugend vertraut gewordenen Xenophon bei.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

---

Ernst Fraenkel, Geschichte der griechischen Nomina agentis auf -τηρ, -τωρ, -της (-τ-) (= Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft, herausgegeben von Karl Brugmann und Albert Thumb, I). 1. Teil. Entwicklung und Verbreitung der Nomina im Epos, in der Elegie und in den außerionisch-attischen Dialekten. Straßburg 1910, Karl J. Trübner. X u. 245 S. gr. 8. 7,50 *M.*

Welche Fülle tiefgründiger Gelehrsamkeit! Welch erstaunliche Belesenheit in den Schriftstellern von Homer bis in die Koine

hinein und ebenso in den Inschriften! Welch gründliche Beherrschung der Sprachwissenschaft und ihrer Methoden! Ein würdiges Geburtstagsgeschenk für August Leskien, den Altmeister der slavischen Philologie! Nicht eine nackte Aneinanderreihung von Tatsachen, nein, wie es der Titel verspricht, eine Geschichte der Nomina agentis gibt Verf., in der jedes Wort in seinen Belegen vorgeführt und in seinen Geschicken verfolgt wird. Fast die Hälfte des Buches nimmt die Darstellung der homerischen Wörter dieser Art ein. Da lernen wir, daß die Zahl der nicht zusammengesetzten Nomina agentis auf -*τήρ*, -*τωρ* von primären wie von denominativen Verben ziemlich groß ist. Sie sind meist von solchen Verben gebildet, die zu älterem Sprachgut gehören. Ganz im Gegensatz hierzu sind die bei weitem nicht so zahlreichen nicht zusammengesetzten Nomina agentis auf -*της* häufig von Verben abgeleitet, die den Stempel der Jugend auf der Stirne tragen. Einem *ἀκοντιστής* z. B., das zu *ἀκοντίζω* gehört, steht kein nominaler -*ιδ*-Stamm gegenüber, wie das für *ληϊστήρ* zu *ληΐζω* in dem Substantivum *ληΐς*, -*ΐδος* der Fall ist. Sind diese Nomina agentis mit einer Präposition zusammengesetzt, so verhalten sie sich im großen und ganzen ebenso wie die einfachen Nomina agentis. Ist aber das erste Glied solcher Komposita nominaler Natur, wie in *κυνηγέτης*, so ist die Bildung auf -*της* das Gewöhnliche, nur wenige gibt es hier auf -*τήρ*, -*τωρ*, die alle nur in adonischer Gestalt und nur in den jüngeren Partien des Epos vorkommen.

Im nachhomerischen Epos und in der Elegie ist die Verteilung noch annähernd ebenso wie bei Homer anzutreffen. Die alexandrinischen und spätgriechischen Dichter dagegen unterscheiden sich wesentlich vom alten Epos: -*τήρ*, -*τωρ*, sind nicht selten in Komposita mit nominalem Vorderglied eingedrungen, die homerische Simplicia auf -*της* haben mehrfach das für altertümlich geltende -*τήρ* angenommen, so daß z. B. *κλέπτης* zu *κλεπτήρ* wird; die Bildungen auf -*ευτήρ*, -*εύτωρ* werden Mode.

In den nichtionisch-attischen Dialekten hat sich der Zustand, wie ihn Homer hat, lange gehalten; aber im Ionischen, das Verf. in Widerspruch mit dem Titel in dem vorliegenden 1. Teil mit abhandelt, ist das Suffix -*τήρ* schon sehr frühe von dem auf -*τής* fast ganz verdrängt worden.

Das vorliegende Material scheint, wie mir Stichproben gezeigt haben, sehr vollständig zu sein, das Urteil ist sicher und verständig und darf weitaus in der Mehrzahl der Fälle auf Zustimmung rechnen. Nicht einwandfrei scheinen mir die Rekonstruktionen über das Griechische hinaus. Verf. vergißt, daß die Nomina agentis früher mit den Präpositionen zusammenwachsen konnten als die Verba. Aber solche Betrachtungen spielen in den Untersuchungen nur eine ganz untergeordnete Rolle. Das Buch ist, wie ich besonders betonen will, auch für den klassischen Philologen durch-

aus leicht verständlich, es ist ein äußerst wertvoller Besitz für den Gräcisten, der sich für die Sprache des griechischen Volkes und seine Veränderung interessiert. Möchten vollständige Indices das ganze Werk auch für das Nachschlagen recht bequem machen!

**Bergedorf.** **Ed. Hermann.**

---

Emanuel Löwy, Die griechische Plastik. Leipzig 1911, Verlag von Klinkhardt & Biermann. 1. Band: Text 137 S. 8. 2. Band: 350 Abbildungen auf 168 Tafeln. 6 *M*.

Die wichtigsten Erzeugnisse der statuarischen Kunst der Griechen in großzügiger Auffassung dem Freunde der Antike darzubieten, ist der Zweck vorliegender Arbeit. Ihr Verfasser, Professor in Rom, will weder mit Gelehrten wie Wolters oder Furtwängler in die Schranken treten, noch die stattliche Anzahl der kunstgeschichtlichen Leitfäden um einen neuen vermehren; er will einzig und allein das Wesen der antiken Kunst als ein prachtvolles Ganzes aus der Zeit heraus erfassen, um zu zeigen, wie sie sich im engsten Zusammenhange mit den übrigen Betätigungen des griechischen Geisteslebens entwickelt hat.

Den überaus reichen Stoff bewältigt Verf., ein Meister in der Beschränkung, auf nur 137 Seiten, indem er ihn sachgemäß auf folgende Perioden verteilt: 1. Die archaische Zeit, 2. Phidias und die Bildwerke des Parthenon, 3. Skopas und Praxiteles, 4. Lysipp und die hellenistische Plastik.

Als Ideal der älteren Zeit erkennt er, um den gediegenen Inhalt des Buches nur mit einigen Worten anzudeuten, einerseits den Typus des Athleten, anderseits den der sog. Koren der Akropolis. Während in den „Ägineten“ noch an diese und andere geläufige Motive angeknüpft wird, bedeuten die Skulpturen des Zeustempels zu Olympia einen gewaltigen Fortschritt des Könnens; es herrscht in Typen, Motiven, Behandlung der Gewandung und Gesichtsausdruck ein Streben nach größerer, unbefangenerer Natürlichkeit. — Schritt für Schritt steigt die Plastik weiter und höher im Zeitalter des Phidias, der, die Errungenschaften des Archaismus zusammenfassend, die Darstellung höchster Göttlichkeit und höchster Menschlichkeit erreicht. Erhabenheit, Reinheit, Adel sind die Merkmale des Phidias selbst und der durch ihn beeinflußten Mitarbeiter am Bildschmuck des Parthenon. — Den Gegensatz zum Ethos der zweiten Periode bildet das Pathos der dritten, der Skopas und Praxiteles den Stempel ihres Geistes aufgedrückt haben. Strahlende Heiterkeit und unzerstörbare Schönheit kennzeichnen ihre Kunst, die sich nunmehr in den Dienst aller Götter stellt, der aber ebenfalls eine lange Entwicklung vorgearbeitet hat, trotz aller Natürlichkeitsbestrebungen und freieren Auffassungen im einzelnen. — Die Richtung der hellenistischen Periode bestimmt Lysipp mit seinen unzähligen statuarischen Schöpfungen, deren Fortschritt in

erster Linie in der aus der Natur geschöpften Bewegung des Rumpfes nach allen Richtungen beruht, wie überhaupt in dem immer ausgedehnteren Erschließen der Natur. Seinem Einflusse ist es auch zu verdanken, daß die Kunst den Kreis ihrer Gegenstände immer mehr erweitert, um schließlich beim Individuum, beim Porträt anzulangen. Das Typische des Anfangs hat aber am Schlusse nichts von seiner Geltung verloren.

Dem reichen Inhalte des Löwyschen Werkes, das von Anfang bis Ende mit gründlicher Beherrschung des Stoffes, liebevoller Hingabe an den Gegenstand und feinsinnigem Urteile geschrieben ist, entsprechen aufs würdigste die in einem besonderen Bändchen beigegebenen 350 Abbildungen. Nach künstlerischen Gesichtspunkten geordnet, in sauberster Technik nach den zuverlässigsten Quellen ausgeführt, bilden sie nicht nur die begleitende Melodie, sondern tragen an ihrem Teile wesentlich dazu bei, das richtige Verständnis der Kunstwerke zu fördern und den Blick für den einzigartigen Zauber antiker Schönheit zu öffnen.

Allen, die zur griechischen Kunst irgendwie Fühlung haben, verdient also Löwys Buch aufs wärmste empfohlen zu werden.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

---

**Flaubert, Un Cœur simple.** Annoté par J. Anglade. Leipzig 1911, B. G. Teubner. 67 S. 8. 0,90 *M*.

**Flaubert, Un Cœur simple, Noce normande, Voyage en Bretagne.** Erklärt von F. J. Wershoven. Trier 1911, Lintz. 80 S. 8. 0,80 *M*.

Nachdem die Schutzfrist für die Werke Flauberts in Deutschland abgelaufen ist, sind alsbald die obigen Schulausgaben der Erzählung *Un Cœur simple* erschienen. Der einfache Inhalt, die bei aller Einfachheit kunstvolle und öfters ergreifende Darstellung, die vielfachen Anspielungen auf speziell französische Verhältnisse, der darin enthaltene Wortschatz des Alltagslebens machen diese Erzählung für die Schullektüre sehr geeignet.

1. Die Ausgabe von Anglade gibt den Text auf 41 Seiten. Einige kleine Stellen, die Anstoß geben können, wären besser weggeblieben: S. 3 il offrit de la reconduire, S. 10 une seringue énorme fit rire, S. 35 die Beziehung des Papageis auf den heiligen Geist. — Die Anmerkungen, in französischer Sprache, geben auf S. 1—12 Leben und Charakteristik Flauberts mit einer (kaum nötigen) Inhaltsangabe der Erzählung, sodann S. 14—20 ein Vocabulaire systématique der wichtigsten Vokabeln, das wohl nützlicher von den Schülern selbst im Lauf der Lektüre angelegt würde; endlich S. 21—26 Notes explicatives. Diese 6 Seiten erklärender Anmerkungen sind nicht ausreichend. Viele Dinge sind nicht erklärt, die für französische Leser zum Teil selbstverständlich sein mögen, aber für deutsche Schüler eine Erklärung verlangen, z. B. cheminée de style Louis XV, temple de Vesta, sol,

écu, préfecture, sous-préfet, avoué, calfat, herbages, la doche tintait (in der Messe), l'Agneau, enregistrement, cabotage, long cours, revolution de Juillet, Besançon, Brighton, Morlaix etc. Darf man alle diese Dinge bei unsern Sekundanern als bekannt voraussetzen? — Einige der vorhandenen Anmerkungen wären genauer oder vollständiger zu fassen, z. B. boston, Agnus-Dei, Tancarville, pierre d'Alençon.

2. Die vorstehenden Bemerkungen zeigen zugleich, worin sich meine Ausgabe unterscheidet. Die dort vermißten Erklärungen finden sich darin. Die Einleitung über Leben und Werke Flauberts (nach Lanson), sowie die meisten erklärenden Anmerkungen (S. 63 bis 80) habe ich ebenfalls in französischer Sprache gegeben, aber deutsche Erklärung vorgezogen in Fällen, wo die französische dem Schüler größere Schwierigkeiten machen würde. — Der kleine Umfang der Erzählung *Un Cœur simple* reicht kaum für ein Semester aus. Ich habe deshalb noch 22 Seiten charakteristische Abschnitte aus andern Werken hinzugefügt: die Beschreibung der Hochzeit aus Madame Bovary und Schilderungen einer mit Maxime du Camp unternommenen Wanderung in der Bretagne.

Losheim (Bz. Trier). F. J. Wershoven.

---

**Anton Bettelheim, Beaumarchais, eine Biographie. Zweite Auflage. München 1911, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. XIII u. 530 S. 8.**

Zu einer zweiten Ausgabe der vor 25 Jahren erschienenen Biographie des Dichters der Figaro-Trilogie hat der Verf. sich entschlossen, weil die Phantasiekinder Beaumarchais', Figaro und Almaviva, Rosine und Cherubim, Susanne, Bartolo und Basilio, noch heute ebenso lebensfrisch sind wie an ihrem Geburtstage, und weil auch heute noch die problematische Natur des Dichters und die Eigentümlichkeit seiner Begabungen und Schicksale unser lebhaftes Interesse für sein Leben und Wirken erwecken. Außerdem fehlt es an einem andern Beaumarchais-Biographen, welcher die Ergebnisse der Forschungen der ersten Ausgabe selbständig überprüft und ergänzt hätte. Im einzelnen hat der Verf. für die neue Auflage nochmals Umschau gehalten in Wiener, Karlsruher, Pariser und spanischen Archiven und den seither veröffentlichten Einzeluntersuchungen; im ganzen ist nichts Wesentliches geändert worden.

Tilsit. O. Josupeit.

---

1) **F. W. Bernhardt, Auswahl aus Alfred de Musset. Mit einem Porträt. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 135 S. Anmerkungen 24 S. 8. 1,60 *M*.**

Ganz nach dem Muster von Sachsens *Oeuvres de François Coppée,* das bereits von Weißenfels und Quazyn nachgeahmt worden ist, hat jetzt F. W. Bernhardt die vorliegende Auswahl aus

den Werken Alfred de Mussets veranstaltet. Freilich scheint der Herausgeber hier nicht an die Schule allein gedacht zu haben, die Ausgabe „verfolgt auch den Zweck zur künftigen Beschäftigung mit dem Dichter anzuregen“.

Als Einleitung ist eine Lebensbeschreibung vorausgeschickt. Natürlich enthält sie nicht nur Mussets äußeren Lebensgang, sondern auch seine ganze geistige Entwickelung, wie sie durch seine wechselnde Umgebung, die politischen und sozialen Verhältnisse, die Romantiker, die englische und deutsche Literatur beeinflußt worden ist; vor allem erfreut uns die geschickte Zusammenstellung und Charakteristik der wichtigeren Erzeugnisse seiner Muse. Angenehm hat es mich berührt, daß der Herausgeber seine Ausführungen vielfach mit Proben und Belegstellen aus des Dichters Werken gestützt und daß er sich Daten, Titeln und Namen gegenüber einer größeren Zurückhaltung befleißigt hat, als es sonst leider üblich ist; doch für Schulzwecke hätte ich noch mehr Knappheit gewünscht.

Etwas enttäuschen muß der Abschnitt des Buches, der uns die Auswahl der lyrischen Gedichte darbietet. Wer da weiß, daß Alfred Mussets Hauptbedeutung in der Lyrik besteht und daß hauptsächlich sie ihm — auch im Auslande — zahlreiche Freunde und Verehrer zugeführt hat, der erwartet mit Recht, daß diese Dichtungsart die weitgehendste Berücksichtigung erfahren werde. Und siehe, während die Biographie 22 S., die Prosa 99 S. beansprucht, sind für die Gedichte nur 13 S. abgefallen. Es sind nämlich die *Premières Poésies* mit 3, die *Poésies Nouvelles* mit 12 Nummern — dazu meist Bruchstücken — vertreten. Freilich ist die Auswahl durchaus zweckentsprechend, wenn sie auch nicht überall auf Originalität Anspruch erheben kann, da man beinahe allen Stücken in andern Gedichtsammlungen begegnen dürfte; aber ein hinreichendes Bild von der Gabe des Dichters, die verschiedensten Herzensstimmungen zum Ausdruck zu bringen, erhalten wir schwerlich. Selbst so charakteristische Gedichte wie *Nuit de décembre* oder *Sur une morte* würden wir vergeblich suchen.

Beim prosaischen Teile fällt es angenehm auf, daß sich der Herausgeber nicht ausschließlich von ästhetischen, sondern meist von literarischen Gesichtspunkten hat leiten lassen. Aus der hübschen Causerie *Un souper chez Mademoiselle Rachel*, der Parallele *Pauline Garcia et Rachel Félix*, der kleinen Abhandlung *Le Poëte* und vor allem aus der (verkürzten) satirischen Erzählung *L'Histoire d'un Merle Blanc* lernen wir Mussets Stellung in der zeitgenössischen Literatur und seine Auffassung vom Dichterberufe besser kennen als aus bogenlangen theoretischen Erörterungen. Ein Bedauern kann ich hier nicht völlig unterdrücken. Es ist doch eigentlich nur ein Zerrbild, das die Erzählung von der weißen Amsel insbesondere von George Sand entwirft. Wäre es da nicht gerecht, wenn z. B. irgend ein Bruchstück aus dem —

sonst eben nicht musterhaften — Roman *Confession d'un Enfant du Siecle* das Verhältnis zwischen Musset und der berühmten Schriftstellerin in eine günstigere Beleuchtung versetzte?

Räumlich ist den dramatischen Erzeugnissen der Löwenanteil zugefallen. Da wird uns zunächst das zweiaktige Lustspiel *Fantasio*, und zwar unverkürzt, aufgetischt. Wenn es dem Herausgeber darauf angekommen ist zu zeigen, was für elende Theaterstücke ein hervorragender Lyriker schreiben kann, so ist ihm dies glorreich gelungen: Fantasio wäre überall ausgezischt worden, trotz der nach Shakespeareschem Vorbilde geschaffenen Rolle des Hofnarren, in der sich der Dichter teilweise selber hat darstellen wollen. Daß andererseits Musset auch imstande ist, einen Dialog eine Szene hindurch in der anmutigsten und feinsinnigsten Weise durchzuführen, beweist er in dem bekannten Proverbe *Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée*, das hier ebenfalls vollständig zum Abdruck gekommen ist (und das auch sonst in Einzelausgaben weite Verbreitung gefunden hat).

Der Anhang enthält eine Reihe trefflich aufklärender Anmerkungen, die das Verständnis des Textes erheblich erleichtern werden, außerdem die Übersetzung von 5 Gedichten, in den musterhaften Übertragungen von Freiligrath, v. Bautz und Hahn.

2) M. Banner, Molière. Choix de Comédies en 3 volumes. Coethen (Anhalt) 1910, Otto Schulze. I. Bd. VI u. 202 S. II. Bd. VI u. 239 S. III. Bd. VI u. 159 S. 8. geb. 6 *M.*

Das Interesse für den größten französischen Lustspieldichter scheint in unsern Schulen nicht abzuflauen, sonst wäre eine Ausgabe wie die vorliegende kaum denkbar. Aus der Gesamtzahl der Werke Molières hat Banner nach pädagogischen Grundsätzen 10 herausgesucht: so soll der Dichter auch in den Büchersammlungen der Schüler einen Platz finden.

Eine ziemlich bunte Gesellschaft treffen wir im ersten Bande beisammen. Das erste Molièresche Lustspiel *Les Précieuses ridicules* steht neben den Possen *Le Mariage forcé* und *Le Médecin malgré lui*, und der *Avare*, die Nachbildung der *Aulularia* des Plautus, neben den *Fourberies de Scapin*, der Nachbildung des *Phormio* des Terenz.

Im zweiten Bande sind 3 *Comédies en vers* untergebracht. Es sind dies wohl die bedeutsamsten Stücke der ganzen Sammlung: *Le Misanthrope*, *Le Tartufe* und *Les Femmes savantes*.

Wegen ihres größeren Umfanges konnte der letzte Band nur 2 *Comédies-Ballets* aufnehmen: *Le Bourgeois Gentilhomme* und *Le Malade imaginaire*; doch dürften diese die Dichtungsart genügend vertreten.

Ich glaube nicht, daß erhebliche Einwendungen gegen die Auswahl erhoben werden könnten. In der Tat sind es „die zur allgemeinen Verbreitung geeignetsten Dichtungen, die den Schülern

und Schülerinnen unserer höheren Lehranstalten ihrem ganzen Umfange nach unbedenklich zugänglich gemacht werden können". Freilich ein Stück, das sich in der für Molière bezeichnenden Weise den hohlköpfigen Marquis zur Zielscheibe seines Spottes nähme, oder gar der *Don Juan*, der Typus des *grand seigneur méchant homme*, hat keine Aufnahme gefunden.

Um ein flottes Lesen zu ermöglichen, sind die veralteten und nichtfranzösischen Ausdrücke (mit Ausnahme der dritten Intermède beim Malade imaginaire) in Fußnoten erklärt. Ich fürchte aber, daß der Schüler, selbst bei Benutzung eines guten Wörterbuches, in vielen Fällen, besonders wo es sich um Realien handelt, dem Texte gegenüber ratlos dastehen wird; eine Vermehrung der Anmerkungen wäre demnach nur wünschenswert. Dagegen kann man sich mit der Kürze der (jedem Bande vorgedruckten) *Vie de Molière* wohl einverstanden erklären.

Es ist nicht nur jeder Band, sondern auch jedes Stück einzeln käuflich, und der Preis ist bei der würdigen Ausstattung durchaus angemessen. Doch gibt es Gesamtausgaben, die nicht viel teurer sind, und ich möchte nicht verschweigen, daß ich eine solche selbst bei den Schülern lieber als eine Auswahl sähe.

3) Eduard Morgenroth, Die Stammformen der französischen Verben. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 31 S. 8. geh. 0,60 *M*.

In der französischen Grammatik ist das Kapitel von der Konjugation das undankbarste: spröde zeigt es sich gegenüber der Zuversicht, dem Selbstbewußtsein der den Kandidatenjahren kaum entronnenen Neophyten wie dem durch langjährige Erfahrung gewitzigten und gedämpften Methodiker; stets bleibt ein erheblicher Rest, der sich hartnäckig weigert, in der Schüler Köpfe dauernde Einkehr zu nehmen. Bei diesem Liebeswerben ist jeder Bundesgenosse willkommen, und wer ein neues Mittel gefunden hat, das Erfolg verspricht, der halte damit nicht hinter dem Berge! Ein solches bietet der Verf. in dem vorliegenden Hefte; möchten unsere Erwartungen nicht enttäuscht werden!

Ungefähr folgende Erwägungen haben den Verf. geleitet. Um die Konjugation aller französischen Verben einheitlich zu gestalten und auf diese Weise die gleichzeitige Einübung der regelmäßigen und unregelmäßigen Verben zu ermöglichen, werde ähnlich wie im Lateinischen außer dem Infinitiv eine feste Reihe von 4 Stammformen zugrunde gelegt, von denen die einzelnen Formen für alle Verben in gleicher Weise abgeleitet würden. Der einzige Unterschied, der für regelmäßige und unregelmäßige Verben dann übrig bleibe, sei der, daß ebenso wie im Lateinischen die Stammformen der einen sich aus dem Infinitiv ergeben, die Stammformen der andern aber auswendig zu lernen seien. Wenn es möglich sei, in Sexta lateinische unregelmäßige Verben zu üben, so müsse dies

auch für französische durchgeführt werden können. Da, wo der Unterricht erst in Quarta beginne, deren Schüler meist schon 2 Jahre lat. Unterricht hätten, könne von einer Schwierigkeit erst recht keine Rede sein. Wesentlich erscheine es, daß die 4 Stammformen ohne Pronomina gelernt würden, damit sie ebenso wie die lateinischen eine in sich geschlossene Reihe bildeten und beim Aufsagen als ein zusammengehöriges Ganzes erschienen; das Abtrennen des Infinitivs ermögliche es, diesen mit dem zugehörigen Kasus oder der zugehörigen Präposition lernen zu lassen. Es seien 3 Konjugationen zu unterscheiden, die Verben auf *oir* und *re* müßten vereinigt werden. Er habe dann innerhalb der 3 Konjugationen die Verben in schwache, gemischte und starke getrennt, wobei die schwachen wieder in regelmäßige, halbregelmäßige und unregelmäßige Verben zerfielen.

Zu den obigen Ausführungen gestatte man mir einige kurze Bemerkungen. Die Reduktion der üblichen 4 französischen Konjugationen auf 3 ist keine neue Erfindung; wenigstens erinnere ich mich, ihr in der Brachetschen Grammaire, in dem Lehrbuch von Roßmann und Schmidt und in dem Wolterschen Lehrbuch begegnet zu sein. Übrigens ist diese Reduktion ohne jede Bedeutung: für den Unterricht ist es ganz gleichgiltig, ob die Verben auf *oir* eine besondere Konjugation bilden oder mit ihren Abweichungen als eine besondere Gruppe der Verben auf *re* gelernt werden. Im Interesse der Lateinschüler wäre ich natürlich für die herkömmliche Zahl. Unerfindlich ist es aber, wie der Verf. schematisch in jeder Konjugation schwache, gemischte und starke Verben unterscheiden will; mir sind in der *er*-Konjugation keine gemischten und starken Verben bekannt, und dem Verf. wohl auch nicht, da er in seinen Verzeichnissen kein einziges Beispiel anführt. Daß das Verbum finitum der Stammformen ohne Pronomen gelernt werden soll, ist vielleicht eine Erleichterung; aber entschieden ist das keine Erleichterung, wenn sich die Schüler bei den Infinitiven auch gleich über den zugehörigen Kasus oder die zugehörige Präposition auszuweisen hätten. Mit der Behauptung, schon in der Sexta würden lateinische unregelmäßige Verben geübt, hat der Verf. so Unrecht nicht. Doch vergißt er leider den einschränkenden Zusatz, daß die Durchnahme solcher Verben in dieser Klasse nur deshalb erfolgt, um die regelmäßigen Konjugationsformen einzuüben; denn die eigentlichen Unregelmäßigkeiten der gesamten lat. Formenlehre sind für Quinta bestimmt. Wenn er dann den Schluß zieht, man könne schon im Anfangsunterricht gleichzeitig die regelmäßige und unregelmäßige Konjugation durchnehmen, so darf er für diese Ansicht das Recht der Priorität in Anspruch nehmen; aber daß der Vorschlag zur Tat würde, möchte ich nicht wünschen, wenn ich auch von dem andern Vorschlage, bereits der regelmäßigen Konjugation die Stammformen zugrunde zu legen — der freilich nicht neu ist —, mir einen guten Erfolg verspreche.

Jetzt wollen wir noch eine Probe auf die praktische Verwendbarkeit des Büchleins machen. Da muß gleich bei Beginn es jeden seltsam berühren, daß zwar sämtliche Verben programmmäßig in 3 Konjugationen eingereiht sind, daß jedoch die Konjugationstabelle (§ 15) 4 Konjugationen aufweist. Mißtrauisch geworden, suchen wir weiter und stoßen leider auf manche andere Absonderlichkeiten. Z. B. hier bei *ouvrir* und *traire*, bei *suffire* und *confire* steht die Angabe, daß sie vom lat. *aperire* und *trahere*, bzw. *sufficere* und *conficere* abstammen, bei andern Verben dagegen steht nichts Entsprechendes. Warum? Daß der Verf. dem Sextaner hin und wieder (wie bei *rire* oder *luire*) mit altfranz. Formen imponieren möchte, wollen wir noch hingehen lassen; aber daß er sogar Portugiesisches oder Spanisches (S. 28 bei *être*) auftischt, das könnte ihn leicht dem Verdachte lächerlicher Wissenskramerei aussetzen. Schon seit mehreren Jahrzehnten ist in Preußen beim Lesenlernen die Buchstabiermethode verbannt, und ganz unmündige Abc-Schützen wissen, daß ein Wort nicht aus Buchstaben, sondern aus Lauten besteht; wie kommt nun der Verf. dazu, Verben wie *commencer* oder *manger* nicht zu den regelmäßigen zu rechnen? Und da wir einmal bei der ersten Konjugation sind, so wünschte ich eine Aufklärung darüber, weshalb das Hauptverzeichnis bei den Verben auf *er* etwa 40 halbregelmäßige und keine unregelmäßigen aufzählt (*aller* und *envoyer* sind nach hinten, in die besondere Gruppe der anomalen Verben, verwiesen), während im alphabetischen Verzeichnis der halb regelmäßigen und unregelmäßigen Verben nur 2, nämlich die sogenannten anomalen *aller* und *envoyer* stehen?

Es ist mir noch manches andere aufgefallen, doch das Angeführte dürfte zur Rechtfertigung meines Wunsches genügen, es möchte dieses Opus die Eltern nicht zu einer neuen Geldausgabe und die Schüler nicht zur Vergrößerung ihrer ohnehin beträchtlichen Bücherlast veranlassen.

4) **Eugen Wolter, Französisch in Laut und Schrift.** Erster Teil. Mit einer Münztafel. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. XVI u. 288 S. Wörterverzeichnis 68 S. 8. geb. 3,40 *M*.

Mit großem Interesse, kann ich wohl sagen, habe ich das Buch durchgesehen und aufs neue darin herumgeblättert in dem freudigen Gefühle, das einen befällt, wenn man eine Leistung zu Gesicht bekommt, bei der Folgerichtigkeit und Zweckmäßigkeit sich sofort bemerkbar machen. Freilich ist der Verf. weder in der Praxis noch in der pädagogischen Literatur ein Neuling mehr, und daher läßt sich gleich vorweg annehmen, daß zwischen Wollen und Können keine unüberbrückbare Kluft bestehen wird.

Ein Schrecken ähnlicher Lehrbücher sind die einleitenden Lautierkurse. Auch hier bildet ein Lautierkursus den Anfang, aber er wirkt nicht abstoßend. Indem er „sich an Musterwörter,

an landläufige Fremdwörter und an Eigennamen anlehnt . . ., deren Bedeutung von vornherein bekannt ist, hat der Schüler seine ganze Aufmerksamkeit allein der Nachahmung und Einübung des fremden Lautes zuzuwenden. Bei jedem Worte muß er erkennen und lernen, wie grundverschieden zumeist die entsprechenden Einzellaute in beiden Sprachen sind". Die kleinen, leichten Einzelsätze, die sich „zur Einübung des Wortes im Zusammenhange anschließen", müssen viel dazu beitragen, um diese Unterrichtsstunden lebhaft zu gestalten und die Schüler vor Ermüdung zu bewahren. Den Schwierigkeiten der Aussprache, wie sie besonders für den Norddeutschen bestehen, ist gebührend Rechnung getragen. Doch ist mir aufgefallen, daß der r-Laut, der neben den Nasalvokalen und dem langen offenen o das meiste zu der eigentümlichen Klangfarbe des Französischen beiträgt, so wenig Berücksichtigung gefunden hat: es müssen die Ostelbier, und die Berliner nicht am wenigsten, an ein energisches Hervorbringen dieses Lautes gewöhnt werden.

Die grammatischen Übungen, meist aus Einzelsätzen bestehend, schließen sich auf engste an die Lektüre an. Gern bestätige ich es dem Verf., daß er dem Grundsatze der elementarsten Pädagogik: Vom Leichteren zum Schwereren, vom Bekannten zum Unbekannten in Form und Inhalt der gewählten (und teilweise wohl selbst gebildeten) Lesestücke gerecht geworden ist. „Nur ganz allmählich stellen sich Schwierigkeiten ein, die jedoch durch reichlich beigefügte Anmerkungen und Hinweise dem Verständnisse selbst minder veranlagter Schüler nähergeführt werden; wie denn überhaupt in der Anlage des Übungsbuches und im Vokabular durch häufige Wiederkehr des bereits früher Besprochenen und Erlernten auf Schüler mit mittelmäßiger Veranlagung und schwächer entwickeltem Gedächtnisse hinreichend Rücksicht genommen worden ist". Bedauerlich finde ich es nur, daß die Lesestücke beinahe sämtlich belehren sollen, und daß folglich solche ethischen Inhalts fast vollständig fehlen; freilich bei konkreten Stoffen sind Sprechübungen bequemer zu veranstalten. Diesem letzteren Zwecke dienen auch die stellenweise eingeschalteten *Exercices oraux*.

Das grammatische Pensum, für die ersten beiden Jahre des französischen Unterrichts berechnet, sollte die regelmäßige Formenlehre und die einfachsten Erscheinungen der Syntax enthalten. Leider hat sich der Verf. bestimmen lassen, den eigentlichen Lesestücken außer besondern Stoffen zur mündlichen Übung noch ein Lesebuch anzuhängen, und dem zu Liebe den grammatischen Teil viel umfassender gestaltet, als es die Lehrpläne für die entsprechenden Klassen vorschreiben. Nicht nur sind die unregelmäßigen Verben fast sämtlich angeführt, sondern auch die Anweisungen, z. B. über den Gebrauch der Pronomina, über *en* und *y*, über die Präpositionen sind so reichhaltig, daß mancher

Lehrer froh wäre, wenn der Primaner sie sich voll angeeignet hätte. Wozu also dieser Ballast für das ohnehin recht beladene Lernschifflein? Wenn der Verf. es über sein Herz brächte, den größten Teil des „Lesebuchs" und der „Stoffe zu mündlichen Übungen" samt dem zugehörigen grammatischen Zuviel entschlossen über Bord zu werfen, so zweifle ich nicht, daß das eine Empfehlung mehr für sein Buch würde, schon deshalb, weil der Preis um 1 M. herabgesetzt werden könnte.

Ein Wörterverzeichnis ist in einer Tasche an der Innenseite des hintern Deckels untergebracht. Es ist doppelt angelegt: zunächst die Vokabeln gesondert zu jedem Lese- und Übungsstück, mit genauer Angabe (in Lautschrift) der Aussprache jedes Wortes bis zum Abschnitte 7, während von da ab bis zum Ende (Abschnitt 65) nur ausnahmsweise die Lautschrift verwendet wird, dann das alphabetische Wörterverzeichnis zum Lesebuch und zu den mündlichen Übungen.

Zum Schluß einige Kleinigkeiten. Da wünschte ich, daß hauptsächlich im Interesse der lateinlosen Anstalten die aus lat. Schulgrammatiken entnommenen Fremdwörter wie Kasusbildung und Numerus des Substantivs und Adjektivs, oder Adjektivisches Interrogativpronomen oder Motion und Kongruenz des Adjektivs ausgemerzt würden. Wendungen wie (S. 47): „Die Söhne unseres Pastors gehen ins Gymnasium zu Orleans" oder (S. 44): „Die Schrift ist sehr unsorgfältig" sind bei unsern Klassikern nicht zu belegen. Das Sätzchen „Ich werde es ihm leihen" (S. 44) gehört wegen der beiden Regimes nicht dorthin, und ebensowenig gehören in den § 15, der von den orthographischen Abweichungen einiger Verben auf *er* handelt, die Verben *mener* oder *acheter* oder *appeler* oder *régner*. (S. 49 ist richtig gesagt, daß die Verben lautliche Abweichungen aufweisen.) Die Mitteilung (S. 129), daß man besonders in den Schnellzügen die erste Wagenklasse beseitigen will, beruht wohl auf ungenauen Erkundigungen, und bei der Aufzählung der wichtigsten deutschen Kanäle (S. 150) hätte zwar der Ludwigskanal, nicht aber der Dortmund-Emskanal fehlen dürfen, und statt des Müllroser Kanals wäre der Oder-Spree-Kanal (als dessen Fortsetzung der Teltower Kanal gelten kann) anzuführen. Daß in Frankreich der *canal du Midi*, der als Binnenkanal gebaut ist, jetzt auch der Seeschiffahrt dienen soll (S. 151), kann ich nicht recht glauben.

Neustadt i. Westpr. A. Rohr (†).

---

1) **Quellenkunde zur Weltgeschichte.** Ein Handbuch. Unter Mitwirkung von Adolf Hofmeister und Rudolf Stübe, bearbeitet und herausgegeben von Paul Herre. Leipzig 1910, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. XII u. 400 S. gr. 8. 4,80 *M*, geb. 5,50 *M*.

Diese gut gelungene Arbeit kommt einem längst lebhaft ge-

fühlten Bedürfnis glücklich entgegen und ist mit Freude und Genugtuung zu begrüßen. Wir Deutsche besitzen zwar die bekannte Quellenkunde der deutschen Geschichte, die, nach ihren ersten Bearbeitern Dahlmann und Waitz genannt, jetzt in 7. Auflage vorliegt und für fast alle andern das Vorbild abgegeben hat. Aber alle bisher erschienenen Bibliographien bewegen sich ihrem Zweck entsprechend innerhalb der nationalen Grenzen und beschränken sich zugleich auf bestimmte Zeiträume, meist unter Ausschaltung des Altertums. Ein Hilfsmittel, das es ermöglichte, sich ohne Rücksicht auf Zeit und Raum über die geschichtliche Literatur schlechthin zu orientieren, war bisher nicht vorhanden, trotz einiger im Ausland gemachter, zeitlich weiter zurückliegender Versuche und trotz der Bibliographien, die den weltgeschichtlichen Bearbeitungen von Helmolt, J. v. Pflugk-Harttung, Lavisse und Rambaud, der Weltgeschichte Theodor Lindners und ähnlichen Werken beigegeben sind.

Vornehmster Zweck der Quellenkunde Hofmeisters, Stübes und Herres ist: Orientierungsmittel zu sein, indem sie die Kenntnis der allgemeinen Quellen und Darstellungen vermittelt, von denen aus der Benutzer leicht und bequem den Weg zur speziellen Literatur findet. Zugleich aber verfolgt sie pädagogische Ziele, indem sie die führenden Quellen der verschiedenen Zeiten und Völker kenntlich macht, den Stand der Forschung zum Ausdruck bringt und die Beteiligung der verschiedenen Nationen erkennen läßt.

Die Auswahl der Literatur war von dem Gesichtspunkt bestimmt, jedes Volk und jede Zeit irgendwie zu Worte kommen zu lassen. Es wird in dieser Bibliographie also etwa das geboten, was auf der Universität in den „allgemeinen" Vorlesungen mitgeteilt wird; vielleicht ein wenig mehr, da an Stelle der dort notwendigen Beschränkung auf das einzelne Beispiel hier das Streben nach vorsichtiger Zusammentragung mehrerer Beispiele treten mußte. Die deutsche Geschichte ist einigermaßen in den Vordergrund gestellt, ohne daß aber die Geschichte der übrigen Völker und Länder dadurch in den Hintergrund geschoben worden ist. Stets war der Gesichtspunkt des allgemein geschichtlichen Interesses maßgebend. Demgemäß ist auch die ausländische Geschichte ausführlich behandelt und zwar derart, daß diejenigen Zeiträume bevorzugt sind, innerhalb deren diese einzelnen Völker für die allgemeine Entwicklung führend oder wenigstens bedeutungsvoll waren, während Perioden eines Niedergangs und Zurücktretens vom allgemein geschichtlichen Schauplatz summarischer behandelt sind. Berücksichtigt ist die Literatur in den führenden germanischen und romanischen Sprachen sowie der lateinischen Sprache. Alle weitere Literatur ist von vornherein ausgeschieden worden, insonderheit die uns Deutschen sonst nächststehende slavische und magyarische, in Rücksicht auf die Neugestaltung

unseres Unterrichtswesens aber auch die griechische. Hinsichtlich der äußeren Anordnung schließt sich die „Quellenkunde zur Weltgeschichte" dem erprobten Vorbild von Dahlmann-Waitz an.

Referent, welcher gelegentlich seiner „Familiengeschichtlichen Quellenkunde" (Leipzig 1909, H. A. Ludwig Degener) bibliographische Arbeit geleistet hat, weiß, mit welcher Entsagung, mit welchem Aufwand von Zeit und Kraft das von Hofmeister, Stübe und Herre veröffentlichte Material zusammengetragen ist. Sobald man die uns Deutschen gebräuchlichen Heerstraßen der Forschung verläßt, versagen alle Hilfsmittel, und es ist für gewisse Gebiete und Perioden nur unter Überwindung größter Schwierigkeiten möglich, an die Literatur heranzukommen, geschweige denn sich über deren Wert und Bedeutung zu unterrichten. Von einem ersten Wurf wird billigerweise nicht in allen Stücken sofort ein vollbefriedigendes Ergebnis verlangt werden dürfen. Referent erkennt aber rückhaltlos an, daß die Herausgeber bei dem Sammeln und Anordnen eine recht glückliche Hand gehabt haben. Da sie ausdrücklich und dringend bitten, sie durch Verbesserungs- und Veränderungsvorschläge zu unterstützen, so füge ich hier einige Einzelheiten an, nicht um zu tadeln, sondern um eine 2. Auflage zu fördern, welche von diesem fleißigen und nützlichen Buche mit Sicherheit erwartet werden kann.

Neben der dreibändigen Bibliografia historyi polskiej von Finkel vermisse ich ungern die 21 Bände von Estreicher, Bibliografia polska 1872ff. Vielleicht wäre auch Wierzbowski, Bibliographia polonica XV ac XVI saeculi (3 vol. Warschau 1889—99) zu nennen gewesen. Von hervorragender Bedeutung für polnische Geschichte sind die von Hofmeister und Genossen nicht genannten Akta grodzkie i ziemskie, Lemberg 1868—1909, 20 Bände, enthaltend die Grod- und Terrestralakten von etwa 1435 bis um 1526, bezirksweise geordnet. Der 20. Band beginnt die Reihe der lauda d. i. der Beschlüsse der Provinziallandtage. Das Werk Polska XVI wieku pod względem geograficzno-statystycznym, von dem bis jetzt 8 Bände (Warschau 1883—1908) erschienen sind, enthält die Steuerlisten für Groß- und Kleinpolen aus einigen Jahrgängen der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die, nach Kreisen geordnet, den gesamten damaligen Adel, seinen Besitz und das Kirchspiel, zu dem er gehört, verzeichnen. Sprawozdania komityi do badania historyi szlaki so Polsce, Krakau 1879/1900 („Rechenschaftsberichte der Kommission zur Erforschung polnischer Kunstgeschichte"), enthalten Beschreibungen von Grabstätten (mit Inschriften) polnischer Adelsfamilien und sind eine Hauptfundgrube für polnische Genealogie. Das prinzipielle Verschweigen solcher grundlegenden Werke in slawischer Sprache erscheint doch bedenklich. Hinsichtlich der Schweiz fehlen S. 32: Jos. Leop. Brandstetter, Repertorium über die in Zeit- und Sammelschriften der Jahre 1812—1890 enthaltenen Aufsätze und Mitteilungen schweizergeschichtlichen In-

haltes, Basel 1892. Barth, Repertorium über die in Zeit- und Sammelschriften der Jahre 1891—1900 enthaltenen Aufsätze und Mitteilungen schweizergeschichtlichen Inhaltes, Basel 1906. Neben Chroust's Monumenta palaeographica war auch das in etwa gleich großem Format erschienene Prachtwerk zu nennen: Stanislaus Krzyzanowski, Monumenta Poloniae palaeographica, fasc. I, Tafel 1 bis 27, Krakau 1907; fasc. II, Tafel 28—68, Krakau 1910. Das Jahr 1910 hat noch 2 große paläographische Tafelwerke gebracht: Petzet und Glaunig, Althochdeutsche Schriftdenkmäler des 9. bis 11. Jahrh. und: Monumenta palaeographica Vindobonensia. Denkmäler der Schreibkunst aus der Handschriftensammlung des Habsburg-Lothringischen Erzhauses (jede Lieferung 100 M.). Ich halte es nicht für einen glücklichen Gedanken der Herausgeber, auf einen Anhang zu verzichten, welcher die wichtigsten, während des Druckes erscheinenden Neuheiten verzeichnet. Das nachfolgende Register, das ausführlich und, nach angestellten Stichproben zu urteilen, sorgfältig gearbeitet ist, hätte diese Nachträge der Benutzung zugänglicher gemacht.

Diese wenigen Einzelheiten können den Wert der „Quellenkunde zur Weltgeschichte" nicht im allermindesten beeinträchtigen. Referent weiß aus Erfahrung, daß nichts leichter ist, als zu einem Werke, wie dem von Hofmeister, Stübe und Herre Ergänzungen zu bringen. Die Grenzlinie, welche die aufzunehmenden und auszuschließenden Arbeiten scheidet, kann häufig mit gleichem Recht verschieden gezogen werden. Wir wollen also gern und dankbar anerkennen, daß auch in dieser Richtung die „Quellenkunde zur Weltgeschichte" großes Lob verdient. Sie sei allen Bibliotheken, welche die historischen Wissenschaften pflegen, insbesondere aber unseren Gymnasien auf das wärmste empfohlen.

2) Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Herausgegeben von Paul Seidel. Vierzehnter Jahrgang. Berlin und Leipzig 1910, Verlag von Giesecke & Devrient. 251 S. 4. geb. 24 M.

Aus dem reichen Inhalt dieses schönen Bandes möchte der Berichterstatter in erster Linie die Festrede erwähnen, welche Otto Hintze bei der vom preußischen Kultusminister in der Charlottenburger Hochschule für Musik veranstalteten Feier des hundertsten Todestages der Königin Luise gehalten hat. Dem strebsamen Gymnasiallehrer, von dem die in den letzten Jahren erchienene Literatur über die Königin Luise, insbesondere Bailleus klassische Arbeiten durchgearbeitet sind, werden Hintzes formvollendete Darbietungen inhaltlich vielleicht nichts Neues bieten. Aber es ist schon ein Genuß, das Wichtigste über einen so herrlichen Gegenstand meisterhaft zusammengefaßt zu lesen. Hier sei nur eine Probe der Vortragsweise Hintzes gegeben. „Königin Luise", sagt er, „ist keine von den großen politischen Frauen gewesen.

die als Herrschernaturen in der Geschichte eine nicht immer sympathische Rolle spielen. Sie hat niemals den Ehrgeiz gehabt, in Staats- und Kriegssachen den Ausschlag zu geben; aber sie hatte ein tapferes Herz und ein feines Gefühl für die Ehre des preußischen Staates, in dessen Interesse sie mit ihrem Hause ganz hineingewachsen war; und sie verstand es zuzeiten, dem König, ihrem Gemahl, da, wo sie ihm auf dem rechten Wege zaudern sah, mehr Selbstvertrauen und Entschlossenheit einzuflößen, als eigentlich in seiner Natur lag. Ihre politischen Impulse entsprangen nicht aus Berechnungen der Staatsräson, sondern aus dem Glauben an sittliche Mächte und an die Menschen, die ihnen dienten. Sie war von Grund ihres Herzens überzeugt, daß jede Politik schlecht sein müsse, die aus den Gefühlen des Kleinmutes, der Ohnmacht, der Verzweiflung hervorgeht; und so hat sie die Fahne der Hoffnung niemals sinken lassen und die Verzagten immer wieder aufgerichtet durch ihr Vertrauen auf den Sieg des Guten". Unsere Lehrer, denen in den Kindern die Hoffnung der künftigen Zeiten ans Herz gelegt ist, können nichts Besseres tun als den Eindruck solch edler sittlicher Persönlichkeiten, wie sie die Königin Luise voll und ganz war, in sich mächtig nachwirken zu lassen, damit das Andenken an solche Vorbilder auch ferner segnend über dem Vaterlande walten möge. Hintzes großzügige Ausführungen werden bei solchem Bestreben vorzügliche Dienste leisten.

Weiter zurück in die Geschichte des preußischen Staats führt uns der Redakteur der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen Volz mit dem vierten, den Grafen Kurt Christoph Schwerin behandelnden Kapitel seiner inhaltvollen Artikelserie „Friedrich der Große und seine Leute". Wir lernen den Sieger von Mollwitz seit seiner frühesten Jugend kennen. Die Bedeutung des seltenen Mannes wird durch Friedrichs Wort bei der Nachricht von Schwerins Tod charakterisiert: „er würde keinen Schwerin wieder bekommen" oder wie das Volkslied ihn sagen ließ:

Mein halbe Armee wollt ich drum geben,
Wenn mein Schwerin noch wär' am Leben!
Er ist gewesen ein tapfrer Kriegesheld!
Hat allezeit gestanden wohl in dem Feld!

Einen Aufsatz „Die Tätigkeit des Grafen Rochus zu Lynar in Brandenburg" hat Klinkenborg beigesteuert. Neben den Persönlichkeiten, die im 16. Jahrhundert dem Brandenburgischen Staate und Hofe ihre Dienste widmeten, besaß Graf Rochus zu Lynar oder, wie er sich selbst schrieb, Roch Graf zu Linar wohl den größten Ruhm. Er hatte sich bereits einen europäischen Ruf erworben, als ihn im April 1578 Kurfürst Johann-Georg von Brandenburg zu seinem obersten Baumeister ernannte. Was zuerst Christoph Römer, dann der Venetianer Franz Chiramella de Gandino begonnen hatte, sollte Lynar fort-

setzen: den Ausbau der Festung Spandau. Er hat an diesem Werke bis zu seinem Tode gearbeitet. Feste und Zitadelle Spandau waren die Glanzleistung Lynars. Seiner Bedeutung als Baumeister steht eine gleiche als Unternehmer, namentlich auf dem Gebiete des Salzhandels in Brandenburg ebenbürtig zur Seite. Lynar erhielt die Salzdirektion und genoß 25 Prozent des Reingewinnes von dem Lüneburger Salzhandel. Das Salzwerk war Lynars größte Unternehmung, gegen die alle anderen, wie z. B. Pulvermühlen, Salpetersiedereien, Eisenwerke, in den Hintergrund traten.

Das Mittelalter ist nur durch eine kleine Abhandlung von Johannes Lahusen „Ein unbekanntes Siegel Friedrichs VI. von Nürnberg" vertreten. Wir haben es hier mit einem Abdruck von Friedrichs Siegelring zu tun, und dieser Ring enthielt als Siegelbild eine antike Gemme. Es ist wünschenswert, daß den älteren Zeiten in den künftigen Bänden des Hohenzollernjahrbuches ein größerer Raum zugestanden wird.

Der verfügbare Raum legt dem Referenten Beschränkungen auf. Er verzeichnet daher nur noch die weiteren Beiträge: „Die letzten Lebenstage der Königin Luise. Gleichzeitiger Bericht aus ihrer Umgebung" (aus dem Stuttgarter Morgenblatt). — Jany, Militärische Erinnerungen an Ansbach-Bayreuth. — Granier, Die Aquarell-Sammlung Kaiser Wilhelms I. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. Fortsetzung III. — Krieger, Erziehung und Unterricht der Königin Luise. — Seidel, Kunst und Kunstgewerbe in den königlichen Schlössern. IX. Der Röntgen-Schrank im Hohenzollern-Museum. — Sachs, Prinzessin Amalie von Preußen als Musikerin. — v. Petersdorff, Der älteste Sohn der Königin Luise und sein erster Erzieher. — Seidel, Der große Maskenball in Berlin zur Feier des Geburtstages der Königin Luise. Miscellanea, darunter eine Miszelle von Seidel, Bildliche Darstellungen Friedrichs des Großen im Tode.

Vollblätter, Farbendrucke und Beilagen geben separate Abbildungen, dazu kommt noch eine Fülle von Abbildungen im Text. Als besonders schön seien hervorgehoben das Titelbild, das die Königin Luise nach einem Pastellbildnis von Lauer aus dem Jahre 1798 vorführt, preußische Truppen in Ansbach-Bayreuth um 1803, die Illustrationen zu dem zitierten Aufsatz von Granier, Ansicht des Berliner Schlosses und seiner Umgebung um die Mitte des 17. Jahrhunderts, das Berliner Schloß von der Langen Brücke aus gesehen um das Ende des 17. Jahrhunderts.

Diese Illustrationen werden dem Schulmann bei seinem Bestreben, den historischen Sinn der Schüler zu wecken und zu beleben, sehr nützlich sein. Schaukästen, in den Klassenzimmern aufgestellt, mögen sie in wohlüberdachter Reihenfolge dem jungen Geschlecht vor Augen führen. Es empfiehlt sich, dieselben auch außerhalb der eigentlichen Unterrichtsstunde, etwa in der Schülerbibliothek oder in der Privatwohnung des Lehrers den Schülern

nicht nur vorzulegen, sondern auch zu erläutern. Hierzu wird der lichtvolle, auf genauster Kenntnis der Quellen beruhende Text dem Lehrer alles Notwendige bequem an die Hand geben.

Die rühmlichst bekannte Verlagshandlung hat es sich mit großem Erfolg angelegen sein lassen, wie den früheren Bänden, so auch dem vorliegenden eine dem gediegenen Inhalte entsprechende höchst geschmackvolle und elegante Ausstattung zu geben. Das Hohenzollernjahrbuch hat sich längst seine geachtete Stellung in der vordersten Reihe unserer historischen Zeitschriften gesichert. Auch dieser neuste Band ist nach Inhalt und Form vortrefflich. Der verdienstvolle Leiter des Hohenzollernmuseums hat als Redakteur und Mitarbeiter an solchem Verdienst seinen vollen Anteil. So möge denn auch dieser neuste stattliche Band hinausgehen in die Welt und insbesondere an unsren Schulen kräftig wirken, Liebe und Begeisterung zu wecken für das ruhmvolle Haus der Hohenzollern, für König und Vaterland, für Kaiser und Reich.

Leipzig-Connewitz. Eduard Heydenreich.

---

Karl Lorenz, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien. Zweiter Hauptteil: Die Neubildung der europäischen Kulturwelt durch Christentum und Germanentum (das Mittelalter). München 1911, R. Oldenbourg. VII u. 196 u. XV S. 8. geb. 2 *M*.

Dem ersten Hauptteile seines Lehrbuches der Geschichte hat K. Lorenz unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen nunmehr den zweiten folgen lassen, der sich mit dem Mittelalter, d. i. mit der Neubildung der europäischen Kulturwelt durch Christentum und Germanentum beschäftigt. Die für jenen Teil aufgestellten Leitsätze, die wir gelegentlich der Besprechung im LXIV. Jahrgange der Zeitschrift, S. 663 und 664, eingehend gewürdigt haben, sind auch für diesen im wesentlichen bestimmend gewesen.

Als Begleiter des Schülers durch die oberen Gymnasialklassen gedacht, verbreitet sich vorliegendes Lehrbuch, indem die politische und Kriegsgeschichte auf das unerläßliche Maß beschränkt wird, vor allem über die sozialen, wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, über Kunst, Literatur, Religion und Wissenschaft in fließender, klarer, dem Verständnis der Jugend angepaßter Darstellung, die von einer Menge lehrreicher Fußnoten begleitet ist. Angesichts der hohen Bedeutung, die von seiten der pädagogischen Welt heutzutage der staatsbürgerlichen Erziehung beigelegt wird, sind gerade diese Unterweisungen mit besonderer Freude zu begrüßen, ebenso wie die im Anhange dargebotenen „kulturgeschichtlichen Grundbegriffe".

Daß ein in erster Linie für Bayern bestimmtes Schulbuch der bayrischen Geschichte den ihr im Zusammenhange der deutschen

Geschichte gebührenden Raum mit erfreulicher Ausführlichkeit anweist, bedarf keiner besonderen Begründung; genügt doch der Verfasser zugleich einer sittlichen Pflicht, wenn er (S. 106) die angehenden Staatsbürger bayrischen Stammes mit herzlichen Worten daran erinnert, daß „Luitpold des Schyren und Otto von Wittelbachs Nachkommen noch heute das Land beherrschen und mit ihren Untertanen in Freude und Leid innig verwachsen sind“.

Ohne Zweifel bietet dieses Bändchen, ebenso wie sein Vorgänger, den Schülern auch über den Unterricht hinaus reiche Belehrung und fruchtbare Anregung; es darf also wohl überall einer freundlichen Aufnahme gewiß sein. Druck und Ausstattung sind von bekannter Güte.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

---

Gottlob Egelhaaf, Bismarck. Sein Leben und sein Werk. Stuttgart 1911, Karl Krabbes Verlag. X u. 456 S. 8. 7,50 *M*, geb. 9 u. 10 *M*.

Der Verf. hat die Bemerkung gemacht, „daß wir recht wenig nicht zu knapp und nicht zu ausführlich gehaltene Darstellungen von Bismarcks Leben besitzen“ und außer dem ersten Bande des Werkes von Erich Marcks „eigentlich keine, die dem Leser auch die Möglichkeit böte, sich über die Probleme und die einschlägige Literatur zu unterrichten“. Er wollte also eine Lücke ausfüllen: und es sei gleich gesagt, daß er sie ausgefüllt hat. Diese neue Bismarck-Biographie ist klar und sachlich geschrieben; einfach und ohne Phrasen und doch von warmer, treuer Verehrung für ihren Helden getragen; unter geschickter Heranziehung zahlreicher Äußerungen Bismarcks, die einen Einblick in die Gemütswelt, die Phantasie, die Ausdrucksfähigkeit des Mannes gestatten. In sorgfältigster und umfassender Weise sind die Quellen verwertet; auch die neusten Publikationen sind verfolgt und benutzt, — ich nenne etwa Olliviers Denkwürdigkeiten oder die Mitteilungen von Alter über Beusts Politik in der Deutschen Rundschau. Der Verf. nimmt zu den Ansichten der verschiedenen Forscher in klarer Weise Stellung, beispielsweise zu Festers Aufstellungen über Bismarcks Stellung zu der spanischen Thronfolgefrage oder den verschiedenen Anschauungen, die über die Vorgeschichte des Konflikts zwischen Bismarck und dem Kaiser geäußert worden sind. Im übrigen steht er seinem Helden nicht in blinder Hingabe gegenüber; er spricht es deutlich aus, wenn ihm Bismarcks Handlungsweise (etwa in der Konfliktszeit oder bei der Berufung des Berliner Kongresses) Bedenken erweckt.

Einen besonderen Wert hat das Buch dadurch erhalten, daß der Verf. in den Anmerkungen die Literatur verzeichnet und auf

widerstreitende Ansichten Bezug nimmt; so wird es zu einer Art Handbuch, das in zweckmäßiger Weise zu eingehenderem Studium anleitet. Mit besonderer Ausführlichkeit wird — außer Bismarcks Sturz — die Entstehung des Krieges von 1870 und die Reichsgründung behandelt. Dieser Abschnitt nimmt denselben Raum ein wie die Darstellung des gesamten Zeitraumes von 1871 bis 1888, ein Verhältnis, das, so dankbar man eine genauere Erörterung der Politik des Jahres 1870 begrüßen wird, doch nicht unbedenklich ist. Insbesondere scheint mir Bismarcks gewaltiges Ringen um den inneren Ausbau des Reichs etwas zu knapp und zu sehr im Tone des bloßen Berichts geschildert zu sein.

Das tüchtige und zuverlässige, sachliche und ehrliche Buch wird sicherlich schnell und mit Recht zahlreiche Leser finden.

Frankfurt a. M. Friedrich Neubauer.

---

1) Ad. Jos. Cüppers, Der letzte der Longobardenkönige. Erzählung aus der Zeit der Longobardenherrschaft mit vier Bildern von Franz Müller-Münster. Erstes bis drittes Tausend. Cöln o. J., J. P. Bachem. 153 S. 8. 2,50 *M*, geb. 3 *M*.

In dem rührigen Bachemschen Verlage in Cöln erscheint eine Sammlung von Volks- und Jugendschriften „Aus allen Zeiten und Ländern“, deren fünfter Band der vorliegende ist. Der Kern der Erzählung ist einem französischen Vorbilde entnommen. Zugleich ist sie, wie das bei romanhaft ausgeschmückten Darstellungen geschichtlicher Vorgänge zu sein pflegt, mehr Dichtung als Wahrheit. Es handelt sich dabei weniger um den letzten Langobardenkönig Desiderius, was man nach dem Titel vermuten sollte, als vielmehr um den Enkel Aistulphs, den letzten männlichen Sproß der Langobardenkönige, der niemals König gewesen ist. Dieser wird, ohne seine Herkunft zu kennen, in einem norditalischen Kloster erzogen und nimmt, der Rache seines Feindes preisgegeben, ohne sein Verschulden ein trauriges Ende. Die Darstellung, in einem fließenden Stile geschrieben, verläuft in zwölf Kapiteln in spannender Weise und ist eine wohlgeeignete Unterhaltungslektüre mehr für die katholische als die evangelische Jugend. Die strengkatholische Auffassung des Verhältnisses zwischen Kaiser und Papst tritt im elften Kapitel hervor. Zu bemerken wäre vielleicht noch, daß in den kurzen Erläuterungen auf S. 152 die Königin Theodelinde die Gemahlin Alboins genannt wird, während sie in Wirklichkeit die Gemahlin Autharis gewesen ist.

2) Friedrich Hollmut, Robert von Saverny. Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge mit vier Bildern von H. R. Heinmann. Cöln o. J., J. P. Bachem. 131 S. 8. 2,50 *M*, geb. 3 *M*.

Derselben Sammlung wie das oben besprochene Buch gehört als sechster Band Hollmuts „Robert von Saverny“ an. Wie der Inhalt des fünften Bandes ist auch der des sechsten einem fran-

zösischen Vorbilde entnommen. Die Erzählung versetzt den Leser in das östliche Frankreich, wo sich ein Liebesroman zwischen Robert von Saverny und einem Edelfräulein entspinnt, und führt ihn mit dem Liebespaar im Gefolge des französischen Königs Ludwigs 7. auf dem zweiten Kreuzzuge über Konstantinopel nach Jerusalem und von dort wieder in die Heimat, wo „sie sich kriegen". Der Verlauf des Kreuzzugs in der Schilderung des Verf.s enthält manche historische Züge und ist insofern belehrend. Die Hauptsache aber ist die mit einer gewissen Wärme und abenteuerlichem Beigeschmack vorgetragene Geschichte der Liebenden, wodurch sich jugendliche Gemüter wohl fesseln lassen werden, so daß man das Buch auch als unterhaltend bezeichnen kann.

3) Gerhard Hennes, Der Sieger. Historische Erzählung mit vier Bildern von Franz Müller-Münster. Erstes bis drittes Tausend. Cöln o. J., J. P. Bachem. 128 S. 8. 2,50 *M*, geb. 3 *M*.

Der siebente Band der Sammmlung „Aus allen Zeiten und Ländern" führt den Titel: Der Sieger. Wer der Sieger ist, kann man bei der Lektüre des Buches nur ahnen, erfährt aber erst am Ende der Erzählung, daß es Christus ist, oder deutlicher gesprochen: Das Christentum und seine Lehre. Die vielfach angewandte Gesprächsform verleiht dem Stile mehr Lebhaftigkeit als die schlichte Erzählung der Vorgänge, die in etwas stark aufgetragenen Farben schillern. Julianus, der Befehlshaber der römischen Legionen vor Paris, wird i. J. 360 von den Soldaten an Stelle seines Vetters Konstantius zum römischen Kaiser ausgerufen und verlegt seinen kaiserlichen Sitz nach Konstantinopel. Hier spielt sich auch der größte Teil der auf allgemeiner geschichtlicher Grundlage aufgebauten erdichteten Erzählung ab. Der Kampf zwischen den Anhängern des Christentums und des Heidentums, in den auch der Kaiser Julianus Apostata eingreift, endet unter Julians Führung vorläufig mit dem Siege der Heiden. Der Kaiser fällt aber nach kurzer Regierung auf einem Feldzuge gegen die Perser und hat einen Christen zum Nachfolger. Pontitides, der ehemalige Freund des Kaisers, hat sich als Christ von ihm abgewandt und findet erst in den Wüsten Ägyptens beim heiligen Pachomius die Kraft der Selbstüberwindung, auch den Feinden Gutes zu tun.

4) Anton Schott, Der letzte Richter. Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Böhmerwalde mit vier Bildern von Fritz Bergen. Drittes bis fünftes Tausend. Cöln o. J., J. P. Bachem. 154 S. 8. 2,50 *M*, geb. 3 *M*.

Den achten Band der Bachemschen Sammlung füllt eine rührende Geschichte aus dem Böhmer Walde, die um die Zeit des unruhevollen Jahres 1848 spielt. Die Mitglieder der künischen, d. h. der königlichen Gemeinden, versprengte Germanen, deren Vorfahren einst die Herren Böhmens gewesen waren, wählen

sich ihre Richter, die mit richterlicher und vollziehender Gewalt ausgestattet sind, seit uralten Zeiten selbst und befinden sich wohl dabei. Der letzte von ihnen ist der Held der Erzählung. Dieser, ein in seiner Gemeinde wohlangesehener Mann von einigen dreißig Jahren, versteht es, Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber seines Schicksals ist er nicht Herr. Der plötzliche Tod eines braven Mädchens, das er sich als seine Herzallerliebste, auserkoren hat, bricht ihm das Herz. Und als nun gar noch die Kunde eintrifft, daß das alte Recht der Gemeinden aufgehoben und ein anderer als königlicher Beamter zum Vorsteher bestimmt sei, geht er ins Kloster.

Daß die in der Erzählung auftretenden Personen katholisch sind, hat für evangelische Leser durchaus nichts Störendes. Der Verlauf des eingesponnenen Romans ist klar und übersichtlich, die Darstellung, dem Leben der Bauern entsprechend, schlicht und natürlich, die böhmisch-bayrische Mundart, die die Personen sprechen, hat etwas Anheimelndes und ist im ganzen verständlich. Besser aber wäre es noch, wenn die beigegebenen Erläuterungen alphabetisch geordnet wären, wie in den andern Bänden der Sammlung, und außerdem vermehrt würden, damit alle Leser die Erklärung der mundartlichen Ausdrücke schnell finden könnten und nicht zu raten brauchten. Die Zeichensetzung, namentlich des Kommas, ist verbesserungsfähig. Die Bojer (S. 8) sind keine Germanen, sondern Kelten. Das Buch kann als Jugend- und Volkslektüre wohl empfohlen werden.

5) **Elise Kronberg, Mädchenerzählungen deutscher Dichter. Auswahl klassischer Erzählungen für die reifere weibliche Jugend mit vier Bildern von H. W. Brockmann. Erstes bis drittes Tausend. Cöln o. J., J. P. Bachem.** 160 S. 8. 2 *M*, geb. 2,50 *M*.

Verf. will in ihren Mädchenerzählungen der reiferen weiblichen Jugend einen Lesestoff liefern, der von dem gewöhnlichen abweicht und zugleich ein wirksames Gegenmittel gegen die sittliche und geistige Verrohung unserer Zeit, also gewissermaßen ein Kampfmittel gegen die sogenannte Schundliteratur bildet. Zu diesem Zwecke hat sie drei Erzählungen religiös-mystischen Inhalts von Dichtern der romantischen Weltanschauung, mehrere kleinere Geschichten aus Hebels Schatzkästlein, eine Dichtung von Eduard Mörike, eine spaßige Heiratsgeschichte und ein Waldidyll von Adalbert Stifter zu einem Bande zusammengestellt und, mit einer anmutenden Einleitung versehen, in die Welt geschickt. Über allen Abschnitten des Büchleins liegt der Hauch kindlicher, dem breiten Strome des Lebens entrückter Freude am Besonderen. Wer sich aus dem rein religiösen in das weltliche Stilleben hineinversetzen will, muß das Buch von vorn, wer es aber umgekehrt wünscht, von der andern Seite zu lesen anfangen. In beiden Fällen werden junge Mädchen vielleicht etwas finden, was ihnen zusagt.

Stargard i. Pomm. R. Brendel.

1) **Emil Stutzer, Hilfsbuch für geschichtliche Wiederholungen an höheren Lehranstalten.** Mit Zahlenkanon für mittlere Klassen und verschiedenen Anhängen. Vierte, verbesserte Auflage. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 101 S. 8. 1,20 M.

Die vierte Auflage von Stutzers Hilfsbuch, deren Vorgängerin ich im LVI. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 603ff., angezeigt habe, ist in ihrer Anlage, die als sehr praktisch zu bezeichnen ist, unverändert geblieben. Zwei Daten — 1900 Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs und 1904 Russisch-japanischer Krieg — sind am Schluß hinzugekommen (die vorige Auflage schloß mit Bismarcks Tod), und außerdem ist im Anhang (S. 95) eine ganz kurze Übersicht über die staatlichen und Selbstverwaltungsbehörden der preußischen Provinzen, Regierungsbezirke usw. neu aufgenommen worden.

Im einzelnen ist überall gebessert und manche Ungenauigkeit, mancher Irrtum beseitigt worden: trotzdem sind die Seitenzahlen dieselben geblieben. Manchmal hätte der Verf. im Verbessern noch weiter gehen sollen: so steht — um nur zweierlei zu erwähnen — auf S. 62 noch immer zu lesen: „Friedrich Wilhelm I. begründete das preußische Heer", obwohl das doch zu dem, was auf S. 61 Z. 7 v. u. vom Großen Kurfürsten mit Recht gesagt wird, nicht passen will, und auf S. 35 wird behauptet, die Bischöfe und Äbte seien nach der Schlichtung des Investiturstreits von den Domkapiteln erwählt worden. Die Wahl der Äbte wurde aber doch durch die Klosterkapitel (Konvente) vollzogen. An einer Stelle (S. 45) kann eine vorgenommene Änderung nicht als Verbesserung bezeichnet werden; hier ist Z. 7 eingefügt „im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation"; aber diese Bezeichnung ist dem ganzen Mittelalter fremd gewesen und erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts aufgekommen; auch dann aber hat sie eine ganz andre Bedeutung gehabt, als die jetzt geltende. Die schon erwähnten Zusätze am Schluß (S. 84) sind kaum ausreichend.

Es bedarf keiner weiteren Versicherung, daß Stutzers Hilfsbuch auch in der neuen Auflage jedem Lehrer, der überhaupt außer dem Lehrbuch noch ein Hilfsmittel bei den Wiederholungen benutzen will, nur empfohlen werden kann.

2) **Hans Bauerschmidt, Bürgerkunde im Rahmen des Geschichtsunterrichts.** Hauptpunkte der Bürgerkunde für den Geschichtsunterricht an höheren Schulen methodisch zusammengestellt. Nürnberg 1911, Friedrich Kornsche Buchhandlung. II und 73 S. 8. Steif br. 0,75 M.[1])

Wenn der Verfasser dieses zunächst wohl für Bayern bestimmten Buches im Vorwort die längst allgemein als richtig an-

---

[1]) Diese Anzeige war schon eingereicht, ehe der Aufsatz von H. Weber „Ziele und Wege des staatsbürgerlichen Unterrichts" im Juni-Heft dieser Zeitschrift erschien. D. Red.

erkannte Meinung ausspricht und verteidigt, daß — wie er sich recht umständlich ausdrückt — "der Geschichtsunterricht den geeignetsten Rahmen abgibt, innerhalb dessen die staatsbürgerliche Unterweisung am einfachsten und naturgemäßesten erfolgen kann", so läßt sich dagegen nichts sagen, obwohl natürlich auch andere Unterrichtsfächer mit in den Dienst der guten Sache gestellt werden sollen und können; aber die weitere Behauptung, daß dieser Weg deshalb der einfachste sei, weil „gerade die Geschichte dasjenige Fach ist, das ohne Unterschied an allen humanistischen und realistischen Anstalten, seien sie 6 oder 9-klassig, sowie in den Lehrer- und Lehrerinnenseminaren gelehrt wird", ist schon sehr anfechtbar, und dasselbe gilt von dem, was weiter unten S. II des Vorworts ausgeführt wird: „Um Zweck und Wert des Bestehenden richtig erkennen zu können, ist es durchaus nötig, daß man zunächst seine geschichtliche Entstehung, Bedingtheit und Entwicklung kennt. Und so ergibt sich denn für einen Geschichtslehrer, der seine Schüler zum Nachdenken über die staatlichen Einrichtungen, ihre Bedeutung und Aufgabe anregen will, von selbst geradezu die Verpflichtung, an geeigneten, zum Verweilen einladenden Stellen — und solche Stellen finden sich nicht nur in der Geschichte der Neuzeit, sondern auch in der des Altertums und des Mittelalters — Halt zu machen und zielbewußt von einem solchen Ausgangspunkte aus die notwendigen staatsbürgerlichen Kenntnisse zu vermitteln". Nach diesem Grundsatz verfährt der Verfasser (vgl. die ausführliche Inhaltsübersicht S. 68 ff.). Er behandelt also z. B. beim griechischen Altertum in Kap. 1, davon ausgehend, daß das griechische Volk auf geistigem Gebiete weltgeschichtliche Bedeutung habe, auch das deutsche Bildungswesen unserer Zeit, und zwar die geistige wie die körperliche Ausbildung; in Kap. 3 veranlaßt ihn die griechische Kolonisation zum Eingehen auf unsere neuere Kolonialpolitik, wobei dann das Auswärtige Amt, die Gesandtschaften und Konsulate gleich mitsprechen werden; in Kap. 5 führt ihn die Reformtätigkeit Solons zu den neuzeitlichen Bestrebungen, die Landwirtschaft zu heben. Die Behandlung des römischen Altertums gibt ihm, da die Römer „als die eigentlich juridische Nation des Altertums für alle Zeiten vorbildlich geworden sind" (S. 10), zunächst Anlaß zur Darstellung unserer heutigen deutschen Rechtsordnung; die Servianische Verfassung bietet ihm dann die Gelegenheit zur Schilderung unseres Steuerwesens und unserer Wehrverfassung, und von den Gracchen kommt er zur sozialen Frage der Gegenwart. Bei der Darstellung der mittelalterlichen Geschichte veranlaßt den Verfasser — um nur einiges anzuführen — die Schilderung der Bedeutung Karls des Großen zu einer Besprechung des Unterschiedes zwischen altem und neuem Kaisertum. Die Darstellung des Zeitalters der Kreuzzüge führt ihn zu einer Besprechung des „seit den Kreuzzügen sich entwickelnden Städte-

wesens" (S. 24), und weiter zu einer sehr eingehenden Behandlung unserer Gewerbesetzgebung, unserer Arbeiterschutz- und Arbeiterversicherungsgesetze. In der Darstellung der neueren Zeit kommt der Verfasser S. 45 ff. (vgl. S. 71) von dem „Ausgangspunkt": „Bedeutung des westfälischen Friedens in politischer und staatsrechtlicher Beziehung; deutsche Reichsverhältnisse vom westfälischen Frieden bis zum Ende des Reichs" zum Ziel „Reichsgewalt im neuen Deutschen Reich"; später S. 60 ff. (vgl. S. 73) vom „Ausgangspunkt": „Die deutsche Frage, d. h. Schaffung einer deutschen Einheit, bis zur Lösung" zu dem ganz ähnlichen „Ziel": „Das neue Deutsche Reich", um gleich darauf (S. 62; vgl. S. 73) vom „Ausgangspunkt": „Das neue Deutsche Reich bildet eine Rechts-, wirtschaftliche und Wehreinheit" zu den „Zielen": „Rechtseinheit, wirtschaftliche Einheit, Wehreinheit" zu gelangen!

Diese höchst sonderbare Anordnung des Stoffes paßt nun zunächst gar nicht zu der oben erwähnten, von dem Verfasser selbst ganz richtig gestellten Forderung (S. II), man müsse, um Zweck und Wert des Bestehenden richtig erkennen zu können, zunächst seine geschichtliche Entstehung, Bedingtheit und Entwickelung kennen. Dem Schüler, der nach dem Buche des Verfassers unterrichtet wird, wird gerade das Gegenteil zugemutet. Er soll das deutsche Bildungswesen, die deutsche Kolonialpolitik, die Wehr- und Steuerverfassung usw. verstehen, ehe er in der deutschen Geschichte eingehende Kenntnisse gesammelt hat, lediglich auf Grund des unsicheren Wissens, das er aus früheren Klassen mitbringt. Welcher Geschichtslehrer wird so verfahren! Wer würde es über sich gewinnen, alle Augenblicke seinen Unterricht in der griechischen, römischen oder mittelalterlichen Geschichte zu unterbrechen, um auf viel spätere Zeiten überzuspringen, deren äußere Geschichte er, wenn er überhaupt Verständnis bei den Schülern erzielen will, erst eingehend behandeln müßte! Es ist doch ganz selbstverständlich, daß bürgerkundliche Belehrungen immer erst dann mit einiger Aussicht auf Erfolg gegeben werden können, wenn die Zeiten, über die sie sich erstrecken, genau durchgesprochen sind.

Ferner führt die Behandlungsweise des Verfassers zu Wiederholungen oder, wenn der Lehrer diese vermeiden will, doch zu unnatürlicher Trennung eng zueinander gehöriger Dinge. So wird, wie oben erwähnt, auf S. 22 ff. der Unterschied zwischen altem und neuem Kaisertum, auf S. 46 ff. die Reichsgewalt im neuen Deutschen Reich, auf S. 61 f. das neue Deutsche Reich selbst behandelt! Ähnliches findet sich öfter: auf S. 5, beim griechischen Altertum, werden die verschiedenen Staatsformen, auf S. 20, beim Mittelalter, wird die Entstehung des Staates behandelt; auf S. 11 wird, von der römischen Geschichte ausgehend, die Rechtsordnung in Deutschland besprochen, auf S. 62 unter dem Gesamttitel: „Rechtseinheit" die Organisation und Zuständigkeit der verschiedenen Gerichte!

Aus alledem geht deutlich hervor, daß die Anordnung des Verfassers auch durchaus willkürlich ist. Die Wichtigkeit des Bauernstandes könnte nach den Ausführungen auf S. 10 ebensogut bei der römischen, wie bei der griechischen Geschichte behandelt, die Darstellung der Entwicklung des Handels, zu der den Verfasser merkwürdigerweise die Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit führt, viel besser an die Darstellung des griechischen Handels- und Seeverkehrs angeknüpft werden usw. Für die Anordnung des Verfassers ist gewiß nicht der Stoff selbst, sondern das Streben maßgebend gewesen, es zu erreichen, „daß der ganze Stoff des staatsbürgerlichen Unterrichts ziemlich gleichmäßig verteilt ist auf die einzelnen Jahre" (S. II).

Die Willkür, die der Verfasser bei der Anordnung seines Stoffes angewendet hat, zeigt sich auch in der sonderbaren Auswahl seiner Quellen: er nennt sie auf S. II („Schaffen und Schauen", Glock-Schiedermair „Bürgerkunde", Zurbonsen „Geschichtliche Repetitionsfragen und Ausführungen" und daneben die Geschichtslehrbücher von Döberl, Preger, Pütz, Stich, Stöckel und Winter), aber er sagt nicht, daß er diese Quellen sehr oft und zwar zum Teil wörtlich oder fast wörtlich auch da ausschreibt, wo die betr. Ausführungen äußerlich gar nicht als Zitate gekennzeichnet sind (vgl. z. B. S. 4 o. und „Schaffen und Schauen" I, S. 239/40; S. 37 f. und „Schaffen und Schauen" I, S. 64, 149 f.)

Auch sonst ist vieles in dem kleinen Buche recht anfechtbar. Der Inhalt ist doch wohl als Lehrstoff gedacht; aber welcher Lehrer könnte soweit ins einzelne gehen, wie der Verfasser es an nicht wenig Stellen tut (vgl. vor allem S. 30—34: Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung und S. 38: Kreditbanken). Was sollen ferner die recht oft sich findenden Gemeinplätze, z. B. S. 9 Z. 13 ff.: „Die tägliche Arbeit in der frischen Luft stärkt den Landmann nicht nur körperlich, sondern auch geistig und seelisch, ebenso die Abwechselung, welche die landwirtschaftliche Arbeit bietet. Deshalb wird auf dem Lande und nur dort die ewige Jugendkraft des Staates erzeugt", oder S. 14 Z. 17 ff.? Mehr als überflüssig sind auch die vielen in ein solches Buch kaum recht passenden Zitate samt ihren gespreizten Einführungen (vgl. S. 43 Z. 7 v. u. ff., S. 53 Z. 7 ff.) und schülerhafte Ausführungen wie auf S. 34 Z. 17 v. u. ff.

Von Irrtümern und Ungenauigkeiten führe ich nur die folgenden an: Karl der Große hat nicht „den gänzlichen Untergang des germanischen Heidentums" bewirkt (S. 21): die Skandinavier sind doch wohl auch Germanen. Die Bezeichnung: Heiliges römisches Reich deutscher Nation (S. 21, Z. 7 v. u.) ist im Mittelalter ganz unbekannt gewesen und hat auch nie den Sinn gehabt, dem wir ihr jetzt geben (vgl. Zeumer, „Heiliges römisches Reich deutscher Nation". Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des deutschen Reiches im Mittelalter und in der Neuzeit IV 2). Die Hanse

ist nicht im 13. Jahrhundert „gegründet" worden (S. 35), sondern ganz allmählich entstanden. Matricula (S. 64, Z. 16) bedeutet zunächst nicht Stammliste — wie sollte sich dann auch der Ausdruck Matrikularbeiträge erklären lassen? —, sondern einfach Verzeichnis. Völlig ungenau ist es, wenn S. 16 gesagt wird, C. Gracchus habe den untergehenden Mittelstand „durch eine Verfassungsänderung (Ausdehnung des römischen Bürgerrechts auf die Italiker) und durch Kolonialgründungen" wiederherzustellen versucht. Nach einer Bemerkung auf S. 22 verbürgt die Erblichkeit der Krone die Ruhe des Staates. Nach S. 46 regierten in der Zeit der absoluten Monarchie die — also alle Fürsten — nach dem Grundsatz Ludwigs XIV: L'état c'est moi. Nach S. 46 u. setzt sich die Reichsgewalt im neuen Deutschen Reich aus 4, nach S. 61 Z. 3 v. u. aus 3 Faktoren zusammen. — Begriffsbestimmungen, wie sie sich besonders im Anfang sehr häufig finden (gleich auf den ersten Zeilen: Volk = Gesamtheit von Menschen nach gemeinsamer Abstammung, Sprache und Sitte; Kultur = veredelnde Herrschaft des Geistes über das Sinnenleben) sind in einem derartigen Buche wohl kaum angebracht.

Daß Stil und Ausdrucksweise nicht einwandfrei sind, zeigen wohl schon die angeführten Proben. Gleich im Vorwort findet sich der Ausdruck: der allenfallsige Einwurf; „nachdem" ist mit dem Präsens verbunden (S. II Z. 26), und neben anderen, völlig überflüssigen Fremdwörtern wie „konkret erörtert", „fixierter Standpunkt", „detaillierte Materialangabe" fehlt auch das jetzt allenthalben bis zum Überdruß angewandte und fast immer völlig überflüssige Modewort „direkt" nicht („der Geschichtslehrer wird direkt hierzu gezwungen" (S. I Z. 15 v. u.).

Von den vielen fehlerhaften Ausdrücken, die sonst vorkommen, führe ich nur die folgenden an, die ich beliebig herausgreife: wiederholt erscheint die unberechtigte Form „obliegt", statt „liegt ob". Der zweimal S. 5 und 7 vorkommende Ausdruck „jeweils" ist häßlich und ganz überflüssig. Unvergleichliche bleibende Errungenschaften kann man nicht „verankern" (S. 11, Z. 5), und Banknoten können nicht auf einer sicheren Voraussetzung beruhen (S. 38 Z. 6 f.; der fehlerhafte Satz ist — lediglich mit Verwandlung der Einzahl in die Mehrzahl — entnommen aus „Schaffen und Schauen" I S. 64; s. o.). Sehr anfechtbar sind auch die Sätze S. 21 Z. 21: (indem Karl der Große) „geistliche und weltliche Dinge zu einem System verschmolz" und S. 55 Z. 16 v. u. ff.: „im 16. und 17. Jahrhundert finden wir in Deutschland ein Wiederaufleben des Straßenbaues, veranlaßt zunächst durch militärische Erwägungen, dann aber auch durch den aufblühenden Handel". Und was soll es heißen, wenn S. 10 Z. 6 von den Römern gesagt wird, ihre Kultur bezeichne die politische Größe?

So gibt das Buch zu vielen Ausstellungen Anlaß; doch soll ausdrücklich anerkannt werden, daß es bei der Fülle seines Stoffs

für den Lehrer bei der Vorbereitung und auch für reife Schüler immerhin Nutzen bringen kann; dem Unterricht aber darf es meiner Ansicht nach keinesfalls zu Grunde gelegt werden.

3) Paul Meyer, Bürgerkunde für die höheren Schulen Deutschlands. Leipzig, 1910, Quelle & Meyer. 120 S. 8. geb. 1,20 ℳ.

Bürgerkunde über Bürgerkunde — quousque tandem? Die, die ich hier anzeigen soll, unterscheidet sich in gar manchen Punkten zu ihrem Vorteil von vielen ihrer Genossinnen, und was sie im Vorwort verspricht, das hält sie auch. Sie soll „kein Lernbuch sein, sondern den Geschichtsunterricht angemessen abschließen, der ja in den Primen schon seit langer Zeit an die Pforten der Politik herangeführt hat, und zusammenfassen, was im Unterrichte in dem großen geschichtlichen Zusammenhang dem Schüler zum guten Teil schon vorgeführt worden ist“. Das tut sie, indem sie überall — bei der Besprechung des Steuerwesens freilich nur in einer kurzen Anmerkung (S. 76) — an die historische Entwicklung anknüpft und so das Verständnis der jetzigen Verhältnisse erleichtert. Das Buch soll ferner den schon mehr oder weniger bekannten Stoff „noch ein wenig vertiefen und erweitern, soll ein nützliches Nachschlagebuch sein“ — wozu das leider nicht ganz vollständige Namen- und Sachverzeichnis das Seine beiträgt — und auch „ein anregendes, zum Nachdenken zwingendes Lesebuch“.

Langweilig ist diese Bürgerkunde nicht; dafür sorgt schon die lebhafte, vom trockenen Lehrton sehr weit abweichende Schreibart; und wenn das Buch auch mitunter zu breit wird, wie etwa bei der Behandlung der Handels- und Schiffahrtsverträge auf S. 14 ff., oder bei der Schilderung der Übertragung der Kaiserkrone an König Wilhelm I., so versteht es doch auch hier immer das Interesse zu erregen und lebendig zu erhalten. Demselben Zweck sollen wohl auch die vielen poetischen und prosaischen Zitate dienen. Hier gelingt es freilich dem Verfasser nicht immer, das rechte Maß zu halten; vgl. S. 8, 9, 10 und nun gar S. 84, wo er von Parteitreiben spricht und dabei sagt: „Und einsam steht und tief betrübt, wer heiß und fromm sein Deutschland liebt“. Auch sonst finden sich manche sonderbaren Einschaltungen, die kaum recht in ein solches Buch passen, z. B. S. 16: „Als die Stunde kam, da die deutsche Einheit geschmiedet werden konnte, da klirrten die Waffen und mußten klirren, mochten die Friedensfreunde zischen und klagen. Für die meisten genügt schon die Erwägung: selbst im Privatleben behauptet sich der Satz: wer eine Ohrfeige ruhig einsteckt, hat auch noch für mehr Platz und erhält sie totsicher“. Dieser Satz, dessen Inhalt übrigens zu mancher streng christlich und biblisch anmutenden Stelle (so S. 10 Z. 13 ff.; S. 32 Z. 17 ff.) recht wenig passen will, ist bezeichnend für den Stil des Verfassers und für seine oft allzu kühne, burschikose

oder auch platte Ausdrucksweise. Die Geschäfte des deutschen Bundes wurden, so sagt der Verfasser (S. 49), „in einem engeren Rate mit 17 und einem weiteren mit 69 Stimmen friedlich und freundinnig geführt"; kurz darauf (S. 51) spricht er vom „heitren" Bundestag. Auf S. 55 heißt es von Bismarck: „Die politisierenden Professoren und Justizräte, Bürgermeister und Landräte lagen ihm nicht"; auf S. 84: „Luther z. B. und Bismarck waren im Grunde ihres Herzens konservativ, also stabil, aber in ihren Taten wurden sie sehr mobil"; auf S. 97: „In den Städten (des späteren Mittelalters) bildeten sich Gegensätze und schwächten (Geschlecht und Zünfte), die Bünde wurden nicht eng, und die Fürsten traten immer gewaltiger hin und konnten warten". Unmittelbar darauf folgt der Satz: „So schmiedeten die Städte wohl wichtige Ideen, die die Landesfürsten bald aufgriffen und als Waffen nützten, schufen ein Verwaltungsrecht und lebten den Satz, daß das Gemeinwesen nicht dem Wohle einzelner oder bestimmter Gruppen, sondern der Gesamtheit zu dienen habe". Hierher gehören auch die im Namen- und Sachenverzeichnis besonders seltsam anmutenden Zusätze wie z. B. S. 115: „Irrenrecht (haben wir leider noch nicht)"; S. 116: „Marx (credat Judaeus Apella!) 37"; S. 119: „Utopien (extis pluit, da regnet's Bratwürste) 2". Das geht denn doch ein bißchen sehr weit!

Von einzelnen Ausdrücken sei noch erwähnt das sonderbare Wort „verschreiten", das ich nicht weniger als dreimal gefunden habe: S. 43 (in dem Gefühl männlicher Selbständigkeit) „versäumten wir es, uns die Einheit zu sichern und verschritten wir vielmehr alsbald dazu, mit allen Mitteln die Zentralgewalt zu schwächen"; ferner S. 50 Z. 18 und S. 73 Z. 8 v. u. Ebenso unschön ist der Ausdruck (der Anspruch der Verwandtschaft) „entfiel" (S. 42 Z. 16). Auf S. 98 Z. 8, 9 wird von der „Sonne des Absolutismus" gesprochen.

Wenn auch das Buch kein Lernbuch sein soll, so hätte auf die Anordnung des Stoffes doch wohl mehr Sorgfalt gelegt werden können. Bundesrat und Reichstag werden auf S. 54 behandelt, und erst nachher kommt — in demselben Kapitel — die Kaiserkrönung; die Schilderung des Gerichtswesens findet sich in Kapitel 5: „Von der deutschen Reichsverfassung und einigen Pflichten der Reichsbürger". Unsere Heeresverfassung wird zum Teil auf S. 24 im 2. Kapitel: „Völkerverkehr und Völkerrecht", zum Teil auf S. 78ff. in dem eben erwähnten 5. Kapitel besprochen. Im 7. Kapitel „Von der Selbstverwaltung der Städte und Dorfgemeinden" handelt schon die ganze zweite Hälfte des zweiten Abschnittes, der keine besondere Überschrift trägt (S. 98 und 99), von Preußen; trotzdem ist dann der 2. Abschnitt (S. 99—101) „In Preußen" (der 3. „In Sachsen") überschrieben.

Von den ziemlich zahlreichen Irrtümern, die mir aufgefallen sind, führe ich die folgenden an. Auf S. 22, wo von der Er-

gänzung der Werbung durch Aushebung von Landeskindern die Rede ist, ist die Fassung „Preußen seit dem Großen Kurfürsten (Kantonreglement vom 1. Mai 1733)“ sehr sonderbar. Die Enrollierung bestand übrigens bereits vor dem Erlaß der Kabinetsorder vom 1. Mai 1733. Auf S. 55 behauptet der Verfasser, in den deutschen Landtagen werde die Volksvertretung anders als durch das allgemeine gleiche Wahlrecht gebildet: das stimmt aber nicht für Süddeutschland; auf S. 77 belehrt er uns, daß in Preußen ein Einkommen von 600 M. von der direkten Steuer frei bleibe: in Wirklichkeit beginnt hier die Steuerpflicht aber bekanntlich erst bei 900 M. Die Scheidung zwischen „natürlichen“ und „historischen“ Parteien auf S. 84 f. ist ziemlich willkürlich: zu den letzteren werden neben Zentrum, Polen und Welfen auch die Sozialdemokraten gezählt. Auch die Gegenüberstellung der „(bischöflichen) Vögte“ und „(fürstlichen) Burggrafen“ (S. 97) ist verkehrt. Auf S. 88, Anm. 1 fehlt unter den preußischen Ministern der Justizminister.

Erwähnt sei noch, daß das Buch außer anderen mehr oder weniger langen Einschiebseln (so finden sich z. B. S. 14 f. einige Artikel aus dem deutsch-japanischen Handelsvertrag von 1896, auf S. 38 das Erfurter Parteiprogramm vom Jahre 1891, auf S. 41 ff. Kaiser Wilhelms II. Jubiläumserlaß vom 17. November 1906) im 5. Kapitel S. 59—72 die Verfassungsurkunde des Deutschen Reichs (mit geringen Auslassungen) und das Wahlgesetz für den Reichstag, im 6. Kapitel „Einiges aus der preußischen und sächsischen Verfassungsurkunde“ (S. 86—96) und im Anhang Stellen aus Cäsars Gallischem Krieg, aus Tacitus Germania und aus Pufendorfs De statu imperii Germanici, zuletzt auch noch die Thronrede Kaiser Wilhelms II. vom 15. Juni 1888 mitteilt.

Druckfehler habe ich gefunden auf S. 74, wo von Z. 9 v. u. an die Zeilen in Unordnung geraten sind, und auf Z. 116, linke Spalte, Z. 5, wo hinter Karl VII. die Seitenzahl 48 (statt 44) stehen muß.

4) Fritz Berger, Deutsche Staatskunde als Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten Badens. Karlsruhe 1910, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. X u. 237 S. 8. geb. 2,50 M.

Nicht weniger als 229 Seiten (ohne Vorwort und Register) umfaßt die vorliegende, für Baden bestimmte Deutsche Staatskunde, — und sie soll ein Hilfsbuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten sein! Dem Verfasser schien es notwendig, „ein Lehrbuch zu schaffen, das unter Voraussetzung des rein historischen Stoffes neben dem eigentlichen Geschichtslehrbuch gebraucht werden kann und nicht allein in systematischer Weise die Gesetzmäßigkeit des staatlichen Geschehens nachweist, sondern auch die gewordenen Zustände als Resultat dieser Gesetzmäßigkeit

erkennen läßt" (S. 111). Er versichert uns, daß das Buch aus der Praxis hervorgegangen sei, und die Verlagsbuchhandlung teilt in einer dem Buche nebst einer „erklärenden Übersicht" beigelegten Zuschrift mit, daß es „im Einverständnis des Großherzoglich Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts, sowie des Großherzoglichen Oberschulrats" herausgegeben werde. Das wird ja gewiß seine Richtigkeit haben, aber trotzdem bleibt es vollständig unklar, wie ein Buch, das eine solche Menge zum Teil recht schwer verdaulichen Stoffs in einer durchaus nicht leicht verständlichen Weise — das gilt vor allem für Teil 1: Allgemeine Staatslehre — darbietet, als Lehrbuch gebraucht werden soll; auch für die obersten Klassen ist es viel zu schwer. Es neben dem eigentlichen Geschichtspensum durchzuarbeiten, mit Erfolg durchzuarbeiten, dazu reicht die in Prima für den Geschichtsunterricht zur Verfügung stehende Zeit auch nicht entfernt aus. Nach meiner Schätzung würde es bei dreistündlichem Unterricht für sich allein mindestens ein Jahr in Anspruch nehmen und auch dann noch den Schülern mehr Kopfzerbrechen und Langeweile schaffen, als wirklichen Nutzen bringen. Man sehe sich doch nur einen ganz beliebigen Abschnitt aus den das Deutsche Reich oder gar aus den das Großherzogtum Baden betreffenden Kapiteln an, etwa die Ausführungen auf S. 51 über die Geschäftsordnung des Reichstags und die Wahlprüfungen oder auf S. 151 über das Gesetz „über die Abwehr und Unterdrückung der Viehseuchen" und über das Gesetz „betreffs der Maßregeln gegen die Rinderpest" oder S. 139ff. über die Börsen mit ihren Belehrungen über Effektiv- und Kassageschäfte, Zeit- und Termingeschäfte, Spekulation à la hausse und à la baisse oder S. 165 über die Hilfsorgane der badischen Polizei, die Gendarmerie, die Schutzmannschaft, die Ortspolizeidiener, das Hafen- und Eisenbahnpersonal, die Feld- und Waldhutbeamten! Nichts wird dem Schüler geschenkt: er wird förmlich genudelt mit Kenntnissen, — mit Kenntnissen, die zum großen Teil ziemlich wertlos sind. Um auch eine Probe des, wie schon erwähnt, nicht leicht verständlichen, etwas schwerfälligen und langatmigen Stils zu geben, der sich für ein Lehrbuch am allerwenigsten eignet, führe ich aufs Geratewohl eine Stelle an. S. 14 Mitte heißt es: „Wo man dagegen zum allgemeinen und gleichen Wahlrecht übergegangen ist, fällt jede Abstufung weg; vielmehr liegt da die Anschauung vor, daß die Willigkeit zur Erfüllung der Pflichten dem Staate gegenüber bei jedem einzelnen gleich ist und daher die Höhe der Pflicht nicht berücksichtigt werden darf. Diese Willigkeit wird sogar als allein bestimmend angesehen, da denjenigen Staatsangehörigen, die die anderen Voraussetzungen, wahlfähiges Alter usw. erfüllen, aber wegen zu geringen Einkommens überhaupt keine Steuer zu bezahlen haben, oder die wegen körperlicher Gebrechen ihrer Wehrpflicht nicht nachkommen können, trotzdem das Wahlrecht nicht entzogen wird. Entscheidende Voraussetzung

für die Erteilung des **allgemeinen** Wahlrechts ist also lediglich die Einfügung in die bestehende Staatsordnung und die Bereitwilligkeit, nach Kräften an Erhaltung und Förderung des Staatswesens mitzuarbeiten. Wo daneben das Wahlrecht **gleich** ist, d. h. die Stimmen nur gezählt, nicht gewogen werden, kommt, was die Abstufung nach der finanziellen Leistungsfähigkeit angeht, einerseits gleichfalls der eben erwähnte Grundsatz in Betracht, anderseits aber, sowie gegenüber der Abstufung nach dem Grade der Bildung, stellt sich noch eine andere Erwägung ein". — Oder man vergleiche S. 115 oben: „Auch von dieser Seite der staatlichen Tätigkeit (der Verwaltung) gilt das, was von der Gesetzgebung und Rechtsprechung gesagt wurde, daß nämlich die Art ihrer Ausübung durch den Staat von der Staatsform unmittelbar abhängt, d. h. also, daß die Beteiligung der Gesamtheit an der Verwaltung um so größer ist, je mehr sich der Staat der demokratischen, um so geringer, je mehr er sich der absolut monarchischen Form nähert". Wie schwerfällig ist hier ein ganz einfacher Gedanke ausgedrückt!

Das wird genügen, um zu zeigen, daß dies Buch jedenfalls nicht das ist, was es zunächst sein will: ein Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht. Wohl aber ist es eine mit außerordentlichem Fleiß und großer Sachkenntnis bis ins einzelne verfaßte deutsche (und badische) Staatskunde, die zwar nicht zum Lesen, aber zum Nachschlagen für den Lehrer — der längst nicht wirklich alles zu wissen braucht, was darin steht — und für den wissensdurstigen Staatsbürger überhaupt sehr wohl geeignet ist.

Wenn der Verfasser im Vorwort besonders betont, daß sein Buch „zuerst von allen Bürgerkunden und ähnlichen Werken, die historische Entwicklung zum Ausgangspunkt genommen habe", so ist das in der Tat ein Vorzug, ein Vorzug freilich, den es jetzt schon mit einigen andern ähnlichen Büchern teilt. Denn es ist natürlich richtig, daß „die Kenntnis unserer modernen Staatseinrichtungen durch Einblick in ihr Werden in zuverlässigerer Weise eingeprägt werden kann, als es durch die rein dogmatische Mitteilung des Tatsächlichen geschehen könnte" (S. 111). Eine solche wird freilich jeder halbwegs vernünftige Lehrer unter allen Umständen zu vermeiden wissen. Übrigens lassen auch **die** Abschnitte unseres Buchs, die die historische Entwicklung darstellen (§ 8 Überblick über die Entwicklung der Reichsverfassung, § 12—15 Überblick über die Entwicklung der Rechtspflege, § 29—32 Überblick über die Entwicklung der Verwaltung, § 36 Überblick über die Entwicklung des Heerwesens) manches zu wünschen übrig: auch sie müßten knapper gefaßt und das Wesentliche in ihnen in kürzeren Sätzen, in übersichtlicherer Weise schärfer hervorgehoben sein. Und warum ist der Darstellung des Finanzwesens nicht auch eine solche Übersicht über die historische Entwicklung vorausgeschickt? Statt einer solchen finden wir nur beim Überblick

über die Entwicklung der Verwaltung einige kurze Mitteilungen auch über die Finanzverhältnisse des Mittelalters und der ihm folgenden Jahrhunderte (S. 115 ff.). Daß von einer Finanzverwaltung in der Zeit des früheren Mittelalters noch keine Rede sein kann (S. 115), ist doch kein hinreichender Grund für diese Unterlassung.

Die Angaben des Buches sind im ganzen recht zuverlässig; unrichtig ist es aber natürlich, wenn S. 36 behauptet wird, die süddeutschen Staaten umfaßten „die mächtigen Stämme der Franken, Schwaben und Bayern beinahe ihrem ganzen Umfange nach“: als ob die Österreicher nicht auch bayrischen Stammes wären!

Unnötige Fremdwörter finden sich ziemlich zahlreich: das unglückselige Wort identisch, ferner intensiv, eventuell, Garantie, Sanktion, Invasion, — sie konnten alle ohne jede Schwierigkeit vermieden werden.

Druck und Ausstattung sind gut. Außer den im Buche selbst S. IX berichtigten Druckfehlern sind mir nur zwei aufgefallen: auf S. VI Z. 21 v. u. fehlt hinter bis: zu, und auf S. 117 Z. 11 steht Territoiren statt Territorien.

5) Karl Metzdorf, Volkswirtschaftsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Gegenwart. Zur Ergänzung des Geschichtsunterrichts im Lehrerseminar und zur Fortbildung des Lehrers. Hannover-List und Berlin 1911, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). IV u. 130 S. 8. geb. 1,60 ℳ.

Der Verfasser dieses aus der Praxis hervorgegangenen und zunächst für die Zöglinge der oberen Seminarklassen bestimmten Buches hat sich die Aufgabe gestellt, den Lehrer und Volkserzieher zur wissenschaftlichen Vorbereitung auf seine wichtige Aufgabe, die heranwachsenden jungen Leute zu Staatsbürgern zu erziehen, anzuleiten, ihm Führer auf dem einsamen und schwierigen Pfade des Selbststudiums zu sein, ihn mit der Fülle der Literatur auf diesem weiten Gebiete bekannt zu machen und zu selbständiger Arbeit und zu ihrer fruchtbringenden Verwertung anzuregen (S. IV o.). Doch beschränkt er sich dabei, wie schon der Titel des Buches sagt, auf die sog. Volkswirtschaft: eine Bürgerkunde im gewöhnlichen Sinne ist sein Buch demnach nicht. Er bemüht sich die Wirtschaftsformen und die wichtigsten wirtschaftlichen Theorien der früheren Zeiten darzustellen, die Umwandlung Deutschlands aus einem Agrarstaat in einen Industrie- und Handelsstaat deutlich zu machen, vor allem aber das Verständnis des Sozialismus zu erschließen und seine Irrtümer und Gefahren darzulegen. Das Buch ist mit Ausnahme einiger Teile, besonders des für Schüler etwas schwer verständlichen und inhaltlich mitunter anfechtbaren Anfangs im ganzen klar und verständlich, auch mit innerer Anteilnahme geschrieben, doch wird der Verfasser mitunter allzu

ausführlich und geht weit über das hinaus, was für seinen Zweck notwendig und nützlich ist. Das gilt vor allem von den Ausführungen über das Bevölkerungsproblem (Malthussche Lehre), dem nicht weniger als 22 Seiten gewidmet sind, und von dem Abschnitt über die moderne soziale Bewegung, der beinahe die Hälfte des ganzen Buches in Anspruch nimmt, so daß man den Eindruck gewinnt, als komme es dem Verfasser vor allem darauf an, die sozialdemokratischen Lehren zu bekämpfen. Doch hütet er sich dabei vor Einseitigkeit und ist mit Erfolg bemüht, gerecht zu urteilen.

Je ausführlicher aber Metzdorf auf die soziale Frage eingeht, umsomehr vermißt man es, daß er die doch sehr beachtenswerten Bestrebungen der Bodenreformer, die immer größeren Einfluß gewinnen und immer schönere Erfolge aufzuweisen haben, mit Stillschweigen übergeht. Zwar spricht er bei Gelegenheit der Behandlung der Malthusschen Lehre (S. 48 f.) von Henry George — der zweifellos einer der größten und erfolgreichsten Bodenreformer der Neuzeit ist — und von seinem berühmten Hauptwerk „Progress and Poverty", in dem George der Malthusschen Lehre scharf entgegentritt, aber er zählt ihn einfach zu den „optimistisch urteilenden Sozialisten", und damit wird er diesem hochbedeutenden Mann durchaus nicht gerecht und dem Wirken der Bodenreformer auch nicht, die doch wahrhaftig nicht mit den Sozialisten zusammengeworfen werden dürfen.

Sehr bemerkbar wird schon bei flüchtigem Durchlesen, daß der Verfasser allzu abhängig von den von ihm benutzten Büchern ist. Er zitiert viel, aber auch an sehr vielen andern Stellen, wo er in keiner Weise andeutet, daß er nicht sein Eigenes gibt, folgt er genau, oft genug auch wörtlich, einer bestimmten Quelle. So ist, was er S. 78 ff. über Karl Marx sagt, samt den Zitaten aus Leroux und Schiller aus Sombart, Sozialismus und Soziale Bewegung S. 57 ff. (6. Aufl.) mehr oder weniger genau abgeschrieben; auch die auf S. 80 folgende treffliche Charakterisierung des Kommunistischen Manifestes ist mit ganz geringfügigen Änderungen von dort (S. 60) entlehnt. Was Metzdorf über die Widersprüche in der Marxschen Theorie sagt (S. 94 f.), findet sich bei Sombart S. 73—75, aber nur ein kleiner Teil davon ist durch Ausführungszeichen als entlehnt (indes ohne Angabe woher) bezeichnet. Vergleiche ferner z. B. Sombart S. 111 f. und Metzdorf S. 101 u., Sombart S. 183 f.. Metzdorf S. 73. Ähnlich ist es auch bei anderen Quellen. Erwähnen will ich, daß der Verfasser auf S. 9 ein — nicht ganz genau wiedergegebenes — Zitat als aus Preuß' „Entwicklung des deutschen Städtewesens" stammend anführt, das bei diesem wieder (S. 16) als Zitat aus Büchers „Entstehung der Volkswirtschaft" ausdrücklich bezeichnet ist. Ich möchte indes hervorheben, daß Metzdorf auf S. VIII alle von ihm benutzten Bücher nennt und am Schluß des Vorworts bemerkt, es könne

leicht von jedem geprüft werden, in welcher Weise die von ihm genannte Literatur benutzt worden sei. Trotzdem hat diese Art der Quellenausnutzung ihr Bedenkliches, und daß außerdem die Einheitlichkeit des Buches darunter leidet, ist selbstverständlich.

An sehr anfechtbaren oder geradezu unrichtigen Behauptungen fehlt es nicht ganz. Auf S. 18 wird, wie in anderen Büchern freilich auch oft, behauptet, im Jahre 1664 seien in Frankreich die Binnenzölle gefallen; nur ein allgemeiner Eingangs- und Ausgangszoll an der Grenze sei seitdem noch erhoben worden. In Wahrheit gelang Colberts Versuch, die Binnenzölle aufzuheben, nur in den inneren Provinzen; für die äußeren konnte auch Turgot später ihre Beseitigung nicht durchsetzen; erst die Revolution hat die Binnenzölle in Frankreich überhaupt abgeschafft. Auf S. 19 wird — wohl nur versehentlich — gesagt, die Navigationsakte hätte bestimmt, daß „die europäischen Waren nur auf Schiffen des die Handelsgegenstände erzeugenden Landes befördert", d. h. doch wohl nach England gebracht werden durften: natürlich durften sie aber auch auf englischen Fahrzeugen eingeführt werden. Daß der herrschende Sprachgebrauch die beiden Begriffe Sozialismus und Kommunismus vollkommen gleichsetze (S. 84 Anm. 1), ist unrichtig; es ist doch im Gegenteil ganz allgemein bekannt, daß der Sozialismus (im engeren Sinne) nur die Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln, der Komunismus dagegen auch die des Eigentums an den Konsumtionsmitteln verlangt. Sehr auffällig ist, daß auf S. 89 u. behauptet wird: „Ihre (der sozialdemokratischen Arbeiterpartei) bedeutendsten Führer sind Bebel und Liebknecht, Männer von starker agitatorischer Begabung". Der alte Liebknecht — und nur der kann doch gemeint sein — ist doch schon recht lange tot.

Wenn auf S. 100 — genau nach Sombart, S. 100 Z. 1 v. u. — gesagt wird: „man (die Sozialisten) verwechselte sie (die Kirche) mit der Religion und übertrug den Haß gegen die kirchlichen Einrichtungen auf den lieben Gott", so ist das im Ausdruck ganz verfehlt: die Sozialisten, von denen Metzdorf spricht, glauben nicht an einen persönlichen Gott, können ihn also auch nicht hassen. Überhaupt gibt die Ausdrucksweise öfter Anlaß zum Anstoß. S. 20 Z. 11 f. heißt es: „Gefahren der Kaufleute in den fernen Erdteilen führten zum Zusammenschluß, beseelt von dem Bestreben, einen möglichst großen Anteil an dem riesigen Gewinn des Welthandels zu erlangen". Beseelte Gefahren? S. 94 heißt es: „Da liest er von rasselnden Ketten, die zerbrochen, von blutigem Kampf und Mord". „Zerbrochen" ist unverständlich; es soll doch wohl heißen, „zerbrochen werden müssen", was auch die nicht genannte Quelle (Sombart a. a. O. S. 73) richtig sagt. Auf S. 59 Anm. 1 ist zur Erklärung des Ausdrucks „utopistisch" angegeben, daß er von der Utopia des Thomas Morus hergeleitet sei, aber die Etymologie des Wortes fehlt, während sie sonst in

solchen Fällen (so gleich in der folgenden Anmerkung für Sozialismus) gegeben ist. Recht schlimm ist, daß auf S. 127 zu lesen ist: „Die Vornehmen scheuten jetzt nicht mehr die Berührung mit dem Pleps“ (so!). Die Ausdrucksweise ist auch nicht immer klar genug; das gilt z. B. für die Ausführungen über die Stellung der Sozialdemokratie zur Religion auf S. 100 Z. 10 v. u. ff.: in dieser Stelle soll sich in Z. 8 v. u. „er“ natürlich auf den Sozialdemokraten beziehen, während es nach den Regeln der Grammatik ebenso wie das unmittelbar vorausgehende „er“ auf den Großstaat bezogen werden müßte.

Trotz aller Ausstellungen im einzelnen erscheint indes das Buch doch geeignet, seinen Zweck zu erfüllen und vor allem dem angehenden Volksschullehrer das Verständnis für die Entwicklung der Volkswirtschaft und für die heutigen volkswirtschaftlichen Verhältnisse zu erschließen. Auch für die reiferen Schüler der höheren Lehranstalten kann es gewiß von Nutzen sein.

Berlin. Rudolf Lange.

---

**Aus der Geschichte der Völker. Zum Gebrauch an deutschen Mittelschulen aus Geschichtswerken alter und neuer Zeit zusammengestellt von Max Förderreuther und Friedrich Würth. II. Band: Mittelalter. Kempten und München 1911, Jos. Kösel. XI u. 611 S. gr. 8. brosch. 6 M, in Ganzleinwand geb. 7,20 M.**

Als ich vor etwa zwei Jahren die Fachgenossen auf den ersten Band (Altertum) des vorliegenden Werkes aufmerksam machte, habe ich mich über das, was es sein und bringen will, eingehend verbreitet und darf deshalb an meine damaligen Ausführungen [1]) erinnern. Die gleichen Ziele haben den beiden Verfassern natürlich auch bei der Ausarbeitung des zweiten Bandes (Mittelalter) vorgeschwebt, soweit sich das mit der Eigenart des zu behandelnden Stoffes vertrug. Denn als erfahrene Geschichtslehrer wußten sie wohl, worin sich der eigentliche Bildungswert der alten Geschichte von dem der mittelalterlichen unterscheidet. In der alten Geschichte können wir verschiedene Kulturvölker auf ihrem ganzen Entwicklungswege begleiten, vom Aufgang bis zum Niedergang, und somit abgeschlossene, gewissermaßen typische Bilder geben; demgegenüber soll die Darstellung der mittelalterlichen Geschichte den Schülern sozusagen die Wurzeln bloßlegen, aus denen unsere heutigen Verhältnisse großenteils herausgewachsen sind. Diesem verschiedenartigen Unterrichtszweck haben die Verfasser bei der Ausgestaltung ihres Lesebuches in geschickter Weise Rechnung getragen.

Zunächst finde ich, daß die sog. politische und Kriegsgeschichte noch mehr beschränkt ist als im ersten Teile, und das mit Recht. Es hätte nicht erst der Untersuchungen Delbrücks u. a. Forscher

---

[1]) Vgl. Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen LXIII. Jahrg. S. 333 ff.

bedurft, um uns klar zu machen, wie wenig Sicheres wir eigentlich selbst über scheinbar ganz bekannte Ereignisse wissen. Deshalb berücksichtigt das vorliegende Sammelwerk die rein politischen und vor allem die kriegerischen Begebenheiten nur in den Hauptzügen, macht aber — und das ist sehr begrüßenswert — in kurzen Abhandlungen aus sachverständigen Federn auf die Bedeutung aufmerksam, die besonders wichtige Kriege und Kämpfe für die allgemeine oder die deutsche Geschichte gehabt haben. So ist z. B. die Einwirkung der Kreuzzüge und der daraus sich ergebenden Bekanntschaft mit dem Morgenlande auf das Kulturleben des Abendlandes, ferner die der Hussitenkriege auf die Entwicklung des europäischen Kriegswesens und auf die ständischen Verhältnisse in Deutschland (Niedergang des Rittertums etc.) trefflich geschildert.

Der durch diese Beschränkung gewonnene Raum wurde dazu benutzt, das rein Kulturgeschichtliche zu seinem Rechte kommen zu lassen. Dabei fassen die Herausgeber, den Forderungen der Zeit entsprechend, den Begriff „Kultur" soweit wie möglich, nach dem Grundsatz *humani nil a me alienum puto*. Daß Erziehung und Bildung, Kunst, besonders Baukunst, Wissenschaft und Religion in geschickt ausgewählten Lesestücken wiederholt vorgeführt werden, bedarf eigentlich kaum der Erwähnung; aber auch soziale und wirtschaftliche, staatliche und rechtliche Verhältnisse sind keineswegs vernachlässigt. Eine Reihe lehrreicher Auszüge aus fachmännischen Werken können in Verbindung mit einem entsprechenden Lehrbuch als geeignete Grundlage dienen, auf die sich der für unsere Jugend so notwendige bürgerkundliche Unterricht in ganz zwangloser Weise aufbauen läßt.

Von den 173 Lesestücken des Buches einzelne mit Überschriften und Autorennamen zu nennen, muß ich mir mit Rücksicht auf den Raum versagen; es wäre auch fast ein Unrecht gegen die nicht genannten. Ich kann den Fachgenossen nur raten, sich das Sammelwerk selbst anzusehen; wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, wobei ich auch gern zugebe, daß nicht gerade jeder Kollege jede der benutzten Quellen als die denkbar beste über den betreffenden Gegenstand oder Zeitabschnitt ansehen wird. Das *πᾶσιν ἁδεῖν χαλεπόν* bewahrheitet sich eben wohl auf keinem Gebiete der pädagogischen Literatur mehr als auf dem der geschichtlichen Lesebücher.

Nur auf zwei Vorzüge des Buches möchte ich besonders hinweisen. Zunächst bringt es auf S. 1—16 einen glücklich gewählten Abschnitt (aus Lamprechts deutscher Geschichte) über die „vorgermanische bzw. vorgeschichtliche Kultur in Mittel- und Nordeuropa" mit zahlreichen Abbildungen. Man wende nicht ein, daß es bedenklich sei, den ohnehin kaum übersehbaren Geschichtsstoff abermals und zwar um etwas so abseits Liegendes zu vermehren. Selbstverständlich wird man die kostbare Unterrichtszeit

nicht mit gelehrten Ausführungen über die abnorme Schädelbildung der Neandertalrasse, über Krapina- oder Taubachfunde u. dgl. vertragen; aber einige Begriffe wie Eis- und Zwischeneiszeit, ältere und jüngere Steinzeit, Bronzezeit, Hallstatt- und La Tèneperiode, Pfahlbauten in Süddeutschland, Küchenabfallhaufen an der nordischen Seeküste, Gräberfunde u. ä. lassen sich in 3—4 Stunden dem Verständnis der Jugend schon näher bringen. So kann man den Schülern der Oberstufe in großen Umrissen zeigen, wie sich die Menschheit allmählich emporarbeitet aus der Unkultur durch die Halbkultur zur Vollkultur. Selbst auf der Unterstufe, also bei 13jährigen Knaben, ruft das bloße Wort „Robinson" bekannte Erinnerungen wach, an die sich einige leichtfaßliche prähistorische Belehrungen anknüpfen lassen. Und in der Tat, was ist der arme Robinson anderes als ein für die kindliche Phantasie und Fassungskraft zurechtgemachtes Abbild des sich emporringenden Urmenschen? Werden dann derartige Ausführungen durch so gute Abbildungen unterstützt, wie sie das vorliegende Lesebuch darbietet, so kann man sicher sein, daß einige der Urgeschichte gewidmete Stunden nicht verloren sind, sondern zur Vertiefung des geschichtlichen Verständnisses wesentlich beitragen.

Sodann haben die Verfasser, wohl auf meine in der Besprechung des ersten Bandes gegebene Anregung hin, die bildende Kunst im engeren Sinne (Malerei und Plastik) in ihrer organischen Entwicklung an mehreren Stellen und zwar nicht nur textlich, sondern auch bildlich sehr eingehend behandelt. Bekannte kultur- und kunstgeschichtliche Unterrichtsmittel, wie die von Baldamus-Schwab, Engleder, Essenwein, Hellwald, Langl, Lehmann, Luckenbach u. a., auch größere Werke, wie Leitschuh und Springer finde ich wiederholt durch treffliche Gaben vertreten.

Überhaupt haben die Verfasser und der Verleger keine Schwierigkeit und keine Kosten gescheut, um von überall her geeignetes Anschauungsmaterial zusammenzutragen. So zieren nicht weniger als 25 sorgfältig ausgeführte Vollbilder, darunter einige farbige, ferner 148 Textbilder sowie 9 Pläne und Skizzen das reichhaltige Sammelwerk, dem man es fast auf jeder Seite ansieht, daß es in langjähriger, mühevoller Arbeit entstanden ist. Sogar das Museum von Tsarskoe-Selo, das mir und wohl auch manchem Kollegen bisher selbst dem Namen nach fremd war, hat sein Scherflein, die Abbildung eines schwergerüsteten böhmischen Kriegers aus dem 15. Jahrhundert (Hussiten), beisteuern müssen (S. 460).

Daß man den zahllosen Einzelheiten gegenüber, die ein solches Buch bringt und bringen muß, hie und da anderer Meinung sein kann, wird niemand wundern, zumal ja die beiden Verfasser in wohltuender Objektivität Autoren aus den verschiedensten Lagern zu Wort kommen lassen. Wenn ich hier zwei Kleinigkeiten, wirkliche Kleinigkeiten erwähne, so tue ich es nur deshalb, weil sie sich bei

einer Neuauflage leicht durch kurze Fußnoten berichtigen ließen. Das Gefolgswesen war nicht eine ausschließlich germanische Einrichtung, wie man nach dem Abschnitt S. 24 meinen könnte. Es fand sich auch bei den Galliern (vgl. Caes. bell. Gall. III 22) und Keltiberern, ja wie Alexander v. Peez schon vor Jahren (vgl. Beil. z. Allg. Ztg., Jahrg. 1903, No. 227 ff.) nachgewiesen hat, selbst bei den Semiten (Arabern) und Mongolen, wird demnach wohl als internationale Erscheinung anzusprechen sein, die nicht auf eine bestimmte Rasseneigenart, sondern auf allgemein menschliche Ursachen zurückgeht. Ferner haben die Vandalen in Rom (455) kaum schrecklicher gehaust, als es eben in den stürmischen Zeiten der Völkerwanderung allgemein Sitte war; der Artikel von Gregorovius (S. 80 ff.) übertreibt; übrigens stammt der Ausdruck „Vandalismus" bekanntlich erst aus der Zeit der Französischen Revolution. Da sich einschränkende Bemerkungen bereits in verschiedenen Lehrbüchern finden, dürfte eine entsprechende Fußnote auch hier am Platze sein; sonst setzt sich das Lesebuch mit dem Lehrbuch in Widerspruch.

Alles in allem: der zweite Band schließt sich würdig seinem Vorgänger an und selbst derjenige Lehrer, der möglicherweise nicht mit jeder Einzelheit einverstanden ist, wird den beiden Verfassern uneingeschränkten Dank wissen für die unendliche Mühe, die sie sich im Interesse der Schule geben. Denn darin liegt, wie ich schon in der Besprechung des ersten Bandes hervorhob, der Hauptwert des Buches, daß es vielen von uns eine außerordentlich zeitraubende und wohl kaum überall gleich ergiebige Arbeit abnimmt. Mögen deshalb die Verfasser in ihrem selbstlosen Eifer nicht erlahmen und uns recht bald den dritten Band schenken.

München. Karl Lorenz.

---

Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Sechster Band. XII u. 577 S. gr. 8. Siebenter Band. VIII u. 496 S. gr. 8. Stuttgart und Berlin 1909/1910, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Je 5,50 ℳ, geb. 7 ℳ.

Der sechste Band der Lindnerschen Weltgeschichte zerfällt, im Unterschied von dem zwei Jahre zuvor erschienenen fünften, wiederum in mehrere „Bücher". Das erste (bis S. 250) behandelt die Entstehung des europäischen Gleichgewichts und schildert in zehn Unterabschnitten die äußere Geschichte der europäischen Staaten von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum Ende des Nordischen Krieges. Naturgemäß stehen im Vordergrunde England und Frankreich. Lindner vergleicht Richelieu und Cromwell mit der dritten großen Persönlichkeit des 17. Jahrhunderts, die nicht auf dem Throne geboren war, mit Wallenstein. „Alle drei scharfausgeprägte Individualitäten, aber gerade an ihnen zeigt sich, wie auch die großangelegte Persönlichkeit an

Zeit und Umgebung gebunden ist. Sie alle fanden in der eigenen Brust das Gesetz ihres Willens und glaubten an ihren Stern. Wallenstein und Cromwell wagten, gegen ihre Herrscher zu handeln, aber der erstere lebte in dem zerrissenen Deutschland, wo er keine Partei für sich finden konnte und nicht hoffen durfte, den Kaiser für seine Politik zu gewinnen, während er ihm allein seine Stellung verdankte, der andere schuf zwar seine Macht auch als Führer eines Heeres, aber dieses vertrat große Ideen und war zugleich eine politische Partei. Der Franzose hat manchen verwandten Zug mit dem Deutschen im persönlichen Sein und in der religiösen Auffassung, während er in beiden mit Cromwell nichts gemein hatte. Dennoch gleichen sich der Minister und der Lordprotektor in der Überzeugung, an ihren Personen hänge das Schicksal ihrer Völker, und beide arbeiteten für die Grundgedanken, die in deren Geschichte lagen. Auch die Weitzügigkeit ihrer allgemeinen Politik war dieselbe. Aber die ihnen gewiesenen Ideale und Mittel zu deren Ausführung waren grundverschieden. Cromwell mußte gegen den König kämpfen, Richelieu für ihn, und ersterer wollte ein gesetzlich beschränktes Königtum, Richelieu ein von allen Gesetzen entbundenes.

Wallenstein fühlte sich nur durch die Geburt als Deutscher, die andern gehörten mit ganzer Seele je ihrer Heimat an. Doch hatte der Lordprotektor einen universalen Zug, weil ihm neben dem Staatsgedanken gleichwertig der religiöse stand; den Kardinal dagegen kann man als den ersten Vertreter des nationalen Gedankens in moderner Form bezeichnen. Frankreich ist ihm sein Ein und Alles, seine Landsleute, auch die Reformierten, zu „guten" Franzosen zu machen, „die schönste Hoffnung".

Ein besonderer Abschnitt (S. 101—132) befaßt sich mit dem Deutschen Reiche und Volke, mit den politischen und wirtschaftlichen Zuständen nach 1648; das „verkümmerte und verknöcherte" deutsche Wesen hatte doch noch viel von der alten Lebenskraft in sich; ob Deutschland zwei Drittel oder die Hälfte oder nur ein Drittel seiner Bewohner während des Krieges eingebüßt hatte, das ist „weder zu behaupten noch zu bestreiten".

Das zweite Buch (S. 251—352) führt den Titel: Das neue Staatensystem. Der Verfasser legt kurz die neuen Staatslehren dar, schildert sodann, wie das staatliche Leben den Höhepunkt seiner bisherigen Entwicklung im Absolutismus erreicht, und erörtert dessen Art, Bedeutung und Wirkung; auch auf das Geldwesen und den Merkantilismus wird näher eingegangen. Dann kommt Lindner nochmals auf die konservative Lehre vom europäischen Gleichgewicht zu sprechen, mit der das „europäische Konzert" seinen Anfang nahm, und schildert die neuen politischen Verhältnisse vor allem in England, Frankreich und Österreich bis zum Tode Karls VI. Die beiden letzten Abschnitte des Buches befassen sich mit der Zeit Friedrichs des Großen, Maria Theresias

und Josephs II.; die Teilung Polens bezeichnet der Verfasser als „eine selbstverständliche Sache“, bei der es im Grunde gleichgiltig ist, „wer das erste Wort davon gesprochen hat; lag sie doch schon lange in der Luft“. Über Friedrich den Großen im Unterschied von Ludwig XIV. lesen wir bei Lindner: „Er dachte nie an sich selbst, sondern nur an Staat und Volk, und man darf seine Maßregeln nicht allein nach der Ausführung beurteilen. Drückte er auf die Beamten, so schonte er sich selber am wenigsten, und die Pflichterfüllung wurde auch ihm zur Dornenkrone, deren Schmerz er empfand, ohne ihn lindern zu wollen. Dafür bildete er sein Volk zur Pflicht und Arbeit heran und durchdrang es mit dem einheitlichen Staatsgedanken, der in der Monarchie seinen Ausdruck fand, und auch nach dieser Seite liegt eine seiner dauernden Wirkungen. In Preußen bildete sich ein eigenes Volkstum aus, selbstbewußter, arbeitsamer, aber auch härter und spröder, als das in Süddeutschland, wo man die neuen „Spartaner“ nicht liebevoll ansah. Indessen Hochachtung versagte niemand der Schöpfung Friedrichs“.

Das dritte Buch (S. 353—488), das Geisteswerk, weist schon durch diese Bezeichnung auf die zweite Entwicklungsreihe hin, die im 18. Jahrhundert neben der staatlichen einhergeht, jedoch eine entgegengesetzte Bahn einschlägt. Das geistige Wesen ringt nach Befreiung, das staatliche verhängt Zwang. Denn der Staat verfolgte die schon vorher aufgenommene Richtung weiter, der Geist aber schuf sich neue Grundlagen und erzielte neue Ergebnisse. „Noch besteht die transzendente Weltanschauung, doch neben sie tritt unter dem Einfluß der Naturwissenschaften eine andere, natürliche“. Der Verfasser schildert beide unter Berücksichtigung aller Seiten der Entwicklung und mit Anführung vieler Einzelheiten aus dem Gebiete der Natur und der Geisteswelt. Das Buch schließt mit einer Darlegung des Wesens und der Bedeutung der Aufklärung.

Auch die außereuropäischen Erdteile gewannen im 18. Jahrhundert wieder unmittelbare allgemeine Bedeutung. Daher befaßt sich das letzte Buch (S. 489—535) mit Asien und Afrika, wobei Lindner bis ins 16. Jahrhundert zurückgreift. Besonders interessant ist die Schilderung der Entwicklung Chinas und Japans.

Die Geschichte Amerikas eröffnet den siebenten Band, dessen erstes Buch (bis S. 80) darlegt, wie hier, jenseit der Gewässer, ein im wesentlichen europäisch gearteter Staat entstand, der in mancher Hinsicht sogar über die europäischen Verhältnisse hinaus fortschritt. „Vollkommen freie Tat, die Herrschaft der Intelligenz waren die Vorzüge der Amerikaner. Darin lag eine ungeheure Gefahr für Europa. Ein Wettkampf schwerster Art ist entstanden“. Das zweite Buch (S. 81—136) befaßt sich mit Europa bis zum Beginn der französischen Revolution, und zwar zuerst mit dem südlichen, dann mit dem nördlichen Europa.

namentlich mit Großbritannien, schließlich mit Deutschland, Österreich und Preußen. „Im Besitz von goldenen Geistesschätzen hatten die Deutschen das Eisen nicht mehr geachtet, selbst der bewunderte Ruhm Friedrichs des Großen gab ihnen kein Verständnis für seine Notwendigkeit. Jetzt zwang sie Frankreich, das dunkle Metall aus den verlassenen Schächten wieder hervorzuholen, um das Gold ihres Volkstums zu verteidigen".

Das dritte Buch (S. 137—232) behandelt die französische Revolution und Republik. In dem einleitenden Abschnitte wird die Frage, warum gerade in Frankreich die Revolution ausbrach, beantwortet und ein Vergleich zwischen der französischen und der englischen Revolution gezogen. „Weder Voltaire noch Rousseau haben unmittelbar die französische Revolution heraufbeschworen, und des letzteren Ideen wurden erst übermächtig, als sie da war. Aber sie öffneten weiten Kreisen den Blick für die Unzulänglichkeit der Zustände, die wieder die schlagenden Beweise gaben, wie berechtigt die Angriffe waren .... Beide Revolutionen waren ein Kampf um das Recht, um die Verfassung. Aber England besaß bereits eine solche, und es handelte sich nur um ihre Durchführung. Die Franzosen waren politisch unreif .... Die englische Revolution war keine soziale, die französische entwickelte sich bald zu einer solchen; zum Haß gesellte sich der Neid, und beide zusammen gaben der Volkserhebung den wilden Charakter". Lindner weist darauf hin, daß es schwer ist, den rechten Maßstab „für das Drama, das so leicht in ein entsetzliches Possenspiel umschlug", zu finden, und bemüht sich besonders, die stete Verknüpfung von Ursache und Wirkung nachzuweisen; er will ja eine Entwicklungsgeschichte schreiben, und diese soll nicht bloß erzählen, sondern auch erklären. Vor dieser Aufgabe tritt die Beurteilung der Revolution „vom sittlichen Gefühl aus" zurück.

Das vierte Buch, das die Hälfte des ganzen Bandes umfaßt (S. 233—462), führt den Titel Napoleon; schon daraus ist ersichtlich, welche Bedeutung für die Weltgeschichte diesem einen Namen beigemessen wird. Der Verfasser urteilt folgendermaßen: „Etwas Ungeheures liegt in dieser einen und einzigen Person. Sie war von einer Größe, die kaum wieder in der Weltgeschichte begegnet .... Jedenfalls ist dieser Herrscher von keinem anderen übertroffen worden. Vollends wie hoch steht Napoleon, wenn man ihn mit den zeitgenössischen Fürsten Europas vergleicht! Doch seine Größe hat etwas Furchtbares, Abstoßendes. Er gehört zu den Männern, die man bewundern muß, aber nicht lieben kann, und die Schuld lag an ihm, weil er es selber so wollte ... Auch bei ihm zeigt sich die versöhnende Kraft der Geschichte, die aus Leiden und Ungemach Segen zu schaffen vermag".

Neben Napoleon werden alle die anderen führenden Männer nach Gebühr berücksichtigt; neben den Fürsten kommen auch die Völker zu ihrem Rechte, und gegen den Umfang, der ihnen in

der Darstellung gewidmet ist, läßt sich kaum etwas einwenden. Vom Standpunkt der preußisch-deutschen Geschichte aus ist es ja zu bedauern, daß, wie im sechsten Bande Friedrich der Große, so im siebenten Männer wie Scharnhorst und Gneisenau, Stein und Hardenberg nicht eingehend behandelt werden konnten; doch wir haben es ja mit einer „Weltgeschichte" zu tun.

Die Eigenart des Lindnerschen Werkes ist bei den früheren vier Besprechungen in dieser Zeitschrift, zuletzt im LXII. Bande (1908) S. 219 ff. näher gekennzeichnet worden. Der Verfasser geht von psycho-physischer Gesamtauffassung aus; mit völliger Beherrschung des gewaltigen Stoffes, in ruhiger, hin und wieder eine lebhaftere Färbung annehmender Ausdrucksweise, ohne gelehrte Zitate, aber unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen (allerdings nicht der wissenschaftlichen Probleme), läßt er weniger die universal- als die entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge, die Wechselwirkung der Ideen und des Einzelnen scharf, klar und geschlossen ohne Rücksicht auf unwesentliche Einzelheiten hervortreten, wobei für das materielle Leben meist nicht soviel Raum bleibt wie für das geistige. Auch auf die Bedeutung dieser Weltgeschichte für den Unterricht in den obersten Klassen ist bereits hingewiesen worden.

In manchen Einzelheiten und in der Beurteilung der Verdienste des Absolutismus im allgemeinen kann der Referent dem Verfasser nicht zustimmen; doch derartige Auseinandersetzungen gehören meines Erachtens in eine Fachzeitschrift. Über die Literaturangaben im Anhange sowie über das Personen- und Ortsverzeichnis brauche ich nur das früher Bemerkte zu wiederholen: es fehlt nichts Wichtiges, soweit ich das zu beurteilen oder nach Stichproben zu schließen vermag. Pflichtschuldig erwähne ich das seltene Vorkommen von Druckfehlern, wie VI S. 109 Bundestag (statt Bundesrat) und 297: 1655 (statt 1656); VII S. 494 steht im Gegensatz zur Schreibweise im Texte: von (statt vom) Stein.

Mit Spannung ist den beiden letzten Bänden entgegenzusehen, in denen vor allem Bismarcks Bedeutung für die Weltgeschichte und die Beziehungen der die ganze Erde als einheitliches Gebiet umfassenden modernen Großstaaten zur Darstellung kommen müssen.

Görlitz. E. Stutzer.

# DRITTE ABTEILUNG.

## BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

### Philologischer Verein zu Berlin.

In der 2. diesjährigen Sitzung (6. Februar) trug Herr Meister Catulliana vor.

1) Für die keltische Abstammung des Dichters spricht der Name Catullus. Dieser und seine Ableitungen (Catulla, Catullinus) begegnet vorwiegend in keltischen Ländern, öfters neben barbarischen Namen, manchmal in Weihinschriften an keltische Götter.

2) Der c. 84 verspottete Arrius spricht keinen Dialekt (etwa etruskisches Latein), sondern begeht den Fehler der „Überentäußerung“ oder „umgekehrten Sprechweise“, insofern er die von den griechisch-lateinischen Grammatikern gelehrte Aspiration am falschen Orte anwendet.

3) Unter den Veneres Cupidinesque (c. 3, 1 und 13, 12, dies vielleicht Selbstzitat) denkt der Dichter an bildliche oder plastische Liebesgötter, die er beseelt, gleichwie die Ἑρμαῖ oder die Priapi vom Volksglauben und von der Dichterphantasie persönlich aufgefaßt worden sind.

Nachher sprach Herr Corsſen über die aristotelische Definition der Tragödie. Er versuchte die Ansicht von J. Bernays durch eine schärfere Interpretation der Poetik S. 1449b 28—29 und der Politik S. 1342a 4—15 in einigen Punkten zu berichtigen.

In der 3. Sitzung (13. März) gedachte der Vorsitzende des am 9. Februar verstorbenen früheren Mitgliedes Bernhard Suphan in Weimar. Dann hielt Herr Dahms einen Vortrag über die attischen Geschlechter. Der Vortragende zog aus der Überlieferung bei Aristoteles den Schluß, daß vor Drakon parallel mit der Einreihung der gesamten Masse des athenischen Volkes, der Eupatriden, Geomoren, Demiurgen, in die ursprünglich gentilicischen 4 Phylen, 12 Phratrien und die Geschlechter die Einteilung der gesamten Bürgerschaft in die Steuerklassen der Pentakesiomedimnen, Hippeis, Zeugiten, Theten vorgenommen ist (vgl. v. Wilamowitz, Aristot. und Athen; Wilbrandt, philol. suppl. 7). Auch die Theten hätten schon vor Drakon Geschlechter gebildet (Aristot. Ath. pol. 7, 4; Demosth. gg. Makart. 54). In der nachkleisthenischen Zeit entsprächen den Orgeonen Isäus II die Thiasoten der Demotionideninschrift und die συγγενεῖς Demosth. gg. Eubul. 39, Kratinos bei Athen. XI 460. Daneben stehen in den Phratrien die adligen Gennoten.

In der Diskussion wurde die Glaubwürdigkeit der Überlieferung über die attischen Verfassungsverhältnisse bis Solon bestritten.

In der 4. Sitzung (24. April) machte Herr **Maas** eine kurze Mitteilung über **Pindar fr.** 166 Schr. Er bezieht es auf den Streit zwischen Poseidon und Athena um Attika. Der Pindarische Ursprung ist zweifelhaft. Liest man statt *γαίας* etwa *Κραναίης*, so könnte es ein Fragment aus Kallimachos' Hekale sein.

Herr **Corssen** sprach über die Entwicklung der Jenseitsvorstellungen in den platonischen Mythen und ihr Verhältnis zu den orphisch-pythagoreischen Vorstellungen, wobei er sich insbesondere mit den Ansichten von A. Dieterich und E. Rohde auseinandersetzte.

Die 5. Sitzung (22. Mai) begann mit einem Vortrage des Herrn **Rathke** zu Cäsars Bellum Gallicum. Der Vortrag stellte einen Beitrag dar zur **Frage der Nachwirkung und Würdigung von Cäsars commentarii de bello Gallico im Altertum.** Auf diese Frage ist Nipperdey eingegangen in der Vorrede zu seiner Cäsarausgabe, und später in der Einleitung zu seiner Abhandlung „Handschriftliche und kritische Beiträge zum bellum Hispaniense" Georg Karo in den Comment. philol., München 1891. Eine umfassende Arbeit über den Gegenstand ist dem Vortragenden nicht bekannt.

Der Vortragende bespricht die Urteile des Cicero, Hirtius, Asinius Pollio über die Kommentarien. Schon in Tacitus' Zeit läßt die Kenntnis der Schrift nach. Von Tacitus selbst sei nicht mit Sicherheit zu behaupten, daß er die Kommentarien noch studiert habe. Ihm ist Cäsar der bedeutende Redner, Historiker erst in zweiter Linie. Ähnlich verhalten sich andere Schriftsteller: Vellejus zitiert ihn als Redner, Valerius Maximus überhaupt nicht, Plinius erwähnt nur de astris und die Briefe, Gellius nur Briefe und grammatische Schriften, Macrobius die auspicia.

Sueton hat weder, was schon Nipperdey erkannte, die Bücher über den alexandrinischen und spanischen Krieg gelesen noch die commentarii de bello Gallico, wie der Vortragende durch Besprechung des 25. Kapitels der Cäsarvita beweist. Auch Strabo habe, wie ein genaues Studium der Beschreibung Galliens zeige, die Kommentarien nicht direkt benutzt. Ebenso verhalte es sich, wie Einzelheiten zeigen, bei Florus, und eine Prüfung der Angaben Frontins über den gallischen Krieg weist deutlich auf Livius als Quelle.

Um dann ein Bild von den Beziehungen der eigentlichen sogenannten Historiker zu Cäsars Bellum Gallicum zu geben, teilt der Vortragende in Kürze die Ergebnisse der Quellenanalyse einzelner Episoden des gallischen Krieges, z. B. Helvetierschlacht, Ariovist, Usipeterüberfall, mit. Es ergebe sich, daß weder Plutarch noch Appian noch Cassius Dio oder Orosius direkt aus Cäsar schöpfen, überall ließen sich Mittelquellen nachweisen, die z. T. nach Tendenz und Einzelheiten sich bestimmen.

Als Ergebnis formuliert der Vortragende: die Schriftsteller, die uns über Cäsars Unternehmungen in Gallien berichten, haben es nicht für nötig gehalten, Cäsars commentarii de bello Gallico selbst zu lesen; sie erleichtern sich ihre Arbeit durch Benutzung abgeleiteter Quellen, die teils Cäsar allein, teils auch andere Urquellen benutzen, die den Stoff kürzer, handlicher und z. T. schon kritisch beurteilt geben, so daß sie eigenes Urteil sich

sparen können, ein historisches Verfahren, das durchaus der Gewohnheit des Altertums entspricht.

Als zweiter Redner besprach Herr Pieper die Dissertation von Chr. Ebert über die Entstehung von Cäsars Bellum Gallicum. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß die einzelnen Bücher am Schluß jedes Kriegsjahres geschrieben seien. Wie bereits A. Klotz in seinen „Cäsarstudien“ dargelegt hat, ist der Nachweis als mißlungen zu bezeichnen.

Außerdem wurde der Versuch von Klotz besprochen, Cäsars Kommentarien über den gallischen Krieg als zur literarischen Gattung des ὑπόμνημα gehörig zu erweisen. Dieser Versuch ist nach Ansicht des Vortragenden keineswegs überzeugend.

In der Debatte vertraten die Herren Norden und Corssen die Ansicht von der sukzessiven Abfassung der Kommentarien.

Die ausschließlich Cäsar gewidmete Sitzung mußte leider mit der Mitteilung von dem am 9. Mai zu Heidelberg erfolgten Tode des früheren langjährigen Cäsarberichterstatters für den Verein Rudolf Schneider eröffnet werden.

Zum Schluß berichtete noch Herr Maas über Otto Schroeders Erklärung der Horazischen Versmaße (Horazens Versmaße für Anfänger erklärt, Leipzig 1911, B. G. Teubner).

Den Gegenstand der 6. Sitzung (19. Juni) bildete ein Vortrag des Herrn Malten über den zweiten Hymnus des Kallimachos.

Herr Malten gab eine Analyse des Apollonhymnus des Kallimachos, indem er zunächst Bau und Komposition des Gedichtes klarlegte und auf die Kunstweise des Dichters einging, sodann die Voraussetzungen des Gedichtes und die Absichten, die der Dichter mit ihm verfolgte, zu entwickeln suchte. Abschließend trug der Redner eine Zeitbestimmung für den Hymnus vor, nach der das Gedicht in die Jahre 258—247 zu setzen ist. Eine ausführlichere Darlegung findet man jetzt in des Vortragenden Buch 'Kyrene', Berlin 1911, 41 ff.

# VIERTE ABTEILUNG.

## EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1911, B. G. Teubner. Je 1 M, geb. 1,25 M.

a) K. Th. Heigel, Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Zweite Auflage. IV u. 125 S.

b) R. Bürkner, Kunstpflege in Haus und Heimat. Zweite Auflage. Mit 29 Abbildungen. VI u. 134 S.

c) Th. Bitterauf, Napoléon I. Zweite Auflage. Mit einem Bildnis. VIII u. 112 S.

d) R. Pischel, Leben und Lehre des Buddha. Zweite Auflage. Mit einer Tafel. VII u. 127 S.

2. Sammlung Göschen. Leipzig 1910/11, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. geb. 0,80 M.

a) C. Weiser, Englische Literaturgeschichte. Dritte Auflage. 175 S.

b) A. Mentz, Geschichte der Stenographie. 127 S.

c) L. Böhmig, Das Tierreich VI: Die wirbellosen Tiere. Zweiter Band. Mit 97 Figuren. 169 S.

d) F. Heiderich, Länderkunde von Europa. Mit 10 Textkärtchen und Profilen, 1 Karte der Alpeneinteilung und einer wirtschaftsstatistischen Tabelle. Dritte Auflage. 169 S.

e) P. B. Fischer, Koordinatensysteme. Mit 8 Figuren. 125 S.

f) H. Danneel, Elektrochemie. I. Theoretische Elektrochemie und ihre physikalisch-chemischen Grundlagen. Mit 16 Figuren. Zweite Auflage. 189 S.

g) Fr. Hack, Wahrscheinlichkeitsrechnung. Mit 15 Figuren. 123 S.

h) K. Dändliker, Schweizerische Geschichte. Zweite Auflage. 170 S.

i) M. Koch, Geschichte der deutschen Literatur. Siebente Auflage. 311 S.

k) E. Beutel, Algebraische Kurven. II. Theorie und Kurven dritter und vierter Ordnung. Mit 52 Figuren. 136 S.

3. Volksbücher der Kunst. Bielefeld 1911, Velhagen & Klasing. Je 0,60 M.

a) G. Biermann, Heinrich v. Zügel. 32 S.

b) H. Spiero, Wilhelm Raabe. 33 S.

c) v. Pflugk-Harttung, Bismarck. 34 S.

d) F. H. Meißner, Hans Holbein der Jüngere. 34 S.

e) E. Boerschel, Joseph Victor von Scheffel. 34 S.

4. Abhandlungen über die Reform des mathematischen Unterrichts in Ungarn. Nach dem ungarischen Original deutsch herausgegeben von E. Beke und S. Mikola. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VI u. 160 S. Lex.-8. 4 M.

5. Th. Altschul, Körper- und Gesundheitslehre. Für die oberen Klassen der Realgymnasien. Mit 4 Abbildungen und 4 Tafeln. Wien 1910, F. Tempsky. 92 S. geb. 2 *M*.

6. E. V. Arnold, Roman Stoicism. Being lectures of the History of the Stoic Philosophy with special reference to its development with the Roman Empire. Cambridge 1911, University Press. XI u. 468 S. geb.

7. Barchaneks Darstellende Geometrie und Raumlehre für die IV. bis VII. Klasse der Realschulen. Bearbeitet von E. Ludwig. Mit 353 Figuren. Dritte Auflage. Wien 1910, F. Tempsky. 247 S. geb. 4 *M*.

8. O. Abel, Allgemeine Geologie. Bau und Geschichte der Erde und ihres Lebens. Für die VII. Klasse der Realschulen. Mit 198 Figuren und 6 Tafeln und Karten. Leipzig 1910, G. Freytag. 191 S. geb. 4,20 *M*.

9. Orthel und A. Himmelbauer, Mineralogie und Geologie für die V. Klasse der Gymnasien. Mit 281 Abbildungen, 2 Karten und 1 Tafel. Wien 1911, F. Tempsky. 104 S. 3 *M*.

10. J. Bauckner, Chemische Grundgesetze und Grundbegriffe, erarbeitet in Schülerübungen. Mit Vorwort und Einleitung von A. v. Baeyer. Zweite Auflage. Diessen vor München 1911, Jos. C. Huber. XII u. 243 S. 3 *M*.

11. E. Bednara, Verszwang und Reimzwang. Teil 1 (Verszwang). Progr. des Gymn. zu Leobschütz 1911. 48 S.

12. Berichte und Mitteilungen, veranlaßt durch die internationale mathematische Unterrichtskommission. V. Die Versammlung in Brüssel von W. Lietzmann. Leipzig 1911, B. G. Teubner. S. 55—74. gr. 8. 0,60 *M*.

13. L. Bize und W. Flury, Cours gradué de langue française à l'usage des écoles moyennes de langue allemande. Grammaire — Exercices — Lecture. Zürich 1911, Schulthess et Cie. VII u. 322 S. geb.

14. J. Brix, Plautus' Captivi. Sechste Auflage von M. Niemeyer. VI u. 117 S. 1,40 *M*, geb. 1,80 *M*.

15. M. H. Bornecque und J. Weissel, Le Français parlé. Avec 33 illustrations. Leipzig 1911, G. Freytag. 84 S. geb. 1,20 *M*.

16. J. Bube, Englisches Lesebuch für höhere Mädchenschulen, Lyzeen und Studienanstalten. In drei Teilen. Zweiter Teil: 9. und 10. Schuljahr. Mit 34 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig 1911, G. Freytag. 456 S geb. 4,50 *M*.

17. Las Cases, Mémorial de Sainte-Hélène, édition abrégée par R. Sievers. Leipsic 1911, G. Freytag. 94 S. geb. 1 *M*.

18. Columbia University, Bulletin of Information. Annual Reports of the President and Treasurer to the Trustees with accompanying documents. New York 1910, Printed for the University. VII u. 250 u. 72 S.

19. R. Dietrich, Collectanea zu Artemidorus Daldianus. Teil I. Rudolstadt 1911, in Kommission der Müllerschen Hofbuchhandlung. 20 S.

20. W. Eichner, Der Sang an Aegir oder Nach Unterprima durchgefallen. Eine Schul-Humoreske. Siebente Auflage. Leipzig o. J., C. Bange's Verlag. 83 S. 0,50 *M*.

21. English Essayists of the XIX. Century. Herausgegeben von H. Gassner. Leipzig 1911, G. Freytag. 156 S. geb. 1,50 *M*.

22. Festschrift, dem König-Wilhelms-Gymnasium zu Magdeburg zur Feier seines 25jährigen Bestehens Ostern 1911 dargebracht vom Direktor und Mitgliedern des Kollegiums. Magdeburg 1911, Karl Peters. 185 S. 2,50 *M*. (Sieben Abhandlungen.)

23. Grundlehren der Mathematik. C. Färber, Arithmetik. Mit 9 Figuren. Leipzig 1911, B. G. Teubner. XV u. 410 S. geb. 9 *M*.

24 Th. Fritzsch, Zeitpunkt-Tabellen. Räumliche Darstellung der Geschichtszahlen. Ausgabe D: für die alte Geschichte. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 0,20 *M*.

25. J. A. Froude, History of the Armada. Edited by J. W. E. Pearce with the Assistance of E. Riedel. Leipzig 1911, B. G. Teubner. Text with three maps and two full page Illustrations. IV u. 112 S. geb. 1,10 M. Notes with one full page Sketsch. 54 S. 0,50 M.

26. H. Gilow, Karl Spaziers Tagebuch 1781—1783. Beiträge zur Geschichte des Dessauer Philantropinums. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 25 S. 4. (Wiss. Beilage zum Jahresbericht des Köllnischen Gymn. in Berlin 1911.)

27. S. Günther, Vergleichende Mond- und Erdkunde. Mit 23 Abbildungen und 4 Tafeln. Braunschweig 1911, Fr. Vieweg & Sohn. XI u. 193 S. (Die Wissenschaft Heft 37.)

28. E. Hausknecht, The English Student. Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde. Elfte Auflage (die 12.—14. werden gleichlautend sein). Berlin 1911, Wiegandt & Grieben. XII u. 346 u. 127 S.

29. E. Hausknecht, The English Scholar. Special Edition of The English Student. Unter Mitwirkung von A. Rohs herausgegeben. Ebenda 1910. VIII u. 304 u. 116 S.

30. E. Hausknecht, Choice Passages from Representative English and American Writers. Lesebuch zur Einführung in die englische Literatur usw. Berlin 1911, Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin). XII u. 363 S. geb.

31. H. Heinrichs und E. Pfusch, Frisch gesungen! Sammlung von gemischten Chören und einstimmigen Liedern. Zweite Auflage. Hannover 1910, Carl Meyer (G. Prior). XX u. 420 S. geb.

32. O. Hellmann, Joseph Christian Freiherr von Zedlitz. Ein Dichterbild aus dem vormärzlichen Österreich. Leipzig 1910, Verlag Hellmann. 176 S.

33. F. v. Hemmelmayr, Lesebuch der Chemie und Mineralogie für die IV. Klasse der Mädchenlyzeen. (Der mineralogische Teil von H. Leitenberger.) Mit 92 Abbildungen und 1 Farbendrucktafel. Dritte Auflage. Wien 1910, F. Tempsky. 167 S. geb. 2 K 50 h.

34. Hendschels Luginsland. Heft 18 von R. Schwemer und Heft 22 von W. Schulte vom Brühl.

35. G. Herting, Von Strecke, Quadrat und Würfel zum bestimmten Integral. Zum Gebrauche in den oberen Klassen unserer Mittelschulen und beim Selbstunterricht. Inhalt: Planimetrie, Trigonometrie, Stereometrie, einige bestimmte Integrale mit Anwendungen. Leipzig 1910. B. G. Teubner. IV u. 135 S. geb. 2,80 M.

36. Fr. Hočevar, Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik. Mittelstufe (IV. und V. Klasse). Mit 26 Figuren. Wien 1910, F. Tempsky. 170 S. geb. 2,50 M.

37. Fr. Hočevar, Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für Realschulen. Mittelstufe (IV. und V. Klasse). Mit 26 Figuren. Zweite Auflage. Wien 1911, F. Tempsky. 220 S. geb. 3,20 M.

38. St. Hock, Deutsche Literaturgeschichte für österreichische Mittelschulen. Ausgabe für Gymnasien und Realgymnasien. Erster Teil für die V. und VI. Klasse. Mit 10 Abbildungen. Wien 1911, F. Tempsky. 147 S. geb. 2 K. — Ausgabe für Realschulen. Erster Teil für die V. Klasse. 80 S. geb. 1 K 20 h.

39. Ed. Illis, Auflösungen zur mathematischen Aufgabensammlung. Von einem Praktiker. Quadratische Gleichungen mit einer Unbekannten. Leipzig o. J., C. Banges Verlag. 104 S. 1 M.

40. J. K. Jerome, Three Men in a Boat. Herausgegeben von R. Richter. Leipzig 1911, G. Freytag. 120 S. geb. 1,20 M. Wörterbuch 0,60 M.

41. V. Junk, Tannhäuser in Sage und Dichtung. München 1911, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 51 S.

42. Kambly-Langguth, Arithmetik und Algebra, neu bearbeitet von A. Thaer. Ausgabe C: für Realschulen. Mit 6 Figuren. 96 S. geb. 1,25 *M.*

43. *H.* Klinghardt und M. de Fourmestraux, Französische Intonationsübungen. Für Lehrer und Studierende. Texte und Intonationsbilder mit Einleitung und Anmerkungen. Cöthen 1911, Otto *Schulze.* VII u. 114 u. 35 S. geb. 3,80 *M.*

44. E. Kohlrausch und A. Marten, Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten. Mit 20 Figuren. Neunte Auflage. Hannover 1911, Carl Meyer (G. Prior). 206 S. geb. 1 *M.*

45. V. Kommerell und K. Kommerell, Allgemeine Theorie der Raumkurven und Flächen, 2. *Band*, 2. Auflage. Mit 12 Figuren. *Leipzig 1911*, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. V u. 188 S. geb. 5,80 *M.* (*Sammlung Schubert* XLIV.)

46. *V.* Kommerell und K. Kommerell, Spezielle Flächen und Theorie der Strahlensysteme. Mit 9 Figuren. Ebenda. VI u. 171 S (Sammlung Schubert LXII.)

47. O. Koenen und W. Eicker, Hochschul-Führer. Lebens- und Studienverhältnisse in den deutschen Universitäts- und Hochschulstädten. *Leipzig* 1911, Edmund Demme. 61 S.

48. M. Kraß und H. Landois, Das Mineralreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte. Mit 95 Abbildungen und 1 Karte in Farbendruck. Achte Auflage. Freiburg i. Br. 1911, Herdersche Verlagshandlung. 136 S. 2 *M*, geb. 2,50 *M.*

49. A. Lehmen S. J., Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage. Zweiter Band: Kosmologie und Psychologie. Dritte Auflage, herausgegeben von P. Beck S. J. Freiburg i. Br. 1911, Herdersche Verlagshandlung. XX u. 594 S.

50. E. Machs Grundriß der Naturlehre, bearbeitet von K. Habert. Unterstufe. Mit 355 Abbildungen. Siebente Auflage. Wien 1911, F. Tempsky. 181 S. 2,50 *M.*

51. Les mémoires français du XIX. siècle. Par M. Gratacop. I. L'histoire. Leipsic 1911, G. Freytag. 181 S. 1,70 *M.*

52. A. Messer, Das Problem der Willensfreiheit. Göttingen 1911, Vandenhoeck & Ruprecht. 102 S. 1,50 *M.*

53. P. Natorp, Philosophie, ihr Problem und ihre Probleme. Einführung in den kritischen Idealismus. Ebenda 1911. 172 S. 2,40 *M.*

54. H. Meyer-Benfey, Das Drama Heinrich von Kleists. Erster Band: Kleists Ringen nach einer neuen Form des Dramas. Göttingen 1911, Otto Hopke. XXVIII u. 620 S. geb. 12 *M.*

55. Močniks Lehrbuch der Arithmetik und Algebra. Bearbeitet von K. Zahradniček. Einunddreißigste Auflage. Wien 1911, F. Tempsky. 249 S. geb. 3 *K* 92 *h.*

56. Močniks Lehrbuch der Arithmetik und Algebra nebst einer Aufgabensammlung für die V. bis VII. Klasse der Realschulen. Bearbeitet von K. Zahradniček. Dreißigste Auflage. Wien 1911, F. Tempsky. 306 S. 4,10 *M.*

57. H. F. Müller, Die Schrift über das Erhabene. Deutsch mit Einleitung und Erläuterungen. Heidelberg 1911, Carl Winter. XVIII u. 91 S.

58. E. Neter, Elternbriefe über Kinderpflege und Erziehung. München 1911, Verlag der ärztlichen Rundschau Otto Gmelin. 92 S.

59. S. Oberländer und A. Werner, Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen und Realgymnasien. Erster (1910, vierte Auflage), zweiter (1910) und dritter Teil (III. und IV. Jahrgang). Mit 30 Abbildungen, 1 Karte von Frankreich und 1 Plan von Paris. Dritte, nach den neuen Lehrplänen umgearbeitete Auflage. Wien 1911, F. Temspky. 110 S. geb. 1 *K* 80 *h* und 137 S. geb. 2 *K* 20 *h* und 220 S. geh. 2 *K* 80 *h*, geb. 3 *K* 20 *h.*

60. der ortograhf (rechtšraiber). monatsblat führ lauttroie rechtšraibung und latainšrift usw. herausgegehben fon f. mählis. Jahrg. 1, Nr. 7.

61. P. Pachaly, Der Religionsunterricht für höhere Mädchenschulen und weiterführende Bildungsanstalten. Zweiter Teil: Kirchengeschichte, erste Abteilung: die Zeit vor der Reformation. Mit 7 Karten und 32 Abbildungen. Leipzig 1911, G. Freytag. 176 S. geb. 2,80 M.

62. C. Pascal, Epicurei e Mistici. Il carattere morale di Mecenate, Petronio Arbitro, I misteri greci, Euripide mistico?, Leopardi e il cristianesimo, Federico Amiel, Maurizio di Guérin. Catania 1911, Francesco Battiauo. VIII u. 157 S.

63. J. E. Pichon and F. R. Nunes, Practical Lessons in English. With many illustrations. Freiburg i. Baden 1911, J. Bielefeld. 156 S. geb. 2 M.

64. J. E. Pichon und F. Sättler, Deutsches Lese- und Redebuch. Mit vielen Illustrationen. Freiburg i. Baden 1911, J. Bielefeld. 159 S. geb. 2 M.

65. A. Scheindlers Lateinische Schulgrammatik. Herausgegeben von R. Kauer. Achte Auflage. Wien 1910, F. Tempsky. 256 S. geb. 3 K.

66. Schiller, Die Braut von Messina. Herausgegeben von K. Tumlirz. Leipzig 1910, G. Freytag. 150 S. geb. 0,70 M.

67. Fr. Schubert, Sophokles' Philoktet. Dritte Auflage von L. Hüter. Mit 11 Abbildungen. Leipzig 1908, G. Freytag. LXX u. 58 S. geb. 1,20 M.

68. Fr. Schulze, B. G. Teubner 1811—1911. Geschichte der Firma. Leipzig 1911. VI u. 520 S. geb. Die Frima B. G. Teubner in Leipzig veröffentlicht soeben anläßlich ihres hundertjährigen Bestehens eine Geschichte, die in einem kleinen Ausschnitt ein Bild der wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung der letzten hundert Jahre, insbesondere auf dem Gebiete der philologisch-historischen, der mathematischen und Naturwissenschaften sowie der Bildung und Erziehung, deren Stellung die Bedeutung innerhalb unserer Kultur widerspiegelt, und die darum allgemeines Interesse beanspruchen kann.

69. K. Schwab, Lehr- und Übungsbuch der Geometrie. Teil II, Ausgabe für die oberen Klassen der Realanstalten. Mit 20 Figuren. Leipzig 1911, G. Freytag. 140 S. geb. 2 M.

70. Walter Scott, Kenilworth. Herausgegeben von F. Eigel. Mit 1 Titelbild und 1 Plan. Leipzig 1911, G. Freytag. 144 S.

71. W. Scott, Marmion: a tale of Flodden Field. Herausgegeben von R. Ackermann. Mit 1 Karte und 9 Abbildungen. Leipzig 1911, G. Freytag. 237 S. geb. 2 M.

72. Scriptor Latinus. Annus VIII, Numerus IX.

73. H. E. Sieckmann, Ibsens Nordische Heerfahrt. Progr. Osnabrück 1911. 39 S.

74. K. Smalian, Naturwissenschaftliches Unterrichtswerk für höhere Mädchenschulen. Bearbeitet von K. Bernau. Teil V: Lehrstoff der III., II. (und I.) Klasse. Pflanzen und Tierkunde. Mit 96 Abbildungen und 8 Tafeln. 107 S. geb. 2 M.

75. M. Speter, Die chemischen Grundstoffe. Mit 4 bunten, 6 schwarzen Tafeln und 10 Figuren. Leipzig o. J., Ph. Reclam jun. 127 S. geb.

76. M. Speyer, Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik. Deutsche Quellen und Studien. Herausgegeben von W. Kosch. 2. Heft. Regensburg 1910, J. Habbel. 476 S. 9 M.

# ERSTE ABTEILUNG.

## ABHANDLUNGEN.

### Tragische Ironie in den Chorliedern der Antigone.[1]

Der Chor in der Antigone ist kein idealer Zuschauer; er setzt sich aus thebanischen Greisen zusammen, die als Vertreter ihres Volkes eingeführt werden; ihnen kündigt Kreon seine Thronbesteigung an und betrachtet sich nach ihrer schweigenden Zustimmung als von der Stadt eingesetzten Herrscher (v. 666). In ihrem Einzugsliede erklingt der ganze Jubel der Thebaner über den Abzug der Feinde, die Zeus selbst geschlagen; sie lassen sich die Freude über den Sieg auch durch den Wechselmord der feindlichen Brüder nicht vergällen; in nächtlichen Chören wollen sie den Göttern danken; Dionysos selbst, der Schutzgott der Stadt, soll dem Zuge voranschreiten.

So meidet die Parodos die düsteren Farben — das Verbot des Kreon, den Polyneikes zu bestatten, das doch den Thebanern schon verkündet ist (v. 27; 192; 220), wird ignoriert —, der tragische Gehalt liegt nur in der Situation, in der sie gesungen wird, in dem Gegensatz zwischen dem ahnungslosen Glücksgefühl des Chores, der den aufsteigenden Tag als den herrlichsten begrüßt, und den bangen Befürchtungen des Hörers, in dem der Entschluß der Antigone, dem Verbote zu trotzen, die schlimme Ahnung geweckt hat, jener Tag werde für Theben als Unglückstag enden.

---

[1]) Ich nenne einige neuere Arbeiten, verzichte aber i. a. auf eine polemische Auseinandersetzung: Kern, Über die Chorgesänge der A. und ihr Verhältnis zur Handlung (Zeitschrift f. Gymnasialw. 33 (1879) S. 369 ff.; Rahm, Über den Zusammenhang zwischen Chorliedern und Handlung in den erhaltenen Dramen des S. Sondershausen 1907 (Progr. N. 899); Zielinski, Der Gedankenfortschritt in den Chorliedern der A. (Festschrift für Gomperz 1902. S. 141—49); Patin, Über die Bedeutung der Chöre für die Handlung in der A. (Ästhet.-krit. Studien zu S. Paderborn 1911).

Auch in dem hymnenartigen Gebet an denselben Dionysos, den er in der Parodos herbeigerufen, dem Flehen um Hilfe in schwerer Not und um Entsühnung der Stadt von der Befleckung, die die Schuld des Königs über sie gebracht hat, spricht der Chor für sein Volk. Die Sinnesänderung Kreons läßt ihn einen glücklichen Ausgang hoffen; der Hörer kann diese Zuversicht nach den bestimmten Weissagungen des Tiresias nicht teilen. So wirkt nicht bloß das letzte Aufflackern der Hoffnung vor dem Ausbruch des Unheils tragisch, sondern noch mehr der Kontrast zwischen der Selbsttäuschung des Chors, der sich noch die Möglichkeit einer Lösung vorspiegelt, und der illusionslosen Klarheit des Hörers, der das gefürchtete Verhängnis nahen sieht.

Anderer Art ist der tragische Gehalt der übrigen Chorlieder. Der Chor ist durch Greise gebildet, denen ein langes Leben und eine lange Erfahrung Neigung und Berechtigung geben, Betrachtungen über Menschengröße und Menschenelend anzustellen, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß ihr Urteil nicht frei ist, sondern daß sie sich durch ihre Untertanenpflicht äußerlich und innerlich, in Worten und Gedanken, gebunden fühlen; erscheint ihnen doch schon eine Träne des Mitleids, die sie der unglücklichen Antigone weihen, als Verletzung der Ordnung (v. 801 ff.).

Das Preislied auf die Geistesgröße des Menschen hat ein eigenes Leben, so daß es auch, aus dem Drama losgelöst, für sich stehen könnte, und muß daher zunächst aus sich selbst, ohne Rücksicht auf das Drama, erklärt werden. Die Klugheit hat dem Menschen die Herrschaft über Meer und Erde, über alle Geschöpfe der Luft, des Wassers und des Landes gegeben; sie hat ihn die Sprache und die Gedanken, Städtegründungen, den Bau fester Wohnungen und Heilmittel gegen alle Krankheiten gelehrt, wenn sie auch der letzten Schranke, dem Tode, gegenüber ohnmächtig ist. Aber der Wert dieser Klugheit wird erst durch ihr Verhältnis zur Sittlichkeit bestimmt; bald verwendet er sie zum Guten, bald zum Bösen[1]); wer die Gesetze des Landes (für *πόλεως* steht mit Rücksicht auf *ὑψίπολις* das synonyme *χθονός*) und das bei

---

[1]) Seltsam deutet Zielinski in seinem merkwürdigen Aufsatze S. 144 die Worte *τοτὲ μὲν κακόν, ἄλλοτ' ἐπ' ἐσθλὸν ἕρπει* (v. 367): „Wer die Findigkeit seiner Kunst zur Weisheit veredelt, dem wird, wenn auch mit Bösem untermischt, ein glückliches Los zu teil". Er verweist u. a. auf einen Anonymus bei Xen. mem. I 2. 20 *αὐτὰρ ἀνὴρ ἀγαθὸς τοτὲ μὲν κακός, ἄλλοτε δ' ἐσθλός*, durch den die gewöhnliche Erklärung widerlegt werde. Aber Sokrates zitiert ja jenen Vers, der sich übrigens auch Protag. 344 D findet, um zu beweisen, daß auch der Gute durch schlechten Umgang verdorben werden könne, faßt also *κακός* und *ἐσθλός* in moralischem Sinne. Offenbar wird *κακόν* und *ἐσθλόν* chiastisch im folgenden durch *νόμους γεραίρων χθονός* etc. und *ὅτῳ τὸ μὴ καλὸν ξύνεστι* erklärt, was Zielinski um so weniger hätte leugnen sollen, als er selbst S. 146 u. A. 1 hierzu v. 622 *τὸ κακὸν δοκεῖν ποτ' ἐσθλὸν τῷδ' ἔμμεν* „das ist die Wirkung der Ate, die ihr Opfer zuvor Gut und Böse umwerten läßt" in Parallele stellt.

den Göttern beschworene Recht ehrt, steht hoch im Staate, wer sich vermessen über sie hinwegsetzt, geht des Staates verlustig; mit ihm will der Chor keine Gemeinschaft haben.

Ruht so das Lied auch in sich, so müssen wir doch fragen, welcher äußere Anstoß diese Gedanken in dem Chore auslöst; sicherlich doch die eben gemeldete Bestattung des Polyneikes, eine Tat, die ebenso Geschicklichkeit und List wie Kühnheit erforderte. Und wenn der Chor an eine bestimmte Person denkt, die mit den Gesetzen des Landes und dem Recht in Konflikt geraten ist, so ist es der unbekannte Täter, der das Verbot des Königs übertreten hat. Der Chor hat ja dem Kreon zugegeben, daß es in seiner Macht steht, seinen Untertanen gegenüber, den toten wie den lebenden, jedes Gesetz in Anwendung zu bringen (v. 213. 14), und er hält selbst der geliebten Antigone, als sie die Tat bekannt hat und zum Tode geführt wird, vor, daß die Auflehnung gegen die Obrigkeit sie am Throne der Dike zu Fall brachte (853 ff. u. 872 ff.). So nimmt er im Streite der Parteien gegen den noch unbekannten Täter Stellung, wenn er auch vorher jeder Beteiligung an der Ausführung des Bestattungsverbotes ausgewichen ist (v. 216 ff.) und einen Zweifel, ob die Tat nicht von den Göttern veranlaßt sei, nicht unterdrücken konnte (278 ff.).

Aber dem Hörer ergeht es seltsam; wenn er von der Verwerfung des Gesetzesverächters hört, so bezieht er dies unwillkürlich auf Kreon, der sich über das Gebot, die Toten zu bestatten, hinweggesetzt hat; er glaubt, durch die Worte des Chores hindurch die Stimme des Dichters zu vernehmen, die auf Kreon hinweist [1]). Dies hat man längst bemerkt, aber man muß folgerichtig weiter schließen, daß hier eine bewußte Absicht des Dichters, eine Art tragischer Ironie, vorliegt, insofern die Betrachtungen der Greise eine ganz andere Beziehung nahe legen, als sie selbst denken und wollen, und die Worte, die gegen den Gegner des Kreon gerichtet sind, diesem selbst das Urteil sprechen.

Deutlicher noch wird diese tragische Ironie im 2. Stasimon, dem Klagelied über menschliche Verblendung, Schuld und Strafe. Hier kann über den Ausgangspunkt der Betrachtung kein Zweifel sein; es ist das Schicksal der Antigone im Zusammenhang mit dem Schicksal ihres Hauses, wie der Chor auch im Kommos der Antigone selbst gegenüber ihr Los mit der Schuld des Vaters verbindet (v. 856). Selbstverschuldetes Leid trifft Generation auf Generation, und die Hoffnung, die sich über der letzten Wurzel des Geschlechtes auftat, wird zerstört durch den den Unterirdischen geweihten Staub (*κόνις νερτέρων*), durch Unverstand und den fortwirkenden, das Herz verblendenden Fluchgeist — d. h. durch

---

[1]) Nur darf man den Ausdruck nicht allzu sehr pressen und etwa mit Patin (S. 72 A. 1) und andern unter *νόμοι χθονός* die Gesetze der Unterwelt verstehen.

eigene, nicht fremde Verblendung, wie der Zusammenhang von Strophe und Antistrophe uns lehren würde, wenn der Chor auch nicht v. 383 ausdrücklich von der ἀφροσύνη der Antigone gesprochen hätte. Aber auch hier drängt sich dem Hörer bei λόγου τ' ἄνοια καὶ φρενῶν ἐρινύς mit unabweisbarer Gewalt die Beziehung auf Kreon auf; hinter dem Chor, der befangen und schmiegsam — wirklich kein idealer Zuschauer — Antigone selbst die Schuld zuschiebt, steht der Dichter, der über Kreon Gericht hält.

Das Thema „Verblendung, Frevel und Strafe als Menschenlos gegenüber der ewigen Macht und Klarheit der Götter" wird dann in den selbständigen Ausführungen des zweiten Strophenpaares weitergesponnen, ohne daß wir bei jedem einzelnen Zuge eine Beziehung finden dürfen.

Der alte Weisheitssatz freilich „Wen Gott verderben will, schlägt er mit Blindheit, so daß ihm das Böse gut erscheint, bis er durch Leiden zur Einsicht kommt", weist für den Hörer nach dem Willen des Dichters klar genug auf Kreon, während dem Chor, falls er an eine bestimmte Person denkt, nur Antigone vorschweben kann.

Wie sehr dieser die Sache des Königs verficht, auch noch nach dem Eintreten des Hämon für die Heldin, zeigt das Lied auf den Eros, in dem er doch mit den Worten „Du verleitest auch der gerechten Männer Herz zum Unrecht" den Hämon verurteilt; das zeigt vor allem sein Verhalten gegen Antigone in dem Kommos. Wenn er auch Mitleid für sie hat und ihre edlen Beweggründe anerkennt, so verhehlt er ihr nicht, daß ihr eigener Wille, die Auflehnung gegen den Herrscher, ihren Untergang verschuldet. Was also Hämon dem Vater von dem Urteil der Stadt berichtet (v. 693 ff.), gilt nicht — oder noch nicht — für den Chor[1]), und Antigone urteilte zu hart, wenn sie sagte (v. 509), der Chor denke im Herzen wie sie, und nur die Feigheit schließe ihm den Mund; er redet nicht anders, als er denkt, aber die Klarheit des Urteils ist ihm durch den blinden Gehorsam getrübt.

Ein Trostlied allerdings kann er der Unglücklichen nicht versagen; nach antiker Art, die hier modernem Empfinden so fremd ist, stellt er ihrem Schicksal drei mythische Gegenbilder gegenüber. Hier muß man sich besonders hüten, im einzelnen Beziehungen auszudüfteln, wie Kern es getan hat. Aber eines ist klar: der Gottesfrevler Lykurg, den die Strafe des Dionysos ereilt, ist mehr ein Gegenbild zu Kreon als zu Antigone, also auch hier eine Art tragischer Ironie, ein Kontrast zwischen dem, was

[1]) Zielinski vermutet (S. 147 A. 1), Hämon habe dies Urteil in den Kreisen seiner Altersgenossen gehört; vergessen wir auch nicht, was schon Aristoteles beobachtet hat, daß er die Stadt sagen läßt, was er selbst dem Vater gegenüber nicht sagen mag.

der Chor sagt und meint, und dem, was der Hörer nach dem Willen des Dichters hineinlegt; was bestimmt ist, die Heldin zu trösten, kündet das Verderben ihres Widersachers an.

Das Auftreten des Tiresias ist nicht bloß für Kreon entscheidend; es öffnet auch dem Chore die Augen. Je mehr der König zusammenbricht, um so mehr richtet er sich auf; er streift alle Unterwürfigkeit und Befangenheit ab und tritt Kreon als Mahner und Richter gegenüber. So klingen die Stimmen des Chors und des Dichters in der Schlußbetrachtung, die das Facit zieht, zusammen; sie gilt dem Kreon: große Reden der sich Überhebenden büßen große Schläge und lehren im Alter Besonnenheit.

Die Lehre klingt uns bekannt; wir erinnern uns einer Sentenz der Parodos (s. Kern, S. 372) *Ζεὺς γὰρ μεγάλης γλώσσης κόμπους ὑπερεχθαίρει* (v. 127) und fragen uns, ob sie, die der Chor ahnungslos nur auf Kapaneus anwendet, schon auf Kreon deutet, und ob also schon die Parodos ein Beispiel jener tragischen Ironie enthält, die wir mehrfach gefunden zu haben glauben.

Heidelberg. F. Bucherer.

---

## Realitäten in Gedichten des Horaz.

Für die deutsche Dichtung ist in neuster Zeit Absage um Absage erfolgt gegenüber dem üblichen Verfahren, aus historischen, biographischen oder andern Realitäten eines Gedichtes dessen Entstehung und Zweck, Wesen und Wert zu bestimmen. So hat für die deutsche Heldendichtung Andreas Heusler klar und überzeugend dargelegt, wie vollkommen frei diese Epik mit geschichtlichen Ereignissen, Personen und Namen, Motiven, Zeiten und Orten geschaltet hat und wie schädlich das historisierende Verfahren für die germanische Heldendichtung werden kann. Für ein Drama, Goethes 'Geschwister'. hat Gustav Kettner gegen den Autobiographismus nachdrückliche und wohlbegründete Verwahrung eingelegt: allerdings seien innere Erlebnisse, wegen Frau von Stein durchlebt, ein Antrieb zur Dichtung der 'Geschwister' geworden, aber im Drama seien Persönlichkeit und Empfindungsart des Helden, seine lebensgeschichtlichen Verhältnisse, das besondere Erlebnis, der Konflikt und das Lebensproblem völlig andere; und wenn die Forschung hauptsächlich nach einzelnen von Goethe erlebten, stofflichen Wirklichkeiten suche, so bestätige auch sie Goethes eigenes Wort, daß der Dichter das Leben in ein Bild verwandle, aber die Menge das Bild wieder zu Stoff erniedrigen wolle. Aber auch für deutsche Lyrik ist gegen den Historismus mit seinem 'biographischen Kram' Schadenklage

erhoben worden: ich denke an die wiederholten scharfen Kritiken im Fall Litzmann 'Goethes Lyrik'; wird doch die sogenannte besondre Subjektivität der lyrischen Dichtung meistens mißverstanden und gerade auch in autobiographischem Sinne mißbraucht. Und gegen das falsch historische Verfahren der Nachahmungs- und Entlehnungsforscher wehrt sich soeben Gottfried Bohnenblust zu Gunsten des Lyrikers Leuthold[1]).

Sollte von dieser bedeutsamen Umwertung historischer und biographischer Realitäten nicht auch die römische Dichtung Vorteil ziehen können? Was hat z. B. in der Horazerklärung eine Realität wie der Ehrenschild des Augustus für Schaden angerichtet an Logik und Poesie der Römeroden! wie manches dichterische 'Bild' des Horaz hat der Biographismus in form- und seelenlosen Stoff umgewandelt! Und geradezu verwüstend kann auch für Horaz der historisierende Technizismus werden, der jetzt auf dem Gebiete der poetischen Motive und Kompositions- und Stilformen in Quellenforschung und Entlehnungsgeschichte wie mit Maschinenbetrieb arbeitet. Diese historische Poetik nämlich verkennt bisher fast immer, daß es das Leben ist, das in solchen Formen sich seinen sprachlichen Ausdruck schafft, und zwar aus jedem lebendig fühlenden und sprechenden Menschen heraus, und vor, neben und nach aller Schul- und Handbuchpoetik in einem fort; sie verkennt, daß diese Formen sich ganz naturnotwendig äußerlich wiederholen wie alle Formen auch des Naturlebens, aber von den einzelnen Dichtern — Goethe meint, aus der 'inneren' Form ihrer einzelnen Gedichte heraus — jeweilen innerlich mit individuellem Leben neu erfüllt werden. Welche Kraft und wieso diese in der einzelnen Formart liege und welcher individuellen Wirkung die Formart im einzelnen Gedicht momentan diene, das wird uns durch die historisierende, technizistische Poetik nie fühlbar; wohl aber macht diese den geistigen Besitz an Motiven und Formen, der erworben sein will, leicht zu einem äußerlich ererbten Sachgut, zu historischen Realitäten und droht römische und ebenso griechische Dichtung zu Stoff und Staub zu erniedrigen[2]).

Für den zweifelhaften Wert dieser oder jener Art Realitäten hier ein paar Beispiele aus den Carmina. Die Lage des Pompeiustheaters gefährdet noch immer die Echtheit von *Vile potabis*: demgegenüber habe ich auf eine andre geschichtliche Tatsächlichkeit hingewiesen, die Bühnenaufführungen in allen Stadtgegenden zu Octavians Zeiten — auch zu Caesars Zeit, hätte ich hinzufügen

---

[1]) A. Heusler, Sitzungsber. d. Preuß. Akademie 1909, XXXVII 920 ff. — G. Kettner, N. Jahrb. f. d. kl. Alt. 1910, XXV 597 ff.; das Wort Goethes bei Hempel 23, 133. — Über Litzmann zuletzt Kettner a. O. 596. G. Bohnenblust, N. Jahrb. 1911, XXVII 296—310.

[2]) Die Forderung einer historischen Poetik und Stilistik für die lateinische Literatur stellt und begründet E. Norden, Einl. in d. Altertumsw. I 575 ff.

können[1]). Ferner: weil Karthago geschichtlich vom jüngeren, nicht vom älteren Scipio zerstört worden ist, erklärt man immer wieder einen oder mehr Verse von *Donarem pateras* für unecht. Nun hatte ich vorgeschlagen, die Verbrennung Karthagos in Gegensatzparallele zu den selbsterlebten Erfolgen des älteren Africanus zu bringen und als dessen später eingetretenen Schicksalserfolg zu verstehen. Das ist mißverstanden worden. Aber noch jüngst sind die Siege und Folgen von 1866 und 1870 als Erfolge und Verdienste der Scharnhorst, Gneisenau, von Stein u. a. bezeichnet worden; daß Leben und Fortleben, Wirken und Nachwirken erst vereinigt das Ganze der historischen Erscheinung bilden, ist nach Otto Immisch moderne Geschichtsauffassung. Bei Virgil und Horaz: Hannibal ein Rächer für Dido, Thapsus ein Totenopfer für Jugurtha, die Unterwerfung Griechenlands eine Vergeltung für die Frevel der Achäer an Troia und der Sieger bei Pydna auch Zerstörer von Argos und Mycenä -- keine historischen Tatsachen, auch keine Rhetorik, wohl aber dichterische Gestaltung zeitgemäßer Vorstellungen von späteren Schicksalserfolgen. Viel bescheidener idealisierend, so zu sagen viel historischer, meint also Horaz: wie der Sieg über Hannibal, bezeuge auch der Brand Karthagos das Verdienst Scipios. Aber nun sind gerade die zwei Scipionen den Dichtern um Horaz so zu einer Einheit geworden, daß diese einen Scipiaden nennen, wo wir historisch an zwei denken möchten (Lucr. III 1032, Prop. III 11, 67), oder daß sie die beiden als zwei Personen erst ausdrücklich scheiden, dann aber in Wirkung und Schicksalserfolg als Einheit bezeichnen (Virg. Aen. VI 842f. Ps. Manilius Astron. I 790). Und ausdrücklicher kann die Schicksalseinheit der zwei nicht ausgesprochen werden als im Verse des Manilius: *Scipiadasque duo, fatum Carthaginis unum.* Solche Dichtervorstellungen gehören aber selber zur geistigen Zeitgeschichte, und unseren Horazvers brauchen wir jener historischen Tatsächlichkeit nicht zu opfern[2]).

Das dichterische 'Bild', Idee und Ausführung, habe ich für *Vile potabis* und *Donarem pateras* schon früher dargelegt. Für c. II 17 *Cur me querellis* möchte ich das Bild jetzt vorlegen; den Wert der astrologischen Realitäten für die Erklärung schätzt hier Franz Boll als Sachverständiger sehr hoch[3]).

---

[1]) Über c. I 20 Wochenschr. f. klass. Philol. 1910 Sp. 725—27 (wozu E. Petersen, Berliner philol. Wochenschr. 1910 Sp. 1590f.). — Suet. Div. Aug. 43. Div. Jul. 39; dazu Marquardt, Röm. Staatsverw. III 510.

[2]) Über c. IV 8 N. Jahrb. 1909 XXIII 66—69 (zustimmend Jos. Bick, Burs. Jahresb. 1909 CXLIII 37); V. 17 zuletzt wieder verworfen von K. Schliack, Z. f. d. Gymn. W. 1910 LXIV 730; die Virgilstellen von Aemilius Paullus und den Scipiaden (auch der Horazvers) poetisch erklärt in m. Vergil u. d. ep. Kunst S. 246f. 247, 1. 248f., historisch von E. Norden, Aeneis VI S. 324—26. — O. Immisch, Das Erbe der Alten (1911) S. 34.

[3]) F. Boll, Philologus 69 (1910) S. 164—167; zustimmend H. Röhl Jahresb. d. phil. V. 37 (1911) S. 136f.

Maecenas hat soeben ernstlich geklagt, er müsse jetzt sterben und seinen Freund zurücklassen: erschrocken weist der Freund die Klage zurück, indem er vorwurfsvoll jeden gerechten Grund zu einem so tödlich schreckhaften Gedanken in Frage stellt, sofern ein früherer Tod des Maecenas ihm als unbegreifliche Feindseligkeit gegen den Willen der Götter und gegen sein, des Freundes, Daseinsglück erscheint (V. 1—4)[1]. Aber Maecenas hat einen gerechten Grund, und es ist wirklich, glaubt er, eine feindliche Gewalt am Werke, ihn vor der Zeit dahinzuraffen: da macht sich der Sprecher, nach kurzer Überraschung, entschlossen die notwendige Folge klar, sein eigenes weiteres Dasein als zwecklos preiszugeben. Und den Entschluß, mit zu sterben, bekräftigt er jedem Einwand gegenüber, indem er ein früheres Gelübde erneuert: unter Maecenas' Führung will dessen treue Gefolgschaft den Weg zum Kampfziel mit ihm vereint gehn, auch in den Tod (V. 5—9. 9—12)[2]. Jetzt, aus dem Entschluß, sein eigenes Dasein preiszugeben, falls wirklich jene Gewalt Maecenas dahinraffe, und aus dem Gelübde, seinem Führer in jedem Falle, zu weiterem Lebenskampfe, aber auch zum Tode, Gefolgschaft zu leisten, erwächst dem Sprecher ein kühner Glaube: ihn selber wird keine jener götterfeindlichen Todesgewalten überhaupt jemals von dem Platze im Leben wegreißen, der ihm durch Willen und Beschluß mächtiger Götter einer gerechten Welt- und Lebensordnung bestimmt ist. Und bestärkt wird ihm sein kühnfordernder Glaube durch die ruhigere Erfahrungsgewißheit: mag auch dieses oder jenes gewaltsame Element seines Geburtsschicksals ihn mit feindseliger Gewalt bedrohen, jedenfalls offenbart doch bei einem jeden

---

[1]) *exanimare* und *exanimis* bei Horaz sonst immer von stärkster Wirkung steigender Angst oder jähen Schreckens, c. III 12, 3. sat. I 1, 76. 4, 126. II 6, 114. epist. II 1, 178. — *me* in V. 1 durch seine Stellung und die Gegenüberstellung des sonst entbehrlichen *tuis* stark betont, etwa 'der Freund den Freund'. — Zum logischen Verhältnis zwischen *cur* . . und *nec dis* . ., sowie dazu, daß erst durch *te prius obire* der Gegenstand der Klage, Trennung vom Freund und nicht Sterben als solches, bestimmt wird, vgl. Spittas Strophe 'Was macht ihr, daß ihr weinet'. — *amicus* adj. noch in seinem eigentlichen und lebendigeren Sinn, aktivisch und personifizierend wie φίλιος: 'liebend, liebevoll gesinnt, jemandes Sinn und Zwecken mit Liebe dienend', von liebevollem 'Götterdienst' c. IV 6, 41. I 26, 1. II 6, 18. III 4, 85. 11, 6, entsprechend *dis inimicus* sat. II 3, 122. Zum Acc. c. inf. nach *amicum est* vgl. *conducit, expedit, utile est* (Stolz-Schmalz II Syntax § 168 ff.).

[2]) Der Ausruf *a* oder *ah* bei Horaz gebraucht, wo ein Sprechender den nicht begriffenen Grund eines andern jetzt überrascht erfahren hat durch eine zu denkende Zwischenäußerung des andern (c. I 27, 18) oder durch nachträgliches eigenes Bewußtwerden (epod. 5, 71, wozu mein Jambenbuch d. Hor. S. 30. 32). — Bei *rapit* beachte das Praesens; *maturior* nach Sprachgebrauch mehr als *prior*, 'dem Wesen nach früher, schneller reif, fertig, wirksam', also im Gegensatz zur gottgeordneten Sterbensnotwendigkeit eine *vis dis inimica* (V. 2, vgl. zu 13 f. 22 ff.). — Zum Fahneneid vgl. epod. 1, 11—14. 23 f., mein Jambenbuch S. 123 ff.; die Plurale *ibimus, parati, comites*, besonders wegen des letztern, generell im Sinne einer ideellen Gefolgschaft.

von den beiden Freunden, auch bei Maecenas, die Gesamtwirkung der Geburtssterne wunderbar eben denjenigen Sinn und Willen, den er soeben von gerechten höheren Schicksals- und Lebensmächten für sich in kühnem Glauben gefordert hat, daß nämlich götterfeindliche Gewalten den von guten Göttern Berufenen niemals vor der gottbestimmten Zeit von seinem Platze im Leben wegreißen können (V. 13—22)[1]). In der frohen Bewunderung dafür, daß die Lebenssterne beider Freunde im Sinne mächtiger gerechter Götter wunderbar günstig sind, drängen sich dem Sprechenden besonders lebhaft zwei Erlebnisse aus kurz vergangener Zeit in die Erinnerung: wie der götterfeindliche Saturn den Maecenas mit jähem Tod bedrohte, aber Jupiters Schutzgestirn den flugschnellen Lauf dieses Schicksals hemmte und zu gleicher Zeit das römische Volk fröhlich bekundete, was diese Rettung für die Gesamtheit bedeute; und das andre Ereignis: wie eine rohe Naturgewalt heimtückisch den Sprecher selbst beinahe schon vernichtet hatte, aber ein freundlicher Gott der umgebenden Erdennatur ihn vor dem Schlimmsten rettete und zwar nach Sinn und Willen des himmlischen Gottes Mercurius, der die Männer friedlicher Kunst und Gesittung in ihrem Lebensberufe schützt wie Jupiter die Männer des Staates (V. 22—30)[2]). Aus dieser

---

[1]) *chimaera* typisch appellativ, ein götterfeindliches Ungeheuer, von Himmlischen getötet wie die Giganten (Bethe, Pauly-Wissowa III 2281 f. vgl. 244 f.); der andere typische Götterfeind im überlieferten *gigas* gegeben, auch von Vollmer eingesetzt, *centimanus* hier der Vorstellung ungeheuerlich losreißender Gewalt dienend. V. 13 die Anfangsstellung von *me* das Vorige stark bekräftigend, zugleich das Persönliche gegenüber dem Generellen (*ibimus . . comites . .*) betonend und den Sinn stark steigernd; V. 17 Nachstellung von *me* und Asyndeton des Satzes nur Weiterführung und Erweiterung des steigernden Gedankens ausdrückend; daß im Vordersatz *seu libra seu me* diese astrologischen Möglichkeiten alle den Sprecher angehen, läßt schließen, daß der Nachsatz *utrumque* zunächst noch in Bezug auf [den Sprecher und] seinen vorausgegangenen Hauptgedanken gesagt sei. *utrumque* nach Sprachgebrauch scharf distributiv 'jedes von beiden einzeln, für sich, an seiner Stelle', entsprechend dem Singularis *consentit*; also wohl nicht 'die beiden stimmen miteinander überein', sondern 'jedes von den beiden stimmt mit einem gemeinsamen Dritten überein', d. h. im Zusammenhang: mit dem vorher bezeichneten Sinn und Willen hoher Schicksalsgötter; gewahrt ist der distributive Sinn in Senecas 'für jedes von den beiden (den Himmel oben und die Erde unten) ist es die Luft, durch welche die gegenseitige Verbindung vermittelt wird', *utrique per hoc inter se consensus est* (nat. qu. II 4, 1), vgl. auch Persius 5, 46. *consentire* von Gestirnen öfter 'denselben Sinn und Willen zeigen, günstig oder ungünstig', Manil. IV 487. Sen. nat. qu. VII 4, 2 (II 49, 2). German. Arat. c. scholiis ed. Breysig S. 184, 25 = 224, 3 ff.

[2]) Kurzvergangene Erlebnisse sind bedeutsamer; nach V. 30 ff. die Opfer noch nicht dargebracht. Saturn als *impius*, götterfeindlich im Sinn von 2. 5 f. 13 ff. 17 ff. Der Temporalsatz *cum populus* nach stilistischem Gebrauch gefaßt, der Vorgang mit dem Eingreifen Jupiters gleichzeitig und als gleichzeitig die Bedeutung des Hauptvorgangs durch eine charakteristische Kundgebung bekräftigend (Kießling-Heinze[5] zu V. 25; Wochenschr. f. kl. Philol. 1910 Sp. 726 zu c. I 20; s. im Texte oben weiterhin). *theatris* un-

dankbaren Erinnerungsfreude heraus entfaltet sich ein letztes Gefühl, das Verlangen, daß sie beide jetzt ungesäumt die noch unbezahlte Dankschuld entrichten, jeder nach seinem Können und seinem Sollen, die Dankschuld dafür, daß gerechte und gütige Schutzgötter des römischen Staates und der friedlichen Gesittung ihr beider Zusammenleben und Zusammenwirken durch keine götterfeindlichen Gewalten vor der Zeit wollen trennen lassen (V. 30—32).

Aber wenn dies die Vorstellungen und Gefühle sind, die aus einer ursprünglichen Gesamtvorstellung sich zu einem Gedichte entfaltet hätten, wo bleiben gewisse Realitäten? Man spricht hier von einer allgemeinen Lebensbegier und Todesfurcht des Maecenas als bekannter Tatsache. Aber was man dafür anführt, die eigenen Verse des Maecenas bei Seneca epist. mor. XVII 1 (101), das ist eine bewußte Karikatur töricht widerspruchsvoller menschlicher Lebensgier, vielleicht auch eigener Anwandlungen, wie sie sogar ein Held unter Umständen erleben kann. Wenn aber Seneca bloß aus jenen Versen auf die allgemeine und gemeine wirkliche Todesfurcht des Verfassers geschlossen haben sollte, so hätte er eben die lyrische Subjektivität mißverstanden und die Idealität des poetischen Ichs verkannt — gerade so z. B., wie wenn naive Leute aus deutscher Morgenwanderungsdichtung sich den Verfasser zum leidenschaftlichen Frühaufsteher gemacht und sich dann an ihm geärgert haben, als die biographische Forschung entdeckte, er sei eher ein Langschläfer gewesen. Jedenfalls aber handelt es sich in unserem Horazgedicht um eine besondre, jähe Losreißung vom Lebensgenossen und von der Lebensaufgabe und nicht darum, daß Maecenas seine Freunde mit alten Todesgedanken plage. — Zu

---

gezwungen eher mit *laetum* zu verbinden, als Ablativ oder als Dativ, als Ort oder als Zuschauerschaft, der Plural vielleicht generell, der Ort nicht notwendig das spezielle Theater; *populus frequens* gibt leicht die Vorstellung, das Volk sei an dem betr. Orte als politische Gesamtheit, römischer Staat vertreten, sei's bei großen Staatsspielen, sei's auch in einer andern Art Versammlung (über *populus* hier vgl. H. Belling, Studien über d. Liederbücher d. Horatius S. 152). — *viri Mercuriales* nach ähnlichen Bildungen mit *viri* wohl als Kollegium oder Berufsgenossenschaft unter dem Gott Mercurius als Patron vorgestellt, *Mercuriale cognomen* sat. II 3, 25 'von einem Geschäftsmann; Mercurius Retter des Sprechers vor allen weiteren Kriegsfahrten des Bürgerkriegs ins friedliche Leben c. II 7, 13—16, sein gewohnter Oberbehüter für sein Leben und Dichten in ländlichem Frieden sat. II 6, 4f. 14f., also wohl mit andern Behütern unter sich (*custos maximus* etwa wie *pontifex, haruspex maximus*), hier mit Faunus als untergeordnetem Hüter in Fällen, wo der himmlische Gott nicht bemüht zu werden braucht; *custos vir. Mer.* wird, bei dem starken Parallelismus der beiden Rettungen, durch die Endstellung parallel zu *cum pop. frequ.*, also wohl auch Gegensatzparallele zur Bedeutung des Maecenas als Staatsmannes, wie im folgenden das bescheidene Opferlämmchen Gegensatz ist zum glänzenden öffentlichen Opferdank des Staatsmanns (*victimas, aedem*), die Genossenschaft der Mercuriusverehrer sozial bescheiden gedacht; demgemäß gerade der bescheidene Unterbehüter Faunus der beste Gegensatz zu Jupiter in Sternenhöhe und Strahlenglanz.

der Stelle von Maecenas' früherer Rettung haben wir die alte Nachricht: Maecenas sei, von schwerer Krankheit genesen, im Theater mit Beifall begrüßt worden. Aber in den überlieferten Worten unseres Gedichtes ist er weder als bereits genesen noch als im Theater anwesend dargestellt; eine deshalb vorgeschlagene Textveränderung ist meistens abgelehnt worden, und eine scharfsinnige neue Verbindung und Deutung der Worte erregt wieder neue Bedenken [1]). Ich schlage die einfachere Annahme vor: jene biographische Nachricht möge richtig sein, sei aber unvorsichtig für unsre Verse herangezogen worden, diese Verse hinwiederum seien die poetische Erinnerung an irgend einen andern Vorgang, einen ähnlichen z. B. wie jenen, als das römische Volk im Zirkus erst das wundersam frühe Gerücht, dann die erste amtliche Nachricht vom Sieg bei Pydna mit freudigem Beifallklatschen aufnahm (Liv. XLV 1). Also nur als Möglichkeitsbeispiel nehme man an: noch während Maecenas' Krankheit verbreite sich unter dem irgendwo versammelten römischen Volke ein Gerücht unkontrollierter Herkunft oder auch die bestimmtere Nachricht, daß in Maecenas' Todesgefahr soeben eine glückliche Wendung sich vollziehe, und unwillkürlich begrüße das Volk diese Nachricht mit dem dreimaligen freudigen Beifallklatschen einer Spielzuschauerschaft. Dann erschiene ja die Kundgebung des Volkes wirklich als gleichzeitig mit der Abwehr des Todes, und sie könnte, selber mehr oder weniger wunderbar, den Sinn des Hauptwunders bedeutsam bekräftigen. Dagegen hat die biographische Nachricht, so wie sie lautet, für unser Gedicht fast nur Schwierigkeiten verursacht.

Über die astrologischen Dinge als Realitäten stelle ich das Urteil gern Sachverständigen wie Franz Boll anheim. Bemerkt sei hier so viel. Es ist möglich, daß den Worten von den drei Zeichen des Tierkreises Erinnerungen an eigene Erlebnisse des Dichters, in Bürgerkrieg und Seefahrt, zu Grunde liegen; aber durch kein Wort will der Dichter die poetische Vorstellung von diesen Wirklichkeiten hier hervorrufen. Der Ausdruck ferner von den zwei Gestirnen der beiden Freunde bezeichnet nicht bestimmte einzelne Sterne, etwa Planeten, sondern die Lebensschicksale der beiden, insofern sich in ihnen je eine Gesamtkonstellation erfüllt; man vergleiche Kießling zu epist. II 2, 187. Bei der Rettung des Maecenas schwebt dem Sprecher gewiß der Planet Jupiter vor, aber stärker der — über seinem Stern waltende — höchste Gott. Bei den 'Mercuriusmännern' erinnert nichts an den Planeten Merkur, und was hätte gerade Faunus mit diesem Planeten zu tun? zudem gilt der Planet Merkur als ein sehr unzuverlässiger und ganz unselbständiger 'Patron' [2]). Endlich: daß etwa Maecenas zu seiner

[1]) Die Erklärung Bellings, Liederbücher d. Horatius S. 152.

[2]) Germanici Aratea cum scholiis ed. Breysig S. 184, 25 = 224, 3 ff. 186, 18. 222, 5 ff. Boll erwähnt diese Würdigung des Planeten M. nicht;

gegenwärtigen Todeserwartung durch eine astrologische Weissagung veranlaßt sei, darauf führt im Gedichte direkt nichts, es braucht ja dem Dichter für seinen Zweck hier nicht notwendig etwas an einer bestimmten Vorstellung des Anlasses zu liegen; über astro logischen Glauben oder Unglauben bei Maecenas und Horaz urteilen unsere Erklärer widersprechend, und Stellen aus Gedichten sollte man als biographische Zeugnisse auch hier lieber nicht zitieren.

Aber wie stände es, wenn die historische Poetik und Topik auch in unserem Gedichte z. B. ein ganzes altes griechisches Schulschema für Beruhigungs- und Trostgedichte samt zugehörigen Gemeinplätzen wiederfände? Nun, dann würden wir vermutlich wieder an einem neuen Beispiel beobachten, wie man solche Schemata in spätere Gedichte gewaltsam hineinsehen kann und eine klägliche Art Abhängigkeit des Römers mit derselben ungeschichtlichen Verkennung geistigen Geschehens und mit gleichen logischen Zirkelschlüssen beweist, wie neuerdings z. B. auch wieder die klägliche Unselbständigkeit des Griechen Sophokles. Insbesondre würde die historische Poetik sich wohl für unser Horazgedicht so wenig, als für Sophokles' Elektra, die paar Gewissensfragen stellen: wieweit die Wiederholung des Alten schon durch allgemeine Naturnotwendigkeit oder durch besondere poetische Zwecke oder durch die Gesamtvorstellung des neuen Gedichts bedingt sei. Das letzte namentlich zu fragen sind wir verpflichtet durch das, was Goethe, Freytag, Scherer, Wundt, Paulsen, Elster, Wolff und andre oder auch eigenes Beobachten und Denken uns lehren können: dem Dichter, sofern er wirklich Dichter ist, entfalten sich beim Schaffen alle Einzelheiten seiner Darstellung, auch die technischen und stilistischen Formen, von innen heraus, aus Inhalt und Form einer Gesamtvorstellung dramatischer, epischer oder lyrischer Art, einer künstlerischen Idee, welche er vorher konzipiert hat, und dies geschieht mit Hilfe eines in Leben, Bildung und Lehre erworbenen, zu eigen gewordenen, nicht bloß angeerbten Schatzes sachlicher und formaler Vorstellungen. Für c. II 17 möchte ich, nach der vorhin gegebenen Analyse, jetzt die dichterische Gesamtvorstellung oder Idee etwa so bestimmen: 'wie der bescheidene treue Lebensgefährte vom jähen Erschrecken über eine Schicksalsgefahr seines hohen Freundes dann im Wandel der Gedanken und Empfindungen dahin gelangt, an einem ferneren, gottbestimmten Zusammenleben und Zusammenwirken zuversichtlich und dankbar sich zu freuen'. Und ich meine: aus dieser Idee würden alle Kompositionsteile der Reihe nach, alle einzelnen Motive und Ausdrucksformen je ihre poetische Zwecknotwendigkeit und ihre lebendige Eigenkraft zu einer einheitlichen

---

wenn gewisse Fixsterne des Horoskops durch Pan oder Hermes Beistand leisten, so ist das immerhin nicht dasselbe, wie wenn der Planet M. durch den Gott Faunus Hilfe leistet.

Wirkung empfangen. Im übrigen wäre diese Idee eine wirklich lyrische, das Ur- und Allgemeinbild eines Gefühlserlebnisses, sie schiene mir neu und persönlich, und auch geschichtlich insofern, als sie für die Zeit des Gedichtes, die Jahre 30—29, eine allgemeinere Bedeutsamkeit haben könnte.

Alle echte Geschichtlichkeit und Wirklichkeitsfreude in Ehren — vielleicht regt wenigstens der Vorgang unserer Germanisten dazu an, auch für die römische Dichtung gewisse historische Realitäten auf ihren Wert zu prüfen.

Basel. Theodor Plüß.

---

## Janeira und Janassa.

Hartels Vorschlag, Hom. Σ 47 *Ἰάνειρά τε καὶ Ἰάνασσα* den fehlerhaften Hiat zu beseitigen durch Lesung von *ἠδ'* für *καί*, wird erledigt durch Jacobsohns Nachweis (Hermes 1910 (45) S. 67 ff.), daß an dieser Stelle des Verses *ἠδ'* überhaupt unstatthaft ist. Wie ist zu helfen? Aeolica S. 49 Nr. 52 erweist Bechtel äol. *Ἰκέρτης* als einen mit *Ἰφικράτης* engverwandten ersten Beleg des mit *ϝῖφι* sinngleichen Namenselementes *ϝῐ-*. Den zweiten und dritten Beleg und zugleich die oben geforderte Hiatbeseitigung hat man, wenn man mit metrischer Kürzung des *ι* versteht *ϝιάνειρά τε καὶ ϝιάνασσα.*

Steglitz b. Berlin. L. Sadée.

---

## ZWEITE ABTEILUNG.

### LITERARISCHE BERICHTE.

1) H. Morsch, Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich. Ein Beitrag zur vergleichenden Schulgeschichte und zur Schulreform. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. VIII u. 486 S. 12 *M*, geb. 13 *M*.

Der Berichterstatter hat die erste 1905 erschienene Auflage dieses Buches sowie den 1907 herausgegebenen Ergänzungsband in der „Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, herausgegeben von H. Schotten“, Jahrg. 37, S. 207 bis 208, und Jahrg. 39, S. 209—210 angezeigt. Was er damals gesagt hat, möchte er angesichts der neuen, beide frühere Veröffentlichungen zu einem Ganzen vereinigenden, ihren Inhalt in teilweise umgearbeiteter und erweiterter Gestalt bringenden Ausgabe durchaus aufrecht erhalten. Es ist ein Werk, dessen Herstellung einen staunenswerten Fleiß, ein hohes Maß scharfer Dispositionskraft und gewandten Darstellungsvermögens, ein feines kritisches Vermögen erforderte. Alle diese Eigenschaften besitzt der Verfasser in hohem Maße, so daß wirklich ein Buch von besonderer Bedeutung zu stande gekommen ist. Die Bedeutung ist eine doppelte. Sie liegt einmal in der Möglichkeit, die dem Leser geboten wird, sich über eine große Zahl den höheren Lehrerstand bewegender Fragen so zu unterrichten, daß der Stand derselben in den einzelnen Bundesstaaten des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns klar hervortritt, — zweitens aber in der anregenden Kraft, an der Lösung dieser Fragen, die fast überall noch aussteht, weiter zu arbeiten. In dieser zweiten Hinsicht kommt das Werk vielleicht noch mehr in Betracht wie in der ersten. Seit seinem ersten Erscheinen ist die Beschäftigung des Oberlehrerstandes mit den meisten der Fragen sichtlich lebhafter geworden.

Staatsprüfungen und praktische Vorbereitung für den Beruf, Organisation und Aufbau der Aufsichtsbehörden, die Dienstanweisungen der Direktoren und Lehrer an den höheren Schulen,

Rang, Titel, Gehalt und Pflichtstundenzahl sind die Themata des Buches, die sich auf sogenannte Standesfragen beziehen, Vorschule und Aufnahmeprüfung dagegen, Entfernung unbefähigter und ungeeigneter Schüler, Wechsel- oder Parallelcoeten, Schulordnungen, die Füllung der höheren Schulen, Versetzungen und Versetzungsprüfungen, die Reifeprüfung, die Lage und Länge der Ferien sind solche, die Organisationsfragen betreffen, und sicherlich ist jedes Thema derart, daß kein Mitglied des Oberlehrerstandes umhin kann, Stellung zu ihm zu nehmen.

Stellung zu ihnen nimmt auch der Verfasser, sehr bestimmte, entschiedene Stellung. Sein Werk trägt einen durchaus schulreformerischen Charakter. Und man wird ihm darin Recht geben müssen, daß die bisherigen sogenannten Schulreformen einseitig gewesen sind, sofern sie nur Lehrplanreformen, nur methodisch-didaktische Reformen waren. Demgegenüber fordert er eine soziale und administrative Schulreform. „Keine Schulreform ohne Schulverwaltungsreform“. Dieser Gedanke beherrscht in der Tat alle Ausführungen des Buches und ist von ausschlaggebender Bedeutung gewesen für die Auswahl der Themata. Demnächst können drei weitere Gedanken als führend bezeichnet werden, die sich wohl dahin formulieren lassen, daß eine leichte Schule ein Verbrechen sei, daß eine genaue gesetzliche Festlegung bis in alle Einzelheiten wünschenswert und notwendig sei („ein Gesetz nur kann uns Freiheit geben“), endlich, daß für das Wohl der Schulen, das in dem ersprießlichen Wirken der an ihnen arbeitenden Lehrer beschlossen sei, eine starke Beschränkung der Befugnisse der Schulleiter empfehlenswert, erforderlich erscheine.

In der Gegenwart, die uns durch die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts an Stelle der Gelehrtenschule die Schule der höheren allgemeinen Bildung gebracht hat, die vor den Eintritt in alle Lebensbahnen, seien sie die eines staatlichen oder einer andern öffentlichen Verwaltung angehörigen Beamten, seien es die Freieren eines gewerblichen oder kaufmännischen Berufes, die Forderung eines durch die Schule bezeugten Maßes von Kenntnissen gesetzt hat, haben sich mit Notwendigkeit die Ansprüche herabgemindert, die sie an ihre Zöglinge stellen kann. Nötigen dazu einmal die Menschen, die nach Arbeit und Versorgung streben, so andererseits die allgemeinen Einrichtungen, die ohne die nötige Zahl der Arbeiter nicht ihren Zweck erfüllen können. Jeder Versuch, die Leistungen auf eine höhere Stufe zu heben, scheitert schließlich an den Grenzen der geistigen Befähigung und der Masse der nach Bildung Strebenden. Ein Nachlaß in den Ansprüchen der Schule ist unvermeidlich, wenn nicht, was sehr unwahrscheinlich ist, die einzelnen Berufe die Forderungen erniedrigen, die sie für ihre Anwärter stellen. Etwas andres ist es, unter der Voraussetzung solcher Milderungen, unnachsichtig, ernst und streng auf der Erfüllung dieser gemäßigten Anordnungen zu bestehen. Die Prü-

fungen, Versetzungen, Zeugnisgestaltungen nachsichtig und milde zu handhaben, kann in der Tat verhängnisvoll werden. Rigorose und pedantische Strenge freilich nicht minder. Schematisierung ist nichts anderes als ein Verlegenheitsausweg, der wohl beschritten werden muß, dem gegenüber aber die Nebenpfade individueller Behandlung nicht ganz versperrt werden dürfen.

Es ist eben daher unmöglich, durch starre, wenn auch noch so eingehende, wenn auch noch so wohlwollende Gesetzesvorschriften allen Fällen gerecht zu werden. Wie diese Erkenntnis das Ergebnis jeder unvoreingenommenen Prüfung der Behandlung der Schüler ist, so auch in der Frage der dienstlichen Verhältnisse der Lehrer. Die Forderung nach fester, unangreifbarer Formulierung der Rechte, vor allem der Rechte — die Pflichten verstehen sich ja wohl von selbst —, die den Lehrern in der Ausübung ihres Berufs den Schülern, den Eltern, den Leitern und Aufsichtsbeamten gegenüber zukommen, durchzieht das ganze Buch. Historisch betrachtet, ist diese Forderung gewiß nicht ohne Berechtigung. Sie ist hervorgegangen aus der Unklarheit, aus dem zeitweiligen Stagnieren der Verhältnisse des höherern Lehrerstandes. Sie kann und muß aufgefaßt werden als eine atavistische Erscheinung, ein Stück Tradition aus den Zeiten der Bevormundung und Unterdrückung. Sie läßt sich aber auch deuten als ein Zeichen des Fortschritts, freilich als ein Überhasten und über das Ziel Hinausschießen der Stürmer und Dränger, zu denen ja noch solche gehören können, deren Haar schon weiß geworden ist. Wohl kann das Gesetz, das fest umschriebene, ein Stück Freiheit der Bewegung gewähren. Aber ein anderes Wort ist doch wohl das bessere in allen Dingen der Erziehung und des geistigen Lebens. Der Geist soll uns frei werden, der Geist der Einsicht und der Nachsicht, der Geist der Selbstbeschränkung und des Vertrauens, der Geist der Eintracht und der Liebe, der Geist der Selbstverantwortlichkeit vor allem. Solcher Geist wird doch immer unentbehrlich sein trotz aller gesetzlichen Feststellungen, und wo er wirksam ist, da wird es mancher gesetzlichen Feststellungen nicht bedürfen.

So auch wohl im Verhältnis des Lehrers zum Leiter der Anstalt. An gar vielen Stellen des Buches tritt ja, in der neuen noch stärker als in der ersten Auflage, die Neigung hervor, einen feindlichen Gegensatz zu konstruieren zwischen diesen beiden Instanzen. Und wenn man, selbst ein Angehöriger dieses suspekten Direktorenstandes, die betreffenden Kapitel liest, so sind die Stunden, die man darauf verwendet, ja gewiß solche ernster Selbstprüfung, Einkehr bei seinem besseren Selbst und guter Vorsätze für die Zukunft. Denn wer von uns wäre ohne Fehler, mancher kennt die seinen wohl und kann sich ihrer doch nicht stets erwehren. Gelegentlich hat man beinahe den Eindruck, als hätte der Verfasser, vielleicht aus etwas einseitiger Erfahrung ein

wenig zu schwarz gemalt. Ein gut Stück ehrlichen Wollens hat doch wohl jeder von uns mit in das neue Amt gebracht, — sollte nun die Behörde so gar häufig ungeeignete Männer in die gehobenen Stellen befördert haben? Derartiger Polemik gegenüber berührt es doch auch eigentümlich, daß für die Direktorenposten es an Bewerbern unter den Oberlehrern noch nie gefehlt hat.

Mit als ein Erfolg und ein Verdienst unseres Werkes kann ja wohl die neue Dienstanweisung betrachtet werden, die seit Anfang 1911 die Rechte und Pflichten der Leiter und Lehrer an den höheren Lehranstalten in Preußen regelt. Sie hat beiden Teilen Vorteile gebracht, wie allgemein zugestanden wird, sie gilt als ein bedeutsamer Fortschritt über die früheren Zustände hinaus. Ordnet sie aber alles in unbestreitbarer Weise? Bieten ihre Festsetzungen nicht Gelegenheit zu verschiedenartiger Auffassung die Menge? Und wenn die Verwaltung die strittigen Punkte durch authentische Interpretationen zu klären unternimmt, wird dann Ruhe und Frieden einkehren? Damit allein gewiß nicht. Das wird eben erst dann und nur da geschehen, wann und wo in der Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen der Geist der Besonnenheit, die σωφροσύνη der Alten lebendig ist.

Hat der Berichterstatter so mit einigen Bemerkungen abweichende Ansichten angedeutet, so soll mit ihnen doch nicht im geringsten der große Wert des Buches angetastet werden, den er im Anfang seiner Anzeige hervorgehoben hat. Die Vertreter des höheren Schulwesens sind dem Verfasser zu aufrichtigstem Dank verpflichtet und sie können diesen Dank nicht besser abstatten als durch fruchtbringendes und weiterführendes Studium seiner Arbeit.

2) O. Heinemann, Die wichtigsten Bestimmungen der Preußischen Staatsbeamten-Gesetzgebung Anhang zum Handbuch des Verf.s über die Organisation und Verwaltung der öffentlichen Preußischen Unterrichtsanstalten. Potsdam 1909, A. Steins Verlagsbuchhandlung. 267 S. 2,40 ℳ, geb. 3,60 ℳ.

Im Jahrg. 64 S. 203 ist bereits auf das Erscheinen dieses Anhangs hingewiesen worden. Er enthält in 16 Abschnitten die Bestimmungen: 1) über Anstellung, Vereidigung, Amtsverschwiegenheit, allgemeine Rechte und Pflichten der Staatsbeamten sowie Merkmale der Staatsbeamten-Eigenschaft, 2) Grundsätze für die Besetzung der mittleren, Kanzlei- und Unterbeamtenstellen bei der Reichs- und Staatsbehörden mit Militäranwärtern, 3) Besoldungen und Gnadengebührnisse vom Diensteinkommen, 4) Wohnungsgeldzuschüsse, 5) Besoldungsordnung, Gehaltsvorschriften und Anrechnung der Militärdienstzeit auf das Besoldungsdienstalter, 6) Militärverhältnisse der Zivilbeamten, 7) Tagegelder und Reisekostenentschädigungen, 8) Umzugskostenentschädigungen, 9) Dienstwohnungen der Staatsbeamten, 10) Disziplinarvorschriften und Be-

stimmungen über die Wartegelder der Staatsbeamten, 11) Vermögensrechtliche Ansprüche der Staatsbeamten aus ihrem Dienstverhältnis, 12) Urlaub und Stellvertretung, 13) Nebenämter etc., 14) Eheschließung der Beamten, 15) Pensionswesen, Hinterbliebenenfürsorge und Erziehungsbeihilfen, 16) Besteuerung und Beschlagnahme des Diensteinkommens der Staatsbeamten.

Besonders wichtig zu jederzeitiger Information wird ja wohl der Abschnitt 5 erscheinen. Aber auch alle übrigen werden gleich ausführlich nicht leicht an andern Stellen zusammen gefunden werden. Die Abschnitte 4 und 7 sind freilich durch die Gesetzgebung des Jahres 1910 überholt.

Pankow b. Berlin. **Max Nath.**

---

1) Weimer, Geschichte der Pädagogik. Sammlung Göschen No. 145. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1910, Göschen'sche Verlagshandlung. 155 S. 0,80 *M*.

Das bereis in dritter Auflage vorliegende Bändchen bedarf eigentlich keiner besonderen Empfehlung, zumal es aus der Hand Weimers stammt, dessen pädagogische Schriften so schnell berechtigte Anerkennung gefunden haben. Ist auch die geschichtliche Darstellung nicht eigentlich Weimers Stärke, so treten doch auch in diesem Bändchen die bekannten Vorzüge der Sammlung Göschen scharf hervor. Auf streng wissenschaftlicher Grundlage wird dem Stande der neuesten Forschung entsprechend ein Überblick über das umfangreiche, aber interessante Gebiet der Erziehungsgeschichte gegeben. Die neue Auflage hat ansehnliche und dankenswerte Erweiterungen und Verbesserungen erfahren vom Altertum, wo die Pädagogik Platos und Aristoteles' eingehend geschildert wird, an bis auf die neuesten Veränderungen auf dem Gebiet des deutschen Schulwesens, die Neuordnung des Mittelschulwesens und die Mädchenschulreform. Überall ist die Darstellung knapp, klar und übersichtlich, und darum das Buch ein sicherer Führer für die erste Einführung, aber auch anregend zu weiterer Orientierung und Belehrung.

2) Natorp, Volkskultur und Persönlichkeitskultur. Sechs Vorträge. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. 176 S. 8. geb. 3,60 *M*.

Die fünf ersten dieser gedankenvollen, stilistisch meisterhaft geschriebenen Vorträge verdanken ihren Ursprung einer Versammlung des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung im Herbst 1910. Sie sollten die theoretische Grundlage zu den überaus vielseitig auf alle Zweige der freien Volksbildungsarbeit eingehenden Verhandlungen bilden und in Anlehnung an das praktische Wirken und die Grundsätze Pestalozzis, auf den der Verf. immer wieder zurückgreift, „so etwas wie ein System der gesamten Volksbildung von der Wiege bis zur Bahre entwerfen, ihre mannigfach verzweigte Arbeit in einer strengen inneren Einheit

erweisen, ihre höchsten und fernsten Ziele den Arbeitenden selbst gegenwärtig halten". Der Titel könnte auffallen. Vielen scheinen Volkskultur und Persönlichkeitskultur himmelweit verschiedene Dinge zu sein. Natorp will zeigen, „daß beides sich schlechthin bedinge, daß Freiheit und Gemeinschaft, folglich auch Pflege der Persönlichkeit und des Volkstums unbedingt zusammengehören, daß echte Freiheit der Person nur in tief- und festgegründeter Gemeinschaft, echte Gemeinschaft nur in freier Entfaltung persönlicher Bildung gedeihen kann". Volkskultur aber versteht N. im Sinne freier Gemeinschaft, sie begründet ihm überhaupt erst den Begriff „Volk". Der Volkskultur sind die ersten 5 Vorträge gewidmet, betitelt: „Pestalozzis soziale Pädagogik", „Haus und Schulerziehung als Fundamente der Volkskultur", „Die Erziehung der schulentlassenen Jugend", „Die Bildungsarbeit an den Erwachsenen in intellektueller und technischer Hinsicht", „Die Bildungsarbeit an den Erwachsenen in sittlicher, ästhetischer und religiöser Hinsicht". Man sieht, es sind Fragen, welche die Gegenwart besonders beschäftigen, und es ist interessant zu beobachten, wie der Verf. scheinbar neue Gedanken und Versuche wie die Kerschensteiners in ihren Keimen schon bei Pestalozzi vorhanden nachzuweisen sucht. Daß die persönliche Seite der Bildungsfrage auch nach ihrer Eigenheit zur Geltung komme, ist die Absicht des letzten Vortrags, in dem der Verf. eindringlich nachweisen will, daß der Selbstwert der Persönlichkeit am kräftigsten gerade im dem schlichten, unpersönlichen Sicheinsetzen für die Sache, nämlich die Sache der Gemeinschaft sich entfaltet; daß also gerade der Drang nach Befreiung der Persönlichkeit, der Individualität zur sozialen Arbeit, die ihrem letzten Sinne nach immer soziale Bildungsarbeit sein wird, hinführen sollte.

Das Buch betrifft ja nicht direkt die Gymnasialpädagogik, bietet aber mit seinem reichen Inhalt jedem Lehrer und Erzieher vielfache Belehrung, wenn man auch nicht überall dem Verf. zustimmen kann. Hier will ich nur Protest erheben gegen die Bemerkungen betreffend die Verbreitung geschlechtlicher Ausschreitungen von Gymnasiasten und die planmäßige Bekämpfung von Schülervereinigungen gegen den Alkohol durch „hochweise Gymnasialdirektoren". Solche Bemerkungen könnten leicht zu Verallgemeinerungen Anlaß geben, die den Tatsachen doch ganz und gar widersprechen. Davor sollte sich ein ernstes pädagogisches Buch hüten.

3) Cramer, Pubertät und Schule. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. 21 S. 8. 0,60 *M*.

Daß der ersten, im Aprilheft dieser Zeitschrift warm empfohlenen Auflage schon nach so kurzer Zeit die zweite folgt, ist der beste Beweis für die Wichtigkeit und Tüchtigkeit der

Schrift. Der Verf. hat den Text auf Grund eines neuen, auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Königsberg gehaltenen Vortrags etwas erweitert und vielfach verbessert, selbstverständlich unter Benutzung der neueren Literatur, besonders der Schriften Czernys. In den für Lehrer und Erzieher außerordentlich wichtigen Ergebnissen und Folgerungen für die Schule, zu denen der Verf. auf Grund eigener eindringender Studien und Forschungen anderer gelangt ist, hat sich nichts geändert. Auch diesmal erkennt der Verf. an, daß die Schule trotz mannigfacher — nach seiner und anderer Überzeugung ungerechtfertigter — Angriffe die gewiß nicht leichte, sondern schwere Aufgabe, eine bestimmte Anzahl von Schülern möglichst gleichmäßig zu fördern, mit gutem Erfolg vollbringt. Ja mit diesem Erfolge, den die Schule erreicht trotz der Verschiedenheiten in der Veranlagung und geistigen Entwickelung der einzelnen Individuen, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die der labile Zustand und die gesamte Psychologie der Pubertät mit sich bringt, mit diesem Erfolge ist noch ein anderer erzielt, der in dieser zweiten Auflage mit Recht besonders betont wird, weil heute soviel von sozialer Erziehung die Rede ist: „Die heranwachsende Jugend wird nicht nur von den Lehrern, sondern auch von den Mitschülern selbst zum Verkehr erzogen, sie gewöhnen sich, wie an das Gehorchen, auch an den Umgang mit andern, sie erhalten die notwendigen sozialen Instinkte, das Korporationsgefühl und das Vermögen, für eine gemeinsame Sache mitzuwirken".

Die beachtenswerte Schrift sei auch in dieser neuen Fassung der Aufmerksamkeit der Kollegen warm empfohlen.

4) **Hartmann, Die Alkoholfrage in den höheren Schulen.** Hamburg 1911, Guttempler-Verlag. 24 S. 8. 0,25 *M*.

Die Schrift kennzeichnet sich als eine Streitschrift gegen den Alkoholismus und Anklageschrift gegen die höheren Lehranstalten mit ihren Leitern und Lehrern, „die noch so wenig imstande sind, sich von den Fesseln der akademischen Überlieferung loszulösen, daß sie dadurch geradezu ein Hemmnis werden für den Aufstieg der ihnen anvertrauten Jugend, die vielfach geradezu zurückgehalten wird von dem Wege, der sie zu Gesundheit, Erfolg und Lebensglück führt". Wer wie Rezensent zwar mäßig, aber durchaus nicht absoluter Abstinenzler ist, wird sich mit dem Verf. nicht einigen können. Prinzipienfragen sind indiskutabel und sollen auch hier bei Seite bleiben. Aber ein Vorwurf kann der Schrift nicht erspart bleiben, — die vielen Übertreibungen. Daß ein Mäßiger mit seinem mäßig gefüllten Glase ein schweres Hindernis ist für die volle Wirkung seines Kampfes gegen den Alkoholismus, wird der nicht zugeben, der wohl gegen den Mißbrauch des Alkohols, nicht aber für völlige Abstinenz eintritt. „Daß die unter ethisch-pädagogischen Gesichtspunkten angenommene und

festgehaltene abstinente Lebensführung in hohem Maße geeignet ist, die erzieherische Berufsauffassung zu einer bewußten Richtung auszubilden und zu vertiefen", wird zugegeben, nur muß man das nicht so verstehen, daß der abstinente Lehrer nun auch ein vorzüglicher Erzieher sein muß und es ohne Abstinenz keinen vorzüglichen Erzieher geben kann. — Das Beste in der Schrift ist die Angabe von Themen, die der Verf. in verschiedenen Klassen des Gymnasiums behandelt hat, um die Jugend über diesen schlimmen Feind zu belehren. Diese Angaben sind in der Tat höchst dankenswert und fordern zur Nachahmung auf. Denn den Kampf gegen den Mißbrauch des Alkohols aufzunehmen und besonders die Jugend aufzuklären, ist unsere Pflicht, nur soll man nicht gleich den Bogen überspannen und völlige Abstinenz verlangen.

Elbing. Paul Tietz.

---

**Kirchners Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Sechste Auflage. Dritte Bearbeitung von Carl Michaëlis. (Philosophische Bibliothek, Band 67.) Leipzig 1911, Felix Meiner. VI u. 1124 S. 8. 12,50 ℳ**

Der fünften Auflage des philosophischen Wörterbuchs von Kirchner-Michaëlis, die im Jahre 1907 an dieser Stelle angezeigt wurde, ist nunmehr die sechste gefolgt, die zugleich eine dritte Umarbeitung der ursprünglichen Fassung von Kirchner bedeutet. Das Buch ist gegen die vorhergehende Auflage um 316 Seiten angewachsen. Es dürfte damit zu einem gewissen Abschluß gekommen sein. In der Tat sind jetzt alle Forderungen, die man billig an ein nicht für Fachmänner, sondern für Anfänger und ein größeres Publikum bestimmtes Werk stellen darf, in vollem Maße erfüllt. Der Hauptmangel der bisherigen Auflagen, die unzureichenden literarischen Hinweise, ist beseitigt. Überall findet man eine gut ausgewählte, nur das Wichtigste berücksichtigende, bis auf die Neuzeit reichende Literatur angegeben. Da wo sie zu umfangreich sein würde, ist auf leicht zugängliche Verzeichnisse verwiesen. Auch ein Übermaß ist taktvoll vermieden. Immerhin wird der Benutzer manchmal in Verlegenheit sein, welches der Bücher er zu weiterem Studium benutzen soll. Hier würde sich der Verf. noch sehr verdient machen, wenn er wenigstens bei den eigentlichen Grundbegriffen ein Buch herausheben wollte, das ihm zur Weiterführung am geeignetsten scheint. Wer sich einsam mit Philosophie beschäftigt, wird in dieser Wissenschaft mehr als in irgend einer anderen Gefahr laufen, auf Wege zu gelangen, die ihm zu steil sind. Er wird immer dankbar sein, wenn ihm eine bestimmte Sträße gewiesen wird, auch wenn sie schließlich nicht die bequemste sein sollte.

Neu aufgenommen sind eine Reihe längerer Artikel von besonderer Bedeutung, unter denen die über „Gleichheit, Hegelianismus, Neovitalismus, psychische Meßmethoden" durch Umfang und Wert hervorstechen. Zu kurz gekommen scheint uns der Artikel

über „Platonismus". Die Bedeutung Platos steht nicht hinter der des Aristoteles oder gar Hegels zurück. Es sollte daher in dem erwähnten Artikel nicht so sehr die Philosophie Platos vorgetragen werden, wie der Einfluß des Denkers und seiner Nachfolger auf die Renaissance und die Neuzeit überhaupt.

Das Wörterbuch umfaßt in seiner jetzigen Gestalt das ganze Gebiet der Philosophie und zwar nicht nur, wie der Titel vermuten läßt, in den Grundbegriffen, sondern es sucht vielmehr die gesamte Terminologie bis in ihre letzte Ausläufer zu umspannen. Diese Erweiterung des ursprünglichen Plans ist höchst dankenswert. Es wird nunmehr selten vorkommen, daß jemand vergebens anfragt. Auch der Fachmann wird angesichts der erstaunlichen Fülle des Gebotenen in zahlreichen Einzelheiten Neues finden. Bei vielen angestellten Stichproben ist uns nur der Mangel eines Artikels über „Sinnesqualitäten" aufgefallen. Man findet zwar unter „primär" einen Hinweis, aber dann fehlt wieder das häufigere „sekundär" in einem besonderen Stichwort. Bei der prinzipiellen Bedeutung, die man diesen Aufstellungen heut mit Recht für die Entwicklung des philosophischen Idealismus beimißt, wird hier eine Lücke empfunden.

Über das Gebiet der eigentlichen Philosophie hinaus gibt Michaëlis auch die Grenz- und Hauptbegriffe der Nachbarwissenschaften, wie der Theologie, der Mathematik, Physik und beschreibenden Naturwissenschaften, der Psychiatrie, der Philologie und der Kunst. Auch hiermit wird sein Publikum sehr einverstanden sein. Einzig die Chemie ist vielleicht etwas zu kurz gekommen. Einige ihrer Hauptbegriffe, die auch für die allgemeine Entwicklung des Geisteslebens wichtig sind, bleiben unberücksichtigt oder werden nur an abgelegener Stelle erwähnt. „Oxydation und Reduktion" findet man nur unter „Phlogiston". Auch Feuer und Licht, die in der alten Philosophie eine so große Rolle gespielt haben, verdienten selbständige Artikel.

Die Artikel sind so aufgebaut, daß zunächst eine kurze etymologische Worterklärung gegeben ist, der die sachliche in der nötigen Ausführlichkeit folgt. Hiernach wird der Wandel des Begriffs im Laufe der Zeiten dargelegt und, wenn erforderlich, eine Würdigung gegeben. Den Schluß bilden die literarischen Nachweise. Es ist erfreulich, daß trotz der staunenswerten Gelehrsamkeit, die hierbei zutage tritt, sich niemals der Eindruck der Verwirrung einstellt. Es ist das der schönen Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks und der sorgfältigen Anordnung des Materials zu danken. Die Festigkeit der Grundlagen, die umfassende Vollständigkeit des Stoffes, die durchsichtige Anlage und vortreffliche Form, sowie die würdige Ausstattung machen das Buch zu einem treuen Führer auf den verschlungenen Pfaden der Philosophie. Man kann ihm nur weitere und weitere Verbreitung wünschen.

Berlin. Ernst Goldbeck.

---

Valentin Kehrein, Älterneuhochdeutsches Lesebuch. Zweiter Teil der oberen Lehrstufe des deutschen Lesebuchs für Gymnasien, Seminarien und Realschulen von Joseph Kehrein. Würzburg 1911, F. K. Buchersche Verlagsbuchhandlung. XV u. 470 S. gr. 8. geh. 8 *M*.

Joseph Kehrein, der 1876 verstorbene Direktor des Kgl. katholischen Schullehrerseminars in Montabur, ist durch seine literarischen Werke ehrenvoll in weiten Kreisen bekannt. Aus Anlaß der Enthüllungsfeier eines Denkmals für ihn in Montabur im September 1901 verfaßte sein Sohn Dr. Valentin Kehrein, Professor am Kaiserin Augusta-Gymnasium in Koblenz, eine Lebensbeschreibung von ihm, die uns einen Überblick gestattet über seine unermüdliche literarische Tätigkeit und die große Zahl der von ihm verfaßten Bücher und Abhandlungen. Besonders verbreitet sind in Lehrerkreisen seine „Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden nebst Einleitung in die Stilistik und Rhetorik und Proben zu den Hauptgattungen der prosaischen Darstellung für Gymnasien, Seminarien, Realschulen und zum Selbstunterricht“. Davon erschien im Todesjahr des Verfassers die sechste, verbesserte und vermehrte Auflage (Paderborn bei Schöningh). Das Buch ist dann von seinem oben genannten Sohn weiter geführt und wird in der Kürze in 12. Auflage erscheinen. Derselbe hat denn auch des Vaters Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten: I. Untere Lehrstufe, II. Mittlere Lehrstufe, nach dessen Tod neubearbeitet, und es liegt von dem ersteren jetzt die zehnte, von dem zweiten die neunte Auflage vor. Und dazu hat uns Valentin Kehrein eine „Obere Lehrstufe“ in zwei Teilen hinzugefügt, nämlich:

ein „Altdeutsches Lesebuch, nebst mittelhochdeutscher Grammatik und Wörterbuch“, das 1904 in zweiter vermehrter Auflage erschien, aus dem Verlag von O. Wigand in Leipzig in den Bucherschen in Würzburg überging und XII u. 611 S. gr. 8 umfaßt.

Wir glauben dem Verfasser gern, was er im Vorwort sagt, daß ihm das Buch eine lange und mühevolle Arbeit bereitet hat; denn er hat für diese Auswahl einen sehr umfangreichen Stoff durcharbeiten und sichten müssen. Wir haben hier auf 347 Seiten Sprach- und Literaturproben von Wulfila bis zur 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Nach zwei kurzen Abschnitten aus Wulfilas Bibelübersetzung folgen auf 47 Seiten Proben der althochdeutschen Prosa und Poesie bis 1056 und eben solche aus der Übergangszeit vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen bis 1125. Daran schließt sich auf 298 Seiten eine reiche Auswahl von Proben der mhd. Prosa und Poesie aus der Zeit des Aufblühens, der Blütezeit und der Übergangszeit vom Mhd. zum Älterneuhochdeutschen. In Summa sind es 218 Nummern. Am Schluß sind auf 4 Seiten literarische Nachweisungen zu allen Nummern gegeben, die besonders auch Auskunft geben über den zugrunde gelegten Text.

Neben dem Originaltext aus dem Gotischen und der althochdeutschen Periode ist eine genaue neuhochdeutsche Übersetzung gestellt, aus der auch der Laie ein befriedigendes Verständnis jener Sprachproben gewinnen kann, für das Mittelhochdeutsche ist eine eingehende vollständige Grammatik auf 112 Seiten und ein Wörterbuch von 122 Seiten beigefügt. Ein eingehendes Register von 24 Seiten ermöglicht ein leichtes Auffinden in der mhd. Grammatik und dem Anhang über die Verskunst.

Wir sehen aus der Übersicht des Inhalts, wieviel reichhaltiger dieses Buch ist als andere für den Zweck der Schule berechnete. Wir sollen einen möglichst vollständigen Überblick über den Entwickelungsgang unserer Muttersprache und zugleich unserer Nationalliteratur bzw. der einzelnen Literaturgattungen gewinnen, wobei auch das Kulturgeschichtliche, vor allem das „Rittertum", besondere Berücksichtigung gefunden hat. Zahlreiche Archivalien sind benutzt, viele biblische Erläuterungen, Legenden, Predigten usw. mitgeteilt, auch nieder- und mitteldeutsche Proben herangezogen. Geschichtliche Abhandlungen, Urkunden und bemerkenswerte Briefe werden auch als Quellen für den Geschichtsunterricht von Wert sein. — Die Grammatik enthält neben der Formenlehre auch eine sorgfältig ausgearbeitete Syntax, wozu nur wenige Vorarbeiten vorhanden sind, und wie im Lesebuch, so ist auch in der Grammatik die Sprache der Prosa weit mehr berücksichtigt, als dies bisher der Fall war. Jakob Grimms Grammatik behandelt nur den einfachen Satz und stützt sich dabei fast nur auf die Sprache der Poesie, Kehrein aber hat die Prosaliteratur, besonders auch die mittelhochdeutschen Predigten, grammatisch sorgfältig ausgebeutet. Die angeführten Beispiele sind durch Angabe des Fundortes belegt.

Die Grammatik nebst dem Wörterbuch sind auch in Sonderausgabe (2. Aufl. 1904) erschienen, da sie auch zu jedem anderen altdeutschen Schullesebuch gebraucht werden können und sich bei dem Studium der gangbaren mittelhochdeutschen Schulklassiker wohl verwenden lassen.

Auch das altdeutsche Lesebuch ist nun in diesem Jahr als zweiter Teil der oberen Lehrstufe des oben an der Spitze dieser Anzeige stehenden „Älterneuhochdeutsche Lesebuch" gefolgt, sieben Jahre nach jenem, weit später, als der Verfasser früher gehofft hatte. Denn die Arbeit war auch hier keine kleine. Haben wir im 1. Teil in 218 Nummern schon einen mehr als reichen Stoff, so ist er überreich in den 404 Nummern dieses Bandes Aus den Sprach- und Literaturproben von der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zur zweiten Blüteperiode unserer Literatur bietet uns der Band zunächst solche der historischen, rhetorischen und philosophischen Prosa, sodann der Epik, Lyrik und Didaktik aus dem Gebiete der Poesie aus der Zeit unserer Literatur unter dem Einfluß des Humanismus (1450—1600), ferner ebenso

aus der Zeit unserer Literatur unter dem Einfluß des Auslandes (1600—1700) und der Übergangszeit bis 1750. Als Anhang ist beigegeben: 1. ein kurzer Überblick über die einschlägige Verslehre, 2. ein älterneuhochdeutsches Wörterverzeichnis (während u. a. manche ungewöhnliche Wortformen in den Anmerkungen unter dem Tert erklärt sind) und 3. auf 8 Seiten literarische Nachweisungen, die auch hier über den zugrunde gelegten Text den nötigen Aufschluß geben. Ich würde auch noch ein alphabetisches Namenverzeichnis der Autoren beigefügt haben mit Angabe der Nummern des Buches, die von ihnen stammen; denn ihre Beiträge sind, unter verschiedenen Rubriken verteilt, oft nicht leicht zusammenzufinden. So findet sich z. B. Luther in 7 weit auseinanderliegenden Nummern.

Ich habe mich mit Freude in diesen zweiten Band vertieft, der ebenso wie der erste auch für den Lehrer viel Neues und Interessantes bietet und viel beitragen kann zur Veranschaulichung des Entwickelungsgangs unserer Sprache und Literatur. Da die Bücher von einem Katholiken verfaßt und wohl besonders für katholische Schulen bestimmt sind, so darf es uns nicht wundern, daß, wie bei Walther von der Vogelweide, die gegen Papsttum und Geistlichkeit gerichteten Gedichte ganz ausgeschaltet sind, so auch Luther und die anderen Reformatoren, zumal der Verfasser, wie er im Vorwort zum 2. Band sagt, „hinsichtlich der polemischen Literatur mit großer Vorsicht zu Werke gegangen ist und alles in konfessioneller Hinsicht Verletzende möglicht übergangen hat", für uns Protestanten zu kurz kommen, während der katholischen Literatur ein weiterer Raum gegönnt ist. — Eine andere Frage ist die: wie soll der Stoff der beiden Bände und die mhd. Grammatik im Unterricht der „Oberen Lehrstufe", d. h. der Obersekunda und Prima nur einigermaßen erschöpfend im Unterricht behandelt werden, zumal doch auch für die zweite klassische Periode und die neuste Literatur noch eine ausreichende Zeit verlangt wird? Der Privatlektüre der Schüler kann nicht viel zugewiesen werden; denn die Lektüre ist nicht leicht, und trotz der Noten und der Wörterverzeichnisse bleibt noch viel zu erklären. Freilich hat der Verfasser daneben auch das Selbststudium und die Hochschule im Auge, und da werden die beiden Bände treffliche Dienste leisten können; auch wird dem Lehrer der Geschichte aus dem 2. Band vieles als Geschichtsquelle zur Belebung und Vertiefung des Unterrichts willkommen sein, so besonders die Abschnitte Nr. 233—251. Für Schulen muß man eben aus den Lesestücken und aus der Grammatik das Passende und Notwendige auswählen. Außer den bekannten Dichtern und Schriftstellern treten uns hier gar viele zum erstenmal entgegen. Die Proben aus Hellers Alpen, Kleists Frühling, dem niederdeutschen Reineke Voß u. a. sind zu kurz. Interessant und lehrreich ist die Nebeneinanderstellung einer Probe aus verschiedenen Bibelübersetzungen

unter Nr. 8. Das *y* der Quellen ist in allen deutschen Wörtern in *i* umgesetzt, aber durch die Tücke des Setzers steht nun im Fremdwort *Diphthong* auf S. V ein *y*! Manches Ergötzliche bieten die Proben aus Abraham a Santa Clara, dem Simplicissimus, Moscherosch u. a. Aus letzteren sind auch die „Macaronischen Verse“ am Ende der Verslehre, die ich, weil sie manchen ganz unbekannt, vielen nur zum Teil bekannt sind, zum Schluß hierher setzen:

Bursta studentorum finstri sub tempore nachti
cum sterni leuchtunt, monus quoque scheinet ab himmlo
gassalim laufent per omnes compita gassas,
cum geigis, cytharis, lautis harpfisque spilentes,
hauiuntque in steinios, quod feurices springet ab illis.
Tunc veniunt wechtai cun spissibus atque reclamant:
Ite domum gasti, schlaxit iam zwelfius ura. —

Möge dem Verfasser seine reiche Arbeit gelohnt werden!

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) Aus altdeutscher Dichtung.
Erstes Bändchen: Aus ältester Zeit. Übersetzt und herausgegeben von E. Schönfelder. 103 S. geb. 1 *M*.
Zweites Bändchen: Aus Minnesang und Spruchdichtung. Ausgewählt von R. Kniebe. 115 S. geb. 1 *M*. [Diesterwegs deutsche Schulausgaben, herausgegeben von E. Keller, Verlag von Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 21. u. 22. Band.]

Die Beantwortung der Frage, wie weit wir die Schüler höherer Lehranstalten in die altdeutsche Literatur einführen sollen, hängt einmal von der zur Verfügung stehenden Zeit ab, dann aber auch von dem ästhetischen und ethischen Wert, den die betreffenden Denkmäler haben. Der Gedanke, ihnen allerlei kleine Stücke vorzuführen oder vorzulegen, lediglich aus literar-historischem Interesse, ist veraltet und oft genug zurückgewiesen. Es scheint, als wenn er in den beiden vorliegenden, im übrigen mit guter Sachkenntnis gearbeiteten Büchlein doch wieder zur Geltung kommt.

Im ersten finden wir Übertragungen der Zaubersprüche, des Hildebrandsliedes, Wessobrunner Gebets, Muspilli, von 12 Stücken aus Heliand und Genesis, 6 aus Otfried, von Petruslied, Ludwigslied, Augsburger und Sigiharts Gebet; ferner aus mhd. Zeit 6 Segen, Ezzo, Himmel und Hölle, aus Meregarto, Wiener Genesis, Anno, die Mariensequenz aus Muri, das Melker Marienlied und verstreute Verse und Sprüche.

Das zweite bietet im Urtext 14 Seiten aus Minnesangs Frühling, 3 Seiten Morungen, 4 Reinmar, 2 Hartmann, 32 Walther, 1 Wolfram, 6 Nithart und 18 aus den späteren Lyrikern. Dazu sehr unübersichtlich gedruckte Anmerkungen, ein Wörterbuch und eine kleine mhd. Grammatik.

Auf welcher Schule hat man Zeit, die Schüler in all diese Dichtungen einzuführen, und würde der Nutzen der aufgewandten Mühe entsprechen? Auf Privatlektüre wird hier doch schwerlich zu rechnen sein.

Schönfelder rechtfertigt im Vorwort die richtigen Grundsätze seiner Übertragung und setzt die Erörterung darüber in der Einleitung fort. Vieles erscheint so selbstverständlich, daß man sich darüber wundert. Wollte er damit Torheiten andrer bekämpfen, so hätte er das besser nicht in einem Schulbuch getan.

Die Übertragungen sind gut gelungen. Die Alliteration nötigt ihn freilich hier und da zu unerfreulichen Wendungen. Im Idisenspruch ist nicht schön: Einige zupften und zerrten an den Zipfeln der Fesseln. Schlimm aber, daß im Wodanspruch Balder wieder einmal ein Fohlen reiten muß, wenn auch in der Anmerkung das Richtige bemerkt ist. Im Hildebrandslied Vers 47 hätte durch Punkte angedeutet werden sollen, daß Hildebrands Rede ausgefallen ist u. dgl.

Die Anmerkungen zeigen den Verfasser als kundigen Germanisten. Sie gehen freilich weit über das Maß der Schule hinaus und könnten am besten unsern Kandidaten zur Repetition in die Hand gegeben werden. Denn sie bringen alle wichtigen Notizen, bei Otfrid z. B. über die handschriftliche Überlieferung und das Verhältnis der Texte, Zeit der Entstehung, Anlaß und Zweck, Quellen, äußere Anlage, Ausgaben und Übersetzungen, ja der Verf. druckt zu deren Kennzeichnung ein Stück aus Rechenbergs, Rapps und Kelles Übertragungen ab. Statt dessen wären einige Proben aus dem Urtext am Platze gewesen. Denn wer seine Schüler so weit in die althochdeutsche Literatur einführt, wird auch ihr Interesse wecken, etwas von der ursprünglichen Form dieser Dichtungen kennen zu lernen.

Auch das zweite mhd. Bändchen, das alle Dichtungen im Urtext bietet, zeugt von Sachkenntnis und erhebt sich dadurch über ähnliche Durchschnittsarbeiten. Nur über die Anmerkungen muß man mit dem Verf. rechten. Der enge Druck macht sie sehr schwer benutzbar, und die äußerst knappen Bemerkungen lassen dem Schüler zu viel unverständlich. Manche Gedichte, wie *Owê waz êren, Ich wil nû teilen, Ir reinen wîp, Owê war sint* hätten eine kleine Einführung haben müssen, damit ihr Verständnis erleichtert würde, und einzelne Stellen werden auch nicht durch das Wörterbuch aufgehellt, wie: *riter, zinset iuwer leben.*

Unklar sind auch in diesem Buche die Standesverhältnisse aufgefaßt. Walther soll aus niederem Dienstadel stammen und wird darauf als Wolfgers dienender Spielmann bezeichnet; Wolfram „ist wahrscheinlich als jüngerer Sohn eines Ministerialengeschlechts geboren“ u. dgl. Ich habe die Dinge in dieser Zeitschrift wiederholt klarzustellen versucht.

2) Friedrich Pätzolt, Entwürfe zu deutschen Arbeiten für Tertia bis Prima nebst einigen ausgeführten Aufsätzen. Zweite Auflage. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 257 S. 3,60 *M*.

3) Walther Schwahn, Deutsche Aufsätze und Dispositionen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Ansbach 1911, Seybold. 145 S. 2 *M*.

Beide Bücher bieten eine Fülle von Anregung. Sie sind, besonders das erste, aus langjähriger Praxis hervorgegangen und schon erprobt, und welcher Lehrer des deutschen Aufsatzes, der es mit der Wahl seiner Themata ernst nimmt, sollte nicht immer wieder gern darauf sehen, wie andre es machen, und einen guten Wink eines Meisters mit Freuden befolgen? Auf diesem Gebiete wenigstens lernt man nie aus, und je älter man wird, desto bescheidener wird man in seinen Forderungen, desto mehr kommt man von der gesuchten Geistreichigkeit und Gespreiztheit absonderlicher Aufgaben zurück. Ein Schulaufsatz ist kein Essay und kein Feuilleton, sondern die schlichte, inhaltlich klare und der Form nach übersichtliche Ausarbeitung eines, der erst lernen will, Aufsätze zu machen. Große zusammenhängende, selbständige Ausarbeitungen von Schülern zu fordern, halte ich nach fast 40 jähriger Erfahrung für eine Verstiegenheit; ich sehe darin einen Fehler und eine Gefahr. Einen Fehler, insofern man den Schüler vor eine Aufgabe stellt, der er nicht gewachsen ist, zu der alle Voraussetzungen geistiger und formaler Ausbildung ebenso fehlen wie die zusammenhängende Zeit und Sammlung, die dazu unumgänglich sind. Die Gefahr aber liegt darin, daß man die Kräfte überspannt und Hochmut weckt. Bleiben wir bei unserer Aufgabe, die Schüler einen Aufsatz machen zu lehren über einen Stoff, den sie vollkommen beherrschen, dem sie durch eigenes Nachdenken so viel zusetzen können, daß die geistige Reife genügend hervortritt und Gelegenheit hat, sich auszuwirken. Erinnern wir sie aber stets daran, daß sie nicht geistreiche Zeitungsartikel su schreiben haben, in denen die Unreife oberflächlicher und nicht abgeschlossener Bildung zu Tage tritt, sondern einfache Schulaufsätze.

In diesem Sinne etwa zeichnet sich das Buch von Pätzolt durch seine Schichtheit wohltuend aus. Manchmal freilich geht er mir darin zu weit. Ist Nr. 60 („Mit welchen Gründen weist Iphigenie die Werbung des Königs Thoas zurück?“) wirklich eine Aufgabe für Primaner? Und kann man die Heilung des Orest so einfach abmachen, wie es in Nr. 64 geschieht? Ich will das Beispiel hier mitteilen:

Die Seelenqual des Orestes und seine Heilung in Goethes „Iphigenie“. A. Orestes hat durch die Tötung seiner Mutter zwar das Geheiß der Götter erfüllt (?) und die Ermordung des Vaters gerächt, sich selbst aber schwere Seelenqual bereitet. B. Die Seelenqual des Orestes und seine Heilung bei Goethe. 1. Die

Seelenqual äußert sich: a) als Schwermut $\alpha$) in dem sehnsüchtigen Wunsche zu sterben, wenn nur sein Freund Pylades Rettung finde, $\beta$) in dem schmerzlichen Gedanken an seine trübe Jugend und die Ermordung der „doch verehrten“ Mutter; b) als Ausbruch der Verzweiflung: $\alpha$) als er genötigt wird, Iphigenie die Ermordung zu erzählen, da erfaßt ihn von neuem die quälende Vorstellung von der Verfolgung durch die Furien; $\beta$) als er sich der Schwester zu erkennen gibt, erklärt er ihr zugleich, daß er den Tod als Erlösung von seiner Seelenqual herbeisehne; $\gamma$) als sich Iphigenie ihm zu erkennen gibt, glaubt er, jetzt werde der Familienfluch zum entsetzlichen Ende kommen; $\delta$) als er die Schwester in höchster Erregung auffordert, ihn zu töten, sinkt er ermattet nieder und fällt in Schlummer. — 2. Die Heilung vollzieht sich: a) während des Schlummers durch den Traum von der Versöhnung seiner Ahnen in der Unterwelt; b) in dem Erwachen zu neuer Lebensfreude und neuer Tatenlust; $\alpha$) er wünscht das Glück, in der Schwester Arme und an des Freundes Brust zu ruhen, mit Dank zu genießen und zu behalten; $\beta$) er fühlt, daß der Fluch von ihm genommen wird und die Eumeniden zum Tartarus ziehen. C. Jetzt richtet er sein ganzes Denken auf seine, der Schwester und des Freundes Rettung und erkennt, daß nicht Apollo, sondern seine eigene Schwester ihm Rettung bringen sollte.

Ich denke, so einfach ist die Sache doch nicht, und sie muß auch von Primanern von der psychologischen wie von der ethischen Seite viel tiefer erfaßt werden.

Der Verf. ist im allgemeinen ein Gegner der begrifflichen Themata und knüpft daher alle seine Aufgaben an die deutsche, lateinische, griechische, neusprachliche Lektüre und an die Geschichte an.

Anders Schwahn. Er gruppiert Themen aus der Lektüre, aus der Literaturgeschichte, der Geschichte, Erdkunde und allgemeine Themen. Auch hier ist mancherlei Anregung zu finden. Doch muß man an seinen Dispositionen aussetzen, daß sie oft statt der streng logischen Teilung nur Aufzählungen enthalten. So wenn er Goethes literarische Arbeit auf der italienischen Reise einteilt in: 1. Umdichtung der Iphigenie und des Tasso, 2. Vollendung des Egmont, 3. Arbeit am Faust und 4. die typische Auffassung der dichterischen Gestalten. Oder gar schief wird die Disposition, wenn er den geistigen und sittlichen Inhalt der Werke Schillers teilt: 1. Freiheitsliebe, 2. Idealismus, 3. Gerechtigkeitsgefühl. Auch im Ausdruck bleibt manches zu wünschen, z. B. bei dem Thema: Wodurch ist Schiller der Lieblingsdichter des deutschen Volkes geworden? Da ist aus seinem Leben hervorgehoben: a) seine Herkunft aus den breiten Schichten des Volkes, b) der Druck und Zwang unter der Herrschaft des Herzogs, c) seine Auflehnung und Flucht dagegen.

Hier wie an manchen Stellen kann ich mich auch nicht mit der Auffassung einverstanden erklären. Nicht Schillers Not und sein herbes Leiden machen ihn zum Liebling seines Volkes, sondern sein sittliches Verhalten in der schweren Zeit. Seine Qual erlahmte an seinem Stolz. Seine „Räuber“ richten sich nicht vor allem gegen die politische Unfreiheit. Dieser Gedanke lag dem jungen Schiller recht fern und kommt auch nicht in der Aufschrift „in tyrannos“ zum Ausdruck.

Ein Thema, welches nach dem Unterschied von Volks- und Kunstepos im deutschen Mittelalter fragt, wird von Primanern nicht behandelt werden können, auch sind die Gesichtspunkte, die der Verf. anführt, z. T. unverständlich: sie sollen sich in der Form unterscheiden und zwar a) in der Strophenbildung, die 1. beim Volksepos schwerfälliger und mächtiger, 2. beim Kunstepos glatter und gefälliger ist.

Voraufgeschickt ist auf 5 Seiten eine Anleitung zur Anfertigung von Aufsätzen. Es fällt auf, daß das genus historicum ausschließlich als Erzählung aufgefaßt ist, Beschreibung und Schilderung sind vergessen. Es hat den Anschein, als habe der Verf. bei dem Ausdruck historisch nur an die Historie gedacht und nicht beachtet, daß das Wort von ἱστορεῖν anschauen kommt und Gegenstände des Raumes und Vorgänge in der Zeit umfaßt.

Friedenau b. Berlin. Karl Kinzel.

---

1) L. Nagel, Diktate zu den Paragraphen der „Regeln für die deutsche Rechtschreibung“. 1. Heft. Leipzig 1910, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 51 S. 8. 0,90 *M*.

Welche Mühe an das kleine Buch gewandt ist, sieht man ihm auf den ersten Blick vielleicht nicht an. Man muß aus eigener Erfahrung die Schwierigkeiten kennen, die es zu überwinden gilt, um das Geleistete richtig einzuschätzen. Die zu vermeidende Klippe ist, daß künstlich ad hoc fertig gestellte Stücke leicht den Eindruck des Gesuchten oder gar Gequälten machen. Manchen salto mortale wird man hinnehmen müssen und sich nicht darüber verwundern dürfen, wenn z. B. vom Globus, weil das Wort ein lateinisches ist, sachlich unvermittelt auf den Omnibus übergegangen wird mit den Fürstinnen und Königinnen, die — nicht darin sind (S. 24). Auch kommen bisweilen ziemlich gewaltsame Gedankenführungen vor, z. B. in der Geschichte vom verwundeten Bäcker und seiner Heilung durch den Arzt (S. 21). Damit der Mops angebracht werden kann (S. 11), muß der Propst wie dieser kugelrund sein. Zugunsten des sich zum Besuche bei ihm einfindenden Abtes sind Heringe, Erbsen und Klops von seiner Tafel verbannt, die Kerzen prangen in Gipsleuchtern, und der Käse lächelt die Speisenden aus seiner Kapsel an. Die Frage, warum in seinem Keller die Gestelle, die die

Weinfässer tragen, grob behauen sein müssen, weiß eigentlich auch nur § 5 unserer Rechtschreibung zu beantworten. Und wenn z. B. fahrende Müßiggänger und Missetäter keines Atlasses und keiner Karte bedürfen (S. 25), so stellt sich ebenfalls ein stilles Lächeln ein, wie desgleichen, wenn (S. 18) der schon ins Wasser gefallenen und durchnäßten Biene von der Wespe — natürlich auf einer Espe — auch noch „der Kopf gewaschen" wird. Aber meinetwegen! Ridentem scribere recte quid vetat? Mit dem pulchre scribere[1]) steht es schon anders, z. B. wenn wir S. 44 lesen: Im allgemeinen zogen ja fast alle, die auf die Folter gespannt wurden, den kürzeren gegen ihre Ankläger. Der arme Schächer mußte sich (daher) auf das Äußerste gefaßt machen. Wirklich ordnete der aufs äußerste erbitterte Bischof die sofortige Hinrichtung an. Und ebenda: Das Mütterchen begibt sich, aufs äußerste sich anstrengend, ins Freie, um sich aufs schnellste in Sicherheit zu bringen. Im gänzen aber scheinen mir die Stücke wohlgelungen und wollen ja auch keine Musterstücke fürs Lesebuch sein. Sie sind für je ein Diktat, manche für deren zwei oder drei berechnet und fassen die Bedürfnisse der Unterklassen höherer Schulen und zugleich der oberen Klassen der Volksschulen ins Auge. Allerdings gehört in diese schwerlich eine Betrachtung über das, was den Schülern der obersten Gymnasialklassen aus Homer, Demosthenes, Cicero usw. dargeboten zu werden pflegt. Außerdem dürfte man eine methodische Verteilung der Übungen auf die einzelnen Klassenstufen vermissen. Im übrigen wird bei ihnen einige Sicherheit in der Anwendung der elementarsten Regeln vorausgesetzt. Sie schließen sich in ihrer Abfolge, wie schon der Titel sagt, an die Paragraphen des amtlichen Regelbuches an. Wenn eine orientierende Notiz, wie es scheint, der Verlagsbuchhandlung dies als eine Neuerung begrüßt, so tut sie wohl recht daran, das gegenteilige Verfahren als ein bisher meist befolgtes zu bezeichnen. Ich darf aber vielleicht darauf hinweisen, daß auch meine Übungsstücke zur deutschen Rechtschreibung (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) nach dem Schema unserer amtlichen Regeln entworfen sind. Freilich habe ich in ihnen die den Fremdwörtern geltenden Teile absichtlich im Interesse der in ihnen sicher zu machenden Schüler nicht an den Schluß gesetzt, sondern je nach den in Betracht kommenden Lauten an die verschiedenen Kapitel abgegeben.

---

[1]) Hängt die Fertigkeit in der Rechtschreibung auch von der Gewandtheit des Schülers im Ausdrucke ab, so müssen die auf sie bezüglichen Übungen auch ihre stete Richtung auf diese nehmen. Vgl. L. Nagel, Der deutsche Unterricht in den unteren Klassen der höheren Bürgerschulen. Berlin 1892. S. 7. Wiederholt begegnet man in den vorliegenden Übungsstücken der direkten Rede, der doch a. a. O. S. 9 schien der Krieg erklärt werden zu sollen.

Ähnliche Sammlungen wie die Nagelsche sollen folgen, ein zweites Heft schon in allernächster Zeit. Fachmänner werden aufgerufen, ihre Muße in den Dienst der Sache zu stellen, da nicht jeder Lehrer Lust verspüre, nach Besprechung der einzelnen Regeln zu ihrer Einübung und Befestigung geeignete Diktierstoffe mühsam selbst zuzurichten. Wem sie abgeht, möge hiermit auf das ohne Zweifel brauchbare Büchlein hingewiesen sein.

2) Otto Apelt, Der deutsche Aufsatz in den oberen Klassen der Gymnasien. Neue Folge. Ein historisch-kritischer Versuch. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. IV u. 258 S. geb. 4 ℳ.

Der Verfasser hat sich vor fast drei Jahrzehnten über den Aufsatzbetrieb, wie er damals herrschte, eingehend geäußert (s. E. Laas in dieser Zeitschr. 1883 S. 672 ff.). Eine Ergänzung seiner wertvollen Auslassungen enthält das vorliegende Buch, das uns mit dem heutigen Stande der Sache bekannt macht. Zugrunde liegt der Themenjahrgang von 1907/08. Seine Beleuchtung faßt — das ist das Neue — auch die Obersekunda und zugleich die sog. kurzen Ausarbeitungen ins Auge. Eingehend verbreitet sich Apelt über diese S. 246 f. Er hält sie für eine heilsame Zumutung an die Schüler, im Zeitraume von höchstens einer Stunde — sagen wir bei der heutigen Einführung der Kurzstunden vielmehr von 45 Minuten — über einen kleinen Abschnitt des eingeübten Pensums sich in schlichter Weise grammatisch richtig und in klarer Gedankenverbindung schriftlich auszusprechen. Freilich gibt er zu, keine persönlichen Erfahrungen auf diesem Gebiete zu haben, und nimmt daher davon Abstand, in den Streit der Meinungen über den Wert dieser Einrichtung auf Grund der Verhandlungen der Direktorenversammlungen einzugreifen. Unbekannt sind mir wieder die von ihm erwähnten, an einigen Anstalten eingeführten „Studienarbeiten", die im Gegensatz zu den kleinen Facharbeiten über dem allgemein üblichen Aufsatz stehen und sich dem Charakter einer wissenschaftlichen Leistung nähern. Meines Erachtens läßt sich das, wo man es für wünschenswert hält, auch durch den eigentlichen Aufsatz erreichen, wofern man nicht den von mir nicht gutgeheißenen Standpunkt vertritt, alle Arbeiten nur in der Klasse anfertigen zu lassen, was mir ein Unrecht gegen die langsamer Arbeitenden und tiefer Grabenden unter den Schülern zu sein scheint, die sich doch glücklicherweise nicht alle unerlaubter Hilfsmittel zu bedienen pflegen. Themata wie: Die Landwirtschaft der alten Griechen (wenn auch nur nach Homer), Die Entwicklung der Kenntnis von der Erdoberfläche, Die Nürnberger Kunst in ihrer Blütezeit, Bismarcks Stellung zur deutschen Kolonialpolitik (freilich mit Beschränkung auf vier Reden), Welchen Einfluß haben bedeutende Juden auf die deutsche Wissenschaft und Kunst im 17. bis 19. Jahrhundert gehabt? gehören nach meiner Meinung überhaupt nicht in den Schulunterricht.

Wichtig ist für die Gestaltung des Apeltschen Buches die inzwischen erfolgte Gleichstellung der drei höheren Schulgattungen gewesen. Auch die Realgymnasien und Oberrealschulen sind jetzt herangezogen worden. Vor allem ist das Bemühen, aus dem reichen Tatsachenbefunde das Charakteristische herauszuheben, wie mir scheint, nirgends zu verkennen. So wird das jetzt Geltende gegen den früheren Betrieb ins rechte Licht gerückt, und das Buch erhält dadurch seinen geschichtlich nutzbaren Wert neben dem Werke von Adolf Matthias, auf das gebührenderweise verwiesen wird. In dieser Beziehung verdient das auf genauer Musterung beruhende Wort des Verfassers Beachtung: „Das Neue verdrängt nicht das Alte, sondern es setzt sich an dasselbe an. Die natürliche Entwickelung des jugendlichen Geistes bedingt eine gewisse Stabilität der Anforderungen". So wird sein Buch jeden Deutschlehrer interessieren und vor allem dem Anfänger einigen Ersatz schaffen für die noch fehlende eigene Erfahrung, auf daß er sich gleichermaßen vor einer Überspannung der Zumutungen und vor einer Verzärtelung der Jugend auch auf diesem Gebiete hüte. Übrigens ist jedem der beigebrachten Themen die Zahl hinzugefügt, die es dem Benutzer der Schrift ermöglicht, aus dem Teubnerschen Verzeichnisse der Programme von 1908 den Namen der Anstalt festzustellen, an der es gegeben worden ist. Durch besondere Zeichen sind Abituriententhemen und Klausurarbeiten kenntlich gemacht.

Am Schlusse wird als Ergebnis der Betrachtung gebucht, daß die Literaturthemen gegen früher zuzunehmen seheinen, was wohl ganz natürlich ist. Apelts Mahnung geht dann ausdrücklich noch einmal dahin, die Knaben und jungen Leute im Rahmen des ihrem Geiste Erreichbaren festzuhalten, anderseits aber auch ihrem eigenen Urteil und ihrer eigenen Gestaltungskraft eine gewisse Freiheit der Bewegung zu gewährleisten. Eine angeblich auf bloße Reproduktion seitens des Schülers zielende Äußerung von Bonitz wird angemessen erläutert. Wie man die Aufsatzschreiber allmählich dahin bringen kann, daß sie einen bekannten Stoff mit ihren Augen ansehen und darnach behandeln, wird angedeutet. Eine weitere kurze Erörterung gilt der Frage, ob man den Schülern die Wahl zwischen mehreren Themen lassen, und wie man bei der Korrektnr und der Rückgabe der Arbeiten verfahren solle. Im allgemeinen stimme ich hier dem Verf. bei, zumal darin, daß man individueller Ausdrucksweise eines Schülers keinen allzu festen Riegel vorschieben und Vollständigkeit der Behandlung zwar von der Einteilung, aber nicht von der Ausführung verlangen solle. Natürlich wird man im ganzen bei der Beurteilung das, was dasteht, nicht aber, was wohl auch noch dastehen könnte, in Betracht zu ziehen haben. Mit der roten Tinte mag ich persönlich bei der Korrektur der Arbeiten etwas freigebiger sein, als Apelt es empfiehlt. Einen Musteraufsatz des

Lehrers erklärt er nicht übel für eine didaktische Hyperbel, bei der obendrein die kühle Besonnenheit des Lehrers mit dem frischen Ton der Jugend in Widerstreit gerät. Daß das Endurteil für gewöhnlich eine charakterisierende Bemerkung enthalte, ist eine billigenswerte Forderung, der man sich indessen nicht sklavisch zu eigen zu geben braucht: es kommen Durchschnittsleistungen vor, über die sich wirklich nichts Besonderes sagen läßt. Auch bieten reichlicher ausgestreute Randnotizen einen hinlänglichen Ersatz für das im Schlußprädikat nicht noch einmal zum Ausdruck Gebrachte. Was Apelt von der nicht in einem Zuge zu erledigenden Korrektur und der begrenzten Arbeitskraft des Lehrers bemerkt, unterschreibe ich durchaus, würde es allerdings vorziehen, erst alle Arbeiten durchgesehen zu haben, ehe ich bei der Rückgabe ihrer Besprechung einen Stich ins Persönliche gebe. Daß dies mit gehörigem Takt geschieht, versteht sich von selbst; jedenfalls ist der Aufsatz „eine Leistung, die wie eine Gabe des Schülers an den Lehrer betrachtet werden kann". Kühl bis ans Herz hinan soll man gerade ihr nicht begegnen. Die schriftliche deutsche Arbeit ist doch schließlich auch für den einzelnen Schüler ein „Sammelbecken" alles dessen, was in seinem Gesichtskreis liegt.

Auf den reichen Inhalt des von dem verdienten Verfasser uns geschenkten Buches mit allen seinen Einzelheiten kann ich hier natürlich nicht eingehen. Er gruppiert sich nach den Gesichtspunkten: Deutsche Literatur und Sprache nebst den wichtigsten Erscheinungen des ausländischen neueren und des antiken Schrifttums; Geschichte einschl. Natur, Kultur, Kunst, Religion, Schulleben und Persönliches, Fremde und Heimat; allgemeine Themata. Letztere, für die Apelt auf sein Buch vom deutschen Aufsatz, 2. Auflage, verweist, finden S. 211 ff. die ihnen gebührende Würdigung. Mindestens seien sie ein notwendiges Übel, das schon mit Rücksicht auf äußere Zwangslagen des Lehrers angesichts festgesetzter Abgabezeiten hingenommen werden müsse. Sie stützen sich, heißt es, auf die äußere und innere Erfahrung des Schülers. Dabei ertönt die den „moralischen" Themata geltende Mahnung: In das eigene sittliche Leben der Schüler greife der Aufsatz nie unmittelbar ein! Es würde vor den Augen des Lehrers doch nur künstlich präsentabel gemacht werden. Bei mittelbarem Einfluß auf die subjektive Sphäre dagegen sehe man den Verstand des Schülers in einer Weise beschäftigt, die nicht ohne Rückwirkung auf sein Fühlen und Wollen bleibe. Die S. 243 bezüglich der Behandlung von ungeeigneten Sprichwörtern ausgesprochene Warnung ist ebenfalls beherzigenswert, so gut wie ein in der „Einleitung" vornehmlich gegen J. G. Sprengel gerichtetes Wort über die Vermehrung der dem Deutschen zugewiesenen Stundenzahl. Diese sei nicht der wahre Maßstab für die Wichtigkeit, die man dem Fache beilege. Der Schüler selber

achte z. B. den Aufsatz, und fürchte er ihn gleich zuweilen, doch stets als eine besondere Leistung, deren Kosten nicht bloß der deutsche Unterricht bestreite. Man dürfe nicht die Muttersprache auf dem Gymnasium als durch das Latein übervorteilt hinstellen. Mit der diesem zugemessenen Zeit komme man nur knapp aus, und doch erweise es nach der logischen und der sprachlichen Seite gerade auch dem Deutschen wesentliche Dienste. Ein fremdes, großes Reich zu erobern, erfordere größere Streitkräfte, als das eigene Land in Ordnung zu halten. Daß man von einer Vermehrung der Stundenzahl im Deutschen sich eine nähere Kenntnis der Literatur für den Schüler versprechen könnte, wird zugegeben; im übrigen aber bringt in der Tat die Apeltsche Zusammenstellung und Beleuchtung der in unseren Schulen bearbeiteten Aufsatzthemen den Beweis dafür bei, daß auch jetzt bei bescheidener Stundenzahl dem Deutschen eine gewisse zentrale Bedeutung für den gesamten Unterrichtsbetrieb eingeräumt ist.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

---

Georg Werle, Die ältesten germanischen Personennamen. Zeitschrift für die deutsche Wortforschung, Beiheft zum 12. Band. Straßburg 1910, Karl J. Trübner. 88 S. 8. 2,75 ℳ.

Werle bietet auf S. 23—62 eine Sammlung der germanischen Personennamen vor dem Jahre 400 v. Chr. Doch schließt er dabei alle christlichen Inschriften aus, da ihre Hauptmasse erst später entstanden und die Abgrenzungsschwierigkeit zu groß sei. Die Völker-, Orts- und Götternamen fehlen leider ganz in dieser Sammlung, so gut wie bei Reeb (Germanische Namen auf rheinischen Inschriften), den er also nur teilweise ergänzt. Ebenso schwierig ist in vielen Fällen die Frage zu entscheiden, ob ein Personenname germanisch ist; die Grundsätze, die Werle darüber aufstellt, sind durchaus zu billigen; vielfach bleibt natürlich Unsicherheit. Zuweilen erklärt er auch die Namen; ein Grundsatz für die Auswahl ist dabei nicht zu erkennen. Den Schluß bilden lautgeschichtliche Untersuchungen, die alle Eigennamen, nicht bloß die Personennamen, sprachlich verwerten. Die Sammlung soll die Vorstufe zu einem altgermanischen Sprachschatz sein; dazu bedarf es freilich noch großer, mühsamer Arbeit. Wie man sieht, ist diese Vorarbeit nur für den Fachmann von Wert. Allgemeineres Interesse verdient eine andere Schrift desselben Verfassers „Zu den ältesten germanischen Personennamen“ in der Mainzer Zeitschrift des römisch-germanischen Zentralmuseums V 1910 = Diss. Gießen 1910, die mir nicht vorliegt.

Hannov.-Münden. P. Cascorbi.

P. Terenti Afri Hautontimorumenos. Edited with introduction by F. G. Ballentine. New York 1910, Benj. H. Sanborn & Co. XXI u. 129 S. 8.

Der Heautontimorumenos steht bei der dürftigen Ausführung überreicher Motive neben der Hecyra hinter den vier andern Komödien des Terenz zurück. Wohl hätte die alte Tragödie zwischen Vater und Sohn mit all den Härten und Heimlichkeiten ein tieferes Eingehen verlohnt. Doch wird dies Widerspiel zwischen alt und jung nur benutzt, um allerlei lustige Szenen zusammen zu schmieden. Wüßte man's nicht, daß Adelphi und Heautontimorumenos denselben Menander zum Verfasser haben, an der Ausführung müßte man es spüren: dort Micio und Demea, hier Chremes und Menedemus, alte Herren mit weisen Grundsätzen im Kampf gegen die überschäumende, liebesdurstige Jugend, und hin und her der Intrigant, der Sklave. Solche Parallelkomödien haben wir auch in der Hecyra und den Epitrepontes sowie in Diphilus' Rudens und Vidularia.

Es ist verdienstvoll, daß nach der Polemik gegen viele Einzelstellen der gelesensten Ausgaben einmal wieder ein neuer Text dieser Komödie geboten wird. Der Standpunkt der Fleckeisen, Wilh. Wagner und Dziatzko ist eben veraltet. Man fragt nicht mehr: Was ist rhythmisch am wohllautendsten, was sprachlich am zierlichsten und natürlichsten? Die Fragestellung ist heutzutage: Ist die Überlieferung wirklich ganz unmöglich? Nun, da gibt es eben einen andern Text, und ich bekenne gerne, daß B. im Anschluß an neuere Untersuchungen deutscher Gelehrter vielfach die Überlieferung mit Recht zurückgeführt und überhaupt seine Aufgabe mit Einsicht gelöst hat. Jetzt zu Einzelheiten von allgemeinerem Interesse.

Vs. 4 Der Prologist verspricht eine Uraufführung: „Das griechische Original ist noch nicht übersetzt, die römische Bearbeitung sonst noch nicht aufgeführt". Über die Kontamination, gegen die sich bei Konkurrenten Spottlust regte, spricht der berühmte Schauspieler als Anwalt des Dichters erst später (16 ff.); aber schon hier dringt mit überlegenem Humor die Polemik leise flatternd durch: die Spötter müssen schweigen, *integram* kann auch „nicht kontaminiert" heißen, und von Duplicität kann man heute nur im andern Sinne reden (Vs. 6): ein einfacher, einheitlicher Inhalt und zwei Komödien, ja — eine griechische und eine lateinische. — Vs. 13 *sed* ist doch möglich. Während der *actor apud iudices* für seine Rede allein verantwortlich ist, schiebt der Schauspieldirektor diese Verantwortung dem Dichter zu. Er ist nur das Sprachrohr, seine Wirkung hängt von der Geschicklichkeit jenes ab. — Vs. 65 Hier hat Bentley allein recht: *compluris* zerstört den Zusammenhang und die Kraft der Rede, die Ergänzung von *habes* ist selbst für die Umgangssprache zu hart, schreibe *non pluris*. Natürlich übertreibt der Alte. — Vs. 79

„Damit ich dir folge, wenn du recht hast, sonst aber dich davon abbringe“: Chremes will einen regelrechten Disput; *rectum ἀπὸ κοινοῦ*. — *beneuolentia* paßt gut zu *prouidere*. — Vs. 115 *haec* gehört natürlich zu *cogitare* wie Vs. 112 *belli* zu *gloriam*. — Vs. 289 *nulla mala re* (sc. *cerussa, purpurisso*; s. Phorm. 105, Most. 261 ff.) *esse expolitam*: den Wechsel des Satzbaus (*offendimus* wird zu *uidemus*) erklärt die hastige Berichterstattung; der Hiat ist in der Penthemimeres abzuweisen. — Vs. 402 *duras* mit Gestus nach den Ohren; s. 1056 *nihil audio*. — Vs. 511 etwa *congruere ⟨hac re⟩ sentiant*. — Vs. 526 *auidum* und *aridum* reichen sich im Anreim die Hand: ich vermute *miser* statt *miserum* (Angleichungsfehler). — 570 *noui ego amantium animum*: *aduortunt grauiter* mit Hss.: *animum ἀπὸ κοινοῦ*. — Vs. 572 ein Oktonar (*cóncedas hinc áliquo*) wie 567 ff. und 574, wo ein zweisilbiges *hodie* im Versschluß unmöglich. — Vs. 645 *animus* ist durch *ignoscentior* veranlaßt. — Vs. 678 Sydows *opino* sehr wahrscheinlich (auch 603 *opino hanc*). — Vs. 798 vielleicht *bene parata re*. — Vs. 818 „Du bist hingegangen und hast mir ein Liebchen gebracht“: also *quid igitur dicam tibi uis? abiisti, mihi amicam adduxti*; denn *nunc* paßt gar nicht (vgl. *abi adduc*). — Vs. 877 Wegen *in illum* ist *in stultum* erforderlich. — Vs. 1010 läßt sich sogar *haec* durch Umstellung halten *quam quidem haec redeat ad integrum eadem oratio*: eine breite, aber psychologisch erklärbare Redeweise. — Vs. 1018 *quod filiast inuenta?*: spöttische Frage, weil unglaublich; vgl. Syrus' Worte 989. — Vs. 1021 etwa *quin sit uitium idem tibi*. — Vs. 1022 keine Tautologie, mit *talem* ist vielmehr auf das Äußere von Mutters Stolz hingewiesen. — 1023 *rem* heißt: sein Betragen (eigentl. Sachverhalt), opp. seine äußere Erscheinung, *censeas* sc. *eum seuerum esse*: mit bitterem Hohn gesagt.

Potsdam. Max Niemeyer.

---

Chr. Ostermann, Lateinisches Übungsbuch. Ausgabe C. Vierter Teil, zweite Hälfte: Untersekunda, bearbeitet von H. J. Müller und H. Fritzsche. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. IV und 320 S. 8. geb. 2,40 ℳ.

Die für U II bestimmte zweite Hälfte von Teil IV der Ausgabe C von Ostermanns Übungsbüchern ist von dem an zweiter Stelle genannten Herausgeber nach denselben Grundsätzen bearbeitet, die für die Teile III, IV 1 und V maßgebend waren (man vgl. meine Anzeige des für die Tertien bestimmten Teils IV 1 in dieser Zeitschrift Bd. 64 S. 153 ff.).

Man wird allseitig, um dies sogleich vorwegzunehmen, anerkennen, daß auch dieser Band unter dem neuen Herausgeber H. Fritzsche bedeutend an Brauchbarkeit gewonnen hat und daß die darin vorgenommenen Veränderungen, auf die noch im weiteren näher eingegangen werden soll, durchweg als Verbesserungen zu bezeichnen sind.

Fr. Hoffmann bezeichnet auf Grund der Lehrpläne in seinem von der Kritik beifällig aufgenommenen ausführlichen Lehrplan des Lateinischen für Gymnasium und Realgymnasium (Progr. Insterburg 1906) S. 27 als das grammatische Pensum der Untersekunda die Wiederholung der Kasus-, Tempus- und Moduslehre, den Abschluß der Verbalsyntax in ihren Hauptregeln, eine Übersicht über die beiordnenden Konjunktionen und die Lehre von der lateinischen Periode. Natürlich wird man schon in der Tertia und Untersekunda wiederholt und eindringlich auf den fundamentalen Unterschied des deutschen und lateinischen Satzbaus hinweisen. Mit einer systematischen Durchnahme der koordinierenden Konjunktionen und des lateinischen Periodenbaus jedoch (H. J. Müller, Lat. Schulgrammatik vornehmlich zu Ostermanns Übungsbüchern. Ausgabe A. § 257—263) wird man besser den grammatischen Unterricht in O II beginnen, was sich m. E. in der Praxis durchaus bewährt hat. Immerhin ist das Pensum der U II noch groß genug; es umfaßt 1) eine Wiederholung des in der Quarta und Tertia Gelernten und 2) die Durchnahme der schwierigeren Kapitel der Verbalsyntax.

Es ist Pflicht jedes Lehrers sich am Anfange des Schuljahres über den Stand der Kenntnisse seiner Schüler zu vergewissern; denn nur dann ist eine gedeihliche und befriedigende Durchführung des Pensums der Klasse möglich. Doppelt nötig ist das aber für den grammatischen Unterricht in den mittleren Klassen. Darauf nimmt auch das neue Lehrbuch in der Reihenfolge der grammatischen Abschnitte und Übungsstücke genügend Rücksicht, doch betonen die Herausgeber sehr richtig, daß der Lehrer nicht genötigt sei, der neuen Anordnung unbedingt und durchweg zu folgen. Von dieser Freiheit wird hoffentlich recht viel Gebrauch gemacht werden. Auf Grund der bisher gewonnenen Erfahrungen würde ich folgende Verteilung der Pensen und der dazu gehörigen Übungsstücke empfehlen. Man beginnt zweckmäßig mit einer Wiederholung der Kasussyntax (Abschnitt I—V). Darauf folgen die bereits in U III und O III gelernten einfacheren Regeln der Tempus- und Moduslehre und zwar in folgender Reihenfolge: Abschn. XVIII, (Infinitiv, ut, ne, quominus, quin, quod), XIX (Temporalsätze), VIII (Tempora in indikativischen Sätzen), IX (Tempora in konjunktivischen Sätzen), XXI (Das deutsche „als"), X (Unabhängiger Indikativ, Imperativ und Konjunktiv), XI (Die deutschen Hilfsverba „können, mögen, dürfen, müssen, sollen"), XIV (Bedingungssätze) und XX (das deutsche „wenn"). Man wird etwa die Hälfte des Jahres für Wiederholungen verwenden müssen. Den Rest, die Regeln über das Gerundium und Gerundivum, die Fragesätze und die oratio obliqua wird man im Winterhalbjahr neu durchnehmen bezw. ausgestalten und erweitern. Dahin gehören die Abschnitte VII, XIII, XVII, XV und XVI (letzterer handelt von der Übersetzung des deutschen „lassen"). Die noch

übrig bleibenden Einzelsätze und Übungsstücke der Abschnitte VI (das deutsche „ohne"), XII (das deutsche „man"), und XXII (das deutsche „wie") wird man für den Schluß des Schuljahres aufsparen.

Was die Gestaltung des Textes der gestellten Aufgaben betrifft, so kann ich mich hier kurz fassen, da ich bereits in den Besprechungen des Quarta- und Tertiateils die Vorzüge von C gegenüber den älteren Ausgaben ausführlicher gewürdigt habe. Auch in diesem Teil sind die Herausgeber bemüht gewesen (das muß dankbar anerkannt werden), nur korrektes Deutsch in Ausdruck und Satzbau zu bieten, reichlich Gelegenheit zur Anwendung der grammatischen Regeln zu geben und die Schüler in der Umwandlung nominaler Ausdrücke in verbale und beigeordneter Sätze in untergeordnete zu üben. Fast alle Stücke haben inhaltlich wie in der Form einschneidende Änderungen und starke Umgestaltungen erfahren. Der Übersetzungsstoff ist so reichlich bemessen, daß jeder Lehrer das auswählen kann, was ihm für seine Zwecke zuträglich erscheint. Ohnehin wird man ja bei der geringen Stundenzahl, die für die Grammatik zu Gebote steht, genötigt sein, sich bei jedem Abschnitt auf einzelne wenige Sätze und Stücke zu beschränken, doch wird es aus pädagogischen Gründen sich empfehlen, damit Jahr für Jahr möglichst zu wechseln.

Soviel über die Übungsstücke zur Wiederholung der Syntax, welche die erste Abteilung des Buches bilden. Die zweite enthält Übungsstücke im Anschluß an die Klassenlektüre und zwar St. 82—111 in 5 Unterabschnitten Paraphrasen über Cäsars Bürgerkrieg, St. 112—149 Übungsstücke im Anschluß an Ciceros Reden (Inhalt der 4 Unterabschnitte: 1) Ciceros Leben. 2) Der Prozeß des Sex. Roscius aus Ameria. 3) Ciceros Rede über Cn. Pompejus' Oberbefehl. 4) Die Katilinarische Verschwörung) und St. 130—200 in 10 Unterabschnitten solche über Livius I—II. Mit dieser Auswahl kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären. Cäsars Bürgerkrieg wird in der U II der Gymnasien sehr selten gelesen, häufiger in O III. Anders ist es in den Realgymnasien, hier ist das bellum civile eine durchaus geignete Lektüre für die Unter- und Obersekunda. Aber das vorliegende Lehrbuch soll doch in erster Linie den Zwecken des Gymnasiums dienen. Andrerseits ist auch Livius meiner Meinung nach kein geigneter Autor für die U II, ich halte ihn für Untersekundaner für zu schwer und habe dies Urteil auch schon von andern Lateinlehrern gehört. Wie Cäsar der Schriftsteller der Tertia, so sollte es Cicero für die Sekunda, namentlich die U II sein. Eine größere Rede, etwa die Pompeiana oder pro Sex. Roscio Amerino und mehrere kleinere, entweder einige von den katilinarischen Reden oder den oratianes Caesarianae (pro Marcello, pro Ligario, pro rege Deiotaro) oder auch die herrliche Rede für den Dichter Archias, das wäre m. E. eine treffliche Lektüre für die U II. So

langweilig sind manche dieser Perlen ciceronianischer Beredsamkeit wie z. B. die katilinarischen Reden oder pro Archia nicht, daß die Jugend daran keinen Gefallen finden dürfte. Und der grammatische Unterricht wie das Lateinische überhaupt hätte gleichfalls größeren Gewinn davon als von der Lektüre der ersten Dekade des Livius, wogegen auch andere Bedenken inhaltlicher Art sprechen. Jedenfalls aber wären manchem Paraphrasen zu den erwähnten Reden Ciceros erwünschter gewesen als die Übungsstücke zu Cäsars Bürgerkrieg. Dies läge auch im Interesse der Schüler, die den Kursus wiederholen, deren es gerade in der U II erfahrungsgemäß viele gibt. Von dieser Klasse ab ist es meiner Ansicht nach unbedingt erforderlich, daß mit der Lektüre möglichst gewechselt wird. Unsere Schulen, höhere wie niedere, entwickeln sich immer mehr aus bloßen Lernschulen zu Stätten der Arbeit, und darum wäre es erwünscht, daß den Schülern, ich denke hier namentlich an die sogenannten Repetenten, in jedem Jahre von neuem Gelegenheit zu geistiger Betätigung gegeben wird. Vielleicht kann in einer Neuauflage bei der Wahl der Übungsstücke Cicero etwas mehr berücksichtigt werden.

Ein Wörterverzeichnis zum Übungsbuche, das gegen A eine sehr starke Erweiterung erfahren hat, eine Phraseologie, die nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet ist (a. Kriegswesen. b. Seewesen. c. Staatsleben und Gerichtswesen. d. Allgemein menschliche Verhältnisse. e. Einzelausdrück und Einzelkonstruktionen), ein alphabetisches Verzeichnis synonymer Worte und eine Zusammenstellung stilistischer Regeln (Dreißig an Zahl) bilden den üblichen Anhang. Das Erscheinen des Buches wird von den Anstalten, an denen der lateinische Unterricht im Anschluß an die Ausgabe C des Ostermann erteilt wird, aufrichtig begrüßt werden.

Insterburg. Richard Berndt.

---

G. Billeter. Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums. Leipzig u. Berlin 1911, B. G. Teubner. XVIII u. 478 S. 8. geh. 12 *M*, geb. (in Leinw.) 13 *M*.

Das Buch zerfällt in zwei von einander äußerlich geschiedene Teile. Der erste allgemeine (S. 1—87) legt in streng systematischer Anordnung die geschichtstheoretischen Vorbedingungen der Anschauungen vom Wesen des Griechentums dar, wie sie namentlich im 18. und 19. Jahrhundert die gebildete Welt in mannigfacher Wandlung beherrscht haben, und will durch ihre bestimmte Fassung auch zur Lösung der aufgeworfenen Probleme beitragen. In vier Abschnitten werden sie behandelt, im ersten die von der Einheit und Mannigfaltigkeit innerhalb des Griechentums, es folgen seine vergleichenden Betrachtungen und Bewertungen, endlich eine Übersicht über die Anschauungen von seinen allgemeinen Bedingungen; von ihnen ist jeder wieder in drei oder vier Kapitel gegliedert und diese meist in mehrere Unterabteilungen.

Ein System verlangt an der Spitze eine Bestimmung der in Frage stehenden Begriffe. Viele über das Griechentum waren im Laufe der Zeiten neu aufgetaucht, aber weder zeitlich noch örtlich genau abgegrenzt, und hatten über Gegensätze von eingreifender Bedeutung hinweggetäuscht; die Romantiker haben sogar den Begriff Gräcität als einen nicht an das Volk gebundenen prägen wollen (S. 177). Daher beginnt B. sein Buch mit dem Hinweis auf die Unsicherheit des Begriffes des antiken Griechentums und bringt diese in Verbindung mit dem Fortschritt der Erkenntnis des griechischen Altertums und der Vertiefung der Einsicht in die Stufen der Entwicklung und der Mannigfaltigkeit des Wesens der einzelnen griechischen Volksstämme; denn die Folge dieser Ausdehnung des Gesichtsfeldes ist einerseits die Beschränkung der Zahl der Merkmale des Begriffs und die Erweiterung des Umfangs, anderseits die Steigerung der Schwierigkeit einer vergleichenden Betrachtung. Vor hundert und einigen Jahren haben sich die großen Geister des damaligen Deutschlands für eine einzelne Blüte der griechischen Welt begeistert, unter der sie sich die der Gesamtheit dachten, wie die Klassizisten des letzten Jahrhunderts v. Chr. für die von der Gesamtentwicklung längst überholten des perikleischen Zeitalters; jetzt hat uns die Forschung den bis dahin mißachteten Hellenismus als einen naturgemäßen Abschluß erwiesen und damit den Zusammenhang zwischen der älteren und neueren Zeit hergestellt. Der berühmte Vergleich Niebuhrs von Griechenland und Deutschland hat seine historische Berechtigung verloren.

Einen weiteren Fortschritt der Wissenschaft stellt B. durch die scharfe Scheidung zwischen Werturteil und Erkenntnis fest. Wir sind von Natur nur zu gern geneigt, unseren eigenen Maßstab an eine Persönlichkeit oder ein geschäftliches Ereignis der Vergangenheit anzulegen und das Gewicht des Ergebnisses zu überschätzen; die Wissenschaft wehrt sich gegen ein solches Werturteil als kurzsichtig und ungerecht und verlangt zur Erkenntnis Freiheit von jeder Rücksicht auf die Schranken der die Zeit beherrschenden Mächte, der Religion, des Staates u. a. B. verkennt indes nicht die Wechselwirkung zwischen Werturteil und Wissenschaft und stellt über alles eine relative, d. h. geschichtliche Bewertung 'durch Anlegung zeitgenössisch-geschichtlicher Maßstäbe'. Ein solcher kann allerdings erst durch ein gründliches Studium der Zeit erworben werden, und wenn er sich nicht mit dem strengen der Wissenschaft deckt, so müssen wir uns bei der Überzeugung beruhigen, daß selbst dieser noch nicht der absolut wahre sein muß, und daß wir auf dem Wege zur Wahrheit schon weiter kommen, wenn wir der Gewißheit der Relation des Werturteils sicher sind.

Der Verf. schließt mit einem Hinblick auf das Verhältnis der Auffassung des Griechentums zu seiner geschichtlichen Wirkung.

Er betont, daß 'gewisse Höhepunkte des nationalen Daseins der führenden neuen Völker — das elisabethanische Zeitalter in England, die Epoche Ludwigs XIV. in Frankreich, die Begründung des deutschen Reiches — auch für den Klassizismus eine Krise bedeutet oder vorbereitet' und das Selbstgefühl der eigenen Kultur gesteigert haben, und daß die neue Zeit im Griechentum nicht die Ideale selbst, nach denen sie zu streben hat, verwirklicht sieht, sondern nur die Kräfte, die dazu führen.

Der besondere Teil ergänzt in 56 Kapiteln den ersten durch eine Auswahl von Belegen, die zunächst die führenden Persönlichkeiten berücksichtigt, dann aber auch die Verbreitung der Anschauungen vor das Auge führen soll, und dies nicht nur durch Zitate von Autornamen, Büchertiteln und Seitenzahlen, sondern durch möglichst charakteristische Worte der Autoren selbst. Diese Belege folgen der Anordnung des allgemeinen Teils, aber in freierer Ausführung, als es Anmerkungen gestatten, je nach der Bedeutung des Stoffes bald in breiterer bald in knapperer Form und meist wieder in Abteilungen und z. T. Unterabteilungen angeordnet, so daß man sich nicht schwer zurechtfinden kann. Dieser Reichtum von Tausenden von Belegen liefert dem Benutzer unzweifelhaft eine Fülle von brauchbaren Zitaten und erspart viel Mühe des Nachschlagens, ersetzt jedoch nicht die Arbeit eigenen Nachdenkens und Studiums der angeregten Fragen. Denn der Verf. ist gewissenhaft seiner Aufgabe in der Auswahl der Belege nachgekommen; je weiter daher die Wissenschaft die Räume, Zeiten und Züge des Griechentums gesondert und die Typen der Entwicklungsstufen differenziert hat, um so zahlreichere Verschiedenheiten mußten sich ergeben; über die Eigenart des griechischen Volkscharakters handeln 20 Kapitel und über sie als Typus 2, über die der griechischen Kultur 12 und über sie als Typus 10, über die Bewertung des Griechentums 7, über seine allgemeinen Bedingungen 8. Dabei werden auch die Widersprüche oder starken Einschränkungen gegen die Richtung der meisten Anschauungen aufgezählt, über das Diesseits und das Jenseits, die Heiterkeit der Stimmung, den Charakter des dorischen und ionischen Namens, die Harmonie der Kultur usw. Die edle Einfachheit und stille Größe wird auch zum alten Eisen geworfen, unbestritten bleibt von wesentlichen Zügen eigentlich nur die künstlerische, auf Form und Stil gerichtete Begabung und die Wissenschaft als griechische Schöpfung.

Wer also nicht mit einer festgegründeten Ansicht an das Buch herantritt, der wird sich durch die Masse der mehr oder weniger auseinander gehenden, oft sich widersprechenden Urteile berühmter Autoritäten leicht verwirrt oder erdrückt fühlen. Für einen wissenschaftlich gebildeten Lehrer der griechischen Sprache und Geschichte aber ist es eine unerschöpfliche Quelle der Anregung zu weiterem Nachdenken und Klären der eigenen Auffassung vom

Wesen des Griechentums. Soll jedoch für das humanistische Gymnasium als Ergebnis der kleine Rest der Anerkennung seiner idealen und künstlerischen Begabung übrig bleiben? Sollen wir, stolz auf die errungene Errichtung des Deutschen Reiches, den die Kräfte der Gesamtheit zersplitternden griechischen Sondergeist mißachten? Ich habe in den Neuen Jahrbüchern (1906, II S. 218—229) mich für die Notwendigkeit der Beibehaltung der idealisierten (stilisierten) Geschichte des griechischen Altertums auf dem humanischen Gymnasium ausgesprochen. Durch eine streng wissenschaftliche Verteilung aller Vorzüge, die wir sonst an Griechen bewundert haben, auf einzelne Stämme, Städte, Zeiten würde die Grundlage für die alte Behandlung des Stoffes weggezogen werden; an ihre Stelle würde ein buntes Mosaikbild aus kleinen verschiedenfarbigen Steinchen treten, das zwar der geschichtlichen Wahrheit besser entspricht, aber weder die Jugend zur Nachahmung begeistern, noch in den Jahren, in denen jetzt die griechische Geschichte gelehrt zu werden pflegt, von ihr verstanden werden kann. Das Ideal des Isokrates stellt dasjenige Abbild dar, das er sich von dem εἶδος des Griechentums in seiner Seele gebildet hatte; übertreibend verallgemeinert er — ich verkenne nicht in Abweichung von der Wahrheit —, aber es hat wie die Poesie ein gewisses höheres Recht; es führt uns vor, in welchem Lichte edle Griechen sich ihre Vorfahren dachten und welches Ziel sie ihrer eigenen Nachahmung vorhielten. Die bestimmende Kraft war in ihm das Aufgehen des einzelnen in dem Ganzen, also Selbstverleugnung. Gewiß haben sich viele Griechen durch diese Einschränkung des Ichs nicht gebunden; das Leben des Alkibiades aber beweist, daß das athenische Volkstum Egoismus als staatsgefährlich verurteilte, und bei Marathon und Salamis haben die Athener sich als Vorkämpfer des Hellenentums gefühlt und so gehandelt. Portraits zu bilden hat die griechische Kunst im allgemeinen erst seit Alexander dem Großen als ihre Aufgabe angesehen.

Noch über ein anderes Problem einige Worte im Anschluß an B.s Buch. Die Bedeutung der wirtschaftlichen Bewegung für die Geschichte eines Volkes ist in der Neuzeit von vielen Seiten in Angriff genommen worden und hat uns manche Ereignisse in vielfach neuer Beleuchtung gezeigt; man hat dies auch bei Griechenland, speziell bei Athen, angestrebt und nicht nur die Bedeutung seiner großen Männer niedriger angesetzt, sondern auch die seines Sinnes für das Schöne. In den Philosophenschulen ist in ernster Arbeit um die Erkenntnis der wahren Lebenswerte gerungen worden; die übrigen Klassen der Bevölkerung aber wichen in der Richtung ihrer Gedanken, Empfindungen, Wünsche weit von ihnen ab (worauf B. nicht hinreichend geachtet hat) und nahmen selten mit jenen Fühlung. Über das irdische Dasein hob auch sie mehr oder weniger die Religion empor, doch griff sie

nicht tief genug in das Innere ein, um das Bedürfnis nach höherem zu befriedigen, und so trat an ihre Stelle die Verehrung des Schönen, der ästhetische Sinn an die des religiösen. Herder, W. von Humboldt und ihre Zeitgenossen haben ihn als die treibende Kraft der griechischen Kultur gefeiert, besonders in Athen als in derjenigen Stadt, die für das übrige Griechenland den herrschenden Grundton anschlug; in der neueren Zeit aber hat auch auf diesem Gebiet die Wissenschaft auf zahlreiche Ausnahmen aufmerksam gemacht und die Allgemeinheit dieses Sinnes in Abrede gestellt. Gleichwohl läßt sich das Übergewicht der schönen Form der Rede über ihren Inhalt, wie sie die Rhetorik lehrte, allein erklären aus der Übermacht des dem Volke angeborenen ästhetischen Sinnes und der Richtung der Empfindung auf das Schöne. Die Rhetorik erwähnt freilich B. nicht einmal.

Es gehört eine gewisse Intuition dazu, zwischen Ausnahmen und Regel einen richtigen Weg zu finden, und Festigkeit der Überzeugung sich zu einer Entscheidung sogar zu Gunsten einer Minorität in den Zahlen zu bekennen; aus der Zahl der Fälle in der Literatur ist sie nicht immer zu erschließen, eher das Regelmäßige aus gelegentlichen Andeutungen und aus Unterlassung der Hervorhebung bestimmter Tatsachen. Wenngleich daher B. auch die Sammlung des besonderen Teiles zuweilen mit eigenen Meinungsäußerungen begleitet, es ist doch im ganzen nur Material, für dessen Sichtung und Ausnutzung der Leser das eigene Urteil nicht entbehren kann.

Meißen. Hermann Peter.

---

G. Küntzel und M. Hass, Die politischen Testamente der Hohenzollern. Band 1: Die Hofordnung Joachims II. Die politischen Testamente des Großen Kurfürsten von 1667 und Friedrich Wilhelms I von 1722. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. IV u. 94 S. 8. 1,60 *M*. Band 2: Friedrich der Große. Das politische Testament von 1752 nebst Ergänzungen. Friedrich Wilhelm III. „Gedanken über die Regierungskunst" von 1796/97. Denkschrift über das preußische Heerwesen vom November 1797. General-Instruktion für die Kommission der Finanzen vom 19. Februar 1798. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. VI u. 155 S. 8. 2,20 *M*.

Bedeutung und Wert der politischen Testamente der Hohenzollern als Geschichtsquellen hat man zu allen Zeiten richtig eingeschätzt, wie u. a. die einschlägigen Arbeiten von Ranke, Schmoller, Lehmann und Koser erkennen lassen. Während man aber bisher auf ein weit verstreutes, zum Teil schwer zugängliches Material angewiesen war, haben die Herausgeber vorliegender Hefte auf Grund der besten Quellen eine bequeme und handliche Zusammenstellung der wichtigsten Aktenstücke veröffentlicht.

In erster Linie haben sie naturgemäß die Bedürfnisse des akademischen Unterrichts, vor allem die Übungen in den historischen Seminaren und Gesellschaften im Auge gehabt. Für diesen

Zweck sind die Veröffentlichungen, deren genaueres Verständnis durch eine Anzahl kritischer und sachlicher Erläuterungen gefördert wird, auch sehr wohl geeignet. Bieten sie doch durchweg einen hochbedeutsamen, äußerst anziehenden Stoff dar, der eindrucksvoller als alle theoretischen Erörterungen uns die Eigenart der in Frage kommenden Persönlichkeiten erkennen läßt. Aus eben diesem Grunde wird aber auch der Geschichtslehrer in den oberen Klassen der höheren Schulen die Testamente als ein willkommenes Hilfsmittel zur Belebung und Vertiefung seines Unterrichts begrüßen und es sich nicht entgehen lassen, die Charakteristik der Hohenzollernschen Herrscher durch Mitteilung geeigneter Proben zu ergänzen und zu begründen. Immer aus dem Vollen schöpfend, kann er mit leichter Mühe alle Äußerungen und Betätigungen dieser scharf ausgeprägten Persönlichkeiten — den haushälterischen Sinn eines Joachim II., des Großen Kurfürsten staatsmännischen Scharfblick, König Friedrich Wilhelms I. militärische Qualitäten usw. — durch eine reiche Anzahl trefflicher Zeugnisse belegen und veranschaulichen.

Kurz, allen, die sich, sei es von Amtswegen oder aus Neigung, mit brandenburgisch-preußischer Geschichte beschäftigen, werden die politischen Testamente reiche Belehrung und fruchtbare Anregung bieten. Darum seien sie allen Freunden geschichtlicher Studien aufs angelegentlichste empfohlen, zumal da Druck und Ausstattung vortrefflich, der Preis aber sehr bescheiden ist.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

---

**Adolf Bayer, Geschichte des Fürstentums Ansbach-Bayreuth.** In zweiter Auflage neu herausgegeben. Band I: 1486—1557. Ansbach 1911, Fr. Seybold. XV u. 306 S. 3,75 *M*, Halbpergamentband 5 *M*.

Die Geschichte des Fürstentums Ansbach-Bayreuth von Bayer, deren erster Band hier kurz besprochen werden soll, ist die zweite Auflage der Neueren Geschichte des Fürstentums Bayreuth von Karl Heinrich Ritter von Lang, erschienen in den Jahren 1798—1811. Lang hat sein Wissen, wie in dem Vorwort zu lesen ist, aus Urkunden, Rechnungen und Verträgen geschöpft, die ihm als Archivar auf der Plassenburg bei Kulmbach zur Verfügung standen. Der Herausgeber der zweiten Auflage, die zugleich eine Jubiläumsausgabe ist, behauptet, daß dem Ritter von Lang die Schärfe und Freimütigkeit seines Urteils, die zuweilen über das Ziel hinausschoß, zwar Anfeindungen und Widerspruch eingebracht habe, daß ihm aber niemand eine unrichtige Benutzung der Quellen, soweit sie noch erhalten sind, habe nachweisen können. Verf. der zweiten Auflage dieses Quellenwerkes will „keine wesentlichen Änderungen bringen“, sondern sich auf eine mehr redaktionelle Durchsicht und Hinweisung auf spätere Geschichtswerke durch Anmerkungen beschränken. Die Änderung des ursprünglichen

Titels „Geschichte des Fürstentums Bayreuth“ in „Geschichte des Fürstentums Ansbach-Bayreuth“ begründet er damit, daß die Regenten von Bayreuth fast stets auch Markgrafen von Ansbach waren. Die drei ersten Bände der ersten Auflage sind in zwei zusammengezogen, deren zweiter, die Zeit von 1557—1603 umfassend, erst noch erscheinen soll. Der erste Teil des vorliegenden Buches behandelt hauptsächlich die Regierung der Markgrafen Friedrich und Kasimir von 1486—1527, der zweite Teil die der Markgrafen Georg und Albrecht Alcibiades von 1527—1557. Die neue Auflage ist geschmückt mit dem Bildnisse Langs und des Markgrafen Georg und enthält zugleich als neue Beigabe die Abbildung einiger Münzen.

An literarischen Hieben auf Adel und Geistlichkeit ist kein Mangel. Freimütig und anscheinend begründet ist die Besprechung der persönlichen Angelegenheiten der Fürsten, die der Verf., wo sie es ihm zu verdienen scheinen, nicht schont. Die Bauern hatten bis zum Bauernkriege, in den sie hineingerissen wurden, eine erträgliche wirtschaftliche Lage und genossen persönliche Freiheit. Freilich trugen sie allein die willkürlich auferlegten Steuern, die nicht gering waren, bis zum Erlaß einer landständischen Verfassung im Jahre 1515, seit welcher Zeit auch der Adel zur Besteuerung herangezogen wurde. Verf. bemüht sich, weil er es als seine Hauptaufgabe ansieht, mehr um die Darlegung der Verhältnisse der Fürstentümer in sogenannten Friedenszeiten, die sich aber vom Faustrecht nicht wesentlich unterschieden, als um die Besprechung der Kriegszeiten, die auch nicht fehlt. Eine eigenartige Rechtspflege ist es, die Parteien, wenn man sich keinen Rat mehr wußte, mit einander raufen zu lassen (S. 51). Mit einer gewissen Spannung verfolgt man die Schilderung der rechtlosen Absetzung und Gefangenhaltung des Markgrafen Friedrich, die zwölf Jahre dauerte, durch seine Söhne (Kap. 25 f.). Zuweilen greift die Geschichtschreibung auf allgemeine deutsche Verhältnisse über, wie es der Lauf der Dinge im Reformationszeitalter mit sich brachte. Mehrere abgedruckte Briefe Luthers an den Markgrafen Georg sind von Interesse. Ein zwanzig Seiten langes Kapitel (34) widmet Verf. dem Bauernkriege, erhebt sich hier zu allgemeinen Gesichtspunkten und behandelt den Stoff in ansprechender und lebendiger Weise. Die eingehende Darstellung des Lebens und Treibens des religiös und sittlich haltlosen und zugleich politisch unzuverlässigen Markgrafen Albrecht Alcibiades, der in den Religionswirren Deutschlands eine recht zweifelhafte Rolle gespielt hat und deswegen den geschichtlichen Beobachter interessiert, möchte Ref. besonders hervorheben. Der unglückliche Abenteurer und Landsknechtshauptmann, regierender Fürst eines reformierten Landes, wußte nicht, ob er katholisch oder protestantisch sei, gab sich aber für einen Katholiken aus und suchte das Interim von 1548 in seinem Lande durchzuführen. Zuerst

Parteigänger des Kaisers, dann des Kurfürsten Moritz von Sachsen und des französischen Königs gegen den Kaiser, zuletzt des Kaisers gegen Frankreich und gegen den Passauer Vertrag, ohne Fähigkeit und Geneigtheit, seine landesfürstlichen Pflichten zu erfüllen, hat er es reichlich verdient, daß Lang absprechend über ihn urteilt, wenn er auch anerkennt, daß er schuldlos eine unglückliche Jugendzeit verlebt hat. Als Albrecht kurz vor seinem Tode, der ihn im 35. Jahre seines Lebens ereilte, zum ersten Male in seinem Leben und zwar nach protestantischem Brauch „aus Gefälligkeit für seinen protestantischen Schwager" kommuniziert hatte, rief er aus: Gott sei Dank, daß ich es auch einmal zum Kommunizieren gebracht!

In den zusätzlichen Anmerkungungen bemüht sich der zweite Herausgeber, der offenbar die neuere Literatur studiert hat, der geschichtlichen Wahrheit, soweit sie durch Langs Voreingenommenheit oder erklärliche Unkenntnis getrübt erscheint, durch sorgsame Abwägung zum Siege zu verhelfen. Man merkt es dem Text nur zu sehr an, daß er im wesentlichen aus „Urkunden, Rechnungen und Verträgen" geschöpft ist, die zwar richtig wiedergegeben sein mögen, aber zugleich vielfach unverarbeitet und ungekürzt in den Zusammenhang aufgenommen worden sind, so daß das Buch an diesen Stellen, und deren sind nicht wenige, den Charakter einer Zusammenstellung von Geschichtsquellen annimmt und dafür den einer Geschichte, die es doch sein will, verliert. Das Buch würde lesbarer geworden sein, ohne seinen Wert als Geschichtsquelle einzubüßen, wenn der Aktenstoff, der in Rechnungen, Verträgen, Erwerbungen, militärischen Musterungslisten u. a. besteht, in einen Anhang oder eine besondere Beilage verwiesen und zugleich zusammenfassende Kürzungen des Textes vorgenommen worden wären. Dadurch würde freilich der äußere Charakter des Werkes, was sich doch auch der ursprüngliche Titel hat gefallen lassen müssen, ein anderer, der Preis aber kleiner und die Verbreitung größer geworden, der Quellenwert jedoch derselbe geblieben sein, so daß sich Verfasser, Verleger und Publikum dabei wohler befunden hätten.

Stargard i. Pomm. R. Brendel.

---

Die Provinz Brandenburg in Wort und Bild. Herausgegeben von dem Pestalozzi-Verein der Provinz Brandenburg. Zweite Auflage. Leipzig 1909, J. Klinkhardt. 475 S. 4. 4 M.

Das Buch will uns in Aufsätzen, Gedichten und Bildern eine Anschauung von der Provinz Brandenburg geben, ein Zweck, der im allgemeinen auch erreicht wird. Nach einer klaren Darstellung der Oberflächengestaltung und einer nur allzu gedrängten, deshalb nicht bequem zu lesenden Übersicht über die geschichtlichen Verhältnisse folgen ungefähr 90 Artikel in gebundener und ungebundener Form, die Land und Leute, ihre Sitten und Be-

schäftigungen schildern oder alte Sagen, Überlieferungen, Gebräuche mitteilen. Etwa 70 Mitarbeiter haben zu dem Werke geholfen. Wenn dadurch eine ansprechende Mannigfaltigkeit erzielt ist, so ist doch auch die Folge gewesen, daß allerlei Minderwertiges sich vorfindet. Der Pestalozzi-Verein hätte in der Auswahl sorgsamer sein sollen. Die Aufsätze, die von der Rundfahrt um Potsdam, von Schwedt und seinem Tabaksbau, vom Kloster Chorin, von Freienwalde, Mohrin, Drossen, Schwiebus berichten, genügen nur sehr mäßigen Ansprüchen. Die Darstellung ist vielfach öde und langweilig, der Stil steif und einförmig, in dem Mangel an Gefühl dafür, was der Mitteilung wert, was völlig unwichtig ist, zeigt sich oft kindliche Naivität. Manche Teile lesen sich viel besser, wo z. B. von dem militärischen Potsdam, Babelsberg, Spandau, Havelberg, Rheinsberg, von dem Schulreformator E. v. Rochow, von Neuruppin und seinen Bilderbogen, Prenzlau, Kloster Zinna, vom Rhinluch, von dem Besuch einer Braunkohlenzeche, der „Senftenberger Marie", erzählt wird. Die zahlreichen Abbildungen sind meist gut; sie erwecken oft das Bedauern in uns, daß sich keine bessere, gewandtere Feder gefunden hat, den Kommentar dazu zu liefern.

Münster i. W. F. Hölscher.

---

1) A. Höfler, Didaktik des mathematischen Unterrichts. (Band 1 der didaktischen Handbücher für den realistischen Unterricht an höheren Schulen, herausgegeben von A. Höfler und Fr. Poske.) Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. XVIII u. 509 S. 11 M, geb. 12 M.

Zu den beiden Büchern von F. Reidt und M. Simon (hier besprochen im Jahrg. 61 S. 568—569 bzw. 62 S. 748—752) ist nun diese neue Arbeit von A. Höfler getreten als ein stattlicher, durch seinen Umfang schon eine Fülle von Belehrung versprechender Band. Sie wird denn dem Leser auch in reichem Maße zu teil. Der Verfasser stellt sich freilich von vornherein auf einen bestimmten Standpunkt. Er gibt das Verfahren, wie er es sich gebildet hat. Als Österreicher behandelt er sein Thema vielfach nur von den Verhältnissen der österreichischen Mittelschulen aus, vor allem was Stoffverteilung anbelangt. Zwei Gesichtspunkte sind weiter leitend für ihn. Er fordert und befördert eine „angewandte, anschauliche, konkrete, induktive, empirische Schulmathematik" (S. 34), „unter bewußtem Verzicht auf eine auch nur halbwegs streng logische Begründung für den Anfang" (S. 30), „ein Voranstellen didaktischer Rücksichten vor einfache Wissenschaftlichkeit" (S. 31), er sieht die schlimmsten Ursachen der Überbürdung nicht sowohl im Quantitativen als vielmehr im Qualitativen, er verlangt ein quantitative Sichtung des Lehrstoffes und seine genaue Anpassung an die psychologische Gegebenheit der Schülerreden" (S. 44). Dann aber fordert er die Einführung der Grundbegriffe

und einiger Verfahrungsarten der Infinitesimalrechnung. Nicht zum ersten Mal. An verschiedenen Stellen, in Vorträgen und Aufsätzen, nicht zum wenigsten erst in den mathematischen Anhängen seiner physikalischen Lehrbücher ist er ja schon mit demselben Wunsche hervorgetreten. Aber ganz in Übereinstimmung mit den Meraner Vorschlägen wünscht er kein Hinzufügen dieser Lehren, sondern ihr Herausarbeiten aus dem bisherigen Stoff, dessen Umgestaltung in dieser Absicht, seine Umgestaltung nach dieser Rücksicht (z. B. S. 381); aber höher steht ihm wieder der Gedanke (z. B. der Integration), als das Wort und das Symbol. Und auch in diesem Buche knüpft er die Vorschläge in erster Linie an den physikalischen Unterricht an.

Von solchen Anschauungen beherrscht, bietet uns das Werk des Dankenswerten die Menge. Es geht allerdings nicht systematisch vor, es gliedert sich in jedem seiner Hauptteile in eine Anzahl von Lehrproben, Lehrgängen und Lehrplänen, so daß nicht für jeden Punkt der Suchende die gewünschte Auskunft finden wird. Das ist aber auch nicht beabsichtigt. Nicht ein Nachschlagewerk ist beabsichtigt, sondern eine Programmschrift ist geboten, deren Studium, deren Billigung verlangt wird, damit von dem errungenen Standpunkt aus die einzelne Frage selbständig erledigt werden mag. „Takt und Geschmack" bezeichnet der Verfasser an einer Stelle (S. 343) als sein letztes Wort bei der Behandlung solcher Fragen, mit leisem Spotte spricht er von der Überschätzung der „formalbildenden" Bedeutung des Unterrichts (S. 269). An manchen Stellen haftet den Ausführungen daher etwas Subjektives an, wie es ja auch von dem Buche M. Simons gesagt werden mußte. Das kann als Mangel erscheinen, ist aber vielleicht ein Vorteil, weil es zu energischerer Stellungnahme veranlaßt. Die anregende Bedeutung wird durch diese Eigenschaft vergrößert.

Mit vielem kann man gewiß einverstanden sein: mit der Mahnung zum Maßhalten bei der Benutzung graphischer Darstellungen (S. 233), mit der Bevorzugung der österreichischen Aufeinanderfolge Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie, statt der niederdeutschen Planimetrie, Trigonometrie, Stereometrie (S. 260), mit der Warnung vor zu weitgehenden trigonometrischen Aufgaben (S. 288) und der resignierten Bemerkung, daß „freilich wohl auf lange hinaus die bestehende Tradition auch hierin noch fortwirken wird, und die verzwickten Aufgaben aus allen möglichen und unmöglichen Kombinationen von mittelbaren Bestimmungsstücken, ohne daß irgend eine Realisierung abzusehen wäre, nicht so bald aus den Lehr- und Übungsbüchern und aus den Schulstuben weichen wird". Sympathisch berührt auch die Bemerkung, daß das Kapitel über die Zinseszinsrechnung nicht anstreben könne, auch nur annähernd in solcher Ausführlichkeit behandelt zu werden, daß der absolvierte Gymnasiast oder Realschüler sofort

mit der Kenntnis aller oder auch eines halbwegs großen Teiles derjenigen Probleme bekannt und vertraut sei, die Sparkasse, Versicherungsanstalt, weiterhin Statistik usw. an diesen Teil der angewandten Mathematik stellen" (S. 345), ebenso die, daß der Bildungswert der Kombinationslehre keineswegs ein bloß mathematischer, sondern auch ein logischer sei (S. 349). Nur eine kleine Zahl solcher speziellen Ausführungen von großer, doch keineswegs allgemein anerkannter Wahrheit wird hiermit erwähnt.

Den zweiten Hauptteil, des Buches, eben jene Lehrproben, Lehrgänge und Lehrpläne, umschließt ein erster „Ziel und Wege des mathematischen Unterrichts", und ein dritter, besonders bedeutsamer „Rest- und Grenzfragen der mathematischen Didaktik an die Psychologie, die Erkenntnislehre und an die allgemeine Didaktik der Bildungslehre". Von diesem letzten Teil in aller Kürze eine Vorstellung zu geben, dürfte nicht möglich sein. Für die Eigenart des Buches ist er aber von höchster Bedeutung. Er verknüpft den mathematischen Unterricht im eigentlichen Sinn mit den höchsten allgemeinen Frage jeden Unterrichts, wie mit gewissen fast als Äußerlichkeiten zu betrachtenden. In philosophischem Geiste soll er erteilt werden und doch auch die technischen Fertigkeiten auszubilden nicht außer Acht lassen. Damit ist, natürlich nicht erschöpfend, die Absicht der Überlegungen dieses dritten Teils vielleicht einigermaßen gekennzeichnet.

Für die Verbreitung der Gedanken der Meraner Vorschläge dürfte Höflers Buch eine kräftige Handhabe sein, weil es die Quintessenz derselben in sich enthält. Darüber hinaus wird die Eigenart seiner Darstellung, der behagliche, humorvolle Plauderton, den er nicht selten anschlägt, auch für die Beschäftigung mit methodischen Fragen weniger geneigte Persönlichkeiten anziehen und für sie gewinnen. Eine andere Behandlung des Gegenstandes steht noch aus. Man könnte an eine Didaktik der Mathematik denken, die ihren Gegenstand systematischer, allseitiger, mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung und erschöpfender Benutzung der Literatur behandelte, die damit das wäre, was das vorliegende Buch durchaus nicht in jedem Falle leistet, ein Nachschlagewerk für den Suchenden und Unsicheren, den in der Ausbildung begriffenen. Eine schwierige, arbeitsreiche Aufgabe. Ob auch eine lohnende? Den Vorzug größerer Wirksamkeit haben vielleicht Erscheinungen wie das Werk Höflers gerade durch den subjektiven Charakter.

2) Hans Lorenz, Einführung in die Elemente der höheren Mathematik und Mechanik. Für den Schulgebrauch und zum Selbstunterricht. Berlin und München 1910, R. Oldenbourg. V u. 176 S. geb. 2,40 *M.*

Der Verfasser dieses Buches ist Hochschullehrer und gibt in der Vorrede an, das Werk sei hervorgegangen aus seiner Mitwirkung

bei einem Ferienkursus für Oberlehrer und aus einem mehrjährigen Verkehr mit solchen im Anschluß an ein physikalisches Kollegium. Für den Stoff, den er bietet, glaubt er wenigstens in den Lehrplan der höheren Realanstalten Aufnahme beanspruchen zu sollen. Ob das an irgend einer Stelle wirklich möglich sein wird, erscheint aber doch sehr zweifelhaft. Die Grenzen des Gebotenen und wohl Verarbeiteten sind trotz „scharfer Beschränkung und Konzentration des Stoffes" doch zu weit gezogen. Aber es wird deswegen für den Gebrauch an höheren Lehranstalten keineswegs verloren sein. Eine große Zahl lehrreicher und interessanter Anwendungen, die als Aufgaben die Darstellung begleiten, werden wohl oft auch da im Unterricht verwertet werden können, wo die Durcharbeitung des ganzen Buches durch die Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit verhindert wird. Durch die Auswahl und durch die meistens ausführliche Lösung, die dem Lehrer ohne weiteres die eben vorkommenden Schwierigkeiten vor die Augen führt, zeichnet sich das Buch vor vielen andern seiner Art aus. Die Klarheit der Darstellung, die große Zahl instruktiver Figuren macht es aber auch außerdem sehr geeignet, es solchen Schülern der Oberklassen in die Hände zu geben, die über das in der Schule jetzt Gebotene hinaus an der Mathematik Interesse nehmen und schon während ihrer Schulzeit sich weiter zu bilden beabsichtigen.

3) **Carl Müsebeck, Aufgaben für den Unterricht.** a) in der Planimetrie. VII u. 78 S. 1,50 ℳ. b) in der Goniometrie und ebenen Trigonometrie. VI u. 78 S. 1,50 ℳ. c) in der Stereometrie und sphärischen Trigonometrie. VI u. 106 S. 1,80 ℳ. d) in der analytischen Geometrie. VI u. 82 S. 1,80 ℳ. e) Auflösungen zu d). IV u. 38 S. 1 ℳ. Berlin 1909, Leonhard Simion Nachf.

Der Herausgeber dieser Sammlung hat bekanntlich den altbewährten Leitfaden der Elementar-Mathematik von H. Lieber und F. v. Lühmann einer gediegenen Neubearbeitung unterzogen. Im Gegensatz zu manchen anderen Lehrbüchern hat auch diese Neubearbeitung kein Aufgabenmaterial aufgenommen. Die vorliegende Sammlung bietet diese Ergänzung. Was sie enthält, ist gewiß sehr brauchbar, sorgsam gewählt und geordnet. Aber sie enthält doch viel mehr, als wohl an den meisten Lehranstalten jetzt erledigt wird. An Konstruktionsaufgaben, z. B. an goniometrischen Umwandlungen, trigonometrischen Berechnungen, eine kaum zu bewältigende Fülle. Völlig unberücksichtigt geblieben sind die Gedanken der modernen Reformbestrebungen. Wer für sie im Unterricht einzutreten beabsichtigt, wird nach diesen Heften nicht greifen dürfen. Aber man ist ja noch nicht überall zu ihnen bekehrt und der Verehrer des bewährten Alten wird bei der Benutzung der Sammlung gewiß auf seine Rechnung kommen.

4) J. Schröder, Aufgaben für den Unterricht in der analytischen Geometrie der Ebene an höheren Schulen. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. IV u. 49 S. 2 Taf. kart. 1,80 ℳ.

Auf knappem Raum — von den 49 Seiten Text nehmen die Lösungen 18 ein — bietet der Verfasser eine Sammlung von Aufgaben, die, von den leichtesten ihren Anfang nehmend, am Schluß nicht ganz einfach zu lösende, auf Kurven 3. und 4. Ordnung führende enthält. Die Auswahl ist dabei derart getroffen, daß die meisten Aufgaben ein gewisses besonderes Interesse bieten, sie sind nicht über einen Leisten geschlagen, wie es wohl gelegentlich in solchen Sammlungen der Fall ist, sie sind nicht nur Rechenbeispiele für die Einsetzung in bekannte Formeln. Dem Stoff nach sollen sie bieten, „was sich im analytisch-geometrischen Unterricht selbst an einer Oberrealschule ohne Hast mit den Schülern behandeln läßt“. Für Anstalten mit kürzer bemessener Zeit, für Gymnasien z. B., wird er also sicher ausreichen, es wird wahrscheinlich sogar eine Auswahl nötig sein. Wird diese nur umsichtig getroffen, so wird das Material eine allseitige genügende Ausbildung der Schüler ermöglichen.

5) W. Schwarz, Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Königl. Gymnasiums zu Bochum. Bochum 1910, Wilh. Stumpf. 99 S. 2 ℳ.

Im 64. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 413 ist kurz auf die 1909 erschienene Geschichte des Landsberger Gymnasiums hingewiesen worden. Was dort gesagt worden ist, hat Geltung auch für die vorliegende Veröffentlichung. Noch reichhaltiger ist hier der statistische Teil. Neben den üblichen Übersichten über die Mitglieder der vorgesetzten Behörde, über die Leiter und Lehrer der Anstalt, über die Personalverhältnisse der abgegangenen Schüler findet man sehr lehrreiche Zusammenstellungen über die Frequenz der Anstalt, die Heimat der Schüler, die von ihnen erwählten Berufe, die späterhin vorgekommenen Berufswechsel, die auf der Staffel der Beamtenlaufbahnen wie in den verschiedensten Zweigen des gewerblichen Lebens erreichten Stufen, geordnet nach den einzelnen Schuljahren, deren Ausdeutung Gelegenheit zu mancherlei Gedanken und Überlegungen bietet. — Diesen Tabellen geht voran eine ziemlich ausführliche Geschichte der Entwicklung der Anstalt aus einer höheren Bürgerschule zu einem, seit dem 1. April 1910 königlichem, Gymnasium. Diese Geschichte erzählt von mancherlei Kampf mit Mangel an Einsicht, mit Vorurteilen und Rücksichten auf persönlichen Vorteil, mit übel angebrachter Sparsamkeit und mit der Mißgunst und dem Wettstreit der verschieden gearteten Schulsysteme. Auch häufiger Lehrerwechsel schädigt die Anstalt. Allmählich erst, nach vielen Anstrengungen sind die Verhältnisse besser geworden. Zwar bietet wohl auch die Gegenwart noch manche Schwierigkeiten (S. 34 Umschulung nicht versetzter Schüler, S. 29 Lebensanschauungen des Eltern-

publikums, S. 40 Aufhebung des „Silentiums"), indessen der hingebenden Tätigkeit der Leiter und Lehrer ist doch auch mancher Erfolg beschert gewesen. Die Einrichtung von „Elternabenden" hat das Verhältnis zwischen Schule und Haus gebessert, mancherlei Einrichtungen sind getroffen, um auf der Oberstufe die Individualität der Schüler freier hervortreten zu lassen, die ganze Schülerschaft der Sekunda und Prima ist durch die Einführung der Schülerselbstverwaltung mit unmittelbarem Interesse an das Gedeihen der Anstalt geknüpft. Und über diese modernen Einrichtungen wird sachlich und ruhig berichtet, mit dem Hinweis, daß erst die Zukunft den Beweis ihrer Zweckmäßigkeit zu erbringen habe.

Pankow. **Max Nath.**

---

1) A. Gockel, Schöpfungsgeschichtliche Theorien. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Cöln 1910, J. P. Bachem. 166 S. 8. 2,40 *M*.

Verfasser unterwirft in seinem Buche die schöpfungsgeschichtlichen Theorien einer strengen Kritik und kommt im allgemeinen zu dem beachtenswerten Resultat, daß fast alle nur Hypothesen sind, ja manche von ihnen nur als Romane angesehen werden können. Auch bei der Herausgabe der neuen Auflage des Werkes hat er keine Veranlassung genommen, den Schöpfungsbericht der Bibel mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft von heute zu vergleichen und auf Fragen philosophischer Art einzugehen, wohl aber mußten einige Kapitel mit Berücksichtigung der inzwischen erschienenen Literatur beträchtlich erweitert werden. In den ersten 5 Kapiteln legt er, die ältesten Theorien nur berührend, besonderes Gewicht auf eine scharfe Trennung, eingehende Darstellung und kritische Untersuchung der häufig irrtümlicherweise miteinander vermengten Theorien von Kant und Laplace. In den übrigen der 23 Kapitel behandelt der Verfasser unter anderem die Theorien von Faye, Braun, Darwin, Zehnder, Moulton und Arrhenius, fast alle Himmelserscheinungen und auch den Vulkanismus, die Temperatur und den Aggregatzustand des Erdinneren, da nach seiner Ansicht nur die Erforschung der Erde uns über die Beschaffenheit der Planeten aufklären kann. In anerkennenswerter Weise macht uns das Büchlein mit den Haupttheorien der Astronomie bekannt und gibt in einem am Schlusse angebrachten Literaturverzeichnis über 80 Werke denen eine weitere Anregung, die den Wunsch haben, sich mit den behandelten Fragen noch eingehender zu beschäftigen.

2) J. Pohle, Die Sternenwelten und ihre Bewohner. Zugleich als erste Einführung in die moderne Astronomie. Sechste, umgearbeitete Auflage. Mit einer Karte, 4 farbigen und 6 schwarzen Tafeln, sowie 60 Abbildungen im Text. Cöln 1910, J. P. Bachem. XII u. 539 S. 8. 8 *M*, geb. 10 *M*.

Die Tatsache, daß das vorliegende Werk in der sechsten Auflage erschienen ist, spricht deutlich genug für seinen Wert. Der

Versuch, Gebildete mit geringen Vorkenntnissen für die Himmelskunde zu interessieren und ihnen eine gute Grundlage zu geben, ist dem Verfasser durch die glückliche Wahl seiner Methode vollkommen gelungen. Die interessante Fragestellung nach der Bewohnbarkeit der Sternenwelten ist ihm nur Mittel zu dem Zweck, die Aufmerksamkeit der Leser bis zum Schluß rege zu halten, um ihnen in leicht verständlicher Darstellung und angenehmer Form die Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der neueren Astronomie ungezwungen zu übermitteln. Der ganze Stoff zerfällt in 11 Kapitel, in denen unter anderem von der Spektralanalyse und der neueren Astrophotographie, von Meteoriten und Kometen, von der Sonne und dem Planetensystem, von Fixsternwelten, Nebelflecken und den Systemen der Doppelsterne mit besonderer Berücksichtigung der Frage der Bewohnbarkeit die Rede ist. Einige Kapitel aber, besonders die letzten, können nicht ungeteilten Beifall finden, da der Verfasser seinen religiösen Standpunkt zu sehr hervorkehrt, was an sich berechtigt ist, sofern er es unternimmt, die Frage nach der Belebtheit der Sternenwelten mit Hilfe metaphysischer Erwägungen zu erörtern. Und mit Recht verweist er diese Frage in das Gebiet der philosophischen Spekulation, da kaum Aussicht vorhanden ist, jemals Planetenbewohner auf empirischem Wege nachzuweisen. Bei der eingehenden Bearbeitung der letzten Auflage hat das Werk durch die Einverleibung der neuesten Ergebnisse der astronomischen Forschung und durch Hinzufügung eines reichhaltigen Namen- und Sachregisters und von mehr als 30 neuen Bildern, unter denen einige, wie der „Absturz eines großen Meteorsteines" allerdings zu beanstanden sind, eine entsprechende Vergrößerung und zeitgemäße Umgestaltung erfahren. Deshalb ist zu wünschen, daß zu den alten Freunden des Werkes sich recht viel neue hinzufinden mögen.

3) K. Lampert, Die Abstammungslehre. Mit dem Bildnis des Verfassers, 4 bunten, 7 schwarzen Tafeln und 9 Abbildungen im Text. 7. Band der Bücher der Naturwissenschaft herausgegeben von Siegmund Günther. Leipzig, Philipp Reclam jun. 207 S. 16. geb. 1 *M*.

Je umfangreicher die Literatur auf einem Gebiete wird, desto erwünschter kommen kleine Orientierungsbücher. Ein solches ist das vorliegende. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der biologischen Wissenschaften vom Altertum bis Linné und weiter bis Darwin erfolgt dessen Lebensbeschreibung und die Entwicklung seiner Deszendenz- und Selektionstheorie. Weiter berichtet uns das Büchlein von neueren Forschungen und Hypothesen über die Zellorgane und Entstehung der Arten. So ziemlich alle namhaften Forscher, die sich theoretisch oder praktisch mit den bekannten Fragen der Abstammung und Vererbung befaßt haben, kommen zur Erwähnung. Ein Namen- und Sachregister gestattet eine schnelle Orientierung in dem mit erklärenden Bildern

reich ausgestatteten Büchlein. Durch eine klare und gewandte Darstellung weiß der Verfasser bis zum Schluß zu fesseln, so daß er seinen Zweck vollauf erreicht, dem Leser ein treffendes Bild von dem heutigen Stande dieser Wissenschaft und eine Anregung zur weiteren Erörterung einschlägiger Fragen zu geben.

4) Th. Bokorny, Lehrbuch der Botanik für Realschulen und Gymnasien im Hinblick auf ministerielle Vorschriften. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 181 Figuren im Text. Leipzig 1910, Wilhelm Engelmann. VI u. 272 S. 8. geb. 3 ℳ.

Bokornys Lehrbuch der Botanik ist in der dritten Auflage erschienen und weist in den ersten 6 Abschnitten keine Veränderung auf. Der VII. Abschnitt: „Einiges aus der Pflanzengeographie" ist besonders durch einen Anhang über Ökologie erweitert worden, ferner hat der VIII. und letzte Abschnitt: „Schlüssel zum Bestimmen der Pflanzen" durch Aufnahme der Gattungen der schwieriger zu bestimmenden Pflanzen „Doldenträger, Korbblütler, Spelzblütler" eine Vergrößerung erfahren.

5) H. Heimbach und A. Leißner, Lehrbuch der Botanik für höhere Schulen. I. Band. Mit 211 in den Text gedruckten Abbildungen und 4 Tafeln in Farbendruck. Bielefeld und Leipzig 1910, Velhagen & Klasing. IX u. 183 S. 8. geb. 2 ℳ.

Neu und in seinem Aufbau eigenartig ist das vorliegende Lehrbuch der Botanik. Die Verfasser haben es mit der Absicht herausgegeben, den Blick der Schüler von vornherein mehr auf das Ganze zu richten, als es bisher geschehen ist. Deshalb haben sie in diesem ersten Bande den ganzen Stoff der Unterstufe in 4 Abschnitten, die „4 Gänge durch Garten, Wiese, Wald und Feld" betitelt sind, behandelt und zwar in Form einer fortlaufenden Erzählung. Dabei wird aber dem Lehrer durchaus die Freiheit gelassen, Einzelheiten in beliebiger Reihenfolge zur Besprechung zu bringen, da die einzelnen Pflanzen von einander getrennt beschrieben werden. Eine übersichtliche Zusammenstellung von Erklärungen findet sich in einer kurz und faßlich gehaltenen Morphologie. Der Bildschmuck ist reich und schön, die im Text eingefügten schematischen Zeichnungen sind klar und lehrreich. Eine Bestimmungstabelle kann dem Bedürfnis der Schüler dienen, die Natur genauer kennen zu lernen. So haben die Verfasser es wohl verstanden, den augenblicklichen Verhältnissen des naturwissenschaftlichen Unterrichts Rechnung zu tragen, sie haben „die Landschaft in den Vordergrund geschoben, die Vegetation als Ganzes gesehen und Spiel und Gegenspiel der belebten und der unbelebten Unwelt so weit entfaltet, wie es der kindliche Geist erfassen kann".

6) B. Dürken, Die Hauptprobleme der Biologie. Mit 19 Abbildungen im Text. Kempten und München 1910, Jos. Kösel. VII u. 190 S. 12. geb. 1 ℳ.

Wer sich schnell über die Hauptprobleme der Biologie unterrichten will, der greife zu dem vorliegenden Werkchen! In ihm wird über das Verschiedenste hinreichend Auskunft gegeben, — um sogleich das Inhaltsverzeichnis kurz anzuführen — über die Aufgaben der biologischen Forschung, Arbeitsmethoden und Hilfsmittel, Systematik, Verbreitung der Lebewesen, Paläontologie, Formelemente, Zelle, Lebensäußerungen, Formbildung im Leben des Individuums und der Art. Am Ende des Buches findet sich ein Literaturverzeichnis, das nach meiner Ansicht hätte reichhaltiger sein können, und ein alphabetisches Register. Bemerkenswert ist, weil es das Aufschlagen gewünschter Stellen bedeutend erleichtert, daß jede Seite mit einer Überschrift versehen ist, die die Leitwörter der zugehörigen Ausführungen enthält. Die Entwicklung der Probleme in knapper Form ist so ansprechend, daß ich das Büchlein aufs beste empfehlen kann.

7) W. Schurig, Hydrobiologisches und Plankton-Praktikum. Eine erste Einführung in das Studium der Süßwasserorganismen. Mit einem Vorworte von Richard Woltereck. Mit 215 Abbildungen im Text und 6 Tafeln. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. XV u. 160 S. 8. 3,20 ℳ, geb. 3,50 ℳ.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist uns nicht unbekannt. Erst vor Jahresfrist trat er mit einem ähnlichen Werk: „Biologische Experimente nebst einem Anhang: Mikroskopische Technik“ auf den Plan. Ebenso vortrefflich und zeitgemäß wie dieses ist das neue hydrobiologische und Plankton-Praktikum, das jetzt, wo man anfängt, fast auf allen höheren Schulen in den oberen Klassen Biologie zu treiben, besonders schätzenswert ist; trägt es doch dazu bei, „die Wendung von der bloßen Naturbeschreibung zum Versuch eines Verständnisses der belebten Natur zu vollziehen“. Nach Beantwortung der Frage: Was ist Plankton? beschreibt der Verfasser die biologischen Stationen zu Plön und Lunz, um uns dann über die vielen Apparate zum Einfangen der kleinen Lebewesen und über die mannigfachen Färb-, Konservierungs- und Untersuchungsmethoden aufs genaueste zu unterrichten. Im speziellen Teil (§ 32—51) führt er uns die Hauptvertreter der Planktonwesen von den Algen und Wurzelfüßlern bis zu den größeren Organismen wie Wasserkäfern und anderen Kerbtieren, die beim Fang leicht ins Netz geraten können, in Wort und Bild genauer vor Augen. Ein Namenregister ist vorhanden, ebenso ein Hinweis auf empfehlenswerte Schriften für das Weiterstudium. Möge auch dieses Buch sich recht viele Freunde erwerben!

Torgau. B. Lippold.



1) W. Heering, Leitfaden für den naturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Nach biologischen Gesichtspunkten bearbeitet. Ausgabe B der Leitfäden der Botanik und der Zoologie von P. Wossidlo. 2. Teil: Für die mittleren Klassen. Mit 473 in den Text gedruckten Abbildungen, 4 Tafeln in Schwarzdruck und 12 Tafeln in Farbendruck. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 410 S. 8. 4 ℳ.

Wie der mir nicht bekannte erste Teil, der für die Unterklassen bestimmt ist, zeigt der vorliegende zweite Teil eine Dreiteilung in Pflanzen-, Tier- und Lebenskunde. Der Verfasser beginnt mit der eingehenden Beschreibung unserer Laub- und Nadelhölzer und läßt die wichtigsten Gräser folgen. Durch Vergleichung der besprochenen Pflanzen werden die Hauptgruppen des natürlichen Systems der Samenpflanzen gefunden. Ein systematischer Überblick über diese Abteilung bespricht dann teils kürzer, teils länger eine große Anzahl von Familien, Gattungen und Arten. In ähnlicher Weise werden die übrigen Abteilungen der Pflanzen sowie der einzelnen Tierkreise behandelt. Die geographische Verteilung der Pflanzen und Tiere erörtert je ein Abschnitt am Schlusse des botanischen und des zoologischen Teils. Die Lebenskunde bringt zunächst kurz (auf 11 Seiten) einen Abriß des inneren Baus der Pflanzen und seiner Beziehungen zu den Lebenstätigkeiten. Ausführlicher ist das Kapitel über den inneren Bau und das Leben des Menschen. Ein Schlußabschnitt über die Lebewesen im Naturganzen enthält Aufgaben zu Wiederholungen und zu Beobachtungen. Er dient zugleich als Sachregister.

Daß das Buch den botanischen und den zoologischen Lehrstoff der Mittelklassen in einem Bande bringt, ist sicher ein Vorzug. Die Vereinigung dient der wünschenswerten Verknüpfung beider Gebiete. Sie erleichtert die notwendige Einschiebung zoologischer Untersüchungen in das Sommerpensum — man denke nur an die Insekten! — und die ebenso wichtige Fortsetzung der botanischen Beobachtungen im Winter. Auch die Einteilung des ganzen Werkes in zwei aufeinanderfolgende Bände, für untere und mittlere Klassen, erscheint mir gegenüber den alten Wossidloschen Leitfäden als wesentlicher Fortschritt. Jeder Band kann dadurch nach Inhalt und Form besser dem Standpunkte der Schüler angepaßt werden, ohne daß doch ein so großer Zwang auf den Lehrer ausgeübt wird wie durch eine Teilung in Hefte mit den Jahres- oder Halbjahrespensen der einzelnen Klassen.

Der Ausdruck ist klar und kurz, die Abbildungen und Tafeln recht gut. Als nicht richtig ist mir die aus dem Wossidloschen Leitfaden übernommene Angabe aufgefallen, daß nur die nichtdurchbohrten Platten des Seeigels Stacheln tragen. Dankenswert ist der im Text und auf den Tafeln (Frauenschuh, Wassernuß) öfter wiederholte Hinweis auf den Schutz der Naturdenkmäler.

2) P. Graebner, Lehrbuch der allgemeinen Pflanzengeographie nach entwickelungsgeschichtlichen und physiologisch-ökologischen Gesichtspunkten mit Beiträgen von P. Ascherson. Mit 150 Abbildungen. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. VIII u. 303 S. 8. 8 *M*, geb. 9 *M*.

Seite 20 lese ich: *Aber nicht nur die Wasserränder auch das Wasser selbst bewohnen jetzt Farnpflanzen aus der interessanten Familie der Sphenophyllaceae (Fig. 24, 25) sind solche bekannt, die ganz ähnliche Anpassungen zeigen wie einige unserer jetzigen Wasserbewohner, ähnlich wie es jetzt bei Hahnenfufsarten (Raunuculus) aus der Sektion Batrachium und bei anderen (einigen Nymphaeaceae usw.) sehen, hatten die Pflanzen fein zerteilte untergetauchte Blätter und mehr oder weniger breit zusammenhängende Schwimmblätter.*

Seite 32 oben steht: *In der nächsten Periode der nach den tierischen Resten vorgenommenen geologischen Einteilung zum Mesozoicum gerechneten Trias hat sich schon in den untersten Schichten (dem Buntsandstein usw.) die in den vorhergehenden Erdperioden eingeleitete Umwandlung der Flora vollzogen.*

Seite 54/55 schreibt der Verfasser: *Mit einer Anzahl noch jetzt bei uns lebender Bäume usw. würden noch Platanen, eine Walnufs (Honerdingen in der Lüneburger Heide), von Kräutern ist das jetzt noch in Nordamerika lebende Sauergras (Dulichium) (mehrfach in Südjütland und bei Lauenburg) das bemerkenswerteste. Auch andere wärmeliebende Pflanzengemeinschaften hat man als interglacialen Ursprungs angesprochen, so z. B. die reiche Flora von Höttingen bei Innsbruck, in dem u. a. das jetzt nur viel weiter südlich im westlichen Asien verbreitete Rhododendron Ponticum sich fand, mit heute nicht mehr lebenden Arten der noch jetzt alpinen Gattungen Taxus, Rhamnus, Adenostyles, Tussilago und der ähnliche Floren man auch an anderen Stellen der Alpen fand (Sordelli, Amsler) dort beobachtete man u. a. noch die Smorika-Fichte, Pinus panie, 3 orientalische Ahorne usw., mit ihnen auch Arten, die selbst oder deren nahe Verwandte noch heute in der Nähe wachsen.*

Das dürfte zur Kennzeichnung genügen. So sehr reichhaltig und gediegen der Inhalt auch ist, ein Studium des Werkes ist fast unmöglich. Fortwährend stören der unglaubliche Satzbau, der Mißbrauch der Klammern und die jeder Kritik spottende Interpunktion.

3) C. Matzdorff, Biologie. Mit 300 Abbilduugen im Text, 18 ein- und mehrfarbigen Tafeln und 3 farbigen Karten. Breslau 1910, Ferdinand Hirt. II u. 332 S. 8. geb. 4,50 *M*.

Das Buch ist aus der Praxis des Verfassers entstanden, nicht aus theoretischen Erwägungen. Es ist ferner für den Lernenden bestimmt, dem Lehrer dagegen soll es freie Hand lassen. Dem entspricht die Anlage des Werkes. Daraus erklärt sich auch, daß der Stoff zu den notwendigen Übungen nicht ausdrücklich im Text gekennzeichnet oder gar in seiner Verwendung erläutert ist. Der

Inhalt zerfällt in 5 Teile: 1. Die allgemeinen Lebensvorgänge, 2. Die Lebensbeziehungen der Pflanzen und Tiere, 3. Die Geschichte, die Verbreitung und die Verwandtschaft der Pflanzen- und der Tierwelt, 4. Die Tätigkeit des menschlichen Körpers und seine Gesundheitspflege, 5. Die Geschichte, die Verwandtschaft und die Verbreitung der Menschenrassen. Soweit es angängig ist, wird stets auf die Gesamtheit der Lebewesen Bezug genommen, so daß eine einheitliche Lebenskunde gegeben wird. Der vergleichend-physiologische Gesichtspunkt steht im Vordergrunde.

Eine gewaltige Stoffmenge ist dem Schüler dargeboten. Doch enthält das Buch natürlich bei Vergleichen und Zusammenfassungen sehr viel, was, von früher her bekannt, hier nur ins Gedächtnis zurückgerufen werden muß.

Inhalt, Darstellung, Abbildungen und äußere Erscheinung des Buches sind gut. Ein Versehen ist mir aufgefallen. Seite 306 steht im unteren Viertel: *Zu den Schiefzähnern gehören die Langköpfe, ausgenommen die Drawida und die Nordeuropäer, die mit* allen anderen Menschen *Geradzähner sind.*

4) W. Schönichen, Das biologische Schullaboratorium. Vorschläge und Mitteilungen aus der Praxis. Mit 31 Abbildungen. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. 8. 67 S. geh. 1,60 *M.*

Da der biologische Unterricht in den Oberklassen der höheren Schulen Neuland ist, hält der Verfasser eingehende Diskussion der Erfahrungen für nötig. Er bietet deshalb diese Darstellungen schon nach einjähriger Praxis. Was er von dem biologischen Laboratorium des Helmholtz-Realgymnasiums zu Schöneberg berichtet, wird sicher den Neid der Kollegen an den meisten Schulen erregen. Räume und Einrichtungen genügen durchaus den neuesten und weitgehendsten Ansprüchen; sogar ein heizbares Gewächshaus steht zur Verfügung. Daher zeigen die Mitteilungen aus dem Betriebe der biologischen Übungen Bilder, die in dieser Vollkommenheit nur an wenigen Orten aufgewiesen werden können. Sehr richtig sind die Ausführungen über den Nutzen, den eine genauere und weiter verbreitete Kenntnis der Biologie auch für die hygienischen Bestrebungen haben wird. Eine Liste der wünschenswerten Apparate und Hilfsmittel wird vielen Kollegen nützlich sein. Die zum Schluß angefügten Forderungen für die Vorbildung der Biologen sind allgemeiner Zustimmung sicher.

5) Th. Zell, Riesen der Tierwelt. Jagdabenteuer und Lebensbilder. Mit 200 Abbildungen, meist Naturaufnahmen. Berlin-Wien 1911, Ullstein & Co. XV u. 426 S. 8. geb. 3 *M.*

Mit regem Interesse habe ich das Buch gelesen. Prächtige Schilderungen der Lebensweise und des Charakters der großen Tiere bietet es dar, seien es Raubtiere, Affen, Huftiere oder Vögel, und lebensvolle Jagdgeschichten geben ihm besonderen Reiz, alle

auf das sorgfältigste auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft. Die Eigenschaften und Gewohnheiten der Tiere versucht der Verfasser durch mancherlei neue Überlegungen dem Verständnis nahe zu bringen. Daß z. B. der Löwe und andere große Katzenarten den Menschen selten angreifen, wenn er ihnen von Angesicht zu Angesicht entgegentritt, wird dadurch erklärt, daß diese Raubtiere als Springer ihre Beute im Laufe schwer einholen können und daher gewohnt sind, sie nur im Überfall von hinten zu überwältigen. Auch wissen sie bei jedem anderen Geschöpfe aus vielfacher Erfahrung, wie es sich verteidigen wird. Beim Menschen sind sie dagegen stets in Ungewißheit darüber, welche Waffe ihm gerade zu Gebote steht. Oft wird der Unterschied von Nasen- und Augentieren hervorgehoben. Das alles sind Auffassungen, die jedenfalls zum Nachdenken und zu weiterer Forschung einladen. Die Abbildungen sind gut. Die meisten sind nach Photographien gefertigt und bieten wertvolle Naturdokumente. Eine Anzahl anderer ist aus Kunstinteresse eingefügt und gibt Darstellungen von charakteristischen alten Gemälden, Stichen und Werken der Plastik. Papier, Druck und Einband sind zu loben. Der Preis ist erstaunlich billig.

Seehausen in der Altmark. M. Paepree.

---

1) Machs Grundriß der Physik, für höheren Schulen des Deutschen Reiches bearbeitet von Ferdinand Harbordt und Max Fischer. I. Teil: Vorbereitender Lehrgang. Mit 430 Abbildungen. Vierte, verbesserte Auflage. Leipzig, G. Freytag und Wien, F. Tempsky, 1910. 226 S. 8. geb. 2 *M*.

Zu denjenigen Unterrichtswerken, welche auf die Entwickelung der physikalischen Schulliteratur von erheblichem Einfluß gewesen sind, gehört unzweifelhaft der ursprünglich von E. Mach herausgegebene Grundriß der Naturlehre, in dem grundsätzlich erst die Erscheinungen, dann das Gesetz behandelt wurden, während Theorie und Hypothesen erst dann zur Sprache kamen, sobald sich ein Bedürfnis dafür fühlbar machte. Jetzt liegt der Grundriß in vierter Auflage als eine Neubearbeitung durch F. Harbordt und M. Fischer vor, in der den durch ausgedehnte Umfragen bei Fachgenossen festgestellten Wünschen und Beanstandungen möglichst Rechnung getragen ist. Die früheren beiden Ausgaben für Gymnasien und Realanstalten sind zu einer Ausgabe vereinigt, in welcher man außer einem astronomisch-metereologischen Anhange noch die für den Anfangskursus zweckmäßig gewählten Abschnitte aus der Chemie und der Krystallographie findet. Der Stoff ist für die Unterstufe reichlich bemessen, so sind die neuesten praktisch wichtigen Entdeckungen und Erfindungen auf physikalischem Gebiete wie die Röntgenstrahlen und die Funkentelegraphie, sowie neuere theoretische Anschauungen wie die Kraftlinien berücksichtigt worden. Diejenigen Abschnitte, die ohne Schaden für den

Zusammenhang übergangen werden können, sind durch ein Sternchen gekennzeichnet. Zweckmäßig ist die Aufnahme von Übungsaufgaben, die an geeigneten Stellen in den Text eingefügt sind. Die im allgemeinen korrekten und anschaulichen Figuren sind zum Vorteil des Buches nicht unerheblich vermehrt worden, doch kann die beigegebene Spektraltafel wohl nicht als ausreichend bezeichnet werden.

2) J. Keferstein, Große Physiker. Bilder aus der Geschichte der Astronomie und Physik. Für reife Schüler. Mit 12 Bildnissen auf Tafeln. Bastian Schmidts Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek No. 4. Berlin und Leipzig 1911, B. G. Teubner. 234 S. 8. geb. 3 ℳ.

Der physikalische Unterricht kann die Lebensbeschreibungen selbst der bedeutendsten Physiker aus Mangel an Zeit unmöglich so eingehend behandeln, wie es im Interesse einer lebendigen Erfassung ihrer Persönlichkeit und ihrer hohen Bedeutung wünschenswert ist. An Biographien fehlt es nicht. Die hier vorliegende Auswahl ist glücklich bemessen und so getroffen, daß sich an die hochberühmten Namen die Lösung der wichtigsten physikalischen Probleme knüpft. Das Buch beginnt mit einer Beschreibung und Würdigung der Arbeiten und Entdeckungen des Coppernicus und des Kepler im Zusammenhange mit den Leistungen Tycho de Brahes und geht dann dazu über, die gewaltige Bedeutung eines Galilei und eines Newton für den Fortschritt der Naturerkenntnis ihrer Zeit zu klarer Darstellung zu bringen. Newtons vielseitige Forschungen geben Veranlassung, auch der großen Verdienste um ihre weitere Ausgestaltung zu gedenken, die mit den Namen Huygens, Kant und Laplace verbunden sind. Faradays Leistungen auf dem Gebiete des Magnetismus und der Elektrizität im Zusammenhange mit den Arbeiten Maxwells führen in ein Forschungsgebiet, dessen Kenntnis eine tiefgehende Umwälzung in die Naturauffassung des vorigen Jahrhunderts gebracht hat. Von nicht geringerer Bedeutung ist die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft durch Robert Mayer, eines Satzes, der in v. Helmholtz seinen berühmtesten Verkünder, Begründer und Ausgestalter gefunden hat. Die bahnbrechenden Forschungen dieses genialen Physikers auch auf dem Gebiete der Optik, der Akustik und der Elektrizität werden ins rechte Licht gestellt, und es wird der Anregungen gedacht, die ihm Heinrich Hertz, der Entdecker der elektrischen Wellen, verdankt. 12 vortreffliche Bildnisse geben eine willkommene Anschauung auch der äußeren Persönlichkeit jener großen Männer, deren wissenschaftliche Entwickelung und Bedeutung mit bewundernder Verehrung geschildert wird. Der Inhalt und die Form der Darstellung macht das Buch für reife Schüler geeignet, die sich gründliche physikalische Begriffe erworben haben.

3) P. Dahms, An der See. Geologisch-geographische Betrachtungen für mittlere und reife Schüler. Mit 61 Abbildungen im Text. Bastian Schmidts Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek No. 3. Berlin und Leipzig 1911, B. G. Teubner. 210 S. 8. geb. 3 M.

Nicht persönliche praktische Betätigung, sondern nachdenkliches Betrachten verlangt das kleine Werk von seinen jugendlichen Lesern, die schon eine gewisse Reife erlangt haben und über ein gewisses Maß naturwissenschaftlicher Kenntnisse verfügen müssen, wenn sie von dem Studium dieses Buches Genuß und Vorteil haben sollen. Es lenkt den Blick auf Naturvorgänge, die sich am Strande und im Meere abspielen, es lockt den Leser hinaus, um selbst die geschilderten Beobachtungen anzustellen, und erweckt Interesse für die Erklärung jener Erscheinungen, ihres Werdens und Vergehens, für die Wirkungen der Kräfte von Wind und Wellen, die seit der Vorzeit bis auf den heutigen Tag ununterbrochen am Werke sind. Überaus reichhaltig ist der Inhalt dieses Buches: Schilderungen des Strandes und seiner Dünen, des Meeres mit seinem Bodenrelief, seinen Sedimenten, seinem Wasser und seinen Bewohnern, seiner Wärmeverteilung, Farbe und Strömung, seinen Wellen, Fluten und Brandungen verknüpfen sich mit Betrachtungen über die Schichtungen der festen Erdrinde, Leitfossilien und geologische Schichtenfolgen, insbesondere mit der Geschichte der Ostsee. Ausführlich sind auch die Dünen, Haken, Nehrungen und Deltabildungen behandelt, wobei das Werden und Vergehen unserer deutschen Küste, die Schutzbauten und auch die Methoden besprochen werden, durch die dem Meere Land abgewonnen werden kann. Geologische Betrachtungen am Seestrande, in deren Bereich auch der Bernstein und seine Entstehung in vorgeschichtlicher Zeit gehören, und die Erörterung meteorologischer und physikalischer Erscheinungen führen zum Schluß des kleinen Werkes, an dem insbesondere auf die Aufgaben und die segensreiche Tätigkeit der deutschen Seewarte hingewiesen wird. Das Buch sei nachdenklichen, interessierten Schülern empfohlen!

Berlin. R. Schiel.

# EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Vergangenheit und Gegenwart. Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung in allen Schulgattungen. Herausgegeben von Fritz Friedrich und Paul Rühlmann. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Jahrgang 1911. Heft 2 und 3.

2. Beiträge zur Österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte. Herausgegeben von der österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. 12. Heft. Wien und Leipzig 1910, Carl Fromme. 106 S.

3. Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland (A. Träger). Schülerchor komponiert von C. Fürchtenicht-Boening. Düsseldorf 1911, L. Schwann. 4 S.

4. W. Ahrens, Gelehrten-Anekdoten. Berlin-Schöneberg 1911, Hermann Sack. IV u. 144 S. 2 ℳ.

5. J. Bennett, Master Skylark. A Story of Shakespeare's Time. Herausgegeben von A. Batereau. Mit 4 Abbildungen. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 150 S. geb. 1,60 ℳ.

6. K. Böddeker, H. Bornecque, R. Erzgraeber, Übungsbuch für höhere Mädchenschulen und Studienanstalten. Teil II: Klasse 3 der höheren Mädchenschule. Teil III: Klasse 2 und 1 der höheren Mädchenschule. Mit 5 Tafeln. Leipzig 1911, G. Freytag. 99 S. geb. 1,50 ℳ und 137 S. geb. 2 ℳ.

7. M. E. Braddon, The Christmas Hirelings. Herausgegeben von K. Erhardt. Zweite Auflage. Leipzig 1910, G. Freytag. 162 S. geb. 1,50 ℳ. Dazu Wörterbuch 77 S. kart. 0,60 ℳ.

8. E. Brandenburg, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches (1870—1871). Leipzig 1911, B. G. Teubner. 2 Hefte. 94 u. 147 S. 1,80 ℳ und 2 ℳ.

9. F. S. Delmer, English Literature from Beowulf to Bernard Shaw. For the use of Schools. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 226 S. geb. 2,60 ℳ.

10. L'Écho Français. Journal bi-mensuel. Herausgegeben unter der Direktion von Anna Brunnemann, M. Hébert und Ph. Roßmann. 31me année. Nr. 1. Stuttgart, W. Violet.

11. The English Echo. A fortnightly Paper. Herausgegeben von Th. Paul und J. E. Anderson. 14th Year. Nr. 1. Ebenda.

12. Das Erbe der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike. Heft 1: G. Treu, Hellenische Stimmungen in der Bildhauerei von einst und jetzt. Mit 62 Abbildungen und 1 Tafel. Leipzig 1910, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. 52 S. Lex.-8. 1,80 ℳ, geb. 2,50 ℳ.

13. K. v. Ettmayer, Vorträge zur Charakteristik des Altfranzösischen. Freiburg (Schweiz) 1910, Kommissionsverlag. 132 S.

14. R. C. Flickinger, Scaenica. S.-A. aus Transactions of the American Philological Association. XL (1910). S. 109—120.

15. Ph. Freud, Die mathematischen Schulbücher an den Mittelschulen und verwandten Anstalten (Österreichs). Wien 1910, in Kommission bei Alfred Hölder. 53 S.

16. M. Geistbeck, Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie. 32. und 33. Auflage. Mit 126 Abbildungen. Freiburg i. Br. 1910, Herdersche Verlagshandlung. VIII und 194 S. 1,80 ℳ, geb. 2,20 ℳ.

17. Gildersleeve's Syntax of Classical Greek. From Homer to Demosthenes. Second Part. The syntax of the simple sentence continued, embracing the doctrine of the article. By B. L. Gildersleeve, with the cooperation of Ch. W. E. Miller. American Book Company, New York, Cincinnati, and Chicago. 149 S. 8. geb. 1,50 S.

18. A. Görgen, Erinnerungsblätter zur Hundertjahrfeier des Pädagogen Dr. Lorenz Kellner. Mit Brief-Faksimile und 5 Bildern. Trier 1910, Paulinus-Druckerei. 112 S. 0,75 ℳ.

19. A. Gudeman, Imagines Philologorum. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VIII u. 40 S. 4 ℳ.

20. F. Guizot, Histoire de la civilisation en Europe. Herausgegeben von E. Köcher. Leipzig 1911, G. Freytag. 135 S. kl. 8. geb. 1,50 ℳ.

21. R. Kipling, Three Stories from the Jungle Book. Herausgegeben von J. Ellinger. Mit einem Titelbild. Leipzig 1911, G. Freytag. 78 S. geb. 1 ℳ. Mit einem Wörterbuch. kart. 32 S. 0,30 ℳ.

22. Chr. Harder, Lateinisches Lesebuch für Realanstalten. Teil I: Text. Mit 7 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig 1911, G. Freytag. 132 S. gr. 8. 2 ℳ.

23. R. Herz, Lehrbuch der Chemie nebst den Elementen der Krystallographie und Geologie. Für den Unterricht in den Oberklassen der realen höheren Lehranstalten bearbeitet. Mit 89 Abbildungen. Leipzig 1911, G. Freytag. 266 S. geb. 3 ℳ.

24. F. Hočevar, Lehr- und Übungsbuch der Geometrie. Mittelstufe (IV. und V. Klasse). Mit 222 Figuren. Siebente Auflage. Wien 1911, F. Tempsky. 176 S. geb. 2 K 60 h.

25. E. Keßler, Plutarchs Leben des Lykurgos. (Heft 23 der Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie.) Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 132 S. 4,40 ℳ.

26. K. Kraepelin, Naturstudien in fernen Zonen. Plaudereien in der Dämmerstunde. Ein Buch für die Jugend. Mit Zeichnungen von Schwindrazheim. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VI u. 188 S. geb. 3,60 ℳ.

27. M. Kraß und H. Landois, Der Mensch und das Tierreich in Wort und Bild. Mit 3 Farbentafeln und 233 Abbildungen. Vierzehnte Auflage. Freiburg i. Br. 1911, Herdersche Verlagshandlung. 277 S. 3 ℳ, geb. 3,50 ℳ.

28. A. Kunert, Unsere heutige falsche Ernährung als letzte Ursache für die zunehmende Zahnverderbnis. Erste Auflage. (1.—40. Tausend.) Breslau, Selbstverlag. 32 S.

29. F. Laager, Vereinfachter Lehrgang der Elemente der Trigonometrie. Zürich, Vorbereitungs-Institut Minerva. III u. 40 S. 1,20 ℳ.

30. K. Lamprecht, Zwei Reden für Hochschulreform. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 45 S. 1 ℳ.

31. L. Laurand, L'histoire dans les discours de Cicéron. Paris 1911, Honoré Champion. 34 S. gr. 8. (Musée Belge No. 21.)

32. W. Lorey, Über den Charakter der höheren Schulen unserer Zeit. Rede. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 8 S. 0,40 ℳ.

33. H. Michelis, Unsere ältesten Vorfahren, ihre Abstammung und Kultur. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 35 S. Lex.-8. 0,80 ℳ.

34. E. Mueller, De auctoritate et origine exemplorum orationis solutae Graecorum, quae Priscianus contulit. Diss. Königsberg i. Pr. 1911. 52 S.

35. E. Neuendorff, Hinaus in die Ferne! Zwei Wanderfahrten deutscher Jungen durch deutsche Lande. Leipzig 1911, B. G. Teubner IV u. 235 S. geb.

r

# ERSTE ABTEILUNG.

## ABHANDLUNGEN.

### Zur Behandlung Schillers auf unsern höheren Schulen.

Auf S. 19 der Lehrpläne heißt es Z. 3 v. o. und Z. 8 v. u.: Von Schiller werden behandelt in UII „die Glocke", auf der Oberstufe außer anderm „seine kultur-historischen Gedichte und seine Gedankenlyrik (besonders der Spaziergang) und geeignete Stücke seiner Prosa". Die Parenthese „(besonders der Spaziergang)" stünde wohl besser hinter „kultur-historische Gedichte". Aber das nur nebenbei. Die Frage ist, ob man durch diese Bestimmungen der Bedeutung von Schillers Lyrik und Prosa für die Jugend der deutschen höheren Schule gerecht wird.

Ich glaube, annähernd ja. Jedenfalls mehr als der verehrte Oscar Jäger in seiner sonst so schönen Rede vom Jahre 1905 über „die Bedeutung Schillers für das Gymnasium", die im „humanistischen Gymnasium" 1905, IV erschienen ist und auf der 42. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner gehalten war. Da spricht er sich gegen die Behandlung einer der philosophischen Schriften Schillers aus. Die Zeit sei knapp zugemessen, die Schwierigkeit ungemein, die Schüler auch der obersten Klassen seien in der Mehrzahl an sich dafür noch wenig geeignet, „während bei den wenigen, in denen sich wirklich schon das Bedürfnis nach solcher Lektüre rege, der Lehrer entbehrlich sei". Ich kann das aus meiner Erfahrung nicht zugeben. Das ist allerdings wahr, diese Schriften sind schwer, aber wenn sie der Lehrer durch Beibringung von Beispielen aus ihrer Abstraktheit erlöst, so reicht das Verständnis von Primanern wohl aus, wohingegen kaum jemals einem Schüler zum wirklichen Verständnis auch nur einer dieser Schriften der Lehrer entbehrlich sein dürfte. Ich halte es deshalb mit dem Wort der Lehrpläne, welches freilich ganz allgemein „geeignete Stücke seiner Prosa" empfiehlt und seine philosophische Prosa nicht besonders nennt. Und doch ist von dieser wenigstens „Über das Erhabene" nicht zu schwierig und sehr lohnend. Daß Schriften wie „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?", „Die Schaubühne als moralische

Anstalt betrachtet", „Über das gegenwärtige deutsche Theater" in dem Wort der Lehrpläne eingeschlossen, von Jäger aber, obwohl nicht erwähnt — er spricht eben nur von den philosophischen Schriften — nicht von der Schullektüre ausgeschlossen sind, ist hoffentlich ganz unzweifelhaft.

Aber auch der Bedeutung von Schillers philosophischen Gedichten für die Schule wird m. E. Jäger nicht ganz gerecht, weniger als die amtlichen Lehrpläne; doch auch diese nicht genug. Nachdem Jäger aus den vorher angeführten Gründen die philosophischen Abhandlungen für die Schule abgelehnt, fährt er fort: „Ich würde, um den ersten Grund zur philosophischen Auffassung menschlichen Lebens bei unsern Schülern zu legen, mich mit der Glocke und dem Spaziergang und dem, was ein geschickter Lehrer von den übrigen betrachtenden Gedichten und Epigrammen auswählend daran schließen mag, begnügen". Daß er selbst die Behandlung nur der „Glocke" und des „Spaziergangs" für erforderlich erachtet, zeigt der bald folgende Satz: „Unsere Aufgabe kann nur sein, die denkende und philosophische Betrachtung menschlichen Lebens, des einzelnen und privaten, wie es in der Glocke, des Kulturlebens und seiner Entwicklung im Großen, wie es im Spaziergang uns vorgeführt wird, anzuregen". Also wünscht Jäger für die Schule von der philosophischen Prosa nichts, von den philosophischen Gedichten nur die „Glocke" und den „Spaziergang". Und da „die Glocke" schon der U II zufällt, so bleibt für die höheren Klassen nur „der Spaziergang". Wahrhaftig, das ist herzlich wenig. Ja, das ist ein Mangel. Er wird auch nicht aufgewogen durch Jägers hohe Würdigung der Dramen für die Schule, natürlich erst recht nicht dadurch, daß er auf der Universität Kollegs wünscht über die philosophischen Gedichte. Er weist dabei auf „das Beispiel eines unsrer ideenreichsten Hochschullehrer" hin, nämlich Albert Langes, des berühmten Verfassers der „Geschichte des Materialismus", vergißt aber, daß gerade dieser für die Behandlung von Schillers philosophischen Gedichten schon auf der Schule eintritt und in den Jahren 1858—1862 als Lehrer am Duisburger Gymnasium diesen Unterricht selbst erteilt hat. Nein, der Zögling der höheren deutschen Schule muß, wie von den philosophischen Abhandlungen wenigstens irgend eine, so von den philosophischen Gedichten, von der „Gedankenlyrik", eine recht reiche Auswahl kennen lernen, und zwar gründlich, muß auch tunlichst viel davon auswendig lernen. Das ist ein *κτῆμα ἐς ἀεί* sowohl für die ästhetische, wie für die ethische, ja auch für die religiöse Bildung unsrer Jugend. Die herrlichen, musikalischen Verse schmeicheln sich von selbst in die jugendliche Seele, diese tiefe, ethische Weisheit und Wahrheit ergreift und erhebt die Herzen und klopft immer wieder warnend und mahnend und anfeuernd an das Menschengemüt, diese ganze über dem Niedrigen und Gemeinen schwebende

Lebensphilosophie ist dem göttlichen Wort der heiligen Schrift verwandt und wohlgeeignet, das wirkliche Leben unter die höchsten Wirkungskräfte zu stellen, die aus der freien Geisteswelt stammen und den Menschengeist los machen können von sinnlichem Bann und den gemeinen Banden zur Geistesfreiheit. Was das für die Zeitlichkeit, für unsre Zeit und für unser Volk bedeuten kann, dafür gilt Albert Langes Wort vom Jahre 1859 auch heute noch: „Schillers Worte im Herzen der Jugend, aus der die neue Zeit fort und fort sich aufbaut: welch eine Muttermilch für den Geist der Nation!“ Man darf hinzufügen: Welch ein Gegengewicht gegen die Mächte des Zeitgeistes, der den Menschengeist ganz in sinnlichen Sorgen und Gelüsten gefangen nehmen möchte!

Und darum bleibt unsre Forderung: Unsre Jugend muß, mehr als gewöhnlich geschieht, an dem edlen Geist Schillers gebildet werden, und dazu muß, mehr als gewöhnlich geschieht, Schillers Gedankenlyrik in der höheren Schule behandelt werden. Und zwar schon von UII an. Die „Glocke“ allein genügt da nicht. Ich halte außer ihr noch folgende Gedichte für geeignet zur Behandlung auf UII: 1. Die Sehnsucht, 2. Der Pilgrim, 3. Die vier Weltalter, 4. Macht des Gesanges, 5. Pegasus im Joche, 6. Das Mädchen aus der Fremde, 7. Hoffnung, 8. Der Kaufmann, 9. Die Worte des Glaubens, 10. Die Worte des Wahns, 11. Ritter Toggenburg, 12. Würde der Frauen, 13. Sprüche des Confucius 1 und 2. (Die gesperrten Gedichte sind ganz zu lernen.)

Bei dieser Zuteilung bemerke ich, daß folgende Gedichte nach richtiger Anleitung mehrerer Lesebücher schon in O III gelesen und ganz oder teilweise gelernt sind: 1. Die Teilung der Erde, 2. Das eleusische Fest. 3. Klage der Ceres, 4. Das Siegesfest. Was aber die Balladen, außer „Ritter Toggenburg“ betrifft, so gehören sie ja nach allgemeiner Übereinstimmung schon den beiden Tertien an.

OII: 1. Die Ideale, 2. Resignation. 3. An die Freude, 4. Kassandra, 5. Das verschleierte Bild zu Sais, 6. Pflicht für jeden, 7. Aufgabe, 8. Der Schlüssel, 9. Licht und Wärme, 10. Breite und Tiefe, 11. Pompeji und Herkulanum, 12. Erwartung und Erfüllung, 13. Güte und Größe, 14. Das Kind in der Wiege.

UI: 1. Die Götter Griechenlands, 2. Poesie des Lebens, 3. Das Glück, 4. Der Genius, 5. Die Führer des Lebens, 6. Die zwei Tugendwege, 7. Das Unwandelbare, 8. Unsterblichkeit, 9. Der Spaziergang.

OI: 1. Die Künstler, 2. Das Ideal und das Leben, 3. Wissenschaft, 4. Deutscher Genius, 5. Wahl, 6. Freund und Feind, 7. Inneres und Äußeres.

Groß-Lichterfelde. G. Leuchtenberger.

---

# Horatiana.

H. Röhl stellt auf S. 157 ff. der diesjährigen Jahresberichte unter der Überschrift „Mißlungenes bei Horaz“ eine Anzahl Stellen aus Epoden, einer Satire und Oden zusammen und weist darin Unstimmigkeiten nach, die durch keine Erklärung aufgelöst werden zu können scheinen und deshalb dem Dichter selbst als Unvollkommenheiten und Mängel zugerechnet werden müssen. Darunter befindet sich auch Od. I 17, 22 sqq: nec Semeleius cum Marte confundet Thyoneus proelia, und die Unzuträglichkeiten, welche die üblichen Erklärungen enthalten, werden gewiß zutreffend dargelegt. Dennoch möchte ich glauben, daß der Dichter hier unverdient belastet wird und daß die Einwendungen und Ausstellungen, die von Röhl an der Stelle gemacht werden, nicht Horaz, sondern die Erklärer treffen. Den richtigen Sinn der Worte hat m. E. schon Mitscherlich erkannt, der in seiner Ausgabe (Lipsiae MDCCC) anmerkt: „confundet“, commiscebit vel commutabit „proelia“ sua „cum Marte“ pro, cum Martis proeliis: eadem forma, qua I 1, 23 „tubae sonitus permixtus lituo“, sono litui. Igitur est: non excitabit proelia, similia Martis proeliis, vel, ut planius eloquar, lenioris vini haustus, isque modicus animum quidem exhilarabit, iocosque ac ludos producet, neque tamen pugnas, qui Thracum vino ebriatorum mos est. Aliter vero dicitur, proelia, manus miscere. Ich pflege im Unterricht zu übersetzen „und nicht wird der Semele (als) Sohn Thyoneus, dem Mars in sein Amt (oder in sein Handwerk) greifend, Kämpfe erregen“, natürlich zwischen Tyndaris und dem Dichter, und ich habe die Stelle in diesem Sinne ausführlicher seiner Zeit als Anhang zu meiner Doktordissertation behandelt (De locis quibusdam Euripideis quaestiones criticae et exegeticae, Halis Sax. 1874) im Anschluß an Eurip. Bacch. 278—305, wo es von Bacchus 302 sqq. heißt Ἄρεώς τε μοῖραν μεταλαβὼν ἔχει τινά· στρατὸν γὰρ ἐν ὅπλοις ὄντα κἀπὶ τάξεσι φόβος διεπτόησε πρὶν λόγχης θιγεῖν· μανία δὲ καὶ τοῦτ' ἐστὶ Διονύσου πάρα. Auch hier tut Bacchus, was eigentlich Mars' Sache ist, und der Unterschied ist nur, daß, was im Munde des Teiresias bei dem tragischen Dichter ernsthaft und hochbedeutsam ist, bei Horaz scherzhaft gewendet ist. Der Ausdruck nec cum Marte confundet proelia ist prägnant zu fassen im Sinne von nec Bacchus confundendo cum Marte (scil. munus oder numen suum, ohne daß jedoch damit gesagt sein soll, daß eine derartige Ergänzung so ausdrücklich erforderlich wäre) proelia ciebit (scil. nobis oder inter nos). Die Ausdrucksweise behandelt Kießling zu I 33, 16 und führt dabei auch unsre Stelle an, läßt aber in der Anmerkung zu 17, 23 Liber und Mars mit einander kämpfen und versteht das confundere von dem Wein, der dabei verschüttet wird. — Vereinfacht man den Ausdruck, so kommt er schließlich auf

ein schlichtes Martia proelia excitabit „Kämpfe, wie sie Mars (sonst) erregt“ heraus.

Carm. I 37, 12 sqq.:

sed minuit furorem
vix una sospes navis ab ignibus,
mentemque lymphatam Mareotico
redegit in veros timores
Caesar ab Italia volantem

remis adurgens, accipiter velut
mollis columbas aut leporem citus
venator in campis nivalis
Haemoniae, daret ut catenis etc.

Bei der Art, wie in unsern Tagen die Hasenjagd geübt wird, gibt es, dünkt mich, eine einigermaßen befremdliche und ungeschickte Vorstellung, sich den Jäger hinter dem Hasen herlaufend und, wie man nach den Worten an unsrer Stelle doch wohl muß, unmittelbar hinter dem Tiere dreinrennend zu denken. Bei den Griechen und Römern brachte es ja wohl die Beschaffenheit der Waffen mit sich, die zu der Jagd verwendet wurden und die nicht so weit in die Ferne reichten wie unsre Feuerwaffen, daß der Jäger beweglicher sein und dem Wilde mehr nachlaufen mußte, so daß das Bild, das oben davon hergenommen ist, unbedenklich zu sein scheinen könnte. Noch mehr würde das der Fall sein, wenn man sich den Jäger beritten denken dürfte, wie ja die Hasen im Altertum vielfach auch zu Pferde gejagt wurden, die Hasenjagd also eine Art Parforcejagd war. Indessen bleibt, meine ich, an unsrer Stelle auch dann noch ein Anstoß übrig. Er besteht darin, daß bei der Vergleichung des die fliehende Kleopatra mit seinen Schiffen verfolgenden Cäsar zwei etwas inkommensurable Gleichnisse verwendet und zusammengestellt werden, von denen das eine eine Szene menschlichen Tuns und Treibens vergegenwärtigt und vor das Auge stellt, das andre dem Tierleben entnommen ist. Ich möchte bezweifeln, ob das für recht geeignet gelten kann und Horaz zuzutrauen ist. Sodann aber war es auch bei den Jagden zu Pferde doch nicht der Jäger allein, der dem Hasen nachsetzte und ihn verfolgte, sondern er bediente sich auch dabei mit der Hunde, und sie waren es recht eigentlich, die dem Hasen in der Weise zusetzten, daß sie ihm zur Seite waren, wie es das adurgere hier besagt und malt. Ich meine deshalb, daß Horaz vielmehr schrieb velut ... leporem canis venator ... — *Κύνες θηρευταί* finden sich in poetischer Vergleichung bei Homer *Λ* 325 und den Hasen jagend *Λ* 360 sqq. (bei der Verfolgung Dolons vonseiten des Diomedes und Odysseus), und in einer ähnlichen Vergleichung wie bei Horaz erscheint der canis venator bei Vergil Än. XII 746 sqq.:

Nec minus Aeneas, quamquam tardante sagitta
interdum genua impediunt cursumque recusant,
insequitur trepidique pedem pede fervidus urget.
Inclusum veluti siquando flumine nactus
cervom aut puniceae saeptum formidine pinnae
venator cursu canis et latratibus instat;
ille autem, insidiis et ripa territus alta,
mille fugit refugitque vias; at vividus Umber
haeret hians iam iamque tenet etc.

Wie natürlich aber die Zusammenstellung der beiden Jagdbilder aus dem Tierreiche ist, einer solchen Jagd im Felde und in den Lüften, zeigt die überraschende Übereinstimmung derselben Verbindung in einer poetischen Vergleichung, die mir kürzlich in Mistrals Mirèio aufstieß, wo es im 4. Gesange am Schluß der 52. Strophe (übersetzt von A. Bertuch) heißt: „So jagt der Hund den scheuen Hasen, jagt Der stolze Aar des Leberoun den Weih.“ Der Leberoun ist nach Bertuchs Anmerkung eine Bergkette auf dem rechten Ufer der Durance, im Departement Vaucluse.

Bei Xenophon heißt es in den Memorabilien II 6, 8 sqq in einer von der Jagd hergenommenen Vergleichung *Τί οὖν; ἔφη, ὃν ἂν* (scil. *φίλον*) *ἡμῖν τε δοκῇ καὶ οἱ θεοὶ μὴ ἐναντιῶνται, ἔχεις εἰπεῖν, ὅπως οὗτος θηρατέος; Μὰ Δί', ἔφη, οὐ κατὰ πόδας, ὥσπερ ὁ λαγώς, οὐδ' ἀπάτῃ, ὥσπερ αἱ ὄρνιθες, οὐδὲ βίᾳ, ὥσπερ οἱ ἐχθροί· ἄκοντα γὰρ φίλον ἑλεῖν ἐργῶδες· χαλεπὸν δὲ καὶ δήσαντα κατέχειν, ὥσπερ δοῦλον· ἐχθροὶ γὰρ μᾶλλον ἢ φίλοι γίγνονται οἱ ταῦτα πάσχοντες.* Breitenbach bemerkt dazu: „*ὥσπερ οἱ ἐχθροί*: Man erwartet auch an dritter Stelle ein Tier, etwa *οἱ κάπροι*, das Ernesti vorgeschlagen hat. *οἱ ἐχθροί* scheint sich aus dem Folgenden hierher verirrt zu haben“ und W. Gilbert hat *κάπροι* ohne weiteres in den Text gesetzt. Das ist dieselbe Erwägung, die oben die Änderung von citus in canis nahe legte, und man könnte vielleicht daran denken, daß auch hier die cita classis aus V. 24 sq. auf die angenommene Verschreibung eingewirkt habe. Anderseits könnte freilich in dem *κατὰ πόδας θηρᾶν* eine Rechtfertigung für den citus venator der Überlieferung und sein Dreinrennen hinter dem Hasen zu liegen scheinen; denn der hier dem Hasen Nachlaufende ist doch wohl der Jäger, wie der *ἀπατῶν* bei den *ὄρνιθες* und der *βιαζόμενος* bei den Ebern, und so zeigt den Jäger hinter dem Hasen herlaufend auch ein römisches Mosaik bei H. Blümner, Die römischen Privataltertümer, S. 520. Aber die eigentlich den Hasen Bedrängenden, die adurgentes, sind auch hier zwei Hunde, und so ist's allgemein auch bei den Jagden zu Pferde; vgl. Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer[6], herausgegeben von R. Engelmann, S. 790, wo es von einem andern alten Mosaik heißt, es „führt die Parforcejagd auf Hasen vor, wie sie noch heute im südlichen Rußland betrieben wird; die Jäger setzen zu Pferde mit

Hunden dem Hasen nach, bis sie ihn mit Peitschenhieben erlegen können". Dagegen erzählt Arrian (Kyneg. 16, 5), daß zu seiner Zeit die Jäger, wenn sie den flüchtenden Hasen angstvoll und ermattet sahen, oft die Hunde abriefen, zumal wenn er den Kampf gut bestanden hatte, und daß er selbst schon manchmal, dem Jagen zu Pferde folgend, den gefangenen, wenn er ihn noch lebend traf, frei gemacht, den Hund weggerissen und an sich genommen habe und den Hasen frei habe entfliehen lassen (*καὶ ἰδόντες καταφυγόντα εἰς ἀκάνθας ἔστιν ὅτε ὀλίγας καὶ ἐπτηχότα καὶ ἀπαγορεύοντα οἱ δὲ ἀνακαλοῦσιν τὰς κύνας, μάλιστα δή, εἰ καλῶς διαγωνίσαιτο· ὥστε πολλάκις ἤδη ἔγωγε ἐφ' ἵππου ἐφομαρτῶν τῷ δρόμῳ καὶ ἁλόντα ἐπελθὼν ζῶντα ἀφειλόμην καὶ ἀφελόμενος καὶ δήσας τὴν κύνα ἀφῆκα διαφυγεῖν τὸν λαγών· καὶ εἰ ὕστερος ἀφικόμην ἢ ὥστε διασῶσαι, ἔπαισα τὴν κεφαλήν, ὅτι ἀνταγωνιστὴν ἄρα ἀγαθὸν ἀπώλεσαν αἱ κύνες*). Daß der zu Fuße folgende Jäger sich zum Einholen des Hasen erst recht der Hunde bediente, ist an sich selbstverständlich und geht insbesondre auch aus Xenoph. Kyneg. 6, 17 hervor, einer Stelle, zu der das bei Blümner abgebildete Mosaik wie eine Art Illustration erscheint. — Übrigens wird die Jagd auf Hasen wohl nicht bloß im südlichen Rußland noch als Parforcejagd betrieben; eine solche Jagd hat auch der Entwurf eines Zeitungsartikels von Bismarck aus dem J. 1843 zum Gegenstand und Inhalt bei Marcks S. 235 f., und zwar erscheint diese Art der Hasenjagd da als englische Sitte.

Epist. II 1, 139 sqq:

Agricolae prisci, fortes parvoque beati,
140 condita post frumenta levantes tempore festo
corpus et ipsum animum spe finis dura ferentem,
cum sociis operum, pueris et coniuge fida,
Tellurem porco, Silvanum lacte piabant,
floribus et vino Genium memorem brevis aevi.
145 Fescennina per hunc inventa licentia morem
versibus alternis opprobria rustica fudit etc.

Weshalb levantes, wie Kießling sagt, „eigentlich nur zu corpus paßt", ist schwer einzusehen, zumal da Kießling selber gleich darauf sagt, „daß die Seele, auf welcher der Druck der langwierigen Arbeit schwer gelastet, nun, da das ersehnte Ende gekommen ist, in um so lauterem Jubel sich gehen läßt". Indessen die eigentliche Schwierigkeit der Stelle liegt in dem ipsum bei animum. Ipse sondert ab und stellt einem andern gegenüber. Diese Absonderung und Hervorhebung des animus hier gegenüber dem Körper hätte höchstens einen Sinn, wenn man sie auf das Folgende bezieht, das Hervorgehen der Fescennina licentia aus der fröhlichen Stimmung der Erntefeier, die ja recht eigentlich Sache des animus ist und ihm angehört, und wenn man annimmt, daß dieser Gedanke, der ja allerdings schon bei V. 141 vorschwebt,

den Ausdruck dort bestimmt habe (also „eben“ oder „gerade den Geist, den Sinn, die Stimmung“, aus der dann die Art primitiver Poesie, deren Entstehung hier erklärt werden soll, hervorging); indessen würde diese Auffassung umständlich und der Ausdruck nichts weniger als glatt und eben sein: das ipsum würde erst im Folgenden, d. i. in V. 145 sqq, und durch dasselbe seinen rechten Sinn erhalten und würde zunächst dem Leser einigermaßen ein Rätsel aufgeben. — A. Nauck sieht den V. 141 deshalb für eingeschoben an und verdächtigt in 140 levantes; und ihm folgt Luc. Müller, der 141 tilgt und in 140 euhantes statt levantes schreibt, trotzdem, wie er bemerkt, die Scholien den V. 141 anerkennen. In der Tat erscheint die Ausscheidung und die Änderung doch etwas willkürlich, auch abgesehen von den Scholien. Das einzige, was an der Überlieferung anstößig ist, ist das ipsum, und wenn bloß das eine Wort den Sinn stört, so muß eben dieses Wort geändert werden. Und diese hier erforderliche Änderung ist leicht und liegt, dünkt mich, nahe genug; man braucht nur statt **ipsum ipsa** zu schreiben, so ist alles in Ordnung. Dieses ipsa könnte man an sich sowohl mit spe als mit dura verbinden; im ersteren Falle würde es heißen „den Körper und den Geist, der **schon** in der (bloßen) Hoffnung auf das Ende die Mühseligkeiten ertrug, schon in der Hoffnung das Ende der Mühseligkeiten vorwegnahm und diese so bis zum Ende trug und ertrug“, im andern Falle „die Mühseligkeiten selber, eben oder gerade die Mühseligkeiten, die er vielleicht sonst nicht ertragen hätte“; doch ist wohl die erstere Verbindung vorzuziehen, schon wegen der größeren Nähe von spe. Das ferentem würde imperfektischen Sinn haben, qui ferebat, nämlich zu der Zeit, wo und während er dura ferebat. Die spes finis aber wird durch das ipsa dem finis selbst gegenübergestellt, und das Pronomen ist in seiner Bedeutung hier unmittelbar verständlich. Die Verschreibung ließe sich als falsche Ergänzung eines etwa ursprünglich dastehenden ipsanimum leicht erklären.

**De arte poetica** 47 sqq:

Dixeris egregie, notum si callida verbum
reddiderit iunctura novum. Si forte necessest
indiciis monstrare recentibus abdita rerum,
50 fingere cinctutis non exaudita Cethegis
continget dabiturque licentia sumpta pudenter.
Et nova fictaque nuper habebunt verba fidem, si
Graeco fonte cadent parce detorta. Quid autem
Caecilio Plautoque dabit Romanus ademptum
55 Vergilio Varioque? Ego cur, adquirere pauca
si possum, invideor, cum lingua Catonis et Enni
sermonem patrium ditaverit et nova rerum
nomina protulerit? Licuit semperque licebit
signatum praesente nota producere nomen etc.

Das Et in V. 32 kann doch wohl nur im Sinne von etiam gefaßt werden, und der Vers muß übersetzt werden: „Auch neue und jüngst gebildete Wörter werden Kredit finden, Geltung erlangen, angenommen werden, wenn usw.“ Übersetzt man aber so, so ist nicht zu ersehen, worin der Unterschied der Freiheit, die dem Dichter hier im Ausdruck gewährt wird, von dem, was in den vorhergehenden Versen (48—51) gesagt wurde, bestehen soll: denn auch da wurde dem Dichter die Freiheit zugestanden, neue Worte zu bilden, und zu der Wiederholung kommt eine, wenigstens partielle, Aufhebung der dort gewährten Freiheit, wenn der Wiederholung dieser Gewährung hier eine so erhebliche und wesentliche Einschränkung hinzugefügt wird, wie sie in dem darangeschlossenen Bedingungssatze liegt, in dem eben jene vorher allgemein gewährte und zugestandene Freiheit, für neue Sachen oder Begriffe auch neue Bezeichnungen zu gebrauchen, auf eine sparsame Ableitung aus griechischer Quelle beschränkt wird. — Oder soll mit V. 52 f. ein zweiter Fall gestatteter Neubildung von Worten bezeichnet sein neben dem in 48 – 51 enthaltenen? Dann müßte man übersetzen: „Auch dann (d. i. auch in dem Falle) werden neue und jüngst gebildete Wörter Billigung finden, wenn sie aus griechischer Quelle sparsam abgeleitet werden“. Dann bildete die Bedingung si Graeco fonte cadent parce detorta den Gegensatz zu dem in 48 f. gesetzten Falle, si forte necessest indiciis monstrare recentibus abdita rerum, und Ableitungen aus dem Griechischen würden als Neubildungen gestattet, auch ohne daß eine Nötigung wie die in 48 f. bezeichnete oder auch ohne daß überhaupt eine Nötigung zu Neubildungen vorliegt. Sollte aber hier dem Griechischen um seiner selbst willen ein solches Recht zur Beeinflussung der lateinischen Sprache nicht bloß zugestanden, sondern entgegengebracht werden? Auch dürfte die Verbindung von Et mit dem Prädikat habebunt fidem und dem dazu gehörigen Bedingungssatze, die bei dieser Auffassung und Übersetzung nötig wäre und durch die allein diese Auffassung und Übersetzung ermöglicht würde, doch ihre großen Bedenken haben, sie risse das Et von den Worten, bei denen es steht und mit denen jeder Leser es zunächst unwillkürlich und natürlich verbindet, gewaltsam los und machte den Ausdruck gezwungen und unnatürlich. — Die Schwierigkeit wird auch nicht gehoben, wenn man mit Kießling-Heinze, Orelli-Mewes und Vollmer nach „fast allen Handschriften“ liest Si forte necessest Indiciis monstrare recentibus abdita rerum, et Fingere cinctutis non exaudita Cethegis Continget dabiturque licentia sumpta pudenter, Et nova fictaque nuper habebunt verba fidem, si Graeco fonte cadent parce detorta; es würde dann die Freiheit, neue Worte zu bilden, zugegeben, aber die Anerkennung solcher neugebildeten Worte nur dann in Aussicht gestellt, wenn diese aus griechischer Quelle abgeleitet werden, d. h. die im ersten Gliede ganz allgemein gewährte Freiheit erführe im zweiten Gliede eine

Einschränkung, durch die sie ziemlich illusorisch gemacht und beinah wieder aufgehoben wird. — Ebensowenig führt Luc. Müllers seu statt si weiter: V. 52 wiederholt dann nur das im Vorangehenden Gesagte, und was mit dem seu usw. hinzugefügt wird, dehnt nur das von Neubildungen allgemein Gesagte auch auf griechische Ableitungen aus, die doch in jenem allgemeinen Zugeständnis von Neubildungen mit eingeschlossen sind. — Dazu haben alle diese angeführten und erörterten Lesarten und die zu ihnen gegebenen Erklärungen den Übelstand mit einander gemein, daß die folgenden Worte Quid autem Caecilio Plautoque dabit Romanus ademptum Vergilio Varioque? usw. nicht dazu passen wollen und sich nicht befriedigend anschließen; denn daß Dichter wie Vergil und Varius in Ansehung der Bildung neuer Wörter und des Gebrauches neugebildeter dasselbe Recht und dieselbe Freiheit beanspruchen dürfen, die einem Cäcilius und Plautus von jedermann unbedenklich und allgemein zugestanden wurden, steht doch nicht in einem Gegensatz zu dem vorher für den Dichter in Anspruch genommenen Rechte, sondern hätte vielmehr nur als eine Begründung, Bestätigung und Bekräftigung dessen einen Sinn, und statt Quid autem müßte es Quid enim heißen. Dagegen ist das Quid autem ganz in der Ordnung, und zugleich fallen alle oben erörterten Schwierigkeiten völlig weg, wenn man die Worte Et nova fictaque nuper habebunt verba fidem, si Graecó fonte cadent parce detorta in Anführungsstriche setzt, d. h. sie als einen Einwurf faßt, den Hóraz sich von solchen gegen seine vorangehende Forderung gemacht denkt, welche die Bildung neuer Worte für neue Sachen bzw. den Gebrauch neugebildeter auf Herleitung aus dem Griechischen beschränkt wissen wollten. Dann vindiziert er dem Dichter in Hinsicht auf Neuerungen im Ausdruck einfach eine doppelte Freiheit, einmal, ein bekanntes und gebräuchliches Wort in neuer Verbindung zu gebrauchen (Dixeris egregie, notum si callida verbum reddiderit iunctura novum) und sodann, für neue Dinge und Begriffe neue Worte zu bilden (Si forte necessest ..... dabiturque licentia sumpta pudenter). Dies läßt er nun einen andern zugeben und einräumen, läßt ihn aber zugleich dieses Zugeständnis dadurch begrenzen, daß er es auf die Ableitung solcher Wörter aus dem Griechischen beschränkt, um sich dann lebhaft gegen diese Beschränkung zu wenden und dagegen zu protestieren, indem er geltend macht, daß es niemand jemals eingefallen sei. einem Cäcilius und Plautus eine solche Beschränkung aufzulegen noch einem Cato und Ennius, die die Muttersprache reich machten, indem sie neue Benennungen von Dingen in Menge zu Tage brachten (also taten, was in den Versen 48—51 allgemein als Recht für den Dichter gefordert wurde), und indem er auf das in der Natur waltende Gesetz hinweist, nach dem überall an die Stelle des Veralteteten und Überlebten neue Gebilde treten. Et bedeutet dann „auch“, und der sprechend Gedachte gibt damit nicht bloß

die erste Art der Neuerung, die in der neuen Verbindung gebräuchlicher Worte besteht, sondern auch die andere, die Bildung neuer Worte, als statthaft zu, wenn sie sich auf die bezeichnete Ableitung beschränke: „Auch neue und jüngst gebildete Worte (nicht bloß neue Wortverbindungen und Redewendungen) wird man gelten lassen, wenn sie aus griechischer Quelle abgeleitet sparsam tröpfeln". Dabei ist es für den Sinn gleichgültig, ob man in V. 48 das überlieferte et am Ende tilgt oder es im Sinne von „auch" beibehält („auch neue Worte wird man in diesem Falle bilden dürfen, nicht bloß alte in neuen Verbindungen gebrauchen), und ebenso kann es dahingestellt bleiben, ob in V. 52 fictaque oder factaque zu lesen sei, doch möchte wohl die Wiederaufnahme des vorher gebrauchten Verbs der Natur des Einwurfs gemäßer sein.

Ich denke, daß bei dieser Auffassung die Partie nach allen Seiten logisch wie in Ansehung des Inhalts klar und in der Ordnung ist. Cäcilius und Plautus, Ennius und Cato hatten sich doch tatsächlich nicht darauf beschränkt, neue Worte bescheiden aus griechischer Quelle zu schöpfen, wie es doch der Fall sein müßte, wenn es des Horaz Meinung wäre, daß dies geschehen solle, und er sich dafür auf Cäcilius usw. beriefe. Sodann trifft der Appell an das römische Selbstgefühl, der in dem dabit Romanus liegt, erst jetzt recht zu und kommt ganz zur Geltung, wenn der römische Dichter und Kunsttheoretiker hier nachdrücklich dagegen Einspruch erhebt, daß die Verehrung für die griechische Literatur, die er mit den Besten seiner Zeit- und Kunstgenossen teilte, und die Anlehnung an sie in sklavische Abhängigkeit überginge. Auch trifft nun Horaz nicht mehr, was O. Weißenfels (Lausitzisches Magazin Bd. 56 S, 148 f.) gegen seine vermeintliche Empfehlung von Entlehnungen aus einer fremden Sprache einwendet, daß „was der Dichter als Dichter zu sagen hat, sich ohne Fremdwörter sagen lassen muß"; das ist eben ganz auch die Meinung des Horaz an unsrer Stelle und dafür kämpft er, daß der Dichter in der Freiheit, neue Worte zu bilden und neugebildete zu gebrauchen, an Entlehnung aus dem Griechischen, die ihm im übrigen nicht verwehrt wird, nicht gebunden sein soll. — In der Form eines Einwurfs, den er sich gemacht denkt und den er widerlegt, behandelt Horaz das, was er dartun will, auch im Anfang der Epistel, V. 9 ff., und das entspricht ganz der Natur der Sermonen, zu denen ja Horaz selber (II 1, 250) diese Episteln rechnet; das Verfahren des Dichters an unserer Stelle kommt damit wieder ganz in Übereinstimmung mit dem, was Weißenfels a. a. O. S. 121 f. über das Gespräch als poetische Kunstform sagt: „Gern redet er (der Dichter) den Leser direkt an, der rhetorischen Lebhaftigkeit der Sprache, in der er dichtet, folgend; gern läßt er sich von ihm Einwürfe machen und verteidigt sie (gemeint ist wohl „widerlegt sie"). Aber auch wo er

ganz selbst redet, ohne durch künstliche Unterbrechungen und Anreden an die, zu welchen er redet, zu erinnern, erregt er nie den Schein des einsamen Denkens, welches sich rücksichtslos mit subjektiver Einseitigkeit fortbewegte, sondern stets bleibt der Zusammenhang mit dem imaginierten Interlokutor gewahrt, und oft scheint die Weiterführung des Gedankens einem Einwande entsprossen, welchen der Dichter den stummen Lippen des in seinem Geiste vor ihm Sitzenden abgelesen hat".

Kottbus. Karl Schliack.

---

## Zu Horatius.

Im Anschluß an die Bemerkungen von H. Röhl zu Horatius Od. I 2, 21 f. in Z. f. d. GW. 1911 JB. S. 159 schlage ich vor:

Audient cives acui in se ferrum,
quo graves Persae melius perirent,
audiet pugnas vitio parentum
rara iuventus.

Breslau. E. Walther.

---

## Et tu, Brute!

„Et tu, Brute! — then fall, Caesar". Die lateinischen Worte, die Shakespeare hier in auffallender Weise seinem sterbenden Helden in den Mund legt, finden sich bei keinem alten Schriftsteller. Plutarch, die Quelle Shakespeares, führt sie weder im Leben Cäsars noch in dem des Brutus an, und Appian, der sich dem Bericht des Plutarch anschließt, erzählt ebenfalls nur, daß Cäsar zunächst sich nach allen Seiten hin gewehrt, beim Anblick aber des zustoßenden Brutus sich in seine Toga gehüllt habe und wohlanständig an der Bildsäule des Pompejus gefallen sei. Velleius Paterculus läßt sich auf die Ermordungsszene überhaupt nicht ein. Sueton in der vita Divi Juli sagt: „Atque ita viginti tribus plagis confossus est, uno modo ad primum ictum gemitu sine voce edito; etsi tradiderumt quidam M. Bruto irruente dixisse: *καὶ σύ, τέκνον*". Dasselbe Wort findet sich bei Cassius Dio, der im wesentlichen dem Bericht des Sueton folgt, seinen Zweifel aber an der Wahrheit der Überlieferung noch stärker ausdrückt als dieser. Das griechische Zitat also bildet wahrscheinlich, wie es bei Büchmann zu lesen ist, die Quelle für das geflügelte Wort „Auch du, mein Brutus". Für Shakespeare kommt es nicht in Betracht, da beide Autoren ihm unbekannt waren.

Nun kommt kurz vor dem Auftreten Shakespeares in London die klassische Renaissance aus Italien und Frankreich über den

Kanal nach England. Lateinsprechen und Kenntnisse der alten Geschichte und Mythologie werden hochgeschätzt; sie gelten nicht nur als Zeichen des gebildeten Gentleman, sondern sie werden auch, wie das Beispiel der Königin Elisabeth zeigt, ein besonderer Schmuck der Hofkreise. Lateinische Schuldramen, die von den Studenten von Cambridge und Oxford früher nur regelmäßig zur Christmas gespielt wurden, werden bei festlichen Gelegenheiten vor Fürsten und hohen Personen mit großem Eifer und möglichst großem Gepränge aufgeführt.

Unter diesen in lateinischer Sprache nach dem Muster des Seneca verfaßten Dramen sind weitaus die berühmtesten diesseit und jenseit des Kanals der Jephtha des Schotten Buchanan und der Julius Cäsar des französischen Humanisten Muret. Aber auch in diesem Stück, das die Ermordung des Diktators in einem Botenbericht ausführlich behandelt, sucht man vergebens nach unserm Wort. Ebenso wenig findet es sich in der im Jahre 1558 entstandenen französischen Tragödie „La mort de César" von Jacques Grevin, einem Schüler und Nachahmer des Muret, und ebensowenig in einer italienischen Tragödie „Giulio Cesare" aus dem Jahre 1594, einem höchst undramatischen Machwerk des Ferraresen Orlandó Pescetti.

Auch auf den lateinischen Unterricht in den „grammar-schools" wird mehr Gewicht gelegt als in früheren Zeiten. Es erscheinen neue verbesserte Lateingrammatiken, darunter die mit dem Privileg Heinrichs VIII. für sämtliche Schulen versehene Grammatik von Lily, die in der Ausgabe von 1566 nachweislich in den Händen Shakespeares gewesen ist und aus der er manche als Beispiele für die Regeln der Syntax angeführten lateinischen Sätze für seine Dramen entlehnt hat. Auch hier ist unser Zitat nicht zu finden.

Merkwürdig ist es nun, daß wir dem „Et tu, Brute" bereits in einem älteren Stücke Shakespeares begegnen. Schon im Jahre 1592, als er die zwei englischen Historiendramen „Contention" und „The true tragedie of Richard, duke of York" verfaßte, aus denen später der zweite und dritte Teil von Heinrich VI entstanden, müssen ihm der Fall Cäsars und der Verrat des Brutus bekannt gewesen sein und seine Fantasie beschäftigt haben. Allerdings hatte er damals von Brutus eine wesentlich andere Vorstellung als die, welche ihm später die Lektüre Plutarchs vermittelte. Nach einem im Altertum viel verbreiteten, übrigens auch von Plutarch erwähnten Gerücht soll Brutus der natürliche Sohn Cäsars gewesen sein. Damit wird ihm nach mittelalterlich-englischer Vorstellung der Mörder Cäsars zu einem Bastard, der sich gegen seinen Vater empört. So heißt es in 2. Henry VI, 4 Akt 1:

> Great man oft die by vile Bezōnians
> A Roman sworder and banditto slave
> Murder'd sweet Tully; Brutus bastard-hand

Stabb'd Julius Caesar, savage islanders
Pompey the Great- and Suffolk dies by pirates.

Margaretha, die Gemahlin Heinrichs VI, vergleicht die Ermordung ihres Sohnes mit der Cäsars (3. Henr. VI, 5, 5), und im letzten Akt der True tragedie of Richard (= 3. Henr. VI, 5, 1) ruft Eduard seinem Bruder Clarence, den er irrtümlich noch für seinen Gegner und Anhänger des von York abgefallenen Warwick hält, die Worte zu:

Et tu Brute, wilt thou stab Caesar too?

Offenbar sollte hier durch den Hinweis auf Brutus und Cäsar das nahe Verwandtschaftsverhältnis der tödlichen Gegner — Bruder gegen Bruder wie Sohn gegen Vater — betont werden. Allerdings fehlt die lateinische Anrede Eduards an den Bruder bereits in der Ausgabe von 1600, und aus 3. Henr. VI ist die ganze Zeile verschwunden. Halliwell, der Herausgeber der beiden genannten Dramenskizzen (The first sketches of the second and third parts of Henry VI, London 1843) bemerkt hierzu: „The Latin words occur in „Julius Caesar", probably borrowed from this play". Wenn nun auch gegen diese Entlehnung, die auch Howard Staunton in seiner Shakespeare-Ausgabe für möglich hält, an sich nichts einzuwenden ist, so ist damit unsere Frage keineswegs erledigt. Im Gegenteil; es ist klar, daß dies lateinische Zitat im Munde eines englischen Barons des 15. Jahrhunderts weit unnatürlicher ist als in dem Cäsars. Wenn ferner Halliwell hinzufügt, daß genau dieselbe Verszeile in dem Gedicht des Magister Nicholson „Acolastus his After-witte" (London 1600) sich vorfindet, so wird auch damit nichts gewonnen. Der ebenso fromme wie gelehrte Verfasser, der im Acolastus seine leidenschaftliche Jugend mit ihren Torheiten schildert, um sich dann durch Eubulos auf den Weg der Weisheit führen zu lassen, hat seine Strophen häufig mit mehr oder minder wörtlichen Reminiszenzen aus Shakespeare, die Mehrzahl allerdings aus „Venus und Adonis" und „Lucrezia" geschmückt; sein Gedicht wird öfter zitiert als Beweis für das Ansehn, in dem Shakespeare schon bei seinen Zeitgenossen stand. Für ihn ist also Shakespeare selbst die Quelle.

Wenn man nun, wie der Schreiber dieser Zeilen, an die Bacon-Hypothese nicht glaubt, so bleibt zur Beantwortung unsrer Frage nur folgendes übrig.

Vor der Bekanntschaft mit North's Plutarch-Übersetzung hat Shakespeare seine Bekanntschaft mit den Schicksalen Cäsars irgend einem auf den Londoner Bühnen aufgeführten Theaterstück verdankt. Wird uns doch berichtet, daß in den Jahren 1560 bis 1600 nicht weniger als sechs verschiedene Tragödien den Untergang Cäsars, denen bisweilen auch der des Pompejus voranging, behandelten. Daß auf diese Stücke ihres antiken Stoffes wegen die damals noch sehr beliebten lateinischen Schuldramen besonderen Einfluß gehabt haben, daß aus ihnen auch lateinische Floskeln in

den englischen Text übergingen, scheint mir höchst wahrscheinlich. Warum soll nicht Shakespeare, der als Schauspieler selbstverständlich allen Bühnenereignissen Londons beiwohnte, bei einer Darstellung der Ermordung Cäsars das Wort „Et tu, Brute" gehört haben und es aus Tradition — daß in Shakespeares Dramen trotz ihrer Originalität sich auch Spuren von Tradition finden, ist zweifellos — in seine Dramen herübergenommen haben?

Mit dem Abdruck eines dieser Dramen „The tragedie of Caesar and Pompey, or Caesars revenge", das in der letzten Dekade des 16. Jahrhunderts entstanden und 1607 anonym erschienen ist, hat W. Mühlfeld im letzten Bande des Shakespeare-Jahrbuchs den Anfang gemacht, und in demselben Jahrbuch (Jahrgang 1898 und 1910) sind zwei interessante Aufsätze zur Kenntnis der lateinischen Universitätsdramen zur Zeit der Königin Elisabeth erschienen. Vielleicht wird auch die Herausgabe des Julius Caesar in dem großen Werk von Furneß, die hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten läßt, Aufklärung bringen.

Steglitz. Johannes Schmidt.

---

## Neue Programmsünden.

Die Warnungstafel, die in dieser Zeitschrift 1911 S. 14—17 aufgestellt wurde, scheint noch nicht genug gewirkt zu haben. Aufs neue fehlt auf einer ganzen Reihe von Schulschriftabhandlungen die vorgeschriebene Nummer. Wüßten oder bedächten die maßgebenden Persönlichkeiten, wieviel Arbeit sie damit den Bibliothekaren bereiten, würden sie die kleine einmalige Sorgfalt aufbieten können, diese Nummer beizufügen. Da für ihr Fehlen zwei Leute verantwortlich sind, neben dem Anstaltsleiter auch der Verfasser der Abhandlung, füge ich diesmal den Anstaltsnamen auch diese beide Personennamen bei. Sogar der Ortsname fehlt auf zwei Abhandlungen; auf einer, die zum Jahresbericht eines „Gymnasiums zum h. Kreuz" gehört, und ist auch keinem Druckvermerk zu entnehmen; und auf einer, die „Lahnstein in den Kriegs-Ereignissen des 18. Jahrhunderts" behandelt. Hier läßt sich wenigstens aus dem Inhalt schließen, daß das Gymnasium und Realprogymnasium, zu dessen Programm diese Beilage gehört, Oberlahnstein mit Nummer 551 sein wird. Bei der andern konnte nur eine genaue Durchsicht des Teubnerschen Verzeichnisses feststellen, daß der Lehrer, der „zur Würdigung des Plautus" schrieb, in Dresden-Altstadt wirkt, seine Arbeit also mit 757 zu bezeichnen gehabt hätte. Falls bei einem der Namen ein Irrtum unterlaufen sollte, bitte ich im voraus um Entschuldigung.

| | Ort | Anstalt | Verfasser | Direktor |
|---|---|---|---|---|
| 196 | Anklam | G. | Eichhoff, Th. | Petri |
| 327 | Aschersleben | G. u. RG. | Weicker, Bernhard | Siebert |
| 991 | Blankenburg | G. | Müller, H. F. | Müller |
| 316 | Breslau | R. I ev. | Richter, Carl Georg[2]) | Aust |
| 757 | Dresden | G. z. h. Kreuz | Denecke, Arthur | Stange |
| 614 | Emmerich | G. | Franke, Jos. | Franke |
| 617? | Essen a. R. | G. Königl. | Ribbeck, Konrad[5]) | Siebourg |
| 572 | Frankfurt a. M. | Städt. Handelsrealsch. | Wilz, Alois | — |
| 86 | Friedeberg i. N. | G. | Lorentz, Paul | Lorentz |
| 955 | Friedland i. M. | G. | Hauck, Alb. | Illmann |
| 477 | Gelsenkirchen | G. | (Hochbauamt) | Corsean |
| 205 | Lauenburg | G. Festschr. I. II. | Mahler, A., Frenzel, D., Prohl, R. | Prohl |
| 423 | Linden | G. Aug. Victoria- | Hoffmann, Friedr. | Hoffmann |
| 1032 | Lübeck | RG. | Meyer, Fritz | Müller |
| 13 | Memel | G. Luisen- | Lagenpusch, Emil[1]) | Küsel |
| 488 | Münster i. W. | G. Schiller- | Krohn, F. | Gaede |
| 551 | Oberlahnstein | G. u. RP. | Bodewig, R. | Schlaadt |
| 97 | Potsdam | G. Victoria- | Slotty, Friedrich | Rassow |
| 276 | Quedlinburg | OR. | Wieckert, W.[4]) | Lorentz |
| 295 | Schweidnitz | G. ev. | Dentzer, Bernh.[5]) | Worthmann |
| 104 | Steglitz | G. | [—][3]) | Lück |
| 214 | Stolp | G. u. OR. | Pickert, W. | Moerner |
| 977 | Weimar | RG. | Seidler, O. | Henbach |

Ich bin begierig, ob ich die Hoffnung unerfüllt mit ins Grab nehmen muß, es werde einmal von den Leitern und Lehrern höherer Lehranstalten, die mit Schulschriften zu tun haben, jeder einzelne oder vielmehr nur jeder zweite so viel Ordnungssinn haben, daß ein ganzer Jahrgang der Schulabhandlungen anstandslos der Bibliothek einverleibt werden kann. Das einfachste Mittel wäre das früher empfohlene, daß die Zentralstelle auf Kosten der Beteiligten die fehlende Nummer aufstempelte; aber die Nummer fehlte sogar auf einer Abhandlung, die in der eigenen Druckerei der Zentralstelle hergestellt war.

Maulbronn. Eb. Nestle.

[1]) In Teubners Ankündigung war der Name Lagenbusch geschrieben.
[2]) Nur der Teubnerschen Ankündigung zu entnehmen.
[3]) Fehlt in Teubners Verzeichnis.
[4]) Titel anders als in Teubners Ankündigung.
[5]) Bei Teubner etwas anderes angekündigt.

# ZWEITE ABTEILUNG.

## LITERARISCHE BERICHTE.

Historisch-pädagogischer Literaturbericht über das Jahr 1909 Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. 21. Beiheft zu den Mitteilungen der Gesellschaft. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. XI und 384 S. gr. 8. 3 *M*.

Es ist dies der 4. Literaturbericht, der erscheint, und der dritte, der mir zur Beurteilung vorliegt. War der dritte gegen den vorhergehenden schon um 30 Seiten gewachsen, so enthält dieser 106 Seiten mehr als der vorjährige. Er bringt 34 ausgeführte Referate gegen 27 des Vorjahres, und es sind in ihm über 1300 Schriften besprochen, während es dort nur etwa 750 waren. — Die ganze Anordnung hat zum Anschluß an die äußere Einrichtung anderer historischer Jahresberichte eine wesentliche Veränderung erfahren. Unter den Hauptrubriken I. (nicht A, wie im Bericht gedruckt ist) Perioden und Personen, II. Bildungseinrichtungen, III. Unterrichtsgegenstände, IV. Territorien und in einem Anhang werden im ganzen in 40 Nummern die Referate für eine größere Reihe von Bänden im voraus festgelegt. Hierbei konnten nun 5 Nummern noch nicht bearbeitet werden, weil es an Referenten fehlte, 5 Referate sind nicht bearbeitet worden, weil das im Berichtsjahr hervorgetretene Material zu geringfügig erschien, bei einem Kapitel war der Referent zu spät gewonnnen und der sachkundigste Beurteiler der Pestalozzi-Literatur, Alfred Heubaum, der in den vorhergehenden Berichten Pestalozzi besprochen hatte, wurde aus seiner Arbeit durch den Tod hinweggenommen. So ist bei all diesen Nummern auf den nächstjährigen Literaturbericht verwiesen, in dem sie zur Bearbeitung kommen werden. Dem Andenken Alfred Heubaums aber, des ersten Herausgebers des Literaturberichts und früheren Schriftleiters der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, ist der vorliegende Bericht gewidmet. Eine Reihe weiterer nützlicher und wertvoller Veränderungen in der Einrichtung dieses Berichtes gegen die der

vorhergehenden Jahre wird in dem Vorwort dargelegt. So sind den Einzelreferaten ihre Dispositionen vorgedruckt, Kursivdruck ist in den Referaten nur für die Schlagwörter, der Disposition gebraucht, Sperrdruck nur für die Namen der Verfasser der herangezogenen Arbeiten. Dabei vermisse ich freilich innerhalb der einzelnen Referate ein Hervortreten durch den Druck bei Namen von wichtigen Persönlichkeiten oder Orten, über die eingehender gesprochen wird und die, weil sie in der Disposition nicht aufgeführt werden, nicht kursiv gedruckt sind. Ich nenne nur beispielsweise zwischen den Seiten 75—100 Namen wie Luther, Calvin, Salzmann, W. v. Humboldt, Schiller, Goethe, Jean Paul, Herder, Fichte, Schleiermacher, von Orten S. 135 ff. Kremsmünster, Melk, Beuron, St. Florian, das Graue Kloster in Berlin usw. Im Text machen sich diese für die Lektüre nicht bemerklich. Sie ließen sich wohl durch Kapitälchendruck hervorheben oder aber ohne Rücksicht auf die Disposition der Kursivdruck wie in den früheren Berichten auch für solche Namen angewandt werden.

Aus dem überreichen Inhalt hebe ich nur einiges heraus. Auch hier haben wieder Jubiläen Veranlassung zu zahlreichen literarischen Erscheinungen gegeben, die hier besprochen werden. So das 500jährige Jubiläum der Universität Leipzig, dem ein besonderes Referat gewidmet ist (S. 173 ff. und dazu S. 287 ff.), in dem es heißt, daß es „in selten harmonischer Weise verlaufen ist und allerseits beglückende und erhebende Eindrücke hinterlassen hat", der 300jährige Geburtstag Calvins, die 300jahrfeier der Vereinigung von Kleve, Mark und Ravensberg mit Brandenburg, die Gedenktage für Guts Muths, Jahn und Ad. Spieß, Adam Riese und Euler, der 70. Geburtstag O. Willmanns u. a. Auch die 125jährige Jubelfeier der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal gab Veranlassung zu einer Reihe von anerkennenden Aufsätzen und Abhandlungen, worin u. a. hervorgehoben wird, wie sehr Salzmann seiner Zeit vorausgeeilt sei und schon Richtlinien für die Erziehung der Jugend gegeben habe, die eigentlich erst in unseren Tagen volles Verständnis und Beachtung gefunden haben.

Wertvoll sind die Erörterungen über den Humanismus und seine Beziehungen zur Erziehungsgeschichte, interessant die Mitteilungen über Petrarca, die Beziehungen Leonardo da Vincis und seiner Zeit zur Geographie, die Mitteilungen aus dem schönen Buch des leider inzwischen verschiedenen Adalbert von Schröter über die Geschichte der neulateinischen Poesie in Deutschland und Holland, die Beziehungen zwischen Erasmus und Luther, die Bedeutung Gottscheds in der Literatur und Pädagogik, Rousseaus Verhältnis zu Comenius und Montaigne. Herbart und seiner Schule ist auch diesmal ein besonderer Bericht gewidmet (S. 115 ff.), und schon vorher S. 105 sind einige Arbeiten über ihn besprochen. Seine Lehre hat sich trotz aller Angriffe bis in die Gegenwart hinein wacker behauptet und als lebensfähig erwiesen. Ein Teil dieser Angriffe richtet

sich allerdings weniger gegen Herbart selbst als vielmehr gegen seine Jünger. Besonders mehren sich in neuerer Zeit die Stimmen, die sich gegen die Zillersche Auffassung der Lehre Herbarts wenden. Eucken wird gewürdigt, ebenso Paulsen (gegenüber den unwürdigen Angriffen Gurlitts!), Münch u. a. Ein besonderer Bericht behandelt auch Fröbel, dessen Würdigung in den letzten Jahren sichtlich gewachsen ist und der in mehreren Arbeiten schöne Anerkennung gefunden hat. Lesenswert sind besonders auch die Abschnitte über Ziehens und Buddes Reformvorschläge, die Mitteilungen über Fr. Thiersch, sodann die Literatur über Biologie und die Studien zur Geschichte der Mathematik und Naturwissenschaften. Schwabe wiederholt S. 292 f. den schon im vorhergehenden Jahresbericht ausgesprochenen Wunsch, daß die Schulkomödie, die in Sachsen ihre eigentliche Heimat hat und einen höchst interessanten Stoff bietet, einmal in Sachsen selbst eine Darstellung finden möge. Für eine solche weist er darauf hin, daß sich in Witkowskis Geschichte des geistigen Lebens in Leipzig dankenswerte Angaben und reichliche Hinweise finden. Anderes Material über das Schuldrama s. S. 7, 81 f., 146, 275.

Zum Schluß führe ich noch einige bemerkenswerte Erörterungen und Betrachtungen aus besprochenen Abhandlungen an:

S. 102. Leitl rügt, daß auf allen Gebieten gegenwärtig die Einzelerfahrung, die experimentelle Forschung so sehr in den Vordergrund getreten sei, daß die Kraft des Forschenden in den seltensten Fällen ausreichend sei, leitende Prinzipien ausfindig zu machen. So habe sich gegenwärtig in der Pädagogik ein Subjektivismus herausgebildet, der, so sehr er auch im einzelnen Wertvolles liefert, doch der Pädagogik als Wissenschaft nicht förderlich sei. Es fehle den pädagogischen Reformschriften der neueren Zeit vielfach das philosophische Prinzip, der höhere Gesichtskreis, von dem aus die einzelnen Tatsachen beurteilt werden müßten usw.

S. 223. Hausknecht: Die junge Generation einzuführen in das Denken, Fühlen, Wollen der modernen Kulturvölker, sie hineinblicken zu lassen in die französische und englische Geistes- und Kulturwelt, ihnen den neuzeitlichen Humanismus zu erschließen, das ist die Aufgabe der neueren Sprachen.

S. 233. A. Riehl: Das humanistische Gymnasium ist gegenwärtig vor die schwere Frage gestellt: Wie ist es möglich, die alte einheitliche Verfassung zu bewahren und doch, wie es die Zeit mit vollem Recht von ihm fordert, in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen einen verstärkten Unterrichtsbetrieb einzuführen? Die Lösung dieser Frage erscheint in der gegenwärtigen Lage der Wissenschaft bereits vorgezeichnet: Humanismus und Realismus bilden heute keine Gegensätze mehr. Ein humanistischer Geist ist in die Naturwissenschaft unsrer Zeit eingezogen. In der Geschichte der exakten Wissenschaften ist der humanistischen Bildung geradezu ein Bundesgenosse entstanden,

und ein dem Geiste nach historisches Verfahren vermag den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht in lebendige Verbindung zu bringen mit dem Unterricht in den klassischen Sprachen.

Doch genug. Ich wollte nur einige Beispiele geben, um zur Lektüre des Ganzen anzuregen.

Durch das alphabetische Autorenverzeichnis sind wir in den Stand gesetzt, alsbald die von den einzelnen herrührenden Schriften oder Abhandlungen zu finden (doch ist Th. Hartwig 7: 62 nicht dieselbe Persönlichkeit wie 14: 8). Das Namen- und Sachregister (mit dem m. E. das nachfolgende geographische hätte vereinigt werden sollen) gibt auf das genaueste und sehr vollständig die besprochenen Personen, Gegenstände und Orte an, die zum Schluß folgenden Bemerkungen für den Gebrauch lassen uns über nichts im Unklaren.

So sei all den Mitarbeitern, von denen manche sehr eingehende und gründliche Referate geliefert haben, sowie auch der Schriftleitung für ihre umfassende und oft sehr mühevolle Arbeit unser bester Dank gesagt. Ich wünsche von Herzen, daß auch dieser Literaturbericht, der selbst ein pädagogisches Werk genannt zu werden verdient, recht weite Verbreitung findet und viele daraus reiche Anregung und Belehrung schöpfen mögen, wie ich sie ihm verdanke.

Kassel. Fr. Heußner.

---

Gottlieb Leuchtenberger, Der Schuldirektor. Erfahrungen und Ratschläge für junge Direktoren und solche, die es werden wollen. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. IX u. 126 S. 8. 3 ℳ.

Das Werk ist dem Königl. Gymnasium in Erfurt zu seinem 350jährigen Jubiläum gewidmet.

Der bekannte Verfasser dieses Buches, der bereits ein geschätztes Vademecum für junge Lehrer hat erscheinen lassen, teilt hier einem jungen Freunde, der Direktor geworden ist, seine Erfahrungen und Ratschläge mit. Er besitzt unstreitig eine besondere Befähigung dazu, da er, wie aus der Vorrede zu entnehmen ist, 34 Jahre lang an fünf Gymnasien als Direktor mit günstigen Erfolgen seines Amtes gewaltet hat. Dem Wunsche der Redaktion, dem interessanten Buche eine Besprechung zu widmen, kommt Referent, der auch 31¾ Jahre, allerdings nur an zwei Anstalten Direktor gewesen ist, gerne nach.

Nach dem Vorwort handelt der Verfasser in acht Abschnitten über das Verhältnis des Direktors zum Schuldiener, zu den Lehrern, den Schülern, zum Publikum, zur Behörde, dazu im ersten und letzten über den Direktor allein. Er beginnt mit der Übersiedelung des Direktors an den neuen Wohnort und mit dem Eintritt in das Amt, indem er schon hier wie auch im ganzen Buche unter seinen Ratschlägen öfters mit Humor gewürzte feinsinnige Züge einfügt, namentlich solche, die es dartun, wie es der

junge Direktor nicht machen soll. Einer klagte seinem Schulrat, der ihn eingeführt hatte, sogleich über den Zustand der Küche. Dieser bemerkte nur mit freundlicher Ironie: „Hat vielleicht die Frau Direktor auch Wünsche hinsichtlich der Anstalts-Bibliothek?" Der Verfasser erteilt den Rat, daß der Direktor nicht als erster aus der Aula gehen soll — was einer der ihm bekannten Direktoren zu tun pflegte — weil er dann beobachten könne, wie sich der Auszug vollziehe. Referent hat als Lehrer einen Direktor gehabt, der stets langsam als letzter zu den Andachten in die Aula kam. Die Folge davon war, daß sich der Einzug sehr langsam vollzog. Daher hat Referent sich als Direktor bemüht, möglichst frühzeitig nach dem Glockenzeichen in der Aula zu erscheinen, wodurch der Einzug beschleunigt wurde. Was für die Aula gilt, hat aber auch für die ganze Anstalt Bedeutung. Der Direktor und spätere Schulrat Karnuth erteilte dem Referenten, als er Direktor wurde, den Rat: „Lieber Herr Kollege, seien Sie stets der erste und der letzte in der Anstalt!" Der Rat des Verfassers, daß die Verteilung der Lehrgegenstände und der Stundenplan vor Eintritt in die Michaelis- und Osterferien in den Händen der Lehrer sein soll, ist wohlberechtigt. Die Ausführung ist freilich unmöglich, wenn die Überweisung der neuen Hilfslehrer und vollbeschäftigten Kandidaten erst während der Ferien, nicht selten erst in den letzten Tagen der Ferien erfolgt. Sehr mit Recht bittet der Verfasser den jungen Direktor, nicht rasch mit Änderungen vorzugehen! „Alles, was glatt und gut geht, beibehalten, wenn du es auch vorher anders gewohnt warst!" „Die Tradition ist ehrwürdig!" „Füge dich doch ja zunächst dem Bestehenden!" (S. 74).

Daß der Verfasser die Schilderung der Stellung des Direktors zu einzelnen Personen mit dem Schuldiener beginnt, ist nicht zu verwundern, da dieser für die äußere Ordnung der Anstalt tatsächlich neben dem Direktor die wichtigste Person ist. Der Direktor wird für die Stellung, die Wohnung, das Einkommen dieses Mannes zu sorgen haben, auch für sein Recht, wo es bedroht ist, eintreten. Aber er muß nach der richtigen Meinung des Verfassers dem Schuldiener auch eine Dienstanweisung in die Hand geben und mit allem Ernst, ja nötigenfalls mit Strenge, die Erfüllung aller dort aufgeführten Pflichten fordern. Daß der Schuldiener über den Aufbewahrungsort der verschiedenen Formulare für Zeugnisse, Ordinatsgeschäfte, Abiturienten-Verhandlungen u. dgl. genau Bescheid wissen, ja daß ihm auch die Einrichtung des Archivs für den Notfall gut bekannt sein muß, dürfte eine zu weitgehende Forderung des Verfassers sein.

Im folgenden Abschnitt handelt der Verfasser über die Stellung des Direktors zu seinem Kollegium. Bei der Schilderung der Schwierigkeit der Aufgaben jedes Mitgliedes geht er von dem sehr beherzigenswerten Gedanken aus, daß alle Lehrer „für dieselben einzelnen Bildungsobjekte da sind, und daß diese . . . . sich als

jugendliche Menschengeister darstellen". Täglich vereinigen sich Männer verschieden nach Alter, Temperament, Charakter, Begabung zu ernster Arbeit an denselben bildungsbedürftigen Schülern. Wie zahlreich sind da die Berührungspunkte, die bei der Bildung und Erziehung der Schüler zur Übereinstimmung oder zur Spannung führen können! Hier erhält der Direktor eines solchen Kollegiums eigenartige Aufgaben. „Kein Wunder, daß Lehrer und Direktor nicht immer miteinander zufrieden sind". Ich füge hier den mir bekannten Ausspruch eines sehr geschätzten Mannes hinzu: Der Direktor, der es allen Lehrern recht zu tun vermag, muß erst geboren werden. Unser Verfasser zählt darauf zum Beweise Klagen von Lehrern über ihre Direktoren auf. Er hat es bis zur Zahl zehn gebracht, fügt aber mit Recht gewissenhaft hinzu: „Andre werden noch andre Klagen erheben wollen, jeder nach seiner Erfahrung". Im Anschluß daran bringt er folgenden Vorschlag: „Es wäre gewiß höchst interessant, den verschiedenen Lehrerkollegien einmal das Thema zu stellen: Wie darf ein Schuldirektor nicht beschaffen sein, und was gehört zum Idealbilde eines Direktors?" Das Resultat deutet er bereits mit folgenden Worten an: „Jedenfalls würde uns dann alle das Gefühl unseres Nichts durchbohren". Man darf hinzufügen, daß unter normalen Verhältnissen es immer nur vereinzelte zur Kritik geneigte Stimmen sein werden, welche mit der Amtsführung eines treuen und gewissenhaften Direktors nicht zufrieden sind. Selbstverständlich bleiben alle Direktoren, auch die besten, nur Menschen mit menschlichen Schwächen und Mängeln. Aber alle Einsichtigen werden auch zugestehen, daß die Aufgaben des Direktors so vielseitig und so schwer sind, daß ihre volle Erfüllung oft auch den Besten nicht ganz gelingt. Daher erteilt unser Verfasser dem jungen Direktor sehr beherzigenswerte Ratschläge, auf die der Referent gern verweist. Er empfiehlt Bescheidenheit, Freundlichkeit, Höflichkeit, aber er hebt doch auch deutlich hervor, daß „das alte Wort suaviter in modo, fortiter in re ein guter Leitstern für den Direktor sei". Referent will aus der reichen Darlegung des Verfassers hier nur weniges über die Ordnung berühren. „Das Klassenbuch ist doch eine Art Spiegelbild der Beschaffenheit der Klasse. Seine sorgsame Führung ist unerläßlich". Er fordert genaue Übersichten über die Korrekturarbeiten. „Ungenauigkeiten in allen diesen äußerlichen Dingen darf der Direktor nicht dulden . . Ebenso wenn etwa die Zahl der Arbeiten von einem der Kollegen nicht eingehalten wird". Bei Ungenauigkeit in der Führung der Aufsicht in den Korridoren und auf den Höfen dürfe sich der Direktor die Verdrießlichkeit der Vorhaltung nicht ersparen, ebenso bei öfterem Zuspätkommen, bei nicht rechtzeitigem Beginn und Schluß der Unterrichtsstunde u. dgl.". Daß auch die Frau in dem Buche eine Rolle spielt, ist natürlich. Der Verfasser wünscht mit Recht, daß die Frau des Direktors nicht alles, was sich auf die

Anstalt bezieht, zuerst erfahre. Aber er hat dennoch seinen jungen Lehrern immer ernstlich zugesetzt, sich zu verheiraten. Referent kann hinzufügen, daß nach seiner Erfahrung auch ein geschätzter Schulrat dies zu tun pflegte. Ja einstmals drohte er einem Oberlehrer, als er bei seinem erneuten Erscheinen diesen fragte: „Sind Sie jetzt verheiratet?" auf die verneinende Antwort scherzhaft, nicht mehr mit ihm sprechen zu wollen. Gelegentlich bemerkt unser Verfasser, daß er kein Freund der sechs Kurzstunden sei. zu einer gewaltsamen Zusammendrängung des Unterrichts auf den Vormittag liegt jedenfalls in kleineren Städten kein genügender Grund vor.

In dem Abschnitt „der Direktor und die Schüler" vermag der Referent dem Verfasser fast überall freudig beizustimmen. Daß der Direktor unparteiisch, wohlgesinnt und wohlwollend gegen seine Schüler sei, ist selbstverständlich, so namentlich, daß er nicht Schüler einer Konfession günstiger behandele als andere. Aber gegen Unbescheidene, Unbotmäßige, Lügnerische muß er scharf vorgehen. „Eine kleine Dosis Gift muß ein rechter und echter Schuldirektor doch bei sich führen, aber wohl verwahrt in gut schließender Phiole". Auch in Ängsten und Nöten wird ein Direktor für den Schüler vorhanden sein. Einem Schüler, der sich ihm vertrauensvoll mit einem Anliegen nähert, wird er sich als freundlicher Berater zeigen. Falls er sich über einen Lehrer beklagt, wird er ihm raten, wenn er auch nach ruhiger Überlegung glaube, daß ihm Unrecht geschehen sei, sich in freundlicher und bescheidener Weise zunächst an den Lehrer selbst zu wenden, sobald er ihn allein sprechen könne. — Liebe zur Ordnung zeigt sich bei den Schülern auch in der Sauberkeit der Klassenzimmer, Korridore, Treppen, des Schulhofes und Abortes. Der Verfasser hat auch hierauf großen Wert gelegt. Lehrer und Direktor dürfen es nicht unter ihrer Würde halten, auch den Abort der Schüler in Augenschein zu nehmen. Der Referent kann bezeugen, daß sogar ein Direktor des Provinzial-Schulkollegiums sich nicht scheute, den Schülerabort genau zu besichtigen. Referent hat dort bisweilen auch Tintenfässer entdeckt, die doch ebenso wie die geometrischen Figuren an den Wänden auf eine andere Tätigkeit schließen ließen. Jedenfalls muß das längere Verweilen der Schüler in den Aborten verhindert werden. Ob die vom Verfasser hierbei eingeführte Ordnung die beste ist, wollen wir hier nicht entscheiden. Gegen das Einschneiden in die Schulbänke soll energisch vorgegangen werden. Der Verfasser erteilt dem Direktor den Rat: „Greif zu und verfüge Reparatur oder Neuanschaffung auf Kosten des Übeltäters und belege ihn auch noch mit einer Schulstrafe". Leider kann er nicht immer ermittelt werden. Eingehend und mit fachmännischem Urteil spricht der Verfasser über die Zensuren. In folgender Forderung geht er aber meines Erachtens zu weit: „Der Direktor muß vor Eintritt in die Kon-

ferenz die ganze Zensur jedes einzelnen Schülers im Entwurf gelesen und mit seinen eignen Erfahrungen, auch nötigenfalls mit den Klassenbuch-Notizen, insonderheit mit dem Ausfall der schriftlichen Arbeiten verglichen haben". Dazu wird der vielbeschäftigte Direktor, zumal in einer größeren Anstalt, selbst bei bestem Willen in der Regel außerstande sein. Das ist in erster Reihe die Aufgabe des Ordinarius. Außer der allgemeinen Prüfung wird der Direktor hier nur in besonderen Fällen den Ordinarius zu unterstützen haben. Auch bei den Versetzungen hat sich der Verfasser als Direktor die Sache nicht leicht gemacht. Außer der mündlichen Prüfung empfiehlt er dem Direktor folgendes: „Versammle die zweifelhaften Schüler aus den verschiedenen Klassen — die Schüler jeder Klasse für sich — in bestimmten Stunden in einem freien Klassenraum . . . und laß sie kleine Extemporalien schreiben, die du natürlich auch selbst korrigierst". Wenn das in allen Gegenständen aller Klassen geschieht, so kann man den Direktor, der nach diesem Rat verfährt und neben seiner sonstigen reichen Tätigkeit auch alle Zensuren in der vorhin angegebenen Weise prüft, zu seiner Leistungsfähigkeit sehr beglückwünschen. Die Ratschläge, wie der Direktor dem ersten Ansturm der Eltern kurz nach erfolgter Versetzung entgehen kann, sind zu empfehlen. Indessen holt der Verfasser später (S. 104) nach, daß der Direktor doch jedenfalls etwas später sich dem Ansturm der Eltern nicht entziehen darf. — Die Reifeprüfung will der Verfasser im Interesse der Wissenschaft wie der höheren Berufsarten erhalten wissen. Er sucht die bekannten Bedenken zu widerlegen, verteidigt Lehrer und den Prüfungskommissarius gegen die Vorwürfe und schließt: „Richtig geordnet kann und darf die Reifeprüfung kein Schreckgespenst sein, so wenig, ja viel weniger als die späteren Prüfungen". Die Auffassung über diese „richtige Ordnung" wird aber oft sehr verschieden sein. Daß die Reifeprüfung noch verbesserungsfähig ist, geht auch aus der Darstellung unseres Verfassers selbst hervor, die er über die auffallende Prüfung von Schulräten gibt. Den einen hat er bei seiner Prüfung in Religion auf die Prüfungsordnung verweisen müssen, ein andrer erklärte, er müsse fragen, wenn er merke, daß er müde werde, und fragte dann mit Vorliebe nach Etymologie von Homer-Wörtern; denn darin hatte er selbst wissenschaftlich gearbeitet. Ein andrer pflegte fast nur Fragen zu stellen, wenn Geschichte oder Geographie an die Reihe kam, die seine wissenschaftlichen Hauptfächer waren. Ein Kommissarius hat die Stelle zum Übersetzen vorgelegt, ohne doch auch die Prüfung selbst zu übernehmen. Er fügt hinzu: „Ähnliche Erfahrungen haben andre Lehrer und Direktoren auch gemacht". Referent will aus seiner Praxis nur folgendes erwähnen. Der eine Schulrat hatte aus Horaz sehr viel übersetzen und erklären lassen, der folgende fast nichts, ein andrer hat aus diesem Schriftsteller nur auswendig

examiniert, ein späterer hat nur bei schwachen Schülern neben dem Prosaiker noch Horaz zur Prüfung der Übersetzung herangezogen. Daß diese sehr ungleiche Prüfung der Schulräte einen ungünstigen Einfluß auf die Vorbereitung der Lehrer und Schüler hat, ist vom Verfasser richtig angedeutet. Noch wichtiger scheint dem Referenten die Frage betreffend die Wertung der Klassenleistungen bei der Reifeprüfung zu sein. Einer seiner Schulräte schrieb mit großer Bestimmtheit vor und war trotz Widerspruchs nicht davon abzubringen, daß bei der Feststellung der Klassenleistung der Prüflinge gleichmäßig alle Zensuren der ganzen Primazeit gewertet werden sollten. Er verlangte dazu einen ganz genauen Durchschnitt. Wenn also z. B. ein Schüler in Unterprima zwei Jahre gesessen hatte, so drückten die ungünstigen Prädikate des ersten Jahres die Zensur für die betreffende Klassenleistung bei der Reifeprüfung herab. Einem anderen Schulrat genügte für die Feststellung der Klassenleistung die Berücksichtigung des letzten Jahres, einem dritten des letzten Halbjahres in Oberprima. Daß bei dieser widerspruchsvollen Wertung der Klassenleistung der Prüflinge oft sehr verschiedene Resultate herauskommen, liegt auf der Hand. Hier ist eine genaue Bestimmung durch die Zentralinstanz durchaus notwendig.

Der letzten Erörterung fügt unser Verfasser schöne Worte hinzu, die ausdrückliche Erwähnung und allgemeine Billigung verdienen: „Leitstern ist und bleibt zu allen Zeiten das wahre Wohl der Jugend, der dem Direktor ans Herz gelegten, aufs Gewissen befohlenen Knaben und Jünglinge". Zum wahren Wohl rechnet er „die sittliche und religiöse, die intellektuelle und ästhetische Bildung, daneben auch das körperliche Gedeihen". Den Patriotismus, den er nicht besonders erwähnt, wird er wohl mit der sittlichen und religiösen Bildung vereinigen wollen. Er steht nicht an zu erklären, daß unsere Lehrpläne, „wie sie jetzt sind", dem wahren geistigen und körperlichen Wohl durchaus dienlich sind. Es hätte aber die Zeit mancherlei Neues gebracht, was mit den Lehrplänen nichts zu tun habe, wozu er besonders die verschiedenen Arten des Sports rechnet. Er hält diese, wenn auch nicht mit besonderer Freudigkeit, für geeignet; nur gegen die Ruderregatten ist er entschieden. Die Genehmigung zu den anderen Nebenbeschäftigungen soll sich der Direktor vorbehalten und diese dem Schüler nur auf solange erteilen, wie er den Anorderungen der Schule genügt. Eine Einschränkung des vom Auslande übernommenen Sports dürfte nach Ansicht des Referenten sehr am Platze sein.

Den folgenden Abschnitt betitelt der Verfasser: „Der Direktor und das Publikum". Ganz besonders handelt er hier in recht erfreulicher und erhebender Weise über das Verhalten des Direktors gegen die Eltern. Aus den vielen einzelnen schönen Zügen und Beispielen ersieht man, daß er nach dieser Richtung aus einem

reichen Schatz trefflichster Amtsführung schöpft. „Zeit, Geduld, Höflichkeit mußt du für die Eltern deiner Schüler haben. Und du mußt sie ohne Voreingenommenheit mit Aufmerksamkeit und ersichtlicher Teilnahme anhören. Immer wieder hast du zu bedenken, daß es sich um das den Eltern Liebste handelt, um ihre Kinder, um einen Teil ihrer wirklichen oder vermeintlichen Familienehre, jedenfalls um etwas, was zu ihrem Familienglück gehört". Andrerseits dürfen aber die Erfahrungen der Eltern nicht überschätzt werden, weil die Eltern viele Schwächen ihrer Kinder zu übersehen pflegen und manche Kinder sich oft in der Schule anders zeigen als zu Hause. Deshalb empfiehlt er dem Direktor die einen sichern Halt verbürgende Objektivität der Reserve. Die vom Verfasser hier angeführten Gespräche mit Eltern sind belehrend und teilweise ganz ergötzlich. Über denselben Gegenstand hat Referent in der Beilage zum Osterprogramm des Königl. Gymnasiums zu Strehlen von 1911 „Die Unterstützung der Kirche und Schule in der religiösen Jugenderziehung" auf Seite 4—7 und 9—11 gehandelt. — Zum Schluß dieses Abschnittes empfiehlt der Verfasser, was für alle Lehrer paßt, dem Bildungsbedürfnis durch Vorträge zu dienen, auch eine Wahl zum Stadtverordneten und in eine kirchliche Körperschaft anzunehmen, aber unbeschadet der wissenschaftlichen Weiterbildung und der Aufgaben des Amtes.

Die beiden letzten Abschnitte des Buches „Der Direktor und die Behörde" und „Der Direktor" durften nunmehr mit Recht kurz ausfallen. Im ersten gibt der lang erprobte Fachmann dem jungen Direktor beherzigenswerte Winke, z. B. acti labores iucundi, schreibe deutlich, sei kurz und klar, frage nicht zuviel! Nasen sind meist wirklich nichts Schlimmes; man darf sie nur nicht tragisch nehmen. Mit besonderen Anträgen sei vorsichtig, triff auch den rechten Ton! Auch diese Ratschläge hat er mit trefflichen Beispielen gewürzt. Im letzten kürzesten Abschnitt über den Direktor erteilt er nur Ratschläge, ohne Beispiele anzuführen. Aber diese Ratschläge sind trefflich. Er muß immer anständig gekleidet sein, weder patent, noch nachlässig; sein Benehmen muß natürlich und maßvoll sein, weder demütig noch hochmütig, bescheiden bei edlem Selbstgefühl. „In seiner Lebensführung muß der Direktor als Persönlichkeit von fleckenloser Integrität dastehen, schlicht und einfach in seinen Lebensgewohnheiten . . ., möglichst gleichmäßig, stets ehrlich und zuverlässig, sich immer ausweisend als ein Mann der Wahrheit, nicht des Scheins . . . ein Vorbild für jüngere Kollegen, für seine erwachsene Schülerschar, für die Umgebung, die ihn kennt und auf ihn schaut". Es ist sehr zutreffend, daß man Menschen nicht sowohl — vielleicht noch mehr — durch das eigne Vorbild bildet als durch Lehre und Mahnungen, und daß die Jugend meist ein feines Gefühl für das hat, was echt und wahr ist. Mit dem wohlmeinenden Rat, daß

der junge Direktor, falls er in manchen Zügen ein anderes Bild des Direktors im Herzen tragen sollte, hierin dem eigenen Ideal folgen möge, schließt das lehrreiche Buch. Diesem letzten Rat stimmt Referent mit den Schlußversen aus der zweiten Epistel des 1. Buchs des Horaz bei, die dieser auch zur Belehrung für einen jungen Freund geschrieben hat:

Quodsi cessas aut strenuus anteis,
Nec tardum opperior nec praecedentibus insto.

Der leise Wunsch des Verfassers, den er auf S. VIII der Einleitung andeutet, daß seine Erfahrungen als Gymnasialdirektor manchem jüngeren oder angehenden Schulleiter zu Nutzen und Frommen gereichen möchten, wird sich, so darf bestimmt erwartet werden, ganz sicher erfüllen. Das Buch verdient es, sehr warm empfohlen zu werden.

Steglitz. Rudolf Petersdorff.

---

Heinichens lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. Verkürzte Bearbeitung. Kleines lateinisch-deutsches Schulwörterbuch von Heinrich Blase und Wilhelm Reeb. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. XXIV u. 635 S. 8. geb. 5 ℳ.

Der letzten (8.) Auflage des Heinichenschen Schulwörterbuches (bei B. G. Teubner 1909 erschienen, von uns angezeigt in dieser Zeitschrift Jahrg. LXIV S. 225—227) lassen die beiden Herausgeber hier eine verkürzte Bearbeitung folgen, die den Bedürfnissen der Realgymnasien und verwandter Anstalten entsprechen soll, aber auch den Ansprüchen des humanistischen Gymnasiums genügen dürfte. Denn es sind auch hier die nach Ausweis der Lehrpläne und Schulnachrichten in deutschem Sprachgebiet (also auch in Österreich und der Schweiz) auf Gymnasien und Realgymnasien gelesenen Schriften berücksichtigt. Daher sind vollständig herausgezogen: Caesar, Cicero (die Briefe der Korrespondenten nur teilweise), Curtius, Horaz, die drei ersten Dekaden des Livius, das Monumentum Ancyranum, Nepos, Phaedrus, Sallust (Cat. und bell. Iug.), Tacitus, Vergil (Aeneis), von Plautus die Komödien Trinummus, Captivi, Menaechmi, Miles Gloriosus, von Terenz Adelphi und Phormio; in Auswahl: die Gedichte des Catull, Tibull, Properz, Ovid, die Briefe des jüngeren Plinius, Quintilian und die silberne Latinität in der Chrestomathie von Opitz-Weinhold. So ist ein ziemlich weiter Literaturkreis zu Grunde gelegt. Daß dieser wirklich zur Verarbeitung gekommen ist, hat sich bei einer großen Anzahl von Stichproben (namentlich auch mit Bezug auf Plautus) feststellen lassen. Die beiden Verfasser haben nun nicht etwa bloß ihre Ausgabe des „Heinichen“ durch Zusammenziehung der einzelnen Artikel oder durch Auslassung mancher verkürzt, sondern sie haben vielfach die Artikel ganz neu bearbeitet, begnügen sich aber mit einer geringeren Anzahl

bezeichnender Beispiele, die übrigens vollkommen ausreichend sind, zumal sämtliche Fügungen, in denen ein Wort vorkommt, angegeben werden. Oft ist der Schriftsteller hinzugefügt (nicht Caesar und Cicero, es sei denn, daß in des letzteren Briefen ein Brief an Cicero zitiert wird); dichterische wie nachklassische Wörter und Wendungen erhalten stets ihre besonderen Zeichen. Die Quantität der (langen) Silben ist durchweg genau und sorgfältig angegeben (doch fehlt bei *lignum* und seinen Ableitungen das Zeichen der Länge über dem *i*, bei *tegmen* über dem ersten *e*; *emolumentum* ist zu verbessern, denn es wird richtig abgeleitet von *mōlere*). Ein Hauptvorzug des Wörterbuches besteht aber darin, daß grundsätzlich die gesicherten und dem Anfänger verständlichen Ergebnisse der Sprachwissenschaft (also vornehmlich mit Bezugnahme auf das Lateinische selbst und auf das Griechische und Deutsche) herangezogen werden; diese Angaben über Etymologie, die in der Hauptsache auf Waldes etymologischem Wörterbuche (2. Auflage) beruhen, sind vorzüglich geeignet, in diese wichtige Seite der Sprachwissenschaft einzuführen. Die auf Seite VII—XXIV stehende Einleitung bringt in drei größeren Abschnitten: „aus der Lautlehre", „aus der Wortbildungslehre", „aus der Bedeutungslehre" in systematischer Darstellung das Wichtigste über die Entstehung der Wörter und die Bildung der Sprache. Diese Einleitung, die sehr zahlreiche bezeichnende Einzelbeispiele bringt, ist nicht eine verkürzte Wiedergabe der vor der 8. Auflage des „Heinichen" stehenden Abhandlungen, sondern eine ganz neue Arbeit; nur der 3. Abschnitt schließt sich in manchen Dingen an die dort mitgeteilten Ausführungen K. Reißingers an. Was die Einleitung in dem „Kleinen Heinichen" besonders wertvoll und nutzbringend macht, ist die stetige Verweisung im Wörterbuche auf diese sprachwissenschaftlichen Vorbemerkungen. Um den Schüler zu desto häufigeren Nachschlagen der Einleitung anzuregen, sind sehr oft die Etymologien und lautlichen Eigentümlichkeiten nicht den Artikeln selbst beigeschrieben, sondern in die Einleitung hineingearbeitet, auf die nun der Schüler verwiesen wird. Man kann daher dem Anfänger, der dieses Wörterbuch benutzt, nicht angelegentlich genug empfehlen, die Verweisungen auf E. stets zu befolgen und sich hier die wissenschaftliche Begründung zu holen. Wir wünschten nun, daß jedes Wort, bei dem in dem Buche auf E. hingewiesen wird, auch hier wirklich angeführt wäre. Ob z. B. jeder Schüler erkennen wird, daß *promunturium*, bei dem ihm E. 1 nachzuschlagen geboten wird, zu der Wurzel *men* „hervorragen" gehört (bei der als Ableitungen nur *mentum*, *emineo*, *mons* stehen), ist doch fraglich. Auf genaue Schreibung — entprechend der Ableitung — wird Gewicht gelegt; daher *ammentum*, weil es mit Recht mit *apio* „binden, anpassen" zusammengebracht wird. Bei der beabsichtigten Kürzung des Heinichenschen Wörterbuches sind seltenere Eigennamen auch ausgefallen, z. B. *Athenaeum* „Kastell

in Athamanien", obgleich es im 38. und 39. Buche des Livius vorkommt; aber *Larentia* Liv. I 4, 7 hätte nicht fehlen dürfen. Auch sonst wäre mitunter eine etwas ausführlichere Mitteilung erwünscht; *at* und auch *atque* werden ganz kurz abgetan, ohne jedes Beispiel. Einige (ganz geringe) Kleinigkeiten ließen sich vielleicht bei einer Neuauflage — und wir glauben, daß die nicht allzulange auf sich wird warten lassen, da zweifellos alsbald viele nach diesem Wörterbuche greifen werden — berichtigen: *tento* fehlt als Stichwort, steht nur als Nebenform unter *tempto*, während *attento* und *tentabundus* als Stichwörter dastehen; *Lateranus* und *laterculus* sind versetzt; S. 333 fehlt *Leto* vor *Letoius*; *au-* „untrennbare Partikel (in *aufero, aufugio*) = fort"; tatsächlich ist es doch *ab* und hätte in der Lautlehre bemerkt werden können. — Trotz der Kürzungen sind auf der andern Seite doch manche Ergänzungen zu „Heinichen" hinzugekommen; nur unter A habe ich mir angemerkt: *aceo, acula* (= aquula), *adiutabilis, An.* (= Aniensi tribu), *an-* untrennbare Partikel = auf, *Anaces* Nebenform zu Anactes, *anteparta, aquilex, arvalis.* Was schließlich die Mitteilungen von Antiquitäten betrifft, so wird das Wörterbuch auch in dieser Beziehung für Gymnasien ausreichen.

Wir fassen unser Urteil über den „Kleinen Heinichen" dahin zusammen, daß er mit Rücksicht auf den angesetzten Literaturkreis für den Schulbetrieb des Lateinischen in allen Anstalten brauchbar ist, wegen seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit aber und Genauigkeit den Schülern warm empfohlen werden kann, namentlich weil das Buch geeignet ist, in eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der lateinischen Sprache schon den Anfänger einzuführen. Die Ausstattung des sehr preiswerten Buches ist vortrefflich, der Druck übersichtlich und weitläufig.

Hanau. O. Wackermann.

---

**Franz Stürmer, Wörterverzeichnis zu Ostermann-Müllers lateinischem Übungsbuch für Sexta, nach etymologischen Grundsätzen bearbeitet.** Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. 72 S. 8. 0,80 *M.*

Stürmer gehört seit längerer Zeit zu den bedeutendsten Vorkämpfern für eine wissenschaftlichere Gestaltung des altsprachlichen Schulunterrichts. Wie er besonders in seiner Schrift „Die Etymologie im Sprachunterricht der höheren Schulen" (Halle 1906) auseinandersetzt, ist die Etymologie beim Lehren und Lernen der klassischen (auch der neueren) Sprachen viel stärker, als es der in ausgefahrenen Gleisen sich bewegende bisherige Unterricht tat, heranzuziehen, und zwar gibt er als wichtigste Zwecke in der genannten Schrift (S. 4 f.) die Förderung des Gedächtnisses beim Vokabellernen und das bessere Verstehen der Bedeutung an. Damit hat er zweifellos Recht, und es ist, wie auch der Berichterstatter in seiner Programmabhandlung „Die Fortbildung der

lateinischen Schulgrammatik nach der sprachwissenschaftlichen Seite hin, I. Teil: Die Lautlehre" (Königshütte O.-S. 1911) zu zeigen versucht hat, hohe Zeit, daß schon von der untersten Stufe an der lateinische Unterricht mehr sprachwissenschaftlich betrieben und an der Hand der Etymologie die Grundzüge der Lautlehre dem Schüler nahegebracht werden. So würde der vielfach angefeindete Lateinbetrieb neue Anregung erhalten und neue Freunde sich gewinnen. Die vorhandenen Ansätze zu dieser Bewegung habe ich in der genannten Abhandlung verzeichnet. Nachzutragen ist der zu Pfingsten d. J. erschienene Abriß der Laut-, Wortbildungs- und Bedeutungslehre in der Einleitung zu der verkürzten Bearbeitung von Blase und Reebs lateinischem Wörterbuch (1911, B. G. Teubner). Hier findet sich alles für den Schüler auf genanntem Gebiete Wissenswerte sehr geschickt zusammengestellt. Mit vorliegender Schrift bringt der Teubnersche Verlag die von uns vertretenen Bestrebungen in unmittelbare Beziehung zu dem weitverbreiteten Ostermann-Müllerschen Übungsbuche, was mit Freuden zu begrüßen ist. Möchte nun noch der letzte Schritt getan werden, nämlich das Wörterverzeichnis von Stürmer, mit einigen Änderungen und Kürzungen, an Stelle des bisherigen in dem Übungsbuche selbst seine Stelle finden!

Stürmers Heft besteht aus zwei Teilen: im ersten geht er nach den Lektionen des zugrundegelegten Übungsbuches vor und gibt bei den Vokabeln, bei denen es sich tun läßt, an, welche Namen, Lehn- und Fremdwörter, urverwandten Wörter (diese Begriffe werden in „Vorbemerkungen" S. 2 kurz erklärt) mit der betreffenden Vokabel in Verbindung stehen, und welche Grundwörter, abgeleiteten oder zusammengesetzten Wörter zu ihr gehören. So wird bei *decus* (S. 12) auf das derselben Wurzel entstammende *dignitas* und das Fremdwort *dekorieren* verwiesen, bei *genus* (S. 12) an *gens, General, Generation* und *Kind* (urverwandt) erinnert, die Grundbedeutung besonders der Zusammensetzungen sehr genau und oft überraschend glücklich angegeben oder entwickelt, wobei besonderer Wert auf das Herausarbeiten des in den Vorsilben steckenden Begriffsgehaltes gelegt wird, so S. 29 *op*pugnare = ankämpfen gegen, S. 33 *ad*ministrare = als Diener bei etwas beschäftigt sein, S. 25 *ex*pedire = den Fuß aus der Fessel losmachen (hier hätte „Fuß" und „aus" fett gedruckt sein müssen), S. 23 *contentus* zufrieden (eig. zusammengehalten, beschränkt, sich schränkend [besser wohl: sich einschränkend!]). Durch fetten Druck wird bei lateinischen Worten der Stamm bzw. die Endung hervorgehoben (Verfasser schwankt zuweilen, wie S. 25, wo bei *turpitudo* die ersten fünf Buchstaben fett gedruckt sind [der eigentliche Adjektivstamm], bei *turpis* dagegen nur *turp*), durch Kursivdruck die Vorsilben, z. B. *ob*oedire, oft auch Nachsilben, z. B. Sicil*ia*, manchmal auch die Wurzelkonsonanten, wie in *host*is = *Gast*; hierbei geht Verfasser aller-

dings nicht gleichmäßig vor, so ist bei pacis nur das *p* so gedruckt, nicht auch das *c*, das doch, wenn man schon mit St. „fügen" heranzieht, dem *g* entspricht. Bei den deutschen Worten dient der Fettdruck zur Kennzeichnung der wichtigen Vorsilben, des Stammes oder der Wurzelkonsonanten. Zahlreiche Rückverweisungen auf frühere Lektionen, in denen das betreffende Wort oder ein verwandtes vorkommen, sind gegeben; die Bedeutung brauchte wohl in späteren Lektionen nicht mehr angegeben zu werden.

In Anhang I gibt Verfasser ein alphabetisches Verzeichnis der zwei und mehr Glieder zählenden Wortfamilien, eine sehr nützliche Zusammenstellung von 216 Nummern. Da sind unter Nr. 19 *caducus*, *casus*, *occasio* zusammengeordnet, unter Nr. 21 *capio, captivus, occupare, recuperare, praeceptor, praeceptum, princeps*, unter Nr. 82 *homo, nemo, humanus* usw. *Liberi* = „die Kinder" wird jetzt nicht mehr als „die Freien", sondern (vgl. Walde, Lat. etym. Wörterb., 2. A.) als „die Heranwachsenden" gedeutet, wenn auch der Zusammenhang mit liber aufrechterhalten wird. — In Anhang II gibt St. „einige Regeln zur Vergleichung von lat. Wörtern, die untereinander verwandt sind", also eine knappe Lautlehre, die Ablaut, Vokalschwächung (der Ausdruck wird vermieden), Monophthongierung, Kontraktion unter der Überschrift A. Vokale umfaßt, wobei ich die Erwähnung des z. B. S. 27 bei scelestus ~ sceleris vorliegenden Rhotazismus vermisse, und unter „Konsonanten" Assimilation, Ersatzdehnung (sehr kurz angedeutet) und Konsonantenentwickelung z. B. bei *exemplum* bespricht. Abschnitt III: „Zusammenstellung der wichtigsten Ableitungssilben" halte ich für überflüssig, zumal Ähnliches unter IV: „Einige Ähnlichkeitsreihen" wiederkehrt. Hier stellt Verfasser z. B. Verba auf *-ere* und Substantiva auf *-ium* zusammen und stellt dem Schüler z. B. die Aufgabe, aus der Proportionsgleichung *studere* : *studium* = ? : *gaudium* das Verbum *gaudere* herauszuschälen. Unter V finden sich „einige Regeln zur Vergleichung des Anlauts urverwandter lateinischer und deutscher Wörter", wo der Schüler z. B. *hortus*: Garten und *hostis*: Gast vergleichen und daraus die Regel ableiten soll: „lat. g im Anlaut entspricht nhd. k". Die Vergleichung von *flamma* und Blitz möchte ich als zu weitgehend gestrichen sehen. Zuletzt gibt St. eine Zusammenstellung der verglichenen urverwandten deutschen Wörter, der Lehn- und Fremdwörter mit den entsprechenden lateinischen Wörtern (S. 61 ff.). Die Kürze erforderte es wohl, daß z. B. hier *mercator* und Markt zueinandergestellt werden, *vinum* und Wein, Winzer, wobei der Lehrer hinzufügen muß, daß „Markt" nicht direkt von *mercator* (sondern von *mercatus*) kommt, vielmehr nur damit zusammenhängt; Winzer ist ebenso zu behandeln. „Komplet" (statt „komplett") ist wohl ein Druckfehler, März (S. 67) eher als Lehnwort (nicht Fremdwort) anzusehen.

Möge das so sorgfältig ausgearbeitete und so reiche Anregung bietende Schriftchen bald an einigen Gymnasien eingeführt werden, vor allem aber den Fachgenossen eine Quelle der Belehrung und ein Ansporn zu sprachwissenschaftlichem Betreiben der Schulgrammatik werden!

Königshütte O.-S. Paul Linde.

---

Johannes Geffken, Die griechische Tragödie. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner (Theodor Hofmann). IV u. 163 S. 8. geb. 2,60 ℳ.

Die erste Auflage dieses Buches (1904) hatte der Verf. vornehmlich für Schulen bestimmt, an denen die griechischen Tragödien in Übersetzung gelesen werden, doch fand es auch an Gymnasien Eingang und überhaupt in Kreisen derjenigen, die entweder griechische Dramen im Original gelesen haben oder im Begriffe stehen sie zu lesen. Es war ihm dabei wesentlich darum zu tun, das Wesen des antiken Theaters, wie es durch die Forschungen U. v. Wilamowitz-Möllendorffs, „des Neuschöpfers unserer Kunde von diesen Dingen", neu erschlossen ist, auch dem Ungelehrten mitzuteilen. Die vorliegende zweite Auflage, die um 50 Seiten erweitert ist und manche Umarbeitung erfahren hat, wendet sich nicht bloß an Anfänger, sondern will ein Gesamtbild alles dessen, was über die griechische Tragödie wissenschaftlich feststeht, vor Augen führen und den Genuß an der antiken Dichtung vermitteln. Aber auch hier wird nicht die Bekanntschaft mit den griechischen Originalen vorausgesetzt; in dem ganzen Buche begegnet kein griechischer Buchstabe, hie und da ein griechisches Wort in deutschem Bilde (z. B. die „Dromena" = δρώμενα).

Nach einer kurzen Auseinandersetzung darüber, was man heute unter „klassisch" zu verstehen hat, und der Warnung davor, das Klassische als etwas Starres, Festliegendes anzusehen, geht Verfasser dazu über, den Werdegang der griechischen Tragödie darzulegen und sowohl die inneren als die äußeren Ursachen des Entstehens zu erörtern und im Zusammenhange damit den Schauplatz des Theaters und alles Technische (Bühne, Apparat, Maske, auch Gang des Festes) zu besprechen. Der dem Buche angefügte Plan des Dionysostheaters zu Athen aus dem großen Werke von W. Dörpfeld und E. Reisch tut hierbei gute Dienste. Sodann wird zunächst das ältere athenische Drama (Phrynichos, Aischylos, erstes Auftreten des Sophokles) behandelt, besonders die dichterische Entwicklung des Aischylos, und hierbei ausführlich die inhaltliche und technische Analyse des „Prometheus" gegeben. In gleicher Weise werden abgehandelt die „Sieben gegen Theben" und in einem eingehenden ästhetischen Kommentar die „Orestie", die gewaltige Trilogie, bei der es, wie Verfasser mehrfach betont, sich nicht bloß um die Verarbeitung eines großen Mythus, sondern

um die Vorführung einer ethischen Idee handelt. Auch auf die zeitgemäßen politischen Gedanken, die aus den Dramen herausklingen, macht er aufmerksam, wie anderseits nicht selten die Gedanken des Dichters mit unserm modernen Empfinden und Urteilen in Beziehung gesetzt werden.

Auch von Sophokles wird zuerst sein Leben besprochen, dann die beiden bedeutendsten seiner erhaltenen Dramen, das älteste, „Aias", und „Antigone"; mit Bestimmtheit weist Verfasser darauf hin, wie bei Sophokles das Individuum herausgearbeitet wird, wie die Stimmung, die sich der Zuschauer bemächtigt, durch die handelnden Personen selbst, nicht wie bei Aischylos durch den Chor hervorgerufen wird. Auch in der „Antigone" wird die sittliche Idee stark betont: der Grundakkord ist der Widerstreit des Rechtes der Natur mit den Gesetzen des Staates.

Mit besonderem Vergnügen liest man die Abhandlungen über Euripides, der in fest umrissenen Zügen charakterisiert wird. Seine von den Alten überlieferte Weiberfeindschaft, seine Irreligiosität, seine Sophisterei wird auf das richtige Maß zurückgeführt und das Irrige dieser Auffassung dargelegt — kurz, aber klar wird S. 95 f. das wahre Wesen der Sophisten gekennzeichnet —, namentlich aber die Eigenart des Euripides darin erblickt, daß er die Interessen des Augenblickes, die Menschen seiner Zeit, insonderheit die Eigentümlichkeit des Weibes im Auge hat. „Das Zentrum der euripideischen Tragödie ist das menschliche Herz mit seinem unendlich wechselnden Schlage". Eine dem Euripides oft vorgeworfene „Dekadenz" der Tragödie ist tatsächlich nicht zu finden; seine Tragödie ist so wenig „dekadent", wie es das Zeitalter eines Sokrates ist. Mit Geschick wählt Verfasser zur näheren Beleuchtung der euripideischen Kunst und ihrer Entwicklung zwei Dramen aus, um zwei verschiedene Erscheinungsformen des Weibes zu kennzeichnen: die „Alkestis" aus der früheren Periode des Dichters und die „Medea" aus seiner reiferen Zeit, das Drama, mit dem der Weltliteratur ein neuer Frauentypus geschenkt ist. Beide Dramen finden (mit Zugrundelegung der Übersetzung v. Wilamowitz' und seiner Bemerkungen) nach dem inneren wie äußeren Aufbau, der Gedankenentwicklung wie der technischen Durchführung Beleuchtung, und die tragische Kunst des Dichters wird dabei durch Hervorheben zahlreicher Einzelzüge ins rechte Licht gestellt. „In Medea kommt, wie in der Phaidra im „Hippolytos", das Dämonische des Weibes zu furchtbarer Entwicklung". Wenn namentlich die klassische Tragödie der Franzosen euripideische Gestalten wieder neu belebt hat, so hat sie damit die unvergängliche Jugend der antiken Dichtung bezeugt.

In dem Abschnitte „Sophokles' und Euripides' fernere Tätigkeit" werden noch „die taurische Iphigenie", „Elektra", „die Trachinierinnen", „Philoktet", „Ödipus auf Kolonos", und zuletzt „die Iphigenie in Aulis" mehr oder minder eingehend besprochen

in der Weise, daß bei der Wiedergabe des Ganges der Handlung immer Raum bleibt zur Erörterung technischer, ästhetischer, historischer Fragen, zugleich aber auf die Verschiedenheit in den Reflexionen sophokleischer und euripideischer Personen hingewiesen wird. In dem Schlußkapitel: „die Wirkung der griechischen Tragödie" zeigt Verfasser, wie Herodot (nicht bloß in der ergreifenden Atys-Episode, die in mehr als einer Beziehung an Ödipus erinnert), die Komiker, die Philosophen und die Redner bei den Tragikern, namentlich bei Euripides, ihre Beispiele und ihre Sentenzen suchten, wie die antike klassische Tragödie in den Buchdramen des Seneca eine kurze Auferstehung feierte, wie diese selbst aber wieder in gewissem Sinne dem modernen Drama zum Vorbilde dienten.

„So erkennen wir", sagt der Verfasser, „den Weltgang der hellenischen Kultur, der für Wissende und Forschende gerade in unserem Zeitalter wieder immer mehr zur Wahrheit wird". Er stellt mit seinem Buche, das für jeden gebildeten Laien verständlich und fesselnd geschrieben ist, die Forderung und weiß diese zu begründen: „daß wir der antiken Tragödie nicht bloß das oberflächliche Museums-Interesse des Globe-Trotters zuwenden, sondern ein menschlich lebendiges". Wir wünschen dem gehaltvollen Buche auch in dem neuen Gewande in den Kreisen der Gebildeten die weiteste Verbreitung; auch mancher Fachmann wird es mit Genuß lesen.

Hanau. O. Wackermann.

---

Ausgewählte Reden des Lysias. Bearbeitet von Martin Fickelscherer. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. Erster Teil: Text. VIII u. 61 S. Zweiter Teil: Erklärungen. III u. 64 S. 8. je 0,80 M.

Verfasser hat in diesem Hefte fünf Reden zusammengestellt. die gegen Diogeiton (XXXII), für den Krüppel (XXIV), über den Ölbaum (VII), gegen Eratosthenes (XII) und die Rede (XXV), die er bezeichnet als Verteidigungsrede gegen die Anklage wegen Sturz der demokratischen Verfassung. Der Schüler erhält einen Einblick in das attische Vormundschaftsrecht, in das „Kirchenrecht", in die Streitigkeiten der oligarchischen und demokratischen Partei und in die soziale Fürsorge für Erwerbsunfähige oder in ihrer Erwerbstätigkeit durch Gebrechen Beeinträchtigte, er wird zum Vergleichen mit der Gegenwart angeregt. Er erkennt die Fähigkeit des Lysias für seine Klienten den ihrem Bildungsstande entsprechenden Ton in den Reden zu treffen.

Ich bezweifele, ob zu einer so ausgedehnten Lektüre die erforderliche Zeit vorhanden ist. Ferner dürfte die getroffene Auswahl wegen der Gestalt, in der einige Reden überliefert sind, nicht allseitige Zustimmung finden. Die Reden 32 und 25 sind unvollständig.

In der Aufstellung der Dispositionen für die einzelnen Reden, wie sie in den Erklärungen gegeben sind, sehe ich einen Mangel. Ich kenne keine bessere Übung für den Schüler, als die ist, den Gedankengang einer Rede selbst aufzufinden.

Die dem Textheft vorausgeschickte Darstellung des Lebens und der rednerischen Tätigkeit des Lysias ist völlig ausreichend. Die den Erklärungen beigegebenen Anhänge über das athenische Gerichtswesen und über die Leiturgieen sind recht brauchbar. Diese Verteilung der rein sachlichen Belehrungen weist darauf hin, daß der Schüler das Heft mit den Erklärungen sich gleichzeitig anschaffen soll. Wäre es nicht zweckmäßiger gewesen, die beiden Anhänge und die Einleitungen in die einzelnen Reden mit dem Abriß über das Leben des Lysias in dem Textheft zu vereinigen?

Bei der Erklärung sachlicher und grammatischer Schwierigkeiten wird auf das Wissen des Schülers sorgfältig Rücksicht genommen; doch habe ich folgende Ausstellungen zu machen. Zu XXXII 2 ist S. 4 der Erklärungen der Ausdruck *μὴ οὔσας διώκειν* nicht erklärt, sondern auf S. 2 No. 4 der Einleitung verwiesen, wo die Streitsache erzählt wird und von Diogeiton gesagt wird, er „legte Berufung ein (§ 2: *δίκας μὴ οὔσας διώκειν*)“. Hier war eine ausführliche Erklärung nötig, selbst wenn auf S. 61 hingewiesen worden wäre. Auf S. 4 ist kurz vorher die Wendung *φεύγειν δίκας* mit „angeklagt werden“ übersetzt. Wie kommt *δίκας μὴ οὔσας διώκειν* zu der Bedeutung „Berufung einlegen?“ *διώκειν δίκην* ist entstanden aus *διώκειν δίωξιν δίκης*, und bedeutet Kläger in einer Rechtssache sein. *δίωξις* in dieser Bedeutung findet sich Demosthenes XLV 50 und XLVII 70. *τὴν μὴ οὖσαν δίκην διώκειν* bedeutet: in der Rechtssache, die als Rechtssache für jemand nicht vorhanden ist, Kläger sein. Diese Wendung setzt eine Verhandlung voraus, die aber aus irgend einem Grunde nicht als zu Recht bestehend angesehen wird. Die Entscheidung einer höheren Instanz wird angerufen. Der von der niederen Instanz Angeklagte wird Kläger vor der höheren. Daher heißt er *διώκων*. Das gebräuchliche Wort war für diesen Fall *ἀντιλαγχάνειν*. *διώκειν* ist, so viel ich sehe, nur von Lysias gebraucht; ich vermute, der Redner verwendete es hier als Gegensatz zu dem unmittelbar vorangehenden *φεύγειν*. Eine ausführliche Erklärung der Redewendung *δίκας μὴ οὔσας διώκειν* war um so eher zu erwarten, da der Verfasser, wie man sich fast auf jeder Seite überzeugen kann, derartige sachliche Erklärungen gegeben hat.

XII 36, S. 23 der Erklärungen: *τῇ τῶν τεθνεώτων ἀρετῇ* = den tapferen Gefallenen zuliebe; besser dafür: mit Rücksicht auf die tapferen Gefallenen. Hier war auch eine Erklärung von *ἀρετή* nötig.

In der Disposition der Rede XXIV dürfte in II 3 der Aus-

druck: „er sei durch sein Verhalten unwürdig" in einer neuen Auflage zu bessern sein.

Hervorzuheben ist das Bestreben des Verfassers, dem Schüler das Verständnis des Inhalts durch den Druck bedeutender Wörter zu erleichtern. Rede XXIV 1: **καὶ πειράσομαι τῷ λόγῳ τοῦτον μὲν ἐπιδεῖξαι ψευδόμενον, ἐμαυτὸν δὲ βεβιωκότα μέχρι τῆσδε τῆς ἡμέρας ἐπαίνου μᾶλλον ἄξιον ἢ — φθόνου·** ebenda § 6 (S. 10): **ἐμοὶ γὰρ ὁ μὲν πατὴρ κατέλιπεν — οὐδέν,** ebenda § 14: **ἀλλὰ γὰρ οὔτε ὑμεῖς τούτῳ τὴν αὐτὴν ἔχετε γνώμην, οὔθ' οὗτος ὑμῖν — εὖ ποιῶν.**

Folgenden Druckfehler habe ich gefunden: Erklärungen S. 37 zu XII 42: vgl. zu XXIV 25 statt 26.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

---

1) Sammlung französischer und englischer Schriftsteller von Bahlsen und Hengesbach. Pages choisies des œuvres de J.-J. Rousseau ausgewählt und mit Anmerkungen für den Schulgebrauch herausgegeben von Wüllenweber. Mit einem Porträt. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 125 S. 8. geb. 1,60 *M*.

Es ist ein recht verdienstliches Werk, das wir hier in diesen Auszügen aus *Rousseaus ‚Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes', ‚Du contrat social, ou principes du droit politique', ‚Emile', ‚La Nouvelle Héloïse'* und *‚Confessions'* vor uns haben. Namentlich die Vorführung von Abschnitten aus den beiden erstgenannten Schriften gibt den Schülern einmal die Möglichkeit, jene Ideen, von denen er in der Geschichte der großen Revolution soviel sprechen hört, an der Quelle zu studieren, und sie verschafft ihm zweitens die Gelegenheit, sich durch inhaltlich und formell so bestechende Darlegungen philosophischer Probleme in die philosophische Denkweise überhaupt hineinzugewöhnen. Und wenn bei dieser Lektüre dem Lehrer auch die Aufgabe erwächst, da und dort den Schüler vor einer allzugroßen Gläubigkeit gegenüber den blendenden Theorien des französischen Aufklärers zu warnen und seine Urteile durch die vorurteilsloseren und besonneneren Ausführungen gleichzeitiger und späterer englischer und deutscher Denker zu mildern, so wird doch unbestreitbar grade durch die leidenschaftliche Darstellung des Franzosen der Sinn für derartige Fragen in erfolgreichster Weise geweckt werden.

Grade wegen dieses großen dem *‚Discours'* und noch mehr dem *‚Contrat social'* innewohnenden Wertes hätte ich den beiden Werken gern noch einen größeren Raum des Gesamtbändchens eingeräumt gesehen, und wenn schon *‚La Nouvelle Héloïse'* mit acht und die *‚Confessions'* mit sechzehn Seiten abgefunden werden, so hätten *‚Emile'* nicht vierzig Seiten zugewiesen werden dürfen, wo von dem weitaus bedeutendsten Werke Rousseaus nur dreißig Seiten geboten worden sind. Ich müßte mich sehr täuschen

wenn nicht die Anweisung zur richtigen Erziehung der Jugend unsre Jugend, zumal die männliche, herzlich wenig erwärmt. Bei der weiblichen mag die Sache etwas anders liegen, indes hätte sich auch für diesen Teil unsrer Schuljugend eine andre Auswahl jenes pädagogischen Romans empfohlen. Namentlich aber hätte m. E. der Abschnitt über die Fabeln Lafontaines wegbleiben können, da doch wohl allgemein die Ansicht herrscht, daß die Lektüre dieser Literaturgattung in ihren besten Erzeugnissen grade unsren Oberklassen vorbehalten werden sollte.

Der Umstand, daß der *‚Nouvelle Héloïse‘* in diesem Choix ein wenn auch geringer Raum gegeben worden ist, setzt uns in den Stand, den die ganze romantische Schule des auf Rousseau folgenden Jahrhunderts beeinflussenden Originalroman in Denk- und Darstellungsweise zu studieren. So dürftig die Spende ist, wird sie doch dem kundigen Führer dafür genügen, daß er an der Hand prägnanter Proben aus der Zeit der Romantik dem jugendlichen Leser die Bedeutung Rousseaus auch für jene Literaturperiode dartue. Von diesem Gesichtspunkte aus hätte vollends die Hälfte des von dem Herausgeber gebotenen Stoffes aus den *‚Confessions‘* genügt.

Indes muß ja eine solche Auswahl nicht notwendig ganz gelesen werden, und alles in allem enthält sie soviel des Wertvollen, daß jedweder wohl seine Rechnung dabei finden wird.

Einleitung, Lebensbeschreibung und ganz besonders die Anmerkungen zeugen von der großen Hingabe des Herausgebers an sein Werk. Wertvoll namentlich sind auch die ausführlichen Einführungen, die jede Schrift für sich in dem Anmerkungsheftchen erhalten hat.

2) Sammlung französischer und englischer Schriftsteller von Bahlsen und Hengesbach. Siècle de Louis XIV par Voltaire (im Auszuge), erklärt von Gade. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. XXXI u. 251 S. 8. geb. 2,40 *M*.

Wer die alte Pfundhellersche Ausgabe dieses Werkes kennen gelernt hat, weiß, daß er sie heutzutage schon wegen eines rein äußerlichen Umstandes nicht in unsren Schulen verwenden dürfte, nämlich wegen der überall unter dem Text gedruckten Anmerkungen. Sah sich aber der Verlag zur Veröffentlichung einer in dieser Rücksicht modernisierten Ausgabe veranlaßt, dann hätte er auch schon einen Schritt weiter gehen dürfen und nicht so ängstlich auf die Wiedergabe eines so ungeheuren Materials bedacht sein sollen, wie wir es in Voltaires *‚Siècle de Louis XIV‘* verarbeitet finden. Die Vorzüge dieses Geschichtswerkes mögen noch so groß sein, sie können es doch nicht rechtfertigen, daß man von der karg bemessenen, an unsren höheren Schulen der französischen Lektüre gewidmeten Zeit einen erheblichen Abschnitt auf eine so eingehende Kenntnisnahme der geringfügigsten kriegerischen Vorgänge im Nachbarlande, auch der die Geschicke

unsres Vaterlandes gar nicht berührenden, verwendet. Denn die Hoffnung des Verf.s, „die Lektüre des Bändchens teils statarisch, teils kursorisch in einem Semester zu Ende zu führen", vermag ich nicht zu teilen, und zudem fürchte ich, daß, bevor der Schüler an die interessanteren und für uns weit wichtigeren Abschnitte über den allgemeinen Kulturzustand Frankreichs kommt, die Teilnahme an dem Inhalt längst lahmgelegt ist. *Chapitre* XX: *Gouvernement intérieur*, *Justice*, *Commerce; Chapitre* XXI: *Finances et règlements*; *Chapitre* XXII: *Des beaux-arts* und *Chapitre XXIII: Du calvinisme au temps de Louis XIV* scheinen mir neben der *Introduction* für unsere jugendlichen deutschen Leser am angemessensten zu sein, und es wäre eine schöne Aufgabe für den neuen Herausgeber gewesen, aus dem übrigen Werke, ohne doch dem Ganzen einen allzu fragmentarischen Charakter zu geben, in weit größerer Beschränkung und noch sorgsamerer Sichtung jene Partien zusammenzustellen, die dem trefflichen Werke in vorderster Linie das Urteil Brunetières eintrugen: „Pour le siècle de Louis XIV je ne sais s'il ne demeure pas dans notre langue, après cent ans passés, le précis le plus clair, le tableau le plus vivant de ce grand règne, s'il ne contient pas le jugement le plus juste, le plus français qu'on en ait porté".

Die Begrenzung, die man an dem Abdruck des Textes vermißt, findet man im schönsten Maße bei der auf achtzehn Seiten gegebenen Biographie des Autors. Höchst willkommen sind die beiden Einleitungen: „Geschichte, Komposition und historischer Wert des *Siècle de Louis XIV*" und „Stilistische und grammatische Bemerkungen". Durchaus gediegen sind die Anmerkungen (S. 207 bis S. 248), in denen durch Ausschluß alles Nebensächlichen der Herausgeber den Rest um so gründlicher und eingehender behandeln konnte. Die Fülle der benutzten Literatur (S. 205 und S. 206) zeugt von dem Fleiß, den Gade an seine Aufgabe gewandt hat.

Zur Benutzung in romanischen und in historischen Universitäts-Seminarien dürfte man diese Ausgabe ohne jede Einschränkung aufs höchste empfehlen können.

3) Roßmann-Schmidt, Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung Erster Teil. Ausgabe B. Bielefeld und Leipzig 1909, Velhagen & Klasing. XII u. 403 S. 8 3,50 *M*.

Zuversichtlich kann man der neuen B-Ausgabe des Roßmann-Schmidtschen Lehrbuchs der französischen Sprache den gleichen, ja vielleicht noch einen größeren Erfolg voraussagen, als er der vor achtzehn Jahren erschienenen und seither immer wieder neu aufgelegten A-Ausgabe zuteil geworden ist. Roßmann-Schmidt ist nicht ein Reformbuch wie viele andre, es ist das Lehrbuch der Reform. Man hat von dem alten, Generationen hindurch

herrschenden Ploetz gesagt, der Lehrer brauche der Klasse nur immer eine Lektion voraus zu sein, um nach jenem Lehrbuche unterrichten zu können; bei Roßmann-Schmidt hat er nicht einmal das nötig; der Stoff liegt überall so vor, wie er ihn braucht; er hat ihn nur mit den Schülern zu lesen und für sie das jedesmalige Pensum abzugrenzen. Darin eben liegt das unsterbliche Verdienst der beiden Verfasser, daß sie für eine natürlichere Methode der Spracherlernung, als sie bis dahin geübt worden war, den Weg gangbar gemacht haben, so gangbar, daß ihn jedweder mit Aussicht auf die Erreichung des Zieles beschreiten konnte. Alle, die es ernst meinten mit der Reformmethode, klagten, gleichviel welches Lehrbuch sie benutzten oder auch bloß ihrem Unterrichte zugrunde legten, über seine Schwierigkeiten und Mängel; wer das Lehrbuch von Roßmann-Schmidt im Gebrauch hatte, der fand nichts zu klagen. Er hatte dem Buche Seite für Seite, Zeile für Zeile, Wort für Wort zu folgen, und ein Fehlgehen war ausgeschlossen, so sorgsam ist der Lehrstoff gewählt, so vorsichtig ist er verteilt, so gründlich und ergiebig ist er verarbeitet. Und dabei fehlt es nicht an Abwechslung: *Exercice oral* und *Exercice écrit, Grammaire* und *Lexicologie, Questions* und *Enigmes, Historiette* und *Dialogue, Poésie* und *Proverbe* lösen einander ab, und bewundernswert ist die Erfindungsgabe der Verfasser, mit der sie immer neue Übungen zusammenstellen, um den gegebenen Stoff flüssig zu machen; und alles das ist leicht faßlich, gegenständlich, anschaulich, mitunter, wie beispielsweise das zur Einübung des Personalpronomens gegebene Material auf S. 148 bis S. 153 gradezu unübertrefflich. Die Anschauung spielt ja überhaupt eine große Rolle, da sie bei der hier durchgeführten Spracherlernungsmethode die Anwendung der Muttersprache entbehrlich machen soll.

Leider ist dabei ganz gewiß nicht immer das richtige Maß eingehalten worden; so wenn neben den durchaus berechtigten Münzabbildungen eine Birne sich dargestellt findet, nicht aber die Schule oder die Tasche oder der Krämer, um die es sich in dem gleichen Gedichte handelt, oder wenn auf einer andren Seite zwar Apfel, Pflaume und Nuß abgebildet sind, nicht aber die Kirsche oder das Butterbrot oder die Schwalbe, von denen gleichfalls die Rede ist. Alles in allem aber gibt es hier eher ein Zuviel als ein Zuwenig. Und wie in diesem Punkte, so ist auch in bezug auf den dargebotenen Stoff die jugendliche Aufnahme- und Denkfähigkeit nicht hoch genug eingeschätzt. Sind es doch in vorderster Linie die Kinder höherer Schulen, für die das Buch geschrieben ist, Kinder im 4. oder 5. Jahre ihrer Ausbildungszeit, die oft schon einen recht gehaltvollen Unterricht genossen haben. Wie kann man solchen Schülern mit Verschen kommen wie dem S. 11, das da beginnt:

*Quand j'étais petit*
*Je n'étais pas grand,*

oder mit dem sogenannten Gedichten *La petite mouche* (S. 22):

*La bonne apporte la lampe.*
*Une petite mouche tourne autour.*
*La flamme attire la mouche.*
*La mouche est morte.*
*Pauvre petite mouche!* Kräuter.

oder mit *Le meunier qui dort* (S. 37):

*Meunier, tu dors,*
*Ton moulin va trop vite;*
*Meunier, tu dors,*
*Ton moulin va trop fort.*
*Ton moulin va trop vite,*
*Ton moulin va trop fort.*

Und derartige Geschmacklosigkeiten damit zu entschuldigen, daß sie, weil in fremder Sprache gegeben, hierdurch allein schon ihren Wert erhalten, geht in einem Idiom doch wohl nicht recht an, in dem eine große Fülle gediegenen Materials zu Gebote steht. Wenn man auf der einen Seite den Lernenden fähig macht zur Handhabung der fremden Sprache und ihm auf der andern Seite die Lust, das in ihr Gebotene aufzunehmen, die in ihr niedergelegten Schätze zu heben, verleidet, dann kann man nur bedauern, daß der gewiß sehr schätzenswerte Gewinn so teuer erkauft ist. Man muß sich also der Hoffnung hingeben, daß der dieses Buch benutzende Lehrer durch zeitige Heranziehung des von S. 192 bis S. 225 und da und dort schon vorher gespendeten Lektürestoffes einer aufkommenden Ermüdung oder Teilnahmlosigkeit vorbeugt.

Demnach ist das Roßmann-Schmidtsche Buch für alle diejenigen Lehrer, die das Französische ihren Schülern nicht lediglich als internationales Verständigungsmittel mitgeben wollen, denn doch etwas anders zu benutzen als dies in der ganzen Anlage beabsichtigt erscheint. Die Art, wie sich dieses Unterrichtsmittel auf den ersten Blick gibt, hat sicherlich Tausende, die der französischen Sprache überhaupt nicht mächtig waren, veranlaßt, sie Hunderttausende in der sogenannten modernen Weise zu lehren. Es erschien so als ein Hilfsbuch für Lehrer des Französischen, die selber kein Französisch konnten, und hat dadurch vielfach Unheil angerichtet.

Wünschen wir dem gediegenen Werke in seiner neuen Gestalt durchweg verständige Benutzer!

Frankfurt a. M. Max Banner.

---

1) Alfred Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Fünfter und sechster Band: Geschichte Europas von 1830 bis 1848. II und III. Stuttgart und Berlin 1911, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger XIV u. 455, XVII u. 638 S. Lex.-8. 8 und 12 *M.*

Die vorige, vierte eingehende Besprechung des großangelegten

Sternschen Werkes in dieser Zeitschrift (1905 S. 681 ff.; vgl. 1902 S. 667 ff., 1898 S. 406 ff. und 1896 S. 643 ff.) schloß mit dem Hinweise auf den dringenden Wunsch, daß den an höheren Lehranstalten Wirkenden „das unbedingt nötige Fortschreiten mit der Wissenschaft nicht durch große Weitschweifigkeit erschwert wird"; die beiden neuen, wiederum recht stattlichen Bände der Geschichte Europas glaube ich daher in möglichster Kürze anzeigen zu sollen.

Ein Blick auf die zeitgenössische Literatur (bis S. 49) eröffnet den fünften Band; daran schließt sich die Schilderung der Zustände in Österreich (bis S. 81), das nur äußerlich seine Machtstellung im Deutschen Bunde wahrte; dagegen stieg Preußens Einfluß vor allem in dem wirtschaftlichen Leben Deutschlands. Damit befaßt sich der dritte Abschnitt (bis S. 132); außer dem deutschen Zollverein werden die Reaktion und der Verfassungsbruch in Hannover näher geschildert. Der vierte (bis S. 175) behandelt den Neukatholizismus und die klerikale Politik, während der fünfte (bis S. 205) Sozialismus und Kommunismus zum Gegenstande hat — alles dies internationale Erscheinungen; doch fand der Sozialismus damals fast allein in England und Frankreich zuerst solche Vertreter, die ausnahmsweise den kühnen Versuch der Verwirklichung ihrer Lehre wagten. Die Entwicklung dieser beiden Länder stellt der Verfasser in den beiden folgenden Abschnitten dar (bis S. 292) und verbreitet sich eingehend über den Niedergang der Whigs, das Aufkommen und die allmähliche Abschwächung des Chartismus sowie die Annäherung der Regierung Louis Philipps an die Ostmächte. In Frankreich stand man, ohne daß die Machthaber es ahnten, am Vorabend neuer gewaltiger Umwälzungen, während in England die Erschütterung gefahrlos, wenn auch nicht spurlos, am festen Bau von Staat und Gesellschaft vorüberging.

Dann wendet sich die Darstellung der Pyrenäischen Halbinsel zu (bis S. 353), die gleichsam das größte Versuchsfeld bildete, auf dem die Kräfte der drei Ost- und der beiden Westmächte sich messen konnten, solange durch ihren Gegensatz die europäische Politik vorwiegend bestimmt wurde. Im neunten Abschnitt (bis S. 377) tritt uns die orientalische Frage wiederum entgegen; dieser Ausdruck faßt eine große Masse verwickelter geschichtlicher Probleme zusammen und hat daher in verschiedenen Zeiten durchaus nicht die gleiche Bedeutung. „Ihr Schauplatz wechselt und erweitert sich allmählich zu einer ungeheuren Bühne, welche die ganze Welt des Islams in drei Erdteilen umfaßt". Für das dem Krimkriege vorausgehende Jahrhundert ist vom Gesichtspunkt der praktischen Staatskunst aus die Frage so einzuschränken: wie sind die Störungen abzuwenden, die dem europäischen Gleichgewicht durch die Schwäche der Pforte und die Macht Rußlands drohen? Stern schildert eingehend das Verhältnis dieses Staates

sowohl zur Türkei als auch zu England und schließt den Band mit der Darstellung des türkisch-ägyptischen Streithandels. Durch seine Schlichtung ward dem europäischen Staatensystem keine feste Grundlage gegeben. „Zwar der seit lange schon verblaßte Gegensatz jener beiden Gruppen der West- und Ostmächte war bis auf weiteres völlig beseitigt. Aber an ihre Stelle war keine neue Verbindung getreten, die eine innere Berechtigung gehabt und dazu auch nur auf kurze Zeit Dauer versprochen hätte. Die deutschen Großmächte wurden, trotz scheinbar vollkommener Eintracht, mit dem Erstarken des deutschen Einheitsgedankens wider den Willen ihrer Leiter allmählich immer sichtlicher verschiedenen Bahnen zugedrängt. So trat Europa mit schwankendem Verhältnis der Großmächte zueinander in einen Abschnitt seiner Geschichte ein, der dank dem unaufhaltsamen Wachstum nationaler, politischer und sozialer Begehren [Bestrebungen] zur Vorbereitung neuer gewaltiger Erschütterungen diente".

Der sechste Band hebt mit den Anfängen der Verkehrsumwandlung an, deren Bedeutung nach allen Richtungen hin hervorgehoben wird (bis S. 22). Der zweite Abschnitt (bis S. 72) erörtert die Verhältnisse in England, namentlich den Durchbruch des Freihandels, der dritte (bis S. 116) die auf der Pyrenäischen Halbinsel mit besonderer Rücksicht auf die spanischen Heiraten. Dann behandelt der Verfasser im vierten Abschnitt (bis S. 190) Deutschland und schildert eingehend die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. von Preußen unter Berücksichtigung der kirchlichen und der literarischen Verhältnisse. Nachdem im fünften Abschnitt (bis S. 235) die skandinavischen Reiche betrachtet worden sind, wendet sich Stern im sechsten (bis S. 303) wieder Deutschland zu. Er gliedert den Stoff in die drei Unterabteilungen: Wirtschaftliche Zustände, der Vereinigte Landtag in Preußen, Deutsche Einzelstaaten und Niedergang des Bundes, und kommt am Schluß auf die Entstehung und die Bedeutung des kommunistischen Manifests zu sprechen. Der siebente Abschnitt (bis S. 343) wird eröffnet mit einer kurzen Charakteristik des Zaren Nikolaus, „der sich immer starrer gegen Ratschläge anderer verschloß", und befaßt sich mit Rußland und den Balkanländern, der achte (bis S. 399) mit Österreich, dessen Leiter Metternich nach Ansicht seiner ihn vergötternden Gemahlin „die Rolle des Jeremias spielte" und ein „wahres Märtyrerleben" führte, der neunte (bis S. 464) mit Italien, das eben dieser beklagenswerte Metternich nur für einen „geographischen Begriff" hielt. Der Schweizer Sonderbund und seine Besiegung ist der zehnte Abschnitt (bis S. 525) betitelt, den der Verfasser mit einem Hinweis auf die bei aller Verschiedenheit der staatlichen Verhältnisse Italiens und der Schweiz doch gleichartige, hier wie dort der Lösung harrende Aufgabe ein-

leitet und an dessen Schluß er die europäische Bedeutung des Sonderbundkrieges auch durch Anführung von Dichterworten hervorhebt. Die Lawine kam ins Rollen und ergriff zuerst Frankreich, wie der elfte und letzte Abschnitt (bis S. 591) eingehend darlegt; über das Ende des Julikönigtums bleibt auch heute noch „manches Einzelne rätselhaft", doch eines stand den Mitlebenden sofort in voller Klarheit vor Augen: „Der Zusammenbruch des Königsthrones an der Seine mußte wieder das Signal zu einer längst vorbereiteten Erhebung an anderen Stellen des Weltteiles werden. Der 24. Februar 1848 machte Epoche nicht nur für Frankreich, sondern für Europa".

In der vorigen Besprechung wies ich darauf hin, daß Stern fast nur die staatliche Entwicklung berücksichtigt, während er die allgemeinen Kulturverhältnisse oft recht dürftig behandelt. Für die beiden Bände, die zuletzt erschienen sind, trifft dieses Urteil nicht ganz zu, wie sich zum Teil schon aus der vorstehenden kurzen Übersicht ergibt; die kirchlichen Wandlungen, besonders die klerikale Entwicklung, die literarischen Strömungen und das wirtschaftliche Leben kommen diesmal mehr zu ihrem Recht. Wiederum verdient uneingeschränkte Anerkennung die Zuverlässigkeit und Sorgfalt, mit der unser Verfasser den gewaltigen Stoff meistert, sein abgeklärtes Urteil (ich wüßte z. B. an keiner Charakteristik etwas Wesentliches auszusetzen) und die ruhige, in der Regel sehr ansprechende und gewandte Darstellungsweise. Aber wiederum belastet Stern auf Grund seiner ausgedehnten eindringenden archivalischen Forschungen und seiner umfassenden gediegenen Literaturkenntnis die Darstellung zu sehr durch Beiträge zu einzelnen, schließlich ganz belanglosen Verhandlungen und durch Berichtigung oder Ergänzung früherer Bearbeiter, namentlich Treitschkes und Hillebrands; vgl. besonders V 307, 390, 408, 431; VI 122, 140f., 164, 295. Weshalb denn so sehr viele Einzelheiten? Ich will mich nicht weiter in sie verlieren und nur dem Wunsche Ausdruck geben, daß statt ihrer lieber die Beziehungen, die zwischen der Kulturgemeinschaft der europäischen Staaten obwalten, klar und anschaulich hervorgehoben und die internationalen Verwicklungen scharf und bestimmt zusammengefaßt werden.

In den beiden Anhängen sind 23 diplomatische Aktenstücke neu veröffentlicht, aus denen wenigstens eine Stelle angeführt sei. Metternich schreibt am 29. Juli 1846 an den Erzherzog Ludwig: nach einer zweistündigen Unterredung mit Canitz und einer wohl dreistündigen mit Friedrich Wilhelm IV. „spricht sich mein Gefühl dahin aus, als hätte ich mit Männern zu tun gehabt, die sich selbst in einem Labyrinth nicht mehr auswissen. Er [der König] hat mehr als einmal die Frage an mich gestellt: was ist in der Sache zu tun? Die Leute dichten Mir Projekte an, welche fern von Mir stehen; so glauben sie, ich wolle eine Verfassung

geben, und dieses fällt Mir nicht ein . . . Der Humor des Königs war ein sehr freundlicher unter dem Gefühle einer drückenden, auf ihm ruhenden Last".

Den Beschluß macht ein — nach manchen Stichproben zu schließen — sorgfältiges, durch zweifachen Zahlendruck sehr übersichtliches Personenregister zu den letzten drei Bänden. Druck und Ausstattung sind wiederum musterhaft.

Möge der verehrte Verfasser seine Darstellung rasch der großen Zeit naheführen, in der die Geschichte Europas vor allem durch einen deutschen Staatsmann, durch Bismarck, eine tiefgreifende Wandlung zum Heile Deutschlands erfuhr.

2) K. Th. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. Zweiter Band. Stuttgart und Berlin 1911, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. X u. 672 S. gr. 8. 8 *M.*

Das dritte Buch (bis S. 186) umfaßt die Zeit vom Feldzug in der Champagne bis zum Abschluß des Baseler Friedens, das vierte (bis S. 288) die Jahre vom Abschluß dieses Friedens bis zum Frieden von Campo Formio, das fünfte (bis S. 448) behandelt die Zeit vom Rastatter Kongreß bis zum Reichsdeputationshauptschluß, das sechste und letzte schildert die Jahre vom Wiederausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich bis zur Auflösung des Deutschen Reichs. Wie im ersten Bande, sind alle Bücher in Abschnitte gegliedert, das dritte und fünfte in vier, das vierte in drei, das letzte in fünf. Die Eigenart des Werkes habe ich bei der ausführlichen Anzeige des ersten Bandes in dieser Zeitschrift (1900 S. 225 ff.) näher gekennzeichnet. Auch der zweite, aus äußeren Gründen erst nach zwölf Jahren vollendete Band, dessen erste Lieferungen aber schon vor geraumer Zeit erschienen sind, zeigt den Verfasser als emsigen Geschichtsforscher von umfassenden Kenntnissen und gewandter Feder, der seinen selbständigen gut nationalen Standpunkt *sine ira*, aber *cum studio* vertritt. Heigel beschränkt sich im allgemeinen auf die politisch-militärischen Verhältnisse und auf die Reichsgeschichte. Über manche Ereignisse konnte er durch Forschungen in den wichtigsten deutschen Archiven selbst nach den vor etwa einem halben Jahrhundert erschienenen berühmten Darstellungen Häussers und Sybels neue Aufklärungen geben; mehr als diese beiden Historiker benutzt unser Verfasser Zeitungen und Flugschriften und geht oft auf die Wandlungen der öffentlichen Meinung näher ein.

In dem Zeitraume, den der zweite Band umfaßt, zeigt sich einerseits traurige Erniedrigung eines verlotterten staatlichen, anderseits glänzende Höhe eines reichen geistigen Lebens. Um diesen grade für die deutsche Geschichte denkwürdigen Gegensatz hervortreten zu lassen, schildert der Verfasser im dritten Abschnitte (S. 258—288) des vierten Buches Deutsches Land und deut-

sches **Volk um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts**; auf diesen Abschnitt sei etwas näher eingegangen, damit der Beweis erbracht wird, daß Heigels Werk nicht etwa der jetzt von vielen hoch (oft zu hoch) geschätzten kulturgeschichtlichen Richtung ganz fern steht, und damit die Rezensentenpflicht auch durch Anführung einiger Einzelheiten erfüllt wird.

Wegen der vielherrlichen Verfassung des Deutschen Reiches bedarf es noch mühevoller Einzelforschung — so urteilt der Verfasser —, um mit den inneren Zuständen unseres Vaterlandes ebenso vertraut zu werden, wie mit dem Wachsen und Werden Englands und Hollands. Mit diesen Ländern verglichen, war Deutschland zweifelsohne rückständig. Jedenfalls herrschte damals in den untersten Klassen mehr Elend und Not als heute; ob es im südlichen oder im nördlichen Deutschland besser stand, ist kaum festzustellen. Uns berührt es peinlich, daß die von Großmächten an deutsche Fürsten gezahlten Subsidiengelder den Nationalökonomen als regelrechte Einnahmen gelten, noch peinlicher, daß deutsche Fürsten ohne Scheu und Scham Menschenhandel trieben. Das Gleichgewicht zwischen Ackerbau und Gewerbe war noch ziemlich erhalten. Die deutsche Landwirtschaft wurde auch exportfähig; rohen Tabak führten viele Provinzen aus, allerdings nur, um ihn, mit virginischen Blättern gemischt, dem Holländer noch einmal so teuer wieder abzukaufen. Die Forstwirtschaft stand noch auf niedriger Stufe, und der Verkauf von Millionen herrlicher Bäume kam nicht einem deutschen, sondern nur dem holländischen und englischen Schiffsbau zu gute. Mit der französischen Revolution hob „die Zeit des aufgehenden freien Wettbewerbs“ (Lamprecht) an; doch fehlten in Deutschland die Mittel zu bedeutenden Unternehmungen, die Großkaufleute waren hier nur Zwischenhändler.

Im Gegensatz zu den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen gewährt die Betrachtung des geistigen Lebens endlich einen fast ungetrübten freudigen und großen Eindruck, sowohl in seiner allgemeinen Richtung wie durch die Leistungen der einzelnen. Eine „unschätzbare Errungenschaft“ des achtzehnten Jahrhunderts ist der Aufschwung des Volksschulwesens. „Es gibt ja noch immer Egoisten, welche Bildung für das 'Volk' schädlich erachten. Sie haben ebenso unrecht wie der verknöcherte Gelehrte, der die Gymnastik des Leibes verachtet“. Unzählige Zeugnisse besitzen wir für die erstaunliche Wandlung des Zeitgeistes. Eine **literarisch-ästhetisch-philosophische Kultur** hob an; der Deutsche galt für das Ausland als der harmlose Bücherwurm, der gute Tropf, der immer Dienste erweist und niemals Dienste verlangt. Göttingen wurde eine Stätte des Neuhumanismus und überflügelte Halle. In der Geschichtschreibung gab sich in Methode wie in Darstellung ein erheblicher Fortschritt kund; auf Möser weist der Verfasser besonders hin und hebt auch hervor, daß

Göttingen den ersten und einzigen Lehrstuhl für Erdkunde besaß. Über die politische Bedeutung des von Weimar ausgehenden literarischen Aufschwungs führt Heigel[1]) das Urteil Kaiser Wilhelms II. an: „Weimar hat einen großen Anteil an der Entwicklung des Reichs und an seiner jetzigen Gestaltung; denn in der furchtbaren Periode, als unser Vaterland darniederlag, haben die Geistesgrößen, die von Weimar ausgingen, uns gerettet, indem sie den Geist in unser Volk hineintrugen, der das neue Vaterland vorbereitete".

Die jüngst von den Geschichtsforschern leidenschaftlich erörterte Frage über Napoleons Eroberungssucht wird natürlich auch in dieser deutschen Geschichte berührt. Ihr Verfasser meint (S. 452), es sei ebenso unrichtig wie geschmacklos, von einer 'Eroberungsbestie' zu sprechen, er nennt Napoleon aber mit Bailleu einen großen Eroberer und weist auf die Beobachtung unbefangener Zeitgenossen hin, daß sein unruhiger Eroberungsdrang nicht zum wenigsten der Notwendigkeit entsprang, „seine Herrschaft in dem noch immer vom Parteigeist durchwühlten Frankreich zu befestigen"; wahrhafte Friedenspolitik war gar nicht möglich auf der Bahn eines Mannes, „der nie zurückkann, immer vorwärts, jede Gewalttat mit einer neuen gutmachen muß". Ich halte solche Auffassung für wohlbegründet. War der Plan einer französischen Landung in England ernstgemeint? Auch über diese Frage sind kürzlich eingehende Untersuchungen angestellt worden; endgiltig gelöst ist sie nach Heigel noch nicht, er sieht aber für ausgemacht an, daß die Überfahrt eine Zeitlang wirklich geplant war und erst aufgegeben wurde, als einerseits die augenblickliche Unausführbarkeit zu Tage trat, anderseits der Zusammenstoß mit Österreich unvermeidlich geworden war. „In der Weltgeschichte ist das Unerwartete die Regel" — mit diesem Satze beginnt die Darstellung; er bedarf aber der Einschränkung. Nur für die Zeitgenossen und nur beim äußeren Anlaß ist das Unerwartete die Regel, während der Nachwelt die längst bestehenden und wirkenden inneren Gründe mehr oder weniger klar werden. Wie sagt doch Voltaire? „Alles Wunderbare verschwindet, sobald man es nur näher untersucht".

Der Druck ist auch bei diesem Bande sorgfältig; nur zwei Stellen sind mir aufgefallen: S. 264 Z. 18 v. o. fehlt ein Wort und S. 279 Z. 3 v. u. ist „fast" unverständlich, es soll wohl „sehr" heißen. Im Gegensatz zu den meisten Mitarbeitern der Bibliothek Deutscher Geschichte hält unser Verfasser an der „heute als altfränkisch geltenden" Zitiermethode fest. Sicherlich werden ihm

[1]) Die in einer Anmerkung S. 284 mitgeteilte wunderliche Statistik des kenntnisreichen und gebildeten Historikers Posselt 1792 kann schlagend beweisen, wie wenig die Wertschätzung der Nachwelt mit dem Urteil der Zeitgenossen übereinstimmt; in seiner Zahlenfolge erhält Gleim an „Witz" 18, Lessing 19, Goethe aber 16, an „Gedächtnis" Wieland und Lessing 19, Schiller aber 14.

dafür diejenigen Dank wissen, die sich über Quellen und Literatur näher unterrichten wollen; wenn er aber die Benutzung seines Werkes als eines „Nachschlagebuches" wünscht, so hätte er auf Hinzufügung eines Registers Bedacht nehmen müssen.

Görlitz. E. Stutzer.

---

1) Georg Dreist, Territorialer Aufbau des Brandenburgisch-Preußischen Staates. Breslau 1910, F. Hirt. 51 S. 8. 0,80 ℳ.
2) Georg Dreist, Das Wichtigste aus den römischen Altertümern und aus der römischen Literaturgeschichte. Breslau 1910, F. Hirt. 71 S. 8. 1 ℳ.

Herr Dr. G. Dreist ist seit langen Jahren Professor an der Haupt-Kadetten-Anstalt und Mitglied der Ober-Militär-Prüfungs-Kommission für die Prüfung im Lateinischen. Aus diesen beiden Beschäftigungen sind die mir zur Besprechung vorliegenden Heftchen erwachsen und wollen aus diesem Gesichtspunkte beurteilt sein.

Das erste gibt eine Ergänzung zu den Lehrbüchern der preußischen Geschichte. Es enthält: 1. die Vorgeschichte Brandenburgs bis zum Jahre 1411; 2. die territoriale Entwicklung des Brandenburgisch-Preußischen Staates nach chronologischer Aufzählung der Erwerbungen; 3. den allmählichen Aufbau der preußischen Provinzen. Seine Bestimmung gibt Herr D. mit folgenden Worten an: „Es möchte die lernende Jugend darauf hinweisen, wie schwer es oft gewesen sei, den Brandenburgischen Staat fast auf das Zwölffache seines ursprünglichen Bestandes zu erweitern, ihn zur deutschen Großmacht auszubauen und ihn in den Stand zu setzen, an die Spitze des neu entstandenen Reiches zu treten". Das wohl mehr zum Nachschlagen als zum Lernen bestimmte Büchlein kann Schülern und auch Lehrern gute Dienste leisten.

Bei der Durchsicht ist mir außer einigen Druckfehlern in den Jahreszahlen nur wenig aufgefallen, so auf S. 15, daß die Benennung der 12 (11?) Teile Preußens nach den Söhnen des Herzogs Widewut nicht als sagenhaft gekennzeichnet ist; auf S. 33 die Fassung von Zeile 4f: der Hohenzollersche Hausorden ist 5. 12. 1841 gestiftet und am 23. 8. 1851 von Friedrich Wilhelm IV. unter die preußischen Orden aufgenommen worden. Manche Sätze möchte ich anders gefaßt sehen, z. B. auf S. 17, Z. 14ff.; S. 25, Z. 4ff. von unten u. a.; aber das sind nur Kleinigkeiten, die auf die Beurteilung keinen Einfluß haben.

Das zweite Heftchen gibt „das Wichtigste aus den römischen Altertümern" in 14 Abschnitten, woran sich im 15. eine „Übersicht über die römische Literatur" schließt, die bis zum sogenannten Eisernen Zeitalter hinabreicht. Der Verfasser hat die systematische Anordnung gewählt, die den Vorteil hat, eine zusammenhängende Darstellung zu gestatten, aber den Nachteil dieser Behandlungsweise, um der Gleichmäßigkeit willen manches bringen

zu müssen, was die Schule nicht braucht, z. B. die ebengenannte letzte Periode der Literatur, hat er nicht ganz vermeiden können. Für eine zweite Auflage, die ich dem Büchlein wünsche, möchte ich Abschnitt I nach den neuesten Forschungsergebnissen umgearbeitet und auch in den übrigen Abschnitten manches geändert sehen, z. B. S. 7, Z. 19: *forum Romanum* hieß das alte Forum erst seit der Entstehung der Kaiserfora; also ist es so zu benennen S. 11, Z. 8 v. u. — S. 7, Z. 30: Erst im Mittelalter taucht für den *carcer* der Name *custodia Mamertini* auf. — S. 7, Z. 5 v. u.: Bei den Worten: „dieser jetzt so öde campo vaccino, auf welchem die zur Stadt kommenden Bauern das Vieh rasten lassen", mußte die Zeit angegeben werden, welcher sie entstammen; denn auf die heutige passen sie gar nicht mehr. Durch die seit 1872 begonnenen und heute noch nicht beendeten Ausgrabungen verschwand der stellenweise mehr als 10 m hohe Schutthaufen des campo vaccino und sein Name allmählich, und jetzt ist dort ein großer, tiefgelegener Monumentalplatz entstanden. — S. 8, Nr. 5: Das *aerarium* befand sich im Tempel des Saturnus. — S. 8, Nr. 12: Die Reihenfolge der Gebäude südlich vom *comitium* ist: *senaculum, Graecostasis, rostra vetera.* — S. 9, Nr. 28: Das unter Augustus südlich der *rostra* errichtete *miliarium aureum* ist von dem unter Constantin nördlich der *rostra* errichteten *umbilicus urbis Romae* zu scheiden. — S. 11: Daß die *castra praetoria* gleichzeitig ein Gefängnis gewesen seien, in dem der Apostel Paulus geschmachtet habe, ist mitttelalterliche Sage. — S. 13, Z. 14 v. u. muß es heißen: „die zwei *quaestores parricidii*, die .... nachspürten". — S. 14, Z. 18: Erst Cäsar und die Kaiser trugen die *toga purpurea*, von den republikanischen Beamten nur die Censoren. — S. 14, Z. 24 ff. ist besser so zu fassen: „Das Recht, den Senat zu berufen, stand jedem *magistratus cum imperio* und im Einverständnisse mit ihm den Volkstribunen zu". — S. 14, Z. 35 f. gehört *sententiam rogare* hinter „Beratung". — S. 15, Z. 9 v. u.: Die Bekleidung des Tribunats und der Ädilität war in republikanischer Zeit fakultativ. — S. 16, Z. 6: Auch die Quästoren traten ihr Amt am 10. Dezember an. — S. 16, Z. 4 v. u. würde es besser heißen: „römischen Grundeigentums". — S. 17: Bei der Erwähnung der Abzweigung der priesterlichen Funktionen vom Konsulat wäre auf den S. 36 f. erwähnten *rex sacrorum* zu verweisen. — S. 18, Z. 12: *imperium* und *potestas* aller übrigen Beamten wurden zwar suspendiert, sie fungierten aber weiter, nur handelten sie im Auftrage des Diktators. — S. 18, Z. 11 v. u. ist nach den Worten: „gingen jedem von ihnen" einzufügen: „im zweiten Jahr ihrer Amtsführung". — S. 20, Z. 23: An der Abstimmung im Senate haben die Volkstribunen nie teilgenommen, wohl aber hatten sie später das *ius cum patribus agendi*. — S. 20, Z. 11 v. u.: Die plebejischen Ädilen wurden erst seit 471 ebenfalls in den Tributkomitien gewählt. — S. 21, Z. 9 f. ist unklar: es liegt

wohl ein Druckfehler vor? — S. 21, Z. 7: *quaestor* ist wohl am besten durch „Korpsintendant" wiederzugeben und S. 23, V *rogatio* mit „Gesetzesantrag". — S. 24, Z. 5 ff. wird nur die Abstimmung über Gesetzesanträge geschildert; bei den Wahlkomitien und den richtenden Komitien war sie anders. — S. 24, Z. 14 v. u.: Die Volkstribunen waren anfangs nicht eigentliche Magistrate und darum damals nicht zur Anstellung von Auspizien berechtigt gewesen. — S. 25, Z. 10 f.: *„municipes dicuntur, quod munia civilia capiant"* heißt es bei Paul. Diac. S. 131. — S. 26 vermisse ich eine Darstellung des Systems der Generalpacht. — S. 28, Z. 4 ist *principes* ein Druckfehler für *triarii.* — S. 29, Z. 6 v. u. muß es heißen: „über der linken Schulter, wie z. B. mehrere Reliefs der Trajanssäule beweisen. — S. 29, Z. 1 f. v. u.: Der Legionsadler ist aus Silber, in der Kaiserzeit auch wohl aus Gold gefertigt, nicht aber aus Erz. — S. 30, Z. 1 ff. ist zum Teil nicht richtig. — S. 30, Z. 22 f.: Der Titel *imperator* wurde in republikanischer Zeit dem Namen nachgestellt. — S. 31, Z. 23: Der Name *via decumana* ist aus dem Altertum nicht überliefert. — S. 33, Z. 27 ff. ist unsicher. — S. 38, Z. 20 f. muß es heißen: „Juppiter . . . ferito; . . . . . feriam" (vgl. Liv. I 24, 8). — S. 42, letzte Zeile: Zu den Worten: „hieß der neunte", ist hinzuzufügen: „nach der Zählmethode der Alten, nach der unseren der achte". — S. 44, Z. 3: „Beamte und Steuerpächter". Die *quaestiones perpetuae* sind in chronologischer Folge aufzuzählen. — S. 65 wäre Ovids von ihm selbst verfaßte Grabschrift einzufügen. — S. 69, Z. 8 v. u. muß es heißen: „Strategematon l. IV" oder „Strategemata".

Beigegeben sind 5 Abbildungen; diese geringe Zahl genügt nicht, zum allermindesten müßte die Lagerbeschreibung durch einen Plan erläutert werden.

Im übrigen wird das Büchlein den im Vorwort vom Verf. dargelegten Zweck erfüllen und kann dazu empfohlen werden.

Groß-Lichterfelde. Raimund Oehler.

---

1) H. Luckenbach, Kunst und Geschichte. Große Ausgabe. I. Teil: Altertum. Achte, vermehrte Auflage. München und Berlin 1910, Oldenbourg. 125 S. 4. geb. 2 *M.*

2) H. Luckenbach, Kunst und Geschichte. Kleine Ausgabe. München und Berlin 1910, Oldenbourg. 160 S. 4. geb. 2,60 *M.*

Auch diesmal hat sich die Hoffnung, die ich bei der Besprechung der 7. Auflage des an erster Stelle stehenden Werkes in dieser Zeitschrift (1908 S. 601 ff.) aussprach, daß vorläufig ein gewisser Stillstand in seiner Entwickelung eintreten und die folgenden Auflagen in der Hauptsache nur Neudrucke der 7. mit geringfügigen Änderungen bedeuten möchten, nicht erfüllt. Die neue Auflage zeigt so wesentliche Abweichungen von der 7., daß eine Nebeneinanderbenutzung beider nur unter großen Schwierigkeiten, in manchen Fällen gar nicht möglich sein wird. Durch

Einreihung der Abbildungen zur orientalischen Kunst unter die fortlaufende Zahl der Gesamtbilder, durch Weglassung alter, durch Aufnahme neuer Bilder, durch vielfache Änderungen endlich in ihrer Anordnung, ist eine derartige Umgestaltung des ganzen Buches hervorgerufen, daß wenige Partien unberührt, kein Bild bei seiner früheren Nummer geblieben ist. Ist dies nun einerseits im Interesse des Geldbeutels der Eltern sowie der Stetigkeit des Unterrichts zu beklagen, so gereicht es anderseits zu großer Freude, zu sehen, wie der rührige Verfasser beständig auf neue Mittel und Wege sinnt, sein Lebenswerk zu vervollkommnen und zur Anerkennung zu bringen.

Die augenfälligste Neuerung besteht in der Aufnahme von 4 farbigen Tafeln, die aufs wärmste zu begrüßen ist; denn erst durch die bunten Farben kommt rechtes Leben in die eintönigen Bilder, und erst dadurch kann dem Beschauer das Verständnis aufgehen, wie die antiken Kunstwerke durch die Bemalung noch ganz anders gewirkt haben, noch dazu in der wunderbaren Atmosphäre des sonnigen Hellas und Unteritaliens. Eine zweite nicht unwichtige Änderung erblicke ich in dem weiteren Ausbau einer systematischen Anordnung, wodurch denn freilich öfter frühere Zusammenhänge zerrissen werden. So ist jetzt eine Gruppe von 5 Bildern (150—154) zusammengestellt, um die Darstellung der Frau in den verschiedenen Stadien griechischer Kunst zu veranschaulichen, entsprechend der schon vorhandenen Behandlung des Problems der ruhig stehenden — ich füge hinzu männlichen — Gestalt; so finden wir denn neben der archaischen Fröhlichen Emma die Kore vom Erechtheion sowie die Eirene nach Kephisodotos. Dagegen ist gewiß nichts einzuwenden; denn suchende Augen werden aus solchen Nebeneinanderstellungen am besten den Fortschritt der Kunst erkennen, wenn er auch vielleicht in diesem Falle schon aus der Behandlung der männlichen Figur genügend in die Erscheinung trat. Fast neu ist auch die Gruppe „Der Friedhof am Eridanos" mit 4 Bildern (187—190), das vierte die Via Appia nach einer Rekonstruktion von Bühlmann darstellend. Auch diese Neuerung verdient Billigung, besonders die Heranziehung der berühmtesten römischen Begräbnisstätte; denn dadurch wird mit einem Blick der Unterschied in der griechischen und römischen Grabmalskunst verständlich, indem dort die Hauptsache die Plastik, hier die Architektur ist. Angebracht erscheint in der Malerei die Aufnahme einiger Lekythoi neben den eigentlichen Vasen, einmal wegen ihres häufigen Vorkommens, dann auch wegen der besonderen Art der Malerei (Fig. 204, 209/10). Die Nike von Samothrake, früher im einleitenden Text, hat jetzt mit Recht ihren Platz unter den andern Niken beim Problem des Fliegens, während umgekehrt das Akropolis-Modell von Walger nach vorn versetzt ist. Von sonstigen wichtigeren Neuerungen will ich noch anführen das Theseion (Fig. 85), die Angliederung

der Abbildungen von Pompeji (Fig. 219—34) an die griechische Kunst, einen Plan von Athen (82), 2 Pläne zur Entwickelung Roms (235/6). Andere Neuaufnahmen, wie der Leuchtturm von Pharos (114), der Hochzeitszug des Poseidon (139), die Antoninssäule (244), Athena des Myron (130, 182), scheinen mir weniger wichtig, besonders wenn ich sehe, daß ihretwegen manches liebgewordene Bild hat weichen müssen, wie die Athena Lemnia mit dem prächtigen Kopf oder die Stele des Aristion. Im ganzen ist die Zahl der Bilder um 30 vermehrt.

Wie die Bilder von den verschiedensten Gesichtspunkten aus einer eingehenden Revision unterzogen sind, so zeigt auch der Text an vielen Stellen die bessernde Hand des Herausgebers, teils durch Kürzung, teils durch Vermehrung, teils durch Berichtigung; man vergleiche dazu Fig. 11, 19—21, 237, 238, 239, § 1 vorn; eine Besserung vermisse ich leider bei der Nike des Paionios (S. 64), von der man wohl erfährt, daß eine Wiederholung in Delphi sich befand, nicht aber, für welche Stätte sie eigentlich bestimmt war; und bei Olympia noch kein Curtius, bei Pergamon noch kein Humann! Dagegen erleichtert jetzt ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis das Auffinden der Bilder.

Die Bilder zeigen jetzt wieder einen helleren Ton gegenüber dem ins Bräunliche spielenden der alten Auflage; ob dadurch eine größere Genauigkeit erzielt wird, ist mir nicht überall klar geworden, vielleicht hat die Sauberkeit, wenn das überhaupt möglich war, dadurch einen noch höheren Grad erreicht. Diese peinliche Sauberkeit, die tadellos elegante Ausstattung geben im Verein mit dem wohldurchdachten und planvoll angeordneten Inhalt auch dieser Auflage einen wahrhaft vornehmen Zug und eine Bedeutung, die Unternehmungen ähnlicher Art weit hinter sich läßt: ich kenne kein zweites Werk, das nach Form und Inhalt so geeignet wäre, die Schüler unserer höheren Lehranstalten in das Verständnis der antiken Kunst einzuführen.

Zum Schluß noch eine Bitte an den verehrten Verfasser: er möge dem ersten Teile von Kunst und Geschichte vorläufig Ruhe gönnen und nur in ganz dringenden Fällen bei einer Neuauflage zu Änderungen sich entschließen; vor allem möge er sich nicht verleiten lassen, sein vornehmes Werk zu einem allumfassenden Bilderatlas gestalten zu wollen! Dieses Streben, möglichst viel zu bieten, ohne den Umfang des Werkes zu sehr zu erweitern, kann nur auf Kosten eines alten, bewährten Vorzuges geschehen, auf Kosten der Größe der Bilder. Glücklicherweise sind ja die Vervielfältigungsverfahren heute so raffiniert entwickelt, daß man auch an verhältnismäßig kleinen Abbildungen fast verschwindende Details noch erkennen kann, besser und leichter geschieht das jedenfalls an großen Abbildungen; also nur große Abbildungen von wirklich wichtigen und typisch bedeutsamen Sachen, kleinere nur in Notfällen. Als klassisches Beispiel für die Neigung, von diesem Grund-

satz abzuweichen, führe ich die Trajans- und Antoninssäule (Fig. 240 u. 244) an, die jetzt beide zur Veranschaulichung des Säulentyps anstelle der Trajanssäule allein aufgenommen sind, und zwar beide zusammen so groß wie früher die eine. Warum? Beide Säulen gleichen sich fast aufs Haar, also genügt eine, und zwar die Antoninssäule wegen ihrer Reliefs mit deutscher Vergangenheit, in möglichst großem Format. Ähnlich verhält es sich mit Bögen und Pantheon: früher waren dem Titus- und Konstantinsbogen je eine ganze Seite zugewiesen, jetzt müssen sich 3 Abbildungen davon mit einer Seite begnügen, natürlich auf Kosten der Deutlichkeit und der Wirkung, die ein so imposantes Bauwerk ausübt. Und das Pantheon? Früher nur schöne große Abbildungen auf 2 Seiten, jetzt drei, auf eine Seite zusammengedrängt, und darunter keine, die den heutigen Zustand des Innern verrät. Wozu das Hadrianstor in Athen (Fig. 86), oder der Hügel des Areopag (Fig. 86), der schon auf dem Modell von Walger sichtbar ist, oder die Pnyx (Fig. 88)? Welchem künstlerischen oder veranschaulichenden Interesse sollen sie dienen? Dafür lieber die pergamenischen Kunstwerke in recht großer Darstellung!

Ich hoffe, der Verfasser versteht mich. Fern liegt mir ein Tadel des ausgezeichneten Werkes, nur warnen möchte ich vor einem Zuviel; es muß auch hier eine Grenze sein, allen Ansprüchen kann man ja doch nicht genügen. Möchte ihm für die herrliche Gabe auch dieser 8. Auflage, die trotz größerer Fülle und reicherer Ausstattung nicht teurer geworden ist, und ebenso dem Verleger für seine treue, verständnisvolle Mitarbeit der verdiente Dank dadurch zuteil werden, daß auch die Anstalten, die noch abseits stehen, einen Versuch damit machen! Sie werden sich ein großes Verdienst um die ihnen anvertraute Jugend erwerben.

Mit dem zweiten oben angeführten Werke hat Luckenbach der größeren, aus 3 Heften bestehenden Ausgabe eine verkürzte in einem Hefte folgen lassen mit 346 Abbildungen gegenüber 522 in allen 3 Heften; nach der Vorrede ist das Buch vornehmlich bestimmt für Realanstalten, höhere Töchterschulen und mittlere Klassen aller Schulen. Prüfen wir den Inhalt etwas genauer, so finden wir im allgemeinen alte Bekannte aus den Einzelheften, häufig auch Neues. Das Neue ist durchaus verständlich bei den Abbildungen zur Deutschen Geschichte, deren Einzelhefte noch keine festen Formen bezüglich des Inhalts angenommen haben, der sich vielmehr erst aus den beim Unterricht gemachten Erfahrungen und nach den von der Kritik ausgesprochenen Wünschen allmählich aufbauen muß. Ganz besonders mußte das sich auf den 3. Teil beziehen, da das betreffende Einzelheft schon 1905 erschienen ist, während es etwas weniger dringend schien bei den Abbildungen des mittleren Teiles, dessen zugrunde liegendes Heft erst im vorigen Jahre die dritte Auflage erlebte. Dementsprechend finden

wir in den Abbildungen zur Alten Geschichte, abgesehen von der Zahl, dieselben, wie in der oben besprochenen 8. Auflage des Einzelheftes, nur an einer Stelle sehe ich eine Abweichung, da Fig. 98 (Vase mit dem Parisurteil) nicht in der großen Ausgabe vorkommt; richtiger wäre es nach meiner Auffassung gewesen, in einer verkürzten Ausgabe nichts Neues zu bringen. Diese Übereinstimmung wird ohne Zweifel auch bei der Deutschen Geschichte mit der zukünftigen Neuausgabe der Einzelhefte wiederhergestellt werden, denn augenblicklich herrscht allerdings die größte Verschiedenheit hinsichtlich der Auswahl sowie der Anordnung der Figuren. Altes ist gefallen, Neues an die Stelle getreten, viele Umstellungen nach neuen Gesichtspunkten vorgenommen. Oft leuchtet die Neuordnung ein, manchmal konnte es vielleicht bei der alten Ordnung bleiben, zuweilen eine andere Anordnung gewählt werden. Da habe ich besonders die einzelnen Baustile im Auge. Würde es sich nicht empfehlen, jeden Baustil völlig für sich abzuhandeln, also z. B. beim romanischen Stil mit dem Grundriß und den charakteristischen Merkmalen das Äußere und das Innere der Kirche zu verbinden und dann erst zum neuen Baustile überzugehen? Beim Unterricht behandelt man doch schließlich auch einen Baustil nach dem andern, indem man natürlich bei jedem späteren den oder die früheren zum Vergleich heranzieht. Auch bei der Malerei der Renaissance will es mich bedünken, als ob die frühere Reihenfolge, nach der die Italiener den Deutschen vorangingen, viel für sich gehabt hätte.

Es würde über den Rahmen dieser Besprechung hinausgehen, wollte ich im einzelnen auf die Abweichungen der verkürzten von der großen Ausgabe eingehen. Da muß jeder selber prüfen, der Interesse an den Luckenbachschen Arbeiten hat; nur einige besonders beachtenswerte Unterschiede will ich noch hervorheben. Die Bilder für Ur- und Frühgeschichte stehen jetzt am Anfang des Ganzen; beim Altertum fehlt der vorangehende zusammenhängende Text und Troja; ist jenes unbedenklich, so erscheint dies unbegreiflich; denn eine so eminent wichtige Frage wie die trojanische dürfte auch für den Realschüler Interesse haben, umsomehr da sie von deutschen Gelehrten gelöst ist; von diesem Gesichtspunkte aus kommt auch Pergamon zu kurz, vor allem vermisse ich eine Gesamtansicht der Burg; was will dem gegenüber der neu aufgenommene Leuchtturm von Pharos bedeuten! Es fehlen ara pacis, Alexandersarkophag, Alexanderschlacht, alle griechischen Porträts von Homer bis Demosthenes. In der mittelalterlichen Kunst begrüße ich mit besonderer Freude die Hagia Sophia, die mit dem Aachener Münster zusammengestellt ist; dagegen wird es mir schwer, auf das deutsche Bauernhaus — eher noch auf die deutsche Dorfanlage, die man auch in Geschichtsatlanten hat — verzichten zu sollen; das ist doch wohl für einen Realschüler mindestens ebenso wichtig wie das griechisch-römische

Haus, und dem sind mehrere Seiten gewidmet. Für wohlgelungen und sehr unterrichtend hielt ich immer die Gegenüberstellung des Freiberger und Straßburger Portals, wie der romanischen und gotischen Schmuckformen überhaupt: von alledem sind nur die gotischen Formen beibehalten. Es fehlt der Dom von Florenz, für die Peterskirche sind weniger gelungene Bilder eingestellt, beschränkt ist die Marienburg, vermehrt das Heidelberger Schloß; lobend erwähne ich die Aufnahme von Sanssouci. Die meisten Änderungen finden sich wohl in der Malerei und Bildnerei des zweiten Teiles; neu treten auf Donatello und Robbia, noch immer nicht vertreten ist Adam Krafft. Neue Abschnitte behandeln das Kunstgewerbe, worin auch die vervielfältigenden Künste untergebracht sind, die Schrift, Reliquienschreine, Monstranzen, Altäre, Schränke und Chorgestühle, Brunnen. — In der Kunst des 19. Jahrhunderts sind Bildnerei und Malerei umgestellt, der vorangehende Text ist in einen Abschnitt zusammengezogen, Tischbein, Carstens, Preller, Feuerbach, Vautier, Kraus, Völkerschlachtdenkmal sind beseitigt, die Münchener Architektur ist stark verkürzt, dafür erscheinen neu Lederers Bismarck, Reichsgerichtsgebäude, 3 Kirchen (Protestationskirche!) und ein Denkmal Leopolds I. von Belgien. Zu den einfarbigen Bildern kommen acht bunte, die, gut ausgewählt und prächtig ausgeführt, den künstlerischen Wert des Buches sehr erhöhen und es zusammen mit den übrigen guten Eigenschaften einem wirklichen Kunstwerk nahe bringen. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß auch diese Arbeit Luckenbachs, trotz einzelner Ausstellungen, auf einer Höhe steht, die wohl selten ein Schulbuch erreicht, jedenfalls keins, das denselben Zweck verfolgt; es ist darin die Lebensarbeit eines Mannes verkörpert, der emsig bemüht ist, durch fortgesetztes Suchen und Forschen für die künstlerischen Aufgaben des Unterrichts an den höheren Schulen, insbesondere für den Geschichtsunterricht, ein Hilfsmittel zu schaffen, das, schon rein äußerlich betrachtet, das ästhetische Empfinden der Schüler günstig beeinflussen muß. Bei dieser hohen Stufe der Vollendung ist es kein Wunder, wenn andere sich Luckenbachs Arbeiten zum Vorbilde nehmen und ähnliche Hilfsmittel darnach zu schaffen suchen; geschieht dies auf legale Weise, so kann man sich nur darüber freuen, und auch Luckenbach hat nichts dagegen, sondern betrachtet es als eine Anerkennung seiner Tätigkeit; ist ein solches Werk aber, ohne Namensnennung, fast nur auf Luckenbach aufgebaut und geht die Nachahmung so weit, daß sogar Versehen mit aufgenommen werden, so kann man es dem Geschädigten nicht verdenken, wenn er dieses Verfahren an den Pranger stellt (Vorw. S. 2). Im übrigen braucht Luckenbach die Konkurrenz dieses Werkes, wenn es sich auch als Bilderanhang zu einem weit verbreiteten geschichtlichen Lehrbuch ausgibt, kaum zu fürchten; denn es enthält wohl eine Menge Anschauungsmaterial, aber zur

Lösung der idealen Aufgaben des Geschichtsunterrichts dürfte es wenig beitragen.

Während also dieses jüngste Kind Luckenbachs den älteren Geschwistern an und für sich würdig an die Seite gestellt werden kann und ein neues Blatt in dem Ruhmeskranze bedeutet, den sich der Verfasser mit seinen Arbeiten um die Förderung der künstlerischen Ausbildung der Jugend verdient hat, so ist eine ganz andere Frage, ob diese verkürzte Ausgabe überhaupt nötig war. Und da stehe ich zu meinem großen Bedauern auf einem andern Standpunkte als Luckenbach. Gerade der Geschichtsunterricht, eins von den wenigen Fächern, die allen drei Schulgattungen nach Stundenzahl und Inhalt gemeinsam sind, sollte möglichst zur Förderung der Einheit benutzt und deshalb auch in einheitlichem Sinne und mit einheitlichen Hilfsmitteln erteilt werden; auch sollte gerade auf den Realanstalten der Unterricht in der Alten Geschichte dazu dienen, um den überwiegend realistischen Fächern ein gewisses Gegengewicht zu bieten und bei den Schülern mit allen erlaubten Mitteln das Verständnis für diejenigen Kulturvölker zu erwecken, auf denen doch nun einmal die ganze moderne Kultur aufgebaut ist. Es muß also hier mindestens dasselbe wie am Gymnasium geboten werden. Außerdem ist doch die Benutzung der Hefte gar nicht so gedacht, daß Bild für Bild betrachtet oder besprochen wird, vielmehr wird daraus stets eine gewisse Auswahl getroffen werden, die sich nach der vorhandenen Zeit und dem jeweiligen Schülermaterial richtet: noch in keinem der 16 Jahre, die ich die Abbildungen benutze, habe ich alle Bilder vorgeführt, wohl aber sind sie innerhalb des Gesamtzeitraums alle an die Reihe gekommen. Da also mehr in einem solchen Bilderatlas enthalten sein muß, als man in jedem einzelnen Falle braucht, so bedarf es auch aus diesem Grunde keiner verkürzten Ausgabe für Realanstalten. Sollte nun trotzdem der Charakter der Realanstalten als stichhaltiger Grund für die Verkürzung des Materials in der Alten Geschichte anerkannt werden, so ist dieser Grund für die Deutsche Geschichte völlig hinfällig: hierin wenigstens soll doch dasselbe an Realschulen wie an Gymnasien gelehrt und geleistet werden. Nicht gehe ich ein auf die Verweisung der neuen Ausgabe in die mittleren Klassen; da scheint mir die Benutzung — von einigen Ausnahmefällen vielleicht abgesehen — ganz unangebracht. Aber nicht nur für überflüssig, sondern geradezu für gefährlich halte ich die verkürzte Ausgabe; denn ich bin fest überzeugt, daß sie bei ihrer sonstigen Vortrefflichkeit der dreiteiligen große Konkurrenz machen wird; besonders da, wo die Lust an solchen Dingen nicht allzu groß ist, wo immer wieder der Mangel an Zeit und sonstige Gründe der Beschäftigung damit entgegenzustehen scheinen, da wird man sich schließlich auf die kleine Ausgabe zurückziehen, die anscheinend auch noch genug bietet. Und das würde ich allerdings im Interesse der

Sache sehr bedauern und für einen Schritt rückwärts halten auf der Bahn idealen Strebens nach einer besseren künstlerischen Ausbildung der Jugend. So hoch ich also das Buch an und für sich auch schätze, so wenig kann ich es aus prinzipiellen Gründen an höheren Knabenlehranstalten zur Einführung empfehlen; möge man vielmehr überall, wo man mit Luckenbach einen Versuch machen will, nach der großen Ausgabe greifen! Die Mehrausgabe von 2,40 *M*, die sich auf 3 Jahre verteilt, wird sich recht gut bezahlt machen. Für höhere Töchterschulen dürfte allerdings die vorliegende Ausgabe ausreichen.

Zerbst. G. Reinhardt.

---

1) K. Weber, Lehrbuch der Planimetrie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Mit in den Text eingedruckten Figuren. Wolfenbüttel 1910, Julius Zwißler. I u. 164 S. 8. 2,50 *M*, geb. 3 *M*.
2) K. Weber, Lehrbuch der Trigonometrie. Mit in den Text eingedruckten Figuren. Ebenda 1910. 39 S. 8. 0,75 *M*.
3) K. Weber, Lehrbuch der Stereometrie. Mit in den Text eingedruckten Figuren. Ebenda 1911. 59 S. 8. 0,75 *M*. Die beiden letzten Bücher in einen Band geb. 2 *M*.

Die Lehrbücher von Weber gehören zu den wenigen Neuerscheinungen der mathematischen Schulliteratur, die von der Reformbewegung des mathematischen Unterrichts wenig oder gar nicht beeinflußt sind. Von Seiten der Reformer wird bekanntlich gefordert, den mathematischen Unterricht auf den höheren Schulen derartig umzugestalten, daß einerseits der Lehrgang sich mehr als bisher dem natürlichen Gang der geistigen Entwickelung des Schülers anpasse, und daß andererseits durch den Unterricht die Fähigkeit der mathematischen Betrachtung von Erscheinungen in der Natur und Menschenwelt noch mehr als bisher entwickelt und ausgebildet werde. Im besonderen wird die Forderung erhoben, die Lehren der Mathematik dem Schüler in einer Reihenfolge darzubieten, die weniger durch Rücksichten auf das System als durch solche auf die Empfänglichkeit des jugendlichen Geistes bedingt ist. Eine nicht unwesentliche Umgestaltung soll ferner die Art und Weise erfahren, in der die einzelnen Sätze begründet werden; in Berücksichtigung des Umstandes, daß das gebräuchliche logisch deduktive Verfahren dem Schüler, der erst in die Mathematik eingeführt wird, zunächst völlig fremd und unverständlich ist, und daß deswegen die frühzeitige Benutzung dieses Verfahrens vielfach nur eine ganz äußerliche Aneignung mathematischen Wissens veranlaßt, wird empfohlen, an Stelle der logischen künstlichen Beweise gerade diejenigen Argumente zu verwenden, mit denen der natürliche Gedankengang operiert und durch die der Schüler in Wirklichkeit von der Richtigkeit der Sätze überzeugt wird. Erst durch den Unterricht kann in dem Schüler das Verständnis für den logischen Beweis und das Bedürfnis nach „mathematischer Strenge" entwickelt werden. Ebenso fremd und

ungewohnt wie der logische Beweis ist dem Schüler im Anfang das gebräuchliche Beweisschema, dessen frühzeitige Benutzung nicht selten zur leeren Form wird und des Schülers Interesse für die Sache selbst lähmt. Im Sinne der Reform liegt es deshalb, den Schüler nicht von vornherein zu diesem Schema zu zwingen, sondern alle möglichen Formen der Beweisführung zu üben und ihn erst allmählich an diese strenge Form zu gewöhnen.

In den vorliegenden Lehrbüchern finden alle diese Reformvorschläge fast gar keine Berücksichtigung; alle drei Teile tragen ganz das Gepräge der zahlreichen gebräuchlichen Mathematikbücher, die den Lehrstoff in streng systematischer Anordnung bringen, bei der Begründung von vornherein das deduktiv logische Verfahren anwenden und überall an dem Euklidischen Schema festhalten. Bezeichnend für den Charakter der vorliegenden Bücher ist z. B. die Einleitung der Planimetrie, die in 26 Paragraphen in einer Reihe von abstrakten Erklärungen und Grundsätzen die Grundlage für die folgenden Deduktionen legt. Im § 3 dieser Einleitung heißt es: „Die mathematischen räumlichen Größen sind nur im Geiste gedachte Gebilde des Raumes, leere Formen ohne jeden stofflichen Inhalt“ und im § 20: „Körper, Figuren und Strecken sind stetig, ununterbrochen zusammenhängend und unendlich teilbar, Punkte unteilbar. Jeder, auch der noch so kleinste Teil dieser Gebilde ist wieder gleichartig mit dem ganzen Gebilde“. Eine Eigentümlichkeit der Weberschen Bücher besteht in einer großen Ausführlichkeit bei der Beweisführung, die sich teils darin zeigt, daß ein Beweis für mehrere besondere Fälle durchgeführt wird, teils auch darin, daß oft derselbe Satz durch mehrere verschiedene Beweise begründet wird. So wird z. B. im § 63 der Planimetrie der Satz von der Winkelsumme im Vieleck für vier verschiedene Lagen des Punktes, von denen aus das Vieleck durch Gerade zerlegt wird, bewiesen, im § 21 der Trigonometrie die Formel für $\sin(\alpha+\beta)$ für fünf verschiedene Einzelfälle abgeleitet und im § 221 der Planimetrie der Lehrsatz des Pythagoras durch fünf verschiedene Beweise begründet. In der Planimetrie ist fast von jedem Satz die Umkehrung besonders bewiesen. Mit Ausführlichkeit und Breite werden auch zuweilen alle möglichen Arten eines Gebildes erörtert ohne Rücksicht darauf, ob die behandelten Arten für die folgenden Entwickelungen von Bedeutung sind oder nicht. So werden z. B. im § 33 der Planimetrie außer Nebenund Scheitelwinkeln noch Deck- und Anwinkel eingeführt, im § 36 wird dann der Satz: „Deckwinkel sind gleich“ nebst Umkehrung bewiesen, in den § 41 und 42 der Satz: „Anwinkel sind Supplementwinkel“ nebst Umkehrung. Die Anmerkung weist dann darauf hin, daß für die folgenden Sätze eine Unterscheidung von Nebenwinkeln und Anwinkeln nicht nötig sei.

Im wesentlichen beschränkt sich der Verfasser auf den Beweis von Lehrsätzen und die Ableitung von Formeln; die Behandlung

von Aufgaben, die entweder der Einprägung und Befestigung der behandelten Sätze dienen oder die Anwendung der Mathematik auf Probleme der Erscheinungswelt betreffen, fehlt in der Trigonometrie und Stereometrie überhaupt, während in der Planimetrie solche Konstruktionsaufgaben, die sich eng an die behandelten Lehrsätze anschließen, berücksichtigt sind. Auch hier zeigt sich zuweilen die schon oben erwähnte Ausführlichkeit und Breite, z. B. darin, daß die Grundaufgaben zuerst für das allgemeine Dreieck gelöst werden und sodann nochmal für das rechtwinklige Dreieck, oder daß für eine Aufgabe eine ganze Reihe verschiedener Lösungen angegeben wird. Auf die Determination ist dagegen niemals eingegangen, Aufgaben mit algebraischer Analysis sind gar nicht berücksichtigt. Die Figuren sind sorgfältig gezeichnet, würden aber den Anforderungen noch besser genügen, wenn sie teils größer wären und sämtlich stärkeren Druck hätten. Die Trigonometrie beschränkt sich auf die Darstellung der ebenen Trigonometrie, in der Stereometrie ist eine Anleitung zum Zeichnen räumlicher Gebilde nicht gegeben; im übrigen dürfte der behandelte Lehrstoff nach seinem Umfang etwa den Bedürfnissen des Gymnasiums genügen.

4) A. Weill, Sammlung graphischer Aufgaben für den Gebrauch an höheren Schulen. Mathematik und Physik. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Gebweiler 1911, J. Boltzesche Buchhandlung. V u. 146 S. 8. 3,20 *M*.

Die vorliegende Sammlung graphischer Aufgaben gehört zu denjenigen neueren Schulbüchern der Mathematik, die den Bestrebungen der Reformbewegung in weitgehender Weise entgegenkommen. Wohl die wichtigste und bedeutsamste derjenigen Forderungen, die in dem von der Unterrichtskommission deutscher Naturforscher in Meran erstatteten Bericht für den mathematischen Unterricht an höheren Schulen gestellt werden, ist diejenige der Erziehung zur Gewohnheit des funktionalen Denkens. Seinen Abschluß soll diese Erziehung zum funktionalen Denken dann darin erreichen, daß der Schüler eingeführt wird in die Anfangsgründe der Infinitesimalrechnung oder, wie es im Bericht heißt, wenigstens bis zur Schwelle der Infinitesimalrechnung geführt werde. Während nun eine Richtung unter den Reformfreunden der Ansicht ist, daß die wünschenswerte Schulung im funktionalen Denken sich dadurch erreichen läßt, daß die funktionalen Betrachtungen der Oberstufe vorbehalten werden, vertritt eine zweite Richtung die Ansicht, daß das gesteckte Ziel nur dann erreicht werden kann, wenn möglichst frühzeitig, nämlich schon in der Tertia mit der Betrachtung und Behandlung von Funktionen begonnen wird, und diese Betrachtungen durch alle Klassen in planmäßiger Weise fortgesetzt werden und zwar unter möglichst vielseitiger Benutzung der graphischen Darstellung von Funktionen. Der Verfasser der vorliegenden Aufgabensammlung gehört der letzteren Richtung an

und bietet ein Übungsmaterial, das auch allen denen genügen wird, die bereits von der Tertia an den mathematischen Unterricht in das Zeichen des Funktionsbegriffes stellen wollen.

Die Sammlung zerfällt in 6 Kapitel, von denen die fünf ersten Aufgaben, das letzte die wichtigsten theoretischen Erörterungen enthält. Das erste Kapitel enthält das Material zu Vorübungen und zur graphischen Darstellung allgemeiner Zusammenhänge und zwar nicht nur zu graphischen Darstellungen mit Hülfe von Abszissen und Ordinaten, sondern auch zu Darstellungen durch Sektoren, Rechtecke und dergleichen. Das zweite Kapitel behandelt die Abbildung von Funktionen sowie ihre Anwendung zur Lösung von Aufgaben. In Betracht gezogen werden lineare, quadratische, kubische und höhere Funktionen, sowie exponential-logarithmische und trigonometrische Funktionen. In den Anwendungen der graphischen Darstellungen kommen z. B. vor Bestimmungen von Wurzelgrößen, Logarithmen, trigonometrischen Funktionen und Aufgaben über Zinseszins- und Rentenrechnung. Das dritte Kapitel enthält Aufgaben für die graphische Lösung von Gleichungen ersten, zweiten und dritten Grades, sowie einiger Gleichungen höheren Grades. Das vierte Kapitel zeigt die Differentiation der Funktion und die Benutzung der Derivierten zur Lösung von Aufgaben. Besonders inhaltsreich ist das fünfte Kapitel, in welchem an zahlreichen Aufgaben die Benutzung der graphischen Darstellung in Geometrie, mathematischer Geographie und den verschiedenen Gebieten der Physik gezeigt wird. Das Schlußkapitel bringt eine kurze, zusammenhängende Darstellung der notwendigen theoretischen Grundlage, in der auch das bestimmte Integral behandelt und seine Bedeutung für die Flächenausmessung und gewisse physikalische Probleme gezeigt wird.

Die Sammlung bietet nach dem Gesagten einen sehr mannigfaltigen und reichhaltigen Stoff für funktionale Betrachtungen unter Benutzung der graphischen Darstellung und wird für Versuche, den mathematischen Unterricht schon von unten herauf derart zu reformieren, daß stets der Funktionsbegriff in den Mittelpunkt gestellt wird, gute Dienste leisten.

5) J. **Morawetz**, **Vierstellige logarithmische und trigonometrische Tafeln nebst einigen Hilfstafeln.** Zum Schulgebrauch herausgegeben. Wien und Leipzig 1911, F. Tempsky u. G. Freytag. 51 S. 8. geb. 0,80 *M*.

Das vorliegende Bändchen enthält die vierstelligen Briggschen Logarithmen der Zahlen von 1 bis 1999, die vierstelligen Logarithmen der trigonometrischen Funktionen und zwar im Intervall von 0° bis 7° 30′ bzw. von 82° 30′ bis 90° für jede Minute, für die übrigen Winkel von fünf zu fünf Minuten und die Werte der trigonometrischen Funktionen für Winkel von zehn zu zehn Minuten.

Für das Interpolieren sind im ersten Teil in beigedruckten Tafeln von den zweiziffrigen Tafeldifferenzen die Zehntel angegeben. Im logarithmisch-trigonometrischen Teil dienen dem Interpolieren einerseits die üblichen Kolonnen mit den Tafeldifferenzen für die Minute, andererseits die am Rande angebrachten Hilfstafeln, in denen teils — nämlich für Winkel zwischen 1° und 7° 30′ bzw. 82° 30′ und 89° — die auf die einzelnen Zehntel der Minute kommenden Teile angegeben, teils — nämlich für Winkel von 7° 30′ bis 82° 30′ — die Differenzen für eine, zwei, drei und vier Minuten, sowie für die fünf letzten Zehntel der Minute zusammengestellt sind. Für Winkel zwischen 0° und 1° bzw. 89° und 90° geschieht das Interpolieren durch besondere Formeln wie $\sin\alpha = 6{,}4637 + \lg\alpha$.

Die beigegebenen Hilfstafeln enthalten häufig vorkommende Zahlen nebst deren Logarithmen, wie z. B. $\sqrt{2}$, $\pi$, e, ferner die sechsstelligen Logarithmen der Verzinsungsfaktoren, die Potenzen derselben Faktoren in fünf Dezimalen, eine Sterblichkeitstafel, die Bogenlängen für den Radius 1, eine Tabelle zur Verwandlung von Minuten und Sekunden in Teile eines Grades, Quadrat- und Kubikwurzeln der Zahlen von 1 bis 99, die Quadratzahlen der Numeri von 1 bis 999 und die Kubikzahlen der Zahlen von 1 bis 99. Das in den Hilfstafeln gebotene Material ist nicht gerade reichhaltig, dürfte aber den Bedürfnissen der Schule genügen. Vielleicht wäre die Aufnahme einiger Konstanten aus der Physik und Astronomie zweckmäßig gewesen. Daß die vierstellige Tafel hinsichtlich der Genauigkeit den Zwecken der Schule völlig genügt, und daß der Gewinn, welcher bei Benutzung einer solchen Tafel durch Ersparnis an einer sonst auf mechanische Tätigkeit verwendeten Zeit erwächst, nicht unbedeutend ist, wird mehr und mehr anerkannt. Da die vorliegende Tafel zuverlässig in ihren Angaben ist, auch den an eine brauchbare Tafel hinsichtlich des Papiers, der Größe und Deutlichkeit der Ziffern — die hier vielleicht etwas stärker gedruckt sein könnten — und der Übersichtlichkeit zu stellenden Forderungen genügt, auch der Preis ein niedriger ist, so kann sie durchaus empfohlen werden.

Belgard a. d. Persante. Albert Salow.

---

Kambly-Thaer, Mathematisches Unterrichtswerk. A. Thaer und R. Rouwolf, Rechenbuch für höhere Schulen. Ergänzungsheft für Obertertia und Untersekunda. Breslau 1911, Ferdinand Hirt. 102 S. 8. 1 *M*.

„Der Zweck dieses Ergänzungsheftes ist, die sogenannten bürgerlichen Rechnungsarten, die bereits im 3. Hefte des Rechenbuches behandelt worden sind, zu erweitern und zum Abschluß zu bringen, die Schüler in die Verhältnisse des kaufmännischen und gewerblichen Lebens der Jetztzeit rechnerisch einzuführen und ihr Verständnis und ihr Interesse für diejenigen Gebiete der

Bürgerkunde, die dem Rechenunterricht zufallen, zu wecken und zu schärfen". Auf unseren höheren Schulen pflegt der eigentliche Rechenunterricht mit der Quarta abzuschließen, er mag ja aber zuweilen auch noch weiter fortgeführt werden. Für diesen Fall dürfte der Gebrauch dieses Ergänzungsheftes, das natürlich auch unabhängig von den früheren Teilen benutzt werden kann, durchaus am Platze sein. Die Aufgaben sind wesentlich der Praxis entnommen und die vorgerechneten Beispiele zeigen den engen Anschluß an die Formen des kaufmännischen Rechnens. In der ersten Abteilung geben die Verf. noch Abkürzungen und Rechenvorteile. Ich halte dafür, daß viele dieser Abkürzungen und Rechenvorteile nicht das sind, was sie sein sollen, und daß man auf gewöhnlichem Wege z. B. bei der Addition größerer Zahlen schneller zu einem richtigen Resultate kommt. Auch die abgekürzte Multiplikation und Division erfährt noch eine kurze Darstellung, sie geht aber so wenig auf die Sache selbst ein, daß ein sicheres Verständnis dadurch nicht erreicht werden kann.

Berlin. A. Kallius.

---

Brehms Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. 13 Bände. Mit etwa 2000 Abbildungen im Text, über 500 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 13 Karten. Vierte vollständig neubearbeitete Auflage, herausgegeben von O. zur Strassen. Band VI. Die Vögel, erster Band. Neubearbeitung von William Marschall (†) vollendet von F. Hempelmann und O. zur Strassen. Mit 100 Abbildungen im Text und 36 Tafeln von A. Fiedler, R. Kretschmer, W. Kuhnert, G. Mützel, A. Reichert, F. Schmidt-Kahring, F. Specht, C. Sterry und 14 Tafeln nach Photographien. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1911. 8. In Halbleder gebunden 12 *M.*

Mit großem Interesse habe ich den vorliegenden Band durchgesehen und mit der dritten Auflage verglichen. Das Werk zeigt wesentliche Änderungen; es ist in jeder Hinsicht dem augenblicklichen Stande der Wissenschaft angepaßt worden. Es läßt weit mehr als früher den Entwickelungsgedanken zum Ausdruck kommen, geht auf den anatomischen Bau der Tiere und die Funktion ihrer inneren Organe näher ein und berücksichtigt in der Tierpsychologie die Ergebnisse der modernen Forschungen. Dem ersten Punkte trägt schon äußerlich die Anlage des ganzen Werkes dadurch Rechnung, daß an Stelle der bisherigen absteigenden Reihenfolge die mit den einfachsten Lebewesen beginnende aufsteigende gewählt wurde.

Die Abteilung Vögel ist zunächst von Marschall bearbeitet worden. Sein nach längerem Leiden erfolgter Tod hinderte ihn jedoch an der Vollendung seiner Aufgabe. Die Durchsicht und Umarbeitung seines in den Hauptzügen fertiggestellten Manuskriptes übernahmen F. Hempelmann und O. zur Strassen. Diese wählten an Stelle der von Marschall bevorzugten Einteilung der Vögel nach Fürbringer das von Gadow vorgeschlagene System, das zwar auch

nicht ganz vollkommen, aber zur Zeit eins der besten ist und deshalb vielfach verwendet wird. Neu eingefügt ist ein kurzer Blick auf die Stammesgeschichte der Vögel. Die Anatomie der Vögel wird im einleitenden Abschnitte behandelt, der daher nicht mehr „ein Blick auf das Leben“, sondern „auf Bau und Leben der Gesamtheit“ betitelt ist.

Der vorliegende Band bringt die Flachbrustvögel und von den Kielbrustvögeln die Ordnungen der Tauchvögel, Pinguinvögel, Sturmvögel, Storchvögel, Gänsevögel und Raubvögel. Zur Freude des Lesers zeigen Inhalt und Form die Vorzüge der älteren Auflagen. Vor allen Dingen finden wir wieder die prächtige breit angelegte Schilderung des Lebens und Treibens der Tiere, die den alten Brehm auszeichnete. Freilich ist nicht mehr vom Lieben, Hassen und Fürchten der Vögel, wie von ihrer Intelligenz die Rede. Die bemerkenswertesten Züge im Vogelleben beruhen vielmehr, wie das Werk nachweist, ganz oder zum großen Teil auf angeborenem Instinkt. Daß dabei die Reize, durch welche die einzelnen Instinkte ausgelöst und gelenkt werden, oft von anderer und einfacherer Art sind, als man zunächst vermuten sollte, wird an einzelnen Beispielen erläutert. Und diese oft überraschenden Erklärungen sind für den Leser ebenso fesselnd, wie die frühere Vermenschlichung der Tiere.

Die Bilder sind zum großen Teile neu. Prächtige Volltafeln im Drei- und Vierfarbendruck zeigen die Vögel in charakteristischer Haltung, Farbe und Umgebung. Eine Reihe von Tafeln nach Momentphotographien bietet besonders wertvolle Naturdokumente. Ihnen gesellt sich die große Zahl ausgezeichneter Schwarztafeln und Textbilder, so daß allen Ansprüchen an gute und reichliche Anschauungshilfe voll genügt wird. Daß auch die Anatomie der Vögel durch Tafeln und Abbildungen erläutert wird, sei besonders hervorgehoben. Den Schluß des Bandes bildet eine vorzüglich ausgeführte farbige Eiertafel.

Das Werk wird sicher die alten Freunde sich erhalten und neue dazu gewinnen.

Seehausen in der Altmark. M. Paeprer.

---

## Berichtigung.

S. 567 Z. 7 u. 9 lies Montabaur, Z. 23 dann, S. 568 Z. 1 den, Z. 35 Auf, Z. 36 das . . stehende, S. 569 Z. 11 verschiedene, Z. 20 das Komma hinter „Vogelweide“ tilgen, Z. 3 v. u. Hallers, S. 570 Z. 5 letzterem, Z. 6 manchem, Z. 8 setze, Z. 11 gassatim, Z. 13 feurius, Z. 14 wechtri cum.

---

## EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Herausgegeben von Dr. Theinhardts Nährmittel-Gesellschaft in Stuttgart-Canstatt. 57 S. 12.

2. Anleitung zur künstlichen Ernährung der Säuglinge mit Dr. Theinhardts löslicher Kindernahrung. Ebenda. 64 S.

3. C. Reinhardt, De Graecorum theologia capita duo. Berolini 1910, apud Weidmannos. V u. 122 S. 4 ℳ.

4. C. Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. XXIV. Jahrgang (1909). Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. In 16 Abschnitten. (Katholische Religionslehre, Lateinisch und Griechisch sind nicht bearbeitet.)

5. W. H. Roscher, Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. 63. und 64. Lieferung: Seixomnia-Sisyphos (Sp. 641 bis 960). Leipzig 1911, B. G. Teubner.

6. E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Mit 7 Abbildungen. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VI u. 222 S. 6 ℳ, geb. 7,50 ℳ.

7. J. Sandeau, Mademoiselle de Seiglière. Herausgegeben von O. F. Schmidt. Leipzig 1910, G. Freytag. 132 S. geb. 1,60 ℳ. Hierzu Wörterbuch 40 S. 0,60 ℳ.

8. A. Scheindler, Übungs- und Lesebuch für die 2. Klasse der Realgymnasien und Gymnasien. Wien 1911, F. Tempsky. 192 S. geb. 2,60 ℳ.

9. R. Schettler und A. Eppler, Chemie und Mineralogie für höhere Mädchenschulen und Studienanstalten. Zweiter Teil für die Klassen II und I. Leipzig 1910, Quelle & Meyer. VIII u. 104 S. geb. 1,30 ℳ.

10. E. Schmidt, Reden zur Literatur- und Universitätsgeschichte. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 120 S. 2,40 ℳ.

11. V. Steinecke, K. Kretschmer und J. Kösters, Deutsche Erdkunde für höhere Mädchenschulen. Teil II—IV. Leipzig 1911, G. Freytag. 131 u. 64 u. 110 S. geb. 1,80 ℳ u. 0,90 ℳ u. 1,80 ℳ. Mit 55 Abbildungen und 1 Farbentafel (I) und 54 Abbildungen und 1 Farbentafel (IV). Teil V (für Klasse I). 96 S. geb. 1,20 ℳ.

12. F. Teetz, Aufgaben aus deutschen epischen und lyrischen Gedichten. 12. Bändchen: Aufgaben aus Schillers Gedankenlyrik. Erster Teil. Leipzig 1911, W. Engelmann. VII u. 127 S. 1,20 ℳ.

13. T. Voelkel, Französisches etymologisches Lesebuch nach Wortfamilien geordnet. Erstes Heft: Die Familien der unregelmäßigen Verben. Zweite, unveränderte Auflage. Hannover 1911, Carl Meyer (G. Prior). 88 S. 1,25 ℳ.

14. P. Vogt, Leitfaden der philosophischen Propädeutik. Teil I: Logik. Teil II: Psychologie. Freiburg i. Br. 1911, Herdersche Verlagshandlung. 71 u. 77 S. geb. 1,60 ℳ u. 1,60 ℳ.

15. A. Werner, Gymnastique du vocabulaire français. (Französisch-deutsches Wörterverzeichnis.) Hilfsbuch zum Gebrauch für die oberen Klassen der Mittelschulen. Wien 1911, F. Tempsky. 220 S. geb. 2,60 ℳ.

16. L. Wulff, Verkleinertes Demonstrationsmodell der 4 Operationseigenschaften der Geraden in der Planimetrie. Parchim.

17. J. Stockhaus, Der Schulgesang. Stufenmäßig geordnete Stoffsammlung für Theorie und Praxis des Gesangunterrichts. 1. Teil: Liederbuch, 2. Teil: Wegweiser. Frankfurt a. M. 1911, M. Diesterweg. 243 S. geb.

18. H. L. Strack, Grammatik des Biblisch-Aramäischen mit Texten und Wörterbuch. Fünfte Auflage. München 1911, C. H. Beck. 40 u. 60 S. geb. 2,50 *M*.

19. H. L. Strack, Hebräische Grammatik und Übungsbuch. Zehnte und elfte Auflage. München 1911, C. H. Beck'sche Buchhandlung Oscar Beck. XII u. 159 u. 128 S. geb.

20. J. Steiner und A. Scheindler, Lateinisches Lese- und Übungsbuch. Dritter und vierter Teil: Übungsbuch zur Einübung der Moduslehre. Herausgegeben von R. Kauer. Sechste resp. fünfte Auflage. Wien 1910, F. Tempsky. 126 S. u. 132 S. geb. 2 *M* und 2 *M*.

21. R. Suppantschitsch, Leitfaden der darstellenden Geometrie für die V. bis VII. Klasse der Realanstalten. Mit 311 Figuren und 375 Aufgaben. Wien 1911, F. Tempsky. 269 S. geb. 4 *K*.

22. W. Süß, Die Frösche des Aristophanes mit ausgewählten antiken Scholien herausgegeben. Bonn 1911, A. Marcus und E. Weber. 90 S. 2 *M*.

23. Le Traducteur. Jahrg. 19. No. 1.

24. The Translator. Jahrg. 8. No. 1.

25. A. Voigt, Theorie der Zahlenreihen und der Reihengleichungen. Leipzig 1911, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. VIII u. 133 S. Lex.-8.

26. W. Wägner, Hellas, das Land und Volk der alten Griechen. Zehnte Auflage von F. Baumgarten. Mit 398 Abbildungen, sowie 6 Beilagen und 1 Karte in Farbendruck. Leipzig 1911, Otto Spamer. XII u. 675 S. geb.

27. Deutsches Wanderjahrbuch. Erster Jahrgang. Herausgegeben von der Auskunftsstelle für Jugendwandern, Fr. Eckardt in Dresden. Mit 26 Abbildungen. Leipzig 1911, B. G. Teubner. IV u. 159 S. 1,40 *M*.

28. E. Wulffen, Shakespeares große Verbrecher (Richard III., Macbeth, Othello). Berlin-Lichterfelde 1911, Dr. P. Langenscheidt. 292 S.

29. E. Wulffen, Gerhardt Hauptmanns Dramen. Kriminalpsychologische und pathologische Studien. Zweite Auflage. Ebenda. 1911. 208 S.

30. Th. Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. Zehntes bis vierzehntes Tausend. Ungekürzte Volksausgabe. Berlin 1911, G. Bondi. 700 S. mit 12 Porträts. 4,50 *M*, geb. 5,50 *M*.

31. Sammlung Göschen. Leipzig 1910 u. 1911, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Jedes Bändchen 8. geb. 0,80 *M*.

a) H. Ockel, Bayerische Geschichte. Zweite Auflage. 136 S.

b) F. Stolz, Geschichte der lateinischen Sprache. 147 S.

c) S. Schwarz, Landeskunde der Großherzogtümer Mecklenburg und der Freien und Hansestadt Lübeck. Mit 17 Abbildungen, 16 Tafeln und 1 Karte.

d) A. Schramm, Stenographie nach dem System F. X. Gabelsberger. 142 S.

e) D. Schäfer, Kolonialgeschichte. Dritte Auflage. 152 S.

f) R. Loewe, Germanische Sprachwissenschaft. Zweite Auflage. 151 S.

g) B. Bauch, Geschichte der Philosophie. V. Immanuel Kant. 207 S.

h) R. Gasch, Geschichte der Turnkunst. Mit 17 Abbildungen. 104 S.

---

# ERSTE ABTEILUNG.

## ABHANDLUNGEN.

### Am Grabe des Extemporales.

**Einige Betrachtungen über die neue Lage statt eines Nachrufes.**

Das Extemporale ist tot! Kein Zweifel, es ist nicht anders! De mortuis nil nisi bene! Am Grabe des Extemporales wird man dieser sonst stets beobachteten Pflicht nicht genügen. Die Klagen der wenigen Leidtragenden werden übertönt von dem widerhallenden Siegesjubel und dem höhnischen und hämischen Gelächter der vielen, die sich in Äußerungen ihrer Freude über den ihnen selbst unfaßbaren Erfolg kaum genug tun können. Die Zeitungen strotzen förmlich von Artikeln, denen man die Schadenfreude der Verfasser anmerkt, über den „gewaltigen Fortschritt", und man bemüht sich allseitig, dem erlegten Löwen noch einen recht kräftigen Fußtritt zu versetzen. In der Tat, wer da liest, was das Extemporale alles auf dem Gewissen hat, wie es Eltern, Schülern und Lehrern so manchen Stoßseufzer entlockt, Lehrern wie Schülern die Freude am Unterricht geraubt hat und für die Schüler eine stete Quelle des Unbehagens und seelischer Folterqualen geworden war, ersonnen von einem verschrobenen Pädagogengeist und ärger als die mittelalterlichen Marterinstrumente, so daß sich die Einrichtung längst die verdiente Abneigung aller Beteiligten erworben hatte, wer da liest, wie das Extemporale seinen drohenden Schatten sogar bis in den friedlichen Familienkreis warf, der in entscheidenden Zeiten durch die Frage: „Was hat der Junge heute geschrieben?" bis zur Köchin hinab in eine nachhaltige Erregung versetzt wurde, wer da liest oder gelesen hat — und es war öfter zu lesen, und nicht bloß bei Gurlitt — wie das Extemporale angeblich sogar hier oder da ein blühendes Menschenleben in den Tod getrieben hat —, der kann dem Extemporale keine Träne nachweinen und die Freude der Gegner des Extemporales nachempfinden. Und darum wollen wir es ruhen lassen ohne den sonst üblichen Nachruf! Es ist am Ziel, und die Gegner auch!

Das heißt, so ganz sind die Gegner doch wohl nicht am Ziel. Wer die Entwickelung aufmerksam verfolgt hat, hat bei dem ganzen

Feldzug gegen „diese festeste Säule unserer Wissenschaft, die wir auf den höheren Schulen erworben haben, den Prüfstein unseres Könnens in classicis", die den Kundigen nicht weiter auffallende, oft beobachtete Bemerkung von neuem gemacht, daß es sich eigentlich wieder nur um einen vereinigten Angriff aller Gegner des Gymnasiums handelte, um von der so schwer bedrohten und doch bisher standhaft verteidigten Festung wieder eine Schanze zu nehmen, als sei das Extemporale lediglich eine Untugend des in jeder Beziehung rückständigen Gymnasiums. Wenigstens liegen mir eine ganze Reihe von Zeitungsausschnitten vor, in denen lediglich das lateinische Extemporale bekämpft wird, als ob auf den Realanstalten im Französischen oder Englischen keine schriftlichen Klassenarbeiten angefertigt werden. Oder sollten die Neusprachler insgesamt ihre Sache besser verstehen und die Gefahr einer seelischen Aufregung der Schüler vermieden haben? Alle Achtung vor der Methode der Neusprachler, von der der Altsprachler manches lernen könnte, z. B. für die Belebung des mündlichen Unterrichts, aber daß die Altsprachler methodisch so zurückgeblieben sind, daß sie allein in der Handhabung der schriftlichen Klassenarbeiten und ihrer Bewertung so arge Fehler gemacht haben, wird niemand nachweisen können. Und tatsächlich sind ja auch die französischen und englischen Extemporalien von dem neuesten Ministerialerlaß in gleicher Weise betroffen wie die lateinischen und griechischen, und nicht nur sie, sondern auch die mathematischen, ja selbst die deutschen Diktate. Vorher aber wie gesagt galt der Kampf immer fast ausschließlich dem lateinischen Extemporale. Und dabei machte man oft die Miene des wohl wollenden Gönners und Freundes; es sollte durch die Beseitigung des Extemporales und der Grammatikstunden auf den oberen Klassen ja nur Zeit und Raum gewonnen werden für einen umfangreicheren und eindringenderen Betrieb der Lektüre. Aber hie und da schon früher, zuletzt häufiger kam unverhohlen die wirkliche Absicht heraus: Nicht der Vertiefung und der Bereicherung der Lektüre sollten die der Grammatik abgenommenen Stunden dienen, sondern irgend welchen Forderungen des Tages, zuletzt wohl auch der Verringerung der wöchentlichen Gesamtstundenzahl. So wohl bei dem letzten heimtückischen Angriff der Frankfurter Ärzte, die ihr Experiment dann lieber bei dem der Reduzierung der Stunden dringender bedürfenden Realgymnasium und der Oberrealschule hätten beginnen sollen. Dieses Ziel also, dem Gymnasium eine Anzahl angeblich überflüssiger, ja schädlicher Grammatikstunden abzuringen, ist nicht erreicht. Im Gegenteil betont der Ministerialerlaß ausdrücklich, „daß die schulmäßige Erlernung einer fremden Sprache nicht möglich ist ohne vielseitige schriftliche Übungen in der Sprache", sowie daß keine Herabsetzung der Anforderungen beabsichtigt ist, sondern ein **besserer** Weg gesucht werden soll, um die Schüler zur Sicherheit in der An-

wendung des Gelernten und Erarbeiteten zu führen und sie zu gewissenhafter und erfolgreicher Arbeit anzuleiten".

Ist also auch das Extemporale in seiner bisherigen Art tot, so ist doch von einer Beseitigung der Grammatik auch nur aui der Oberstufe absolut keine Rede. Das Ziel bleibt das alte, nur der Kurs ist ein anderer. Wir haben uns nun klar zu machen, worin die Neuerung besteht. Und dabei muß eins ohne weiteres zugestanden werden: Gibt es einen Weg, der sicherer zum Ziele führt, so schlagen wir diesen Weg gern ein. Was ist denn nun gebessert? Das gilt es zu erwägen.

Ist die Neuerung eine Besserung im Interesse der Schüler? Freilich die Extemporaleangst ist beseitigt, — wo sie bestanden hat. Daß sie nicht überall bestanden hat, nicht bei jedem Schüler und nicht bei jedem Unterricht, ist sicher, es müßten sonst meine Schüler und die anderer Kollegen, die dieselbe Erfahrung gemacht haben, eine geradezu verteufelte Kunst der Verstellung besessen haben und noch besitzen; denn eben noch haben mir mehrere Schüler — keine sog. Musterknaben — ganz offen erklärt, sie hätten nie etwas von Extemporaleangst gewußt und solche Arbeiten recht gern geschrieben. Und diese Schüler werden erst 1 ½ Jahre von mir unterrichtet, also andere müssen es auch verstanden haben, das Gespenst der Extemporaleangst aus der Schulstube zu bannen. Es gab eben so manchen Schüler, der voll Freude und Stolz im Gefühl der Sicherheit sein Extemporale schrieb und das Mittagessen seiner Familie nicht gründlich versalzte, sondern durch seine gute Arbeit würzte. Diese Jungen sollen und werden nun hinfort diese Freude nicht mehr haben. Hoffentlich werden sie sie entbehren können und durch die bloße mündliche Anerkennung des Lehrers sich hinreichend belohnt und angespornt fühlen. Und es gab auch Lehrer, die durch geschickte Verbindung von freundlicher Bestimmtheit und erheiternden Humor wie in den sonst oft so trockenen grammatischen Unterricht, so besonders auch in die Extemporalestunden eine gesunde, frohe Stimmung hineintrugen und Furcht und Angst nach Kräften zu verscheuchen verstanden. Sie werden diese weise Kunst auch hinfort üben können. Darum braucht niemand zu trauern. Aber es gab auch Schüler, die gerade in den schriftlichen Klassenarbeiten durchgehends Besseres leisteten als in den mündlichen. Ich sehe sie lebendig vor mir, diese schüchternen, schamhaften Knaben und jungen Leute, die stets stockend und abgerissen unter Erröten ihre kurzen Antworten geben, öfters auch ganz schuldig bleiben, denen ein Aussichherausgehen wie eine Beschämung oder selbstangetane Schmach erscheint, die ihren wahren Wert und ihr wahres Wesen aber zeigen, sobald sie schreiben. Jeder erfahrene Pädagoge kennt solche Naturen. Sie werden in Zukunft schlechter fahren, sie haben nicht mehr so wie früher die Gelegenheit ihren wahren Wert zu zeigen. Sind

sie nicht auch Individuen, die der Berücksichtigung wert sind? Der Lehrer kann ihnen jetzt nicht mehr in demselben Maße wie früher Gerechtigkeit widerfahren lassen. Man hat auf sie keine Rücksicht genommen, sondern nur auf die Gattung derer, denen allerdings das Extemporale immer eine Quelle des Unbehagens war und die jetzt voller Freude sind, diese ewige Angst los zu sein. Denn das kann nicht geleugnet werden, trotz aller Vorsicht und Geschicklichkeit des Lehrers gelang es nicht immer bei allen Schülern, die psychischen Erregungen ganz zu beseitigen. Ich müßte an pädagogischer Kurzsichtigkeit leiden, wollte ich behaupten, daß ich niemals ein geängstetes Schülerantlitz während der Klassenarbeit gesehen habe. Es gibt eben bestimmte Arten von Schülern, bei denen es unmöglich ist, die Furcht vor der Klassenarbeit zu nehmen. Es sind das entweder Schüler, die dauernd ihre Pflicht nicht tun, weder zu Hause fleißig sind, noch in der Schule aufmerksam mitarbeiten, oder aber nervös veranlagte Kinder, die der besonderen Aufmerksamkeit und Pflege bedürfen und die bei jeder von ihnen verlangten Arbeit in Erregung geraten[1]). Die letzteren leisten mündlich manchmal, — keineswegs immer etwas Besseres, nur liebevolle, freundliche Geduld seitens des Lehrers entlockt ihnen Antworten und fördert sie, — diese Gruppe hat der Lehrer aber immer nach den mündlichen Leistungen beurteilt und bei ihnen den Willen oft schon für die Tat genommen. Wo es nicht geschehen ist, ist es ein schwerer pädagogischer Fehler, den niemand verteidigen wird. Die ersteren, die Trägen und Unaufmerksamen — sie hat es immer gegeben, und keine pädagogische Kunst der Zukunftsschule wird es verhindern, daß es ihrer immer eine gewisse Anzahl geben wird —, sie haben bisher mündlich ebensowenig wie schriftlich geleistet und werden daher auch in Zukunft keine Seide spinnen. Sie sind eben nicht gewöhnt, ohne Zwang sichere Kenntnisse sich zu erwerben, und da sie wenig wissen und kennen, ist auch ihr Können gering; beides läßt sich eben nicht immer so trennen, wie manche Leute meinen, wenngleich es gewiß nicht dasselbe ist und der erfahrene Lehrer beides wohl zu scheiden und zu beurteilen weiß. Mag das Extemporale für nervös beanlagte Kinder eine Schädigung ihrer Gesundheit gewesen sein — ihre Zahl wird meist überschätzt, es wäre ja auch überaus traurig, wenn es anders stände, und dann hätte sich dieser schwere Übelstand längst allen greifbar geäußert —, für die Trägen und Unaufmerksamen war es keine Schädigung, sondern ein Segen und Gewinn, insofern es für sie eine Nötigung zur Arbeit bedeutete, mochte das Maß dieser noch so gering sein. Und bisher hat es

[1]) Ganz zu schweigen von den Schülern, die falscher Ehrgeiz der Eltern auf die Schule gebracht hat und auch nach diesem Erlaß weiter bringen wird.

immer als höchste pädagögische Weisheit gegolten, das Beste, was wir unsern Schülern für das Leben mitgeben könnten, sei die Überzeugung, daß jeder arbeiten müsse, das Pflichtgefühl, ein Gedanke, der gerade in unseren Tagen, wo fortwährend von der Erziehung zum Staatsbürger die Rede ist, besondere Bedeutung gewinnt.

Jedenfalls wird mancher Schüler fortan weniger gründlich und regelmäßig seine Pflicht tun als bisher, das steht fest trotz aller gegenteiligen Versicherungen von Pädagogen, die alles durch eine rosenrote Brille sehen. In der Stunde hofft der träge Schüler eben durchzukommen, ohne „reinzufallen“, und fällt er doch hinein, so erfahren es die Eltern nicht gleich, und die Eltern selber werden hinfort nicht mehr so genau auf die Erledigung der mündlichen Hausaufgaben achten. Bislang veranlaßte der Extemporaletag wenigstens den Vater am Abend vorher mit Hänschen gründlich zu üben, das wurde oft zur Quälerei und blieb doch ohne das gewünschte Ergebnis. Natürlich! Denn es war ein falscher Weg. Hätte der Vater darauf geachtet, daß Hänschen regelmäßig und gründlich, auch rechtzeitig, nicht gleich nach dem Essen, auch nicht kurz vor dem Schlafen seine Hausaufgaben erledigt, so hätte er sich und dem Sohne die Quälerei, der ganzen Familie den Ärger erspart und doch die Früchte seiner Arbeit reifen sehen. Das war aber vielfach nicht der Fall, infolge verkehrter häuslicher Unterstützung kam es zu Mißerfolgen, deren Ursachen nun nach Menschenart natürlich nicht etwa dort gesucht wurden, wo sie wirklich lagen, sondern auf die Schule mit ihren verschrobenen Einrichtungen, Methoden und Lehrern geschoben wurden. Es war ja so bequem! Doch ich will bei den Schülern bleiben!

Die Extemporaleangst ist also verschwunden. So weit sie überhaupt bestanden. Eigentlich hätte man übrigens doch meinen sollen, daß gerade wegen der häufigen regelmäßigen Wiederkehr der Klassenarbeiten auch bei ängstlichen Gemütern eine Beruhigung und Gewöhnung eingetreten wäre. Gilt das nicht sonst im Leben als Erfahrungsgrundsatz? Auch Ärzte urteilen so. Und tritt bei jüngeren Leuten und Kindern nicht leichter und früher eine Gewöhnung an alles, auch Unliebsames ein? Warum hat man den Grundsatz hier nicht gelten lassen? Wenn man hier andere Erfahrungen gemacht hat, so trägt die Schule nicht die Schuld, mindestens nicht allein, sondern in erster Linie das Haus, die Eltern, die die Klassenarbeiten viel verkehrter beurteilten als die Schule und darum eine Beunruhigung hervorriefen, an der die Schule keinen oder nur einen ganz geringen Teil trägt. Läßt sich jede Spannung und Beunruhigung in der Schule vermeiden? Der aus irgend welchem Grunde ängstliche Schüler hat nicht bloß vor dem Extemporale Angst. Jedem Lehrer ist es schon vorgekommen, und nicht bloß einmal, daß ein Schüler beim Hersagen eines Gedichtes, eines Bibelspruches oder einer Regel stecken bleibt: „Gestern habe ich

alles gut zu Hause gekonnt!" Wollen wir jede Angst bannen, so müßten wir konsequenterweise auch keine Hausaufgaben mehr verlangen; auch diese Forderung ist schon gestellt worden. Aber damit würden wir ein wesentliches Erziehungsmittel aus der Hand geben. Der Schüler soll doch wissen oder lernen, daß er zur bestimmten Stunde eine seinem Vermögen entsprechende Leistung nachweisen muß. Man wird einen ängstlichen Knaben besonders liebevoll behandeln und freundlich ermuntern, aber ihn doch durch Gewöhnung allmählich dahin bringen, daß er seine Angst ablegt.

Das ließ sich beim Extemporale auch machen und ist auch erreicht worden, bei den jetzt zu schreibenden Übungsarbeiten, die ein sorgsamer Lehrer auch früher schon, wo es ging, in der Klasse schreiben ließ, wenn er sie auch nicht jedesmal alle selber korrigierte, wird der Lehrer diese Kunst auch weiter üben müssen, erst recht aber in den alle 4 bis 6 Wochen zu schreibenden Prüfungsarbeiten[1]), die der Lehrer aus dem bis dahin gewonnenen Sprachmaterial zusammenstellt, „um Sicherheit darüber zu gewinnen, inwieweit die Schüler den durchgenommenen Lehrstoff verstanden und sich angeeignet haben, oder ob einzelne Teile noch weiter mit ihnen durchgearbeitet und befestigt werden müssen". Das sind doch regelrechte Prüfungsarbeiten! Als solche kennzeichnen sie sich auch dem Schüler sofort, auch wenn er den Termin vorher nicht erfährt, durch den im Zusammenhang diktierten oder hektographierten Text. Da ist doch zu befürchten, daß die Angst, die man los sein wollte, sich sofort und in erhöhtem Maße wieder einstellt. Denn diese Arbeiten werden zensiert im Gegensatz zu den Übungsarbeiten. Daß diese zensierten Klassenarbeiten in den Augen der Schüler wie der Eltern sofort zu Prüfungsarbeiten werden, ist gar nicht zu vermeiden, um so weniger, als in dem Wortlaut des Erlasses, der unter Fortfall der bisherigen Bestimmungen der Lehrpläne in Kraft tritt, nichts davon gesagt ist, daß diese zensierten Arbeiten nicht für die Zeugniszensur maßgebend sein sollen. Die bisherige Bestimmung der Lehrpläne von 1901 unter III 6. Abs. 2, wonach mit aller Entschiedenheit einer einseitigen Wertschätzung des sog. Extemporales entgegenzutreten ist, hat der Minister ausdrücklich aufgehoben. Müssen da nicht Schüler wie Eltern befürchten, daß nunmehr lediglich oder doch hauptsächlich auf Grund dieser wenigen zensierten Klassenarbeiten die Zeugniszensur erteilt wird? Aber selbst wenn, wie ich vermute[2]), der Teil des Erlasses über diese Klassenarbeiten

[1]) Über die Unterscheidung zwischen Übungsarbeiten und Prüfungsarbeiten siehe die rheinische Direktorenversammlung 1907. Dazu siehe Gaede: Bemerkungen zum altsprachlichen Unterricht. Progr. Münster 1909.

[2]) Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Erlaß noch einmal klar zum Ausdruck gebracht hätte, daß die zu zensierenden Klassenarbeiten fortan noch weniger als die alten Extemporalien allein den Wertmesser für die Leistungen bilden dürfen.

so zu verstehen ist, daß auch sie nicht einseitig zur Grundlage für die Zeugniszensur gemacht werden sollen, auch dann wird bei Eltern und Schülern die Überzeugung Platz greifen, daß in Zukunft wie früher gleichwohl der Ausfall dieser Arbeiten maßgebend sein wird, und damit haben wir die Angst wieder, und in erhöhtem Maße, da nunmehr das Zeugnis von 1—2 Arbeiten abhängt, während früher etwa 6—10 Arbeiten vierteljährlich geschrieben wurden und hier doch eher die Möglichkeit vorhanden war, eine oder die andere mißlungene Arbeit durch eine besser gelungene auszugleichen. Auch wird die Angst nach meinen Erfahrungen trotz Budde, von dem leider zuletzt sich auch Paulsen hat beraten lassen [1]), die Angst, wo sie überhaupt besteht, durch die plötzliche Überraschung erhöht, was ja auch psychologisch erklärlich ist. Die Schüler, besonders in den unteren und mittleren Klassen, wollen brennend gern wissen, wann geschrieben wird, und sie gehen gefaßter an die Arbeit und gesammelter, als wenn sie plötzlich mit dem Diktat oder dem hektographierten Text einer Klassenarbeit überrascht werden.

„Die Texte sind den Schülern im Zusammenhang zu diktieren oder hektographiert in die Hand zu geben". Früher wurde die Sache, wenigstens in den untern Klassen stets, in den mittleren meist anders gehandhabt. Daß das Diktieren des Textes für den Sextaner, Quintaner und Quartaner keine Erleichterung, sondern eine Erschwerung bedeutet, liegt auf der Hand. Schreiben die Schüler unmittelbar nach dem Wort des Lehrers die Übersetzung in die fremde Sprache, so hat es der Lehrer leichter in der Hand, herauszufinden, wo für den Schüler unvermutete Schwierigkeiten stecken, und kann durch Winke, Betonung, nötigenfalls durch Worte und Andeutungen einhelfen, außerdem hat dieses Verfahren unleugbar ein große erziehliche Bedeutung. Übersetzt der Schüler nach dem erst niedergeschriebenen deutschen Text, so kann es vorkommen, daß dem Lehrer Schwierigkeiten entgehen, außerdem bedeutet ein Diktat für den Sextaner, Quintaner und Quartaner eine besondere selbständige Leistung, die ihm oft ebensolche Mühe [2]) macht als das böse Latein. Dann müßte folgerichtig auch das deutsche Diktat vom Lehrer nachgesehen werden, da doch der Schüler nichts

---

[1]) Wie Budde mit Selbstgefälligkeit im Berliner Tageblatt feststellt. Schade, daß sich Paulsen gerade an Budde gewendet hat, der seit Jahren mit seltener Schreibfreudigkeit dieselben Gedanken in immer neuer Modifizierung in Büchern, Broschüren und Zeitschriften vorträgt und soviel in den „Tag" hineingeschrieben hat, daß er für das Berliner Tageblatt ein „so erfahrener Pädagoge" ist. „Sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viel Worte machen".

[2]) Man denke an die Schüler, deren Muttersprache nicht die deutsche ist, besonders an die zahlreichen Schüler polnischer Zunge auf den höheren Lehranstalten des Ostens! Sie pflegen fremde Sprachen meist leicht zu lernen, aber die deutsche macht ihnen große Schwierigkeiten.

Falsches sehen, hören und schreiben soll. Hektographierte Vorlagen aber eignen sich doch wohl mehr für die oberen Klassen als für die untern, auf denen sich kein geschriebenes, auch kein hektographiertes Blatt Papier zwischen die Schüler und den Lehrer, an dessen Mund die ersteren hängen, drängen sollte. Das sind Vorschläge, denen man die Not und Verlegenheit, die sie geboren hat, anmerkt. Von der Schädigung der Schrift beim schnellen Niederschreiben des Textes will ich ganz schweigen.

Meines Erachtens lassen sich also die Ursachen psychischer Erregungen nie völlig aus der Schule beseitigen. Wollte man wenigstens die Angst vor den schriftlichen Klassenarbeiten ganz bannen, so hätte man nur noch Übungsarbeiten, die nicht zensiert werden, übrig lassen sollen. Warum diese Inkonsequenz? Denn das ist sie. Offenbar doch nur darum, weil man sich noch nicht über die künftige Gestaltung der Reifeprüfung schlüssig geworden ist. Man hat sich noch nicht entschließen können, die ganze schriftliche Prüfung fallen zu lassen, weil damit doch der Behörde ein bedeutsames Mittel der Kontrolle genommen wäre, besonders wenn, wie der zweite Erlaß des Ministers an die Provinzialschulräte eine ältere Verfügung verschärfend und ergänzend vorschreibt, die Teilnahme der Provinzialschulräte an der Prüfung nicht mehr die Regel sein soll. Das lateinische Skriptum der Reifeprüfung in eine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche umwandeln mochte oder konnte man nicht gut, weil erst unlängst der Minister auf Grund einer Prüfung der lateinischen Skripta durch Universitätsprofessoren dem Forschritt der Leistungen seine Anerkennung ausgesprochen hatte und weil man dann auch das französische und englische Skriptum auf den andern höheren Lehranstalten hätte abschaffen müssen, wenn anders man gleiches Recht für alle gelten lassen wollte. So lange aber das Skriptum in der Reifeprüfung verlangt wird[1]), muß eine Übung darauf vorbereiten; denn ohne Übung kann nichts fruchtbar und erreichbar gestaltet werden. Trotzdem ist zu befürchten, daß das Skriptum im Lateinischen bald dem Ansturm der Gegner erliegt.

„Noch eine hohe Säule zeugt von verschwund'ner Pracht.
Auch diese, schon geborsten, kann sinken über Nacht".

Wer kann sich dieser Befürchtung entschlagen? Vielleicht wird auch das ganze Abiturientenexamen, mündlich wie schriftlich, über kurz oder lang abgeschafft. Eine große Bewegung ist dafür, auch Paulsen ist für den Vorschlag eingetreten. Ich würde die Abschaffung der Reifeprüfung aus mehreren Gründen sehr beklagen. Um der Schüler willen darum, weil ihnen das Leben weiterhin auch Prüfungen nicht erspart, ganz abgesehen von den Prüfungen in ihrem Berufe, dem sie sich zuwenden, und sie in der Reifeprüfung eben durch ihr Können, durch die ganze Art, wie sie

[1]) Vergl. auch über diese Frage Gaede a. a. O.

sich geben, zeigen sollen, welches Maß geistiger und sittlicher Reife sie erlangt haben. Nach den abschreckenden Bildern, die Männer wie Kemmer, Gurlitt, Ostwald u. a. von der physischen und psychischen Zerrüttung unserer Abiturienten durch die Vorbereitung auf die Reifeprüfung und die Qualen während dieser entworfen haben, ist es wohl kaum zweifelhaft, daß das ganze Abiturientenexamen in Kürze fällt, und sei es auch nur, um die erregte öffentliche Meinung zu beruhigen. Dann fallen natürlich auch die zensierten Klassenarbeiten fort! Auch der deutsche Klassenaufsatz? Daß auch er manchen Schüler beunruhigt, läßt sich doch nicht leugnen. Vorläufig aber haben wir ihn noch, — Gott sei Dank! höre ich manchen Lehrer des Deutschen sagen, der ein Lied zu singen weiß von der Hilfe durch Vater, Mutter, Schwestern, Tanten bei der Anfertigung des Hausaufsatzes, ganz abgesehen von der Benutzung von allerlei Aufsatzbüchern und den neuerdings entstandenen Aufsatzfabriken. Und vorläufig haben wir noch die zensierten Klassenarbeiten. Aber es sind sehr wenig, auch für die Schüler, die sich meist auf Grund der Klassenarbeiten ein Bild von dem Stand des einzelnen zu machen pflegen, in dem richtigen Gefühl, daß sich darin doch ein gut Teil des Könnens zeige und weil die richtige Beurteilung der mündlichen Leistungen ihnen doch nicht so leicht ist. Sie werden im ganzen mit der Neuerung doch nicht so zufrieden sein, wie man nach einigen in gewissen Zeitungen mit Behagen mitgeteilten Freudenergüssen meinen sollte, und viele, die im ersten Augenblick nichts als Freude empfinden, werden allmählich zu der Erkenntnis kommen, daß ein so großer Anlaß zur Freude eigentlich nicht vorliegt.

Noch größer scheint den Zeitungsnachrichten zufolge die Freude in den Kreisen der Eltern zu sein. Mit welchem Rechte? Freilich, die wöchentliche Angst vor dem Extemporale und den damit durch eigene Schuld hervorgerufenen Aufregungen, die sich vermeiden ließen, wenn die Eltern mit der Schule zu leben und ihre Arbeit zu unterstützen sich entschließen wollten, sind sie los. Aber damit haben die Eltern auch einen zwar nicht unbedingt zuverlässigen, aber doch nicht zu verachtenden Maßstab für die Leistungen ihrer Kinder in der Schule verloren. Die Berichte der Kinder selber über ihre mündlichen Leistungen sind doch oft recht optimistisch und unzuverlässig, auch ohne daß immer eine böswillige Absicht vorliegt, und Eltern, die sich darauf verließen, werden schon oft recht unangenehme Enttäuschungen erlebt haben. Die von der Dienstanweisung jetzt allgemein vorgeschriebenen, vielfach schon früher angesetzten Sprechstunden werden erfahrungsmäßig noch immer viel zu wenig benutzt. Vielen ist das unbequem, man scheut die Rücksprache mit dem Klassen- oder Fachlehrer, weil man sich scheut die Wahrheit zu hören. Es ist das Unglück der Eltern, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Meist kommen die Eltern erst auf eine vor-

angegangene amtliche Mitteilung oder besondere Aufforderung, zuweilen auch dann noch nicht. Es sind nur wenige, die eine regelmäßige und ständige Verbindung mit der Schule aufrecht erhalten, und das sind Fälle, wo diese Verbindung am wenigsten nötig sind. Die meisten Eltern sehen aber in der Schule weiter nichts als ein notwendiges Übel, und ein recht großes, dem man soweit wie möglich aus dem Wege geht. Daher erklärt sich zum großen Teil die Unbeliebtheit der Schule bei den „modernen" Eltern, die sich nicht durch allerlei Vorschriften, die die Schule für notwendig erachtet, einengen lassen wollen. Aber auch die sorgsamen Eltern, die mit ihren Kindern und mit der Schule leben, können nicht in die Schulstunden hineinsehen, obschon auch der Vorschlag[1]) — wenigstens für Volksschulen — gemacht worden ist, den Eltern Gelegenheit zu geben, dem Unterricht beizuwohnen. Solange diese Einrichtung noch nicht durchgeführt worden ist, haben die Eltern keine andere Möglichkeit, Sicheres über den Standpunkt ihrer Kinder zu erfahren, als Rücksprache mit dem Klassenlehrer, und es ist dringend zu wünschen, daß von der Einrichtung der amtlichen Sprechstunden im Interesse der Schüler ein immer größerer Gebrauch gemacht würde. Das würde eine Annäherung von Schule und Haus zur Folge haben, die den Kindern zu Gute käme. Tun die Eltern das nicht, so sind sie zwar die wöchentliche Aufregung über das Extemporale los, es läßt sich dann aber nicht vermeiden, daß durch die Zeugnisse oft eine noch größere Erregung in das Elternhaus hineingetragen wird, wenn das Zeugnis so gar nicht der Erwartung entspricht. Daß man von der Tatsache so unerwartet überrascht wird, daran ist man natürlich selber schuld, wenn die so nötige Verbindung mit der Schule nicht gesucht ist; diese Schuld wird aber nach Möglichkeit wieder auf die Schule abgewälzt werden, und mit einem gewissen Rechte überall da, wo die Schule nicht rechtzeitig der Überraschung durch eine Benachrichtigung der Eltern vorgebeugt hat.

Diese Mitteilungen werden und müssen jetzt häufiger werden. Das ist außer Zweifel. Sie waren schon vorher ein bequemes und vielfach benutztes Mittel, das Elternhaus über mangelhafte Leistungen des Sohnes und auf die Gefahr des Sitzenbleibens warnend aufmerksam zu machen. Aber, wo dieses Mittel übermäßig stark angewendet wurde, herrschte in den Kreisen der Eltern, wie ich an einer Anstalt selbst erfahren habe, eine ungeheure Erbitterung über diese häufigen amtlichen Mitteilungen, die der Postbote — damals noch unfrankiert — oft gerade zum Kaffee oder Mittag überreichte und die der Vater laut Unterschrift unter die Schulordnung verpflichtet war, unterschrieben zurückzusenden. Oft haben mir die Eltern in den Sprechstunden

[1]) Vgl. Berninger: Dur und Moll.

jammernd von den Szenen erzählt, die infolge solcher Mitteilungen im Hause entstanden, und mich flehentlich gebeten, ihnen das zu ersparen. Ich konnte es nicht immer; denn an jener Anstalt war der Klassenlehrer verpflichtet, jeden Eintrag eines Lehrers in das Klassenbuch dem Vater des betreffenden Schülers amtlich mitzuteilen. Jetzt werden diese Ordinariatsmitteilungen viel häufiger werden müssen, und die darob entstandenen Aufregungen werden nicht geringer sein als die infolge eines mißglückten Extemporales. Die Folge dürfte sein, daß das Mißverhältnis zwischen Schule und Elternhaus sich noch steigert, zumal unsere Presse vielfach bestrebt ist, den Unfrieden zu mehren, statt auf Versöhnung zu wirken. Und noch eine Befürchtung kann ich nicht unterdrücken. Nach dem Fortfall der schriftlichen Arbeiten wird bei dem obwaltenden Mißtrauen gegen die Schule das Vertrauen in die Gerechtigkeit des Urteils des Lehrers leicht erschüttert werden, und das ist das Schlimmste, was eintreten kann; wenn die Eltern dies Vertrauen verlieren und wohl gar auch bei den Kindern untergraben, dann ist alle Arbeit der Schule und der Lehrer nutzlos und fruchtlos. So wird sich meines Erachtens die Neuerung nur dann als eine Besserung für die Eltern erweisen, wenn sie sich in engere Fühlung mit der Schule begeben, d. h. vor allem sich recht oft und vertrauensvoll an den Klassenleiter wenden.

Und endlich die Lehrer! Was bedeutet die Neuerung für sie? Wenn Zeitungsartikel in der unverhohlenen Freude über die vermeintliche Niederlage der verschrobenen Philologen, die das Extemporale zur Verängstigung der jugendlichen Gemüter ersonnen haben, höhnisch fragen, woran jetzt die Lehrer sehen sollen, ob der Schüler die nötigen Sprachkenntnisse in sich aufgenommen hat, ob er den Wortschatz, die grammatischen Regeln beherrscht und zu verwenden weiß, so zeigt das nur die Unfähigkeit des Zeitungsschreibers, die Tätigkeit und das Urteilsvermögen eines Lehrers gerecht einzuschätzen. Solche unbesonnenen und ungerechten Ausstreuungen einer ihrer Verantwortung sich gar nicht bewußten Presse haben es hauptsächlich auf dem Gewissen, daß heute keine Autorität mehr gilt, weder die des Staates, noch die der Kirche, noch weniger die der Schule. Es gibt bekanntlich eine ganze Anzahl Fächer, in denen nie eine Klassenarbeit geschrieben wird. Dann müßte ja in diesen Fächern der Lehrer nie in der Lage sein ein Urteil zu gewinnen. Trauriges Lehrerlos! Jedem Fachmann gesteht man ein fachmännisches Urteil zu, nur du, lieber Lehrer, genießt diese Anerkennung nicht, und magst du noch so tief dich in die Geheimnisse der dir anvertrauten Menschenseelen vertiefen! Es liegt mir fern, hier den Gründen nachzugehen, wie es kommt, daß gerade an dem fachmännischen Urteil des Lehrers gezweifelt wird. Nur eine Frage! Sind die Lehrer samt und sonders von Haus aus unvollkommener als die Vertreter anderer Berufe oder werden sie es durch ihren Beruf? — Ich will ruhig

zugeben, daß es Lehrer gibt, die durch eigene Schuld sich den Vorwurf der Urteilslosigkeit und Ungerechtigkeit zuziehen, durch eigene Schuld, insofern das Unvermögen ein sicheres Urteil zu gewinnen und auszusprechen eine Schuld ist. Urteil ist eben zumeist eine Gabe, die angeboren ist, weniger eine Eigenschaft, die man sich aneignen kann, und so kommt es, daß nicht allzuviele Menschen Urteil besitzen, und also entbehren auch viele Lehrer des Urteils, aber ist das in anderen Berufsklassen nicht ebenso? Freilich fällt es beim Lehrer mehr auf, und bei niemand wird das Urteil einer schärferen Kontrolle unterworfen als beim Lehrer, der allerdings durch seine Urteilslosigkeit großes Unheil anrichten kann und angerichtet haben mag. Aber diese Gefahr ist jetzt nicht behoben. Für den schwachen Lehrer mit geringem Urteilsvermögen ist es jedenfalls schwerer aus dem mündlichen Unterricht allein ein sicheres Urteil über die Leistungen und Fähigkeiten des einzelnen Schülers zu gewinnen, als auf Grund der schriftlichen Arbeiten. Das ist doch unbestreitbar; und so lange erfahrene und angesehene praktische Pädagogen[1]) daran festhielten, daß das Extemporale zwar nicht einseitig als die Hauptleistung bewertet werden, aber neben den mündlichen Leistungen einen — nicht unwichtigen Gradmesser für das Können der Schüler bilden müsse, solange konnten schwache Lehrer einen großen Fehler kaum begehen und besonderen Schaden kaum anrichten, wenngleich der Fehler, der in der einseitigen Wertschätzung des sogenannten Extemporales liegt, nicht etwa entschuldigt werden soll[2]). Jetzt wird das anders werden, schlimmer. Dem urteilsunfähigen Lehrer fehlt jetzt jede sichere Unterlage, die Folge wird sein, daß sein Urteil noch unsicherer, unzuverlässiger wird, und das wird dem Gerede von dem Übelwollen und der Ungerechtigkeit eines Lehrers, bald auch der Lehrer neue Nahrung geben. Oder aber es geschieht gerade das, was der Erlaß verhüten will, der Lehrer wird in seiner Haltlosigkeit der einseitigen Wertschätzung der schriftlichen Arbeiten soweit erliegen, daß er fortan die wenigen „zensierten Klassenarbeiten" als Hauptwertmesser der Leistungen der Schüler behandelt, und damit ist er aus der Scylla in die Charybdis geraten. Wohl und Wehe der Schüler hängt dann nach wie vor von dem Ausfall der Klassenarbeiten ab, und da die Zahl derselben geringer ist, bedeutet das entschieden einen Nachteil für die Schüler.

Ein anderes Bedenken kann ich hier — leider — nicht unterdrücken. Noch auf andere Weise dürfte die Absicht des Erlasses durchkreuzt werden. „Möglichst in jeder Unterrichtsstunde, die für grammatische und stilistische Übungen in den fremden Sprachen

[1]) Zum Beispiel Gaede in seinem sehr empfehlenswerten Programm: „Bemerkungen zum altsprachlichen Unterricht, insbesondere zu den schriftlichen Übungen", woraus ich S. 18 zitiere.

[2]) Vergl. z. B. diese Zeitschrift LXII. Jahrgang, Augustheft, S. 383.

angesetzt ist, sind von den Schülern unter Benutzung eines besonderen Heftes einige Sätze zu übersetzen". ein Verfahren, das auch vorher schon oft — wenn auch nicht regelmäßig — erfolgreich angewendet worden ist, nur daß nicht besondere Hefte benutzt wurden; auch wurden bislang solche Übungsarbeiten in der Klasse vom Lehrer nicht regelmäßig nachgesehen. Das soll in Zukunft geschehen. „Eine Zensierung dieser Übungsarbeiten findet nicht statt". Wer steht aber dafür ein, daß hier und da doch ein Lehrer sich über diese Übungsarbeiten in seinem Notizbuche Bemerkungen in Form von Urteilen macht, so wie er bei den mündlichen Übungen in der Klasse auch tut. Dann hätten wir in den unteren Klassen glücklich 6 Extemporalien statt eines in der Woche! Gerade diejenigen Lehrer, die oft aus reiner Gewissenhaftigkeit, nicht aus Pedanterie stets mit dem Notizbuch in der Hand vor ihren Schülern stehen und jede noch so kurze Antwort oder das Ausbleiben einer Antwort mit einem Zahlenwert oder in einer selbsterfundenen Geheimschrift buchen [1]), gerade diese werden der Versuchung leicht erliegen, auch die schriftlichen Übungsarbeiten in der Klasse in ihrem Notizbuch wenigstens — da es in dem Heft verboten ist — zu zensieren. Und sollte das selbst erst zu Hause geschehen, die Schüler haben das bald heraus, dann wissen es auch die Eltern, und damit ist die schöne Absicht hintertrieben, und es ist ärger denn zuvor.

Natürlich kann da der Direktor eingreifen, und er muß und wird es tun, sobald er dahinter kommt, und das wird zu unliebsamen Konflikten führen. Viele Lehrer empfanden die Revision der Hefte durch den Leiter der Anstalt bisher schon als eine wenig angenehme Kontrolle ihrer Tätigkeit. Jetzt aber ist der Direktor gezwungen, mehr als je zuvor in den einzelnen Stunden zu hospitieren, um sich selber ein Urteil über die einzelnen Schüler und ihre Leistungen zu bilden. Bisher machten es sich einzelne Direktoren in den Zensurenkonferenzen bequem, die Listen mit den Prädikaten der einzelnen schriftlichen Arbeiten in Verbindung mit den einer Durchsicht unterworfenen Heften bildeten die Grundlage für ihr Urteil und für die Kontrolle der vorgeschlagenen Zeugniszensuren. Das geht nun nicht mehr, die wenigen zensierten Klassenarbeiten können vernünftigerweise

[1]) Diese Unsitte besteht, sooft sie auch gegeißelt worden ist, immer fort. (Siehe darüber Koenigsbeck in dieser Zeitschr. 1908 und zuletzt Gaede in der Monatschr. f. höb. Schul. 1910.) Meines Erachtens wirkt das ewige Zensieren in der Klasse viel beunruhigender auf die Schüler als die Zensur im alten Extemporale und seine ganze Einrichtung. Es sollte verboten werden. Diejenigen Lehrer, die am meisten zensieren und notieren, kennen in Wirklichkeit ihre Schüler erfahrungsmäßig am wenigsten. Und wenn sie schon den Wert ihrer Leistungen und ihres Könnens richtig erkennen und kennen, von der Gesamtpersönlichkeit des Schülers haben sie selten ein klares Bild.

keinen Wertmesser für die Leistungen der Schüler abgeben. In Zukunft muß der Direktor, wenn anders er das Heft in der Hand behalten und seine Pflicht als verantwortlicher Leiter der ganzen Schule gewissenhaft erfüllen will, hospitieren, hospitieren und wieder hospitieren. Und mag das den Lehrern der Anstalt noch so unbequem und lästig sein, mögen daraus noch so viele Verstimmungen und Konflikte erwachsen, mag auch die Anstalt ein derartiges Mammutungetüm sein, daß der Leiter ohnehin bisher seinen direktorialen Dienstgeschäften allein kaum gewachsen war, auf das Hospitieren nach Möglichkeit verzichtete und mit dem Kollegium nur noch schriftlich verkehrte, hilft nichts, — hospitieren muß er hinfort. Ob der Direktor es überall können wird, ist eine andere Frage. Vielleicht wird das der Anlaß, jetzt etwas entschiedener an die Beseitigung der großen Anstalten, Trennung von Doppelanstalten, Entlastung des Direktors durch Gewährung einer Schreibhilfe und Herabsetzung seiner Pflichtstundenzahl zu denken.

Aber auch den Lehrern erwächst aus dieser Art der schriftlichen Klassenübungen eine größere und verantwortlichere Aufgabe. Es kann vorkommen, daß ein Lehrer täglich drei solcher Übungsarbeiten durchzusehen hat. Mögen sie auch kürzer sein als das alte Extemporale, eine Mehrbelastung bedeutet das unleugbar. Der Minister vertraut darauf, daß die Lehrer sich dieser Aufgabe gern unterziehen werden, und die Lehrer werden das Vertrauen — wie in andern Fällen früher — so auch diesmal sicherlich rechtfertigen. Der Mehrbelastung auf der einen Seite steht ja auch eine Entlastung auf der andern Seite gegenüber. Die Zusammenstellung der schriftlichen Übungssätze für die einzelnen Tage erfordert jedenfalls keine größere Vorbereitung, als man sie sonst für die mündlichen Übungen brauchte, an die Stelle des allwöchentlich zu korrigierenden Extemporales tritt nur alle 4—6 Wochen die Korrektur einer zu zensierenden Klassenarbeit und endlich das Wichtigste: die Feststellung des Extemporaletextes war oft gar nicht so einfach, sondern recht zeitraubend. Mitunter gelang es ja schneller, einen Text, mit dem der gewissenhafte Lehrer wirklich zufrieden war, zusammenzustellen, oft aber gestaltete sich diese Arbeit recht mühselig und verschlang kostbare Zeit. Die Schwierigkeit lag nicht bloß in der sorgsamen Abwägung der grammatischen und stilistischen Anforderungen, sondern auch — je weiter nach oben, desto mehr — in der Komposition eines den Schüler auch inhaltlich interessierenden, möglichst in sich abgeschlossenen Textes. Und da bin ich, wie mancher andere, bald an dieser, bald an jener Klippe gescheitert. Gerade wenn man glaubte, endlich fertig zu sein, dann stiegen Bedenken auf, bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin, und es wurde ein zweiter, wohl gar ein dritter Text entworfen, und so rannen die Stunden dahin. Das fällt nun zwar nicht fort, kommt aber doch nur alle 4—6 Wochen in Zukunft vor und bedeutet für uns ent-

schieden eine Entlastung. Ob sie freilich die tägliche Mehrbelastung aufwiegt, läßt sich nur für jeden Fall einzeln entscheiden. Sollte aber wirklich für den einzelnen eine Mehrbelastung herauskommen, so werden wir sie gern leisten, wenn die Voraussetzung zutrifft, „daß durch diese Änderung der Lehrpläne keine Herabsetzung der Anforderung beabsichtigt ist, sondern ein besserer Weg gesucht werden soll, um die Schüler zur Sicherheit in der Anwendung des Gelernten und Erarbeiteten zu führen und sie zu gewissenhafter und erfolgreicher Arbeit anzuleiten". Selbstverständlich steht obenan das Wohl der Schüler. Wo heute so großer Wert auf staatsbürgerliche Erziehung gelegt wird, würden wir Lehrer unserer Pflicht schlecht genügen, wenn wir es nicht verständen, der Jugend ein Beispiel zu sein in der Unterordnung der Einzelpersönlichkeit unter das Ganze, in der liebevollen Hingabe des Ichs an die Gesamtheit. Wir wünschen, daß die Freude über den Erlaß des Ministers keine vorübergehende, sondern eine dauernde sein möge, und sind bereit an unserm Teile dahin zu wirken, obschon schweren Herzens und von schweren Zweifeln beunruhigt. Ist's wirklich ein besserer Weg?

„Die Botschaft hör' ich wohl,
Allein mir fehlt der Glaube".

Elbing. Paul Tietz.

---

## Die sogenannte Extemporaleverfügung.

Die schon vor ihrer amtlichen Kundmachung durch die Zeitungen bekannt gewordene Verfügung des Preußischen Unterrichtsministeriums vom 21. Oktober 1911 dürfte sich, wenn sie eine Frau wäre, kaum des besten Rufes rühmen, so viel ist sie bereits besprochen worden. Das überwiegende Urteil, ob nun von Beifall oder von Widerspruch begleitet, ging wohl dahin, daß sie trotz Versicherung des Gegenteils eine weitere Herabsetzung der Anforderungen an die geistige Anstrengung der Schüler bedeute: 'der letzte Rest spartanischer Zucht im Preußischen Schulwesen ist nun auch dahin' hieß es einem Leipziger Blatt. Und in den Unterhaltungen älterer Herren konnte man allerlei bildliche Wendungen vernehmen, in denen 'Glacéhandschuh' und 'Watte' eine bezeichnende Rolle spielten. Anderseits frohlockte die neurasthenische Erleichterungspädagogik über einen Sieg der wahrhaft modernen Erziehungskunst innerhalb unsres sonst noch ziemlich mittelalterlichen Schulwesens.

Was sagt nun die Oktoberverfügung? und was fordert sie?

Sie stellt eine bei Revisionen nicht selten gemachte Beobachtung fest, wonach mehr als die Hälfte der schriftlichen Klassenarbeiten nicht genügend ausfielen, einen in diesem Umfang auch für den Eingeweihteren erschreckenden Tatbestand, und fordert

1. Einführung oder Vermehrung kurzer Übungsarbeiten, teils in der Klasse, teils zu Hause, möglichst in oder zu jeder Grammatikstunde,
2. Einschränkung der sog. Extemporalien auf weniger als die Hälfte der bisher vorgeschriebenen Häufigkeit,
3. Aufhebung der zensurbildenden Wirkung des Extemporales, sobald sich herausstellt, daß die Arbeit für einen erheblichen Teil der Klasse zu schwer gewählt war.

Diesmal also erhalten wir, soviel ist von vornherein klar, eine Reform nicht der sog. Berechtigungen, nicht der Stundenzahlarithmetik, sondern des Betriebes selber, also den Versuch einer wirklichen Unterrichtsreform. Den Anstoß zu den wie sich zeigen wird ziemlich einschneidenden Anordnungen gab die Wahrnehmung eines unzweifelhaften Mißstandes. In dem angeführten Beispiel begnügt sich die Verfügung mit Kennzeichnung des äußersten Ungeschicks, das immer eine wenn auch 'nicht seltene' Ausnahme sein wird. Die Berufung auf wiederholte, aber vielfach erfolglos gebliebene Warnungen vor einseitiger Wertschätzung des Extemporales (schon Bonitz hatte die Warnung den Lehrplänen von 1882 beigefügt), und dann: das radikale Vorgehen bei Anordnung des nunmehr einzuhaltenden Verfahrens, deutet auf Bekämpfung eines weithin herrschenden, die Erlernung schwieriger Denkoperationen obenein noch 'wesentlich erschwerenden'[1]) Systems.

Was diese Verfügung von allen früheren unterscheidet, das ist die herzhafte Art des Zugreifens: ich sehe einen Siegfried, der mit einem Drachen ficht, dem Drachen einer bei allem was Schule heißt so leicht sich einschleichenden öden Schulmeisterei, d. h. des Glaubens, durch Fehlermachen und Fehlerverbessern werden die Jungen schon von selber klug werden. Was aber bei diesem Siegfried besonders neu ist, das ist die ebenso herzgewinnende als zurückhaltende Schlußwendung, wonach die neue Weise doch noch nicht als die allein seligmachende befohlen, sondern ein besserer Weg hiermit erst gesucht werden soll. Man wird darin eine Aufforderung erblicken dürfen zur Diskussion. Unsre oberste Aufsichtsbehörde fordert nicht blinden, sondern denkenden Gehorsam.

Die möglichst in oder zu jeder Grammatikstunde vorgeschriebenen Übungsarbeiten sind für die unteren Klassen wohl nirgends eine Neuerung; neu ist nur die Anordnung bis in die obersten Klassen hinein, und neu und sicherlich nicht wohlgetan wäre, zumal bei dem jetzt teilweis um volle 10 Minuten verkürzten Unterrichtsstunden, in den untersten wie in den oberen Klassen ein Überwiegen des Schreibwerks über die mündlichen Exerzitien. Erfahrnere Lehrer haben auch in den oberen Klassen das Semester lieber mit einer häuslichen Arbeit als mit einem

[1]) Wörtlich so die Verfügung.

Extemporale beginnen lassen; aber es hat wohl immer auch Lehrer gegeben, die in einer Art chronischen Mißtrauens (auch gegen die eigne Lehrfähigkeit) grundsätzlich dem Extemporale den Vorzug gaben vor den Exerzitien. Der schwächere und bei den Schlag auf Schlag an ihn herantretenden Forderungen immer völliger von seiner Unzulänglichkeit durchdrungene Schüler fühlt sich dann leicht wie einer, der in einen von dünner Grasschicht bedeckten Morast geriet: je hastiger er herausstrebt, desto tiefer sinkt er ein. Der Lehrer aber, der dies wahrnimmt, ohne sein Verfahren zu ändern, gleicht entweder einem verwegen gegen den Feind anstürmenden Truppenführer oder — es ist hart, das auszusprechen — einem Gärtner, der bei einer jungen Pflanze, anstatt vorher für ein gelockertes und gedüngtes Erdreich und dann für reichliche Bewässerung zu sorgen, fortwährend an Wurzeln und Knospen herumkratzen wollte, in dem Glauben, so ihr Wachstum zu fördern. Die vorbereitende Tätigkeit des Gärtners, das sind in der Schule die jetzt zur Pflicht gemachten Übungsarbeiten, die wohl gerade wo sie recht am Platze waren, etwas außer Gebrauch gekommen sein mögen zu gunsten teils bloß mündlicher Übungen, teils eben des Exemporales.

Kein Zweifel: wenn der gemeinsame Prüfstein, den das Extemporale bilden soll, nunmehr etwas seltner Verwendung findet, so bedeutet das eine Gesundung der Schulluft. Soll jedoch durchweg nur 'etwa alle 4 bis 6 Wochen' ein Extemporale eintreten, so liegt auf der Hand, daß darnach in manches Vierteljahr nur ein Extemporale fallen wird, was nur dann keinen unerwünschten Einfluß auf die Zensur ausüben würde, wenn man bei der Urteilsbildung das Extemporale ganz ausschaltete. Zwei Extemporalien im Vierteljahr, im ganzen Jahr acht, das wäre doch wohl das äußerste Mindestmaß, auch im Sinne der Verfügung. Für die oberen Klassen ist dies aber doch wohl nicht ausreichend und nicht empfehlenswert, erstens: weil nun wirklich einmal strenger gesichtet werden darf, um ungeeignete Elemente möglichst auszuscheiden, ehe sie für das Leben und für die Schule gleich unbrauchbar werden, zweitens: weil bei der Reifeprüfung das Gewicht einer verschwindenden Zahl zensierter Klassenleistungen gegen die Examensleistung etwas zu leicht in die Wagschale fiele, und endlich, wohl das schwerste Bedenken: weil die Übungsarbeiten auf dieser Stufe leicht Schüler und Lehrer demoralisieren. Der Schüler bleibt bis zuletzt in grausamer Abhängigkeit von dem Lehrer. Ist der Lehrer, sonst vielleicht ein guter Primanerlehrer, aber in diesen Übungen ungeschickt oder auch nur umständlich, so geht Zeit und Kraft und Lust verloren. Ist er aber geschickt, so fehlt, hier wenigstens, beim Schüler der Anreiz zu kräftiger Anspannung der eigenen Verstandes- und Willenskräfte: er wird so sicher durch das Abiturientenexamen befördert, wie nach einem Ausländer-Bonmot ein Reisender durch Deutschland, — wie ein Packt.

Der Lehrer aber, von dem nichts weiter verlangt wird, als fehlerlose Abiturientenskripta und, in der mündlichen Prüfung der Schüler, prompte Beantwortung trivialster Fragen — nach Art der Kinderlehre in der Dorfkirche —, fühlt sich zum Einpauker degradiert und sieht sich, bei den trägeren Köpfen willkommen geheißen, schließlich bei den besseren um allen Kredit gebracht: *in memoriam paucorum* lautete eine witzige Votivtafel, denen *paucoribus* gewidmet, in einer sehr lehrreichen Abiturienten-Bierzeitung.

Ich will für die schriftlichen Arbeiten von Obersekunda aufwärts keine neue Formel vorschlagen — es könnte ruhig bei der alten bleiben: 'mindestens alle 14 Tage, abwechselnd, ein Extemporale oder Exercitium' —, zumal die Verfügung selber zu einer Abstufung eine wenn auch nur kleine Handhabe bietet: 'die Behandlung wird sich auf den einzelnen Unterrichtsstufen verschieden gestalten'; sie spricht übrigens nebenher auch von freieren Gestaltungen gegebnen Stoffs, also bescheidnen Referaten, die neben die Übersetzungen diktierter Texte treten könnten, was für jeden Sprachunterricht eine Auffrischung bedeutet.

Aber wie soll man es hinfort mit den sog. Analysen halten, den schriftlichen Übersetzungen in die Muttersprache? und wie mit den sog. Fachaufsätzen, den kurzen Ausarbeitungen, z. B. in der Physik? Nach der buchstäblichen Auslegung der Verfügung wären beide geräuschlos abgetan, sind es doch durchweg 'schriftliche Klassenarbeiten', und die Bestimmungen der Lehrpläne über die schriftlichen Klassenarbeiten erklärt der Minister für aufgehoben. Aber das ist schwerlich gewollt. Die 'Fachaufsätze', eine sehr willkommene Ergänzung des deutschen Unterrichts, fallen kaum unter den Begriff des 'sog. Extemporales', gegen das sich die Verfügung richtet, und die 'Analysen' — ich weiß, sie haben bei den Aufsichtsbehörden keinen hohen Kurs, weiß auch, daß es Kollegen gibt, denen die Wahl eines passenden Textes große und die Beurteilung der Schülerleistungen noch größere Schwierigkeiten macht, wie denn auch die Verfügung einen ziemlich scharfen, freilich zweischneidigen Seitenhieb gegen eine gewisse Art des Fehleranrechnens enthält — genug: beide Übungen, gleich geeignet zur Schmeidigung des Sprachvermögens und Schärfung der Achtsamkeit, bei Lehrern und bei Schülern, hat die Verfügung für jetzt gewiß nicht treffen wollen.

Einschneidender als die Zurückdrängung des Extemporales — überscharfe Ohren haben 'Abschaffung' herausgehört — ist die Bestimmung über die Zensierung der Extemporalien. Die Aufgabe arglistig pfeffern und dann die Leistung scharf zensieren, ist bequemer, als klar machen und einüben. Solcher Bequemlichkeit zu steuern, ergeht jetzt erst das strikte Verbot: 'Bemerkt der Lehrer bei der Korrektur, daß ein erheblicher

Teil, etwa ein Viertel der Arbeiten der Klasse, geringer als genügend ausgefallen ist, so hat er von der Zensierung dieser sämtlichen Arbeiten abzusehen'. Da ist nun zuerst die Frage erhoben worden, ob der Lehrer, nach Feststellung dieses mangelhaften Viertels, die übrigen Arbeiten nicht bloß unzensiert, sondern auch unkorrigiert lassen solle. 'Karlchen Mießnick' ist der Ansicht, und hat demgemäß beschlossen, zusammen mit einer genügenden Anzahl seinesgleichen, das Extemporale in die Luft zu sprengen und Schüler und Lehrer, wenigstens in Quarta B, für immer von dem bösen Alb zu befreien. Zweitens fragt sich, ob nicht der Lehrer an Stelle eines verfehlten alsbald ein neues Extemporale zu dichten hat, oder ob gar, wenn nach vier Wochen bei dem zweiten und vermutlich letzten Extemporale des Vierteljahrs, sagen wir: von 20 Schülern wiederum 5 versagen, es nun überhaupt keine zensierbaren schriftlichen Klassenarbeiten geben darf. Beide Fragen beantworten sich verständigerweise von selber. Aber eine kritiklose Befolgung des Satzes von der zulässigen Höchstzahl der Versager könnte doch unerwünschte Folgen haben. Rücksichten auf das jeweilige Schülermaterial (Klassenballast, mit 'Noten' Versetzte, zufällig Fehlende) und dergleichen werden die eiserne Zahl wohl mindestens zu einer stählernen machen müssen, wenn Leben und Sinn und Verstand nicht leiden sollen. Aber einmal in deutlicher Sprache so etwas wie einen Kanon für allenfalls noch passabel zu nennende Leistungen einer Schülerklasse aufzustellen, ist gewiß heilsam.

Ich habe vor vielen Jahren einen Lehrer gekannt, einen Erleichterungspädagogen reinsten Wassers, der mit seinen Schülern ausnahmslos genügende oder gute Extemporalien erzielte; die Fehlerlosigkeit war ihm jedoch selber peinlich, und in der Not, um doch einige Abstufungen herbeizuführen, warf er sich mit Wucht auf Interpunktionsfehler und Orthographica: in der nächsten Klasse war dann das Bild der selben Schülerschaft sofort ein ganz anderes. Solcher lauwarmen Freunde der Jugend gibt es jetzt mehr denn je, und die Verfügung scheint ihnen Wasser auf ihre Mühlen, schwerlich mit Recht.

Wohl ist es ein Unfug, von lauter mehr oder weniger ungeschickt eingerichteten Extemporalien die Versetzung wesentlich oder gar ausschließlich abhängig zu machen. Aber unwesentlich dürfen die extemporierten Leistungen, bei denen es einmal gilt seine Gedanken rasch zusammenzunehmen und ohne Bei- und Nachhilfe etwas zu können, gewiß auch nicht heißen. Schon jetzt kommt es nicht selten vor, daß nachsichtiger beurteilte Leistungen in der Lektüre eine unleugbare Unsicherheit in der Beherrschung der Elementargrammatik und des Sprachgebrauchs in schädlicher Weise kompensieren.

Darum seh ich mit Spannung einer Ergänzung der Ex-

temporaleverfügung entgegen in der Richtung auf die Lektüre. Wieviel Schüler können wirklich lesen? Wieviel können einem vorgelegten Satz die Pointe abgewinnen? Wieviel können oder wollen auch nur ernstlich den allenfalls begriffenen Gedanken nun in ihrer Muttersprache warm lebendig werden lassen? Wieviel Schüler haben und behalten ein Bewußtsein von dem Gold, das durch ihre Hände gegangen ist? Tagtäglich wird von den ahnungslosen Jungen viel Geist getötet, — wenn der Lehrer sie nicht hindert. Es wird also darauf zu sinnen sein, daß es an Lehrern, die ganz in dem leben, was sie lehren, wovon sie das Beste auf die Schüler übertragen sollen, nicht fehle.

Für heute verdient der Minister, bei allem Vorbehalt in Einzelheiten der Verfügung, den lebhaftesten Dank dafür, daß er eine überaus schlichte, aber oft genug verdunkelte Wahrheit mit Nachdruck von neuem eingeschärft hat: der Lehrer hat seinen Namen vom Lehren, d. h. nicht vom Korrigieren und Zensieren und Durchfallen- oder auch Durchkommenlassen, sondern davon, daß er etwas beibringt.

Naumburg a. S. Otto Schroeder.

---

# Griechische Inschriften und Papyri im Gymnasialunterricht.

Seitdem die deutsche Wissenschaft die Bedeutung der antiken Inschriften für die Erkenntnis des Altertums klar erfaßt hat, hat sie mit der ihr eigenen Begeisterung und Ausdauer allen Schwierigkeiten zum Trotz einen reichen Schatz epigraphischen Materials in dem riesigen Corpus Inscriptionum wohl verarbeitet zusammengetragen. Ist sein Inhalt für die Wissenschaft längst noch nicht ausgeschöpft, so hat er doch schier unübersehbaren Nutzen bereits gebracht. Zur leichteren Benutzung ist der kaum zu bewältigende Stoff nach den verschiedensten Gesichtspunkten in einer Reihe vorzüglicher Einzelsammlungen von neuem bearbeitet, von denen ich nur Dittenbergers Sylloge, die Dialektinschriften von Collitz und Kaibels Epigramme erwähne.

Auch an populären Bearbeitungen hat es nicht gefehlt. Ich erinnere nur an die erst kürzlich erschienene Auswahl von W. Janell (1906), die in zusammenhängender Darstellung uns ein Bild aufrollt von der Mannigfaltigkeit des Inhalts dieser Funde.

Die Anregung, auch für die Schule das epigraphische Material nutzbar zu machen, ging von Süddeutschland[1]) aus, freilich mit fast zaghafter Zurückhaltung. Dem entsprechend war auch der

[1]) J. Simon in der Zeitschr. f. d. österreich. Gymnasien Bd. 48 (1897) S. 1129—1134 und R. Herzog im Korrespondenzblatt f. d. Gelehrten- u. Realschulen Württembergs Bd. 7 (1899) S. 241—249.

erste praktische Versuch im Griechischen Lesebuch bei U. v. Wilamowitz äußerst sparsam bemessen. Naturgemäß folgt ja die Schule der Wissenschaft immer erst in gemessenem Abstande; jetzt dürfte es aber bereits an der Zeit sein, von den neuen Errungenschaften unserer größeren Schwester ausgiebigen Gebrauch zu machen. Erst durch die Benutzung des Neuen selbst kann seine Benutzungsfähigkeit erprobt und nach Möglichkeit gesteigert werden.

Übrigens sind Inschriften für Schüler durchaus nichts Unbekanntes. Unsere Schulschriftsteller nehmen beständig auf sie Bezug, geben auch zahlreiche Proben von ihnen in ihren Zitaten. Herodot z. B. erwähnt VII 228 drei Grabaufschriften, die den Thermopylükämpfern an jener denkwürdigen Stelle gesetzt sind. Die berühmteste, die, wie es scheint, mit Unrecht dem Dichter Simonides von Keos beigelegt wird, kennt jeder Schüler:

*Ὦ ξεῖν', ἀγγέλλειν Λακεδαιμονίοις, ὅτι τῇδε*
*κείμεθα τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι*

von Cicero und Schiller klassisch übersetzt (jedoch bedeutet *ῥήμασι* nicht „legibus"=„Gesetz", sondern „aufs Wort"). Auch an zahlreichen anderen Werken nimmt der Vater der Geschichte gelegentlich auf Inschriften Bezug; am interessantesten ist von diesen Zitaten V 77, weil wir das Original dazu noch heute (wenn auch nur fragmentarisch) besitzen. Thukydides geht in der wissenschaftlichen Verwertung des inschriftlichen Materials über seinen Vorgänger weit hinaus. Wie der moderne Forscher aus den Archiven die für seinen Zweck wichtigen Dokumente heranzieht, so studiert jener die Inschriften (entweder an Ort und Stelle oder deren amtlichen Entwurf im Archiv), um z. B. Verträge der Athener mit anderen Staaten inhaltlich und auch in der Formulierung des Ausdruckes möglichst genau in seinem Werke wiederzugeben. Bei der Lektüre dieses Schriftstellers weist man wohl regelmäßig darauf hin, daß das 47. Kapitel im 5. Buch mit einer noch heute (fragmentarisch) erhaltenen Inschrift im wesentlichen wörtlich übereinstimmt. — Wie bereits seit den ältesten Zeiten die Griechen den öffentlichen Inschriften ein hohes Interesse entgegenbrachten, scheint mir schon in der Ilias zum Ausdruck zu kommen: VII 89 f. dichtet Hektor bei der Herausforderung des Besten der Griechen zum Zweikampf seinem zukünftigen Gegner schon im voraus folgendes Grabepigramm:

*ἀνδρὸς μὲν τόδε σῆμα πάλαι κατατεθνηῶτος,*
*ὅν ποτ' ἀριστεύοντα κατέκτανε φαίδιμος Ἕκτωρ.*

Ovid, der — wie die Römer überhaupt — seine poetische Technik bei den Griechen lernte, setzt Metamorph. II 327 f. dem verunglückten Phaethon auf den Leichenstein:

Hic situs est Phaethon, currus auriga paterni;
quem si non tenuit, magnis tamen excidit ausis.

So stößt man in den antiken Schriftstellern allenthalben auf Inschriften oder Nachahmungen solcher. Wollte man aus der ge-

samten klassischen Literatur die darin erwähnten Inschriften zusammenstellen, so würde man über die Fülle des Materials staunen; und doch wäre ihre Zahl nur ein Bruchteil der bisher gefundenen Originalinschriften.

Die Stellung der Inschriften zur Literatur kennzeichnet W. Larfeld im Handbuch d. griech. Epigraphik Bd. I folgendermaßen:

„Die auf vergänglichem Material verzeichneten literarischen Erzeugnisse der antiken Völker sind nur sehr unvollständig auf uns gekommen. Daher bilden die äußerst reichhaltigen inschriftlichen Dokumente eine höchst erwünschte Ergänzung und Bereicherung der handschriftlichen Literatur. Sie sind Gelegenheitsschriften im eigentlichsten Sinne des Wortes; sie sind Urkunden und Aktenstücke, die das gesamte antike Leben nach seiner öffentlichen und privaten, seiner religiösen und profanen Seite in den mannigfaltigsten Verzweigungen umfassen, von der großen Haupt- und Staatsaktion bis zu der unscheinbaren Grabschrift, die ein armer Mann seinem unmündigen Kinde setzt. Sie sind die zuverlässigsten Quellen des Altertums, da sie uns Menschen und Dinge zeigen, wie sie waren, nicht, wie dieselben sich dem Medium einer Künstlerseele gestalten, und lehren uns Verhältnisse kennen, von denen kein klassischer Autor berichtet".

„Die durch die Inschriften vermittelte realistische Auffassung des klassischen Altertums kommt einem tief gewurzelten und unzweifelhaft durchaus berechtigten Zuge des modernen Menschen entgegen. Der Wirklichkeitssinn, der in der modernen Forschung zur Wirksamkeit gelangt, hat überhaupt eine neue Beleuchtung des Altertums hervorgebracht. Man dürstet nicht mehr sowohl nach Schönheit wie nach Wirklichkeit. Der verklärende Schimmer ästhetischer Betrachtungsweise, in dem man die Welt des Altertums geschaut hat, ist immer mehr dem Streben gewichen, die entscheidenden Kräfte des tatsächlichen Lebens kennen zu lernen".

„Die monumentalen Urkunden, deren älteste den „Vater der Geschichte" Herodot um Jahrhunderte überragen, sind in letzter Instanz entscheidend für zahlreiche sonst unlösbare Fragen der Geschichte, Chronologie und Geographie, deren Details wir vielfach nur den Inschriften verdanken. Sie sind für die Geschichte mancher Länder und Personen die wichtigsten und zuverlässigsten Quellen. Sie vermitteln uns unschätzbare Beiträge und vielfach die einzige Kunde der Landessprachen. Sie lehren uns einen Einblick tun in die Entwicklung der griechischen κοινή und enthalten zahlreiche Wörter, Wortformen und Ausdrücke, die von den Schriftstellern nicht überliefert sind. In ihrer von den rezipierten Normen häufig abweichenden Rechtschreibung bieten sie uns wichtige Aufschlüsse über die Morphologie der Sprache und sind hierfür wie für die Paläographie die ungetrübtesten Quellen".

Mit diesen Worten ist der Bereich der Inschriften treffend

angegeben: ein Reichtum, der zum Verweilen, Studieren und Genießen einlädt. In seiner Gesamtheit ihn den Schülern vorzuführen ist unmöglich. Ich würde es — wenigstens bei der jetzt üblichen Begrenzung des altklassischen Unterrichtsstoffes — auch nicht einmal für angebracht halten, von jeder Inschriftengruppe nur je ein oder ganz wenige Musterstücke herauszugreifen und auf diese Weise den Schülern einen gedrängten Gesamtüberblick über das Ganze zu geben. So lange der Geschichtsunterricht die Diadochenzeit fast ganz unberücksichtigt lassen muß und die spätere griechische Geschichte nur streift, soweit sie sich mit der römischen berührt, wird der griechische Unterricht auch die Behandlung der Inschriften dieser Epochen übergehen. Zwar haben wir gerade aus der jüngeren Zeit besonders reiches Material, was Zahl und Ausdehnung der einzelnen Stücke betrifft; aber man wird doch sich lieber im wesentlichen auf das dürftigere Material der älteren Zeit und innerhalb dieser wieder hauptsächlich auf das der wenigen führenden Mächte beschränken, um gerade hier im kleinen zu zeigen, in welchem Maße die Inschriften zur Belebung der Lektüre unserer Schulschriftsteller beitragen. Non multa, sed multum soll auch hier der Wahlspruch lauten. Für den Schulgebrauch wären also in erster Linie die Inschriften heranzuziehen, die als Illustrationen der Lektüre und des Geschichtsunterrichts verwertbar sind. Und deren gibt es glücklicherweise nicht wenige.

Wird z. B. Drakons Gesetzgebung behandelt, so wirkt mindestens ebenso lehrreich wie ihre Beschreibung eine Probe des *νόμος περὶ φόνου*, wie ihn die Athener nach dem Sturz der Vierhundert wieder zu Ehren gebracht haben. Nach dem Gesetz über absichtliche Tötung (das freilich in der erwähnten Abschrift übergangen ist) lesen wir da: *Καὶ ἐὰν μὴ ἐκ προνοίας κτείνῃ τίς τινα, φεύγειν· δικάζειν δὲ τοὺς βασιλέας . . . αἰδέσασθαι δ' ἐὰν μὲν πατὴρ ᾖ ἢ ἀδελφὸς ἢ ὑῆς, ἅπαντας, ἢ τὸν κωλύοντα κρατεῖν . . . ἐὰν δέ τούτων μηδεὶς ᾖ κτείνῃ δὲ ἄκων, γνῶσι δὲ οἱ πεντήκοντα καὶ εἷς οἱ ἐφέται ἄκοντα κτεῖναι, ἐσέσθων δέκα οἱ φρατέρες ἐὰν ἐθέλωσιν· . . . καὶ οἱ πρότερον κτείναντες ἐν τῷδε τῷ θεσμῷ ἐνεχέσθων. προειπεῖν δὲ τῷ κτενάντι ἐν ἀγορᾷ ἐντὸς ἀνεψιότητος καὶ ἀνεψιοῦ· συνδιώκειν δὲ καὶ ἀνεψιοὺς καὶ ἀνεψιῶν παῖδας καὶ γαμβροὺς καὶ πενθεροὺς καὶ φρατέρας . . . . ἐὰν δέ τις τὸν ἀνδροφόνον κτείνῃ ἢ αἴτιος ᾖ φόνου, [ἀπεχόμενον ἀγορᾶς ἐφορίας καὶ ἄθλων καὶ ἱερῶν Ἀμφικτυονικῶν, ὥσπερ τὸν Ἀθηναῖον κτείναντα, ἐν τοῖς αὐτοῖς ἐνέχεσθαι* . . . Was widerlegt besser jenes bekannte Wort, Drakons Gesetze seien mit Blut geschrieben, als diese Probe des Wortlautes? — Liest man bei Herodot von den Marmorsäulen, die Krösus zum Bau des Artemistempels den Ephesiern dedizierte, so wird man gewiß nicht versäumen zu erwähnen, daß drei Basen dieser Säulen neuerdings gefunden und durch ihre Inschrift *Βασιλεὺς Κροῖσος ἀνέθηκε* als solche beglaubt sind. — Als

Andenken an die Pisistratiden in Athen haben wir noch heute das obere Stück eines Altars, den Pisistratus d. J. dem Apollon am rechten Ufer des Ilissus nicht fern von der Quelle Kallirhoe (wo der Stein gefunden ist) errichten ließ. Die Inschrift lautet:

*Μνῆμα τόδε ἧς ἀρχῆς Πεισίστρατος Ἱππίου υἱὸς*
*θῆκεν Ἀπόλλωνος Πυθίου ἐν τεμένει.*

Interessant ist, daß Thukydides diesen Altar gesehen hat und bei der Erwähnung (VI 54) die Lesbarkeit der Buchstaben kritisiert (*ἀμυδροῖς γράμμασι*). — Die Ehre, die den Vaterlandsbefreiern Harmodius und Aristogiton und ihren Nachkommen von den dankbaren Athenern gezollt wird, findet Erwähnung in zwei Inschriften aus jüngerer Zeit, von denen die eine die Speisung im Prytaneum, die andere ihr öffentlich aufgestelltes Standbild nennt. — Der Brief des Darius I. an Gadatas, der als Beweis der Steuerfreiheit des heiligen Landes aufbewahrt wurde, ist im Lesebuch von Wilamowitz behandelt. — Zwei Denkmäler der Marathonkämpfer, das eine eine Inschrift im Sockel einer Athene Promachus in Athen, das andere die Widmung eines nicht näher bezeichneten Weihgeschenkes an Apoll in Delphi, sind noch heute lebende Augenzeugen jener großen Zeit. — Dann fielen die Perser doch über Athen her und verwandelten es in einen Trümmerhaufen. Wir suchen etwas aus dem Wirrwarr zu erkennen: es ist — o Ironie des Schicksals — das Weihgeschenk des kürzlich noch siegreich gefeierten Kallimachus an Athene, aber fast bis zur Unkenntlichkeit demoliert; da liegt auch eine kleine unscheinbare Scherbe von einer roten Vase, auf der man einen Bruchteil eines schwarzen Bildes findet. Darauf steht, von sicherer Hand mit einem spitzen Gegenstand eingeritzt, etwas geschrieben: *Ξάνθιππος Ἀρρίφρονος*. Wir kennen ihn als Sieger von Mykale und Vater des Perikles. Und hier haben wir sein Verbannungsostrakon in der Hand! Von Xanthippus ist sogar eine zweite Scherbe vorhanden, ferner je eine von Themistokles und eine von Megakles. — Aus Herod. VIII 82 und Thuk. I 132 wissen wir von dem goldenen Dreifuß, den die Griechen nach der Schlacht bei Plataeae dem delphischen Gott weihten. Hier hat Pausanias jenes berüchtigte Epigramm eingegraben, das die Griechen bald wieder austilgten, um an dessen Stelle die Namen der Teilnehmer am Kriege zu verzeichnen. Wir wissen ferner, daß der goldene Dreifuß im heiligen Kriege von den Führern der Phoker geraubt wurde, die Basis aber in Delphi blieb, bis Kaiser Konstantin sie nach Konstantinopel schaffen und im Zirkus aufstellen ließ. In der Neuzeit wird sie nun plötzlich ans Licht gezogen; wir lesen mit eigenen Augen die Namen jener wackeren Streiter. — Vom Bau der Themistokleischen Mauer erzählt Thukydides, daß er in aller Eile vor sich ging und daß Säulen und dergl. in ihr noch deutlich zu erkennen seien. Jetzt hat die Ausgrabung nicht weniger als drei Grabsteine aufgedeckt, wie der antike Historiker sie erwähnt. Jede hat eine Inschrift, die letzte lautet:

*Ἄνθρωπε, ὃς στείχεις καθ' ὁδὸν φρασὶν ἄλλα μενοινῶν,*
*σθῆτι καὶ οἴκτιρον σῆμα Θράσωνος ἰδών.*

Das Wort *φρασὶν ἄλλα μενοινῶν* trifft wohl jeden von uns. Wer von uns dachte daran, daß in jener fernen Zeit dort ein warmes Menschenherz schlug?. — Der Nachwelt ist das Andenken an den Tag von Sphakteria erhalten in der Nike des Paeonius, auf deren Basis die kalten Worte des Stolzes prangen: *Μεσσάνιοι καὶ Ναυπάκτιοι ἀνέθεν Διὶ Ὀλυμπίῳ δεκάταν ἀπὸ τῶμ πολεμίων* und darunter als Reklame die Künstlernotiz: *Παιώνιος ἐποίησε Μενδαῖος· καὶ τἀκρωτήρια ποιῶν ἐπὶ τὸν ναὸν ἐνίκα.* — Die Bündnisurkunde Athens mit Rhegium und Leontini ist uns (wenigstens zum großen Teil) auf Stein erhalten. Trotz Thukydides, der diese Verträge als *παλαιά* nur kurz erwähnt, sind wir doch in der Lage, die Personen, die die Verträge abschlossen, die Zeit und z. T. den Wortlaut zu kennen. — Dann die eingangs erwähnte Urkunde des Vertrages zwischen Athen und Argos, Mantinea, Elis, die Thukydides wörtlich in sein Werk aufgenommen hat. Sehen wir von der politischen Würdigung der Inschrift hier ab, so möchte ich doch ein volkswirtschaftliches Moment nicht unerwähnt lassen. Gegen Schluß der Inschrift heißt es: *ἐὰν δὲ πλέονα βούληται χρόνον τῇ στρατιᾷ χρῆσθαι ἡ πόλις ἡ μεταπεμψαμένη, διδότω σῖτον τῷ μὲν ὁπλίτῃ καὶ ψιλῷ καὶ τοξότῃ τρεῖς ὀβολοὺς Αἰγιναίους τῆς ἡμέρας ἑκάστης, τῷ δὲ ἱππεῖ δραχμὴν Αἰγιναίαν.* Als Erläuterung zu diesen Besoldungsverhältnissen sei eine Stelle aus Boeckhs Staatshaushalt der Athener angeführt: Ein Hoplit erhielt nie weniger als 2 Obolen Sold pro Tag (so auch noch zur Zeit des Demosthenes) und ebensoviel für seine Verpflegung; sein Diener wurde nicht immer besonders besoldet. Der Reiter erhielt eine Drachme täglich. Im Anfang des Peloponnesischen Krieges erhielten die Hopliten vor Potidaea täglich 2 Drachmen, eine für sich und eine für den Diener, wovon wahrscheinlich 3 Obolen als Löhnung und 3 als Verpflegungsgeld gerechnet wurden. Als nach der Zerstörung von Mantinea einem Beschluß der Spartaner und ihrer Bundesgenossen gemäß ein Heer gerüstet werden sollte, wurde es freigestellt, Geld statt Truppen zu geben, für den Mann täglich 3 äginetische[1]) Obolen und das Vierfache für den Reiter, hier offenbar für Sold und Verpflegung zusammen. Perikles führte in Athen zuerst die Besoldung der Krieger ein: erstlich Löhnung für die Mühe des Dienstes, welche der Soldat zurücklegen konnte, ausgenommen was er auf Waffen und Kleidung verwenden mußte; dann für die Verpflegung, die selten in Naturalien geleistet wurde. Da die Soldaten meist freie Bürger waren, glaubte man gut bezahlen zu müssen. In den philippischen Zeiten gab man weniger, weil die Menge der Abenteurer und Mietlinge gewachsen war und der wohlhabende Bürger

[1]) 3 äginetische = 5 attische Obolen.

selten diente. — Gleichfalls wirtschaftlich, aber doch neu und überraschend wirkt daneben ein Verzeichnis vom konfiszierten Eigentum eines (oder der) Hermenfrevlers (Alcibiades?), das durch seine zahlreichen Sophas und Lehnstühle, eine Chaiselongue und einen Schlafrock ein Bild von dem behaglichen Leben des früheren Besitzers gewährt. — Ferner ließe sich in diesem Zusammenhange nennen ein Ehrendekret für Thrasybul, der den Sturz der Vierhundert veranlaßte, und die Wiederherstellung des von den Dreißig zerstörten Ehrendekretes für die Söhne des Apemantos. — Die Eitelkeit des Lysander, die aus Xenophons Hellenica bekannt ist, wird um einen wesentlichen Zug bereichert durch folgendes Epigramm:

*Εἰκόνα ἑὰν ἀνέθηκεν ἐπ' ἔργῳ τῷδε, ὅτε νικῶν*
*ναυσὶ θοαῖς πέρσεν Κεκροπιδᾶν δύναμιν*
*Λύσανδρος, Λακεδαίμονα ἀπόρθητον στεφανώσας*
*Ἑλλάδος ἀκρόπολιν καλλίχορον πατρίδα.*

— Wegen seiner Wichtigkeit ist bereits von U. v. Wilamowitz im griechischen Lesebuch die Urkunde des zweiten attischen Seebundes behandelt. — Der glühende Patriotismus eines Demosthenes hat nicht nur in Staatsreden, sondern auch in Taten Ausdruck gefunden. Athenische Schiffslisten führen den Redner zweimal als Trierach auf, nennen ihn unter den Bürgen, die für das Verleihen von Schiffen einen Teil ihres Vermögens als Bürgschaft hinterlegten und — einbüßten. Für Demosthenes waren es 285 Drachmen. — Der Druck, den König Philipp auf die Griechen auszuüben wußte, zeigt sich auch in einem an sich so unbedeutenden Ereignis, wie der Verleihung der Ehrenbürgerrechte an einen gewissen Derkylos seitens Eleusis. — Aus v. Wilamowitz ist sodann der Erlaß des Alexander an das Volk von Chios bekannt.

Damit etwa wäre der Kreis des für die Schulen bestimmten Pensums der griechischen Geschichte durchlaufen. Zur griechischen Geschichte der römischen Zeit blieben etwa noch heranzuziehen ein Erlaß des Mithridates gegen einen Chairemon und der auf demselben Stein veröffentlichte Gegenerlaß der Römer, die Ehrungen eines Pompeius und Caesar in Griechenland, der Olympiensieg Neros und seine Ansprache an die Griechen in Korinth und von den Reisen Hadrians der Aufenthalt an der Memnonsäule und der ,in Eleusis. Vollständig will diese Zusammenstellung nicht sein, und doch zeigt sie bereits in der geschilderten Auswahl, wie angebracht es wäre, die für diesen Zweck in Frage kommenden Inschriften zu sammeln und für die Schule zugänglich zu machen. Selbst die Tatsache, daß man für den berühmten Miltiades nichts anderes aufzuweisen hat als eine Vase mit dem Bilde eines thrakischen Reiters und der Aufschrift *Μιλτιάδης καλός*, ist für den Schüler interessant, wenn er sie mit der aus Nepos bekannten kargen Ehrung dieses Marathonsiegers vergleicht. Das ist eben die „gute alte Zeit" Athens, die die Sucht nach

äußeren Ehren in dem Maße nicht kennt wie die späteren Zeiten einer zügellosen Demokratie.

Beschränkt man also einerseits die Auswahl von Inschriften nach geschichtlichen Gesichtspunkten, so ist andererseits eine Erweiterung des Stoffes nach dem ethischen Gebiet hin möglich, ja geradezu notwendig, wenn man gegen das gütig spendende Schicksal nicht undankbar erscheinen will. Man darf nach den vorausgehenden epigraphischen Proben den Schülern nicht mehr die Fülle der Grabepigramme verschweigen, die in ihrem verhaltenen Leid so zu Gemüt sprechen; daß selbst in unseren rheinischen Römerstädten griechische Grabsteine gefunden sind, dürfte wohl jeden Schüler interessieren; (als Kuriosa sind vielleicht auch ein humoristisches Grabepigramm auf einen Mann namens Bock oder Böck und eine Grabschrift auf ein edles Rennpferd zu berücksichtigen); Fluchtafeln und gläubige Heilungslegenden, naive Orakelbefragungen und Dedikationen von Wettkämpfern im Wagenrennen, Springen usw., sie alle sind imstande, unseren jungen Griechen genußreiche Stunden zu verschaffen.

Ebenfalls mehr zum Genuß als zur Belehrung über Altertümer wären griechische Papyri in dem Unterrichtsplan unserer Schulen zu berücksichtigen, die, erst vor wenigen Jahren im trockenen Sande Ägyptens entdeckt, in sehr brauchbaren Ausgaben der Wissenschaft zugänglich gemacht sind. Die Fülle der Situationen aus dem antiken Alltagsleben ist ja fast unerschöpflich. Wer denkt nicht mit Wärme an die in Oxyrhynchos gefundenen Geburtsurkunden und Todesanzeigen, an Berichte über Leichenfund, an Sklavenfreilassung und Militäruntauglichkeit, an Schuldschein und Rückzahlungsbescheinigung, Kontrakt über Hausverpachtung, an die in ganz modernen Formaten ausgeschriebenen Einladungen zu Festlichkeiten, die Familienbriefe usw.? Warum sollen wir diese Quelle des Genusses unseren Schülern nicht zeigen, wenn wir sie jahrelang durch die rauhen Gebiete der Grammatik und die nicht immer einfache Gedankenwelt der klassischen Autoren geführt haben? Für Astrologie und Zauberei hat jeder etwas übrig, und wenn es auch nur das Gefühl der eigenen Erhabenheit ist. Bilder aus dem antiken Schulbetriebe machen Tertianern wie Primanern großes Vergnügen, und griechische Schulaufsätzchen von Kindern oder sogar den Brief einer ungebildeten Dame korrigieren zu können, gewährt ihnen eine gewisse Genugtuung. Es kommt wirklich nur auf den Versuch an, um sich zu überzeugen, wie diese Stoffe frisches Leben in den Unterricht hineintragen.

---

Stimmung für das Griechische zu machen', namentlich in heutiger Zeit, und den Schülern den griechischen Unterricht interessant zu machen, ist ja vielleicht ganz angebracht. Aber, kann man einwenden, diese Inschriften und Papyri sind kein geeigneter Übersetzungsstoff; es fehlt den oben erwähnten zumeist

an Ausdehnung, es fehlt ihnen auch an kunstvollem Periodenbau. Was soll man mit Notizen wie der erwähnten *Μιλτιάδης καλός* und *Ξάνθιππος Ἀρρίφρονος* beginnen? Wohl, Übersetzungsstoff in dem nämlichen Sinn wie unsere literarischen Texte bieten Inschriften und Papyri in der Regel nicht. Dieser Umstand ist aber nicht als Fehler an ihnen zu tadeln, sondern vielmehr als Vorzug zu begrüßen. Die Kunst des Übersetzens soll doch nur ein Mittel zu dem Zweck sein, den Geist des Altertums zu verstehen. Das innere Wiederdurchleben des Altertums und die darin beruhende Läuterung und edle Ergötzung des heutigen Menschen ist dabei als eigentliches Ziel gedacht. Und hierfür sind die neuen Stoffe zweifellos ein recht geeignetes Hilfsmittel. Nur daß das Ziel in den Inschriften und Papyri oft mehr im Verborgenen liegt. In den literarischen Texten sind die für das Verständnis einer Stelle notwendigen Voraussetzungen zumeist gegeben; darin besteht ja gerade die Kunst des Darstellens, daß ein Gedanke aus dem anderen, eine Situation aus der anderen überzeugend entwickelt wird. Der Leser hat also nur die Aufgabe, die ausgesprochenen Gedanken aufzufassen und sie für das Verständnis aller Folgerungen präsent zu halten. Gerade entgegengesetzt ist es bei den Inschriften. Hier steht ein Gedanke, ein kleiner Situationsausschnitt in nackter Isoliertheit da; die Voraussetzungen für dieses Augenblicksbild zu finden, den Kreis durch die sich ergebenden Folgerungen zu schließen, wird hier dem Leser zugemutet. Eben darin besteht also der Vorzug der Inschriften und Papyri gegenüber den literarischen Texten, daß sie den Benutzer zu erhöhter Betätigung der Geisteskräfte, des zersetzenden Verstandes sowohl wie der schaffenden Phantasie, anregen; und somit erleichtert dieser Stoff für die Schule die Möglichkeit, ihre Schüler rascher noch einen Schritt weiter zu führen in das Reich der selbständigen Betätigung hinein. Nicht nur hat der einzelne Gelegenheit, eine spezielle Frage in privaten Studien zu behandeln und über seine Ergebnisse in einem Schülervortrag Bericht zu erstatten, sondern die Gesamtheit hat hier Gelegenheit, im Wetteifer Fragen aufzuwerfen, Antworten zu finden und gefundene zu kritisieren. So kann es geschehen, daß für das Verständnis einer Frage tatsächlich neue Erkenntnisse gezeitigt werden, die vor der Wissenschaft mit Ehren bestehen. Aber auch nur lehrreich kann es sein, wenn auf einzelne Fragen keine Antworten zu finden sind und höchstens das Bereich der Möglichkeiten festgestellt werden kann, in dem die Antwort liegen muß. Da erlebt der reifere Schüler, ehe er ins Leben hinaustritt, etwas von ernstem Mühen, von Finden, aber auch von vergeblichem Ringen und stählt seine Willenskraft vielleicht so weit, daß er vor Schwierigkeiten nicht zurückschreckt, sondern sein Leben lang sie im Auge behält, bis er endlich die Lösung findet.

Es ist nicht zu verkennen, daß nicht nur das selbständige

Denken des Schülers durch die Beschäftigung mit Inschriften und Papyri gesteigert werden kann, sondern daß auch das positive Wissen dabei manch wertvolle Bereicherung erfährt. Vom griechischen Sprachschatz lernt man nicht nur eine Menge neuer Worte und Phrasen, auch die Sprachentwicklung wird um die wichtige Epoche der *κοινή*, die ja nicht alle Schüler durch Lesen des Neuen Testamentes kennen lernen, nach der historischen Seite weitergeführt, wie andererseits die Unterschiede der Hauptdialekte schärfer erkannt werden. Auf die Entwicklungsgeschichte der griechischen Schrift einzugehen, wird auch möglich sein, namentlich wenn man in der glücklichen Lage ist, statt der modernen Inschriftendrucke Photographien oder Faksimiles der Originale vorzulegen; und dann erkennt man sogar an den Schriftzeichen die führende Rolle der kleinasiatischen Griechen in der älteren Zeit, das starre Festhalten der Lacedämonier am Alten und die fortschrittlichere Gesinnung Athens. Selbst Hinweise auf Rekonstruktion verstümmelter Überlieferung werden allmählich bei den Schülern Verständnis finden und zu eigenen Wiederherstellungsversuchen anregen.

So erfährt der Schüler an sich selbst, daß die Kenntnis des Altertums keine abgeschlossene, die Beschäftigung mit ihm kein ewiges unverändertes Wiederkäuen ist, und kehrt vielleicht in Mußestunden späterer Tage zu diesen Dingen noch gern zurück.

Buer i. W. Arthur Laudien.

## Der Sicherheitsdienst im römischen Heere.

Man darf annehmen, daß alle kriegerischen Völker die Notwendigkeit eines Sicherheitsdienstes im Felde stets erkannt und den letzteren darum auch ausgeübt haben. Fraglich ist nur die Art und Weise des Verfahrens. Wie war es damit bei den Römern?

Zunächst leuchtet ein, daß auf dem Marsch andere Maßregeln getroffen werden mußten als im Zustande der Ruhe. Hier deckte der Sicherheitsdienst sich mit dem Lagerwachdienst, über den Polybius im sechsten Buche seines Geschichtswerks eingehend berichtet[1]). Man könnte sich daher die Mühe einer nochmaligen Darstellung ersparen, wenn dort nicht trotz aller Ausführlichkeit unklare Stellen vorhanden wären. Auch bedürfen die Angaben des Autors, da sie lediglich seine Zeit betreffen, der Ergänzung.

Nach Polybius zog täglich als Sicherheits- und Ehrenwache ein ganzer Manipel beim Feldherrenzelte (praetorium) auf, was natürlich nicht so zu verstehen ist, daß alle Leute gleichzeitig in Tätigkeit traten; vielmehr wurden Posten ausgestellt, deren Zahl

[1]) Pol. VI 33—37.

nicht genannt wird. Nach dem Wortlaut: *μία δ' ἐξ ἁπασῶν καθ' ἡμέραν σημαία ἀνὰ μέρος· τῷ στρατηγῷ παράκειται.* ferner müßte man glauben, daß sämtliche Manipel des Heeres in bestimmter Reihenfolge dazu herangezogen wurden. Indessen die Prinziper und Hastaten waren schon durch den Dienst bei den Tribunen und auf den Prinzipien in Anspruch genommen, und die Triarier stellten die Wache bei den Pferden der Reiterei. So liegt die Vermutung nahe, daß die beim Prätorium lagernden Wachmannschaften Extraordinarier gewesen seien, was mit der bevorzugten Stellung dieser Truppe wohl stimmen, sowie der Tatsache entsprechen würde, daß sie während der Schlacht dem Feldherrn zur unmittelbaren Verfügung standen, und dieser sich auch sonst öfters dem Schutze von Nichtrömern anvertraute[1]). Endlich begreift man nicht, weshalb die Extraordinarier allein unter sämtlichen Fußgängern vom Wachdienst befreit gewesen sein sollten; denn in dem polybianischen Bericht ist von ihnen nirgends die Rede.

Bei jedem Tribun ferner zogen 8 Mann auf, die je einen Posten vor und hinter dem Zelt gaben[2]). Sie wurden von den zur persönlichen Dienstleistung ihnen überwiesenen je 3 Manipeln

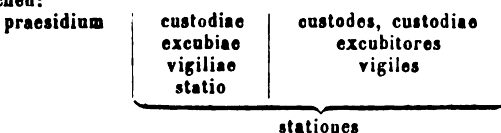
---

[1]) Siehe die Stellen bei Fröhlich: „Das Kriegswesen Cäsars" S. 51, A. 72 und 73.

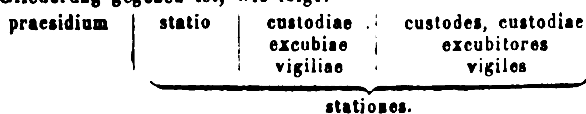
[2]) Polybius sagt VI 35: *γίγνονται δὲ τρεῖς φυλακαὶ παρὰ τὸν ταμίαν καὶ παρ' ἕκαστον τῶν πρεσβευτῶν καὶ συμβούλων δύο* und 33 mit Bezug auf die Tribunen: *διδόασι δὲ καὶ φυλάκεια δύο.* Da es nun ganz unwahrscheinlich ist, daß bei ein und demselben Zelt zwei oder drei Wachen gelegen haben sollten, können unter den *φυλακαὶ* und *φυλάκεια* hier lediglich die Posten einschließlich ihrer Ablösungsnummern, deren es stets vier gegeben zu haben scheint (Pol. VI 33: *τὸ δὲ φυλάκειόν ἐστι ἐκ τεττάρων ἀνδρῶν*, vgl. Veget. III 8), verstanden werden. Sonst aber bedeutet *φυλακή* auch die Wache in abstraktem wie konkretem Sinne (S. Schweighäuser: „Lexicon Polybianum" s. h. v.) und *φύλακες* die Posten (Pol. VI 36). Über die auf den Wachdienst bezüglichen Ausdrücke der lateinischen Sprache, insbesondere bei Cäsar und seinen Fortsetzern, läßt sich folgendes sagen. Was zunächst die custodes (Liv. XXX 29; Caes. BG. VII 78; BC. I 22; Afr. 63; Ov. Am. I 76; vgl. Verg. Georg. III 406; Colum. VII 13), excubitores (Caes. BG. VII 69; Suet. Claud. 42; vgl. Verg. Mor. 2; Colum. VII 12), vigiles (Caes. BG. VII 35; Hisp. 35; Cic. Verr. II 4, 43; Pl. Amph. I 1, 195) anlangt, so kann ein Zweifel kaum obwalten. Es sind die Posten. Anders verhält es sich mit custodiae, excubiae, vigiliae, stationes und praesidium. Wo sie mit einem der zuerst genannten zusammengestellt sind, bedeuten sie offenbar die Wache, so bei Caes. BC. I 22: „Lentulus Spinther de muro cum vigiliis et custodibus colloquitur" und Hisp. 35: „praesidium, vigiles iugulant". Kommen dagegen von ihnen zwei nebeneinander vor, so bezieht sich der eine auf die Wache, der andere auf die Posten; welchem aber jene, welchem diese Bedeutung eignet, läßt sich nicht immer genau ermitteln. Bei Caes. BC. I 21: „milites disposuit non certis intervallis intermissis . . . . sed perpetuis vigiliis stationibusque, ut contingant inter se" werden wir unter stationes die Posten zu verstehen haben (anders Fröhlich a. a. O. S. 234), I 59: „longiore circuitu custodias stationesque equitum vitabant" unter custodiae, desgleichen II 8: „iuventus, quae in oppido excubiis custodiisque remanserat", II 19: „custodias vigiliasque in turribus murisque disponit" und Cicero Cat. II 12

der Prinziper und Hostaten gestellt, und Polybius bemerkt, daß diese Obliegenheit keine schwere gewesen sei, da der Manipel bei einer Effektivstärke von mehr denn 100 Mann erst immer den vierten Tag herangekommen wäre. Dazu gesellte sich eine Wache von 12 Mann mit 3 Posten vor dem Quästorium, je eine von 8 Mann mit 2 Posten bei den Legaten und den übrigen Mitgliedern des Kriegsrats, unter denen wir uns die Präfekten der Bundesgenossen zu denken haben, endlich in jedem Manipelrevier

„vestra tecta custodiis vigiliisque defendite", wenn hier nicht etwa zwischen Tag- und Nachtwachen unterschieden wird. Doch scheinen andere Stellen, wo die custodiae allein vorkommen, jene Deutung zu bestätigen, so Caes. BG. IV 6; VII 27; 55; Civ. I 23; II 13; 19; III 61; Afr. 7. Trotzdem darf der Ausdruck auch auf die Wache bezogen werden, wie andererseits die übrigen sehr wohl auf die Posten, ja Wache und Posten (Sall. Iug. 47: „vigilias crebras ponere", 105: „vigilias circumire") bedeuten können. Fallen doch ohnehin, wenn die Wache nur 4 Mann zählt, also lediglich einen Posten ausstellt, beide Begriffe zusammen. Das gilt vor allem von statio. Bei Liv. V 44; X 32; Caes. BG. IV 32; V 15; VI 37; 41; VIII 15; Civ. I 60; II 26; III 94; Afr. 21; 37; 38; Hisp. 13; Suet. Tib. 27; 57; Ner. 21; 34; 47; Verg. A. IX 183; Petr. Sat. 102; Tac. A. 13; 24; 45; 14, 8 heißt das Wort Außenwache oder Unterstützungstrupp, stationem agere oder in statione esse auf Wache sein, stationem inire auf Wache ziehen. Der Plural dagegen bezieht sich wohl in der Regel auf die Posten, so außer der schon erwähnten Stelle bei Caes. BC. I 21 auch BG. VI 18: „in aperto loco secundum flumen paucae stationes equitum videbantur", VII 69: „castella viginti tria facta, in quibus interdiu stationes disponebantur", VIII 12: „cognitis stationibus cotidianis equitum nostrorum", BC. I 73: „crebras stationes disponunt equitum et cohortium alariorum', und „ut intra munitionem et sine timore et sine stationibus aquari possent'", Sall. fr. ap. Charis 2, 185: „nocte diuque stationes et virgilias temptare". Schließlich verstand man, wofür schon v. Göler („Cäsars Gallischer Krieg" II S. 246) eintrat, darunter ein ganzes System, die Feldwach- und Vorpostenstellung mit allem, was dazu gehörte, so Caes. BG. VII 36: „deinde castra ipsa turbatis stationibus capiunt". — Praesidium endlich ist die Besatzung, in der Regel eine größere Heeresabteilung und stets die Gesamtheit der am Orte lagernden Truppen (BG. I 25; II 19; 26; 29; VI 7; VII 34; 65; 68; 69; VIII 11; 17; 54; BC. I 12; 40; 42; II 22; 23; III 62; 65; 75; 88; Afr. 9; 41; 60; 80; Hisp. 6; 30), davon sich die Wache mit ihren Posten abzweigt, auch schon die statio: Caes BG. VI 42: „cohortes ex statione et praesidio emissae". Ähnlich war es schon in der älteren Zeit, wie Livius III 5 bekundet: „vigiliae in urbe, stationes ante portas, praesidia in muris disposuit". Der Unterschied aller in Rede stehender Begriffe ist also ein wesentlich quantitativer und läßt sich annähernd durch nachstehendes Schema veranschaulichen:




oder, wofern die Wachen erst von der statio ausgehen, mithin der Fall vierfacher Gliederung gegeben ist, wie folgt:



eine von 4 Mann mit einem Posten. Denn alle Posten hatten gleich denjenigen bei den Zelten der Tribunen, von denen Polybius es sagt[1]), wahrscheinlich 4 Nummern. Auch hier war die Wachmannschaft nirgends ohne Unterbrechung tätig, da vielmehr in bestimmten Fristen eine Ablösung stattgefunden haben muß. Für die Nacht wird es ausdrücklich bezeugt; denn nach Vegetius teilten sich die 4 Mann der Centurienwache in die Zeit von Sonnenuntergang bis Tagesanbruch gleichmäßig derart, daß jeder nur 3 Stunden auf Posten war, indessen die anderen ruhten[2]). Nimmt man für den Tag ein ähnliches Verfahren an, so würden auch hier die Posten nicht länger gestanden haben. Doch entsprach die Frist nur bei Tag- und Nachtgleiche unserer Zeitrechnung; sonst waren die Tagesstunden im Winter kürzer, im Sommer länger, und so könnte, zumal da Staub und Sonnenbrand den Wachdienst während dieser Jahreszeit überdies erschwerten, hier ein öfterer Wechsel der Posten üblich gewesen sein. Unter Umständen wurde dann auch schon Mittags die ganze Wache abgelöst. Das geschah beispielsweise auf Anordnung des Konsuls L. Aemilius Paulus, der „ex matutina statione ad meridiem decedi et in postmeridianam succedere alios iussit"[3]). Freilich ist da nur von Reiterei die Rede. Im gewöhnlichen Feldlager wird man eines solchen Auskunftsmittels auch kaum bedurft haben, da nach vollendetem Marsch nur noch die Hälfte des Tages übrigblieb. Ja der in Rede stehende Wachdienst kann nicht vor Beendigung der Schanzarbeit begonnen haben, während der ein erheblicher Teil des Heeres in Bereitschaftsstellung unter Waffen blieb[4]). Wenn also gegen Mittag das Marschziel erreicht war, dann konnten die Posten erst etwa um 2 oder spätestens um 3 Uhr aufziehen. Denn schwerlich nahm die Herstellung eines Grabens von 9 Fuß Breite und 7 Fuß Tiefe, sowie das Schütten eines Walles von entsprechender Höhe und Stärke 3 bis 4 Stunden in Anspruch, wie Rüstow meint[5]). Gab man dem Arbeiter dabei nicht 4, sondern entsprechend der 10 Fuß langen Meßstange (decempeda), mit der nach Vegetius die Schanzarbeit verteilt

---

[1]) Pol. VI 33; vgl. Veget. III 8.

[2]) Onos. X 3; Jul. Afr. 74, 77; Leo. Tact. 14, 34; 17, 102 und 103.

[3]) Liv. XLIV 33. Unter Berufung auf diese Stelle urteilt Marquardt „Handbuch der röm. Altertümer" V 2 S. 406, daß die Tageswachen nur zweimal gewechselt zu sein scheinen, und in Paulys Realencyklopädie liest man: „Vielleicht fand bei den Tageswachen nur ein zweimaliger Wechsel statt, den ein doppeltes Signal aller Trompeter vor dem Feldherrnzelt ankündigte". Beide irren, insofern sie Wache und Posten nicht unterscheiden. Nur von ersterer war bei Livius die Rede. Auch hat ihre Ablösung mit dem von Polybius erwähnten Signal nichts zu schaffen, da letzteres nur Abends geblasen wurde, „damit die Nachtwachen um diese Zeit aufzogen". Pol. XIV 3.

[4]) Caes. BG. I 49; BC. I 41.

[5]) Rüstow: „Heerwesen und Kriegführung C. Julius Cäsars" S. 91.

wurde [1]), nur $2^1/_2$ Fuß oder einen Schritt Spielraum, das heißt den gewöhnlichen Rottenabstand in der Grundstellung, deren Enge nicht hinderlich war, wofern die geraden Nummern einen Schritt vor- oder zurücktreten, so verkürzte sich die Zeit ganz erheblich. Nissen hält unter gewöhnlichen Umständen schon 1 bis 2 Stunden für ausreichend [2]).

Wie die Wachen zusammengestellt wurden, sagt Polybius zwar nicht, doch hat man wie für den Dienst bei den Tribunen wohl durchweg eine gewisse Reihenfolge beobachtet derart, daß alle Manipel und Mannschaften gleichmäßig in Anspruch genommen wurden. Aus der auf das Strafverfahren bezüglichen Notiz: „Dieser (der Centurie) führt die zur Wache Befohlenen herbei, worauf sie in Gegenwart der Runde verhört werden“ folgt nur, daß die Leute ein und derselben Wache dem nämlichen Schlachthaufen angehörten. Besondere Führer scheint es, abgesehen von den Fällen, da wie beim Prätorium ganze Manipel aufzogen, nicht gegeben zu haben. Sonst konnte der älteste Mann oder wer die erste Nummer erlost hatte, sofern es erforderlich war, befehligen.

Gänzlich befreit von diesem Wachdienst waren die Veliten, denen die Hut des Walles oblag, an dessen äußerer Seite sie kampierten [3]). Auch hatten sie im Falle eines feindlichen Angriffs ihn so lange zu verteidigen, bis das schwere Fußvolk gefechtsbereit war, und überdies versahen je 10 von ihnen einen besonderen Wachdienst bei den Toren, wo sie auf der clavicula oder an dem titulus gestanden haben dürften. Die Triarier waren wenigstens von dem Dienst bei den Tribunen befreit, wohingegen sie in den benachbarten Turmen Wache hielten und „besonders auf die Pferde acht gaben, damit sie sich nicht in die Stränge verwickelten und dienstuntauglich wurden oder sich losrissen, unter die anderen Pferde stürzten und dadurch Lärm und Unruhe im Lager verursachten“ [4]). Wie stark diese Wachen waren, wird nicht angegeben; doch dürften hier die bekannten 4 Mann wiederkehren, von denen immer nur einer wahrscheinlich die gleichfalls bei den Pferden lagernden Reitknechte zu beaufsichtigen hatte, während die anderen ruhten. Daß die Triarier auch sonst von dem Wachdienst befreit gewesen wären, sagt Polybius nicht. Wenigstens werden sie doch den Revierposten, von dem es heißt: *ὁμοίως δὲ καὶ παρ' ἕκαστον τάγμα πάντες ἐξ ἑαυτοῦ τιθέασι φυλακήν*“ selbst gestellt haben [5]).

Berechnen wir zum Schluß die Gesamtzahl der den Wachdienst im Lager ausübenden Legionen und Bundesgenossen eines

[1]) Veget. III 8.
[2]) Nissen in den Fleckeisenschen Jahrbüchern 1880.
[3]) S. meine Schrift: „Die Marschordnung des römischen Heeres zur Zeit der Manipularstellung“ S. 8.
[4]) Pol. VI 33.
[5]) Pol. VI 35.

konsularischen Heeres, so ergibt sich unter Voraussetzung, daß die Legaten an Zahl den Präfekten der socii gleich waren, ohne das Gros der Veliten, aber einschließlich der von ihnen gestellten Torwachen folgendes Schema:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. Feldherr | : | 1 . 120 | = 120 Mann |
| 2. Tribunen | : | 12 . 8 | = 96 „ |
| 3. Präfekten | : | 6 . 8 | = 48 „ |
| 4. Legaten | : | 6 . 8 | = 48 „ |
| 5. Quästor | : | 1 . 12 | = 12 „ |
| 6. Manipel | : | 120 . 4 | = 480 „ |
| 7. Triarier | : | 40 . 4 | = 160 „ |
| 8. Torwachen | : | 4 . 10 | = 40 „ |
| | | Summa | 1004 Mann |

Dazu käme das Gros der Veliten, über die Polybius, wo er von den Nachtwachen handelt, also berichtet: *τὴν δ' ἐκτὸς ἐπιφάνειαν οἱ γροσφομάχοι πληροῦσι παρ' ὅλον καθ' ἡμέραν τὸν χάρακα παρακοιτοῦντες*[1]). Daraus folgt freilich wieder nicht, daß sie sämtlich Tag und Nacht über auf Wache, geschweige denn auf Posten waren. Gewiß aber gab es vor dem Lagerwall davon noch ein ganzes System[2]), deren Glieder wir uns, wenn nicht unmittelbar daneben, so doch jedenfalls nicht weit entfernt zu denken haben. Es sind die stationes der älteren Zeit[3]). Wie viele davon vorhanden waren, entzieht sich unserer Schätzung. Nehmen wir an, daß wie zur Zeit Hygins hier immer der fünfte Teil aufzog, so kämen bei einer Effektivstärke der Veliten von 4000 Mann etwa 800 heraus, und die Zahl der Wachtleute überhaupt würde sich auf ungefähr 1800, das heißt den zehnten Teil des Heeres belaufen. Genaueres läßt sich darüber nicht sagen.

Anders gestaltete sich der Wachdienst, als die Veliten nicht mehr zur Verfügung standen. In der Zeit Cäsars sehen wir ganze Kohorten mit oder ohne Beigabe von Leichtbewaffneten (levis armatura) und Reitern „in statione ad portam"[4]). Ihre Posten mögen am titulus sowie in gewissen Abständen, „certis intervallis intermissis"[5]) längs der Außenseite des Walles gestanden haben. Noch auf der Trajansäule wird dieser Lagerwachdienst von den schwergerüsteten Legionaren ausgeübt[6]). Hier trifft man auch gelegentlich die sonst nicht erwähnten Doppelposten[7]). Davon zu unter-

---

[1]) Pol. VI 35.

[2]) Pol. VI 36; Liv. XXX 29; Caes. BG. II 18.

[3]) Liv. XXVII 51: „C. Claudius consul, cum in castra redisset, caput Hasdrubalis . . . proici ante hostium stationes . . . iussit"; III 5: „stationes ante portas, praesidia in muris disposuit"; Caes. BG. VII 36: „deinde castra ipsa turbatis stationibus capiunt".

[4]) Caes. BG. IV 11; VI 37; BC. I 75; III 50; 63; 94; Afr. 31.

[5]) Caes. BC. I 21.

[6]) Cichorius: „Die Reliefs der Trajansäule" Tafel XII, XIII, XLIII. CVIII.

[7]) Cichorius a. a. O. Tafel XLIII.

scheiden sind die Feldwachen, die in größerer Entfernung vom Lager aufgestellt wurden und zu den Obliegenheiten der Auxiliares gehörten[1]). Auch sie bezeichnete man als stationes[2]). Beide Arten von Wachen zeigt uns wiederum ein Bild der Trajansäule[3]). Die dicht an der Mauer stehenden Legionare sind Lagerposten, der dem Beschauer etwas näher gerückte und von erhabener Warte Umschau haltende Auxiliar dagegen gehört zu einer Feldwache, der die Hut der Brücke über den im Vordergrunde sichtbaren Fluß anvertraut ist.

Alle diese Wachen (custodiae, excubiae[4]), stationes) wurden bei Sonnenuntergang abgelöst, und an ihre Stelle traten die Nachtwachen (vigiliae), deren man entsprechend der Zahl der vorhandenen Posten oder Nummern 4 von dreistündiger Dauer unterschied, die zugleich als Zeitbestimmung (prima, secunda, tertia, quarta vigilia) in Übung waren[5]). Sie gelten aus nahe liegenden Gründen für besonders wichtig, weshalb man sie unter Beobachtung gewisser Regeln aufziehen ließ. Dahin gehört, daß diejenigen, welche die erste Nummer erlost hatten, von einem Optio ihres Manipels zum Tribunen[6]) geführt wurden und dort für sich und die anderen Mannschaften ihrer Wache mit Zeichen versehene Holztäfelchen erhielten, welche sie, was Polybius aber nicht erwähnt, nach der Rückkehr in das Quartier verteilten. Auch über die Art der Zeichen läßt der Autor uns in Unkenntnis. Wahrscheinlich gab es deren zwei, eines für die Wache und ein anderes für die Nummer der Ablösung, welch letzteres die entsprechende Ziffer gewesen sein könnte. Der Zweck solchen Verfahrens erhellt aus dem, was Polybius sodann weiter über die Ronde mitteilt.

Danach beauftragte früh morgens der erste Dekurio jeder Legion einen Optio, 4 Reiter seiner Turme für die Ronde zu bestimmen und ihnen davon Mitteilung zu machen. Am Abende soll er dann den Führer der folgenden Turme erinnern, daß nächsten Tages die Reihe an ihm sei, und so ferner. Die 4 Reiter aber verteilen die Nachtwachen unter sich durch das Los. Darauf gehen sie zum Tribunen und empfangen von ihm schriftlich die Weisung, wo und wann sie ihren Kontrollgang auszuführen haben. Schließlich nehmen sie bei dem ersten Manipel der Triarier Auf-

---

1) Cichorius a. a. O. Tafel V, XLI, LXXXI, XCVI; Textband II S. 17 ff.

2) Caes. B. Afr. 88.

3) Cichorius a. a. O. Tafel XVI; Textband II S. 100 f.

4) Forcellini s. vigiliae: „vigiliae autem et excubiae differunt, quod vigiliae sunt tantum nocturnae, excubiae et nocturnae et diurnae". S. Göler a. a. O. II S. 246 und Pauly „Realencyklopädie" s. h. v. Indessen da für die Nachtwachen ein eigener Ausdruck vorhanden war, so lag es doch nahe, unter excubiae regulär die Tageswachen zu verstehen. S. Marquardt a. a. O. S. 406.

5) S. die Stellen bei Marquardt a. a. O. S. 407 A. 6.

6) Nach Pol. VI 34 teilten sich die 12 Tribunen so in den Dienst, daß alle zwei Monate immer zwei befehligten, also einer in jeder Legion.

enthält, dessen erster Centurio, der Primipilus, zum Beginn der Nachtwachen sowie am Schluß der letzten, also bei Tagesanbruch den bucinator das übliche Signal blasen läßt[1]). Danach richten sich dann sowohl die Posten als auch die Runden; jene lösen ab und kehren schließlich in das Quartier zurück, diese aber treten ihren Umgang an, der stets mit Begleitmannschaft aus dem Kreise befreundeter Waffengenossen unternommen wird[1]).

Findet die Runde nun alles in Ordnung, das heißt ist der zu revidierende Posten wach und zur Stelle, so nimmt sie ihm sein Täfelchen ab: Andernfalls dient die Begleitmannschaft als Zeuge des Tatbestandes, der am nächsten Morgen, sobald die Täfelchen an den Tribun abgeliefert sind, zur Sprache und Ahndung kommt. Fehlt nämlich eines, so ermittelt man den Posten, der es empfangen hatte. Dieser wird in Gegenwart der Runde sowie ihrer Begleiter[2]) verhört und, sofern seine Schuld erwiesen ist, auf Grund eines Spruchs des alsbald zusammentretenden Standgerichts der Tribunen mit Stockhieben bestraft, die für ihn gleichbedeutend mit dem Tode waren. Denn es beteiligten sich an der Exekution sämtliche Krieger der Legion, und man durfte dabei sogar mit Steinen werfen. „Die meisten", sagt Polybius, „erliegen der Strafvollstreckung schon im Lager. Wofern aber einer ins Freie gelangt, so hilft ihm das nichts; denn wie könnte da von Rettung die Rede sein, wo dem Verurteilten die Rückkehr in die Heimat versagt ist, und selbst von den Verwandten niemand es wagen würde, ihn bei sich aufzunehmen"[3]). Derselben Strafe verfielen auch die Dekurionen und Optionen, wenn sie in Ansage

---

[1]) Nach Vegetius III 8: „A tubicine omnes vigiliae committuntur et finitis horis a cornicine revocantur" wären zwei verschiedene Instrumente dabei in Übung gewesen, was in der älteren Zeit nicht der Fall war. Auch ist da immer nur von der bucina die Rede. So bei Pol. VI 36; Liv. VII 35; XXVI 15; Sil. VII 154; Front. I 5, 17; Caes. BG. II 35; Cic. pro Mur. 9, 22; Liv. Tact. XI 21, 27. Lipsius „De militia romana" V 9 schließt aus einer Stelle bei Liv. XXVII 47, daß die beiden *Primipile* des konsularischen Heeres abwechselnd hätten blasen lassen, daß also immer nur ein Signal abgegeben sei. Mit dem Zapfenstreich, der nach der Hauptmahlzeit, wenn der Feldherr seinen Stab entließ (praetorio dimisso) von sämtlichen Trompetern und Bucinatoren geblasen wurde (Pol. XIV 3; Liv. XXX 5; XXXVI 8; Tac. Ann. XV 30; II 12; Front. II 5, 30), darf man das in Rede stehende Signal nicht verwechseln. Wohl aber drängt sich die Frage auf, warum noch einmal geblasen wurde, nachdem der Zapfenstreich, wie Polybius XIV 3 erklärt, das Aufziehen der Nachtwachen bereits angekündigt hatte: *χάριν τοῦ τὰς νυκτερινὰς φυλακὰς κατὰ τὸν καιρὸν τοῦτον ἵστασθαι κατὰ τοὺς ἰδίους τόπους.* Trotzdem kann ein Zweifel nach dem, was Polybius VI 36 klar und bestimmt ausgeführt hat, nicht obwalten. Man muß also annehmen, daß der Bucinator des ersten Triariermanipels, der am Zapfenstreich möglicherweise nicht teilnahm, noch ein besonderes Signal geblasen habe.

[2]) Pol. VI 36: *ἔχων μετ' αὐτοῦ μάρτυρας τῶν φίλων.* Daß übrigens in besonderen Fällen auch die Tribunen selbst solche Kontrollgänge ausführten, erhellt aus Liv. XXVIII 24; Veget. III 8.

[3]) Pol. VI 37.

oder Ausführung der Runde etwas versehen hatten. „Bei dieser Strenge der Ahndung und bei der Unfehlbarkeit ihrer Exekution", so schließt Polybius seinen Bericht, „wird der nächtliche Wachdienst im römischen Lager mit tadelloser Sorgfalt ausgeübt". Für uns selbst haben diese Vorschriften und Gepflogenheiten noch ein besonderes Interesse. Man wundert sich über die vielen und genauen Bestimmungen des heutigen Garnisonwachdienstes und erblickt in ihnen wohl eine überflüssige Pedanterie. Nun, die Römer waren uns, wie wir sehen, hierin über.

Dasselbe gilt von der Losung für die Nacht, wobei man folgendermaßen verfuhr. Von den zunächst des Walles lagernden zehnten Manipeln und Turmen begibt sich täglich vor Sonnenuntergang ein vom Wachdienst befreiter Mann (tesserarius) zum Zelte des Tribunen vom Dienst und nimmt das auf ein Täfelchen geschriebene Erkennungswort (tessera) in Empfang[1]). Damit kehrt er zu seinem Truppenteil zurück, worauf der Centurio, beziehungsweise Dekurio es vor Zeugen weitergibt derart, daß es alle Manipel und Turmen bis zu den an der via principalis lagernden durchläuft und schließlich von diesen zurückgereicht wird. Alsdann folgt die Kontrolle. Sind die Täfelchen sämtlich zur Stelle, dann ist die Sache in Ordnung; fehlt dagegen eines, so wird mit Hilfe der Aufschrift an den vorhandenen ermittelt, wo die Weitergabe unterblieben ist. Welcher Art die Aufschrift gewesen sei, sagt Polybius zwar nicht, doch wird man in der Annahme, daß neben der Losung Legion und Treffen, beziehungsweise Waffengattung vermerkt war, kaum fehlgehen. So hatte man nur unter 10 Manipeln oder Turmen zu suchen, und die Entdeckung des Schuldigen hielt nicht schwer. Selbstverständlich ging das Erkennungswort, da es für das ganze Heer galt, ursprünglich vom Feldherrn aus[2]). Es bildete einen Teil seiner Tagesbefehle, wir würden sagen der Parole, zu deren Empfang die Tribunen und Präfekten frühmorgens und, wie es scheint, nochmals gegen Abend im Prätorium sich zu versammeln pflegten. Von ihnen wurden sie an die Centurionen und Dekurionen[3]) weitergegeben, welche bei Tagesanbruch vor den Zelten der Tribunen vom Dienst antraten, und die letzteren wiederum brachten sie, ὅταν ἑκάστων ὁ καιρὸς ᾖ, zur Kenntnis der Mannschaft.

Während des Marsches ist der Sicherheitsdienst gleichbedeutend mit der Aufklärung im Gelände; die, abgesehen von besonderen

---

[1]) Durch eine tessera konnte jeder Befehl übermittelt werden. Sie ist das „tacitum signum" bei Liv. XXXIX 30 und Sil. XV 478 und im weiteren Sinne der Befehl schlechtweg, so bei Liv. VII 35; IX 52; XXVII 46; XXVIII 14; Suet. Galba 6 u. a.

[2]) Liv. VIII 27; Tac. Ann. I 7; Oros. 25, 26; Aen. Tact. 24.

[3]) Polybius VI 34 nennt hier die Reiter; es können jedoch nur die Dekurionen gemeint sein. Was sollten da wohl die etwa 2000 Reiter des konsularischen Heeres, wenn es sich nur um den Befehlsempfang handelte?

Fällen [1]), da man auch Leichtbewaffnete zu dem Behuf entsandte. wie noch gegenwärtig Aufgabe der Reiterei war. Schon damals ist sie „das Auge, mit dem die Armee sieht“ [2]). Aus demselben Grunde stellte man sie doch schon in der Schlachtordnung gewöhnlich auf die Flügel, im „agmen munitum“ [3]) aber je nach Umständen entweder an die Spitze oder an den Schweif, wofern sie nicht geteilt sowohl hier als auch dort zog [4]). Nach Vegetius war das letztere sogar, wie aus der Bemerkung: „Primi ergo equites iter arripiant, deinde pedites, impedimenta . . . in medio collocentur, ita ut expedita pars peditum et equitum subsequatur“ hervorgeht, die Regel [5]). Und seine Ansicht begründend, fährt er fort: „Illud praecipue servandum est, ut ea pars, ad quam hostis venturus creditur, oppositis lectissimis equitibus et levi armatura . . . . muniatur“. Ohnehin sei man unterwegs in weit höherem Grade der Gefahr ausgesetzt als während des Gefechts, wo die Parteien sich kampfbereit gegenüberständen, indes anderen Falles der Soldat „minus armatus minusque attentus est . . . et superventus impetu vel fraude . . . repente turbatur“. Darum möge der Feldherr „cum agmine exercitus profecturus fidelissimos argutissimosque cum equis probatissimis“ entsenden, welche die „loca, per quae iter faciendum est, in progressu et a tergo, dextra laevaque perlustrent“. Es sind die von den Schriftstellern so oft genannten exploratores und speculatores, die auch nach Livius und Caesar „in omnes partes“ vorgetrieben wurden, um die Stellung des feindlichen Heeres zu erkunden [6]). Damit aber war ihre Aufgabe keineswegs erschöpft; es gehörte dazu noch manches andere, worüber Vegetius sich, wie folgt, äußert: „Praeterea nosse debemus hostium consuetudinem . . . utrum peditibus an equitibus . . . utrum numero hominum an armorum munitione praecellat . . . quanta locorum intervalla sint, ad quae cupimus properare, ne aestate aquae penuria obsit euntibus, ne hieme difficiles aut inviae occurrant paludes maioresque torrentes“. Die Gepflogenheiten des Gegners im Felde [7]) also, Zahl [8]) und Art seiner Truppen, insbesondere auch die Beschaffenheit des Geländes [9])

---

[1]) Pol. XVIII 19 und 21; Liv. XXI 46; vgl. Veget. III 6.

[2]) Frh. v. d. Goltz: „Das Volk in Waffen“ S. 182.

[3]) S. hierüber meine Schrift: „Die Marschordnung des römischen Heeres etc.“ S. 14f. und 21.

[4]) Sall. Iug. 49ff. und 100; Liv. XXVII 48; XXVIII 16; XXXIX 28; XXXVIII 41; Pol. XIV 8; die zahlreichen Cäsarstellen s. bei Fröhlich: „Beiträge zur Geschichte der Kriegsführung und Kriegskunst der Römer“ S. 67 A. 4.

[5]) Veget. III 6.

[6]) Liv. VIII 7; Caes. BG. V 49; vgl. I 41; III 2; V 41; VIII 35; BC. III 66; 79.

[7]) Caes. BG. IV 6; VI 33.

[8]) Caes. BG. II 4.

[9]) Caes. BG. III 7; V 49; 50; VII 83; VIII 12; BC. I 66; 68; II 25

sollten erkundet werden, welch letzteres damals viel wichtiger gewesen sein dürfte als heutzutage, wo den Kriegführenden in der Regel zuverlässige Karten zur Verfügung stehen. Des weiteren lehrt Vegetius: „Si adversariorum imperitia vel dissimulatio occasionem nobis dederit, non oportet omitti, sed explorare sollicite, proditores et transfugas invitare, ut, quid hostis moliatur in praesenti vel in futurum, possimus agnoscere". Zu dem Behuf, das heißt um die Pläne des Feindes zu erfahren [1]), empfiehlt er, von Spionen und Überläufern sich Auskunft zu verschaffen. Der letzteren bedient sich mit Vorliebe auch Cäsar [2]); durch Überläufer erfuhr er beispielsweise den von dem Feinde geplanten Entsatz Alesias [3]). In derselben Absicht ließ er durch seine Reiter Gefangene aufgreifen, um sie dann in Person auszufragen [4]). Auch der Grundsatz, möglichst viele Nachrichten zu sammeln, war schon damals in Kraft; denn die Kundschafter sind wie alle Menschen dem Irrtum unterworfen, weshalb Vegetius warnt: „providendum quoque, ne duorum aut trium error discrimen pariat universis". Eine falsche Meldung hatte beispielsweise zur Folge, daß Cäsar im helvetischen Kriege die günstige Gelegenheit, den keines Überfalls gewärtigen Gegner anzugreifen, nicht wahrnahm [5]).

Um nun zu ermitteln, wie der Aufklärungsdienst gehandhabt wurde, ist eine Untersuchung über die Bedeutung der exploratores und speculatores, die keineswegs identisch sind, unerläßlich. Göler [6]) hält die ersteren für Kundschafter in der Bewegung, das heißt Rekognoszierungsdetachements und Patrouillen, die anderen für Spione, die aber auch als Kundschafter im militärischen Sinne Verwendung gefunden hätten. Vielleicht gestattet die Etymologie der Worte und das Quellenmaterial eine zutreffendere Deutung. Festus lehrt: „speculator silentio hostilia perspicit" und Varro erwähnt den „speculator, quem mittimus ante, ut respiciat, quae volumus" [7]). Beide erblicken mithin, der Grundbedeutung des Wortes entsprechend, die Hauptaufgabe des speculator in dem Sehen, ja Festus in dem vom Feinde unbemerkten Sehen. Was derselbe Autor sodann aber vom explorator sagt: „pacata clamore cognoscit" hielt schon Forcellini, der die auf den ersten Blick schwer verständlichen Worte mit der erklärenden Bemerkung: „h. e. rumore, sermonibus et actionibus hostium cognoscit, quae in pace fiunt" begleitet, für wenig glaubhaft [8]). Dagegen dürfte den Exploratoren die Aufklärung im allgemeinen obgelegen haben,

---

1) Pol. XVIII 9; Liv. XXI 29; die zahlreichen Cäsarstellen s. bei Merguet a. a. O. s. v. consilium und cognoscere.
2) S. Merguet a. a. O. s. v. transfuga.
3) Caes. BG. VII 72.
4) S. die sehr zahlreichen Stellen bei Merguet s. v. captivus.
5) Caes. BG. I 21.
6) a. a. O. II S. 234f.
7) Varro de l. l. V 8.
8) Forcellini: Totius latinitatis lexicon s. h. v.

und so wären sie der Erkundungstrupp gewesen, die Spekulatoren aber die von ihm vorgetriebenen Patrouillen, die unter Benutzung des Geländes sich bis in die Nähe der feindlichen Stellung wagen, durch einen Busch oder eine Terrainfalte gedeckt, Umschau halten und von dem, was sie gesehen, Meldung erstatten. In der Praxis freilich gibt sich dieser Unterschied nicht immer zu erkennen; sicher nur ist, daß die Spekulatoren stets einzeln oder in geringer Anzahl auftreten. Wie hätten sie sonst auch ihre Aufgabe ungestört lösen können? Dafür sprechen überdies zahlreiche Schriftstellen [1]). Ja es gibt deren solche, die zugleich unsere Deutung der Exploratoren bestätigen. So wird nach Livius [2]) der Präfekt Marius Statilius mit einer Turme „exploratum" gegen das Lager Hannibals bei Gereonium vorgeschickt. Unfern davon macht das Gros halt, der Führer aber reitet mit 2 Begleitern bis in das Lager und „speculatus omnia cum cura" kehrt er zurück, um, was er gesehen, zu melden. In ähnlicher Weise entsendet der Konsul Claudius Nero 2 Reiter „speculatum" in das vom Feinde verlassene Lager bei Grumentum, und „postquam satis tuta esse exploratum est", trifft er seine Dispositionen [3]). Selbstverständlich löste sich auch hier die Regnoszierungspatrouille von einem Trupp, auf welch letzteren dann das „exploratum" zu beziehen wäre. Und so war es noch zur Zeit Cäsars [4]). Ob das Detachement mit den von ihm erwähnten antecursores, praecursores und antecessores gleichbedeutend ist [5]), mag dahingestellt bleiben; denn daß die genannten einmal mit den speculatores zusammengestellt werden [6]), ist nicht maßgebend, insofern die Worte „per speculatores et antecessores", um die es sich dabei handelt, als ein ἓν διὰ δυοῖν erklärt werden können. Auch dürfte man befugt sein, jene Ausdrücke ebensowohl auf die speculatores zu beziehen [7]).

Schließlich soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die letzteren auch Spionendienste verrichtet haben; ja es ist daran nicht zu zweifeln [8]); nur waren die letzteren schwerlich, wie Göler meint, ihre erste und wichtigste Aufgabe.

---

[1]) Liv. IX 23; XXII 33; XXX 29; XXXI 24; XL 7; Caes. B. Afr. 25: Hisp. 13; 20; 38.

[2]) Liv. XXII 42; ähnlich Caes. BC. I 66: „Petreius cum paucis equitibus occulte ad exploranda loca proficiscitur".

[3]) Liv. XXVII 42.

[4]) Caes. B. Hisp. 38: „equites et cohortes .... speculatoribus antemissis certiores fiunt"; Gall. II 11: „hac re statim per speculatores cognita, .... prima luce confirmata re ab exploratoribus"; Sall. Iug. 114; Nep. Alc. 8 u. a. Stellen.

[5]) So Fröhlich: „Heerwesen und Kriegführung Cäsars" S. 202. S. die Stellen bei Merguet a. a. O. s. h. v.

[6]) Caes. B. Afr. 12.

[7]) Caes. B. Hisp. 38: „equites et cohortes .... speculatoribus antemissis certiores fiunt".

[8]) Liv. XXII 33; Caes. B. Hisp. 20; Afr. 35; vgl. Gall. I 47.

Noch bleibt die Frage zu erörtern, ob es für den Aufklärungsdienst schon in der republikanischen Zeit besondere Abteilungen gegeben habe. Einige Stellen bei Cäsar scheinen dafür zu sprechen [1]); trotzdem hat das ältere Heerwesen Roms deren wohl nicht gekannt. Jedenfalls würden sie auch nur in den Patrouillen zu suchen sein; wo dagegen ganze Turmen oder gar halbe Alen auftreten, handelt es sich ohne Zweifel um die gewöhnliche Reiterei, zu deren Dienstobliegenheiten wie noch jetzt eben die Aufklärung gehörte. Erst M. Antonius gab, wie Appian [2]) berichtet, jeder Legion und prätorischen Kohorte einige besonders dazu geeignete Leute als Späher [3]), und so konnte noch Tacitus von den „speculatorum electa corpora" sprechen [4]). Die Exploratoren aber kommen als Spezialwaffe inschriftlich erst in der Zeit nach Alexander Severus vor [5]). Von Schriftstellern erwähnt sie nur Hygin [6]), der den zu 3 Legionen gehörigen 200 Mann ihren Platz im Lager neben den vexillarii anweist, die gleichbedeutend mit der Legionsreiterei sind. Hieraus und weil eine Abteilung gelegentlich als ala bezeichnet wird, folgert Mommsen, daß auch sie beritten gewesen seien, obwohl das Vorkommen von Centurionen bei ihnen Zweifel erwecke, zumal da die gewöhnliche Bezeichnung „numerus" beiden Truppengattungen eigne [7]). Daneben heißen solche Abteilungen auch explorationes [8]). Sie werden in der Regel nicht wie andere nach der Heimat, sondern nach ihrem Standquartier benannt [9]).

Prüfen wir nun noch an einigen Beispielen die Tätigkeit der Exploratoren. Bald sind es eine oder mehrere Turmen [10]), bald Abteilungen von 300 [11]) bis 400 [12]) Pferden, das heißt eine halbe Ala oder die Gesamtheit der berittenen Extraordinarier, sei es mit, sei es ohne Leichtbewaffnete. Eine Schar von 300 Reitern entsandte im Jahre 218 der Konsul P. Cornelius Scipio längs der Rhone nordwärts, um zu ermitteln, ob Hannibal den Strom bereits überschritten habe. Sie stießen auf die gleichfalls rekognoszierenden Numider und schlugen sie in die Flucht. „Nach diesem Treffen", sagt Polybius, „näherten sich die Römer in Verfolgung des Gegners dem karthagischen Lager, und nachdem sie sich genau umgesehen hatten, machten sie eiligst kehrt, um ihrem Feldherrn die Herbei-

---

[1]) Caes. B. Afr. 37; 31; vgl. Hisp. 12.
[2]) App. BC. V 132.
[3]) S. Göler a. a. O. II S. 234 f.
[4]) Tac. Hist. II 11; vgl. 33 und I 31.
[5]) S. die Stellen bei Pauly s. h. v.
[6]) Hygin c. 4.
[7]) Mommsen: „Zur Inschrift in Feldberg" Limesblatt I (1892) S. 5—8.
[8]) v. Domaszewski im Westdeutschen Korrespondenzblatt 1889 S. 49.
[9]) S. Mommsen a. a. O.
[10]) Liv. VIII 7; X 34; XXX 42; XXXV 4; XXXVII 34; XXXVIII 20; XL 30.
[11]) Liv. XXI 29; Pol. III 45; XVIII 19 und 21.
[12]) Liv. XXII 15.

kunft des Feindes zu melden[1]. Von Patrouillen ist hier nicht die Rede, obwohl deren vor dem Zusammenstoß gewiß entsandt worden sind; nachher gab es für sie nichts mehr zu tun. Ebenfalls mit 30 Turmen oder 300 Reitern, denen sich überdies 1000 Leichtbewaffnete anschlossen, ließ im mazedonischen Kriege Flaminin das Gelände bei Kynoskephalae aufklären. Auch hier traf man den Gegner, und aus Scharmützeln entspann sich die Schlacht. Dieses Beispiel ist aber umso lehrreicher, als es sich dabei um Flankenaufklärung handelt; denn die Heere waren auf verschiedenen Wegen gleichzeitig von Pherae auf Skotussa abmarschiert und befanden sich, nur durch die Hügelreihe der Hundsköpfe voneinander getrennt, in gleicher Höhe[2]. Patrouillen werden auch hier nicht genannt, obgleich sie schwerlich gefehlt haben. Wohl aber begegnen wir ihnen in dem bereits erwähnten Bericht über die Rekognoszierungen gegen das Lager Hannibals bei Gereonium[3]) und Grumentum[4]).

Auch an bildlichen Darstellungen des Rekognoszierungstrupps sowie der Patrouille ist kein Mangel. Auf der Trajanssäule[5]) sieht man 2 Reiter in Eile aus einem Walde hervorkommen. In der Richtung von rechts nach links sprengen sie dem an der Spitze seines Vortrabs reitenden Kaiser entgegen und erstatten, noch ehe sie ihre Pferde pariert haben, mit der rechten Hand über die Schulter hinweg rückwärts deutend, Meldung. Alsbald kommt Leben in die marschierende Truppe. Der erste Reiter im Vordergrunde beschleunigt den Schritt, und sein Pferd, das er am Zügel führt, setzt zum Sprunge an. Dasjenige Trajans fällt in Galopp, und die Auxiliare am oberen Bildrande gehen in Laufschritt über. Die nächstfolgende Gruppe lehrt uns den Zusammenhang kennen. Sie stellt ein für die Römer siegreich verlaufendes Reitergefecht dar. So sind die Meldenden eine vom Kaiser entsandte Rekognoszierung, Trupp oder Patrouille, die jenseit des Waldes den Feind entdeckt hat und mit der Nachricht so schnell, wie die Pferde laufen können, zurückkehrt. Dann würden allerdings in den Kämpfenden dieselben Reiter wiederkehren, die vorhin als Begleiter Trajans auftraten. Daß der letztere dabei fehlt, dürfte dieser Auffassung kaum widersprechen; denn der Oberfeldherr gehört nicht in das Handgemenge[6]).

[1]) Pol. III 45.
[2]) Pol. XVIII 19; 21.
[3]) Liv. XXII 42.
[4]) Liv. VII 42.
[5]) Cichorius a. a. O. Tafel XXVII und XXVIII.
[6]) Cichorius a. a. O. II S. 136ff. ist anderer Meinung und vermutet, daß die beiden Reiter den bereits erfolgten Zusammenstoß mit dem Feinde gemeldet hätten. Während des zwar siegreichen, aber noch keineswegs beendeten Treffens würden sie dazu jedoch kaum Anlaß genommen und Zeit gehabt haben. Da war für solche Meldungen kein Mann übrig. Eine Bitte um Hilfe aber würde bei der günstigen Gefechtslage vollends unnötig gewesen sein.

Auf einem anderen Bilde sieht man im Vordergrunde einen überbrückten Fluß. Am jenseitigen Ufer links hält Kavallerie zu Fuß, die Pferde am Zügel, während eine Gruppe von 3 Reitern im Sattel den Fluß überschreitet und am anderen Ufer, die nicht ausgeführte Lanze in der Faust und scharf Ausschau haltend, lebhaften Tempos vorgeht. So geben sie sich als eine von dem ruhenden Haupttrupp entsandte Rekognoszierungspatrouille zu erkennen [1]). Daß übrigens unter Umständen, wofern Kavallerie nicht zur Verfügung steht, auch Fußgänger mit der Aufklärung betraut werden, lehrt ein drittes Bild, wo drei über eine Brücke vorgehende Auxiliare, da sie von dem im Hintergrunde dargestellten Lager, vor dem Legionare in voller Rüstung Wache halten, sich entfernen, kaum etwas anderes gewesen sein können [2]). Auch wo gelegentlich Exploratoren mit Centurionen an der Spitze entsandt werden, um einen geeigneten Lagerplatz ausfindig zu machen, kann es sich doch nur um Fußgänger gehandelt haben [3]).

Wie weit die Rekognoszierungen vorgetrieben wurden, läßt sich schwer sagen. Daß Fußgänger nicht über ganz mäßige Entfernungen hinauskamen, ist selbstverständlich; aber auch die Reiter klebten im allgemeinen am Gros. Erst Cäsar stellte an sie höhere Anforderungen; wenn er aber auf dem Marsch gegen Ariovist am siebenten Tag von seinen Kundschaftern die Nachricht erhält, daß der Feind noch 24 römische Meilen gleich 37 Kilometer entfernt sei [4]), so ist das, obwohl nach heutigen Begriffen nichts Besonderes, für die damalige Reiterei gewiß schon eine außerordentliche Leistung.

Aus obiger Darlegung erhellt, welche Bedeutung man in Rom dem Sicherheitsdienst auf dem Marsche beilegte, woraus zugleich folgt, daß sie ihn auch mit Sorgfalt ausgeübt haben. Wo es ausnahmsweise einmal nicht geschah, war wenigstens zur Zeit der Manipularstellung eine Katastrophe die unvermeidliche Folge, nicht wegen der Überraschung an sich, sondern weil man unvermutet angegriffen, den Kampf in der gewöhnlichen Marschformation führen mußte, da zum Bilden des Rahmens, aus dem die Gefechtslinie entwickelt wurde [5]), weder Zeit noch Raum vorhanden war. Die Schilderung der Schlacht am Trasimen [6]) gibt uns von dem Wirrwarr, der dann herrschte, sowie von dem aussichtslosen Ringen der Legionare ein ergreifendes Bild. Anders nur, wenn das Heer im agmen munitum [7]) marschierte, aus dem die Schlacht-

[1]) So auch Cichorius a. a. O. II S. 101.

[2]) Cichorius a. a. O. II S. 70, Tafel XIII.

[3]) Caes. BG. II 17: „exploratores centurionesque praemittit, qui locum idoneum castris deligant“.

[4]) Caes. BG. I 41. S. Fröhlich: „Das Kriegswesen Cäsars“ S. 267.

[5]) S. meine Abhandlung: „Der Quincunx im römischen Heere“ Philologus 1909 S. 364 ff.

[6]) Pol. III 83; 84; Liv. XXIII 4; 5.

[7]) S. hierüber meine Schrift: „Die Marschordnung im römischen Heere etc.“. S. 12 ff.; vgl. Pol. VI 40; Sall. Iug. 49; 100.

ordnung sich schnell und leicht entwickeln ließ. Diese Art des römischen Heereszuges aber war, da sie wegen ihrer Tiefe die gebahnte Straße zu verlassen nötigte, unbequem und nur in der gefährdeten Lage dicht am Feinde üblich. Von einem plötzlichen Überfall könnte hier ohnehin nicht die Rede sein, weil diese Marschformation die Erkundung unfehlbar voraussetzt. Denn wie wollte man wissen, daß der Gegner in der Nähe sei, wenn nicht auf Grund eingegangener Meldungen?

Danzig. Th. Steinwender.

## Fachstolz und Energievergeudung.

Es gibt einen Standesstolz, der sich z. B. beim Offiziersstand und dem Beamtenstand, dem Adel und den Universitätsprofessoren ausbildet; auch einen Familienstolz mit Egoismus und kurzsichtiger Selbstvergötterung, der in engherziger Selbstgefälligkeit und in Hochmut „das ganze Seelenleben vergiftet und die Demut tötet, ohne die es kein tieferes Gewissensleben und keine echte soziale Kultur geben kann" (Fr. W. Förster). So gibt es auch einen Fachstolz bei Lehrern und Dozenten, indem der Betreffende meint, das von ihm vertretene wissenschaftliche Fach sei das wichtigste und bedeutungsvollste von allen und hinter ihm hätten die anderen zurückzutreten. Wir haben daher bei der pädagogischen Heranbildung der Kandidaten ganz besonders darauf zu achten, daß sie durch den Besuch von Stunden in allen Fächern aller Klassen mit dem Wert und der Bedeutung der einzelnen Fächer in dem Gesamtorganismus der Schule recht bekannt gemacht werden und lernen, später den von ihnen zu erteilenden Unterricht in den Dienst des Ganzen zu stellen, auch demütig einmal anzuerkennen, daß ihr Fach nicht zu den „Hauptfächern", sondern zu den „Nebenfächern" zählt.

Ein drastisches Beispiel eines solchen Fachstolzes liefert uns der frühere Rektor der Berliner Technischen Hochschule A. Riedler, der in einer Reihe programmatischer Erklärungen den wissenschaftlichen Betrieb der älteren Bildungsstätten der Nation einer Kritik unterzogen hat und, indem er behauptet, daß die technischen Wissenschaften es seien, die der kommenden Zeit ihr Gepräge geben würden, auch über die Erziehung der Nation das entscheidende Wort zu sprechen sich unterfängt. Weil die herrschende Vorbildung ihm für die technische Hochschule ungeeignet scheint, wird über sie ohne weiteres der Stab gebrochen. Seinen Stolz und seine Glaubenszuversicht geißelt in gebührender Weise der Münchener Professor Robert von Pöhlmann in dem XII. Aufsatz des ersten Bandes seiner „Gesammelten Abhandlungen" (München, Beck), und es ist sehr lesenswert, im einzelnen zu verfolgen, wie Pöhlmann Riedlers Anmaßung und Selbstüber-

schätzung, seine Unkenntnis und Unwissenschaftlichkeit, seine Unklarheiten, Widersprüche und Übertreibungen beleuchtet und bloßstellt. Wenn Riedler behauptet, daß die Geistestätigkeit in der Technik auch in idealer Hinsicht jeder anderen vollkommen gleichwertig sei, und wenn diese Behauptung den Sinn haben soll, daß die Beziehungen der Technik zu den großen Problemen des geistigen und sittlichen Lebens ebenso innige sind wie bei jeder anderen Wissenschaft, daß also angewandte Wissenschaft, die es mit der Erzeugung von Motoren, Lampen, elektrischen Bahnen u. dgl. zu tun hat, für die Bedürfnisse des geistigen Menschen ideell gleichwertig ist mit einer Forschung, welche die inneren Zusammenhänge menschlichen Seins und Werdens, Denkens und Handelns zu begreifen, unseren Besitz an geistigen Schätzen zu mehren sucht, so ist das ungefähr ebenso richtig, wie wenn man sagen wollte, die Grundlagen unserer höheren Bildung seien nicht in Hellas zu suchen, sondern in Essen und Charlottenburg, oder die Tätigkeit des Herrn Riedler als Konstrukteurs von Wasserpumpen sei auch in idealer Beziehung gleichwertig den Schöpfungen eines Künstlers, Denkers und Geschichtschreibers. Ist ihm doch die Technik das „zukunftreichste" Arbeitsfeld, also zukunftreicher als alle Natur- und Geisteswissenschaften; und an anderer Stelle ist ihm die Mechanik die wichtigste, ja die höchststehende aller Wissenschaften. Eine ungeheuerliche Behauptung! Daß aber bei der grundlegenden Bedeutung des aus der Antike überkommenen Kulturerbes für den Aufbau unserer neueren Kultur ein tieferes Verständnis dieser ohne Kenntnis der antiken Welt unmöglich ist, dafür hat Riedler kein Verständnis: die sprachliche Einführung in die hellenische Kultur an den Mittelschulen, d. h. nichts Geringeres als das humanistische Gymnasium will er beseitigt wissen. Mit Recht hat Posadowsky gesagt: „Wir sollten uns in Deutschland hüten, technische Fortschritte an sich schon für Kulturfortschritte zu halten", und trotzdem verkündet Ostwald „Die Forderung des Tages" 1910 S. 160 diesen Unsinn von neuem. Kulturgeschichte ist für ihn einfach Geschichte der Technik, wie die Technik für Riedler die Trägerin des höchsten sozialen und ethischen Idealismus ist. Da haben wir also den Fachstolz und Fachdünkel in ausgeprägtester Form und in seinem Gefolge Kurzsichtigkeit, Verblendung, Hochmut und Lieblosigkeit.

Und das folgende Beispiel ist dem gleich. Unter den radikalen Schulpolitikern unserer Zeit steht als einer der ersten der eben schon erwähnte Wilhelm Ostwald, der große Chemiker und Naturphilosoph, der als Wanderredner und pädagogischer Schriftsteller ganz besonders die „Schulhetze" betreibt und nicht nur über das Gymnasium, sondern über jede Schule, auf der „das unsinnige Sprachenlernen und damit die Zerstörung des schöpferischen Selbstdenkens" betrieben wird, seinen Zorn aus-

gießt, damit Verwirrung selbst in die Kreise der Lehrerwelt hin eingetragen und Eltern wie Schüler gegen die Schule aufgehetzt hat. Zwei Schriften von ihm aus dem Jahre 1909: „Große Männer" und „Wider das Schulelend" werden jetzt von Julius Ruska, dem Herausgeber des Pädagogischen Archivs, in seiner kürzlich zur 51. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erschienenen Abhandlung „Schulelend und kein Ende" (Leipzig, Quelle u. Meyer) einer scharfen Kritik unterzogen. Die schlechten Erfahrungen, die einige große Naturforscher auf dem Gymnasium gemacht haben, sind für Ostwald in dem erstgenannten Buch ein Hauptbeweis für die geistige Sklaverei der Lateinschule. Dagegen richtet sich zunächst die Broschüre Ruskas. Prinzipielle Fragen werden nicht dadurch entschieden, daß dieser oder jener, und wäre es auch der Größte, persönlich unangenehme Erfahrungen gemacht hat. Zugleich weist Ruska in sorgfältiger Nachprüfung der von Ostwald herbeigezogenen Schulerfahrungen großer Männer (Physiker und Chemiker) ihm oberflächliche Behandlung, ja tendenziöse Entstellung der Quellen in den Biographien mehrerer dieser Männer nach, zu denen er das von anderen gebotene Material einfach ausgenutzt hat. Ruska verfolgt das Leben jedes Einzelnen. Aus dem Leben Faradays sind keine Argumente gegen die höhere Schule zu gewinnen, doch benutzt Ostwald die Gelegenheit, um für die Menschen mit „unregelmäßiger Vorbildung" eine Lanze einzulegen. Als normales Produkt des humanistischen Gymnasiums kann von allen Ostwaldschen Zeugen nur Helmholtz gelten. Ostwalds Berichte über ihn sind wie die über Liebig und Robert Mayer unvollständig, ungenau und entstellt. Nachdem Ruska eingehender den Bildungsgang der beiden letztgenannten Männer geprüft hat, kommt er S. 49 zu dem Schluß, daß der Versuch, mit der „biographischen" Methode die Organisation der höheren Schulen zu diskreditieren und die Philologen als kulturfeindliche Petrefakte abzutun, ein Versuch mit untauglichen Mitteln ist.

Die zweite Schrift „Wider das Schulelend", als ein Notruf bezeichnet, bewegt sich schon ganz in den Geleisen der Schuldemagogie und zeigt des Verf.s absolute Verständnislosigkeit gegenüber den Aufgaben der historischen Wissenschaften und gröbste Unkenntnis der Leistungen der Sprachwissenschaft, da er sich nicht einmal auch nur oberflächlich über die tatsächlichen Leistungen der Philologie an unseren Schulen und Universitäten orientiert hat. Wer aber den Sprachunterricht beseitigen will, muß den Nachweis seiner Gemeinschädlichkeit aus in ihm selbst liegenden Merkmalen führen, oder er muß mindestens zeigen können, daß andere Gegenstände des Unterrichts für jede Art von geistiger Konstitution so viel wertvoller sind als die philologisch-historischen Fächer, daß sich deren vollständige Beseitigung und Ersetzung durch jene rechtfertigt. Ostwald sucht auch diesen

Weg zu gehen, aber, wie ihm Ruska nachweist, mit wenig Glück. Die Schule unterdrückt nach ihm grundsätzlich die Selbständigkeit des Denkens, die Fähigkeit, Tatsachen zu beobachten und aus ihnen richtige Schlüsse zu ziehen. Selbstbelehrung aus Büchern ist die Form der geistigen Ernährung, die dem künftigen Genius angemessen ist! Doch es führte zu weit, wollte man alle die Sinnlosigkeiten und Unmöglichkeiten Ostwaldscher Schulreformideen widerlegen. Er ignoriert die elementarsten Tatsachen der Organisation und des Geistes unseres höheren Schulwesens und sieht mit souveräner Verachtung auf die „Geisteswissenschaften" herab. Wiederholt spielt er den nun bald hundert Jahre zurückliegenden Bildungsgang Darwins gegen unsere heutigen Schulen aus. Es ist wertvoll, Ruskas Ausführung über Darwins Schule und Bildung S. 57 ff. zu lesen, und wie dieser kurz die Zustände der verwahrlosten russischen Schulen und Universitäten beleuchtet, sowie auch das englische Schulwesen, das sich gegenwärtig als geradezu trostlos erweist. Dort ist vielleicht das pädagogische Ideal Ostwalds zu suchen! Das Material der Sprache ist für ihn unlogisch, das Material der Naturwissenschaften logisch, während es doch empirisch ist. Die Sprache, diese einzigartige Schöpfung des menschlichen Geistes, ist ihm — ein Schutthaufen. Größte Torheit von einem Mann der Wissenschaft! Und öffnet nicht die Kenntnis der fremden Sprachen gleichzeitig die Tore zu der ganzen fremden Literatur? Nur die Naturwissenschaften geben nach seiner Meinung wahre Menschenbildung, nur sie sind des Schweißes der Edlen wert; die Naturwissenschaft ist die eigentliche Kulturwissenschaft. Man vergleiche damit Riedler! Schön entwickelt Ruska am Schluß von S. 82 die den Schülern der höheren Schulen der Natur der Sache nach gestellte Aufgabe, und diese Darlegung enthält auch den besten Nachweis der Unkenntnis, Verständnislosigkeit und der Widersprüche Ostwaldscher Erziehungs- und Bildungsideen. Fachstolz und Fachdünkel haben ihn zu Zorn, Verblendung und Lieblosigkeit getrieben. Seine Schmähschrift gegen den Philologenstand findet hier durch Ruska die verdiente Zurückweisung; ihm ist die Fähigkeit abzusprechen, über die höhere Schule und ihre Lehrer zu Gericht zu sitzen.

Ostwald hat an einer anderen Stelle (Berl. Tagebl. v. 20. Nov. 1909) gesagt, daß in unseren Schulen eine „himmelschreiende Energievergeudung durch das unsinnige Sprachenlernen betrieben werde". Im September des vorigen Jahres hat er in Basel einen Vortrag gehalten über „die Organisation der Welt" (Basel bei A. Leepin), der mit seinem hochtönenden Titel in die Befürwortung einer Weltsprache (Ido) ausläuft, wobei ihm, beiläufig gesagt, die Wahl irgend einer natürlichen Sprache ausgeschlossen ist, aus dem einfachen Grunde, „weil sie alle nichts taugen!" Darin spricht er auch von Energievergeudung, so u. a.: „Ich finde, daß in Deutschland durchschnittlich mehr als 50 % der ganzen

Zeit in der Schule zur Erlernung der Sprachen gebraucht werden, also zu dem Zwecke, diese zufällig entstandenen Grenzen oder Zäune überkletterbar zu machen. Mit welchem Resultat, das weiß jeder, der die nichts weniger als guten Ergebnisse des Sprachunterrichts in der Schule an seinen Kindern erfahren oder an seiner eigenen Haut erlitten hat. Hier haben wir also einen Energieverbrauch, eine Energievergeudung von ganz außerordentlich hohem Betrage". Welche Menge von Energie haben Riedler und besonders Ostwald, befangen und blind in ihrem Fachstolz, in die Entwickelung ihrer Ideen über die höheren Schuleü und ihre fernere Gestaltung hineingesteckt. Aber es ist wenig von der „Transformation ihrer intellektuellen Energie" über Erziehung und Bildung in die ruhig und vernünftig denkender Männer zu hoffen, weil ihr Inhalt eben nichts taugt, und so haben diese Männer viel Energie unnütz vergeudet. In ihrem Fach sind sie gewiß tüchtig, aber den Begriff der Wissenschaft fassen sie oberflächlich und verkehrt. Riedler ist sich durchaus nicht klar über die Frage, was Wissenschaft ist und worin die spezifische Leistungsfähigkeit seiner „durchaus neuen" Wissenschaft für die Entwickelung der Geisteskultur besteht, und für Ostwald ist sie nur dazu da, „das Prophezeien zu ermöglichen". Der Haß gegen die höhere Schule hat aber einen Ostwald blind gemacht, und seine maßlosen Urteile erscheinen, so wie bei Ellen Key, Arthur Bonus und Gurlitt, schon fast pathologisch.

Wer an der Verbesserung unseres Schulwesens besonnen, ernstlich und ehrlich mitarbeiten will und kann, der ist willkommen. Auch unsere höheren Schulen sind noch verbesserungsfähig, und A. Kullmann erwartet (S. 410 ff. dieser Zeitschrift vom laufenden Jahr), „nach der Gepflogenheit des preußischen Kultusministeriums, alle zehn Jahre die Lehrpläne und Lehraufgaben der höheren Schulen einer Durchsicht zu unterziehen", innerhalb Jahresfrist wieder Änderungen und macht seine Vorschläge. Es wird nichts schaden, wenn wir damit ruhig noch eine Reihe von Jahren warten, damit die Lehrer und Schüler sich erst einmal völlig in die Bestimmungen der letzten Schulreform einleben können; aber Männer wie Ostwald werden uns dann nichts helfen können: er ist bei den ferneren Bemühungen um Weiterbildung unseres höheren Schulwesens auszuscheiden, wenn ihm auch, wie er einmal sagt, für die Zukunft nichts mehr so sehr am Herzen liegt wie die Reform unserer Schulen.

Kassel. Fr. Heußner.

---

# Zur Behandlung neuerer Dichter auf unsern höheren Schulen.

S. 19 Z. 1 u. 2 v. u. sagen die Lehrpläne und Lehraufgaben im Deutschen: „Die im Lesebuche der unteren und mittleren Klassen dargebotenen Proben neuerer Dichter sind — nämlich auf einer oberen Klassenstufe — in geeigneter Weise zusammenzustellen, zu ergänzen und zu würdigen“. Das ist eine der Bestimmungen, über die ich besonders erfreut war. Denn die „neueren Dichter“ kamen auf den oberen Klassenstufen nach meinen Beobachtungen an vielen höheren Schulen zu wenig zur Kenntnis, Geltung und Würdigung. Ich für meine Person hatte als Deutschlehrer schon lange vor Erlaß der obigen Bestimmungen für eine Beachtung neuerer Dichter auf der Oberstufe Sorge getragen. Wie mag man es nun nach Erlaß der Lehrpläne von 1901 machen? Denn das Wie ist hier wie bei so vielen Dingen die Hauptsache. Gut ist's, daß die Lehrpläne die Klassenstufe für diese Lehraufgabe frei lassen. Ich wählte seinerzeit die Unterprima. Ich glaube aber heute, die Obersekunda ist ebenso gut geeignet, vorausgesetzt, daß man die eingehende Lesung mittelhochdeutscher Dichtung im Urtext im wesentlichen auf Abschnitte des Nibelungenliedes und auf Walther von der Vogelweide beschränkt, vorausgesetzt auch, daß man auf die Rückgabe der Aufsätze möglichst wenig Zeit verwendet.

Ich wählte nun damals folgende Dichter aus: Claudius, Novalis, E. M. Arndt, Th. Körner, Rückert, Schenkendorf, Uhland, Schwab, J. Kerner, Eichendorff, Platen, Freiligrath, Lenau, Hoffmann v. Fallersleben, Chamisso, Geibel. Ich zog Claudius mit hierher, weil dieser so gemütvolle, treuherzige „Wandsbecker Bote“ zwischen Schiller, Goethe, Lessing, Herder so leicht übersehen wird und doch für die deutsche Jugend so wertvoll ist. Andererseits ließ ich H. Heine, nächst Goethe unsern größten Lyriker, unberücksichtigt, weil er der Jugend auch sonst bekannt genug wird. Mancher wird trotzdem vielleicht eine andre Auswahl treffen — alle können sie ja nicht in der Schule behandelt werden —, und mancher andere wird auch heute von den noch neueren Dichtern den einen und den andern hinzufügen wollen.

Von den von mir in den Kreis gezogenen Dichtern — ihre Werke muß jede Anstaltsbibliothek besitzen und bieten — wählte ich nun eine Anzahl Gedichte und Dichtungen aus und verteilte sie, jene zum Auswendiglernen, diese zur Anfertigung von Inhaltsangaben, unter die einzelnen Schüler der Klasse. Die Verteilung geschah beizeiten und gestaltete sich zumeist zu einer Selbstzuerteilung seitens der Schüler. Auch die Tage, an denen nun eine Claudius-, eine Geibel- usw. Stunde stattfinden sollte, wurden recht zeitig festgesetzt und rechtzeitig innegehalten. Zu dem be-

stimmten Termin hatte auch ein Schüler über das Leben des betreffenden Dichters kurz zu berichten und mußte sich auch der Lehrer über dieses und über die Gedichte und Dichtungen „sattel- und kapitelfest" machen; denn hier und da und mindestens am Schluß wurde doch auch von ihm ein kleiner Beitrag zur Leistung aller für alle erwartet und wohl auch nötig.

Meine Auswahl von Gedichten und Dichtungen, bei der auch die Proben von Gedichten in den Lesebüchern der unteren und mittleren Klassen gebührende Aufnahme fanden, war nun etwa folgende: Claudius: 1. Bei dem Grabe meines Vaters; 2. Täglich zu singen; 3. Die Geschichte von Goliath und David; 4. Rheinweinlied; 5. Abendlied; 6. Ernst und Kurzweil: Drittes, fünftes und sechstes Exempel (bis zu den Worten: „ans Licht gestellt"); 7. Die Mutter am Grabe; der Vater; 8. Urians Reise um die Welt (das „Tutti" spricht die Klasse); 9. Eine Fabel; 10. Urians Nachricht von der neuen Aufklärung (die „Dänen" und den „Schlußchor" spricht ein anderer Schüler); 11. An Frau Rebecca (bei der silbernen Hochzeit); 12. An meinen Sohn Johannes (Verteilung an 2 Schüler); 13. Ein gülden A, B, C; 14. Die Sternseherin Lise; 15. Christiane.

Novalis (Fr. v. Hardenberg): 1. Sehnsucht nach dem Vaterlande; 2. Der Sänger; 3. Bergmannslied; 4. Wenn alle untreu werden; 5. Was wär' ich ohne dich gewesen? 6. Wenn ich ihn nur habe; 7. Wer einsam sitzt auf seiner Kammer; 8. Auf grünen Bergen ward geboren.

E. M. Arndt: 1. Vaterlandslied (der Gott, der usw.); 2. Des Deutschen Vaterland; 3. Deutscher Trost; 4. Der feste Mann; 5. Das Lied vom Feldmarschall; 6. Bundeslied; 7. Das Feuerlied; 8. Schlachtgesang; 9. Grablied.

Th. Körner: 1. Toni (Inhalt); 2. Hedwig (Inhalt); 3. Rosamunde (Inhalt); 4. Zriny (Inhalt); 5. Der grüne Domino (Inhalt); 6. Die Braut (Inhalt); 7. Der Nachtwächter (Inhalt); 8. Der Vetter aus Bremen (Inhalt); 9. Aufruf; 10. Lützows wilde Jagd; 11. Bundeslied vor der Schlacht; 12. Schwertlied; 13. Gebet während der Schlacht; 14. Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps; 15. Männer und Buben; 16. Harras der kühne Springer.

Rückert: 1. Die Makamen des Hariri (Inhalt und Charakteristik); 2. Nal und Damajanti (desgl.); 3. Rostem und Suhrab (desgl.); 4. Die sterbende Blume; 5. Die Zwei und der Dritte; 6. Körners Geist; 7. Abendlied; 8. Die drei Gesellen; 9. Des Rheinstroms Gruß; 10. Die Gräber zu Ottensen; 11. Parabel; 12. Weisheit des Brahmanen (Chrakteristik); 13. Weisheit des Brahmanen (Einige Proben: „Was nicht von Gott hebt an usw.", „Der Vater mit dem Sohn usw.", „Dein Auge kann die Welt usw.", „Der Welt soll man vertraun usw.", „Wenn Freiheit du begehrst, des Menschen usw.", „Was in der Schule du gelernt usw.", „Ein

alter Weiser lehrt, daß Tugend usw."); 14. Angereihte Perlen und Vierzeilen (Proben: „Sei gut und laß von dir usw.", „Wenn du Gott wolltest Dank usw.", „Wer ist dein ärgster Feind usw.", „Was man nicht kann hassen usw.", „Klage nicht, daß dir im Leben usw.", „Schlage nur mit der Wünschelrut usw.", „Was du Irdsches willst beginnen usw.", „Auf das, was dir nicht werden kann usw.", „Kein drückender Gefühl ist als usw.").

Schenkendorf: 1. Die Muttersprache; 2. Das Lied vom Rhein; 3. Soldatenmorgenlied; 4. Das Bergschloß; 5. Todessehnen; 6. Frühlingsgruß an das Vaterland; 7. Auf den Tod der Königin Luise; 8. Das Münster; 9. Andreas Hofer; 10. Erneuter Schwur; 11. Freiheit; 12. Sehnsucht; 13. Einladung; 14. Das Bild zu Gelnhausen; 15. Das Lied vom alten Helden.

Uhland: 1. Ernst von Schwaben (Inhalt); 2. Ludwig der Baier (Inhalt); 3. Gesang der Jünglinge; 4. Die Kapelle; 5. Frühlingslieder; 6. Schäfers Sonntagslied; 7. Einkehr; 8. Lied eines Armen; 9. Des Knaben Berglied; 10. Abschied (Stille Liebe); 11. Der Wirtin Töchterlein; 12. Der gute Kamerad; 13. Das Schifflein; 14. Des Sängers Fluch; 15. Der blinde König; 16. Das Glück von Edenhall; 17. Der Schenk von Limburg; 18. Bertran de Born.

Schwab: 1. Das Gewitter; 2. Der Reiter und der Bodensee; 3. Lied eines abziehenden Burschen; 4. Der Riese von Marbach.

Kerner: 1. Der Wandrer in der Sägemühle; 2. Glück des Verlassenseins; 3. Wanderlied; 4. Der reichste Fürst; 5. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe; 6. Sehnsucht; 7. Die schwäbische Dichterschule.

Eichendorff: 1. Im Walde; 2. Morgengebet; 3. Der frohe Wandersmann; 4. Das zerbrochene Ringlein; 5. Sehnsucht; 6. Trost; 7. An die Dichter; 8. Winterlied.

Platen: 1. Der Pilgrim vor St. Just; 2. Das Grab im Busento; 3. Harmosan; 4. Klaglied Kaiser Ottos des Dritten; 5. Der gläserne Pantoffel (Inhalt); 6. Der Schatz des Rhampsinit (Inhalt); 7. Die verhängnisvolle Gabel (Inhalt); 8. Die Abassiden (Inhalt); 9. Aus den Schlußworten des Chorführers im „Romantischen Oedipus": Vers 9—42.

Freiligrath: 1. Die Auswanderer; 2. Löwenritt; 3. Nebo; 4. Gesicht des Reisenden; 5. Der Liebe Dauer; 6. Der Alexandriner; 7. Die Tanne (Auf des Berges usw.); 8. Die Tanne (Inmitten der Fregatte usw.); 9. Die Bilderbibel; 10. Der Tod des Führers; 11. Prinz Eugen, der edle Ritter; 12. Die Trompete von Gravelotte.

Lenau: 1. Der Lenz; 2. Der Postillon; 3. Das Posthorn; 4. Die Werbung; 5. Seemorgen; 6. Die Wurmlinger Kapelle.

H. A. Hoffmann (aus Fallersleben): 1. Im Jahre 1812; 2. Sonntag; 3. Mein Vaterland; 4. Mein Lieben; 5. Geleitslied; 6. Des frommen Landsknechts Morgenlied; 7. Morgenlied; 8. Abendlied

(Abend wird es wieder); 9. Das Lied der Deutschen; 10. Soldaten-Abschied.

Chamisso: 1. Salas y Gomez (Inhalt); 2. Peter Schlemihls wundersame Geschichte (Inhalt); 3. Schloß Boncourt; 4. Die alte Waschfrau; 5. Abdallah; 6. Die Sonne bringt es an den Tag; 7. Das Riesenspielzeug; 8. Tragische Geschichte; 9. Die Kreuzschau; 10. Die Weiber von Weinsberg.

Geibel: 1. Sophonisbe (Inhalt); 2. Brunhild (Inhalt); 3. König Roderich (Inhalt); 4. König Sigurds Brautfahrt (Inhalt); 5. Wenn sich zwei Herzen scheiden; 6. Rühret nicht daran; 7. Der Mai ist gekommen; 8. Der Zigeunerbube im Norden; 9. Den Dichtern; 10. Rheinsage; 11. Heimweh; 12. Zuflucht; 13. Ostermorgen; 14. Ein Lied am Rhein; 15. Volkers Nachtgesang; 16. Gudruns Klage; 17. Herakles auf dem Oeta; 18. Der Tod des Tiberius; 19. Cita mors ruit; 20. Hoffnung; 21. Am Schillertage 10. Novbr. 1859; 22. Deutschlands Einheit.

Übrigens lege ich auf die Reihenfolge der Dichter und bei jedem von ihnen auf die Reihenfolge seiner Gedichte und Dichtungen keinen Wert. Auch das sei erwähnt, daß in mancher Stunde mehr als nur ein Dichter behandelt werden kann, aber daß andererseits für manchen auch mehr als eine Stunde nötig ist. Mancher findet vielleicht Körner, Rückert und Platen zu sehr berücksichtigt. Ich meine, sie verdienen den Platz in der Ecke nicht, den ihnen eine einseitige und nicht unparteiische Kritik zugewiesen hat. Namentlich Körner muß von der Jugend wieder höher eingeschätzt werden. Selbstverständlich steht es ja dem Lehrer frei, die Zahl der Stücke zu vermehren oder zu vermindern. Entscheidend ist nur, daß das Gewählte für jeden Dichter wirklich charakteristisch ist.

Groß-Lichterfelde. G. Leuchtenberger.

## ZWEITE ABTEILUNG.

### LITERARISCHE BERICHTE.

1) Julius Ruska, Schulelend und kein Ende. Eine Abwehr Ostwaldscher Angriffe. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. VI u. 92 S. 8. 1,60 *M*.

Der gewaltige Staub, den Ostwalds schulreformatorische Tätigkeit aufgewirbelt hat, hat sich inzwischen einigermaßen gesetzt. Man hat in der letzten Zeit seltener von dem pädagogischen Umstürzler gehört. An Entgegnungen und Zurückweisungen seiner maßlosen Angriffe hat es nicht gefehlt, aber bei der anscheinend wissenschaftlichen Grundlage seines Werkes über die „Großen Männer" war es ja nicht anders möglich, als daß der berühmte Chemiker zahlreiche Gläubige fand, zumal in den Kreisen, die ohnehin mit der Schule, besonders mit dem Gymnasium zerfallen waren. In der Tat, welche Beruhigung für die Eltern, wenn der Junge mit einem schlechten Zeugnis nach Hause kommt! Zeigt doch die biologisch-psychographische Methode klar: „Aus dem Jungen wird etwas". Wie wenig wissenschaftlich die Methode war, zumal bei einem Vertreter der exakten Wissenschaften, wie kraß der Gegensatz von großen Worten auf der einen Seite und geringer Beweiskraft und mangelhafter Logik auf der andern, das trat doch nur dem klar vor Augen, der die Schrift kritisch las und sich nicht blenden ließ von der z. T. nicht zu leugnenden Originalität der Gedanken und der Kraft der Sprache oder gar ein schadenfrohes Behagen ob der Ausfälle gegen das Gymnasium mit seinem verkehrten Bildungsideal empfand, wobei die Feinde des Gymnasiums meist übersahen, daß O. eigentlich doch in ihrem Kampfe ein Bundesgenosse von recht zweifelhaftem Werte ist; denn er ficht im Grunde gegen alle Bildung auf sprachlicher Grundlage und bekämpft nicht nur die Gymnasien, sondern auch die „gleichwertigen" Anstalten.

Etwas post festum erscheint nun noch eine neue gründliche Abwehr Ostwaldscher Angriffe in dem vorliegenden Buch, das sich besonders die Aufgabe gestellt hat, die Fundamente, auf denen O. in seinen „Großen Männern" seine Schlußfolgerungen aufbaut, auf

ihre Richtigkeit und Zuverlässigkeit zu prüfen. Und da ergibt sich denn noch klarer, als es in den früheren, meist kurzen Besprechungen und Entgegnungen hervorgetreten war, wie skrupellos der exakte Forscher bei seiner biologisch-psychographischen Methode mit den Quellen umgegangen ist, wie er sie geradezu tendenziös entstellt hat, um dann die Resultate seiner Forschung in Kraftworten auszuposaunen, bei denen der urteilsfähige Leser nicht recht weiß, ob er mehr über die Anmaßung des Dilettanten oder die Unwissenschaftlichkeit des Verfahrens staunen soll. Oder ist die Auswahl, die O. unter den „Großen Männern", richtiger doch „großen Naturforschern" trifft, mehr wissenschaftlich? Weiß er denn gar nichts von jenen Naturforschern, die 1888 die Erklärung zu Gunsten des humanistischen Gymnasiums unterschrieben haben, z. B. von Bunsen, dessen Biographie er doch selber geschrieben hat? Oder gilt für ihn nicht, was er selber von der Gewissenhaftigkeit aller Forscher verlangt? „Was ich bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen möchte, ist ein Hinweis auf die große Verantwortlichkeit, welche ein jeder Mensch, der in den Hallen der reinen Wissenschaft zu arbeiten unternimmt, aller Zukunft gegenüber damit tragen muß. Hier, wo es sich um dauernde Angelegenheiten der Menschheit handelt, verschwindet der Tageserfolg durch kleine Mittel gegenüber dem unerbittlichen Urteil der Geschichte, und wer nicht reinen Herzens und reiner Hand an diese Arbeit geht, muß die Folgen hiervon früher oder später tragen". Die Anwendung dieser Worte auf ihren Urheber ergibt sich von selbst. „Was den Sprachunterricht beseitigen will", sagt R., „muß den Nachweis seiner Gemeinschädlichkeit aus Merkmalen führen, die in ihm selbst liegen, oder mindestens zeigen können, daß andere Gegenstände des Unterrichts für jede Art von geistiger Konstitution so viel wertvoller sind als die philologisch-historischen Fächer, daß sich deren vollständige Beseitigung und Ersetzung durch jene rechtfertigt". O. versucht auch diesen Weg zu gehen, aber R. zeigt eingehend, wie Ostwalds „Beweisführung" auch hier nichts ist als gänzlich unwissenschaftlicher Blödsinn, strotzend von vollendeten Sinnlosigkeiten und Unmöglichkeiten, berechnet auf die Urteilslosigkeit und die Instinkte der blinden Massen, so daß angesichts einer solchen Vereinigung von Anmaßung und Unwissenheit O. „nach Prüfung seiner Leistungen die Fähigkeit abgesprochen werden muß, über die höhere Schule und ihre Lehrer Gericht zu sitzen". Er hat, um seine eigenen, ebenso geistreichen wie geschmackvollen Worte auf ihn selber anzuwenden, nicht mehr Recht auf die Schule als der Storch auf den Kirchturm.

„Wodurch — gesagt mit Reverenz —
Kann er sein Recht beweisen?
Als durch die löbliche Tendenz
Aufs Kirchendach zu . . . . . . ."

2) Leubuscher, Über Notwendigkeit der Ausbildung der Lehrer in Gesundheitspflege. Heft 7 der Schriften des Deutschen Ausschusses für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. 14 S. 8. 0,50 *M.*

Die Schrift ist ein Sonderabdruck der Monatshefte für den naturwissenschaftlichen Unterricht und will nachweisen, wie wichtig für jeden Lehrer, den Volksschullehrer wie den akademisch gebildeten, eine Ausbildung in der Gesundheitspflege ist bei ihrer großen Bedeutung in unserm öffentlichen und privaten Leben. Wo Schulärzte fungieren, wird durch die hygienische Vorbildung der Lehrer die Tätigkeit des Schularztes gefördert und wirksam gestaltet; denn eine nutzbringende praktische Schulgesundheitspflege ist nur dann zu erreichen, wenn Arzt und Lehrer Hand in Hand arbeiten. Wo Schulärzte nicht angestellt sind, wird die Kontrolle der Schuleinrichtungen und die gesundheitliche Beaufsichtigung der Schüler wesentlich gewinnen. Aber leider ist für die Ausbildung der Lehrer in hygienischer Beziehung in Deutschland bisher sehr wenig geschehen, am wenigsten für den höheren Lehrerstand, der die Schulhygiene noch vielfach als etwas Überflüssiges ansieht. Und doch dient diese Wissenschaft zum Nutzen des Lehrers, der Schule und des Schülers. Ausführlich und überzeugend wird gezeigt, wie die hygienische Ausbildung des Lehrers nach den verschiedensten Richtungen hin Nutzen stiften kann. Sie bewahrt den Lehrer vor Gesundheitsstörungen, setzt ihn in den Stand, Fragen des äußern wie des innern Schulbetriebes vom hygienischen Standpunkt zu beurteilen (Umbauten, Heizung, Beleuchtung, Ventilation, Länge der Schulstunden, Dauer der Pausen, Hausarbeiten, geteilter oder ungeteilter Unterricht usw.), durch sie gewinnt der Lehrer Verständnis für Schäden und Krankheiten der Kinder, besonders auch die krankhaften Veränderungen im Entwickelungsalter, durch sie erhält der Lehrer die Fähigkeit, selber den Schülern hygienischen Unterricht zu geben, d. h. ihnen das Maß von Kenntnissen in Gesundheitspflege beizubringen, das jeder verständige Mensch besitzen sollte. Darum verlangt der Verf. Vorlesungen über Schulhygiene auf der Universität, deren Besuch für die Dauer eines Semesters obligatorisch sein soll, und Berücksichtigung der Hygiene im Examen, für die schon ausgebildeten Lehrer Ferienkurse, wie sie in Jena z. B. schon gehalten werden.

3) Kaestner, Nervenhygiene im Unterricht. Beiträge zur Schulhygiene. Regensburg 1911, Hermann Bauhof. 54 S. 8. 0,70 *M.*

Der Inhalt der kleinen, aber sehr gedankenreichen und lesenswerten Schrift berührt sich aufs engste mit der eben besprochenen Broschüre, nur mit dem Unterschiede, daß der Verf. dieser Schrift, ein Schulmann, von dem Lehrer viel mehr verlangt als der Arzt Leubuscher, der ausdrücklich erklärt, der Lehrer solle den Arzt

nicht ersetzen, während man bei K. doch unter dem Eindruck steht, als werde hier von dem Lehrer etwas verlangt, was doch nur ein eingehendes Studium zu erreichen vermag und der Lehrer neben dem Fachstudium und der notwendigen Fortbildung in seinem Fach einfach nicht zu leisten imstande ist. Man lese nur, was S. 10f. über die Degenerationszeichen gesagt ist, in deren Beurteilung die Ärzte doch keineswegs einer Ansicht sind, oder über die Symptome eines nervösen Zustandes S. 8 oder die Lokalisation der Gehirnfunktionen S. 27. Das geht doch entschieden zu weit. Ein Arzt kann der Lehrer zugleich nicht sein, sowenig wie der Arzt zugleich ein Lehrer ist. Aus dieser Schrift könnte man zu der Annahme verleitet werden, als seien die nervös irgendwie beanlagten Kinder die Regel. Ihre Zahl mag groß sein, größer als der unachtsame Lehrer glaubt, die Regel sind sie gottlob nicht. Wäre es aber so, dann ist es eine schwere Unterlassungssünde, daß nicht längst überall Schulärzte angestellt sind; denn daß sich auch nur in absehbarer Zeit die Mehrzahl der Lehrer die von K. verlangten Kenntnisse und den „scharfen Blick für das Körperliche" aneignet, ist nicht zu erwarten.

Was der Verf. als wissenswert über nervöse Störungen im Schulleben, über Neurasthenie, Hysterie, allgemeine Nervosität, psychopathische Minderwertigkeit, Pubertät und sexuelle Sünden vorträgt, das läßt sich hören. Das ist allerdings ein Gebiet, dem sich die Aufmerksamkeit des Lehrers viel mehr als bisher zuwenden muß. Hier findet sich denn auch vieles, was die größte Beachtung verdient. Noch viel wichtiger ist der zweite Abschnitt, der darzutun versucht, was und wie der einzelne Lehrer in nervenhygienischer Hinsicht wirken soll und kann. Dieser Teil kommt einem Abriß moderner Pädagogik auf hygienischer Grundlage gleich und verdiente von jedem Lehrer gelesen, durchdacht und aufmerksam befolgt zu werden. Wieviel wird da noch im einzelnen infolge von Schwäche, Unkenntnis und Gedankenlosigkeit gesündigt, wieviel Schaden angerichtet, der nicht wieder gut zu machen ist! Die erste Mahnung, die uns da entgegentönt ist: „Mensch, der du gesunde Jungen belehren und erziehen willst, sei selber nicht nervös!" Aber auch was sonst in diesem Abschnitt gesagt ist über die angemessene Verteilung des Jahresstoffes, die Ökonomie des Tages, Ton, Tempo, Rhythmus im Unterricht, den einleitenden Akkord und Stundenabschluß, Berücksichtigung der Individualität, schriftliche Arbeiten in der Klasse und Hausaufgaben und vieles andere mehr — all das verdient die größte Beachtung und Nachachtung.

Hier und da möchte man wohl eine Glosse zu einer Äußerung des Verf.s machen. Wie lassen sich im Gymnasium bei 8 oder 7 lateinischen und 7 griechischen Stunden 3 sprachliche Stunden an einem Tage vermeiden, damit ein „physiologisch-hygienisch leidlich einwandfreier Stundenplan" heraus-

kommt? Der Verf. will sogar die deutsche Stunde als dritte vermeiden. Umfangreiche Geschichtsrepetitionen sind verboten oder sollten es sein, eine ganze Stunde darf eine Klassenarbeit in den unteren und mittleren Klassen nie dauern. Daß die Klassenarbeiten unangekündigt geschrieben werden sollen, läßt sich einmal nicht allgemein durchführen und würde den erstrebten Zweck auch nicht sichern. So ließe sich noch manches sagen. Das mindert aber den Wert des Buches nicht. Der Verf. zeigt den Weg, wie wir Lehrer durch Wort und Beispiel helfen sollen und können, unser kostbares Nationalgut, die Gesundheit unserer Jugend zu erhalten, und dafür sollten wir ihm danken.

4) **Otto Braun, Zum Bildungsproblem. Zwei Vorträge: „Philosophie und Schule", „Kunst und Schule". Leipzig 1911, Fritz Eckardt. 49 S.** 8. 0,75 ℳ.

Beide Vorträge werden durch einen Gedanken wie ein geistiges Band zusammengehalten. Wenn das Ziel unserer Schule heute nicht bloße intellektualistische Bildung ist, sondern Persönlichkeitsbildung, so sind die wichtigsten Faktoren dazu Philosophie und Kunst. Eine wirkliche Persönlichkeit ist ohne eine ausgeprägte Lebens- und Weltanschauungslehre undenkbar, Philosophie ist aber nichts anderes als Weltanschauungslehre. Ihre Einführung oder vielmehr Wiedereinführung in den Lehrplan der höheren Schulen ist um so wichtiger, als die meisten Abiturienten in dem Glauben, allgemeine Bildung auf der Schule genossen zu haben, sich dem Fachstudium zuwenden und sich so selber den Weg zu einem allgemeinen Überblick über die menschliche Kultur versperren. Von der Verknüpfung der philosophischen Belehrungen mit den andern Fächern aber sehe man ab, weil so die Philosophie immer nur Nebenzweck bleibt. Es müssen besondere Stunden — wöchentlich je eine — eingeführt werden, aber fakultativ, und mit dem Examen darf die Philosophie nichts zu tun haben. Zu Grunde lege man nicht die Lektüre eines wichtigen philosophischen Werks wie Kants Prolegomena oder Plato, auch nicht eins der vorhandenen philosophischen Lesebücher, die Hauptsache bleibt die Einführung in die Weltanschauungsprobleme, natürlich mit weiser Beschränkung auf die Grundprobleme, die ganz frei in der Form eines Kolloquiums in Frage und Antwort etwa nach Art des platonischen Dialogs herauszuarbeiten sind. „Das Vortragen von fertigen Resultaten hat keinen Sinn, der Schüler muß das Entstehen der Probleme selbst mitmachen". Das Material zur philosophischen Bearbeitung hat nicht die Lektüre zu liefern, sondern ist aus dem gesamten andern Unterricht zu entnehmen, wie Braun geschickt zeigt, indem er von den erkenntnistheoretischen und philosophischen Fragen ausgeht, wie sie aus der Biologie und Physik erwachsen. Daß so unterwiesene Schüler gefestigter ins Leben treten und sich energi-

scher zu Persönlichkeiten gestalten würden, ist unbedingt zuzugeben, wie denn die Ausführungen Brauns überall durchschlagend und überzeugend sind, nur fürchte ich mit ihm, es fehlt jetzt und es wird noch sehr lange an geeigneten Persönlichkeiten fehlen, die ein solches Ideal erfüllen könnten.

Der zweite Vortrag beschäftigt sich mit der Kunst in der Schule, und zwar auch von dem Gesichtspunkt, daß die Kunst in der Schule der Persönlichkeitsbildung dient. Die Kunst gehört in die Schule, aber man darf mit der Kunst in der Schule nicht bloß künstlerische Ziele verfolgen. Die Betrachtung von Kunstwerken ruft eine viel allgemeinere erzieherische Wirkung hervor, das Kind soll sehen lernen, die Anschauungskraft soll gebildet werden, und zwar muß die Fähigkeit der sinnlichen Wahrnehmung umsomehr geübt werden, weil unsere Schulen zu sehr auf das Intellektuelle gerichtet sind. Die Anschauung darf nicht mehr rein nach innen gerichtet sein als rein intellektuelle Anschauung, der Blick muß nach außen gerichtet werden; aber freilich darf man mit der Anschauungsbildung nicht der Passivität Vorschub leisten, das Leben erfordert Tatkraft und Schaffen, aber jedes Anschauen ist Schaffen oder doch Nachschaffen, und so wird bei richtiger Anleitung die Kunstbetrachtung fördernd und bildend auf die wichtigsten Geistesfunktionen des Kindes wirken.

Wie man sieht, enthalten beide Aufsätze eine Fülle klarer und kluger Gedanken, denen man mit Teilnahme folgt und die zu weiterem Nachdenken anregen. Ich kann die Schrift den Fachgenossen nur dringend empfehlen.

5) **Archiv für aktuelle Reformbewegung** auf jeglichem Gebiete des praktischen Lebens.
Heft IV. **Pädagogische Götzendämmerung.** Ein Beitrag zur Reform der Gedanken über unsere Schule und zur Schulreform. Von Jos. Stibitz.
Heft V. **Durch die Technik zur Schulreform.** Zwei moderntechnische Lehrmethoden und Veranschaulichungsmittel in der Schule der Zukunft. Von Herm. Lemke.
Leipzig 1911, Ed. Demme. 32 u. 26 S. 8. 0,75 und 0,60 M.

Das erste der beiden vorliegenden Hefte mit dem bombastischen Titel: „Pädagogische Götzendämmerung“ enthält auf dem Umschlag eine noch bombastischere Anpreisung: Einer der bedeutendsten Schriftsteller, der das Manuskript gelesen, schreibt: „Ich halte diese Aufsätze für das Beste, was in den letzten 10 Jahren auf pädagogischem Gebiete erschienen ist“. Wer dieser bedeutende Schriftsteller ist, wird nicht verraten; groß scheint seine Kenntnis der pädagogischen Literatur nach diesem Urteile nicht zu sein. Von Aufsätzen kann man doch nicht reden, das Ganze ist ein Konglomerat von Zitaten, die durch unklare, krause Sätze verbunden sind. Die eigenen Gedanken des Verf.s erscheinen um so flacher und oberflächlicher, als sie mit dem Anspruch auf Tiefe

und Gründlichkeit geschrieben sind. Der Verf. nennt die heutige Art deutscher Bildung einen „Bildungstotentanz“, um von ihr loszukommen, müssen wir eine Schulreform bis in das innerste Wesen unserer Schule, bis in die Schulgegenstände durchführen. Was er aber über diese Reform der Unterrichtsgegenstände bringt, ist weniger als nichts. Das Buch bedeutet keine Bereicherung der pädagogischen Literatur.

Das andere Heft handelt von der Bedeutung des Kinematographen und des Phonographen im Unterricht, und zwar der Volksschule. Daß fast alle Unterrichtsfächer durch die Verwendung jener beiden technischen Hilfsmittel großen Vorteil haben können, darüber gibt es jetzt nur noch eine Meinung. Die neue Methode, die der Verf. aufbaut, betrifft nur Volksschulen.

Elbing. Pau Tietz.

---

**Rudolf Kleinpaul, Deutsches Fremdwörterbuch.** Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig 1911, G. J. Göschen. 171 S. 8. 0,80 *M*. (Sammlung Göschen.)

Bezeichnend für den Standpunkt des Verfassers ist der Satz, den wir in dieser zweiten, verbesserten Auflage unverändert wiederfinden: „Da die deutsche Sprache wie die englische eine Mischsprache ist . . “. Das ist sie Gott sei dank doch nicht, trotz aller Lehn- und Fremdwörter darin, zwischen denen übrigens Kleinpaul keinen Unterschied macht. Er bringt überwiegend Lehnwörter. Und wenn er auf S. 2 behauptet: „Die (deutschen) Fremdwörterbücher enthalten gewöhnlich mehr, als wirklich hineingehört“, so muß von seinem Buche gesagt werden: es enthält weniger, viel weniger, als hineingehört. Was F. Kuntze in der Besprechung der ersten Auflage (Ztschr. f. d. Gymnasialwesen 1906 S. 484 ff.) gesagt hat, das gilt eben großenteils auch von der zweiten, obwohl darin manches verbessert ist, was Kuntze getadelt hat. Noch immer ist kein Grundsatz zu entdecken, nach dem die behandelten Wörter ausgewählt sind. Gestrichen sind viele Eigennamen, von denen man in der Tat auch nicht wußte, was sie in einem Fremdwörterbuche zu suchen haben, so fast alle Länder- und Völkernamen, von Personennamen z. B. *Jesus*, *Caesar*, *Isaak*; geblieben sind: *Aaron*, *Buddha*, *Buzephalus* usw. und etwa 22 griechisch-römische Götternamen, wobei dann wieder *Apollo*, *Diana*, *Luna* oder *Selene*, *Zeus* u. a. fehlen. Von den von Kuntze vermißten Wörtern sind nur etwa sieben jetzt eingefügt, z. B. *Kirche*, *Furunkel*, *Aprikose*. *Dekan* ist dafür gestrichen. So ist es Kleinpaul gelungen, das Büchlein sogar noch um einige Seiten zu kürzen.

Was nun die Ableitung der Wörter angeht, so ist bekannt, daß Kleinpaul darin gern seine eigenen Wege geht, nicht überall die richtigen Quellen benutzt, es durchaus vermeidet, Unsicheres als solches zu bezeichnen, so daß der harmlose Leser auf sicherem

Boden zu wandeln glaubt, auch wo es sich nur um Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten handelt. In dem Verzeichnis der benutzten Wörterbücher werden von deutschen Verfassern für Latein nur Klotz, für Griechisch nur Pape genannt, nicht Walde, nicht Prellwitz, für Deutsch nicht Hirt und Weigand, für Romanisch nicht Körting. Die falsche Ableitung des Wortes *Altar* von alta ara ist stehen geblieben; die mindestens unwahrscheinliche der *Dose* von *δόσις* ist durch den Zusatz „Dosen und Taschenuhren sind beliebte Gaben" nicht wahrscheinlicher gemacht; *jus Recht* und *jus Brühe* sind noch immer ein Wort (altindisch jūš und yóš). Zu beanstanden sind ferner die Ableitungen von Bombast, Diner (doch wohl von latein. decenare), Muse, Omelette, Stiefel u. a.

Mißverständlich ist der Ausdruck unter *Berserker* („diesen Namen erhielt ein Werwolf, der als Bär herumlief") und *Zwiebel* („uralte Andeutschung des ital. Cipolla"). Nebenbei bemerkt, stört mich der große Anfangsbuchstabe bei den fremdsprachlichen Substantiven, z. B. verso Aratro, détailler un Boeuf. Druckfehler sind selten, ich nenne nur Du Carge auf S. 3 statt Du Cange.

Daß Kleinpaul ein fleißiger Sammler und gewandter Darsteller ist, zeigt sich auch in diesem Büchlein; man kann vieles daraus lernen. Aber wer ein Fremdwörterbuch braucht, der braucht noch ein anderes neben Kleinpauls; und bei seiner Benutzung heißt es: *νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν.*

Hann.-Münden. P. Cascorbi.

---

1) Otto Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit einer Karte. Straßburg 1911, K. J. Trübner. IX u. 354 S. gr. 8. 6 *M*.

Der Grundriß der germanischen Philologie zeigt in der dritten Auflage, die mit Behaghels Geschichte der deutschen Sprache eröffnet wird, eine wesentlich andere Gestalt. Es werden kleinere Einzelbände herausgegeben, die einen, zwei oder drei dem Stoffe nach zusammengehörige Beiträge enthalten. Das Format der Bände ist etwas kleiner, der Druck übersichtlicher und leichter lesbar. So werden die Sonderausgaben überflüssig, da jeder Band zu verhältnismäßig niedrigem Preise einzeln käuflich ist. Diese Verbesserungen treten uns zunächst an Behaghels Geschichte der deutschen Sprache entgegen, die sich gegenüber der zweiten Auflage so verändert hat, daß man sie als ein ganz neues Buch bezeichnen kann. Der Stoff ist von 130 auf 354 Seiten angewachsen; die einzelnen Erscheinungen werden daher viel eingehender behandelt, was dem Texte und den Anmerkungen in gleicher Weise zu gute gekommen ist. Namentlich die literarischen Nachweise erscheinen stark vermehrt und stehen jetzt häufig auch bei einzelnen Ausführungen, während sie früher fast nur am Schlusse von ganzen Abschnitten angebracht waren. Um die Darstellung

übersichtlicher zu gestalten, hat der Verf. eine größere Anzahl von Überschriften eingeführt, die Paragraphen kleiner gemacht und innerhalb dieser vielfach wieder besondere Abschnitte geschaffen, lauter Neuerungen, für die man sehr dankbar sein muß.

Selbstverständlich werden die neuesten Forschungen überall gewissenhaft verwertet, was man vor allem an den zahlreichen neu hinzugefügten Beispielen deutlich wahrnehmen kann. Entbehrliche Fremdwörter sind verschiedentlich ausgemerzt und durch gute deutsche Ausdrücke ersetzt, z. B. Perioden durch Zeitabschnitte, Tempo (der Rede) durch Zeitmaß, die neueste Rechtschreibung hat Berücksichtigung gefunden. Syntax und Wortbildung werden (wie in den früheren Ausgaben) nicht in besonderen Abschnitten behandelt, doch öfter berührt, z. B. jene bei der Behandlung des Genitivs S. 288 ff., diese bei der Bildung von Abstrakten auf *-haftigkeit* S. 195 oder von Eigenschaftswörtern auf *-ing* aus Partizipien der Gegenwart S. 164, 240, 271. Bei manchen Abschnitten ist der Zuwachs ganz bedeutend; so werden der Assimilation und Dissimilation, die früher auf einer Seite dargestellt wurden, jetzt nicht weniger als 13 Seiten gewidmet (S. 183—196). Ganz neu hinzugekommen sind längere Auseinandersetzungen über Umstellung und Einschaltung von Konsonanten (S. 196—198), wobei besonders der Schröderschen „Streckformen" gedacht wird, und über die Verschiebung der Wortgrenze (S. 198 bis 200) in Wörtern wie *Otter* aus Natter und mundartlich *Nast* aus Ast. Kurz, wohin man blickt, findet man erfreuliche Verbesserungen. Damit ist nicht gesagt, daß sich das Buch nicht noch vervollkommnen ließe. Einige kleine Beiträge, die diesem Zwecke dienen sollen, mögen im folgenden verzeichnet sein.

Von einschlägigen Schriften, die genannt werden konnten, erwähne ich zu S. 53: die Abhandlungen der ungarischen Akademie der Wissenschaften über die deutschen Mundarten Ungarns, herausgegeben von Gedeon Petz, No. 1—7, Budapest 1905 ff.; S. 57 über die niederd. Sprachgrenze in Posen: Wiegand, Die mundartlichen Verhältnisse der Provinz Posen, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Berlin 1911, No. 6/7, Spalte 254—268; S. 162 über den Hiatus in gewählter Prosa und bei Dichtern Bellermann, Schillers Dramen, Berlin 1891, II S. 164 ff.; zu S. 77 (Sprache Bismarcks), H. Blümner, Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck, Leipzig 1891 (vgl. Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. 1895, S. 75 ff.), ebenda zur Literatur des 19. Jahrh.: Hans Eichentopf, Theodor Storms Erzählungskunst in ihrer Entwickelung, Marburg 1909, Ad. Meschendörfer, Heinrich v. Kleist als Prosaschriftsteller, Kronstadter Programm 1910, Friedr. Krumbholz, Schleiermachers Weltanschauung, Leipziger Dissertat. 1904 (S. 5—15 über die Sprache), V. Eckertz, Nietzsche als Stilkünstler, München 1910, meine Abhandlung über Reuters Stil in Lyons Zeitschr. f. d. deutsch.

Unterr. 1910 S. 690—717; S. 24, 167, 204 meine Arbeiten über die slawischen Ansiedelungen im Herzogt. S. Altenburg, Progr. des Gymn. zu Eisenberg 1883, über das Suffix -s in den mitteld. Mundarten, Zeitschr. f. d. Mundarten 1902 S. 280 ff. und über die Imperative auf k, Zeitschr. f. d. Mundarten 1907 S. 317 ff.

Zu der Verbreitung der behandelten Spracherscheinungen ist folgendes zu bemerken. S. 30: Das Plusquamperf. an Stelle des Imperf. ist nicht bloß im hessischen Hochdeutsch, sondern in Westdeutschland auch anderswo zu finden, z. B. in Duisburg (vgl. Meyer-Markau, Sprachliche Heimatskunde, Minden ohne Jahr, Sammlung pädagogischer Vorträge, S. 36: wir waren gestern auf dem Kaisersberg gewesen = wir waren oder wir sind gewesen) und in Baden (vgl. Hebbels Schatzkästlein und Lyons Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XI S. 205).

S. 58: „Im mitteldeutschen Rudolstadt heißt es doch Kopf und Strumpf". Dies ist nicht bloß in Rudolstadt der Fall, sondern im östlichen Thüringen überall, soweit der fränkische Einfluß reicht, d. h. bis zu einer Linie, die sich südlich von Roda, Neustadt, Weida (und Werdau) hinzieht. Auch im westlichen Thüringen spricht man (z. B. noch in Eisenach) Kopf, schöpfen u. a. im Gegensatz zum Nordthüringischen und Hessischen.

S. 138: „Südthüringisch wird ō, ū, eu nicht entrundet": dies soll heißen südwestthüringisch oder noch besser hennebergisch (grabfeldisch); denn im südöstlichen Thüringen, das Hertel in seinem Thüringer Sprachschatz als sorbenfränkisch bezeichnet, also südlich von Saalfeld, Neustadt, Weida kennt man nur die entrundete Aussprache.

S. 141: „o ist in heutigen bayrischen Mundarten vor r zu a geworden". Auch anderswo, z. B. im Altenburgischen; vgl. meine Schrift „Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen", Leipzig 1910, S. 39.

S. 146: „î, û, iu (langes ü) sind unverändert geblieben im Thüringischen mit dem nördlichen Teile des Hessischen". Dies gilt nur für das Westthüringische, während das Ostthüringische ei, au, äu (ei) bietet; die Grenzlinie läuft von Hetschburg bei Berka an der Ilm über Nohra westlich von Weimar nach Tonndorf usw. (vgl. O. Kürsten, Buttelstedter Mundart S. 2).

S. 170 A.: „Der Umstand, daß die Mundart gegenüber der Schriftsprache so viel mehr Endungs-e aufweist, hat in Leipzig hyperdialektische Formen hervorgerufen, wie *gedrückte voll, gepfropfte voll*". Diese Erscheinung findet sich auch sonst im Mitteldeutschen, z. B. in Oberhessen und in Posen (vgl meinen Aufsatz in der Zeitschr. f. d. Mundarten 1911 S. 15); ähnliche Formen, die wie Partizipien der Gegenwart aussehen, kommen in Westfalen vor, z. B. *stöpende voll, hupende voll, stickende voll* u. a.

S. 191: „*Neifl,* enthülsen von Löufel, Hülse durch Dissimilation gebildet". Dies findet sich nicht allein in der Rhön, sondern

auch in vielen nördlich davon gelegenen Gebieten, z. B. in Salzungen, Ruhla, Winterstein, Langensalza (vgl. Hertel, Thüringer Sprachschatz S. 172).

S. 202: Auch außerhalb des bayrischen Sprachgebietes hat sich altes qu erhalten, so im Zipser Dialekt von Hopgarten *kwam* (er) kam, *Kwitt* Kitt, *Kwiel* Federkiel (vgl. Hopgarten, Ein populärer Beitrag zur Zipser Volkskunde von Rudolf Weber, Separatabdruck aus der Karpatenpost Kesmark 1911, S. 16). Ebenda: w ist nach u-haltigem Vokal nhd. auch im Westkreise des Herzogtums S. Altenburg und überhaupt im Ostthüringischen erhalten im Plural *Kiwe* = Kühe (vgl. Hertel, Thüringer Sprachschatz S. 150).

S. 206: „Die Vorsilbe *der* = er findet sich im Bayrischen, Ostfränkischen, Obersächsischen und Elsässischen". Sie kommt auch sonst vor, zunächst im Altenburgischen, sodann aber in verschiedenen deutschen Mundarten Ungarns, so im Dobschauer Dialekt *derzeln* erzählen, *derbesch* erwischen u. a. (vgl. Gust. Mraz, Die Dobschauer Mundart, Budapest 1909, S. 56), in dem Metzenseifener *dagötzen* ergötzen, *dafennen* erfinden u. a. (vgl. A. Gedeon, Die Metzenseifener Mundart, Budapest 1905, S. 55), in dem Ißtimerer *tesén* ersehen, *tetrenk* ertrinken, *teschldn* erschlagen u. a. (vgl. M. Haynal, Die Ißtimerer Mundart, Budapest 1906, S. 38).

S. 209: „Das n des Infinitivs ist erhalten im Niederdeutschen mit Ausnahme der östlichen Gegenden, in Teilen des Niederfränkischen, im nördlichen Thüringen usw.". Im nördlichen Thüringen, z. B. in Mühlhausen, Nordhausen, Hohenstein, Querfurt und in der goldenen Aue wird überall n abgeworfen, abgesehen vom Gerundium (Infinitiv mit zu, bei dem in ganz Thüringen n erhalten ist), dagegen bleibt das n in den Landschaften, die sich nordöstlich an Thüringen anschließen, so im Unterharz (bei Ballenstedt) und im Mansfeldischen wie in der Umgegend von Leipzig (Genaueres bei Hertel, Thüringer Sprachschatz S. 27).

S. 255: Formen wie *ich sach* = ich sah sind auch im Altenburgischen und Obersächsischen weit verbreitet.

S. 272: Die Vorsilbe ge- beim Partizip der Vergangenheit steht in Fremdwörtern abgesehen vom Oberdeutschen (Altbayrisch, Pernegg, Visperterminen) auch vielfach in Mitteldeutschland, so im Obersächsischen und Osterländischen (vgl. K. Müller-Fraureuth, Wörterbuch der obersächs. und erzgebirgisch. Mundarten S. 385): *geästimiert, gelamentiert, gereformiert, gerasiert, gestudiert*; ebenso im Hessischen (vgl. W. Schoof, Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart, Zeitschr. f. d. Mundarten 1906 S. 206).

S. 276: Der Imperativ *bis* (= wis von wesen = sein) für sei hat sich außer in den genannten Gegenden erhalten im Altenburgischen, im Wuppertal (vgl. Lyons Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. VI, S. 519, 576), in Mülheim a. d. Ruhr (vgl. E. Maurmann, Die Mülheimer Mundart § 259: Imperativ *sin* oder *bys*).

S. 284: Der umgelautete Konjunktiv *sellte* (= söllte) und *wellte* (= wöllte) ist auch im Altenburgischen anzutreffen.

S. 310: Der r-Plural der Diminutiva findet sich nicht nur im Pfälzischen und in der Wetterau. Die Endung *-cher* reicht westlich bis zu einer Linie Dillenburg, Limburg, St. Goarshausen, Alzey, Darmstadt, Aschaffenburg, *-ercher* bis zu einer Linie Waldeck, Fritzlar, Alsfeld, Hanau (vgl. Wrede, Die Diminutiva im Deutschen, Marburg 1908, S. 43 ff.). Wie im Moselfränkischen so sind auch im Nösnisch-Siebenbürgischen Plurale wie *Blootstreepcher*, Blutströpfchen, *Kuckeltcher* = Kuckelchen, Kinderaugen, *Ballercher*, Zahnfleisch (mhd. Biler) zu Hause (vgl. Kisch, Vergleichendes Wörterbuch der nösnischen und moselfränkischen Mundart S. 34, 44, 137).

S. 323: Erstarrte Adjektivformen wie bayrisch (Imst, Fersental) *er hots kolter gesse* (kalt gegessen) finden sich auch anderswo, z. B. im Emmental (vgl. H. Stickelberger, Festgabe für Rud. Hildebrand S. 93 z. B.: 'S Mari (die Marie) isch taubs, im Vogtlande, z. B. bis stiller = sei still (vgl. E. Gerbet, Grammatik der vogtländischen Mundart § 33).

Doch genug der Bemerkungen! Jedenfalls ist das Buch klar und übersichtlich geschrieben, sowie anregend und zuverlässig, daher allen zu empfehlen, die sich genauer mit der Geschichte unserer Sprache bekannt machen wollen.

2) **Otto Behaghel, Die deutsche Sprache.** Fünfte Auflage. Leipzig und Wien 1911, Freytag & Tempsky. 381 S. 4 *M*. (Wissen der Gegenwart. Bd. 54).

Die 5. Auflage von Behaghels „Deutscher Sprache" ist nach Inhalt und Form in der Hauptsache unverändert geblieben. Doch hat der Verfasser im einzelnen gebessert, hinzugefügt und gestrichen, wie es die Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung erheischten. Die Beispiele sind an verschiedenen Stellen vermehrt, Zusätze namentlich bei der Satzfügung, aber auch sonst (z. B. S. 106 u. 115) gemacht, das Schriften- und Wörterverzeichnis erweitert worden. So wird denn das Buch in der neuen Gestalt seinen Zweck noch besser erfüllen und allen, die es benutzen, ein sicherer und guter Führer beim Studium unserer Sprache werden.

Bei einer hoffentlich bald nötig werdenden 6. Auflage könnten vielleicht folgende Bemerkungen verwertet werden: S. 61 wird erzählt, daß sich bei den Süddeutschen norddeutsche Ausdrücke wie *stramm* und *schneidig* immer mehr einbürgerten. Hier ist schneidig zu streichen. Denn das Wort *Schneid*(e) und die Wendung *Schneid haben* = mutig sein (vgl. v. Kobells Gedicht: Habt's a Schneid?) sind für den Süden (Bayern, Österreich, die Pfalz) früher bezeugt als für den Norden.

S. 60 heißt es: „Mitteldeutsch ist *die Backe, die Butter, die*

*Traube* usw., während der Oberdeutsche *der Backen*, *der Butter*, *der Trauben* sagt". Dies ist im allgemeinen richtig, aber im einzelnen genauer zu bestimmen. So ist *der Backen* mitteldeutsch gebräuchlich im Oberhessischen (Crecelius, Oberhess. Wörterb. S. 80), im Moselfränkischen (Kisch, Vergleichendes Wörterb. der nösnisch-moselfränk. Mundart S. 32; nösnisch das Backen), im Altenburgischen und Obersächsischen (K. Müller-Fraureuth, Obersächs. Wörterb. S. 52), im Thüringischen (Salzungen; Hertel, Thüringer Sprachschatz S. 62); ferner *der Butter* üblich in Oberhessen neben die Butter (Crecelius S. 230) und fränkisch (in Rappenau, Meisinger, Wörterb. d. Rappen. Mundart S. 135), endlich *der Trauben* thüringisch zu finden von Salzungen bis Nordhausen in der Form der *Träubel*, während in Rappenau das Maskulin die Frucht, das Feminin die einzelne Beere bezeichnet.

S. 69: „Das hochdeutsche *Zwetschge* wird im Hessischen zu *Quetsche*". Zunächst lautet die hochdeutsche Form nicht *Zwetschge*, sondern *Zwetsche* und sodann ist Quetsche nicht daraus entstanden, sondern aus der beiden zu Grunde liegenden Form Twetsche[1]) (vgl. *quer* und *Zwerch*, beide aus mhd. *twer*, *Quehle* und *Zwehle*, Handtuch aus mhd. *twehele*, nd. quittern, obd. zwitschern, engl. twitter u. a.). Ebenda: Wie *Aufen* für *Ofen*, so hört man im ostmitteldeutschen Gebiete besonders häufig *kauscher* für *koscher*.

S. 113: Ein Goethescher Komparativ wie „*immer Ihrer*", d. h. immer mehr der Ihrige ist auch *meiner* in Hermann und Dorothea IX V. 311: „Du bist mein, und nun ist das Meine *meiner* als jemals". Ebenda: In der Redensart: „er hat mehr Glück als *Ferdinand*" ist der Name nicht willkürlich gewählt, sondern mit Rücksicht auf den gleichen Anlaut (Ver: Fer-). Ebenda: *Verzwatzeln* für verzweifeln ist meines Erachtens nicht bloß eine komische Entstellung von *verzweifeln*, sondern geht zurück auf ein Wort *zwatzeln* zappeln, das noch im Bayrischen erhalten ist (vgl. Schmellers Wörterbuch, wo es erklärt wird zappeln, mit kurzen, unsicheren, eilfertigen Schritten gehen wie kleine Kinder; daher bayrisch der *Zwazel* kleines Kind, *zwazelich* zappelnd vor Ungeduld, *verzwazeln* sich zu Tode zappeln). Es ist onomatopoetisch gebildet und verwandt mit lautmalenden Bildungen wie *zwitzern* (bayrisch und alemannisch, z. B. bei Geßner und Hebel) für das unruhige Glitzern und Flackern des Lichtes und *zwitschern* (von den Vögeln); vgl. mhd. *zwitzen* schwatzen, *zwitzern* zittern, flimmern.

S. 171 u. 272: „Die Endung *-ieren* in (deutschen Wörtern

---

[1]) Nach Fr. Kluge im Etymologischen Wörterbuch[7] 513, der auch für das Rheinfränkische und Thüringisch-Ostmitteldeutsche Formen mit qu-Anlaut verzeichnet, ist das Wort aus damaskin, dwaskin, (prunum) damascenum (vgl. auch siebenbürgisch mäschen) hervorgegangen; derselben Ansicht ist Fr. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, 2. Aufl., II S. 157.

wie) *halbieren*, *marschieren*, *stolzieren* entstammt französischen Infinitiven auf -(i)er". Da *marschieren* (Anfang des 17. Jahrh.) aus französischem marcher entlehnt ist und *stolzieren* nach der neuesten Annahme wahrscheinlich auf ein lateinisches Grundwort (stultus) zurückgeht, so empfiehlt es sich, dafür andere Beispiele zu wählen, in denen deutsche Stämme vorliegen, wie *hofieren* (schon mhd.), *hausieren*, *schattieren*, *glasieren*, *buchstabieren*, *drangsalieren*.

S. 285: Das Beispiel für mangelndes Subjekt im zweiten Satze der Stelle aus dem Götz von Berlichingen (ihr seid den Kerls begegnet draußen; *sind* Bamberger) ist deshalb wenig geeignet, weil hier *sind* aus *'s sind* entstanden sein wird in gleicher Weise wie in demselben Stück öfter „in" durch die Zwischenstufe von „in'n" aus „in den" (Garten u. a.). Empfehlenswerter erscheint hier die erste Strophe von Goethes Schweizerlied: „Ufe Bergli bin i gsessm, ha de Vögli zugeschaut; *hänt* gesunge, hänt gesprunge, hänt's Nestli gebaut".

Eisenberg S.-A. O. Weise.

---

Erwin Herrmann, Die Liquidaformantien in der Nominalbildung des jonischen Dialekts. Tübingen 1911, J. J. Heckenhauer. VIII u. 90 S. 8. 1 *M*.

Verf. geht aus von der Feststellung, daß die für das Verständnis des gesamten Sprachcharakters so wichtige Stammbildung bis jetzt, besonders was die vorhellenistischen Dialekte betrifft, eine zuscmmenfassende Behandlung noch nicht erfahren hat. Deshalb hat Herrmann das ganze Material des jonischen Dialekts mit Ausnahme des den Kunstschriftstellern wie Herondas und Lukianos zugehörigen gesammelt und übersichtlich vorgeführt. Die Arbeit zerfällt in 2 Hauptteile, r- und l-Formantien. Sie zeugt von großem Fleiß und eingehender Beherrschung der neueren Forschung. Auch die Etymologie ist berücksichtigt; doch hätte es sich wohl manchmal empfohlen, dem Gesichtspunkte mehr Rechnung zu tragen, daß gewisse Arten von Wörtern dem Verdacht nichtarischer Abstammung ausgesetzt sind. Der angekündigten Fortsetzung darf man mit Erwartung entgegensehen.

Hannover. Hans Melzer.

---

Paul Cauer, Das Altertum im Leben der Gegenwart. Aus Vorträgen. (356. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"). Leipzig 1911, B. G. Teubner. VIII u. 122 S. kl. 8. geb. 1,25 *M*.

Mehr und mehr erwacht wieder unter den Gebildeten die Neigung, Einblicke in das klassische Altertum zu gewinnen und zu erkennen, worin seine unvergänglichen, auch für die Gegenwart wirksamen Werte bestehen; mehr und mehr nehmen die Vertreter der Altertumswissenschaft ihrer Pflicht wahr, dieser Neigung entgegenzukommen und damit weitere Kreise zu einer richtigen

Würdigung der Wissenschaft zu führen. „*Das Erbe der Alten*“ — so lautet der Titel eines Sammelwerkes, das berufene Forscher eben zu veröffentlichen beginnen. Über das Erbe der Alten handelt in kurzen Abrissen das vorliegende, wenig umfangreiche, aber gehaltvolle Büchlein. Es wird in der Sammlung, der es eingereiht ist, fortan eine hervorragende Stelle einnehmen; und daß der Verleger den Verfasser veranlaßt hat, seinen Zyklus von Vorträgen, die er vor 3 Jahren „über das klassische Altertum, an die Gebildeten unter seinen Verächtern“ gehalten, für diese Sammlung zu bearbeiten und so der breitesten Öffentlichkeit zu übergeben, dafür sei ihm an dieser Stelle Dank gesagt. Jeder Laie, der logischen Gedankengängen zu folgen vermag, der auch etwas historisch zu denken gelernt hat, wird mit Vorteil und Genuß, vielleicht oft mit Überraschung inne werden, wie vielfach die Fäden sind, die sich durch die Jahrhunderte hinziehen und die Kultur der Gegenwart mit dem Altertum verknüpfen. Freilich werden in dem Buche offene Parallelen nicht allzu oft gezogen; aber die aufmerksamen Leser — und nur an solche wendet sich der Verfasser und stellt Anforderungen an ihre Denktätigkeit — werden die Beziehungen herausfinden, in denen wir zu den Alten stehen; mag auch das Bild, das Verfasser einmal anwendet, etwas weitgreifen, wenn er sagt: „Ist es nicht deutscher Wein, der an den Ufern des Rheins und der Mosel wächst? und doch waren es südliche Trauben, die dorthin verpflanzt wurden“.

Die 11 Kapitel, in denen Verfasser seine Gedanken vorträgt, scheinen zwar nach ihren Überschriften nicht immer im engsten Zusammenhange zu stehen: 1. Rückwärts — oder Vorwärts? 2. Römer und Griechen. 3. Hellenistisch und Klassisch. 4. Bildende Kunst. 5. Versbau. 6. Homer. 7. Die Tragödie. 8. Wissenschaft. 9. Sprache. 10. Mensch und Staat. 11. Traditionsforschung. In der Tat tritt Verfasser von verschiedenen Ausgängen aus seine Beweisführung an oder sammelt auf verschiedenen Wegen seine Belege und Beispiele. Aber immer führt er den Leser wieder zu demselben Ziele: daß er erkennen muß, daß die Antike nicht bloß gewirkt hat, sondern in zahllosen Beziehungen noch weiter wirkt. Auf diesem Wege werden die alten Sprachen und Literaturen wieder, wie Verfasser im Vorworte sagt, an den Interessen, dem Lebensinhalte, der Lektüre, dem Gedankenaustausch einer geistig bewegten Gesellschaft größeren Anteil gewinnen. Hierzu gibt das Buch, das außerordentlich viel Einzelfragen berührt, auch manche Probleme andeutet, die die kommende Zeit zu erledigen haben wird, auf jeder Seite Anregung. Mehr als einmal wird darauf hingewiesen, daß ein Werk der Literatur nur aus dem Geiste des Schöpfers heraus und aus den Bedingungen der Zeit, in der es geschaffen wurde, richtig gewürdigt werden kann; die Übersetzungsproben aus dem Neuen Testament zeigen, wie der Verfasser, der in seiner „Kunst des Übersetzens“ so treffliche

Winke und Weisungen gibt, den Geist der Sprache erkennt und seinen Lesern begreiflich zu machen weiß; mit wenig Strichen und doch anschaulich wird das Wesentliche in der Persönlichkeit eines Sokrates, eines Plato, eines Perikles, eines Alexander gezeichnet; überall wird das Bleibende in dem vor alten Zeiten Geschaffenen herausgehoben; mit der Beibringung zahlreicher Beispiele und der Auffindung zahlreicher Einzelfäden — und das durchweg in lebendiger und fesselnder Sprache — wird uns vor Augen geführt, daß der geschichtliche Zusammenhang zwischen der antiken Kultur und der unseren nie völlig unterbrochen worden ist. Das Wort, mit dem Erwin Rohde einst seine „Psyche“ schloß: desinunt ista, non pereunt —, erhält eine überzeugende Bestätigung.

Hanau. O. Wackermann.

---

N. Wecklein, Euripides' Andromache. Mit erklärenden Anmerkungen. Leipzig u. Berlin 1911 B. G. Teubner. 91 S. 8. 1,60 *M*, geb. 2 *M*.

*Τὸ δὲ δρᾶμα τῶν δευτέρων* (gehört zu den Stücken zweiten Ranges) sagt die Hypothesis, den ästhetischen Wert der Andromache schätzten schon die alten Kritiker nicht hoch ein, ja Didymos sprach diesem Drama überhaupt den tragischen Charakter ab. Und die Neuern? ‚Male composita est fabula. Nam et duas actiones continet et neutra illarum actionum ita uti debebat tractata est' sagt G. Hermann, Wecklein selbst spricht Einleitung S. 8 von einer Doppelhandlung, „Verurteilung und Rettung der von der Eifersucht der Hermione verfolgten Andromache in Phthia und Untergang des Neoptolemos in Delphi“, und findet zwischen beiden Handlungen nur einen losen und äußerlichen Zusammenhang, und W. Nestle Woch. f. kl. Phil. 1906 Sp. 617 (Besprechung von A. W. Verrall Essays on four plays of Euripides) behauptet, Andromache sei gar nicht die Hauptperson, sondern nur der Hebel der Intrigue, für sich allein genommen sei das Stück in seinem Verlauf einfach unverständlich, und zählt dann die Unbegreiflichkeiten in demselben auf.

Ist nun ein solches Drama geeignet als Schulausgabe? Wohl gibt es auch schöne Partien darin, wie den Tod des Neoptolemos und die Klage des Peleus, wohl ist das Drama historisch interessant, um die Erbitterung der Athener gegen die Spartaner um 422 — das Jahr der Aufführung nach Bergk — zu verstehen: aber das kann die Einführung der Andromache in den Schulunterricht nicht empfehlen. Stücke zweiten Ranges dürfen wir unsern Schülern nicht bieten. Auch liegt die gelehrte und feinsinnige Ausgabe Weckleins mit ihrer ständigen Beziehung auf die Textkritik der Schule zu hoch, dem Gelehrten aber und Literaturfreund wird sie gute Dienste leisten. Ihm sei sie bestens empfohlen!

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

---

**Hans Trunk, Die Anschaulichkeit des geographischen Unterrichtes.** Fünfte Auflage. Wien 1911, K. Graeser & Co., und Leipzig, B. G. Teubner. 252 S. 8. 3,50 *M*.

Anschaulichkeit ist die Grundbedingung für den Erfolg des Unterrichts. Dies Wort stellt der Verf. des vorliegenden Buches an die Spitze seiner Ausführungen, und jeder Lehrer der Erdkunde wird ihm darin beistimmen, daß dieser Satz ganz besonders vom erdkundlichen Unterrichte gilt. Denn „die Vorstellungen in diesem Unterrichtszweige unterscheiden sich von denen andrer Fächer hauptsächlich dadurch, daß sie zum größten Teile Phantasievorstellungen sind, und daß die vorgestellten Gegenstände die aller übrigen Fächer an Umfang und Ausdehnung übertreffen". Der Verf. stellt nun die wichtigsten Hilfsmittel zusammen, die dem geographischen Unterrichte zur Verfügung stehen, prüft sie auf ihren Wert für die Schule und zeigt, wie sie beim Unterrichte am besten zur Verwendung kommen.

Zunächst behandelt er die Hilfsmittel der unmittelbaren Anschauung und geht dabei aus von der Heimatkunde, deren Notwendigkeit er nicht nur für die Kinder der Großstadt, sondern auch für die der Landschulen darlegt. Als Aufgabe des heimatkundlichen Unterrichtes bezeichnet er einmal die Weckung und Förderung der Liebe zur Heimat und sodann die Vorbereitung auf den späteren geographischen Unterricht. Die Heimatkunde soll und muß dem Kinde die geographischen Grundbegriffe auf Grund wirklicher Anschauung verständlich machen und es in das Verständnis der bildlichen Darstellung eines Erdraumes und in das Verständnis der Landkarte überhaupt einführen. Mit Recht beklagt der Verf., daß der Heimatkunde auf unsern Schulen keineswegs die ihrer Wichtigkeit entsprechende Sorgfalt zugewandt werde, und erklärt diese Tatsache damit, daß der Begriff der Heimatkunde vielfach falsch gefaßt werde, und daß es für diesen unbedingt sehr schwierigen Unterricht fast noch ganz an den notwendigen Hilfsmitteln fehlt. Im Hinblick auf unsere höheren Schulen füge ich als einen weiteren Grund hinzu, daß dieser Unterricht meistens den jüngsten Anfängern im Lehramte übertragen wird, vielfach auch Lehrern, deren Urteil über diesen Gegenstand durch keinerlei Sachkenntnis getrübt ist. Ohne Beseitigung dieses Übelstandes werden auch die vom Verf. vorgeschlagenen Mittel keine durchgreifende Besserung bringen. Er verlangt eine sorgfältige Stoffsammlung seitens aller dabei beteiligten Lehrer, eine zweckmäßige Sichtung und Verteilung des Lehrstoffes, ausreichende Zeit, Vorhandensein der notwendigen Hilfsmittel und ein sachgemäßes Lehrverfahren. — Weiter wird auf den unbestreitbaren Nutzen und Wert der Schülerwanderungen und größerer Reisen hingewiesen, aber auch die Schwierigkeiten, die der Ausnutzung dieses wichtigen Hilfsmittels der Anschauung entgegenstehen, hervorgehoben. Bei der dann folgenden Er-

wähnung der Sammlungen von Rohstoffen, Gesteinsarten usw. wird mit Nachdruck vor dem Zuviel in dieser Beziehung gewarnt.

Es ist leider nicht möglich, alle Abschnitte des trefflichen Werkes eingehend zu besprechen, es kann mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum nur kurz auf einiges hingewiesen werden; aber jedem Lehrer der Erdkunde wird hiermit ernstlich empfohlen: nimm und lies! — Der zweite Abschnitt behandelt die künstlichen Veranschaulichungsmittel: das Relief, das Bild und die Landkarte. Das Relief ist für den Verf. das wichtigste und darum auch notwendigste Hilfsmittel des geographischen Unterrichtes, da es alle drei räumlichen Verhältnisse: Länge, Breite und Höhe zur Darstellung bringt. Daß es trotzdem noch in vielen, wir dürfen ohne Übertreibung sagen, in den meisten Schulen noch fehlt, liegt vor allem an den hohen Preisen, die aus der Schwierigkeit der Herstellung sich ergeben. — Sehr eingehend wird die Landkarte behandelt, sowohl ihre Herstellung als auch ihre Verwendung beim Unterrichte. Diese beiden Abschnitte sollten ganz besonders, namentlich von den jüngeren Lehrern der Erdkunde, aufmerksam studiert und dann beim Unterrichte auch beachtet werden. Aber auch der ältere Lehrer wird diese, wie überhaupt alle Ausführungen des Verf., gern lesen und trotz aller von ihm selbst gemachten Erfahrungen reiche Belehrung aus ihnen schöpfen. — Im dritten und vierten Abschnitte werden die Hilfsmittel für den Unterricht in der astronomischen Geographie und die methodischen Hilfsmittel des geographischen Unterrichtes besprochen. Hier wird das viel umstrittene Kartenzeichnen der Schüler eingehend erörtert und sein Wert in das rechte Licht gestellt. Mit Nachdruck wird betont, daß wichtiger als das gewiß nicht zu unterschätzende Kartenzeichnen das Kartenlesen der Schüler ist. Weiter kommt hier vor allem in Betracht das lebendige Wort des Lehrers, der weniger beschreiben als schildern soll. Mein unvergeßlicher Lehrer Kirchhoff pflegte bei den Übungen im geographischen Seminar uns zu sagen: Sie müssen Ihren Schülern jedes fremde Land so anschaulich schildern, daß sie nachher zu Hause erzählen: Mutter, unser Lehrer ist ein weit gereister Mann, der ist auch da und da gewesen, der weiß überall genau Bescheid. Dagegen ist unbestreitbar das Vorlesen selbst aus den besten Büchern nur ein kümmerlicher Ersatz des freien Vortrags des Lehrers, und es ist deshalb nur ausnahmsweise zu rechtfertigen, wenn nämlich der Lehrer auch bei gründlicher Vorbereitung nicht imstande ist, frisch, lebendig und anregend zu schildern. Großen Wert legt ferner mit Fug und Recht der Verf. auf die Vergleichung, namentlich bei den im geographischen Unterrichte nicht zu vermeidenden Zahlen. Doch sollen alle Vergleiche sachlich und dem Verständnis der Schüler angepaßt sein, alle gehaltlose Spielerei ist zu vermeiden. Auch die Erklärung der geographischen Namen soll im Unterrichte angemessene Berücksichtigung finden und wird

gewiß anregend und fördernd wirken, wenn mit der Erklärung des Namens die Begründung der Namengebung Hand in Hand geht, wenn, wie Egli einmal sagt, auch die Seele der geographischen Namen, der Völkergeist, der in ihnen sich ausprägt, zu seinem Rechte kommt. Überhaupt muß im geographischen Unterrichte immer mehr statt der beschreibenden die begründende Methode zur Geltung kommen. Der Schüler muß sich gewöhnen, stets nach dem Warum zu fragen, er muß, soweit es seinem Fassungsvermögen entspricht, den kausalen Zusammenhang verstehen lernen und, wenn auch in einfacher Weise, wiedergeben können.

Sehr interessant und beachtenswert sind auch die Ausführungen über das Hilfsbuch für die Hand des Schülers, wobei auch die in letzter Zeit so viel umstrittene Frage, ob Lehr- oder Lernbuch, erörtert wird. Mit Recht aber heißt es mit Bezug hierauf schließlich S. 205, daß wichtiger als die richtige Beschaffenheit eines Hilfsbuches seine zweckmäßige Verwendung ist. Denn unbedingt richtig ist und bleibt, daß ein guter Lehrer auch mit einem mangelhaften Hilfsbuche ausgezeichnete Erfolge erzielen kann, während umgekehrt das beste Buch wenig nützt, wenn der Lehrer es nicht richtig zu verwenden weiß. So kommt denn der Verf., nachdem alle Hilfsmittel des geographischen Unterrichtes erörtert sind, im letzten Abschnitte seines Buches auf den Lehrer selbst zu sprechen, dessen Persönlichkeit gerade für den geographischen Unterricht von der größten Bedeutung ist, an dem fast alles liegt, was auf die Schüler bildend und erziehend einwirkt. Gerade dieser nur kurze Abschnitt ist besonders lesens- und beherzigenswert. Außerordentlich groß und schwer zu erfüllen sind die Anforderungen, die an den Lehrer der Geographie gestellt werden, so schließt der Verf. seine Ausführungen, möge jeder Lehrer bemüht sein, der ihm übertragenen Aufgabe gewissenhaft nachzukommen! Segen ist der Mühe Preis. — Der Anhang enthält Verzeichnisse der geographischen Literatur und Anschauungsmittel.

Überall erkennen wir in dem Verfasser einen Mann, der den von ihm behandelten Stoff nach jeder Richtung hin beherrscht, der ernst und reiflich alle Für und Wider erwogen hat, ehe er sein Urteil abgibt, der vor allem beseelt ist von einer wahren Liebe zu der von ihm vertretenen Sache. Daraus folgt dann der weitere besondere Vorzug des Buches, der in der Anschaulichkeit der Darstellung besteht, in der behaglichen Breite und ansprechenden Form, in der alle Ausführungen geboten werden, so daß wohl jeder, der das Buch in die Hand nimmt, es gern zu Ende liest, sich gern von dem kundigen Führer beraten und belehren läßt. Wenn doch diese Zeilen dazu beitragen würden, daß recht viele Lehrer der Erdkunde auf das Buch hingewiesen und veranlaßt würden, es zu lesen, wieder zu lesen und das Gelesene dann im Unterrichte zu verwenden und zu verwerten!

Treptow-Rega. W. Schlemmer.

M. Heinrich, Vereinfachter Gang des Anfangsunterrichts in der Planimetrie, analytischen Geometrie und Trigonometrie. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. IV u. 42 S. 8. geh. 0,80 ℳ.

Der in der vorliegenden Abhandlung für den Anfangsunterricht in der Planimetrie, analytischen Geometrie und Trigonometrie gebotene Lehrgang zeigt gegenüber den gebräuchlichen Lehrbüchern mancherlei Abweichungen und Vereinfachungen, von denen der Verfasser nicht unwesentliche Erleichterungen für den mathematischen Unterricht erwartet. Diese Vereinfachungen beziehen sich teils auf die Fassung der Lehrsätze, teils auf ihre Ableitung oder ihren Beweis.

Da der Verfasser der Ansicht ist, daß nicht selten durch eine umständliche und wenig zweckmäßige Fassung der Lehrsätze dem Schüler das Verständnis und besonders das Einprägen der Sätze erschwert wird, so hat er allen Lehrsätzen, besonders denjenigen, die der Schüler auswendig lernen muß, eine möglichst kurze und bündige Form gegeben und zu diesem Zwecke eine ganze Reihe von neuen Kunstausdrücken geprägt, z. B. für die Verbindungslinie der Spitzen von gleichschenkligen Dreiecken mit gemeinsamer Basis die Bezeichnung „Spitzenlinie", zwei sich schneidende Kreise heißen „Zweikreis", die gemeinsame Sehne heißt „Zweikreissehne", Höhe, Winkelhalbierende, Mittellinie und Mittelsenkrechte im Dreieck werden „Hauptteiler" genannt. Die verschiedenen Sätze über die Transversalen im gleichschenkligen Dreieck haben dann die kurze Fassung bekommen: „Im gleichschenkligen Dreieck fallen die Hauptteiler der Grundlinie zusammen", während die Eigenschaften der Verbindungslinie der Spitzen von zwei gleichschenkligen Dreiecken mit gemeinsamer Basis beschrieben werden durch den Satz: „Die Spitzenlinie ist Achse der gemeinsamen Grundlinie zweier gleichschenkligen Dreiecke und hälftet die Winkel an den Spitzen" oder: „Die Zweikreisachse ist zugleich Achse der Zweikreissehne und hälftet die zugehörigen Mittwinkel".

Bei der Ableitung der Lehrsätze wird die Symmetrie in ausgedehntem Maße verwendet. Während in älteren Lehrbüchern erst nach einer systematischen Behandlung der Geraden und der Winkel sowie der Kongruenzsätze die sogenannten Grundaufgaben, wie das Halbieren einer Strecke, eines Winkels usw. erörtert werden, finden sie hier wie in anderen neueren Büchern zum Teil bereits vor der Dreieckslehre ihre Erledigung. Die Kongruenzsätze werden nicht wie in manchen neueren Lehrbüchern aus der Eindeutigkeit der betreffenden Konstruktionsaufgaben gefolgert, sondern werden sämtlich durch Deckung bewiesen, und zwar wird in den beiden letzten Fällen (sss und ssw) der Deckungsbeweis dadurch geführt, daß die dritten Ecken im dritten Fall als Schnittpunkte paarweis zusammenfallender Kreise, im vierten Falle als Schnittpunkte eines Kreises und eines Strahles, die mit anderen paarweise zusammenfallen, angesehen werden. Wenn man die Kongruenzsätze besonders be-

weisen will und nicht vorzieht, sie einfach aus der Eindeutigkeit der Dreieckskonstruktionen ablesen zu lassen, so dürfte das hier für die beiden letzten Kongruenzfälle angegebene Verfahren dem sonst gebräuchlichen vorzuziehen sein.

Da der Verfasser die Schwierigkeiten, die der mathematische Unterricht dem Schüler oft bereitet, vielfach auf den Gebrauch der Fremdwörter zurückführt, so hat er die Mehrzahl derselben durch deutsche Ausdrücke ersetzt, wie z. B. das Wort Zentriwinkel durch Mittwinkel, Peripheriewinkel durch Umwinkel, Diagonale durch Eckteiler, Zentrale durch Mittellinie, Kathete durch Stütze, Hypotenuse durch Kette, Koordinaten durch Ortsstrecken, Koordinatenachsen durch Balken, kongruent durch deckbar.

Wenn nun auch mancher die Zweckmäßigkeit einzelner der hier eingeführten Bezeichnungen bezweifeln wird und auch über den Wert, den die hier bevorzugte Fassung der Lehrsätze gerade im Anfangsunterricht besitzt, nicht immer des Verfassers Ansicht teilt, so wird doch jeder Mathematiklehrer in dieser Schrift eine ganze Reihe von beachtenswerten Vorschlägen finden und nicht geringen Gewinn aus der Lektüre derselben haben.

Belgard a. d. Persante. Alb. Salow.

---

**Paul Zühlke, Der Unterricht im Linearzeichnen und in der darstellenden Geometrie an den deutschen Realanstalten.** (Abhandlungen über den mathematischen Unterricht in Deutschland, veranlaßt durch die internationale mathematische Unterrichtskommission. Herausgegeben von F. Klein. Band III, Heft 3.) Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. 92 S. 8. geb. 2,60 *M*.

Diese jüngste Veröffentlichung der „Imuk“ gibt in frischer und anregender Darstellung einen Überblick über den Zustand des Unterrichts im Linearzeichnen bei uns. Der Bericht stützt sich auf die amtlichen Vorschriften und die Fachliteratur und wird durch die Ergebnisse einer Besichtigungsreise, die den Verfasser an etwa 30 deutsche und 4 österreichische Anstalten führte, lebendig ergänzt.

Eine kurze Charakteristik der wichtigeren Lehrbücher bildet die Einleitung. Der Verfasser behandelt dann die Stellung des Linearzeichnens im Gesamtlehrplan. Er bespricht die allgemeine Lehraufgabe, gibt einige historische Mitteilungen, berichtet über die Stundenzahlen und die Stellung zu den anderen Unterrichtsfächern. Anhangsweise geht er hierbei aut die Ausbildung des Raumsinnes im Gymnasium ein. In einem zweiten Kapitel wird der Lehrstoff abgehandelt, in einem dritten das Lehrverfahren. Es kommen methodische Fragen in Auswahl zur Besprechung, wie die Benutzung von Modellen u. a., ferner die technische Ausführung der Zeichnungen und die Ausbildung der Lehrer. An vierter Stelle wird von den Zeichensälen und -geräten gehandelt. Endlich an

fünfter über die Rolle der darstellenden Geometrie bei Versetzungen und Reifeprüfungen. Ein beigefügtes Literaturverzeichnis wird von vielen gern gesehen werden.

Die Leser dieser Zeitschrift wird der Standpunkt des Verfassers dem humanistischen Gymnasium gegenüber in dieser Frage am meisten interessieren. Er ist der Meinung, daß die Einführung der Projektionslehre in den Gymnasialunterricht „ein Glied des Reformwerkes" sei. Die Lehrpläne verlangen bereits im stereometrischen Unterricht eine Einführung in das projektivische Zeichnen. Einige Gymnasien halten in der Tat die Pflege der Raumanschauung prinzipiell für eines der wichtigsten Ziele des mathematischen Unterrichts. Zühlke nennt eine Reihe von Städten, in denen diese Überzeugung gepflegt wird, findet aber, daß ihre Zahl bei weitem zu klein ist. Er geht genauer auf den interessanten Lehrplan des Kaiser Friedrich-Gymnasiums zu Frankfurt a. M. ein, sowie kürzer auf die Lage in einigen außerpreußischen Staaten.

Es muß dem Verfasser ohne weiteres zugegeben werden, daß die Vernachlässigung der Projektionslehre an so vielen Gymnasien ebenso befremdlich, wie bedauerlich ist. Der stereometrische Unterricht, so wie er vielfach noch betrieben wird, ist nur in geringem Grade geeignet, die Raumanschauung zu beleben und zu klären. Was noch am meisten in diesem Sinne verwertet werden könnte, die meist ausführlicher vorgetragenen Lagebeziehungen von Punkten, Geraden und Ebenen, erscheint vielfach in quälend abstrakter Form. Die Aufgaben aber an Körpern dienen mehr zur Befestigung einfacher planimetrischer Beziehungen und besonders zur weiteren Steigerung der sattsam gepflegten algebraischen Verwandlungskünste als zur Hebung der eigentlichen Raumanschauung. Diese aber gehört zu den frühesten und fruchtbarsten Fähigkeiten des menschlichen Geistes. Ihre reinste Vollendung findet sie in der projektivischen Behandlung. Nirgends sonst tritt die eigentümliche Stellung der Mathematik zwischen Wissenschaft und Kunst deutlicher zutage. Schauen und Erkennen vereinigen sich hier ungezwungen zur Erzeugung künstlerischer Gebilde durch die Hand des Schülers. Man kann sich wundern, daß solche Lehre nicht mehr Liebe findet. Der Grund für diese befremdliche Erscheinung liegt in der Vorbildung der Lehrer, die vielfach eine ganz einseitig algebraisch-analytische ist. Beträfe das nur die älteren, so wäre das Übel schließlich zu ertragen. Der rückständige Betrieb aber unserer größten Universität auf diesem Gebiet läßt befürchten, daß hier nur langsam Wandel geschaffen wird. Nicht wenig wirkt auch die Notwendigkeit, die Schüler für die verlangte stereometrische Abiturientenaufgabe vorzubereiten, darauf hin, daß immer wieder zu den bewährten Problemen gegriffen wird, da die aus der darstellenden Geometrie stammenden eigentümliche Schwierigkeiten bieten. Zeit findet sich aber genug, wenn ernst-

lich einmal aller Ballast, der für das Leben nicht brauchbar gemacht werden kann, über Bord geworfen wird.

Zühlkes Buch wird denjenigen, die sich diesen Meinungen anschließen, zur Orientierung und Einführung in die vielen Fragen, die sich alsbald erheben, nur empfohlen werden können.

Berlin. Ernst Goldbeck.

---

**A. Thaer und R. Rouwolf, Rechenbuch für höhere Schulen.** 1. Heft: Für Sexta. 95 S. 8. 1 *M.* — 2. Heft: Für Quinta. 96 S. 8. 1 *M.* — 3. Heft: Für Quarta und Untertertia. 96 S. 8. 1 *M.* Breslau 1911, Ferdinand Hirt.

Die mathematischen Lehrbücher von Kambly, die wie bekannt von A. Thaer neu bearbeitet worden sind, sollen durch dieses Rechenbuch eine notwendige Ergänzung erfahren. Es steht natürlich sonst in keinem Zusammenhange mit jenen Büchern und kann daher auch an Schulen gebraucht werden, die dieses Unterrichtswerk nicht benutzen. Der Inhalt des Buches dürfte in den rein rechnerischen Aufgaben wie auch in den Aufgaben aus der Praxis durchaus den Anforderungen, die wir in neuerer Zeit an ein für höhere Schulen bestimmtes Rechenbuch zu stellen gewohnt sind, entsprechen. Die Verfasser machen in der Vorrede darauf aufmerksam, daß in den Musterbeispielen manche Neuerungen in bezug auf die Schreibweise Anwendung gefunden hätten. Ich habe derartige Neuerungen nicht entdecken können; denn die gebrauchten Schreibweisen finden sich schon längst in anderen Rechenbüchern. Eine Neuerung ist doch nicht etwa die österreichische Subtraktions- und Divisionsmethode? Neu finde ich nur in der hier gegebenen Darstellung die Sprechweise: 2 bis 7 ist 5, anstatt 2 plus 5 ist 7. Wenn man die Differenz 7 — 2 als die Zahl erklärt hat, die zu 2 addiert werden muß, um 7 zu erhalten, so ergibt sich doch 2 plus 5 ist 7 ganz von selbst. Außerdem könnte man doch auch meinen, daß 2 bis 7 6 ist. Wichtig erscheint mir in einem neuen Rechenbuche besonders die Stellung der Dezimalbrüche im Unterricht. Hier ist man leider noch zu keiner Einigkeit gekommen, und man wird auch nicht so leicht dazu kommen, da die Einen den Dezimalbruch als eine besondere Art des gemeinen Bruches, die Anderen als Erweiterung der ganzen Zahl betrachten. Ich halte das letztere für naturgemäß, während die Verfasser das erstere für allein richtig halten; nur bei der Division werden sie diesem Prinzip untreu. Nicht konsequent sind die Verfasser in der Anwendung von Klammern: in $24 : 4 \cdot 3$ soll die Division der Multiplikation vorangehen, da müßte doch wohl geschrieben werden $(24 : 4) \cdot 3$, denn sonst könnte doch auch $24 : 12$ gerechnet werden; in Heft II aber wenden sie in der Tat bei einer gleichartigen Aufgabe die Klammern an. Recht wertvoll erscheinen mir die Aufgaben, die die Verbindung des Rechnens mit Dezimalbrüchen und des Rechnens mit gemeinen Brüchen be-

handeln; hier wären aber wohl einige vorgerechnete Aufgaben recht lehrreich gewesen. Die Behandlung des abgekürzten Rechnens mit Dezimalzahlen ist etwas dürftig, zumal da auf die Bestimmung des Fehlers gar nicht eingegangen ist.

Berlin. A. Kallius.

---

1) **Max Rothfeld, Schulturnbefreiungstafel.** Zum Gebrauch für Lehrer und Ärzte. Charlottenburg, Verlag für Schulhygiene von P. Joh. Müller. Größe 62 : 60 cm. Unaufgezogen 1,50 ℳ; auf Pappe aufgezogen mit gutem Kalikobezug und Anhängeösen 3 ℳ.

Der Verf., städtischer Schularzt in Chemnitz, hat unter Mitarbeit Chemnitzer Turnlehrer und Schulärzte auf dieser Tafel 50 Gesundheitsstörungen und 23 Übungsformen zusammengestellt und durch übersichtliche graphische Darstellung bezeichnet, welche Übungsform bei der einzelnen Gesundheitsstörung völlig zu meiden ist oder mit besonderer Vorsicht geturnt werden muß. Die Übungsformen sind nach physiologischen Grundsätzen aufgestellt. Eine allgemeine Befreiung von Ordnungsübungen, Freiübungen, Geräteübungen, volkstümlichen Übungen und Spielen hält Verf. nicht für angängig. Die Tafel soll dem Lehrer einen Anhalt für sein Verhalten während des Turnunterrichtes bis zur Erlangung eines Zeugnisses und bei Befreiungsgesuchen geben, ferner auch in den Fällen, wo durch ärztliches Zeugnis Schonung im Turnen verlangt wird, ohne daß für die einzelnen Übungsformen nähere Angaben gemacht werden. Sie soll aber andererseits auch dem Arzt eine Erleichterung verschaffen, insofern als er durch einen kurzen Hinweis auf die Angaben der Tafel in dem Befreiungszeugnis den Turnlehrer genau unterrichten kann, von welcher Art Übungen ein Kind befreit werden soll, anstatt daß er genötigt ist, für die einzelnen Übungsformen eingehende Anordnungen zu geben. Werden vom Arzte für einzelne Übungsformen andere Anordnungen gegeben, so sind natürlich diese maßgebend. Es kann nicht meine Aufgabe sein, die ärztlichen Angaben der Tafel auf ihre Richtigkeit zu prüfen, aber ich habe die Überzeugung, daß die Tafel dem Schularzte wie dem Turnlehrer gute Dienste zu leisten vermag. Daher möchte ich sie insbesondere den Schulen zur Anschaffung empfehlen.

2) **K. Möller, Zehnminuten-Turnen** (Atmung und Haltung). Eine Handreichung für das tägliche Turnen in Knaben- und Mädchenschulen, wie im Hause. Mit 80 Textbildern und zwei Übungstabellen mit 53 Figuren. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. VIII u. 98 S. 8. kart. 1,40 ℳ.

Durch eine Ministerialverfügung vom 13. Juni 1910 ist in allen preußischen Schulen das tägliche Turnen für die Dauer von 5—10 Minuten angeordnet worden. Dieses tägliche Turnen soll als Gegengewicht gegen die Sitzarbeit der Schulstunden den Körper

zu schöner Haltung wieder aufrichten und das Atmen erneuern und vertiefen. Aber es kann diesen Zweck nur erreichen, wenn es mit gründlicher Sachkenntnis geleitet und von den Schülern mit Verständnis und ernstlichem Wollen betrieben wird; andernfalls ist die darauf verwendete Zeit und Mühe ohne Nutzen. Nun sind bereits in der neuen preußischen Anleitung von 1909 die Übungen für das tägliche Turnen angegeben; aber um auch den im Turnunterrichte nicht erfahrenen Lehrern die nötigen Winke zu geben und um zu zeigen, wie diese Übungen erweitert und ergänzt werden können, hat Möller dieses Büchlein verfaßt. Es zerfällt in zwei Teile. Im ersten Teil stellt der Verf. Zweck und Aufgabe des täglichen Turnens fest, behandelt dann die anatomisch-physiologischen Grundlagen der Haltungserziehung und gibt am Schluß die erforderlichen Anweisungen für die Einrichtung und Durchführung des täglichen Turnens in der Schule. Im zweiten Teil werden alle in Betracht kommenden Übungsarten nach ihrer Einwirkung auf den Körper in 8 Abschnitten eingehend besprochen, wobei besonders auf die vorkommenden Fehler aufmerksam gemacht wird. Innerhalb dieser Abschnitte hat der Verf. 6 Serien von Übungsbeispielen zusammengestellt, von denen die ersten drei für allgemeines Üben in Schulen, die vierte und fünfte für besonderes Üben der Oberstufe, die sechste Reihe für häusliches oder Hallenturnen bestimmt sind. Beide Teile des Büchleins sind mit einem reichen Material an Bildern ausgestattet, die z. T. nach photographischen Aufnahmen hergestellt sind und den Text aufs beste illustrieren. Daher sei dies Büchlein allen Schulleitern, Lehrern und Lehrerinnen, nicht bloß den Turnlehrern und Turnlehrerinnen, aufs angelegentlichste empfohlen, damit der Wunsch des Verf.s zur Wahrheit werde, daß das ganze Schulleben mit einem gymnastischen Geiste erfüllt werde!

Auf S. 10 unter Bild 7 und 8 muß es statt „Aphrobite" heißen Aphrodite.

Halle a. S. O. Reinecke.

---

## EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1912. XVI. Jahrgang. Mit 366 erläuterten, historisch und geographisch denkwürdigen Landschafts- und Städtebildern, Porträten, interessanten Darstellungen aus dem Gebiete der Literatur-, Natur-, Kultur- und Kunstgeschichte, einer Gedenktagerubrik, einer Jahresübersicht mit astronomischen Notizen, einem Register und einem Kalendarium auf der Rückseite. Als Abreißkalender eingerichtet. Wohlfeile Ausgabe: Preis 1,75 *M*. Liebhaberausgabe auf holzfreiem Papier: Preis 2,25 *M*. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Bereits im 16. Jahrgang liegt Meyers Historisch-Geographischer Kalender vor, der sich schon seit Jahren zu einem willkommenen Gehilfen des Unterrichts entwickelt hat. Auch diesmal finden wir auf dem engen Raum der Tagesblätter einen reichhaltigen Bildungsstoff zusammengetragen: 366 kurz und faßlich erläuterte, wohlgelungene Abbildungen, die Tages- und astronomischen Notizen und zumeist für das einzelne Datum angepaßte Sinnsprüche oder kleine Gedichte begleiten, führen uns in buntem Wechsel durch das Jahr und sorgen für Anregung und Erweiterung der Allgemeinbildung. Wie der Titel sagt, nehmen hierbei vor allem die Gebiete der Geschichte und Geographie einen breiteren Raum ein; indes sind auch Kunst und Literatur, insbesondere durch Wiedergabe von Bildnissen einiger hervorragender Vertreter, zu ihrem Rechte gekommen. So bietet Meyers Historisch-Geographischer Kalender gerade Lehrern und Schülern reichlich Material zum Lehren und Lernen und verdient für diese ideale Ziele, die er neben praktischen Zwecken verfolgt, vollste Anerkennung. Wir wünschen diesem bewährten illustrierten Mentor in allen Kreisen weiteste Verbreitung.

2. Vergangenheit und Gegenwart. Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung in allen Schulgattungen. Herausgegeben von Fritz Friedrich und Paul Rühlmann. Jahrg. 1911. Heft 5 und 6. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. Jährlich 6 Hefte zu je 4 Bogen 6 *M*.

3. Zeitschrift für Hochschulpädagogik. Vierteljahrsschrift, herausgegeben von der „Gesellschaft für Hochschulpädagogik“. Leipzig, Ernst Wiegandt (Verlagsabteilung der Buchhandlung Alfred Lorentz.) Jahrg. II, Heft 2.

4. Zeitschrift für Jugendwohlfahrt, Jugendbildung und Jugendkunde der Säemann. Jahrgang 1910. 760 S. 8 *M*. Leipzig B. G. Teubner.

5. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur, herausgegeben von F. Frisch. Jahrg. 7. Nr. 5 u. 6.

6. Blätter für Volkskultur. Halbmonatschrift für Erziehung, Bildung und Leistung. No. 10.

7. Die Tat. Wege zu freiem Menschentum. Eine Monatsschrift, herausgegeben von Ernst Horneffer und Karl Hoffmann. Jahrg. 3, Heft 3—6. Vierteljährlich 2 *M*.

8. Guter Rat für Schulkinder! Kunstblatt zum Aufhängen. Chemnitz, Verein zur Bekämpfung der Schwindsucht (E. V.).

9. Der Staatsbürger. Halbmonatsschrift für politische Bildung, herausgegeben von H. Dorn. 1911. Nr. 1. Vierteljährlich 2 *M*, das einzelne Heft 0,40 *M*.

10. Iuventus, ephemeris in usum iuventutis studiosae, ed. St. Székely. Budapest. Annus II, numerus 20.

11. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1911, B. G. Teubner. geb. je 1,25 *M.*

a) K. Spieß, Die deutschen Volkstrachten. Mit 11 Abbildungen. VI u. 138 S.

b) P. H. Gerber, Die menschliche Stimme und ihre Hygiene. 2. Auflage mit 20 Abbildungen. IV u. 116 S.

c) P. Crantz, Planimetrie zum Selbstunterricht. Mit 99 Figuren. IV u. 134 S.

d) A. Eichinger, Die Pilze. Mit 54 Abbildungen. IV u. 124 S.

e) Illustrierter Katalog 1911. 176 S.

f) R. Charmatz, Österreichs innere Geschichte 1848—1907. I. 2. Auflage. X u. 146 S.

g) R. Neuendorff, Praktische Mathematik. I. Graphisches und numerisches Rechnen. Mit 69 Figuren. 105 S.

12. Graesers Schulausgaben klassischer Werke, neue Reihe, herausgegeben von E. Castle und G. Wilhelm. Leipzig, B. G. Teubner. Je 0,50 *M.*

a) E. T. A. Hoffmann, Das Majorat. A. v. Arnim, Die Majoratsherren. Herausgegeben von J. Černy. 97 S.

b) F. Hebbel, Gyges und sein Ring. Herausgegeben von R. M. Werner. 57 S.

c) M. v. Ebner-Eschenbach, Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen in Auswahl. W. v. Kügelgen, Aus den Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Herausgegeben von E. Castle. 93 S.

d) Th. Fontane, Kriegsgefangen, Erlebtes 1870. Auswahl. F. Reuter, Ut mine Festungstid. Auswahl. Herausgegeben von A. Walheim. 102 S.

e) O. Ludwig, Der Erbförster, herausgegeben von R. Findeis. 66 S.

13. Wissenschaft und Bildung. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. Je 1 *M.*, geb. 1,25 *M.*

a) O. Spann, Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre. VIII u. 132 S.

b) O. Schrader, Die Indogermanen. Mit 6 Tafeln. IV u. 142 S.

c) F. v. d. Leyen, Das Märchen. 154 S.

d) H. Glafey, Spinnen und Zwirnen. 125 S.

14. Religionsgeschichtliche Volksbücher von M. Schiele. Tübingen 1911, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

a) 1. Reihe, 11. Heft. H. Holtzmann, Die Entstehung des Neuen Testaments. Zweite Auflage. 44 S. 0,50 *M.*

b) 2. Reihe, 1. und 6. Heft. C. F. Lehmann-Haupt, Die Geschicke Judas und Israels im Rahmen der Weltgeschichte. 93 S. 1 *M.*

c) 3. Reihe, 13. und 14. Heft. M. P. Nilsson, Primitive Religion. 124 S. 1 *M.*

d) 4. Reihe, 15. Heft. O. Baumgarten, Die Abendmahlsnot. Ein Kapitel aus der deutschen Kirchengeschichte der Gegenwart. 52 S. 0,50 *M.*

e) 4. Reihe, 16. Heft. W. Köhler, Die Gnosis. 60 S. 0,50 *M.*

15. Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Leipzig 1911.

a) E. Ertl, Ausgewählte Novellen. Herausgegeben von M. Pirker. 180 S. 1,20 *M.*

b) J. Gotthelf, Hans Joggeli, der Erbvetter, herausgegeben von R. Latzke. 159 S.

c) Goethe, Faust. Erster Teil, herausgegeben von H. Steuding. Zweite Auflage. 228 S. 1 *K* 20 *h.*

d) E. T. A. Hoffmann, Der goldne Topf, herausgegeben von J. Černy. 137 S. 1 *K.*

16. Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig 1911.

a) A. Daudet, Aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon. Herausgegeben von H. Brandt. 125 S. 1,20 ℳ.

b) Marryat, The three Cutters. Herausgegeben von A. Wetzlar. Mit 1 Karte. 73 S. 1 ℳ.

c) Longfellow, Evangeline, a Tale of Love in Canada. Herausgegeben von R Richter. 74 S. 1 ℳ.

d) Kippling, Three Stories from the second Jungle Book. Herausgegeben von J. Ellinger. 66 S. 1 ℳ. Wörterbuch 0,40 ℳ.

17. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Prag 1911.

a) J. Reinwarth, Julius Lippert. 15 S.

b) Th. Imme, Die Anschauungen Goethes von der Sprache überhaupt sowie im besonderen von unserer Muttersprache. 33 S.

c) A. Liebus, Geologische Wanderungen in der Umgebung von Prag. 52 S.

18. Deutsche Volks-Turnbücher. Heft 24: Aufmärsche und Marschlieder von R. Gasch und J. Nestler. 2. Auflage mit 23 Zeichnungen. Leipzig o. J., Max Hesses Verlag.

19. W. Capitaine, Lehrbuch der katholischen Religion. Erster Teil: Apologetik. 4. bis 6. Tausend. Cöln 1911, J. P. Bachem. 104 S.

20. H. A. Daniel, Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. 265. Auflage von W. Wolkenhauer. Halle a. S. 1911, Buchhandlung des Waisenhauses. VIII u. 276 S. geb.

21. R. Dietrich, Collectanea zu Artemidorus Daldianus. Teil 2—6. Rudolstadt 1911, in Kommission der Müllerschen Hofbuchhandlung. 34, 16, 27, 10, 8 S.

22. G. Grempler, Goethes Clavigo. Erläuterung und literarhistorische Würdigung. Halle a. S. 1911, Max Niemeyer. XVI u. 206 S. (Bausteine zur Geschichte der neuen deutschen Literatur, herausgegeben von P. Saran, Band V.)

23. A. Kirchhoff, Erdkunde für Schulen. Herausgegeben von F. Lampe. Teil I: Unterstufe. 16. Auflage mit 12 Figuren. VI u. 68 S. 0,80 ℳ. Teil II: Mittel- und Oberstufe. 16. Auflage mit 36 Figuren und 1 Anhangstafel. VIII u. 413 S. 3,40 ℳ. Halle a. S. 1911, Buchhandlung des Waisenhauses.

24. K. Kraepelin, Naturstudien in der Sommerfrische. Reise-Plaudereien. 2. Auflage. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VI u. 184 S. geb. 3,60 ℳ.

25. J. H. Kurtz, Abriß der Kirchengeschichte. Ein Leitfaden für den Unterricht in höheren Lehranstalten. 17. Auflage. Leipzig 1911, August Neumanns Verlag (Fr. Lucas). VI u. 230 S. 2,20 ℳ.

26. J. Lorscheid, Lehrbuch der anorganischen Chemie. 19. Auflage. Von F. Lehmann. Mit 154 Abbildungen und 1 Spektraltafel. Freiburg i. Br. 1911. VIII u. 334 S. 3,60 ℳ, geb. 4,20 ℳ.

27. R. Materne, Pädagogisches Vademekum. Ein Führer durch gediegene pädagogische Aufsätze, Broschüren und Bücher des Verlages von Bleyl & Kaemmerer (O. Schambach) in Dresden-Blasewitz. 1911. 77 S. 0,60 ℳ.

28. H. Morf, Aus Dichtung und Sprache der Romanen. Vorträge und Skizzen. Zweite Reihe. Straßburg 1911, K. J. Trübner. XI u. 387 S.

29. F. Palata, Nugae metricae. Carmina poetarum Bohemicorum et Germanicorum latine reficta. Prossnitz 1911. 28 S. gr. 8. 1,80 ℳ.

30. F. Rusch, Himmelsbeobachtung mit bloßem Auge. Mit 30 Figuren und 1 Sternkarte. Leipzig 1911, B. G. Teubner. IV u. 223 S. geb. 3,60 ℳ.

---

# ERSTE ABTEILUNG.

## ABHANDLUNGEN.

# Die beiden Bestattungen in der Antigone.

Von W. H. D. Rouse (Cambridge).

Aus The Classical Review (XXV 2, März 1911, S. 40—42) mit Genehmigung des Verfassers übersetzt.

Warum wird die Bestattungs-Handlung zweimal an Polyneikes vollzogen?

Technisch ist sie nützlich, vielleicht unerläßlich. Die erste Bestattung, unentdeckt vollzogen, erbittert Kreon, läßt ihn noch lauter drohen und bringt ihn so recht in seine spätere rauhe Stimmung. Sie dient auch dazu, Kreons Sinnesart aufzuzeigen; denn der halsstarrige Mann wird durch Widerstand hart. Kreons erste Rede (162—210) ist verhältnismäßig ruhig und voll von den moralischen Sätzen, die er liebt. Ungehorsam erwartet er nicht; seine Auffassung scheint ihm selbstverständlich gerecht, und in der Tat hat sie gewisse Berechtigung in sich, oder es sind doch die Grundsätze gut, zu denen er sich bekennt. Als der Wächter auftritt, reizt er Kreon von vornherein dadurch, daß er Umschweife macht. Ein Wink der Mißbilligung seitens des Chors (278 f.) macht Kreon noch ärgerlicher. Er stachelt sich selbst auf wie der Löwe, der seine Flanken mit dem Schweife peitscht, und nach einer Andeutung, der Chor möchte mit im Komplott sein, droht er dem Wächter Fürchterliches an, falls er den Täter nicht ausfindig mache. Jeder, so scheint es, ist im Komplott. Auch der Wächter ist bestochen. Kreon sieht nicht, wie lächerlich diese Ideen sind und wie töricht es ist zu erwarten, daß der Täter sich dort wieder zeigen werde. Nachdem die symbolische Handlung einmal geschehen, konnte sie nicht ungetan gemacht werden. All das erregt eine sehr passende Stimmung für die Grausamkeit, die folgt.

Aber wenn die zwei Bestattungen für die Handlung nützlich sind, weil sie Kreon vor der Entdeckung des Täters erbittern, so rechtfertigt das doch nicht den Dichter, der uns zwei Bestattungen gibt, wenn es nicht an sich wahrscheinlich ist, daß es zwei sein

sollten. Ich sehe nicht ein, warum Antigone zurückkehren mußte. Sie hat ihr Teil getan, und ich setze voraus, sie hat kein Verlangen danach zu sterben. Haimon beweist das Gegenteil. Der Tat beschuldigt, wird sie sie nicht leugnen; aber sie hat keine Veranlassung, ins Grab zu gehen. Ich denke, was wir feststellen können, ist, daß die zweite Bestattung nicht natürlich ist; denn Jebb sagt (429): „Ich habe diese Frage nie gestellt oder beantwortet gefunden". Er vermutet, freilich nicht zuversichtlich, daß die χοαί vielleicht unterlassen sein möchten. Er sagt nicht, warum Antigone so närrisch gewesen sein sollte, den Brauch nur halb zu tun und den Rest ungetan zu lassen, noch gibt er irgend einen Grund an, aus dem die Worte des Sophokles nicht χοαί einschließen sollten. Sophokles sagt (247): κόνιν παλύνας κἀφαγιστεύσας, ἃ χρή. Wenn χοαί nötig waren, vollzog sie also die χοαί: das ist ein reinlicher Schluß. Jebbs Vermutung ist eine Verlegenheits-Ausflucht.

Als Antigone erscheint, streut sie Staub und gießt drei Trankspenden aus; aber wäre sie gekommen, um die Unterlassung gut zu machen, hätte sie nicht Zeit mit dem Staub zu vergeuden brauchen. Ich will diesen Punkt indes nicht zu sehr betonen; genug, daß ἃ χρή die χοαί einschließen, wenn Worte etwas bedeuten.

Man beachte, was Antigone tut, als sie erscheint. Sie sieht den Leichnam unbedeckt (ψιλὸν νέκυν), schreit laut und verflucht diejenigen, die die Tat getan haben. Welche Tat? Jebb sagt: „Die den Leichnam von dem Staub befreit haben, den sie darauf gestreut hat" (426). Aber Sophokles sagt nichts von dem Staub, den sie darauf gestreut hat. Sophokles sagt, daß sie laut aufschrie, weil sie den Körper unbedeckt, daß heißt nicht begraben, wie er sein sollte, sah, und diejenigen verwünschte, die ihn unbeerdigt ließen. Das, so denke ich, ist der wahre Sinn der Worte, die jeder Leser so verstanden hätte, wenn es nicht schon ein erstes Begräbnis gegeben hätte; und obgleich ψιλόν gebraucht werden kann, wenn der Leichnam von dem Staube befreit ward, den sie darauf gestreut hatte, kann es auch von einem Leibe gebraucht werden, der seines Panzers oder seiner Kleidung oder irgend einer Sache beraubt ist. Es bedeutet tatsächlich 'beraubt' und nichts sonst. Was Antigone sagt, ist eine ganz natürliche Äußerung, wenn sie jetzt den Leichnam zum ersten Male sieht; und was sie tut, ist unnatürlich, wenn sie es schon vorher getan hat, wie Jebb bei seinem Erklärungsversuche sagt.

Wenn Antigone die Bestattungs-Handlung zweimal vollzog, tat sie es in einem Zustand unvernünftiger Erregung. Wenn sie ein zweites Mal kam, um sich die Leiche anzusehen, war sie durch einen krankhaften Zug angelockt. Es gibt Charaktere, die so zu handeln getrieben werden können — nicht, denke ich, Antigone, die ihre Handlungen ganz in ihrer Gewalt hat und nur

in der letzten Szene ihren Gefühlen auszubrechen erlaubt, als alles vorbei ist und der Tod vor ihr steht, als der Anblick Haimons sie an das mahnt, was sie verloren hat. Wie sie mir erscheint, hat sie eine klare Kenntnis von dem, was zu tun ist, und sie wird nicht davor zurückschrecken, es um jeden Preis zu tun. Aber als die Tat getan ist, da gibt es für sie keine Angst mehr: der Geist des Verstorbenen wird zur Ruhe gebracht, die Schmach gesühnt werden. Ich überlasse es anderen zu zeigen, wie die Antigone des übrigen Stücks so töricht sein konnte, nicht die *χοαί* darzubringen (Jebb zu 429), so unbedacht, den Ort, wo ihre Tat getan war, wiederholt aufzusuchen, so stark im Entschluß, so schwach in der Ausführung.

Wäre ich ein Homerkritiker, so würde ich jetzt mitleidlos alles, was sich auf die erste Bestattung bezieht, herausschneiden und triumphierend auf den zweiten Teil des Dramas hinweisen, wo niemand irgendwo zwei Bestattungen erwähnt. Nicht ein Wort brauchte in der Unterhaltung zwischen Kreon, Ismene und Antigone geändert zu werden, gäbe es nur eine Bestattung . . . und wie glücklich werden wir alle sein, wenn das bösartige Gewächs fortgeschnitten ist, obschon es freilich einige schöne Stellen enthält, die durchaus eines Sophokles würdig sind. Ein anderer Sophokles —, oder war es Sokrates? macht nichts! — wird in des Apuleius 'Goldenem Esel' erwähnt. Vielleicht schrieb er es und Peisistratos fügte es ein — in seiner wohlbekannten Manie, Ausgaben zu veranstalten.

Aber ich habe eine andere, seltsam genug durch Sophokles selbst eingegebene Idee. Ich lese die klassischen Schriftsteller gern ohne Anmerkungen oder Erklärungen: sie sind so viel leichter zu verstehen. Wenn ich die Antigone so lese, sehe ich, daß Sophokles uns alles über das erste Begräbnis mitteilt — wenigstens alles, was wir zu verlangen haben. I s m e n e v o l l z o g e s. Sie sagt es selbst zweimal: 536 *δέδρακα τοὔργον* und dann noch einmal 558 *καὶ μὴν ἴση νῷν ἐστιν ἡ 'ξαμαρτία.* Niemand schenkt der Ismene irgend welche Aufmerksamkeit. Sie war ein liebenswürdiges Mädchen, mildherzig und ergeben, aber ein Schatten ihrer starken Schwester und keiner hörte auf sie, wenn ihre Schwester dabei war. Sie denkt, sie kann ihre Schwester durch ein Lügengewebe retten, das so dünn ist, daß jeder hindurchsehen kann. Sie konnte nicht einmal diese Lüge erfunden haben, wenn sie nicht wahr gewesen wäre. Sie bittet sogar Antigone, es ihr zu bestätigen, nachdem Antigone gestanden hat. Albernes Mädchen, geh fort und laß uns bei ernstem Geschäft! Bis zuletzt nur ein Schatten geht sie, und wir hören nichts mehr von Ismene bis zum Jahre 1911.

Eine eindringendere Analyse wird uns helfen, die Lage zu erkennen. Ehe das Stück beginnt, hat Antigone ihren Entschluß gefaßt. Sie muß ihn Ismene, ihrem getreuen Schatten, mitteilen

und erwartet Ismenes Hilfe, wie immer. Aber Ismene ist erschrocken. Das ist kein Kinderspiel, sondern eine furchtbare Sache. Der bloße Gedanke genügt, ein furchtsames Mädchen erschrecken zu lassen. Kreons Befehl ist Gesetz für sie. Es ist grausam, aber sie müssen dem Stärkeren gehorchen; die Toten werden verstehen und vergeben. Es ist ein unsinniger Plan. Antigone ist in ihrer hohen Stimmung ungeduldig und fordert Ismene auf, es der ganzen Welt zu erzählen, wenn sie wolle. Ihr Entschluß steht fest. Ismenes erster und letzter Gedanke ist, wie sie ihre Schwester retten könne. Und wie kann sie es? Es gibt nur einen Weg: es selbst zu tun, da es getan werden muß. Sie sieht nicht, daß dies der Antigone nicht helfen wird, daß Antigone sie niemals die Schuld allein wird tragen lassen. Ich denke, keiner wird vergessen, wie diejenigen, welche die Schwächsten zu sein scheinen, oft für einen geliebten Menschen heldenhaft sein können. Was manche Frau für ihr Kind getan hat, kann Ismene in einer Art von wahnsinniger Hingabe für ihre Schwester tun. Der geistige Kampf, der zu diesem Entschlusse führt, wird uns nicht gezeigt. Ismene verläßt Antigone, indem sie zuletzt gegen die Tat protestiert. Aber das ist nichts. Mich dünkt, die Frau protestiert zu viel. Der Gedanke der Stärkeren arbeitet in dem Innern der Schwächeren. Stehenden Fußes macht sie Kehrt und in aller Eile geht sie und tut es. Aber die Reaktion wird uns gezeigt. Wenige Männer und noch weniger Frauen erleiden nach einer Verzweiflungstat keinen Rückschlag. Klytaimestra scheint keinen empfunden zu haben, Antigone zeigt zuletzt Anzeichen davon, und Ismene, der Schatten, bricht, sobald die Tat ausgeführt ist, zusammen. Kreon sah sie rasend und außer sich (492). Er verdächtigt sie sogleich, nicht auf Grund ruhiger Überlegung, sondern weil er jeden verdächtigt, und sie wird hereingebracht, um verhört zu werden. Die Reaktion genügt, ihren Zustand zu erklären, ohne daß man vorauszusetzen braucht, daß sie von der zweiten Bestattung wußte. Sie kann von der zweiten Bestattung gewußt haben, was die Sache nur noch schlimmer machen würde, indem es ihr zeigte, sie habe vergebens gehandelt. Aber das Gespräch ist pointierter, wenn alle Personen in ganz verschiedenen Gedankengängen sprechen, wenn Antigone von der zweiten Bestattung redet, Ismene von der ersten und Kreon schwört, alle wären im Einverständnis. Wenn Ismene nicht wußte, was Antigone tat, so bezieht sich *τῆς αἰτίας* (537) auf das geplante Vorhaben, von dem Kreon, wie sie denkt, gehört hat. Antigone weiß offenbar nicht, daß Ismene etwas getan hat; ihre Worte werden ohne Zaudern gesprochen (539, 546). Wie Damon und Phintias wünscht jeder den andern zu retten und Ismene will, wenn sie Antigone nicht retten kann, mit ihr sterben. Antigone hält dies für einen Überschwang von Hingabe, für nutzlos und unnötig. Es sei erlaubt, dieses Gespräch (536—560) in einer Umschreibung wiederzugeben.

*Ismene:* Ich tat es — du wirst mich jetzt nicht zurückstoßen, nicht wahr?, obgleich du mir recht grausam verbotst, dir zu helfen. Ja, ich half und ich teile die Schuld.

*Antigone:* Nein, du wolltest es nicht tun und ich ließ dich nicht teilnehmen.

*I.* Ach, ich will deine Not teilen.

*A.* Die Toten wissen, wer es tat. Du bist bereit zu reden, aber du wolltest nicht helfen.

*I.* Liebe Schwester, verachte mich nicht. Laß mich mit dir sterben und die Ehre, an unserm Bruder recht gehandelt zu haben, teilen.

*A.* Ein Tod ist genug. Beanspruche nicht, woran du kein Teil hattest.

*I.* Kann ich ohne dich leben? (*Sie beginnt zu schwanken.*)

*A.* Dir bleibt Kreon zu lieben.

*I.* O, wie grausam du bist!

*A.* Ach, es verletzt mich nicht weniger.

*I.* Kann ich nichts tun, dir zu helfen? (*Sie fügt sich.*)

*A.* Rette dich selbst: das ist alles, was ich wünsche.

*I.* O, wie elend ich bin! Ich darf nicht einmal mit dir sterben.

*A.* Du wähltest das Leben, ich den Tod.

*I.* Nein, ich will sprechen! —

*A.* Unsere Ziele sind verschieden, siehst du.

*I.* Aber unsere Schuld ist dieselbe.

*A.* Quäle dich nicht. Du lebst, ich bin schon lange tot.

Und so, gehorsam, ein Schatten bis zuletzt, verschwindet Ismene. Sie tat ihr Bestes für Antigone und es schlug ihr fehl. Sie stand bei ihr angesichts des Todes und es ward ihr nicht erlaubt zu sterben. Vielleicht empfand sie ein Gefühl der Erlösung, als sie merkte, daß es ihr nicht erlaubt ward zu sterben. Wie dem auch sei, sie hat ihr Bestes getan, sie sagte die Wahrheit und wurde verlacht. Keiner nahm irgend eine Notiz von Ismene, selbst der wütende Kreon übersah sie. In zweitausend Jahren hat keiner irgend eine Notiz von Ismene genommen. Aber es ist mehr als ein Hauch von edler Menschlichkeit in ihr. Ein Schatten mag sie neben der Antigone gewesen sein; aber als Antigone ihrem Ende zugeschritten ist, bleibt Ismene und nimmt eine festere Gestalt an. Wir scheinen sogar ein ganzes Menschenwesen zu sehen, nicht unähnlich einigen von Fleisch und Blut, die wir gekannt haben, durchaus nicht gewandt, aber treu wie ein Hund und bereit, wenn auch schaudernd allen Schrecken ins Antlitz zu schauen, wenn Liebe sie dazu treibt.

## Nachschrift.

Brieflich teilt Herr Rouse noch mit, man habe ihn auf die Worte des Wächters (434 f.) hingewiesen: *καὶ τάς τε πρόσθεν*

*τάς τε νῦν ἠλέγχομεν πράξεις· ἄπαρνος δ' οὐδενὸς καθίσταο.* Der Wächter also bezichtigte die Antigone beider Taten. 'Aber', fährt er fort, 'eine Frage kann leicht mißverstanden werden, zumal eine eines solchen Schwätzers, der nicht zur Hauptsache kommen kann, zumal auch, wenn Antigone keine Ahnung hat, worauf er anspielt. Der Gedanke, daß Ismene ihr zuvorgekommen, mußte doch der letzte sein, auf den sie verfallen konnte. Fraglos sagte sie: „Ja, ja, ich tat es alles; du brauchst mich nicht weiter zu fragen"'. — Man hat weiter den Verfasser gefragt, wie denn die Zuschauer Ismenes Tat erfahren hätten, und vermutet, Ismene sei auf dem *ἐκκύκλημα* erschienen, die Bestattung vollziehend. Das wäre dann eine kühne Neuerung, die man aber dem Sophokles wohl zutrauen könnte. 'Mir ist es indes', so schließt Herr Rouse, 'nicht sicher, ob Sophokles das für nötig gehalten hat. Er überläßt es in vielen Fällen dem Verständnis der Zuschauer, ob sie gewisse Feinheiten finden oder nicht'.

Eberswalde. H. Winther.

---

## Einiges über das genetische Verfahren im Geschichtsunterrichte.

Es ist schon oft erörtert worden, daß das Wort Geschichte von Geschehen kommt. Geschichte wäre also — so sagt man — die Darstellung von Geschehnissen der Vergangenheit. Das ist aber für unsere moderne praktische Lebensanschauung eine zu minderwertige Auffassung der Geschichte. Nicht die Freude an hervorragenden, oft abenteuerlichen Geschehnissen, nicht die Bewunderung großer Heldengestalten und ihrer Taten sollen im Vordergrunde stehen, sondern das große Ganze muß den Geschichtler als eine Riesenkette von kausalen Zusammenhängen interessieren, ohne deren Verständnis die Beurteilung und das Erfassen der einzelnen historischen Begebenheit unmöglich ist. Wir wollen nicht mehr die Taten und Geschehnisse der Vergangenheit als solche uns zu kritisieren unterfangen, wie Ranke mit Recht sagt, wir wollen nicht mehr das, was geschehen ist, an und für sich als Endzweck und Ziel unserer Geschichtsauffassung hinstellen, sondern das, w i e alles geschehen ist, zu ergründen, begreifen und zu behalten suchen. Wenn wir erst erkannt haben, daß die einzelne historische Begebenheit ein Glied eines großen kausalen Zusammenhanges, also unlöslich mit dem großen Ganzen der Geschichte verknüpft und ohne dieses nicht zu verstehen ist, so werden wir einsehen, daß ein Überblick über die ganze Geschichte in ihrem ursächlichen Zusammenhange weit wichtiger für uns ist, als vielleicht große Kenntnis einzelner Ereignisse, ja vielleicht einiger Epochen, die herausgerissen aus dem großen kausalen Zusammenhange ein Torso darstellen.

Es ist mir unbegreiflich, wie man auch nur eine historische Begebenheit, ja auch nur eine geschichtliche Persönlichkeit recht erfassen und beurteilen will, wenn man sie herausgerissen aus dem großen Ganzen und ohne Rücksicht auf dasselbe historisch betrachtet. Die Menschheit als solche mit allem ihrem Tun und Treiben ist doch ebenso einer Entwickelung unterworfen wie der einzelne Mensch, der ja auch nicht als fertiger Mensch auf die Welt kommt. Ist Schillers und Goethes Schaffen am Ende ihres Lebens nicht zu verstehen, ohne ihre Jugendzeit usw. kennen gelernt zu haben, so ist auch keine Epoche der Neuzeit losgerissen von der vorhergehenden zu begreifen. Welche Erfordernisse werden sich nun im Hinblick auf diese Erkenntnis an den Geschichtsunterricht auf der Schule, insbesondere der mittleren und höheren Schule knüpfen?

Daß „Geschichte" so wie jede andere Wissenschaft ein großes unzertrennbares Ganze, eine ununterbrochene Kette von Grund und Folge ist, muß dem Schüler unbedingt klar werden. Daß eine einzelne historische Begebenheit hat so und so kommen und sich gestalten müssen, daß sie eine Folge eines kausalen Zusammenhanges ist, muß er begreifen und verstehen gelernt haben. Dann erst wird ihm der Begriff der Geschichte als Wissenschaft aufgehen; er wird nicht mehr an den großen Wahrheiten der Geschichte zweifeln, sondern sie ebenso als konstante Größen auffassen wie die Grundsätze und Lehrsätze der Physik und Mathematik.

Was muß nun der Lehrer tun, um diesem großen Ziele gerecht zu werden? Der Lehrer wird in erster Linie dafür zu sorgen haben, daß die Schüler möglichst zeitig einen Überblick über die ganze Geschichte vom Altertum bis zur Neuzeit bekommen. Mag derselbe zunächst noch so klein und dürftig erscheinen. Freilich darf auch hier schon der große Gesichtspunkt der Genetik, das Folgern einer Zeit aus der anderen, nicht außer acht gelassen werden. Insbesondere wird nachgewiesen werden müssen, daß unsere neueste Kultur auf den Schultern der beiden vorhergehenden, nämlich der des Mittelalters und des Altertums steht. Dies wird bei einem einigermaßen vollständigen Überblick über die Geschichte der drei Hauptzeitalter nicht sonderlich schwer fallen. Der Schüler wird ohne weiteres einsehen, daß die jüdische und griechische Kultur ihre Entwickelung über die Römer hinweg zu den Germanen des Mittelalters genommen hat und daß unsere heutige Kultur ein auf der Basis der mittelalterlichen Gewordenes darstellt. Insbesondere interessant ist dann weiterhin die Beobachtung, daß die schwierigen theologischen Lehren des Christentums in der hl. Schrift auch ihren Weg zu uns über und durch die hochgebildeten Völker der Griechen und Römer genommen haben. Auf Grund dieser Erkenntnis ist es ersichtlich, daß die Geschichte des Altertums —

wenigstens in ihrem allgemeinen Verlaufe — die Grundlage für die Behandlung der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit bilden muß. Ein Ausgehen von der Neuzeit, der sog. regressive Gang, den manche der Neueren fordern, ist vom Standpunkte des genetischen Unterrichtsverfahrens nicht zu befürworten. Denn einerseits wird dem Schüler das Verständnis von dem Werden unserer gegenwärtigen verwickelten politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse umso leichter aufgehen, wenn er erst die einfachen Verhältnisse des Altertums und dann die allmähliche Entwickelung durch das ganze Mittelalter hindurch bis zur Neuzeit kennen gelernt hat, und andererseits wird er umso eher den Fortschritt zum Besseren einsehen, wenn von dem Unvollkommenen ausgegangen und zum Vollkommeneren übergeleitet wird. Wenn die Schüler erkennen lernen, daß alle unsere Kulturverhältnisse der Gegenwart geschichtlich geworden sind, so wird sich von selbst bei ihnen der sog. historische Sinn, die Achtung vor dem Gewordenen, einstellen.

Eine weitere wichtige Forderung des genetischen Unterrichtsverfahrens ist die, die Lehrweise in der Geschichte von vornherein nicht deduktiv, sondern induktiv zu gestalten. Bisher ist es in den meisten Lehrbüchern der Fall gewesen, daß man große Persönlichkeiten in den Mittelpunkt der Darstellung setzte, ihre Charakteristik vorausschickte, und erst nachdem ihre ganze Bedeutung — oft in subjektivem Sinne — vorweg durchgesprochen worden war, ging man an die Begründung der vorangeschickten Behauptungen über Charakter, Handlungsweise usw.; schließlich gedachte man ihrer Taten und erst ganz zuletzt folgte im Anhange ein Abriß über die politische Lage und die Kulturverhältnisse der betreffenden Zeit. Warum macht man es nicht umgekehrt? Warum schildert man nicht erst die ganze Zeit mit all ihren sozialen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen, mit ihrer Anschauung und Entwickelung, stellt ferner nicht ihren ursächlichen Zusammenhang mit der vorhergehenden Epoche dar? Und folgert dann aus ihr die einzelne historische Begebenheit, ferner die Taten großer Männer und endlich aus all diesem Charakter, Bildung, Ziele und Bedeutung der zu behandelnden historischen Persönlichkeiten? Dadurch wird den Schülern einerseits der Zusammenhang nicht zerrissen; sie lernen andererseits auch kennen, warum die einzelne historische Begebenheit sich hat so und nicht anders gestalten müssen. Es ist sehr ersprießlich, vor der Besprechung großer historischer Ereignisse. wie des Dreißigjährigen, des Nordischen, des Siebenjährigen Krieges, der französischen Revolution, der Befreiungskriege usw. die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Zeit zu illustrieren. Wieviele Verweisungen auf künftig zu Besprechendes, wieviele Mißverständnisse bei den Schülern wird sich der Lehrer da ersparen? Dem staunenden Blicke des Schülers

werden sich die großen Zusammenhänge der Geschichte von selbst darbieten; ja er wird vieles von selbst schließen und sich erklären können zu seiner und des Lehrers höchster Freude. Die providenzielle Tätigkeit Friedrich Wilhelms I., insbesondere auf dem Gebiete der Verbesserung des Heer-, Finanz- und Verwaltungswesens, als Grundlage und Bedingung für die späteren, so hervorragenden Leistungen Friedrichs des Großen, das Scheitern der Bestrebungen Napoleons I. an dem schließlichen Absehen von aller geschichtlichen Erfahrung, dem abenteuerlichen Gedanken, alle bestehenden Verhältnisse nach seinem einen Willen gewaltsam zu gestalten, — dies wird viel klarer durch die auf Grund der genetischen Betrachtungsweise gewonnenen Einsicht, daß eine gesetzmäßige Entwickelung den Lauf der Geschichte regiert. Der wahnwitzige Einfall Napoleons I., die Kontinentalsperre durchzuführen, Englands kühle Reserve, die Zersplitterung der Kräfte Napoleons insbesondere auch durch die innere Restauration der verbündeten Mächte usw., erhalten doch erst im Lichte der genetischen Geschichtsbetrachtung die ihnen gebührende Bedeutung und Stellung in dem großen Freiheitskampfe. Man lernt dann einsehen, daß nicht der berühmte Feldzug Napoleons nach Rußland, nicht die großen Schlachten der Verbündeten im letzten Grunde den Sturz der napoleonischem Gewaltherrschaft bedingten, sondern die sich im unaufhaltsamen Laufe entwickelnden inneren Verhältnisse, welche in Preußen insbesondere durch den König und seine Staatsmänner „mit nüchtern-praktischem Blick, nur das augenblicklich Erreichbare erstrebend", klug benutzt und zum Frommen ihres Volkes und Staates verwandt wurden.

Das genetische Verfahren im Geschichtsunterrichte verpönt ferner das Auswendiglernen und Abhören von Geschichtszahlen und Namen nach Tabellen und Registern. Was verschlägt es auch, wenn die Schüler Kanons von Jahreszahlen und Namen im Gedächtnis haben oder nicht haben, wenn sie nicht wissen, welche Bedeutung die Zeit hatte, in der die betreffende Zahl oder der Name vorkommen und weswegen sie gemerkt werden?

Es ist viel wichtiger die Zustände und die Entwickelung der Zeit zu verstehen, in der das Auftreten Luthers und und die Herausgabe seiner Bibelübersetzung erfolgte, als die genauen Zahlen jener Zeit zu kennen. Mit der nakten Einprägung der Zahl 1588 für den Untergang der spanischen Armada ist noch garnichts gedient; man muß erst die Verhältnisse in England zur Zeit der Regierung der Königin Elisabeth und die Zustände in Spanien zur Zeit der Herrschaft Philipps II. kennen, um sofort bei Nennung der Zahl 1588 geschichtliche Erkenntnisse zu haben, wie z. B. Sieg des Protestantismus, Emporkommen Englands zur Großmachtstellung, Sinken der Macht Spaniens usw.

Die Zahlen sind also nicht Selbstzweck, sondern Mittel

zum Zweck, um die geschichtlichen Begebenheiten und Namen in eine bestimmte Zeit der Entwickelung der Menschheit einzureihen. So ist die genaue Zahl für die Gründung des Jesuitenordens oder für das Zusammentreten des Konzils von Trient an und für sich gleichgültig; wissen und verstehen muß man aber die Zeit (Reformationszeit), in der diese Erscheinungen spielten, um sofort ihre Bedeutung für und in der Geschichte würdigen zu können. Also quäle man sich und unsere Jugend nicht ab mit dem gedankenlosen Auswendiglernen von Zahlen, Namen und unzusammenhängend angereihten historischen Begebenheiten!

Eine weitere Forderung des genetischen Verfahrens im Geschichtsunterrichte ist die, die außerdeutsche Geschichte da, wo sie in die deutsche Entwickelung bestimmend hineinragt, mit zu berücksichtigen. Freilich darf dies nicht, wie es in einzelnen Lehrbüchern der Fall ist, in der Weise geschehen, daß die außerdeutsche Geschichte getrennt von der deutschen, womöglich auszüglich am Schlusse des Buches behandelt wird. Man wird vielmehr die fremde Kulturtat oder das fremde geschichtliche Ereignis gleich bei Besprechung der deutschen Geschichte selbst, und zwar an der Stelle anführen, wo jenes fremde Element seinen bestimmenden und unverkennbaren Einfluß auf die deutsche Entwickelung ausübt. Man wird mit der Besprechung der Bedeutung des Zeitalters Ludwigs XIV. für Deutschland und Brandenburg-Preußen (z. B. Aufhebung des Ediktes von Nantes) nicht erst warten, bis man zum Ende der Regierung des Großen Kurfürsten oder gar bis zur Neuzeit gekommen ist und erst dann das Versäumte aus der außerdeutschen Geschichte kursorisch nachholen, sondern man wird die betreffenden außerdeutschen Geschehnisse mit den deutschen zusammen behandeln müssen, wenn man den ursächlichen Zusammenhang der historischen Begebenheiten nicht gewaltsam stören will.

Der genetische Geschichtsbetrieb wird auch mit vielen der mechanischen, gedankenlosen sogenannten Querschnitten und Fragen aufräumen, wie z. B. welche Bedeutung hat die Zahl 40 in der brandenburgisch-preußischen Geschichte, welche mittelalterlichen Kaiser zeichnen sich durch hohe Gestalt aus, welche Schlachten sind von Feldherrn, welche von Königen gewonnen worden usw.? Diese Fragen fördern das mechanische Auswendiglernen und schließen das Denken des Schülers vollkommen aus; der Schüler reiht gedächtnismäßig Zahlen an Zahlen, Namen an Namen, ohne ihre Bedeutung und ihren Zusammenhang in der Entwickelung der geschichtlichen Geschehnisse zu verstehen, und vergißt sie nach Abgang von der Schule ganz sicher. Weit wichtiger und instruktiver sind Forderungen an den Schüler zur Bildung von Entwickelungsreihen, genetischen Zusammenhängen usw. Solcher Entwickelungsreihen, die den Schüler den ursächlichen Zusammenhang der historischen Ereignisse erkennen lassen, gibt es zahllose.

Es sei gestattet, einige Beispiele hier anzuführen. Der Einfluß des Christentums auf den verschiedensten Gebieten des Lebens im Mittelalter, auf Religion, Staatswesen, die bürgerlichen Verhältnisse und Künste und umgekehrt, die Bedeutung der alten heidnischen griechisch-römischen Kultur für die Entwickelung der mittelalterlichen (Scholastik, Humanismus usw.) kann im Zusammenhange betrachtet werden. Sehr interessant ist es auch, gemeinsam mit den Schülern vom frühen Mittelalter hinab bis zur Neuzeit die Berührung von Fürstentum und Volksfreiheit in der Geschichte des Deutschtums zu verfolgen und so den Nachweis zu erbringen, daß unser heutiger Verfassungsstaat, unsere heutige konstitutionelle Monarchie einer deutschen Uranlage entspricht, wie es Professor Hubrich in seinem Werkchen: „Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen“ (Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“) nachgewiesen hat. Grundlegend für die Entwickelung der mittelalterlichen Lehnsmonarchie ist die Betrachtung folgender Entwickelungsreihe. Aus der Uranlage des germanischen Charakters, der Treue, erklärt sich das Gefolgschaftswesen. Eine Anzahl junger Männer scharen sich um einen durch Tapferkeit hervorragenden, kriegslustigen Fürsten. Den Gefolgsherrn auf allen Zügen zu begleiten und alle Gefahren mit ihm zu teilen war Ehrenpflicht. Fiel der Herr im Kampfe, so mußte das Gefolge mit ihm sterben; ihn zu überleben, galt als größte Schande. Diese treue Anhänglichkeit lohnte er durch freigebige Geschenke an Waffen und Lebensmitteln. Dieses Treuverhältnis findet gewissermaßen seine Fortentwickelung in der sog. Vasallität. Der Schwache begibt sich in den Schutz des Stärkeren, wofür ihm der Schwache seinerseits als Gegenleistung Treue verspricht. Der symbolische Akt für das Zustandekommen eines solchen Treuebündnisses gestaltete sich so, daß der Manne (vassus) seine gefalteten Hände in die des Herrn (senior) legte und ihm Treue versprach, während der Senior seinem Vassus Schutz gelobte. Später trat zu diesem persönlichen Treueverhältnis noch ein dingliches Element hinzu in Gestalt des Benefizialwesens; der Manne empfing für sein Gelöbnis der Treue außer dem Versprechen des Schutzes noch ein Beneficium, das gewöhnlich in einem Stück Land bestand, wofür der Vassus Dienste und Abgaben, insbesondere Gefolgschaftsdienste im Falle eines Krieges zu leisten hatte. Man nannte dieses Verhältnis Lehnsverhältnis nach dem beneficium, das der Manne zu Lehen (von leihen) aus der Hand des Senior empfing. Das Lehnswesen hat sich also aus zwei Elementen entwickelt, einem persönlichen, der Vasallität, und einem dinglichen, dem Benefizialwesen. Im letzten Grunde beruht demnach die ganze mittelalterliche Lehnsmonarchie auf der Uranlage des germanischen Wesens, der Treue. Sehr förderlich für das Verständnis und die Auffassung geschichtlichen Werdens werden weiterhin die Beziehungen der mittelalterlichen Kaiser zu den Reichsfürsten sein. Der Kaiser als Oberlehnsherr hat das

Recht, widerspenstige Herzöge herabzusetzen, erledigte Herzogtümer einzuziehen, von den Herzögen Heeresfolge zu fordern usw. Seinerseits aber hat der Kaiser die Pflicht, das Reich gegen die Angriffe der äußeren Feinde zu verteidigen. Die Kämpfe zwischen Kaiser und Fürsten, die Bestrafung der Felonie Heinrichs des Löwen finden dann ihre Erklärung in und aus dem oben erwähnten Lehnsverhältnisse zwischen König- und Fürstentum; ja wenn man das Verhältnis zwischen Kaiser- und Papsttum als eine Art von Vasallität auffaßt, so haben wir eine ganz natürliche Erklärung für die häufigen, so opferreichen Römerzüge der mittelalterlichen Könige.

Das genetische Verfahren im Geschichtsunterrichte verwirft auch jede unfruchtbare Kritik von Persönlichkeiten und deren Handlungen, die doch immer tendenziös sein wird. Denn jede auch noch so ideale menschliche Persönlichkeit vereinigt Licht- und Schattenseiten in sich. Lassen wir lieber die Taten sprechen; lesen wir aus den Begebenheiten den Satz ab: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Lernen wir unsere gegenwärtige Kultur und unseren Staat als etwas geschichtlich Gewordenes erkennen und prägen wir tief in die Herzen unserer Jugend die Achtung vor der bestehenden Ordnung ein. Dann wird auch die Liebe zu König und Vaterland sich tief in die Seelen unserer Schüler graben, — und das ist ja der schönste Lohn für den Geschichtslehrer.

Wenn bei der genetischen Geschichtsdarstellung alle unfruchtbaren kritischen und tendenziösen Erörterungen, alles Sagenhafte, Anekdotenhafte und Unwahrscheinliche weggelassen wird, so gewinnt die geschichtliche Darstellung für den Schüler immer mehr an Glaubwürdigkeit; er kann sich dann darauf verlassen, daß das, was ihm vom Lehrer geboten wird, lautere Wahrheit ist. Der Stoff der Geschichtsdarstellung wird dann beschränkter sein, und die gewonnene Zeit kann füglich dazu verwandt werden, dem Schüler einen Einblick in die Werkstätte des Geschichtsforschers, in die Quellen, zu verstatten. Es ist doch auch für den Schüler ungleich wichtiger zu erfahren, woher wir die Bestimmungen des Wormser Konkordats oder des Kurvereins zu Rense kennen, und ihren Wortlaut aus dem Original zu hören als nur auf die Worte des Lehrbuches und des Lehrers schwören zu müssen.

Wenn sich auch das genetische Verfahren noch nicht soweit Bahn gebrochen hat, daß wir Lehrbücher, in diesem Sinne bearbeitet, dem Unterrichte zu Grunde legen können, so wird doch der Geschichtslehrer, insbesondere auf der Oberstufe der mittleren und höheren Schulen, nicht umhin können, sich dieser Forderung der Neuzeit anzuschließen.

Zaborze O.-Schl. K. Stosiek.

# Zu Horaz od. II 17.

Durch die Güte des Verfassers geht mir soeben der Aufsatz „Realitäten in Gedichten des Horaz“ von Theodor Plüß zu, der sich zum Teil mit meinem im Philologus 69 (1910) 164 ff. publizierten Beitrag zu der obengenannten Ode des Horaz beschäftigt. Ich gestehe, nicht völlig im klaren zu sein, wieweit die Ausführungen des Eingangs mit ihrem Angriff auf den „Biographismus“ und die „historischen Realitäten“ meinen Erklärungsversuch treffen sollen und können. Es würde kaum möglich sein, Gedichte zu erklären, ohne die nicht einmal in irgend welcher dämmernden Ferne dahinterliegenden, sondern in so und so viel Namen und Sachen im Gedichte selbst in aller Bestimmtheit hervortretenden Tatsachen ins Auge zu fassen. Daß die Aufgabe, den Dichter zu erklären, damit nicht erschöpft sei, glaube ich nicht nur empfunden, sondern in meiner Auslegung des Gedichtes, unter anderem durch die Ablehnung des „falschen Pathos“, das Meineke ihm vorwarf, und durch die Hervorhebung von Horazens hier besonders glücklichem Humor (ich finde viel zu viel schweren Ernst in der Inhaltswiedergabe durch Plüß S. 551 ff.) auch bewährt zu haben. Die resolute Frische, mit der sich Horaz gegen die Hypochondrie des Freundes im ersten Vers zur Wehr setzt: „Cur me querellis exanimas tuis?“ ist in dem ganzen Gedichte festgehalten. Ich glaube, Plüß irrt, wenn er aus exanimas auf einen nur momentanen Ausbruch bei Maecenas schließt; exanimare bezeichnet in dem ersten von ihm angeführten Beispiel carm. III 12, 3 nichts Plötzliches, sondern ein dauerndes „vor Angst vergehen wollen“ („steigende Angst“, wie Plüß es umschreibt, ist ja auch nichts Punktuelles, sondern steht zu „jähem Schrecken“ geradezu im Gegensatz); ebensowenig ist sat. I 1, 76 in „vigilare metu exanimem noctesque diesque formidare“ etwas Momentanes; I 4, 127 heißt exanimat „versetzt in Angst“ mit dauernder Wirkung; magisque exanimes II 6, 113 spricht auch deutlich genug; und epist. II 1, 178, das allein noch übrig ist, wird Plüß selbst nur an „steigende Angst“ gedacht haben. Das exanimare kann also unmöglich verbieten, in querellis tuis (das Wort ist an sich, wie auch Plüß bemerkt, unnötig, also aus bestimmtem Ethos oder Pathos heraus gesetzt) das zu suchen, was darinnen steckt: mit den „dir eigenen“, „dir zur Gewohnheit gewordenen Klagen“, „deinen ewigen Klagen“ zu deutsch. Denen macht Horazens kräftig entschiedene Frage ein Ende, wie man ein Gespenst bannt, wenn man es anruft: „Cur em. querellis exanimas tuis.“ Momentan und dadurch so wirksam ist die unwillige Frage, nicht das Klagelied des Maecenas.

Und nun zur Astrologie des Gedichtes! Daß sie darin steckt und in einem Maße darin steckt, das uns ganz fremd geworden ist (wer Shakespeare oder selbst Goethe mit einiger Aufmerksam-

keit liest, wird überrascht sein, wie viel noch bei ihnen dergleichen vorkommt), ist, wie ich meine, gegenüber v. 17—25 unmöglich zu leugnen: ob uns das bequem ist oder nicht, so werden wir es doch erklären müssen, wenn hier libra und scorpius und Jupiter und Saturn aufziehen. Horaz als Sterngläubiger ist — darin sind wir beide sicherlich einig — eine unmögliche Vorstellung; wenn er also dennoch diese Elemente in solcher Breite hereinzieht, so kann er es doch nur tun, weil der Angeredete, der sich vom Schicksal bedroht glaubt, unter solchem fatalistischem Druck leidet. Und so geht er auf diese Dinge ein [1]), ein wenig spielend freilich; denn er hofft, wie ich bemerkte, „dem Maecenas ein Lächeln abzugewinnen" und „damit ihm über die trüben Stimmungen hinwegzuhelfen". So spielt er nun damit, die Schutzgötter der beiderseitigen Horoskope zu vergleichen; das des Maecenas wird wohl zur Wirklichkeit irgendwie stimmen, sich selbst aber gibt er, wie ich ebenfalls sagte, ganz allgemein als „vir Mercurialis", d. h. als notwendig unter dem Stern Merkur geboren, weil er Poet ist: „natürlich wird sich Horaz nicht eben darum bekümmert haben, ob die numeri der Babylonier auch in seinem Falle dazu stimmten". Was ich mit dieser Erklärung des Ausdrucks „Mercuriales viri" geleistet zu haben glaube, ist zweierlei: einmal wird so die ohne Zweifel beabsichtigte Gegenüberstellung von Horazens und Maecenas „Stern" (wie wir, nicht ganz im Einklang mit der Technik der antiken Astrologie, zu sagen pflegen) erst in ihrer Durchführung ganz verständlich, und anderseits verliert die nicht ohne Grund bemängelte Verbindung zweier Gottheiten, Faunus und Merkur, nun jeden Anstoß; Horaz hätte sich mit Faunus begnügen können, wenn er nur einen göttlichen Schutz hätte nennen wollen, aber er braucht auch für sich einen Planeten, der seine tutela übernimmt; daher die Mercuriales viri. — Aus H. Röhls neuestem Jahresbericht sehe ich, daß schon T. Nitkin, Class. Rev. XII (1898), freilich in etwas unglücklicher Ausführung und mit einem unzureichenden Beleg

[1]) „Ohne daß er übrigens die Miene des Fachmannes aufsetzte; utrumque nostrum incredibili modo consensit astrum ist ja auch wirklich viel schöner als wenn er ihm die Horoskope ausgelegt hätte" steht in meinem Aufsatz. Die Erklärung, die Plüß von utrumque gibt, ist noch nicht recht befriedigend; ich denke, der schon vorschwebende Parallelismus im Folgenden erklärt das auffallende Wort besser; vgl. aber auch utramque vorher v. 8. Daß es sich bei dem astrum genau genommen nicht etwa um einen Planeten, sondern um das Tierkreisbild im Horoskop handelt, ergibt sich aus v. 17 f. ohne weiteres; und auf das *συμφωνεῖν* (consentire) dieser Tierkreisbilder kommt es in der Tat für die Bestimmung der Freundschaft an; vgl. Ptolem. Tetrab. IV 7 *περὶ φίλων καὶ ἐχθρῶν*, was schon Bouché-Leclercq, L'astrol. grecque S. 453, 5 zur Erklärung des Horazischen Gedichtes herangezogen hat: *ὅταν μὲν γὰρ οἱ πάντες ἢ οἱ πλείους τόποι οἰκειωθῶσι πρὸς ἀλλήλους, ἐκ πάντων ἡ φιλία συνάγεται τῶν εἰδῶν*; ferner Manilius II 685 f. (v. 685 concordat ganz = consentit).

aus Albertus Magnus. an den Planeten Merkur gedacht hat[1]); Röhl hat dann in seiner Besprechung in den Jahresberichten 27 (1901) S. 81 der Sache genau die Wendung gegeben, die ich ohne Kenntnis der beiden bei Horaz gefunden und aus den Astrologen belegt habe. Vielleicht wird durch diese zwei Zeugen, die sich, soviel ich weiß, noch nicht der Magie ergeben haben, die bei mir allerdings vorhandene Belastung der Sachverständigkeit ein wenig ausgeglichen.

Der verehrte Verfasser wird mir nicht verübeln, wenn ich gestehe, daß ich bei der Lektüre seiner allgemeinen Ausführungen über die „Realitäten" in der Dichtererklärung immer einen gewissen Gegenklang in den Ohren hatte. Ich mußte an das bekannte Goethesche Wort zu Riemer (I 643 f.) denken über die „furchtbare[2]) Realität des Horaz, ohne alle eigentliche Poesie, besonders in den Oden". Da hätte ich denn eine nicht zu verachtende Legitimation dazu, die „Realität" im Horaz recht kräftig herauszuholen. Indes, ich möchte davon, weil ich über den Horaz sehr viel anders denke, lieber keinen Gebrauch machen außer eben so weit, als das Verständnis des Gedichtes es fordert. Und es ist ein schönes und liebenswürdiges Gedicht, das es sicherlich verdient, daß man sich um seine Erklärung mehr als einmal bemüht; und darum hoffe ich, daß auch die freundlichen Leser diese wiederholte Behandlung einiger Zeilen in ihm nicht allzu lästig finden werden.

Heidelberg. F. Boll.

[1]) Er bemerkt aber sehr zutreffend von der Anspielung: „It is only obscure, because the study of astrology has died out."

[2]) Mein Kollege Schöll, schlägt hier die Textbesserung „fruchtbare" als „besser Goethisch und — richtiger" vor. Der Wortlaut bei Riemer ließe das recht wohl zu; Riemer hat allerdings, soviel ich mich erinnere, nicht viel Druckfehler.

---

## Berichtigung.

Meine oben S. 620 geäußerte Vermutung zu Horaz kann ich nicht aufrecht erhalten. Der vorgeschlagenen Lesart stellen sich metrische Hindernisse in den Weg.

Breslau. E. Walther.

# ZWEITE ABTEILUNG.

## LITERARISCHE BERICHTE.

**Friedrich Paulsen, Pädagogik.** Zweite und dritte Auflage. Stuttgart und Berlin 1911, J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. VIII u. 430 S. 8. 6,50 M, in Leinenbd. 7,50 M, in Halbfrz. 8,50 M.

Von den Werken Paulsens ist das vorliegende das letzte, das aber nur zu einem großen Teil noch unmittelbar, zum größeren Teil dagegen nur mittelbar aus seiner Feder stammt. Ein Jahr vor seinem Tode hat er die Umgestaltung seiner Vorlesungen über Pädagogik zu einem Buche begonnen. In den Monaten August bis Oktober 1907 hat er die Einleitung, das 1. Buch, die Bildung des Willens (bis auf das Schlußkapitel) und noch das 1. Kapitel der Unterrichtslehre geschrieben. Im folgenden Jahre wollte er ebenso in den Sommerferien das Werk fortsetzen. Dies war ihm aber nicht vergönnt, da eine Krankheit, an der er schon seit einigen Jahren zu leiden hatte, seinem so wertvollen Leben am 14. August 1908 ein Ziel setzte. Herr Dr. Willy Kabitz, Privatdozent an der Universität Breslau, der nach seiner Mitteilung im Vorwort durch noch innigere Bande als die eines Schülers und Freundes mit Paulsen und seinem Hause verbunden ist, hat die Aufgabe übernommen, das begonnene Werk weiterzuführen und herauszugeben, wofür wir ihm sehr zu Dank verpflichtet sind. Daß dies keine leichte Arbeit sei, hat er deutlich gewußt, ja es war ihm nach seiner Versicherung „von vornherein klar, daß es auf keine Weise möglich sein werde, das Bruchstück zu einem so vollendeten Ganzen zu gestalten, wie es uns Paulsen geschenkt hätte". Für die Weiterführung stand vor allem das Vorlesungskonzept Paulsens zur Verfügung, das dem Herausgeber die wichtigste Grundlage bildete, freilich sehr oft nur durch einzelne oder mehrere Stichworte oder abgekürzte Sätze angedeutet war. Nebenbei hat er auch mehrere Kollegnachschriften aus den letzten Jahren und einen „Grundriß zu Vorlesungen über Pädagogik" benutzt, den Paulsen seinen Hörern in letzter Zeit in die Hand gab. Dieses ziemlich reichliche Material hat der Herausgeber mit Vorsicht und Geschick behandelt. Den Text der von Paulsen selbst für dieses

Buch niedergeschriebenen Abschnitte hat er, abgesehen von einzelnen notwendigen Streichungen, unangetastet gelassen. Freier mußte er sich in der Form dem Vorlesungskonzept gegenüberstellen, das öfters nur Stichworte enthielt. Aber sachliche Ergänzungen oder Berichtigungen zu machen, soweit es sich nicht um irrtümliche Angaben in Datierungen oder Zitaten handelte, hat er nach seiner Versicherung grundsätzlich vermieden, auch wo er sie von seinem Standpunkt aus für nötig und wünschenswert gehalten hätte. „Das Buch sollte mindestens dem Geiste nach ganz und gar ein Werk Paulsens sein". Der Referent vermag dem Herausgeber hierin völlig beizustimmen. Es ist freilich dabei unausbleiblich, daß dem Buche, dessen hoher Wert unbestritten bleibt, einzelne Mängel anhaften. Daß auch in dem von Paulsen selbst Niedergeschriebenen noch die letzte Hand Paulsens gefehlt habe, wird der Kundige namentlich in der Einleitung öfters merken. Wir haben überhaupt ein Werk vor uns, das Paulsen nicht zu einem vollendeten Ganzen gestalten konnte und das der Herausgeber aus sehr berechtigter Rücksicht auf Paulsen sachlich nicht wesentlich ergänzen und berichtigen wollte. Diese Tatsachen wird der Leser bei der Beurteilung des Gebotenen zu berücksichtigen haben.

Wie der Herausgeber in dem Vorwort mitteilt, ist nach der Einleitung die Übersicht über die Geschichte des Erziehungswesens und der Erziehungstheorien fortgefallen. Der Herausgeber hat dafür die anthropologisch-psychologischen Vorbemerkungen an die Einleitung angeschlossen. Dazu gehören auch die Abschnitte „der Charakter der Kindheit" und „die Entwickelungsstufen des jugendlichen Lebens". Diese Fragen sind nun aber, wenn auch in anderer Weise, schon unmittelbar vorher in der Einleitung § 5 „Die Voraussetzungen der Erziehung auf seiten des Kindes", § 6 „Anlage und Erziehung" behandelt. Hier erscheint eine Zusammenfassung wünschenswert.

Nach der Einleitung und den anthropologisch-psychologischen Vorbemerkungen folgen die zwei Hauptteile des Werkes und zwar im ersten Buch die Bildung des Willens und im zweiten die Unterrichtslehre. Mit Recht handelt Paulsen an erster Stelle von der Willensbildung, weil sie das „Hauptstück der Erziehung" ist. „Bildung der Intelligenz ohne Charakterbildung ist eine gefährliche Sache: der Verstand ein Werkzeug des bösen wie des guten Willens". Er betont, daß die deutsche Pädagogik, wenigstens die öffentliche, bisher der Willensbildung im allgemeinen weniger Aufmerksamkeit geschenkt habe als der Verstandesbildung, während die englische Erziehung von jeher die Aufmerksamkeit mehr der Willensbildung zugewandt habe. So ergibt sich für die deutsche Schule die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Lehrer ihre erste Aufgabe fester ins Auge fassen, Erzieher und Willensbildner zu sein. Namentlich ist es auch notwendig, daß in den breiten

Schichten der Bevölkerung für die Jugend nach dem Verlassen der Volksschule Einrichtungen zur Weiterbildung des Charakters in Zucht und Sitte geschaffen werden. Dem letzten Wunsche des Verfassers hat außer den privaten Bestrebungen in neuster Zeit auch der Staat zu entsprechen begonnen. Einfluß hat die Erziehung auf den Willen durch das Beispiel, die Zucht und die Lehre. Das Beispiel wird hierbei auffallend kurz, am ausführlichsten die Zucht behandelt. Darauf spricht der Verfasser eingehend über „die einzelnen Seiten der Willensbildung". Der ganze erste Hauptteil über die Bildung des Willens enthält ausgezeichnete Darlegungen, in denen allen Erziehern viele Belehrungen und Anregungen geboten werden. Der Referent erblickt in diesem Teil die Hauptstärke des Buches. Aus der Fülle des Gebotenen kann hier nur einzelnes berührt werden. „Jede Betätigung von Kräften hinterläßt eine Prädisposition für die gleichförmige Wiederholung. Summierte Prädisposition ergibt die feste Gewohnheit". Da die Erziehung im einzelnen Fall die Betätigung zu bestimmen vermag, so hat sie es in der Hand, auch die dauernde Form zu beeinflussen. Besonders betont er die Ehrfurcht, die er die Grundvoraussetzung der sittlichen Willensbildung nennt. Die große Sorge der Erziehung wird demnach sein: Ehrfurcht in der Seele des Kindes zu erwecken und zu erhalten. Das vermag aber nur, wer selbst Ehrfurcht empfindet. Paulsen glaubt, daß die Klagen, es fehle jetzt der Jugend mehr an Ehrfurcht und Pietät als in früheren Zeiten, nicht ganz ohne Grund sind. Er führt dies zurück auf den Geist der Zeit, der „vor nichts Respekt hat". „Kein Wunder, daß die Jugend die Farbe der Zeit annimmt und die Souveränität ihres Geistes ebenfalls durch Verhöhnung dessen, was in ihrer Sphäre liegt, sich selber und andere zu beweisen strebt". Dennoch scheint es ihm nicht gerechtfertigt, diese Erscheinung bei der Jugend allzu tragisch zu nehmen. Das dürfte aber nicht für die ganze Jugend gelten. Bei der Besprechung der Strafen gibt er den jungen Erziehern sehr beherzigenswerte Lehren. So wenig als möglich strafen; Vergehen verhüten ist besser als Vergehen bestrafen; je häufiger gestraft wird, desto unwirksamer wird die Strafe; sparsam sein mit Geboten und Verboten; besser als verbieten ist verhindern, besser als gebieten ist anleiten; konsequent und strenge sein in der Durchführung von Geboten und Verboten; bei dem schwachen Lehrer, der entschuldigt, sich erbitten und auch einmal etwas vormachen läßt, hapert's beständig dagegen geht es bei dem gestrengen wie von selbst, der darum zuletzt auch mehr beliebt ist als der milde Lehrer — wir fügen hinzu, wenn er gerecht ist und es mit den Schülern gut meint. was diese bald merken. „Liebe und Notwendigkeit sind nach E. M. Arndt die beiden Großmächte in der Erziehung. Die rechte Verbindung beider, das ist die Lösung des Problems der Er-

ziehung". Zum Schluß dieses Abschnittes spricht Paulsen es aus, daß die heutige Erziehung im ganzen weniger an zu großer Härte als an zu großer Weichlichkeit leidet. Man ist gegen sich selbst und darum auch gegen die Kinder weniger strenge als frühere Generationen. Man müsse die Persönlichkeit im Kinde achten, so behauptet man. Aber Paulsen fügt mit Recht hinzu, „die werdende". „Aus dem Knaben soll ein Mann werden, er wird es nie, wenn man ihn schon als solchen behandelt".

In dem Abschnitt „die Lehre" tritt Paulsen u. a. entschieden für die Beibehaltung der Bibel in der Schule ein. „Die Bibel, wenngleich auch fremden Ursprungs, ist in anderthalbtausendjähriger Geschichte in unser Volksleben hineingewachsen. Die Gebote, die Sprüche, die Geschichten und Gestalten des Alten und Neuen Testaments sind in die geistig-sittliche Substanz unseres Volkslebens übergegangen, ja sie ist aus ihnen ursprünglich gebildet ... Was könnte man aus der Weltliteratur den Lehrsprüchen und Parabeln der Evangelien zur Seite stellen, das daneben nicht klein würde?" Dennoch ist er dafür, daß die Ethik, die jetzt in den höheren Schulen mit dem Religionsunterricht verbunden ist, wieder wie im 18. Jahrhundert dem philosophischen Unterricht zugefügt werde. Man kann Paulsen auch aus dem Grunde beistimmen, weil in der Prima der Gymnasien im lateinischen und griechischen Unterricht philosophische Werke gelesen werden, in denen gerade die Ethik bzw. die Pflichtenlehre eine große Rolle spielt. Auch Paulsen hat darauf in dem Abschnitt „Die einzelnen Seiten der Willensbildung" über die in der Ethik zu unterscheidenden Tugenden und Pflichten gehandelt. Er unterscheidet dabei vier Grundformen: Tapferkeit, Besonnenheit, Gerechtigkeit und Nächstenliebe. Wir werden hierbei an die sogenannten vier Kardinaltugenden der akademischen Philosophie erinnert: *ἀνδρεία*, *σωφροσύνη*, *δικαιοσύνη* und *φρόνησις*, wobei nur die letzte sich mit der Nächstenliebe nicht deckt. In diesem ganzen Abschnitt treffen wir herrliche Lehren für die Erziehung der Jugend. Hier soll nur eine erwähnt werden, die gerade in der neusten Zeit besonders beherzigenswert ist. „Der strenge Arbeitsdienst gibt unserem Leben immer mehr den Charakter. Soll die Erziehung für das Leben ausstatten, so wird daher etwas von Arbeitsgewöhnung schon in früher Jugendzeit gewonnen, zu dem Wertvollsten gehören, das sie mitzugeben imstande ist ... Es gibt vielleicht keinen Punkt, an dem die Erziehung und die Erziehungstheorie der Gegenwart sich auf gefährlicherer Bahn bewegt. An die Stelle des bewußten Willens zur Abhärtung ist vielfach eine schlaffe Nachgiebigkeit gegen die natürliche Trägheit, eine ängstliche Besorgtheit vor der Überanstrengung der Jugend getreten ... Man sollte bedenken, das Leben ist gar nicht so zärtlich, daß es immer erst fragt: kannst du

das auch? Sondern es sagt: leiste dies oder scher dich fort! .... Wer nicht in seiner Jugend sich geschunden hat, wer nie mit Aufgaben, welche die letzte Kraft forderten, gerungen hat, der taugt gewiß nicht zum Leben". O daß man doch diese treffliche Mahnung verstehen und beherzigen möchte!

Im zweiten Hauptteil behandelt Paulsen „die Unterrichtslehre". Da er im ersten Teil unter der Willensbildung bereits „die Lehre" besprochen hat, so stellt er hier als Aufgabe des Unterrichts die Ausbildung der Kräfte der Intelligenz hin. In der allgemeinen Didaktik behandelt er darauf die allgemeine Form des Unterrichts, die Aufmerksamkeit und das Gedächtnis, in der speziellen Didaktik alle Unterrichtsfächer, zum Schluß in einem Anhang die leibliche Pflege und Bildung.

Bei der Definition der Tätigkeit, die wir Lehren und Lernen nennen, widerspricht er zunächst der gewöhnlichen Vorstellung vom Unterricht mit der bestimmten Erklärung: „Lehren besteht nicht in einem Übergeben, und Lernen nicht in einem passiven Aufnehmen von Kenntnissen, die der Lehrer besitzt". Darauf führt er positiv aus: „Alle Erkenntnis, von der Anschauung bis zum Begriff, muß von dem Schüler selbst innerlich erzeugt werden. Was der Lehrer tun kann, ist nichts andres, als daß er dem Schüler Anregung zur Selbsttätigkeit in bestimmter Richtung gibt". Seine beiden Grundregeln der Didaktik lauten: „1. der Unterricht muß sich jederzeit den vorhandenen Auffassungkräften des Schülers anpassen; 2. der Unterricht muß die Aufmerksamkeit erregen und erhalten". Aus diesen Grundregeln leitet er die anderen für die allgemeine Form des Unterrichts ab und bespricht dabei auch in Kürze die verschiedenen Arten der Fragestellung. Dieser Abschnitt ist in anderen Lehrbüchern der Pädagogik, z. B. in dem von Matthias, eingehender behandelt.

In der Unterrichtslehre sind Paulsens Ausführungen über die alten Sprachen besonders bemerkenswert. Er gibt zunächst eine Übersicht über die Geschichte des altsprachlichen Unterrichts, im wesentlichen übereinstimmend mit seinem größeren Werke „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf deutschen Schulen und Universitäten" (2. Auflage I. Bd. 1896, II. Bd. 1897). Durch die Schulreform in Preußen von 1901, die den Realgymnasien und Oberrealschulen die Gleichberechtigung mit den Gymnasien gewährt hat, ist in Erfüllung gegangen, was Paulsen in seinem Werke „Geschichte des gelehrten Unterrichts" mit prophetischem Geiste vorausgesagt hatte. Er kann in seiner „Pädagogik" mit Genugtuung darauf hinweisen und zufügen, daß, während früher seine Forderung bei den Philologen als ketzerisch galt, jetzt selbst bei diesen jeder Widerstand geschwunden ist. Sie seien der Überzeugung geworden, daß die Alleinberechtigung des Gymnasiums, das dann alles lehren und bieten müßte, zum Ruin des

klassischen Unterrichts führen würde. Aber diese Gedanken hatten Paulsen in der Schlußbetrachtung seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts noch zu einer weiteren Prophezeihung geführt: „Hört der Gymnasialzwang auf . . . ., dann wird eine allmähliche Überführung der alten Gymnasien in die neuen Formen stattfinden, bis zuletzt nur noch eine verhältnismäßig kleine Anzahl altklassischer Anstalten als ehrwürdige Denkmäler der Vergangenheit übrig sein werden“ (II. Bd. S. 635). Diese Prophezeihung fehlt in dem neusten Werke Paulsens ganz. Der Gang der Dinge in der folgenden Zeit hat den Verfasser in diesem Punkte zurückhaltender gemacht. Für das Lernen von Latein tritt Paulsen mit Sachkunde entschieden ein, aber nicht für Griechisch. Er weist nach, daß im Mittelalter in keiner Schule, auch nicht auf der Universität Griechisch getrieben wurde. Auch legt er dar, daß das Griechische erst seit dem Reformationszeitalter allmählich in die Schulen eingedrungen und schließlich erst im 19. Jahrhundert der allgemeine Zwang zur Erlernung der griechischen Sprache für alle Studierende eingeführt sei. Darauf sind aber noch andere Unterrichtsstoffe hinzugetreten. Dazu haben die jüngsten Reformen seit 1870 fortschreitend den Kreis der Studien erweitert, zu denen die Kenntnis des Griechischen nicht mehr gefordert werden kann“. Paulsen schließt bestimmt ab: „wir müssen Latein lernen, dazu Französisch und Englisch. Wir können nicht alle auch noch Griechisch lernen“.

Aus dem Abschnitt „Methodische Gestaltung des Unterrichts“ soll hier besonders das sogenannte **Extemporale** behandelt werden. Paulsen hebt die Vorteile und Nachteile des Extemporales hervor, glaubt aber, daß die letzteren überwiegen. Prüfen wir diese etwas näher. 1. Er hebt hervor, daß an das Extemporale, da es eine aufregende Probeleistung wird, sich etwas von den Examensängsten anhänge und fordert darauf demgemäß „man stelle das Urteil nicht hierauf allein ein, man fasse den ganzen Schüler und seine Gesamtleistung ins Auge. Es ist die gröbste Ungerechtigkeit, den Schüler bloß hiernach zu beurteilen“. Dieser harte Vorwurf, der in der früheren Zeit teilweise berechtigt war, trifft heute durchaus nicht zu. Wenn irgendwo jetzt noch ein derartiger Fehler vorkommt, so muß er dort gründlich gerügt und beseitigt werden. Ein allgemeiner Vorwurf ist aber in dieser Beziehung jetzt ganz sicher ungerechtfertigt. 2. Paulsen fordert ferner: „vor allem betrachte man das Extemporale als Übung, nicht als Prüfungsarbeit“. Es steht fest, daß das Extemporale bisher nicht nur eine Prüfungs-, sondern gleichzeitig auch eine vorzügliche Übungsarbeit gewesen ist. Fällt das Extemporale teilweise oder ganz als Prüfungsarbeit, so wird es zugleich auch als Übungsarbeit sehr an Bedeutung verlieren. Demgemäß könnten die Anforderungen an die Leistungen bei den Versetzungs-, Schluß- und Reifeprüfungen nicht mehr aufrecht erhalten werden. Referent ist auch hier zunächst für die

Beseitigung von etwaigen Mißständen. Dabei sind folgende Forderungen einzuschärfen. Kein Extemporale bzw. keine schriftliche Klassenarbeit darf eintreten, bevor die Regeln bzw. der Stoff dazu in der Klasse gründlich geübt und verarbeitet sind. Keine Klassenarbeit darf viele und große Schwierigkeiten enthalten. Falls der Lehrer merkt, daß sie zu schwer gewesen ist, bleibt sie nur Übungsarbeit und ist für die Leistungen nicht zu verwerten, ebenso wenn die Zahl der genügenden Arbeiten nicht den vorgeschriebenen Prozentsatz erreicht. Daß sogleich der ganze Text des Extemporales diktiert wird, darin ist Referent mit Paulsen einverstanden. 3. Paulsen wünscht: „man lasse das Extemporale schreiben ohne vorheriges Ansagen . . . . So erhält man die Unbefangenheit auch den ängstlicheren Gemütern". Bei manchen Klassenarbeiten, wie z. B. bei den mathematischen und dem deutschen Aufsatz, wird das nicht immer möglich sein. Dazu ist die Vorschrift, daß der Termin der schriftlichen Klassenarbeit geheim bleiben soll, zwar geeignet, eine Aufregung den Schülern vor der Anfertigung der Arbeit zu ersparen, die Aufregung dürfte aber bei der plötzlichen Ankündigung noch vergrößert werden und somit die Anfertigung noch mehr beeinflussen. Dazu wird dadurch dem Lehrer ein treffliches pädagogisches Mittel entzogen, nämlich das Aufgeben der Wiederholung eines geeigneten beschränkten Gebiets aus der Grammatik bzw. aus einem durchgenommenen Stoff für die Klassenarbeit. Referent hat damit in seiner langen Praxis nur günstige Erfahrungen gemacht.

Daß viele Eltern bestrebt sind, ihre Kinder soviel wie möglich zu entlasten, ist erklärlich und verzeihlich. Jedoch wird die Schule sich hüten müssen, diesen Bestrebungen zu weit nachzugeben. „Nec aspera terrent! Das ist der rechte Wahlspruch der Jugend" sagt auch Paulsen (S. 123). Selbst das Extemporieren aus fremden Sprachen, die Versetzungs- und Reifeprüfungen erfordern große Anstrengungen und verursachen daher Aufregungen. Dennoch müssen sie im Interesse der Jugend bestehen bleiben. Ex tempore muß sie im späteren Leben oft behandeln und auch ernste Prüfungen bestehen. Schon darum tut eine Vorbereitung not. Auch hier müssen die früher geäußerten Worte Paulsens gelten: „Wer nicht in seiner Jugend sich geschunden hat, wer nie mit Aufgaben, welche die letzte Kraft forderten, gerungen hat, der taugt gewiß nicht zum Leben. *Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται*". (Vgl. das vorher hier von der „ängstlichen Besorgtheit vor der Überanstrengung der Jugend" Gesagte.)

Zum Schluß dieses Abschnittes behandelt Paulsen noch den Gebrauch der Übersetzungen. Er erwähnt den unausrottbaren Übelstand, der die Selbständigkeit der Schüler hindert und das Verhältnis der Schüler zum Lehrer stört. Leider ist der Kampf dagegen bisher immer vergeblich gewesen. Daher rät er, die

Übersetzungen für die Präparation auf die Klassenlektüre freizugeben. Dann können umsomehr sprachliches und sachliches Verständnis für die Präparation der Schüler gefordert werden. Daneben muß aber ein regelmäßiges unvorbereitetes Übersetzen aus der fremden Sprache in der Klasse zur .Kontrolle stattfinden. Es wäre wirklich an der Zeit, diese Vorschläge, die auch schon vorher von anderen Pädagogen gemacht sind, zu verwirklichen.

In der Besprechung der Reformanstalten geht Paulsen von der Erwägung pädagogischer und schulpolitischer Natur aus und versichert, daß er das pro und contra berücksichtigen wolle. Der Leser wird merken, daß er sich von Anfang an für die Reformanstalten und gegen die Gymnasien entschieden hat.

Alle Unterrichtsfächer behandelt Paulsen mit eingehendem Verständnis, namentlich den Geschichtsunterricht, dem er vielleicht etwas zu hohe Ziele setzt. Jedenfalls kann der angehende und junge Schulmann aus dem ganzen Buche viel lernen und viele Anregung erhalten. Zu den sonstigen sehr wertvollen Werken und hohen Verdiensten Paulsens um die höheren Schulen ist durch die Veröffentlichung der „Pädagogik“ nach seinem Tode ein neues Werk hinzugetreten, das er selbst sicher noch vollendeter gestaltet haben würde, das aber dennoch unter der geschickten Hand des Herausgebers ganz im Geiste Paulsens veröffentlicht ist nnd ein bedeutsamer Schatz für die höheren Schulen Deutschlands bleiben wird. Als einen würdigen Tribut des Dankes haben die deutschen Oberlehrer ihrem „väterlichen Förderer und Schützer“ auf dem Fichteberg in Steglitz, seinem Lieblingsplatze, ein schlichtes, aber doch vornehmes Denkmal gesetzt, das am 7. Oktober 1911 unter Anwesenheit der Vertreter des Unterrichtsministeriums und Provinzial-Schulkollegiums, der Berliner Universität, vieler Direktoren, Oberlehrer und Gäste, sowie von Mitgliedern der Familie Paulsen in sehr feierlicher Weise enthüllt worden ist[1]).

Steglitz. Rudolf Petersdorff.

Fritz Jonas, Heinrich Bertram, Stadtschulrat in Berlin. Ein Lebensbild. Mit Bertrams Bild. Der Stadt Berlin gewidmet. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. II u. 202 S. 4 M.

Mit diesem Buche wollte der Verfasser „seiner dankbaren Verehrung“ Bertrams „auch öffentlich einen Ausdruck geben“.

---

[1]) Das Denkmal stammt vom Berliner Bildhauer Erich Schmidt-Kestner. Die Inschriften lauten: Friedrich Paulsen. Errichtet 1911 von den deutschen Oberlehrern. Die Begrüßungsansprache wurde vom Oberrealschuldirektor Prof. Dr. Mellmann, die Festrede vom Prof. Dr. Louis gehalten. Prof. Dr. Pralle, Direktor des Paulsen-Realgymnasiums zu Steglitz, feierte Paulsens Verdienste um das Schulwesen von Steglitz, und Bürgermeister Buhrow übernahm als Vertreter von Steglitz mit einer Rede das Denkmal. Mit Niederlegung einer großen Zahl von wertvollen Kränzen und mit stimmungsvollem Gesang schloß die erhebende Feier.

Dieser Zweck ist erreicht. Er wünschte ferner, durch seine Schrift Bertrams „Familie, Freunden, Schülern und Verehrern das Andenken an den Heimgegangenen zu erneuern und Nachlebenden von seiner bahnbrechenden Wirksamkeit für das Berliner Schulwesen Zeugnis zu geben". Ich bezweifle nicht, daß auch dieser Zweck erreicht worden ist.

Ja ich glaube, er wird noch etwas mehr erreichen mit seinem „Lebensbilde" des ehemaligen Berliner Stadtschulrats. Ich z. B. habe Bertram gar nicht persönlich gekannt, habe auch keine eingehende Kenntnis von der Entwickelung des Berliner Elementarschulwesens und von Bertrams Bedeutung für diese in jenem wichtigen Zeitabschnitt der Berliner und der deutschen Geschichte besessen und habe doch das Buch in seinen drei Teilen mit großer Freude, mit tiefer Teilnahme für seinen Helden und mit dem lebhaften Wunsche gelesen, daß es auch in weiteren Kreisen recht zahlreiche Leser finden möchte.

Ja wohl, recht viele Leser verdient diese Schrift trotz — das darf ich nicht verschweigen — mancher Mängel in äußerlichen Dingen, von denen ich zuletzt doch eine Auslese geben muß; sie verdient es, einmal weil sie so frisch und mit Liebe abgefaßt ist, sodann aber und hauptsächlich wegen der charaktervollen Lehrer- und Schulmannpersönlichkeit, die sie uns von früher Jugend und damit in ihrem frühesten Werden bis ins Greisenalter vorführt, in des Lebens Freude und Leid, in der unablässigen Arbeit Mühen und Erfolgen, aber auch Hemmnissen und Fehlschlägen, immer maßvoll und gehalten und besonnen, immer ungebrochen, reich an Streben, nur nach dem fragend, was recht und gut ist, frei von Menschenfurcht, Menschengefälligkeit und — Eigensucht.

Daneben zeigt das Buch mit den authentischen Quellen, die es bietet und aus denen es schöpft, eine Anzahl ansprechender anderer Persönlichkeiten, wenn auch mehr vorübergehend, wie z. B. Bertrams Schwiegervater, den bekannten Mathematiker Schellbach, und den vielgenannten späteren Erzieher der Prinzen-Söhne des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den Geheimrat Hinzpeter. Nicht minder interessant sind manche Schilderungen von Zeitgenossen, Schulzuständen u. dgl. So finden wir Briefe des damaligen Studenten oder Schulamtskandidaten Bertram über die stürmischen Märztage 1848 in Berlin, die man freilich nicht als historisch sichere Quelle ansehen darf; denn er tat nur — mit Hinzpeter zusammen — in der „Rauhe-Bocks-Rotte" als Nationalgardist Dienst, „hatte den größten Teil seiner Nachrichten aus dem Rauchzimmer der Zeitungshalle und war keinen Abend auf dem Schloßplatz, dem Mittelpunkt des Kampfes". Mich muteten auch das „Zeugnis der Reife" Bertrams von Ostern 1845 und sein Zeugnis über die bestandene Staatsprüfung von Michaelis 1851 besonders an. Was sind doch diese Zeugnisse in Ausführlichkeit

Gründlichkeit und individueller Kenntnis des Zöglings für Beweise des Fleißes der Examinatoren! Und wo käme das wohl heute noch vor, daß einem Maturus bezeugt werden könnte, was Bertram bezeugt wurde, daß er nämlich „dem gewöhnlichen zweijährigen Aufenthalt in der Prima noch ein Semester hinzufügte, ungeachtet seine Reife für die Universität schon zu Michaelis vorigen Jahres als entschieden angesehen werden konnte".

Soll ich noch mehr dergleichen aus dem Buche mitteilen? Man lese das Buch selbst. Jede Lehrerbibliothek sollte es anschaffen.

Für eine neue Auflage empfehle ich etwas mehr Sorgfalt in Äußerlichkeiten, Interpunktion, Wortstellung, Ausdruck, auch Satzbau u. dgl. Siehe z. B. S. 25, Z. 4 v. u.; S. 35, Z. 7 v. u.; S. 54, Z. 10 v. o.; S. 75 letzte Z., wo eine größere Interpunktion nötig und das „und" zu beseitigen ist; S. 98, Abs. 2, Z. 2; S. 101, Z. 11 v. o. — S. 79, Z. 11 v. u. fehlt das s; S. 83, Z. 6 v. u. „erwähnt", nicht „erwähnte"; Z. 3 v. u. „daß", nicht „das"; S. 84, Z. 4 v. u. hinter „Stunden"; S. 87, Abs. 2 „Verehrungen"; S. 102, Z. 2 v. o. „einelnen" st. „einzelnen"; S. 117 „Ausschreiben" st. „Ausscheiden"; S. 175 „erstene" st. „ersten"; S. 190 „Liebe" st. „Lieber"; S. 50 das doppelte „konnte" und die Stellung des „auch" (Z. 12 v. o.); S. 54, Abs. 3 „spätere" und „später"; S. 16, Abs. 2, Z. 3 Stellung des „namentlich"; S. 82, Abs. 3 zweimal „haben"; desgl. S. 93 oben „bekannten", S. 101, Abs. 1 „fast"; S. 135 oben „hat". — S. 170 Z. 2 v. u. fehlt etwas. S. 54 Z. 3 v. o. „Sehnsucht zu" st. „nach" ist mindestens ungewöhnlich; S. 58, Z. 2 v. u. „mit ihm": mit wem? Satzbau S. 58 u. und S. 59 o.; desgl. S. 154 u. und S. 155 o.; desgl. S. 28 u. und S. 29 o.; Kürzung der beiden langen Sätze S. 154 und 155; S. 170 Z. 3 v. u. „Bürgerdeputatierter" doch wohl „Bürgerdeputierter?"; S. 92, Z. 2 v. u. „der" Mutter, besser „dessen?"; S. 23 „Er hörte eine Vorlesung über die Erklärung des Briefes an die Römer" st. „Vorlesung über den Brief usw."; S. 79 fallen die Worte „Bei seinem Eintritt in das Direktorat" besser fort, zumal die Beziehung des „seinen" nicht sofort klar ist.

Groß-Lichterfelde. G. Leuchtenberger.

1) H. Richert, Handbuch für den Religionsunterricht erwachsener Schüler. In Verbindung mit G. Rothstein, F. Niebergall, A. Köster herausgegeben. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. XII u. 352 S. gr. 8. 7 M, geb. 8 M.

Das hervorstechendste Merkmal dieses inhaltsreichen Werkes, das ihm sein charakteristisches Gepräge gibt, besteht darin, daß es in erster Linie in die Psyche des Schülers, der mit dem Wesen der christlichen Religion bekannt gemacht werden soll, in die „Geographie des Herzens" einzudringen sucht. Es ist dies eine ebenso

schwere wie lohnende Aufgabe, und es kann von vornherein gesagt werden, daß alle vier Verfasser mit tiefem Ernst und Verständnis an die Lösung herangetreten sind. Das Buch beginnt mit einem von dem Herausgeber verfaßten allgemeinen Teile. In der Einleitung weist er auf die Schwierigkeiten hin, die der Religionsunterricht bei erwachsenen Schülern bietet, und zeigt, wie er Rücksicht zu nehmen hat auf die Gesamtlage der modernen Bildung und sich der Prüfung vor philosophischen, psychologischen und pädagogischen Instanzen unterziehen muß. Mit Recht mahnt der Verfasser bei der Beurteilung der seelischen Vorgänge zur Objektivität. Pathos und Entrüstung sind nicht am Platze, und es ist gewiß kein Zufall, daß aus pietistischen Häusern so viele bewußte Feinde des Christentums hervorgegangen sind. Geradezu ergreifend sind im ersten Kapitel, das der religionsphilosophischen Orientierung gewidmet ist, die Ausführungen über den Religionsunterricht als „zentrales Konzentrationsfach", wo „das Große in der Naturbetrachtung, das Erschütternde in der Geschichte und Dichtung, die starken und weichen Gefühle in der Betrachtung des Menschenschicksals" zum Bewußtsein zu bringen sind. Mit Schleiermacher ruft Richert den reifen Schülern zu: „Werdet Euch doch, ich beschwöre Euch, des Rufs Eurer innersten Natur bewußt und folget ihm!" Das zweite Kapitel behandelt die Religionspsychologie des erwachsenen Schülers. „Packend und anschaulich wird der feindliche Zusammenstoß des eigenen Werdens mit der harten Wirklichkeit", die Zeit frühreifen Besserwissens und eitler Selbstbespiegelung, krasser Renommisterei und brutaler Kraftbuberei, die Zeit des üblichen Tyrannendramas und der himmelstürmenden Lyrik mit Heineschem Einschlag" dargestellt; ebenso die „Sturm- und Drangerscheinungen" und der Typus „der Einmalgeborenen". Im Anschluß an Starbuck werden die Gefahren falscher Behandlung in trefflichen Worten auseinandergesetzt. Im Kapitel von der Methodik sind ebenfalls zahlreiche sehr beherzigenswerte Gedanken, so z. B. über die Religion der Klassiker, über falsche Apologetik, Welterkenntnis und Religion, Begrenzung von Wissenschaft und Weltanschauung, die richtige Art, die Gegner des Christentums zu bekämpfen. Sehr richtig bemerkt Richert (S. 119): „Alles Experimentieren auf der Peripherie mit Bürgerkunde und Biologie wird nichts helfen, wenn man den Materialismus nicht in das Licht des philosophischen Denkens rückt, wo er, von hellem Licht beschienen, in seiner Jammergestalt sofort erkannt wird als das, was er ist". Der Lehrplan von Elsaß-Lothringen ist nach dieser Richtung vorbildlich (vgl. Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1910 S. 737—739). Auch die Urteile über die Auswahl des Lehrstoffes, wovon das vierte Kapitel handelt, zeigen ein feines Verständnis des Verfassers für die Bedürfnisse der Gegenwart, und die Verbindungslinien zwischen Religionsunterricht und den andern Lehrfächern werden treffend beleuchtet, wenn es z. B. (S. 140)

heißt, daß ohne Kenntnis der Religionsgeschichte Griechenlands „ein wirkliches Verständnis Homers und der Tragiker im Sinne von Wilamowitz" unmöglich ist. — Im speziellen Teile hat Rothstein das Alte Testament übernommen, dessen genaue Kenntnis er durch seine früheren Veröffentlichungen bereits erwiesen hat. Er begründet zuerst das Recht des Alten Testaments im christlichen Religionsunterricht, um dann zur Auswahl und Behandlung des Stoffes überzugehen. Die wichtigsten Gesichtspunkte werden klar hervorgehoben, und man erkennt überall den erfahrenen Pädagogen, z. B. aus der Bemerkung: „Und es ist wertvoll, jugendliche Geister in das Ringen der Menschheit um immer höhere Gotteserkenntnis von ihren Anfängen an hineinschauen zu lassen, damit sie das, was sie als Selbstverständliches besitzen, nach seinem Wert schätzen lernen, indem sie einen Begriff von seinem langsamen Werden erhalten" (S. 162).

Das Neue Testament und die Kirchengeschichte hat in Niebergall einen wissenschaftlich wie pädagogisch hervorragenden Bearbeiter gefunden. Recht aus dem Herzen dürfte es erfahrenen Pädagogen gesprochen sein, wenn er S. 186 sagt: „Man besinne sich, wie einem selber zumute war, als man in der Schule saß". Viele Enttäuschungen kann man sich ersparen, wenn man diese Mahnung befolgt. Überhaupt tritt gerade auch bei Niebergall die Grundtendenz des ganzen Buches hervor, den Schüler zu nehmen, wie er ist, z. B. S. 189: „Wieder gibt es jenes bedeutungsvolle Schweigen, wieder schaut die hinterste Bank von ihren Mathematikheften hinter dem Rücken ihrer Vordermänner auf, wenn man den Herrn Primanern keck erklärt, daß man nicht im geringsten daran denke, sie zu bekehren; dafür seien sie überhaupt noch gar nicht reif". Wie genau der Verfasser die Nöte der Jugend kennt, zeigen besonders die herrlichen Ausführungen auf S. 225 ff. Glücklich der Pädagoge, der es so versteht, offen und frei mit den Schülern zu verkehren und die schwierigsten Probleme mutig anzufassen, der es versteht, in rechter Würdigung der Vergangenheit den „stumpfen Historizismus" zu vermeiden und ohne Scheu „das Geräusch und den Staub des Alltags in die Klassen des Gymnasiums" in taktvoller Weise eindringen zu lassen! — Auf gleicher Höhe bewegt sich die schwierige Glaubens- und Sittenlehre von Köster. Der Verfasser faßt die Probleme scharf an, und seine Schlußfolgerungen sind klar und zwingend. So wird im ersten Hauptteile die gesetzlich-autoritative Darbietung einer Glaubenslehre zurückgewiesen und in einleuchtender Weise dargetan, wie keine Glaubens- und Sittenlehre wissenschaftlich beweisbar ist. Nur einen Teil des Wirklichen kann die strenge Wissenschaft mit ihren Mitteln erreichen. Im zweiten Hauptteile, die Heilslehre und die Anwendung der richtigen Methode behandelnd, ist besonders der Abschnitt interessant, der sich mit dem Kampfplatze für die Selbstbehauptung der sittlich-religiösen

Persönlichkeit beschäftigt. Mit Bonus die wahre Religion als die „Aufwärtsbewegung" der Menschheit auffassend, kommt Köster zu dem richtigen Urteile, daß alle weltflüchtigen Richtungen, auch Leo Tolstoys, „im besten Falle Johannes dem Täufer näher stehen als Jesu Christo". Daher rechnet er auch die Friedensbewegung — ein Thema, das in der höheren Schule sehr wichtig ist — mit Recht der schwarmgeistigen Richtung zu.

An das Verzeichnis der im allgemeinen Teil benutzten und zitierten Bücher und Abhandlungen schließt sich ein Namenregister und ein Schlagwörterverzeichnis an.

Das überaus lehrreiche Buch, dessen Verfasser sich durch Gründlichkeit und Tiefe in der Bearbeitung der brennenden Zeitfragen sowie durch klares Verständnis für die Psyche der Jugend und liebevolles Eingehen auf ihre Bedürfnisse auszeichnen, ist natürlich in erster Linie dem Religionslehrer höherer Schulen dringend zu empfehlen. Aber wegen der Fülle allgemeiner pädagogischer, psychologischer und philosophischer Beobachtungen wird das Buch, das überall auf „persönliche Durchseelung des Unterrichts" dringt, besonders der allgemeine Teil, jedem Pädagogen viel Anregendes bieten.

2) F. A. B. Nitzsch, Lehrbuch der evangelischen Dogmatik. Dritte Auflage, bearbeitet von H. Stephan. Erster Teil. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). XV u. 291 S. 8.; geh. 7 *M*.

In dem Gewirr dogmatischer Meinungen ist es mit Freuden zu begrüßen, wenn ein Lehrbuch, das den Namen eines Nitzsch trägt, von neuem bearbeitet wird. Denn wer sich ein eigenes Urteil bilden will, muß die zahlreichen, zum Teil weit auseinandergehenden Meinungen kennen lernen und prüfen. Bei der reichen theologischen Arbeit der letzten Jahrzehnte ist es ganz selbstverständlich, daß viele Veränderungen und Zusätze nötig waren. Der Verfasser, der den schwierigen Stoff völlig beherrscht, hat es aber meisterhaft verstanden, ohne den subjektiven Gehalt der ursprünglichen Bearbeitung und den dogmatischen Standpunkt zu ändern und ohne die eigene Selbständigkeit aufzugeben, das Werk der heutigen Lage anzupassen. „Schleiermacher und A. Ritschl sind in der neuen Bearbeitung kräftiger herausgehoben", und die dogmatische Entwickelung seit Schleiermacher ist gänzlich neu geschrieben. Das Buch kann allen, die dogmatische Studien treiben, als zuverlässiger Führer empfohlen werden.

3) G. Rothstein, Leitfaden zum Unterricht im Neuen Testament für reifere Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten. Halle a. d. S. 1911, Buchhandlung des Waisenhauses. VI u. 100 S. 8. 1 *M*.

Über diesen Leitfaden kann man dasselbe lobende Urteil fällen wie über den zum Alten Testament. Er ist streng wissenschaftlich gehalten, religionsgeschichtlich orientiert und entspricht

durchaus den Bedürfnissen reiferer Schüler. Recht geschickt ist der Verfasser in der Darbietung allgemeiner Überblicke, z. B. S. 1 und 2, wo unter dem Titel „Sprache und Text" mit Recht auch das Schreibmaterial berücksichtigt wird, S. 26—30, wo Land und Volk Jesu und die Quellen zu seinem Leben kurz und anschaulich dargestellt werden, S. 40—41, wo die Form von Jesu Predigt treffend charakterisiert wird. Der Abschnitt mit der Überschrift „Die Weltlage" bereitet in lichtvoller Weise die Missionstätigkeit des Paulus vor. Auch berührt es angenehm, daß in Dingen, wo die Meinungen naturgemäß sehr auseinandergehen, z. B. in der Wunderfrage und im Auferstehungsglauben, der Verfasser die Schwierigkeiten zwar nicht umgeht, seinen eigenen Standpunkt aber nicht allzu stark betont, um dem Lehrer nicht vorzugreifen. Daß er es versteht, die Hauptpunkte hervorzuheben, zeigt z. B. der kurze, aber sehr wichtige Abschnitt, wo die Lohnsucht als Motiv für christliches Handeln zurückgewiesen wird (S. 50 u. 51). Also auch der neutestamentliche Leitfaden kann bestens empfohlen werden.

4) A. Reukauf und H. Winzer, Geschichte der Apostel. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig 1911, Ernst Wunderlich. XVIII u. 363 S. 8. 4,80 *M*, geb. 5,40 *M*.

Wenn auch bei der neuen Auflage nicht viel geändert ist, so bemerkt man doch sofort, wie die Verfasser eifrig bestrebt sind, den Fortschritten der Wissenschaft gerecht zu werden. So ist in den Anmerkungen mehrfach auf Reitzensteins interessante religionsgeschichtliche Forschungen über die hellenistischen Mysterienreligionen hingewiesen, aus denen hervorgeht, daß Paulus stark von ihnen beeinflußt ist und z. B. die Begriffe *γνῶσις, πνεῦμα θεοῦ, ψυχικός, πνευματικός* ihnen entnommen hat. Auch Maurenbrecher ist berücksichtigt, dessen „Konstruktionen" als unhaltbar zurückgewiesen werden.

Bei der Durchsicht der neuen Auflage sind mir die Vorzüge dieser Präparationen wieder deutlich zum Bewußtsein gekommen, wenn ich auch gern auf die Darstellung in Frage und Antwort verzichtete. Einzelne Abschnitte aus dem Leben des Paulus, die ihn in Athen, Korinth, Ephesus und auf der Reise nach Rom uns vor Augen stellen, sind in ihrer Anschaulichkeit geradezu vorbildlich. Kein stumpfer Historizismus, sondern lebendigste Verknüpfung zwischen Vergangenheit und Gegenwart! Bei einem derartigen Unterricht müssen die Schüler von der weltgeschichtlichen Bedeutung eines Paulus durchdrungen und von seiner überragenden Persönlichkeit gefesselt werden. Um einen Überblick über die behandelten Schriftstellen zu geben, ist zur Erleichterung des Nachschlagens ein Register eingefügt worden.

Möge die neue Auflage die zahlreichen Freunde der Präparationen noch vermehren!

5) O. Ostermai, H. Tögel, A. Neuberg, Biblisches Lesebuch. Ausgabe B. Leipzig 1911, J. Klinkhardt. Altes Testament 244 S. Neues Testament 145 S. gr. 8. geb. 1,80 ℳ.

Ausgabe B unterscheidet sich von der Ausgabe A (vgl. Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1911 S. 439 ff.) nur dadurch, daß die Bilder fehlen. Ausstattung des Buches, Einband, Druck usw. machen denselben günstigen Eindruck. Mit Recht sind einige Worterklärungen dem Alten Testament beigegeben, die in Ausgabe A erst an das Neue Testament sich anschließen.

Görlitz. A. Bienwald.

---

1) Wielands gesammelte Schriften. Herausgegeben von der deutschen Kommission der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. Zweite Abteilung: Übersetzungen. Dritter Band. Shakespeares theatralische Werke. Sechster, siebenter und achter Teil von Ernst Stadler. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 625 S. 8. 12 ℳ.

Daß Wielands Übersetzungen der Dramen des herrlichen Briten denen eines Schlegel, eines Tieck und manchen der Neueren nicht würdig an die Seite gestellt werden kann, ist zwar nicht zu bezweifeln. Und doch sind sie, wie beispielsweise seine Übertragung des „Hamlet“ zeigt, weit höher zu stellen, als die Zeitgenossen des Übersetzers sie gestellt haben. War er doch, neben Eschenburg, der erste, der den Weg gebahnt hat zur Einführung des großen Dramatikers in die deutsche Literatur und Bühnendarstellung. So ist denn eine korrekte und geschmackvolle Neubearbeitung und Herausgabe dieser Übersetzungen ein tatsächliches Verdienst.

Der vorliegende Band enthält (in Wielands Titelfassung) folgende Dramen: Viel Lärmens um nichts; Das Trauerspiel vom Macbeth; Die zween edle Veroneser; Romeo und Juliette; Othello, der Mohr von Venedig; Was ihr wollt; Hamlet, Prinz von Dänemark; Das Wintermärchen.

Hieran schließen sich: Einige Nachrichten von den Lebensumständen des Herrn W. Shakespeare (von Wieland); Nachwort des Herausgebers; Lesarten; Erläuterungen; Register.

Besonders verdienstvoll erscheinen uns die von außerordentlicher Sachkenntnis zeugenden Erläuterungen mit ihren Hinweisen auf andere Übersetzer, z. B. Schlegel, Baudissin u. a. m., wodurch die oft wohl überlegten, geistvollen Übersetzungen Wielands im einzelnen mehr beleuchtet werden, allerdings auch seine gelegentlichen Irrtümer. — Die Orthographie des Dichters der „Abderiten“ ist übrigens eine recht buntscheckige und von den Normen unseres Meisters Duden himmelweit entfernte.

2) Wielands gesammelte Schriften. Herausgegeben von der deutschen Kommission der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. Dritter Band. Poetische Jugendwerke. Dritter Teil von Fritz Homeyer. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 518 S. 8. 10 ℳ.

Der Band ist außerordentlich geschmackvoll ausgestattet und

sehr sauber gedruckt. Er enthält eine Reihe Wielandscher Jugendgedichte. Abgesehen von einigen Odenfragmenten bringt er in Araspes und Panthea eine moralische Geschichte in einer Reihe (sic!) von Unterredungen: Das Heldengedicht Cyrus in fünf Gesängen; Das Drama Lady Johanna Gray; Das Trauerspiel Clementine von Porrette; Vorberichte zu den poetischen Schriften (1762 und 1770) und als Anhang die Abhandlung über den „Noah" seines Freundes Bodmer in Zürich. — Die Orthographie Wielands ist mit Recht beibehalten.

Homburg v. d. Höhe. W. Bauder.

---

1) A. Metz, Friederike Brion. München 1911, C. H. Beck. 237 S. 8. 4 *M*.

Friederike Brion und kein Ende! könnte man ausrufen im Hinblick auf die vielen Schriften und Abhandlungen, die sich seit ihrem Tode mit ihr beschäftigt haben. Und doch waren die Anklagen, die besonders in der letzten Zeit Froitzheim gegen sie erhoben hat, derart, daß man sich nicht wundern darf, wenn immer wieder die Akten ihres Prozesses, der ihren guten Ruf zu vernichten drohte, auf ihre Zuverlässigkeit und Beweiskraft untersucht werden. Denn um nichts Geringeres handelt es sich als um die Frage, ob wir in Friederike, deren Bild wir seit Goethes Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" im Zauber natürlichster Anmut und Unschuld zu sehen gewohnt waren, jetzt eine feile Dirne zu verabscheuen haben. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat alles, was gegen Friederikens Ruf vorgebracht wurde, noch einmal und zwar mit einer Gründlichkeit untersucht, daß nach meiner Ansicht auf Friederikens Ruf auch nicht mehr der geringste Schatten ruht und alles, was ihren guten Ruf zu vernichten drohte, in das Gebiet unbegründeten Klatsches oder böswilliger Verleumdung zu verweisen ist.

In dem ersten Kapitel „Goethe und Friederike" geht der Verfasser von Goethes Versicherung aus, daß von der Geschichte in Sesenheim dasselbe gelte was von seinen „Wahlverwandtschaften": es sei in diesen kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden, und sucht sodann mit Hilfe von urkundlichem Material, nämlich von Gedichten, Briefen und den aktenmäßigen Forschungen des langjährigen Seelsorgers von Sesenheim Lucius und einer Überlieferung aus dem Munde einer Sesenheimerin, aus dem Sesenheimer „Roman", in dem Goethe Wirkliches und Erdachtes zu einem ganz freien, nur nach poetischen Rücksichten entworfenem Bilde verbunden habe, die Wirklichkeit herauszuschälen. Das Romanhafte der Darstellung ergebe sich schon daraus, daß die Erzählung ohne jede Zeitbestimmung verlaufe, daß der Stoff durch zwei ihm von Haus aus ganz fremde Motive belebt wurde, nämlich durchgängige

Parallelen zwischen der Sesenheimer Pfarrersfamilie und der Familie Primrose aus Goldsmiths Vicar of Wakefield und anderseits das Hereinragen des Fluches, mit dem die französische Tanzmeisterstochter die Lippen des jungen Liebhabers Goethe geweiht und gefeit habe. Ferner sei der Besuch in Straßburg, auf den Goethe die Entfremdung zwischen ihm und Friederike zurückführe, von Goethe erfunden. Nicht der Standesunterschied habe ihn von der Verbindung zurückgeschreckt, sondern Goethe habe sich losgemacht, weil er seine glänzende Zukunft, die sich auf seinen dichterischen Genius aufbauen sollte, vorausgeahnt habe, weil ihm die Verbindung mit Friederike die Welt und das Leben, die er als Dichter in ihrer Tiefe, Höhe und Breite erfahren mußte, nicht weiter geöffnet hätte, als sie ihm durch seine Familie schon offen gestanden habe. „Er hätte müssen den Adlerflug unterbrechen und seinen Anspruch auf den Taubenstandpunkt eines häuslichen Idylls auf dem Grunde einer Frankfurter Ämterstellung herabmindern. Daß hieraus der universelle Dichter, als den wir Goethe bewundern, nicht hervorgehen konnte, liegt auf der Hand". „Friederikens Schicksal ist dadurch auch in dem Sinne tragisch, daß sie selbst es war, die dem Falken die Schwingen regen half, die ihn ihr entführen sollten". Der Verfasser hat Goethe nur den einen Vorwurf zu machen, daß er sich auf Kosten Friederikens und deren Eltern entlastet, die Rolle, die er einst in Sesenheim gespielt, in „Dichtung und Wahrheit" auf Kosten seiner Wirte verschönerte durch die wahrheitswidrige Darstellung, als sei er gegen seinen Willen und widerstrebend durch Friederike in die Liebe hineingezogen worden, und durch die offenbare Verdunkelung der Tatsache, daß seine Liebe zur bindenden, von ihm selbst herbeigeführten Verlobung gediehen, wofür er selbst nur eine ihm selbst unverbindliche Meinung und Annahme der Eltern und Verwandten bestehen läßt. Die beiden folgenden kürzeren Kapitel behandeln „Friederike und Lenz" und die späteren Schicksale Friederikens. Man könnte nicht sagen, daß ihr Bild, wie es aus dem Widerschein in Lenzens Seele uns entläßt, neben Goethes Schilderung überflüssig wäre. Waren doch Friederike Brion und Cornelia Schlosser „die beiden Götterbilder", die sich mit ihm aus dem Schiffbruch seines Lebens gerettet hatten und die auch in seinem Wahnsinn noch seine gequälte Seele tröstend umschwebten. Den größten Raum des Buches nimmt das Kapitel „Die Verleumdung" ein. „Hatte Friederike den Strahl der Dichtung, der sie unsterblich machen sollte, mit dem Glück ihres Herzens bezahlen müssen, so war sie auch noch in Gefahr, im Andenken der Nachwelt das ursprüngliche Gut des Weibes, die Ehre der Unbescholtenheit, zu verlieren". Während sie von Seiten ihrer Umgebung sich allgemeiner Verehrung erfreute, weil Wohltun, Rat und Trost spenden, Unmündige erziehen und leiten ihr Leben zuletzt ausfüllten, und eine von ihr erzogene Dame ihrerzeit an

Pfarrer Lucius in Sesenheim schrieb: „Noch lange, wenn ich als Kind von einem Engel reden hörte, so dachte ich ihn mir wie Tante Brion in einem weißen Kleide"[1]), wagte es die Verleumdung, „in das Grab ihres Glückes hinterher auch noch ihre Ehre nachzuwerfen". Ja schon zu ihren Lebzeiten drohte Verleumdung ihr Bild zu trüben. Metz verfolgt nun die Ankläger bis in die letzten Schlupfwinkel und weist schlagend die Grundlosigkeit der Anklagen nach, deckt aber auch den Leichtsinn auf, mit dem man verfuhr, indem man die erste Pflicht gewissenhafter Berichterstattung, nämlich die Prüfung, gänzlich außer acht ließ. Er weist nach, daß es für alle die gegen Friederike erhobenen Anschuldigungen weder eine selbständige Familien- noch eine ursprüngliche Dorftradition gab, daß insbesondere das Verhältnis Friederikens zu ihrer Familie und ihr eigenes Bewußtsein von sich, wie es sich in einigen erhaltenen Äußerungen, Briefen, Stammbuchaufzeichnungen darstellt, das spätere Verhalten Goethes ihr und ihrer Familie gegenüber und briefliche Äußerungen von ihm, richtig ausgelegt, all die Anschuldigungen widerlegen, daß insbesondere die ersteren die Merkmale „einer mit sich im Frieden lebenden Seele tragen, einer Seele, die keinen Wunsch mehr für sich, aber auch keine dunklen Stellen in sich hat, einer Seele, auf der der Friede der Entsagung und der Trost des guten Gewissens ruht". Besonders scharf geht Metz mit Froitzheim ins Gericht, der in der neuesten Zeit in einzelnen Urkunden, besonders aber in den Aufzeichnungen des Pfarrers Gambs schweres Geschütz aufführte, das den Ruf Friederikens vollends zu Boden strecken sollte. Metz weist aber nach, daß Froitzheim von vornherein mit Voreingenommenheit an die Untersuchung ging, im Verhör der Zeugen mit Parteilichkeit verfuhr, die von ihm beigezogenen Urkunden höchst willkürlich behandelte, und daß seine Absicht einseitig auf den Schuldbeweis gerichtet war. Die Fragen, wie Friederike, die feile Dirne, und die allgemein geachtete Friederike zu einer Person zusammengehen, wie die Dirne in diesem geistigen und sozialen Milieu auch nur möglich war, wie ein Schandleben voll sinnlicher Wut nicht nur vor den Augen der Welt verborgen bleiben, sondern wie es einen Goethe noch in später Erinnerung zu verherrlichender Darstellung begeistern und rühren konnte, diese Fragen kümmern Froitzheim nicht oder er findet sich mit ihnen mit den billigsten Mitteln ab. Auf Gambs' Aussagen ist vollends nichts zu geben; denn seine Autobiographie zeigt uns einen Abenteurer und Phantasten mit hervorstechendem Einschlag von Eitelkeit, Selbstgefälligkeit und Selbstbespiegelung, der, wenn die Führung ins Böse geht, die Führung andern zuschiebt und selber sich als den Verführten hinstellt, dessen Menschenschilderungen subjektiv verzerrt und nur mit Kritik zu verwerten sind.

---

[1]) Bielschowsky, Friederike und Lilli. München 1906, S. 62.

Seine Verleumdung ergibt sich ganz offenkundig aus einer Gegenüberstellung der Gambsschen Schilderung und des Briefes Goethes an Frau von Stein vom 25. September 1779 über seinen Besuch in Sesenheim, also aus der Zeit, wo Friederike Gambs nach dessen Darstellung so schamlos geködert haben soll. Eine ebenso verdiente Abfertigung wie Froitzheim erfährt Engel, der in seinem Buche „Goethe, der Mann und das Werk“ zwar die Untersuchungen Froitzheims ablehnt, aber in Friederike Gretchen, die Verführte, in Goethe den Verführer und Feigling sieht, welcher sich vor der leichtsinnig heraufbeschworenen Verantwortung davon gestohlen habe, ja geheimnisvoll auf noch Schlimmeres hindeutet, fußend auf Stellen in Goethes Briefen an Salzmann, um Pfingsten und am 28. November 1771 geschrieben. Daß diese Stellen ganz anders gedeutet werden müssen, weist Metz überzeugend nach, ebenso daß Fausts Gretchen auf keinen Fall als Beweismittel für Friederikens Verführung durch Goethe verwertet werden darf, daß Friederike überhaupt nicht, wie Hermann Grimm und auch Bielschowsky meinten, als Urbild Gretchens angesehen werden darf, daß Goethe, wenn man nicht an das Frankfurter Gretchen als Urbild denken will, in Frankfurt wie in Leipzig den Typus der Verführbarkeit hinreichend studieren konnte. Zudem, wenn Goethe in derselben Zeit, in der er die Gestalt Gretchens schuf, in den beiden Dichtungen „Götz“ und „Clavigo“, in denen ihm nach seinem eigenen Geständnis Friederike wirklich Modell gestanden, für ihre Vertreterinnen den Namen Maria, also der Himmelskönigin, wählt, so muß er mit einer Art religiöser Andacht an Friederike zurückdenken, in ihr vielmehr die Unberührbare und nicht eine der leicht Verführbaren gesehen haben, kann also nicht zu gleicher Zeit in ihr unter dem Namen Gretchen den Typus der Verführbarkeit hingestellt haben. Metz bringt eine Reihe von Zeugnissen bei, aus denen hervorgeht, daß edle Weiblichkeit, weibliche Reinheit nirgends sicherer war als bei Goethe, und weist auf Goethes Verhältnis zu Christiane hin zum Beweis, daß es nicht Goethes Art war, vor einer selbstgeschaffenen Verantwortlichkeit gewissenlos sich davon zu stehlen. Nur unterschreiben kann man das Urteil, das Metz (S. 200 f.) über die „Modellriecherei“ fällt. „Die Modellriecherei droht in der Goetheforschung zum Unfug zu werden, nachdem sie schon bei Bielschowsky auf einen Gipfel getrieben ist, der eher zur Umkehr mahnt. Sie verkennt das Wesen der dichterischen Empfängnis. Wo ein gegebenes Einzelnes nur getreu abgeschrieben wird, da ist überhaupt nur der Vorhof der Dichtung betreten. Diese beginnt erst, wo der Dichter entweder vom gegebenen Einzelnen ausgehend, dieses durch Ausscheiden und Ergänzen ins Allgemeingültige erhebt, oder wo aus vielen Einzeleindrücken der Typus schon von selbst in seinem Geiste zusammengeronnen ist, so daß er nur in sich zu schauen und gleich von innen heraus zu gestalten braucht“. Der

Verfasser darf als das Resultat seiner gründlichen Untersuchungen mit Fug und Recht behaupten, daß von dem ganzen Klatsch und Tratsch gegen Friederike Brion nicht der Schatten eines Beweises zurückgeblieben ist, und darf hoffen, daß seine Darlegungen dazu beitragen, „die Gestalt der edlen Dulderin, die nicht viel gesündigt und viel geliebt, sondern an der viel gesündigt ist und die dennoch bis an ihr Ende geliebt hat, von dem „grauen Ekel“, mit dem die Verleumdung sie umspann, wieder zu befreien und dem Leser von „Dichtung und Wahrheit“ die ungetrübte Freude an dem schönsten Frauenbild der Weltliteratur zurück zu geben“.

2) **Schillers sämtliche Werke.** Historisch-kritische Ausgabe in zwanzig Bänden. Herausgegeben von O. Güntter und G. Witkowski. Zwanzigster Band in zwei Abteilungen. Leipzig 1911, Hesse & Becker. IV u. 523, 110 S. 8. 2 *M*.

Mit dem vorliegenden Band ist diese Schillerausgabe, deren Vorzüge bei der Besprechung der früher erschienenen Bände in dieser Zeitschrift hervorgehoben wurden, abgeschlossen. Er enthält die Lesarten (erste Abteilung) und die Register (zweite Abteilung). Schiller wollte die Entstehung seiner Werke nicht sichtbar werden lassen; man sollte nicht bemerken, wie er mit dem Stoff gerungen habe. Er liebte es deswegen, die Vorstudien, Entwürfe, Szenarien zu vernichten. Das Werk als solches sollte wirken. Und doch sind uns viele Werke in den ersten Fassungen, in Bühnenhandschriften, durchkorrigierten Druckmanuskripten erhalten. Diese verschiedenen Fassungen miteinander zu vergleichen gewährt nicht nur einen hohen Genuß, sondern ist auch überaus lehrreich sowohl hinsichtlich der Persönlichkeit Schillers als auch hinsichtlich seiner Werke. Wir sehen aus solchen Vergleichungen, um nur einiges herauszuheben, wie Schiller den Stoff zu bemeistern suchte, wie er in willensstarker Selbstzucht in der späteren Fassung Teile einer früheren Fassung unterdrückte, weil sie, wenn auch an und für sich von vortrefflicher Ausführung, doch den Organismus des Ganzen gestört hätten oder weil die spätere Fassung von größerer Wirkung war. So hat Schiller die herzige Szene zwischen Demetrius und Lodoiska in die spätere Fassung des „Demetrius“ nicht aufgenommen, weil er den Anfang der Tragödie höchst wirksam mit der Reichstagszene beginnen wollte. Oder es werden Charaktere deutlicher und Handlungen erscheinen besser begründet, wenn wir frühere Fassungen beiziehen. So z. B. wird in den „Piccolomini“ I 3 V. 281 f. die Anhänglichkeit Illos an Wallenstein trefflich motiviert, als auf die Worte Questenbergs: „Dieser Illo, fürcht' ich, denkt noch schlimmer als er spricht“, Oktavio erwidert (in unserem Bande S. 64):

„Er ist
Die rechte Hand des Fürsten, den er selbst
Zum Werkzeug brauchet einer alten Rache,

Die Östreich unversöhnlich er geschworen.
Verbrechenshalber von dem Heer gejagt
Schon vor dem Kriege, fand er einen Freund
Im Fürsten, der ihn aufnahm und erhöhte
Und Trotz dem Kaiser beut durch solchen Diener".

Schon Bellermann (Schillers Dramen, zweiter Teil, dritte Auflage, S. 92 f.) bedauerte, daß in den „Piccolomini" II 6 nach Vers 878 die Stelle (in unserem Band S. 201):

Wallenstein. Der hohle Mensch (Isolani)! — Und Buttler, der Dragoner?
Illo. Was hast du mit dem stillen Mann gemacht?
Der kommt hierher, ganz Ernst für dich und Eifer.
Wallenstein. Er ist der unsere, und ich weiß warum.

aus dem Manuskript nicht in die gedruckte Ausgabe aufgenommen wurde; denn diese Worte ließen uns, wie Bellermann sagt, ein verstecktes Mittel dieser Art (den Streich, den Wallenstein dem Buttler durch seinen hinter Buttlers Rücken an den Kaiser geschickten Brief spielt) ahnen und wären dramatisch ungemein wirksam. Wir bekommen ferner durch die Vergleichung der Lesarten einen Einblick in Schillers Verhältnis zur lebendigen Bühne — man vergleiche nur die Theaterbearbeitungen der Jugenddramen —, ferner in die stilistischen und sonstigen formalen Wandlungen, die die Werke Schillers durch dessen stets nachbessernde Hand durchgemacht haben. Es ist nur zu billigen, daß der Herausgeber von den Lesarten bloß graphischen Charakters (Schreibfehlern, Druckfehlern) absah und nur sachliche Abänderungen (charakteristische Wortvertauschungen, Weglassungen oder Hinzufügungen größeren oder geringeren Umfanges), sprachliche und rhythmische Umformungen berücksichtigte. Da es manchem Leser von Schillers Werken erwünscht ist, einzelne Werke Schillers, z. B. Don Carlos, nicht bloß in der endgiltigen Redaktion und die abweichenden Fassungen in Form von Lesarten kennen zu lernen, so möchte ich an den rührigen Verlag die Bitte richten, von solchen Fassungen selbständige wohlfeile Neudrucke zu veranstalten, z. B. von der Thaliafassung und der Buchausgabe des Don Carlos von 1787, oder in einem Bande sämtliche Fassungen nebeneinandergestellt zum Abdruck zu bringen, wie dies Bächtold mit Dramen Goethes getan hat. — Die zweite Abteilung enthält ein Register der Werke Schillers und ihrer Erwähnungen innerhalb dieser Ausgabe, ein Register sämtlicher Personennamen, ein Register aller in der Ausgabe erwähnten Bücher und Aufsätze mit Nachweis der Autoren, endlich ein Register der häufiger als Zitat vorkommenden Stellen aus Schillers Werken.

So schließt dieser Band die höchst verdienstvolle Schillerausgabe würdig ab.

Offenburg in Baden. L. Zürn.

---

1) (Alfred) von Sanden, Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen. Elfte Auflage. Breslau 1911, Ferd. Hirt. 100 S. 1 *M*.
2) Paul Beer, Übungsbuch zu v. Sandens Deutscher Sprachlehre für höhere Schulen. Breslau, 1911, Ferd. Hirt. 56 S. 0,60 *M*.

Die erste Auflage der Deutschen Sprachlehre von v. Sanden, die im Februar 1902 erschien, ist von Richard Jonas im 57. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 252 ff. unter angelegentlicher Empfehlung besprochen worden. Ein Zusatz über die noch vor dem Druck der Besprechung im November 1902 veranlaßte zweite Auflage von 1903 schloß mit den Worten: „daß in so kurzer Zeit — in kaum drei Vierteljahren — eine zweite Auflage des Büchleins notwendig wurde, ist ein Beweis dafür, daß es mit Beifall aufgenommen worden ist; dies bestätigt eben unser Urteil“. Ebenso sprachen sich rühmend aus über die erste Auflage Arnold Zehme in der M. f. h. Sch. 1902 S. 708 und über die zweite Auflage Alfred Habich in der Z. f. d. U. 1903 S. 664 ff. Seitdem sind weitere neun Auflagen, deren letzte das 34. bis 38. Tausend umfaßt, so rasch einander gefolgt, daß im Durchschnitt auf jedes Jahr eine neue Auflage kommt und zwar in einer durchschnittlichen Stärke von 3000 bis 4000 Abzügen, ein Umstand, der die anerkennenden Urteile der genannten Herren Kollegen in so nachdrücklicher Weise bestätigt, daß sich jede weitere Empfehlung erübrigt.

Unablässig hat der Verfasser, durch diesen außerordentlichen Erfolg angespornt, von Auflage zu Auflage an dem Buche gebessert und auch durch erhebliche Zusätze und Erweiterungen den öffentlich und brieflich ihm ausgesprochenen Wünschen Rechnung getragen. Es ist daher die kleine Sprachlehre von der ersten bis zur elften Auflage von 43 auf 100 Seiten noch dazu von etwas größerem Format angeschwollen und im Preise von 0,50 auf 1 *M* gestiegen. Auch ist sie mit der elften Auflage aus Friedrich Ebbeckes Verlag in Lissa in den Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau übergegangen, der das größere Format seiner anderen Schulbücher gewünscht hat. Da infolge dieser Umstände nicht bloß die Zahlen der Seiten, sondern auch die der Paragraphen sich verschoben, dazu auch die Nummern, vor allem in II § 35, bisher 36, und die Reihenfolge, z. B. in I § 60, sich geändert haben, die Zusätze aber von den Anhängen abgesehen nicht als solche kenntlich gemacht sind, so ist die elfte Auflage kaum noch neben den älteren ohne erhebliche Störung zu gebrauchen. Man darf indessen wohl annehmen, daß der geringe Preis des Buches die baldige Ersetzung der älteren Auflagen durch die neueste erleichtert und daß der neue Verlag bei der Größe der Auflage zu einem billigen Umtausch alter Auflagen gegen die neueste sich bereit erklärt, so daß aus dem Verstoß gegen die Bestimmung der preußischen Min.-Verf. vom 19. März 1893, Absatz 3 der weiteren Benutzung des Büchleins Schwierigkeiten nicht

erwachsen. Hoffentlich wird aber ein weiteres erhebliches Anschwellen des Buches vermieden. Ein besonderer Vorzug von ihm besteht doch eben darin, daß es bei geringem Umfange in knapper und klarer Form dennoch mit einer gewissen Vollständigkeit alles das bringt, was für die grammatische Unterweisung in der Muttersprache an den höheren Schulen notwendig ist, ganz im Sinne der „Lehrpläne und Lehraufgaben", die vorschreiben, dem Schüler einen sicheren Maßstab für die Beurteilung des eigenen und fremden Ausdrucks zu bieten, ihn auch noch später in Fällen des Zweifels zu leiten und ihm einen Einblick in die Eigenart und die Entwickelung seiner Muttersprache zu geben, ohne daß die deutsche Grammatik wie die einer Fremdsprache behandelt wird.

Wichtig und wertvoll ist in der elften Auflage die Beigabe eines ausführlichen Sachregisters S. 96—100. „Mehrfach geäußerten Wünschen entsprechend", hat der Herr Verfasser in der neuesten Auflage auch einen Abriß der Metrik hinzugefügt, der im allgemeinen wohl als dankenswert mit Beifall aufgenommen werden wird. Aber es steht darin doch recht vieles, was Schüler des Gymnasiums anderweit und in anderer Form lernen und eventuell in einem Anhang der lateinischen Grammatik vorfinden, davon ganz abgesehen, daß Horaz S. 94 ausdrücklich als Römer bezeichnet wird. Dementsprechend ist auch in den übrigen Teilen des Buches durch erläuternde Zusätze und durch Erweiterungen mehr und mehr, wie mir scheint, auf den Gebrauch des Buches in Realschulen Rücksicht genommen worden. Im Interesse des Gymnasiums liegt eine größere Beschränkung in diesen Dingen. Von den Bedürfnissen des Gymnasiums ist der Herr Verfasser ausgegangen, als er aus den Lehrplänen der von ihm geleiteten Anstalt sein Büchlein herausgab, so daß Jonas a. a. O., obwohl auf dem Titel allerdings von Anfang an „für höhere Schulen" statt „für Gymnasien" zu lesen war, u. a. auch das rühmend hervorheben konnte, daß v. Sandens Lehrgang sich ganz dem Gymnasium anpasse; das sehe man auf jeder Seite. Dies kann man von der elften Auflage nun nicht mehr mit derselben Bestimmtheit sagen: die buchhändlerische Spekulation hat hier verbreiternd und erweiternd eingewirkt. Das Gymnasium aber hat auf das Büchlein sozusagen die älteren Rechte, und vom Standpunkt des Gymnasiums ist zu wünschen, daß der Herr Verfasser zu der alten Beschränkung zurückkehrt. Wenn die Lehraufgaben im Deutschen auch für alle Schularten dieselben sind, so muß doch, wie Jonas a. a. O. mit Recht bemerkt hat, die Art der Behandlung sich nach der Eigenart jeder einzelnen Schulart richten; und die Eigenart des humanistischen Gymnasiums mit Latein von Sexta ab verlangt, daß der Betrieb der deutschen Grammatik zu dem altsprachlichen Unterricht, namentlich dem lateinischen, nicht bloß in eine gewisse (Jonas), sondern in eine grundsätzliche und stetige Beziehung gesetzt wird. Für andere Schulen und deren eigenartige

Bedürfnisse sollten also event. lieber besondere Ausgaben unter den beliebten Bezeichnungen B, C usf. veranstaltet und herausgegeben werden. Voraussichtlich wird der neue Verlag, der mit der Ausgabe G von v. Seydlitz' Geographie wohl einen Weltrekord auf diesem Gebiete errungen hat, sich dazu gern bereit finden lassen. Hören wir doch aus dem Vorwort zu Beers Übungsbuch, daß schon eine systematisch anzuordnende Nebenausgabe der Sprachlehre vorbereitet wird. Für die Gymnasien könnte dann der Herr Verfasser in einer Ausgabe A unter mancherlei Ersparnissen sogar wieder zu einer geringeren Zahl von Seiten zurückkehren. Für die dem lateinischen entstammenden Fachausdrücke, z. B. Substantiv und Adjektiv, bedürfen unsere Schüler auch in Sexta deswegen kaum einer Erläuterung durch deutsche, weil sie deren Kenntnis schon aus der Vorschule mitbringen.

Die Einrichtung des Buches darf ich als bekannt voraussetzen, ich beschränke mich daher auf einige Einzelbemerkungen. Auf dem Titelblatt vermisse ich den Vornamen des Herrn Verfassers. — I § 4 verdienen die subjektslosen Sätze Berücksichtigung, in denen *es* nur die Stelle des fehlenden Subjekts vertritt: *es regnet*. — § 16 f. vermißt man die Regel über den Plural der Wörter auf *el* und *er* mit ihren Ausnahmen (vgl. II § 17, 2). — § 30 steht noch ein überflüssiges *sog.*, wie II § 15 ein ebenso überflüssiges *sogen.* — Zu § 32 wäre eine kurze Bemerkung über die Wortstellung und den Satzton in Fragesätzen zu wünschen, insbesondere auch über den Unterschied des Satztones in Satz- und Wortfragen, auf den man Primaner oft und gelegentlich auch junge Lehrer hinweisen muß. — Von § 26 ab fehlt öfter vor Aufzählungen das Kolon. Zwar liest man § 68 B *Ein Kolon kann vor einer Aufzählung stehen*; aber damit ist doch wohl nicht gemeint, daß man mit seiner Setzung abwechseln solle. Die Ungleichmäßigkeit in der Setzung dieses Kolons ist, von einigen offenbaren Schreib- oder Druckfehlern abgesehen, die einzige, die in der Formung und Gestaltung des Textes, soweit ich sehe, noch übrig geblieben ist. — § 39, 3b sollte ein Beispiel mit einer Präposition stehen: *Deutsche Grammatik von Schulz, Geheimem Regierungsrat*, da gerade in solchem Fall oft gefehlt wird und zwar nicht bloß von Quintanern. – § 46 wird *Hauptsätze* besser in seinem ersten Teil gesperrt gedruckt, weil gerade Nebensätze solcher Art häufig fälschlich durch ein Komma getrennt werden. — In den §§ 49—61 wäre irgendwo eine klare Bemerkung über die verschiedene Einteilung der Nebensätze je nach ihrem Ursprung, ihrer Anknüpfung, ihrem Inhalt, ihrem Verhältnis zum Subjekte des Hauptsatzes und ihrer Stellung erwünscht. Es werden jetzt diese verschiedenen Teilungen mit einander verbunden, ohne daß der Schüler über die verschiedenen Teilungsgründe immer zur Klarheit kommt, wie ich oft auf den verschiedensten Klassenstufen beobachtet habe. — In § 52 wären wohl schon zu erwähnen die Neben-

sätze, die kein äußeres Kennzeichen haben: *Er sagte, er werde morgen kommen* oder *er sagte, er kommt morgen.* Diese letztere Form ist auch § 58, 3 Anm. nicht erwähnt. Die Kenntnis beider Formen ist aber schon in Quinta wertvoll, damit der Quintaner von vornherein daran gewöhnt wird, nicht jeden acc. c. inf. durch einen Daß-Satz zu übersetzen. — In § 53, 3 sowie 58, 3 und 59, 3 usf. lies Konjunktionssatz statt Konjunktionalsatz. Jener Ausdruck, der mir von verschiedenen Seiten seinerzeit brieflich vorgeschlagen worden ist, ist in der Tat lautlich bequemer und inhaltlich klarer als *Konjunktional*satz und entspricht besser dem koordinierten *Relativsatz.* — Der Ausdruck *Konjunktionslose Sätze* oder Satzformen, um das gleich hier zu erwähnen, in § 62 Anm. und im Inhaltsverzeichnis S. 6 entspricht nicht der Sache. Es sollen darunter Nebensätze verstanden werden, die weder durch ein Relativ, noch durch *ob* oder ein *w*-Wort, noch durch eine Konjunktion an den Hauptsatz angeknüpft sind. Ich weiß dafür zur Zeit keinen anderen Ausdruck als Nebensätze ohne Anknüpfung, wenn man nicht asyndetische Nebensätze sagen will. — § 52 würde m. E. im ganzen besser so gefaßt: a. *Die Nebensätze werden an den Hauptsatz angeknüpft: 1) durch eine Konjunktion ... 2) durch ein Relativ* (nicht *Relativpronomen,* weil das zu eng ist) .... 3) *durch das Fragewort ob oder ein fragendes w-Wort ... 4) gar nicht durch ein besonderes Wort* (*asyndetisch*) ... b. *In Nebensätzen mit einem Anknüpfungswort steht das Verb oder das Hilfsverb am Ende.* — § 61 lies *Caesar, cum audivisset* mit einem Komma, da nur so klar wird, daß *Caesar* zu dem Hauptsatz gehört und der Hauptsatz den Nebensatz umklammert. — In § 64 I Anm. wird die Wendung *den Kopf in die Hand gestützt* irreführend durch ein hinzugedachtes *habend, haltend, tragend* verdeutlicht. Sie ist doch wohl jetzt als eine absolute Partizipialkonstruktion aufzufassen und daher ihre Erwähnung mit § 68 II zu vereinigen, für Schüler des Gymnasiums unter Hinweis auf das Griechische, wo es gerade wie im Deutschen eine absolute Partizipialkonstruktion im Akkusativ und im Genitiv gibt. Auch *stehenden Fußes, eilenden Laufs* wären also hier zu erwähnen, aus der älteren Sprache auch *währendes Tags, währender Nacht,* woraus durch falsche Worttrennung *während des Tages, der Nacht* geworden ist. Erklärt wird übrigens jetzt, so viel ich weiß, allgemein der Akkusativ des Partizips als alter Begehrssatz wie die Aufforderung *Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!* (vgl. L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart. 3. Auflage. Leipzig 1910, Voigtländer. S. 375 f.) — § 68 II B würde ich statt der problematischen lieber die assertorische oder gar die apodiktische Form sehen: *Ein Kolon muß vor einer Aufzählung stehen* (vgl. oben zu § 26 ff.). Auch in demselben § 67 wechselt übrigens das Setzen und Fortlassen des Kolons; § 67 II steht auch noch *und zwar,* das besser durch ein Kolon ersetzt wird. — II § 5.

In der Behandlung der Lautverschiebung hat sich mir das Merkwort *tamtam* praktisch erwiesen. — In § 12 könnten die Nummern 1 und 2 unbeschadet der Klarheit also zusammengefaßt werden: *die Vorsilbe ge fehlt, wenn die erste Silbe des Verbs nicht den Ton hat: regiert, durchdrungen, aber dúrchgedrungen.* — § 14 lies *Konj. des Imperf., Konj. des Präs.* usf. (siebenmal). — § 15 Abs. 2 sollte *möchte* hinter *würde* fortbleiben, da es nicht zur Bildung des Konditionals (so!) dient. Dagegen sollte nicht die Bildung eines zweifelnden Wunsches mit *möchte* unerwähnt bleiben, für den wir neben der des erfüllbaren und der des unerfüllbaren Wunsches abweichend vom Lateinischen und Griechischen, Französischen und Englischen eine besondere Form haben: *Möge er wachsen und gedeihen, aber möchte er endlich zu Verstand kommen.* Man kann bei der Übersetzung aus den Fremdsprachen oft wahrnehmen, daß sich die Schüler des Unterschiedes dieser Formen und des größeren Reichtums der Muttersprache in den Formen des Wunsches nicht bewußt sind. — Daß nach § 17, 2 bei *Bursche* und *Pantoffel* im Plural die starke Form vorzuziehen sei, entspricht nicht meinem sprachlichen Empfinden. Vielleicht sind sie im Plural schwach, weil sie auf fremdsprachliche Feminina zurückgehen (bursa, pantófola vgl. la pantoufle). Höchstens zu *Bursch* gibt es den Plural *Bursche.* — Die §§ 20—34 (Wortbildungslehre), die der Verfasser der O III zuweist, haben wir nach U II verlegt, weil bei zwei Wochensstunden die O III für die eingehende Behandlung dieses inhaltsreichen und wichtigen Abschnitts kaum Zeit übrig hat. — In § 36, 1 Abs. 2 ist das Kanzleihafte des Ausdrucks zu beseitigen; *besonders* zweimal, *zunächst, dann, usw., zumal wenn* wirken unangenehm. — Unter 11 wäre für Schüler des Gymnasiums ein Hinweis auf das griechische Perfekt wertvoll, das stets einen aus der Handlung hervorgegangenen Zustand bezeichnet und daher nie mit *worden* übersetzt werden darf. — Weggefallen sind in § 36 die nicht unwichtigen früheren Nummern 9 (*derselbe*) und 12 (*was*) . . — In der Metrik ist sehr beachtenswert, daß der Herr Verfasser durchweg das Kirchenlied herangezogen und seine Vers- und Strophenformen durch kurze Hinweise erläutert hat.

Die vorstehenden Bemerkungen werden dartun, daß der Berichter mit Interesse die elfte Auflage der Deutschen Sprachlehre einer gründlichen Durchsicht unterzogen hat. Auf Grund dessen kann er sein Urteil dahin zusammenfassen: Das kleine Buch hat im allgemeinen unbeschadet unseres oben S. 790 f. ausgesprochenen Wunsches durch die fortgesetzte Nachbesserung noch erheblich gewonnen. Die Auswahl des Stoffes ist durchaus angemessen, bietet weder zu viel, noch zu wenig. Die Darstellung ist knapp, klar und korrekt. Papier und Druck sind vortrefflich. Der Preis ist mäßig. Einen besonderen Vorzug hat das Buch im Unterschiede von vielen anderen sprachlichen Lehrbüchern noch in der

erfolgreichen Sorgfalt, die der Terminologie, ihrer Form und ihrer Gleichmäßigkeit, der Zeichensetzung, der Gliederung und dem Satz, kurz seinem äußeren Gewande gewidmet ist. Es kann in dieser Beziehung von ganz wenigen und geringen Unebenheiten, die im Vorgehenden erwähnt sind, abgesehen allen Verfassern und Herausgebern sprachlicher Lehrbücher als Muster und Vorbild empfohlen werden.

Das Übungsbuch von Paul Beer gleicht in der Auswahl, der Anlage, der Austattung, der Korrektheit u. a. durchaus der Sprachlehre, zu der es als eine Ergänzung auf Anregung des Verlegers unter Mitwirkung des Verfassers der Sprachlehre bearbeitet ist. Es folgt der elften Auflage und beschränkt sich auf die Unterstufe, also auf den ersten Teil der Sprachlehre. Der Stoff wurde nach folgenden Grundsätzen ausgewählt. Es wurde neben dem Hauptzweck der sprachlichen Übung Weite des Gesichtskreises und Schulung des Denkens erstrebt; geschmackvolle, wenn irgend erreichbar und verwendbar, dichterische Form wurde bevorzugt: auch wurde darauf gesehen, daß spätere Übungen an sich die Wiederholung früherer ermöglichen. Diese Grundsätze sind mit Geschick und Umsicht durchgeführt worden. So wird das Buch gewiß unter besonderen Umständen brauchbar und nützlich sein. Aber im allgemeinen erscheint mir doch ein solches Übungsbuch für die unteren Klassen des Gymnasiums, so lange wenigstens der deutsche Unterricht in den Händen wissenschaftlicher Lehrer liegt, was doch der Fall sein sollte, selbst wo Mittelschullehrer — leider! — zu gymnasialem Unterricht herangezogen werden, einmal nicht notwendig und sodann für die Schüler wie für die Lehrer zu elementar und — subaltern. Die Aufgaben für Sexta beginnen: 1. *Nenne aus der Welt, die uns umgibt*: *a*) *12 lebende Wesen*, *b*) *12 Dinge!* 2. *Suche aufserdem noch 12 Hauptwörter* (*Substantive*)! und selbst die Aufgaben der Quarta nach einer Wiederholungsaufgabe noch mit der Aufgabe 11 b: *Frage in den folgenden Sätzen nach dem Prädikat! Stelle fest, wie es in allen diesen Sätzen ausgedrückt ist!* Mit wenigen Ausnahmen werden die Übungen alle an einzelnen Sätzen vorgenommen. Man muß zugeben, daß die Sätze an sich gehaltreich und wertvoll sind. Aber sie wirken im besten Fall, wenn nämlich der Inhalt beachtet wird, zerstreuend und zeitraubend, da recht viele, wenn anders sie verstanden werden sollen, gar sehr der Erklärung bedürfen. Wenn wir jetzt im fremdsprachlichen Unterricht, sobald es irgend möglich ist, zu zusammenhängenden Lesestücken übergehen, so wollen wir die Jungen doch nicht im deutschen Unterricht mit einzelnen Sätzen plagen. Und wenn der Verfasser im Vorwort mit Recht sagt, daß die Tertien mit ihren zwei wöchentlichen Stunden für solche Übungen die Zeit nicht finden könnten, so daß er die Absicht, zu einigen Kapiteln des zweiten Teils der Sprachlehre ähnliche Übungen vorzulegen, vorläufig zurückgestellt habe, so haben

die drei unteren Klassen mit ihren drei, in Quinta auch nur zwei wöchentlichen Stunden m. E. bei der Mannigfaltigkeit der Aufgaben zu solchen Übungen ebenfalls keine Zeit; wenigstens ist die vorhandene Zeit bei uns zu schade dazu. Vielleicht liegen die Verhältnisse in der Provinz Posen etwas anders. Aber ich fürchte, Liebe zur deutschen Sprache und Begeisterung für ihre Art wird man durch solche Übungen auch den polnischen Jungen nicht beibringen. Ich meine daher, daß nur in besonderen Fällen, bei großer Unsicherheit z. B. oder im Privatunterricht oder im Falle großer Unerfahrenheit auf Seiten des Lehrers, einzelne Abschnitte des Buches gute Dienste leisten könnten. Im allgemeinen wird ein Lehrer, der an seinem rechten Platze steht, in der Verbindung mit der Lektüre oder in freier Erfindung von Beispielen die Tatsachen der deutschen Sprachlehre einüben und wiederholen und weder zu dem einen noch zu dem andern eines solchen Übungsbuches wie des vorliegenden bedürfen.

Neuruppin. Heinrich Begemann.

---

1) Karl Mangold, Abriß der deutschen Sprachlehre für höhere Schulen. Frankfurt a. M. 1911, Moritz Diesterweg. 75 S. 8. geb. 0,90 M.

„Deutsche Sprachlehren gibt es in Hülle und Fülle; aber keine gibt es, die einen staatlich gewährleisteten Inhalt bieten, und das ist es, was wir so dringend nötig brauchen“. So lesen wir bei Mor. Trautmann, Der Staat und die deutsche Sprache. Reden und Aufsätze 1911. S. 33. Nun, ein staatlich beglaubigter Inhalt liegt auch in dem Mangoldschen Buche nicht vor, wohl aber einer, der ihm dadurch die Berechtigung zu seinem Bestehen verleiht, daß sich in ihm, zumal beim Verb, Abweichungen von vielen der in Umlauf gesetzten Schulgrammatiken zeigen. Es soll damit sowohl Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung Rechnung getragen, wie eine unnötige Belastung der Schüler ferngehalten werden. Wenn Mangold im Anschluß an W. v. Humboldt darauf verweist, daß sich Sprachen — und vor allem gewiß die Muttersprache — nicht eigentlich lehren, sondern nur im Gemüte wecken lassen, so geht es doch immerhin ohne Lehre nicht ab, wenn einer Verfälschung des reinen deutschen Wortes vorgebaut werden soll, damit nicht „gar bald auch Kopf und Herz verwälschen“ (O. v. Leixner). Fragen wie die, auf welche Trautmann (a. a. O. S 51 f.) vergeblich von Primanern Antwort einzufordern glaubt, lassen sich durch eine Sprachweckung im Gemüte nicht erledigen: die Dinge wollen gelernt sein, und sie können, auch wenn dem Deutschlehrer die Zeit nur knapp zugemessen ist, m. E. an der richtigen Stelle gelernt werden, wofern sich in der Hand der Schüler kurze und alles Wesentliche umfassende Übersichten befinden. Für Trautmanns Ansprüche in den oberen

Klassen müssen diese allerdings mehr enthalten, als das Mangoldsche Büchlein bietet. Immerhin zeichnen dieses gute Überblicke aus, so der über die Laute, über den Gebrauch der Modi in Objektssätzen, über die Zeiten der direkten und der indirekten Rede, so auch der anhangsweise gegebene über die grammatischen Fachausdrücke. Hier stimme ich dem Verfasser darin zu, daß wir die in der Wissenschaft eingebürgerten Fremdlinge lieber beibehalten, statt sie durch die deutschen künstlichen Bildungen zu ersetzen, die wir wohl zumeist dem ehrsamen Braunschweiger Sprachforscher verdanken, der, ein „Suchender" in der Fruchtbringenden Gesellschaft, nicht immer das Rechte getroffen hat (siehe auch meine Bemerkung im 63. Jahrgang dieser Zeitschrift 1909 S. 648). An andern Stellen seines Buches gehe ich nicht Hand in Hand mit dem Verfasser. Im Kapitel von den Satzzeichen kennt er das Semikolon überhaupt nicht oder will es nicht kennen. Ebenda spielen in Nr. 7 die Begriffe „trennen" und „verbinden" und die Konjunktion „also" (S. 69 Z. 3 v. o. — vgl. Nr. 8) eine Rolle, die mir ebenso wenig einleuchtet wie die der Beispiele in Nr. 9 (ebda. Z. 16 und 17 v. u.) zu den „ungleichartigen" Satzgliedern. Übrigens sollen diese durch Adverbia wohl „hervorgehoben" sein. Was heißt ferner S. 4 Anm.: ein e sei in i übergegangen nach i einer folgenden Silbe? Das Buch bedarf für eine neue Auflage einer nochmaligen Durchsicht.

2) Karl Menges Dispositionen und Musterentwürfe zu deutschen Aufsätzen für obere Klassen höherer Lehranstalten. Dritte, verbesserte Auflage von O. Weise. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. VIII u. 132 S. 8. kart. 2 *M*.

Das Buch enthält auch jetzt wieder eine größere Zahl von geschichtlichen und literarischen Themen, die in der ersten Auflage zu kurz gekommen waren und daher schon in der zweiten Auflage eine Erweiterung erfahren haben. Wie O. Weise in dieser weniger geeignete Dispositionen getilgt und durch andere ersetzt und zugleich die vollständig ausgeführten Arbeiten der Zahl nach etwas vermehrt hatte, so hat er diesmal solche Aufgaben, die in der Gliederung der Gedanken noch Mängel zeigten, umgearbeitet und auch sonst an manchen Stellen Änderungen vorgenommen, durch die er den Wert des vielbenutzten Buches zu erhöhen meinte. Etlichen der von ihm zumal in der dritten, allgemeine Fragen betreffenden, Abteilung behandelten Themen begegnet man wohl auch in anderen Sammlungen, doch bleibt dem vorliegenden Buche und seinem Herausgeber das seiner Zeit schon von Menge selbst in Anspruch genommene Verdienst einer eigenartigen und selbständigen Durcharbeitung des dargebotenen Stoffes. Wer mit Neudecker, Der deutsche Aufsatzunterricht auf der Oberstufe der Gymnasien S. 9 die drei Hauptgruppen von Themen darin erkennt, daß diese den Umfang, den Inhalt oder die Zusammengehörigkeit

von Begriffen aufzuzeigen haben, d. h. in Definitionen, Gliederungen oder Begründungen (nebst Widerlegungen) bestehen, wird sich nach dem Inhaltsverzeichnis bei Menge-Weise ohne große Schwierigkeit die Aufgaben dem entsprechend ordnen können. Wenn diese auch manches „Moderne“ und heute im Schulunterricht zum Teil geradezu Geforderte berücksichtigen, so dient das höchstens zur Empfehlung des Büchleins, das schon um deswillen auch fernerhin für den Schulbetrieb des Deutschen gern herangezogen werden wird, weil meist sein Inhalt auf dem beruht, was bei der Rückgabe tatsächlich angefertigter Arbeiten „mit Zusammenfassung des gesamten von den einzelnen Schülern gebotenen und vom Lehrer ergänzten und berichtigten Stoffes“ der Klasse vorgetragen worden ist. So regt er den Benutzer des kleinen Werkes zu nachdenklicher Betrachtung an.

3) Alfred M. Schmidt, Kunsterziehung und Gedichtbehandlung. Erster Band. I. Ästhetik der deutschen Dichtung. II. Behandlung der deutschen Dichtung im Unterrichte. Zweite, verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Leipzig 1911, Julius Klinkhardt. XII u. 438 S. gr. 8. geb. 6,20 ℳ.

Das Albert Köster gewidmete Buch, dessen erste Auflage in fünf Jahren vergriffen worden ist und eine Reihe günstiger Besprechungen durch hervorragende Fachmänner gefunden hat, hat sich somit offenbar bewährt. Für die neue Ausgabe sind die ästhetischen Betrachtungen vervollständigt worden; auch sonst ist mancherlei hinzugekommen. Es lag dem Verfasser daran, allen die Dichtung aufbauenden Elementen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Handelt es sich doch für ihn um eine poetische Unterrichtsarbeit und mithin um praktische Brauchbarkeit des Gebotenen. Er ist sich dabei bewußt, daß der Inhalt seiner Ästhetik auch an höheren Schulen nur in Auswahl zu verarbeiten ist; dem Lehrer aber sollen die Richtlinien deutlich gezogen werden, ohne die er sich zumal die Lehre von der Rhythmik nicht ausreichend aneignen könne. Ihr gesellen sich die Melodik und eine tieferem Verständnis dienende Gesamtdarstellung des poetischen Kunstgehaltes, die indessen nicht auf ein ästhetisches Einzelwissen abzielt. Dagegen werden die Vortragsübungen im Unterrichte unter Verwendung der fragenden Lehrform mit Nachdruck hervorgehoben.

Wenn der Verfasser behauptet, nirgends werde mehr auf die Sprachform als auf die inhaltliche Vertiefung in seinem Buche eingegangen, so schließt das nicht aus, daß ihm bei der ersteren doch mancherlei Übertreibungen zur Last fallen. Ich wenigstens habe mich bei seiner Kenntnisnahme dieses Eindrucks nicht ganz erwehren können. Das ihm gesteckte Ziel ist die Erziehung zu künstlerischer Kultur, die Mitteilung der Fähigkeit, hinter den Worten stets etwas zu schauen und zu erleben und diese Erleb-

nisse ins Reich der ewigen Idee zu erheben. Seine Methode hat sich dem Verfasser durch die eigene Praxis selbst für einfachste Schulverhältnisse — für die natürlich manche Einzelheit beiseite bleiben muß — als die richtige herausgestellt. Die feinen Beziehungen zwischen Inhalt und Form seien, so klagte er vor fünf Jahren, sehr zum Schaden der Schule nur ganz wenigen bisher klar geworden, weil sie dem musikalisch-psychologischen Werte der Form nicht beikamen. Hier sei noch viel zu lernen, teils von Hildebrand, Sievers, Saran, Köster, Minor u. a., teils aus den Ergebnissen der Kunsterziehungstage. Verbindliche Musterlektionen zu bieten, hat Schmidt ferngelegen. Inzwischen ist auch der mir noch nicht zu Gesicht gekommene erste Teil eines zweiten Bandes zur weiteren „Vertiefung in die poetischen Inhalte" erschienen, die sich ohne „die wunderbare Einheit von äußerem Erleben und innerem Durchdringen der Erlebnisse mit allen Kräften der individuellen Persönlichkeit" nicht gewinnen lassen.

Das vielfach im Anschluß an bewährte Vorbilder entworfene und doch auch eigenes Gepräge tragende Buch zerfällt in die beiden Teile: Ästhetik der Dichtung (Wesen der dichterischen Kunst; Rhythmus; Reim und Sprachmelodie; Stil; das Kunstwerk als Ganzes) und: unterrichtliche Behandlung der Dichtung (Methodik der Gedichtbehandlung mit Lehrbeispielen und kunstgemäßen Erläuterungen). Dem nicht leicht durchzuarbeitenden Werke kommt das ihm beigegebene alphabetische Namen- und Sachregister zustatten. Auch weiter wird es seinen Weg gehen; denn sicher ist es nicht ohne Interesse, zu sehen, wie der für seinen Gegenstand erwärmte Verfasser sich gegen etwaigen Widerspruch mit ihm durchzusetzen sucht. Ich persönlich vermag ihm nur bedingt Gefolgschaft zu leisten. Angesichts seines mikrologisch arbeitenden ästhetischen Scheinwerfers fallen wohl auch manchem andern die Worte des königlichen Dichters von Bayern ein: „Nicht ordnen darf die Worte man noch messen: begeistern nur kann die Begeisterung". Man denkt auch etwa an eine Äußerung, die Wilh. Raabe einmal getan haben soll: ein ästhetisches Gespräch könne ihn, den Poeten, in den Sumpf jagen, und die Behandlung des Stils in Klopstocks Kriegslied (Heinrich dem Vogler) bei Schmidt S. 237 zwingt uns fast, ihm mit dem Dichter selbst zuzurufen: Künstle nicht, wenn du den schlängelnden Gang an dem langen Ufer deiner strömenden Belehrungen schwebend hinabgehst! Ist Klopstock wirklich heute kein Klassiker mehr (Ziegler, Allgem. Pädag. S. 47), so werden Tüfteleien, wie die Schmidtsche zur Fanny-Ode (S. 221—226), die „das Rechnen mit den Gedanken" wieder noch künstlich berechnen, ihn uns schwerlich als solchen zurückerobern. Bei aller Freiheit, die der Verfasser dem Lehrer läßt, will er diesem vor allem zeigen, wie es zu machen sei. Um den Erfolg dieser Bemühung wird er sich vielfach, fürchte ich, durch die gar zu breite Anlage seines Werkes gebracht sehen.

Man hat mit Recht gesagt, wer etwas Nennenswertes mitzuteilen habe, tue gut, sich bündiger Kürze zu befleißigen. Es hilft doch nichts: der Lehrer hat noch manches andere zu erledigen, als sich mit Kunsterziehung und Gedichtbehandlung abzugeben. Mit K. Neff, Das pädagogische Seminar S. 99 müssen wir uns darein finden, daß wir in der Zeit der Maschine und der Elektrizität leben und daher auch der Unterricht (Kurzstunden!) nicht mehr so „gemütlich" ist wie früher. Auch in Einzelheiten stehe ich auf anderm Standpunkte als der die Dinge ohne Zweifel vielseitig erwägende Gedichtausleger. Die Art, wie er — freilich maßvoll — den Schillerschen Grafen von Habsburg (s. auch Leuchtenberger, Vademecum S. 85) auf S. 376 ff. abschnittweise vorführt, läßt mich an das zurückdenken, was ich vor langen Jahren gegen die heuristisch aufbauende Darbietung in einem Aufsatze dieser Zeitschrift, XXXXIII. Jahrgang, 1889 S. 705 ff. vorgebracht habe. Das damals dort Bemerkte sehe ich der Hauptsache nach noch heute ebenso wenig Anlaß zurückzunehmen wie etwa das Wesentliche von dem, was ich in meiner Programmabhandlung von 1895 (wissensch. Beilage zum Jahresbericht des Lessing-Gymnasiums in Berlin) S. 21 ff. über die Berücksichtigung der äußeren Form der zur Besprechung stehenden deutschen Gedichte den Fachgenossen glaubte vorlegen zu sollen. In dem Punkte gebe ich einem der früheren Beurteiler des Schmidtschen Buches recht, daß sich sein Inhalt — und dies ist ohne Zweifel ein Vorzug, den es vor anderen hat — nicht mitteilen läßt. Man muß es sich durch eigene Lektüre erarbeiten, um dem Verfasser gegenüber die Stellung zu finden, die man erstlich der Sache, dann aber auch ihrem energischen Vertreter schuldig sein dürfte. Denn wie sagt doch Goethe? „Gibt man dem Erklärer zu, daß er nicht gerade beschränkt sein soll, alles, was er vorträgt, aus dem Gedicht zu entwickeln, sondern daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht entwickelt, so darf man eine gehaltreiche Arbeit billigen und mit Dank erkennen". Das „an" statt des „aus" wird nun Schmidt allerdings für seine Person in Abrede stellen. Sein ganzes Buch aber widerspricht dem und soll ihm widersprechen, was man früher lehrte: „An den Liedern muß nur das Notwendigste und dieses möglichst einfach und leicht erklärt werden. Eine Blume erfreut am meisten, wenn sie eben ihren Blütenkelch aufschließt und den süßen Wohlgeruch demselben entströmen läßt; ihre Schönheit und Anmut vergeht, wenn sie auseinander gepflückt wird; nicht die einzelnen Teile, sondern nur die ganze Blume vermag zu entzücken" (Bürgel-Wimmers, Die deutsche Lektüre in Lehrerbildungsanstalten. Zweites Jahr. S. 33). Es widerspricht tatsächlich auch dem, was uns heute noch gesagt wird: „Jeder Eindruck, den etwas Schönes auf uns macht, wird abgeschwächt, wenn man dieses zu viel analysiert. Also kein Zerzausen des Gedichtes, kein „Hineinschauen in die Werkstatt des

Dichters", wie manche ihr gewaltsames Eindringen in die Einzelheiten, an die des Dichters Geist nie dachte, stolz benennen" (K. Neff, a. a. O. S. 98). Mag Otto Ernst (Buch der Hoffnung II. S. 106) seine Schläge auf die „gerechten Kammacher" austeilen, die auf Brotdosen und Ordnungsmappen Jagd machen, so steht mir gleichwohl auch hier sein Wort vor der Seele: „Zur Kunst des Lehrers gehört eine sorgfältige und liebevolle Beachtung des Details . . . Man kann aber auch aus großen und edlen Motiven in der Pflege des Kleinen übertreiben in der holden Täuschung, daß man das ersehnte Ideal verwirklichen müsse, wenn man nur jedes, auch das kleinste Mittel ausnutze . . . Das Charakteristische ist aber, daß man bald genug einsieht, man finde bei solcher Würdigung des Kleinen überhaupt kein Ende". Nun, auch Schmidt wird es finden; es fragt sich nur, ob es nicht hätte etwas schneller gefunden werden können.

Pankow bei Berlin. Paul Wetzel.

---

Geibels Gedichte. Auswahl für die Schule mit Einleitung und Anmerkungen von Max Nietzki. Dritte, verbesserte Auflage. Stuttgart und Berlin 1911, J. G. Cottasche Buchhandlung. XXI u. 234 S. 1 M.

Zum dritten Male erscheint diese Ausgabe Geibelscher Gedichte (1. 1890. 2. 1899), und wie die früheren Auflagen wird auch diese sich verdienter Anerkennung erfreuen. Für gute Ausstattung bürgt der Verlag; was diese Ausgabe besonders auszeichnet, ist die geschickte Auswahl und Gruppierung der Gedichte und die knappe, sachliche Erläuterung fast aller schwierigen Stellen. In den Gedichten Schillers derselben Sammlung sind die Anmerkungen ans Ende des Buches gestellt. Es werden aber Schüler und Erwachsene leicht in ihrem Genuß gestört, wenn sie die Erläuterung erst hinten aufschlagen sollen. Nietzki setzt sie mit Recht an den Fuß der Seite.

Schon die Inhaltsangabe hat einen großen Vorzug selbst vor der Gesamtausgabe von Geibels Werken: sie bringt die Überschrift und den Anfang jedes Gedichtes. Sechs inhaltsreiche Stücke sind jetzt dem Nachlaß entnommen; das letzte dieser Stücke „Bei der Lampe Geleucht" ist im Inhaltsverzeichnis übergangen.

An Druckfehlern ist mir folgendes aufgefallen: Seite 27 Zeile 18 ihn Ruh statt in Ruh, S. 39 Z. 11 im Frühlingschauern statt in F., S. 42 Z. 8 fehlt ein Komma, S. 79 Z. 18 wollt statt woll', S. 110 Z. 12 frommt statt frommt', S. 201 Z. 17 waltet statt walte.

Zu den Erläuterungen gebe ich einiges dem Herausgeber zur Erwägung. S. 24 „der Wald wird dichter mit jedem Schritt" erinnert an Uhlands „die Welt wird schöner mit jedem Tag". S. 68 „seit zum Jüngling ich erstand aus der Kindheit Traume, dir gehör' ich, Vaterland, wie das Blatt am Baume" klingt an an Klopstocks „früh hab' ich dir mich geweiht (mein Vaterland)".

S. 9 scheint der Anfang von VII „Immer erquickt ihr mich noch, ihr Erinnerungsbilder der Seefahrt", den Anfang von Goethes Euphrosyne wiederzuspiegeln. Der Schluß von VIII S. 11:

Also schwur ich mir selbst. Und es rollt' in den Lüften der erste Donner des Jahrs, spielt gewiß auf Homers Odyssee 20, 102 an.

Mit Recht hat die Ausgabe häufiger gesperrten Druck angewandt als die Gesamtausgabe; manche Stellen hätten durch dasselbe Mittel noch an Klarheit gewonnen. So sind S. 156 in dem Gedichte „wenn ein Freund auf deinem Pfade" einige Worte hervorgehoben; aber auch einmal, tausendmal, im Liede verdienten die gleiche Hervorhebung; ebenso das Wort Verstand im Anfang des letzten Liedes auf S. 176.

Wünschenswert wäre für eine neue Auflage die Zählung der Zeilen wie in der Goldenen Klassiker-Bibliothek und die Beseitigung der großen Anfangsbuchstaben vom Anfang jeder Zeile, worin Richard Wagner uns vorangegangen ist in seinen Operntexten, und von Wilamowitz-Möllendorff in seinen klassischen Übersetzungen griechischer Tragödien ihm gefolgt ist.

Stettin. E. Schmolling.

---

Captain Marryat, The King's Own. Herausgegeben von A. Leykauff. Leipzig, G. Freytag, und Wien, F. Tempsky, 1911. 139 S. 8. geb. 1 ℳ.

In der mit mehreren Abbildungen geschmückten Ausgabe von Marryats trefflicher Erzählung The King's Own ist die für die Schule notwendige Kürzung in so geschickter Weise von dem Herausgeber vorgenommen, daß wirklich nichts Wesentliches fehlt und der Schüler allein die fließende Erzählung vor sich hat. Die biographische Einleitung des Verfassers, die schon für sich einen Reiz für die Jugend bildet, könnte ganz gut in englischer Sprache gegeben sein. Die Verzeichnisse S. 114ff. sind praktisch und gut ausgewählt. Die Schüler lernen dadurch auch neue deutsche Bezeichnungen kennen. Ersteres gilt auch für die Anmerkungen S. 128ff.

Ein Wörterbuch halte ich aber für nötig; es fehlt leider. Nötig ist es, da die Ausgabe nach S. 1 als Anfangslektüre dienen soll, wo ein allgemeines Wörterbuch doch noch nicht am Platze ist.

Auszustellen ist die Aussprachebezeichnung, die nicht immer glücklich gewählt ist.

An der Ausstattung ist nichts zu tadeln; Papier, Druck und Einband sind recht gut.

Delmenhorst. M. Pflüger.

---

1) Joh. Vahlen, Gesammelte philologische Schriften; Teil I: Schriften der Wiener Zeit. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VII u. 658 S. 8. 14 *M*.

Auch für Vahlen ist die Zeit des Sammelns und der Ernte gekommen, und ein reicher Ertrag ist es, den er aus einer mehr als fünfzigjährigen schriftstellerischen Tätigkeit birgt. Nachdem er vor kurzem erst in zwei stattlichen Bänden seine opuscula academica herausgegeben hat, eine Sammlung seiner Berliner indices lectionum, folgen nunmehr seine philologischen Abhandlungen und Aufsätze, die, in philologischen Zeitschriften hie und da zerstreut, für viele schwer zugänglich waren. Der erste Band enthält die Schriften aus der Wiener Zeit, d. h. aus den Jahren 1858—1874; der älteste Aufsatz ist bereits aus dem Jahre 1854.

In seiner bescheidenen Art hatte sich Vahlen die Frage vorgelegt, ob es sich überhaupt lohne, diese vergilbten Blätter von neuem hervorzusuchen und herauszugeben. Er glaubte, sie verneinen zu sollen, und, erst dem Drängen der Freunde nachgebend, hat er sich zu dieser Veröffentlichung bestimmen lassen. Wir können ihm nur dankbar dafür sein. Denn die hier von neuem erscheinenden Abhandlungen sind wahre Muster sorgfältigster Kritik, die jeder junge Philologe durchstudieren sollte. Er hat in Anmerkungen das bezeichnet, was heute auf Grund neu erschlossener Quellen, wie neuer Lesarten, nicht mehr bestehen kann. Erstaunlich ist es da zu sehen, wie viel noch heute volle Geltung hat: so sorgfältig erwogen waren seine Ausführungen, daß er nur selten etwas zurückzunehmen hatte. Dies ist namentlich heute beachtenswert, wo flüchtige, blendende Einfälle und Vermutungen sich so vielfach wieder hervordrängen. Man hat scheinbar in unserer rastlosen Welt nicht mehr die Zeit, oder nimmt sie sich wenigstens nicht, einen Schriftsteller bis in die intimsten Wendungen seines Stils hinein zu durchforschen und den Gedankenzusammenhang einer Stelle nach allen Richtungen hin sorgfältig abzuwägen. Auch Anzeigen von Büchern finden sich unter den Artikeln; aber so hoch Lessings Theater-Kritiken in der Hamburgischen Dramaturgie über den Besprechungen von neuen Dramen in unseren Tageszeitungen stehen, so hoch erheben sich diese Anzeigen über die vom gewöhnlichen Schlage. Schade, daß nicht zugleich die Beiträge zu Aristoteles Politik (1865—1867) mit neu abgedruckt sind, von denen ein bekannter Philologe vor kurzem sagte, jeder, der einen griechischen oder lateinischen Text herausgeben wolle, müsse sie durchgearbeitet haben, um an ihnen zu lernen, wie man Kritik üben solle. Aber auch so findet sich unendlich viel, was jedem Herausgeber zum Muster dienen kann.

Die Vorzüge der Methode Vahlens treten schon in den ältesten Abhandlungen, die aus den Jahren 1854—1858 stammen, charakteristisch hervor: feinste Beobachtung der Eigenart eines jeden

Schriftstellers und, damit verbunden, strengste Prüfung der Überlieferung. Die Arbeiten erstrecken sich über weite Gebiete. Am reichsten ist Aristoteles vertreten; berühmt sind besonders die Aufsätze zum Verständnis der Poetik. Dann folgt Plato mit 3, Livius mit 2, Plautus mit 3 Abhandlungen. Ebenso hervorragend und von bleibendem Wert sind die Arbeiten über Horaz, Varro, Cicero und Livius, denen Bemerkungen zu Valerius Maximus, Seneca, dem corpus scriptorum ecclesiasticorum, dem Octavius des Minucius Felix und Fronto folgen. Ein zweiter Band, der die in den Sitzungen der Berliner Akademie gelesenen philologischen Abhandlungen enthalten wird, soll Nachträge und Register für beide Bände bringen.

Wir danken dem Altmeister der Kritik für diese Gabe und wünschen, daß sich recht viele Jünger, denen es nicht vergönnt war, von ihm persönlich die Methode der Kritik zu lernen, an diesen Musterbeispielen heranbilden mögen zur Freude und Genugtuung für den Meister selbst und zum Segen für die Altertumskunde.

2) B. L. Ullman, The Manuscripts of Propertius (Classical Philology, Vol. VI, No. 3, July 1911). Chicago.

Englische und namentlich amerikanische Gelehrte haben in den letzten Jahren mit großem Eifer die Bibliotheken Europas nach neuen Handschriften der Klassiker durchforscht oder auch bereits bekannte wieder verglichen, die bisher zu wenig Beachtung gefunden hatten. Davon verspricht man sich Gewinn für die Textbegründung. Hatten nicht selbst Männer wie Lachmann und Ellis den Wert des cod. Neapolitanus für Properz und des cod. Oxoniensis für Catull unterschätzt? Konnte es nicht anderen Handschriften ebenso ergangen sein? Dazu gehört außer Fleiß und Sachkenntnis auch viel Geld, wie es ja besonders in Amerika für derartige Zwecke in reichem Maße zur Verfügung gestellt wird. So hat man neuerdings alle Handschriften des Catull neu verglichen und hat gleichen Eifer auch auf Tibull und Properz verwandt.

Zu den Gelehrten, die sich an dieser Forschung beteiligt haben, gehört an erster Stelle Ullman. Er hat zuletzt die Properzcodices geprüft und berichtet darüber in der Philologischen Zeitschrift von Chicago. Er bestreitet die Richtigkeit der Behauptung in der neuen Auflage der Römischen Literaturgeschichte von Teuffel, daß außer dem cod. N, der allein die kaum verfälschte Überlieferung biete, alle Handschriften der Humanistenzeit entstammen und wenig Wert haben, weil sie korrigiert sind. Er hat daraufhin die drei Mss. N, A und F geprüft und ist zu folgenden Ergebnissen gekommen:

Nur diese drei von allen Properzhandschriften gehören einer älteren Zeit an als dem 15. Jahrhundert. Die älteste ist N, die

aus dem Ende des 12. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammt. A, ein Vossianus der Universitätsbibliothek von Leyden, ist um 1250 in Frankreich geschrieben; eine Abschrift davon besaß Petrarca. F, ein cod. Laurentianus in Florenz, gehört dem Ende des 14. Jahrhunderts an und ist wahrscheinlich um 1380 geschrieben; er stammt vom cod. A ab. Alle unsere Properzhandschriften stammen von A und N ab; F war eine Kopie der in Petrarcas Besitz befindlichen Abschrift von A. Auf F wieder gehen viele der uns bekannten Properzcodices zurück. A reicht nur bis II 1, 63; die fehlenden Blätter lassen sich vielleicht aus den von ihm genommenen Abschriften, F und anderen, rekonstruieren; so gewinnt auch F, der, soweit A reicht, wertlos ist, seine eigene Bedeutung.

Zufällig sind kurz vor der sehr interessanten und aufklärenden Abhandlung von Ullman über die Properzüberlieferung zwei andere, die denselben Gegenstand behandeln, erschienen, eine von Simar im Musée Belge 1909, die nach Ullman unzuverlässig und deshalb wertlos ist, und eine von O. L. Richmond im Journal of Phil. 1910, 162 ff. Towards a Recension of Propertius, der eine neue kritische Ausgabe des Properz in Aussicht stellt. Richmond will neue Handschriften des Dichters aus dem 15. Jahrhundert entdeckt haben, die auf eine alte wertvolle Vorlage zurückgehen sollen. Ullman erscheinen die Ausführungen von Richmond rein subjektiv; ebenso hält er es für nicht wahrscheinlich, daß die Quelle dieser neuen Handschriften ein altes irisches Manuskript gewesen sei.

3) **Florilegium Latinum** zusammengestellt von der philologischen Vereinigung des Königin Carola-Gymnasiums zu Leipzig. Heft I: Drama, 72 S.; Heft II: Erzählende Prosa, 77 S. 8. Leipzig 1911, B. G. Teubner; das Heft 0,60 *M.*

Entsprechend der Auswahl aus griechischen Klassikern, die, von Professoren des Meißener Gymnasiums zusammengestellt, in mehreren Heften bei Teubner erschienen ist, gibt derselbe Verlag jetzt ein Florilegium Latinum heraus, das von der philologischen Vereinigung des Carola-Gymnasiums zu Leipzig ausgewählt ist. Die Zusammenstellung will Stücke aus den lateinischen Klassikern bieten, die nicht zum gewöhnlichen Kanon der Schulschriftsteller gehören; diese sollen Stoff zur kursorischen Lektüre bieten und kürzere Stücke für die Übersetzuug aus dem Lateinischen zur Verfügung stellen.

Es liegen bis jetzt zwei Hefte vor, von denen das eine dem Drama gewidmet ist, das andere erzählende Prosa bringt. Die dramatischen Abschnitte zerfallen wieder in solche aus den Lustspielen des Plautus (15) und Terenz (5) sowie aus den Mimen des Laberius und Publilius und in Scenen aus den Tragödien des Seneca; das Heft schließt mit dem Senatus consultum de

Bacchanalibus vom Jahre 186 v. Chr. Heft 2 enthält Prosastücke aus Ciceros Reden gegen Verres und für Plancius, einiges von Vitruv, Valerius Maximus, Seneca, dem jüngeren Plinius, Gellius und Apulejus. Wirklich eine reiche Auswahl von Stücken, die man gern liest. Auch ist die Wahl insofern glücklich getroffen, als die Abschnitte meist einen in sich abgeschlossenen Inhalt haben. Wie anmutig liest sich das Lob des Land- und Jägerlebens aus der Phädra des Seneca! Wie anschaulich ist die Schilderung des Untergangs der Griechen-Flotte! (Warum wird übrigens der Name Klytemnestra geschrieben?) Leider mußten aus Rücksicht auf die Chrestomathie aus der silbernen Latinität von Opitz und Weinhold und die Eclogae Latinae von S. Brandt einige besonders geeignete Stücke weggelassen werden, so der Brief des Plinius über den Tod seines Oheims.

Aber der Schüler soll dies kursorisch lesen? oder aus dem Stegreif schriftlich übersetzen? Ich beglückwünsche das Gymnasium, dessen Primaner das leisten können. Die Prosastücke gehn wohl an; aber die meisten Abschnitte aus der dramatischen Poesie scheinen mir zu schwierig für unsere jetzigen Verhältnisse zu sein; bei den Lustspielscenen kommen noch sprachliche und metrische Anstöße hinzu, die von einem Schüler ohne Anmerkungen kaum zu überwinden sein werden. Für angehende Philologen werden die Hefte sich eigenen; diesen seien sie bestens empfohlen, wenn sie nicht die Lektüre ganzer Stücke vorziehen.

4) P. Brandt, P. Ovidi Nasonis Amorum libri tres, erklärt. Leipzig 1911, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 239 S. 8. 7 *M*.

Die erklärende Ausgabe der Liebeselegien des Ovid von Brandt wird allen Freunden des Dichters ebenso willkommen sein wie seine im Jahre 1902 erschienene Ausgabe der Ars amatoria. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß diese leicht geschürzte Muse eines gelehrten Kommentars nicht bedürfe; es gibt auch hier genug Schwierigkeiten, die eine Erklärung erfordern.

In der Einleitung handelt Br. zunächst von dem Verhältnis zwischen Mann und Weib bei Griechen und Römern. Er führt aus, wie das moderne Ideal edler Weiblichkeit dem Altertum fast völlig fremd gewesen und erst durch das Christentum geschaffen ist. 'Eine verlangende Sinnlichkeit, von Seele keine Spur' heißt es mit Recht von der erotischen Poesie des Altertums. Diese sinnliche Dichtung ist namentlich von den Alexandrinern literarisch ausgebildet worden, und ihnen folgt Ovid. Überall wird von Br. die Abhängigkeit der erotischen Motive Ovids von jenen und der neueren Komödie mit gebührendem Nachdruck betont. Bei aller Vorliebe für seinen Dichter ist er nicht blind gegen seine Schwächen. Seine ganze Dichtung ist konventionell. Feinsinnig vergleicht Br. (S. 25) das Lied des Catull auf den Tod des Passer

der Lesbia mit Ovids Nachahmung in der Elegie auf den Tod des Papageis: dort atmet alles frisches, natürliches Empfinden: hier nur Verskünstelei mit mythologischem Aufputz. Mit Recht wendet er das Wort des Ovid auf Kallimachos: ingenio non valet, arte valet auf Ovid selbst an.

Indem er dann eine ausführliche Inhaltsangabe der Elegien des Liederbuches bietet, versucht er, die einzelnen von Ovid behandelten Motive in einen inneren Zusammenhang zu bringen. Mit Recht warnt er dabei nachdrücklich und wiederholt davor, in den Amores Ovids den Niederschlag wirklicher Herzenserlebnisse finden zu wollen, wie dies bei Catull der Fall ist. Korinna ist eine reine Erfindung des Dichters (S. 33). Nur ein Gedicht kommt wirklich von Herzen: es ist die Elegie auf den Tod seines Freundes Tibull, zugleich das einzige Gedicht der Sammlung, das mit dem eigentlichen Thema des Buches gar nichts zu tun hat.

Aber wenn nun auch die Amores nur konventionelle Poesie in alexandrinischem Geschmack sind, so fesseln sie doch trotz aller Frivolität jener Zeit durch ihre reizend-pikante Form. Auch hier ist Br. nicht blind gegen die Schwäche seines Dichters, das rhetorische Pathos ohne wahren inneren Gehalt.

In einem Anhang handelt Br. von der Gestaltung des Textes. Er schließt sich der kritischen Ausgabe von Ehwald an, von dem er nur an ganz wenigen Stellen abweicht (S. 200 f.); meist kehrt er dann zur handschriftlichen Überlieferung zurück.

Der Kommentar ist eine sorgfältige und zuverlässige Arbeit mit wissenschaftlichen Belegen, die im Anhang noch vermehrt sind. Es sei gestattet, ein paar Bemerkungen hinzuzufügen. I 4, 7 wäre posito vino durch weitere Stellen aus Ovid selbst zu belegen gewesen: f. 3, 537 p. cratere; a. II 5, 14; 11, 49; 12, 20 adposito mero; vgl. meine Anm. zu Tib. I 3, 85. — I 8, 49 labitur-volubilis aetas klingt an Hor. ep. I 2, 43 labitur et labetur in omne volubilis aevum an. — I 10, 44 male conducto toro heißt nicht 'ein für teures Geld verpachtetes', sondern gepachtetes Bett. — I 10, 50 fehlt hinter caput ein Semikolon; v. 59 s. folgt Br. der von Ehwald vorgeschlagenen Interpunktion est quoque carminibus meritas celebrare puellas: dos mea! die ich nicht billige; jedenfalls hätte der Sinn der Stelle erklärt werden müssen. — Mit inutile lignum (I 12, 13) widerruft der Dichter nicht die Worte at nuper vile fuistis acer. — Zu II 5, 44 maesta erat in vultu: maesta decenter erat war zu vergleichen Tib. IV 2, 14 mille habet ornatus, mille decenter habet. — Warum wird S. 124 Egypten geschrieben? — III 10, 12 und 36 werden die Ähren comae genannt; vgl. meine Anm. z. Tib. II 1, 48. — Warum zählt man im 2. Buch immer noch 19 Elegien statt 20? 9ª und ᵇ sind als selbständige Gedichte zu rechnen. Bisweilen vermißt man eine Anmerkung. So ist I 7, 14 Maenalias nicht erklärt. II 6, 30 nec in multos poteras ora vacare cibos bedarf einer Erläuterung.

Ebenso II 12, 1 ite; gerade in den Amores gebraucht Ovid ire häufig in dem hier verlangten Sinne, z. B. II 15, 3 u. o. Ferner II 14, 35 Armeniae tigres; II 15, 2 censendum; II 15, 11 s. die Infinitive perf. teligisse und inseruisse; ebenso fuisse II 16, 14; II 19, 52 concessā (vgl. Tib. I 7, 61); III 8, 38 manibus admorat. Öfters finden sich etwas gar zu burschikose Wendungen; so hätte die Dosis Paprika S. 135 wohl fehlen können, ebenso der Lackel S. 138.

Aber das sind mehr Wünsche als Bedenken. Möge dem Buche weite Verbreitung zuteil werden!

Nikolassee bei Berlin. K. P. Schulze.

---

M. Schunck, Der Geschichtsunterricht in der Oberklasse des Gymnasiums und verwandter Anstalten. Eine didaktische Studie. Ansbach 1911, Fr. Seybold. II u. 119 S. gr. 8. 2,25 *M.*

Bei den hohen und höchsten Aufgaben, die heutzutage dem Geschichtsunterricht zugewiesen werden, ist es kein Wunder, wenn immer wieder Hilfsmittel erscheinen, die sich um den Lehrstoff sowohl wie um die Lehrmethode dieses Unterrichtsgegenstandes bemühen. Denn nur wenn dem aus Unwichtigem herausgehobenen Gegenstande eine gute Art der Darbietung zu Hilfe kommt, läßt sich die nötige Zeit gewinnen, dem eigentlichen Geschichtstoffe kunstgeschichtliche, geographische und bürgerkundliche Erörterungen in wünschenswertem Umfange beizugeben und von alledem nicht nur ein ausreichendes Maß von Wissen, sondern auch einen derartigen Grad von Können zu vermitteln, daß das Leben mit gewissen Anforderungen an den jungen Mann, der die Schule verlassen hat, herantreten darf, ohne auf Verständnislosigkeit zu stoßen. Hierzu will auch das vorliegende Buch beitragen, dessen Inhalt, ursprünglich in zwei Programmabhandlungen niedergelegt, nunmehr einheitlich zusammengefaßt, aus der Praxis heraus entstanden der Praxis dienen und besonders dem jungen Lehrer ein brauchbares Hilfsmittel für seine Vorbereitung sein soll.

In zwei Teilen werden die Erfahrungen des bayrischen Verfassers im Geschichtsunterricht vorgetragen, in einem theoretischen und einem praktischen Teile; jener berührt in zwei Kapiteln — Lehrstoff und Lehrbuch — alle wichtigeren allgemeinen Fragen des Geschichtsunterrichts, dieser behandelt das ganze Pensum der Ia in Einzellektionen. Noch sei bemerkt, daß den Ausführungen zwar speziell bayrische Verhältnisse zugrunde liegen, wo der zweite Gang durch die alte Geschichte schon in IIb stattfindet, außerdem etwas mehr Raum für die bayerische Partikulargeschichte gewonnen werden muß, im übrigen sind aber die Ziele des Geschichtsunterrichts und die Ansichten über seine Handhabung im allgemeinen dieselben wie sonst im Reiche, deshalb hat das Buch für Nichtbayern den gleichen Wert.

Was nun der Verf. im ersten Teile über die allgemeinen Gesichtspunkte sagt, zeugt von großer Erfahrung und von liebevoller und erfolgreicher Beschäftigung mit dem Gegenstande. Wesentlich Neues kann ja hier kaum angeführt werden; es freut aber doch, wenn man das, was man selbst als richtig erkannnt hat, immer wieder in der Praxis als durchführbar bezeichnet findet und so allmählich sich zum Allgemeingut hindurchbringen sieht. So durchzieht dieses Buch vom Anfang bis zum Ende der Gedanke, daß die Hauptsache im Geschichtsunterrichte nicht das Wissen möglichst vieler zusammenhanglosen Daten ist, sondern die Bildung des Urteils; nicht soll der Schüler die Ereignisse mechanisch memorieren, sondern denken soll er dabei lernen, selbständig Schlüsse ziehen, den Schlüssel zu den Ereignissen finden, durch eigene Tätigkeit verstehen, warum etwas so und nicht anders gekommen ist; Einblick soll er damit gewinnen in das geschichtliche Wesen der Gegenwart, daß man sich darüber nicht kühn hinwegsetzen, daß man keine Entwickelungsreihe überspringen darf; damit gewinnt er dann ein tieferes Verständnis für den Gegenwartstaat, die wechselseitigen Aufgaben und Pflichten. Nach diesen Gesichtspunkten muß denn auch der Lehrstoff ausgewählt sein. Nicht kommt es in Prima auf größere Ausführlichkeit der Darstellung gegenüber den früheren Klassen an, wohl aber muß der Stoff reicher disponiert und mit Hinweisen versehen sein, die zum Nachdenken reizen oder sich auf solche Gebiete beziehen, die besonders auf der Oberstufe gepflegt werden sollen, z. B. Kunst und Bürgerkunde. Gerade über diese beiden Gegenstände hat sich Verf. leider zu wenig geäußert; etwas mehr noch über die Kunst, die in den kulturgeschichtlichen Abschnitten am Ende einzelner politischen Perioden mit Hilfe von geeignetem Anschauungsmaterial vermittelt werden soll. Der Frage besonderer bürgerkundlichen Belehrungen ist er überhaupt nicht näher getreten, er scheint sich also mit dem, was der Geschichtsunterricht an und für sich hierin bietet und schon immer geboten hat, begnügen zu wollen. Neuerdings wird das aber vielfach nicht mehr als ausreichend angesehen, vielmehr müsse mindestens am Ende der Ia eine Reihe von Stunden abgezweigt werden, um den bürgerkundlichen Stoff noch einmal systematisch zusammenzufassen. Auch von besonderen geographischen Repetitionen, für die nach den preußischen Lehrplänen die Geschichte an den Gymnasien eine größere Anzahl von Stunden abzutreten hat, spricht Verf. nicht, vielmehr scheint er die geographischen Kenntnisse nur durch ausgiebige Benutzung des Atlasses bei Besprechung der historischen Tatsachen beleben zu wollen. Gewiß ist der Benutzung des Atlasses und damit der Einprägung des Schauplatzes in der Geschichtstunde die allergrößte Sorgfalt zuzuwenden und durch alle denkbaren Mittel darauf zu halten, daß niemals Geschichte ohne Atlas getrieben wird; doch genügt diese Art geographischer Repetitionen nicht, vielmehr

sind solche besonders wirtschaftlicher und verkehrsgeographischer Art in besonderen Stunden anzustellen. Daß Schunck, wie die Mehrzahl praktisch erfahrener und nüchtern denkender Historiker sich von der verstiegenen Forderung, die Kulturgeschichte zum Träger des Geschichtsunterrichts zu machen und daran die politischen Ereignisse anzuschließen, fernhält, ist beinahe selbstverständlich. Unter allen Umständen gehört die politische Geschichte in den Mittelpunkt, die handelnden Personen, besonders wichtigere Persönlichkeiten, erfahren eine ausgiebige Würdigung, während kulturgeschichtliche Abschnitte in genügender Anzahl mit angemessener Ausdehnung an geeigneten Ruhepunkten eingeschoben werden.

Es liegt auf der Hand, daß vor dem Abschluß der Gymnasiallaufbahn noch einmal das ganze Gebiet der Geschichte überschaut wird; dazu wird in Ia sowohl die alte als auch die mittelalterliche Geschichte herangezogen. Für jene bestimmt der Verf. demgemäß 10, für diese 5 Stunden. Wo die alte Geschichte erst in IIa vorgetragen wurde, wird man mit bedeutend weniger Stunden auskommen. In Bayern wird es allerdings notwendig sein, bei dem noch mangelnden politischen Verständnis der Untersekundaner einige besonders wichtige Abschnitte in Oberprima eingehend zu wiederholen bezw. erweitert darzustellen. Diese Wiederholungstunden geschlossen hintereinander zu legen, halte ich im Gegensatz zum Verf. für durchaus zweckmäßig, wenn damit auch den Schülern durch umfangreichere Repetitionen vorübergehend mal etwas mehr Arbeit zugemutet wird; bei einer abschnittweisen Wiederholung des Stoffes zu verschiedenen Zeiten wird die Konzentration verhindert und der regelmäßige Gang des Unterrichts zu oft unterbrochen. Denn wie sich der Verf. eine neben der Repetition des früheren Pensums hergehende gleichzeitige Fortsetzung des laufenden Themas denkt (S. 19), ist mir unklar; selbstverständlich hat die Beschäftigung mit dem laufenden Thema während dar Repetition eines früheren Klassenpensums zu ruhen. Etwas anderes ist es mit der öfter wiederkehrenden Repetition bestimmter Jahreszahlen von Quarta an; dazu müssen zu gewissen Zeiten etwa 10 Minuten von der Stunde abgezweigt werden. Daß man diese Repetition allemal in die erste oder zweite Geschichtstunde nach den Ferien legt, wie Verf. es wünscht (S 6), halte ich schon deshalb nicht für ratsam, weil damit den Ferien eine ihnen nicht zukommende Arbeit zugemutet wird, vielmehr ist die Bestimmung hierüber dem Lehrer zu überlassen; jedenfalls muß durch diese ständigen Repetitionen ein fester Kanon von Zahlen dem Gedächtnis eingeprägt werden, damit auf der obersten Stufe, wo die Stärke des Gedächtnisses schon merkbar nachläßt, eine feste Grundlage für den Weiterbau vorhanden ist. Vielleicht empfiehlt sich hierzu ein von Quarta an in den Händen der Schüler befindlicher Kanon, wenn es für unzweckmäßig oder

schwer durchführbar gehalten wird, sich an den Kanon des Lehrbuchs der früheren Klasse zu halten. Solche wiederkehrenden kanonischen Repetitionen, die mit dem Pensum der Klasse sonst nicht zusammenhängen, scheint der Verf. auch für die oberste Stufe zu verlangen; das halte ich abgesehen von anderen Gründen auch deshalb nicht für nötig, da ja hier so wie so die ganze Geschichte noch einmal durchmustert wird. Dagegen tritt hier noch eine andere Art der Repetition mehr in den Vordergrund, indem am besten zum Beginn der Stunde und in einem gewissen Zusammenhang mit dem gerade behandelten Stoffe nach bestimmten Gesichtspunkten gestellte, sich über die verschiedensten Zeiten erstreckende Repetitionsfragen erörtert werden, wobei der Schüler besonders die Fähigkeit zeigen soll, mit dem Stoff zu operieren (z. B. Ostmarkenpolitik, Entwickelung des Fürstenstandes, Herrschergeschlechter, Verhältnis der Kirche zum Staat, Wirtschaftsysteme, Revolutionen u. a. m.).

Was Verf. darüber im 2. Abschnitt der theoretischen Erörterungen sagt, ist durchaus sachgemäß und verdient Billigung; ebenso im großen ganzen seine Ansichten über die Darbietung des neuen Stoffes in der Geschichtstunde; nur in wenigen Beziehungen glaube ich diese auf Grund einer langjährigen Erfahrung modifizieren zu müssen. So halte ich es für richtiger, daß der Lehrer seiner sachlichen Vorbereitung nur eine, allerdings als gut anerkannte Geschichtsdarstellung zugrunde legt; natürlich darf die Abhängigkeit nicht so weit gehen, daß er ihr durch dick und dünn folgt; bei besonders strittigen Fragen wird er vielmehr durch Kenntnisnahme der einschlägigen Literatur und anderer Darstellungen sich ein eigenes Urteil bilden und ev. von seiner Vorlage abweichen müssen. Einen wesentlichen Einfluß ferner auf den Erfolg des Unterrichts übt das Lehrbuch aus; deshalb ist auf seine Wahl die allergrößte Sorgfalt zu verwenden. Wie es im einzelnen beschaffen sein soll, darüber spricht sich Verf. nicht aus: er scheint mit den in Bayern eingeführten Büchern von Stich und Preger einverstanden zu sein; ich kenne sie nicht, ersehe aber aus gelegentlichen Hinweisen, daß der Text in zwei Teile zerfällt: allgemeine Übersicht in größerem Druck, Ausführung in kleinerem Druck. Ich halte diese Unterscheidung nicht für nötig, sondern in gleichmäßig fortlaufender Erzählung wird der Stoff dargeboten, wo es nötig ist, ausführlicher, sonst knapp, aber immer in bestem Deutsch, vor allem unter Verwendung des Depeschenstiles. Sehr viel kommt auf eine straffe, wohldurchdachte Gliederung der einzelnen Abschnitte an, die nicht zu lang sein dürfen; ganz kurze Inhaltsangaben dürfen den Text am Rande begleiten, besonders wichtige Ereignisse und Namen sind durch den Druck hervorzuheben. Doch ist hier vor einem Übermaß zu warnen, sonst kann leicht die Fähigkeit, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden, leiden. Wie ist nun das Verhältnis des Lehrers

zum Lehrbuch? Nie darf der Lehrer auf die führende Stellung im Unterricht verzichten, er ist sein Träger, das Lehrbuch nur Hilfsmittel. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Lehrer allzu frei mit ihm umgehen darf; in der Regel wird er seinem Vortrage die Einteilung im Lehrbuche zugrunde legen, nur davon abgehen, wenn etwas anderes als wirklich besser erkannt ist; sonst nach Bedürfnis mehr oder weniger bringen. Diesen Vortrag des Lehrers stelle ich mehr als Verf. in den Mittelpunkt der Stunde. Wir befinden uns doch, ganz abgesehen von andern Gründen, in Oberprima, woran sich bald die freiere Unterrichtsweise der Universität schließt. Selbstverständlich kann und muß der Vortrag durch Fragen unterbrochen werden, sei es aus allgemein pädagogischen, sei es aus didaktischen Gründen, aber nicht zu oft und nie bei gewissen spannenden Höhepunkten. Scheint der neue Stoff viele Zwischenfragen zu erfordern, dann verzichte man von vornherein auf den Vortrag und gebe das Neue in einer der andern vom Verf. erwähnten Arten der Darbietung, sei es der Erläuterung, der Disposition, der Punktierung oder der Entwickelung, je nach der Zeit, die zur Verfügung steht, und nach der Wichtigkeit des Stoffes. Es kann auch vorkommen, daß man gar keine Zeit hat, etwas Neues durchzunehmen, vorwärts kommen will man aber, dann kann man auch mal einen Abschnitt ohne jede Vorbesprechung aufgeben, — natürlich darf er nicht gerade zu den schwierigeren gehören.

Zum Schluß der theoretischen Ausführungen kommt Verf. zu der Frage, ob den Schülern gestattet sein soll, dem Unterricht mit der Feder in der Hand zu folgen. Er scheint dem nicht abgeneigt zu sein (S. 31); da bin ich entschieden anderer Ansicht: wenn durchaus einmal eine Notiz nötig ist, so wird sie auf Anweisung des Lehrers ins Lehrbuch eingetragen, im übrigen haben die Schüler mit voller Aufmerksamkeit der Darbietung des Lehrers zu folgen, in der von den 5 oben angegebenen Formen sie auch immer erfolgen mag; was sich der Schüler etwa nach dem Unterricht oder zu Hause für Notizen macht, bleibt ihm überlassen. In der nächsten Stunde wird das Durchgenommene in der Regel durch mehrere kleine Vorträge, die sich nicht immer eng an die Disposition des Buches anzulehnen brauchen, sondern auf freiere Wiedergabe des Stoffes Bedacht nehmen, wiederholt; manchmal, so füge ich hinzu, wird der Stoff es gestatten und die Zeit es erfordern, daß man den häuslichen Fleiß und den Zusammenhang nur durch einige Repetitionsfragen feststellt.

Im zweiten Teile seiner Schrift macht Verf. den Versuch, den ganzen Lehrstoff für Oberprima auf 100 Unterrichtstunden zu verteilen. Dabei ist für jede Stunde der genaue Weg angegeben, wie das Neue dargeboten werden soll, welche Gelegenheiten zu Repetitionen sich etwa daran knüpfen, welches die leitenden Gesichtspunkte sind, kurz eine bis ins einzelnste gehende Disposition.

Es würde über den Rahmen dieser Besprechung hinausgehen, wollte ich mich hier auf Einzelheiten einlassen; ich hebe nur hervor: ein unzweifelhaft verdienstliches Unternehmen, das von eingehender Kenntnis und durchdringender Beherrschung des gewaltigen Stoffes zeugt und eine Menge treffender Bemerkungen und Beobachtungen enthält, die wohl geeignet sind, gute Dienste im Unterricht zu leisten, nicht nur dem Anfänger, sondern auch dem erprobten Lehrer manchen Fingerzeig gebend (vgl. z. B. S. 91 die Gegenüberstellung Frankreichs und Preußens 1806, oder S. 79 die einleitende Bemerkung zum Feldzug in der Champagne); ich habe die ganze Studie jedenfalls mit großem Genuß gelesen und mich dabei manches neuen Gesichtspunktes erfreut. Wenn damit der Zweck der eingehenden Disposition erfüllt wäre, so würde ich mich damit völlig einverstanden erklären. Verf. verlangt aber mehr; er hält diesen methodischen Lehrgang für geeignet, von jungen Anfängern dem Geschichtsunterricht zugrunde gelegt zu werden; das halte ich aus folgenden Gründen für nicht angebracht. Erstens scheint es mir verfehlt, Anfänger mit dem Geschichtsunterricht in I zu betrauen; dazu gehören erfahrene Männer, die selbst schon ein Stück Geschichte miterlebt haben; bis diese also nach Ia vordringen, werden sie selbst erkannt haben, wie der Unterricht einzurichten ist, jedenfalls würde es eine individuelle Beschränkung bedeuten, wollte man sich auf eine so detaillierte Ausarbeitung verpflichten. Ferner fällt ein großer Teil der Arbeit, die hier in einem besonderen Buche niedergelegt ist, dem Lehrbuche zu: das muß ausreichende Dispositionen enthalten, das hat methodische Fingerzeige zu geben, das darf der Ausblicke und Rückblicke nicht entbehren, sonst ist es eben ungeeignet und durch ein anderes Buch zu ersetzen. Auch Stich und Preger scheinen ein zweites derartiges Hilfsbuch nicht zu bedingen; kleinere vereinzelte Mängel hat der Lehrer selbst zu erkennen und abzustellen, ihm darf doch auch die Sache nicht allzu leicht gemacht und jedes tiefere Nachdenken abgenommen werden. Endlich aber, und das ist besonders wichtig, dürfte der Lehrer mit der Lektionsverteilung bald in die Brüche geraten. Bei der eingehenden Art der Behandlung und der umfassenden Heranziehung der Schüler, wie sie Verf. wünscht, ist der vielen Stunden zugewiesene Stoff zu umfangreich; in dieser Weise ist das Pensum in den 100 zur Verfügung stehenden Stunden nicht zu erledigen. Dazu kommt, daß mit dem vom Verf. gegebenen Stoff die Lehraufgabe der Oberprima noch gar nicht erschöpft ist, vielmehr ist noch Zeit zu schaffen für geographische Wiederholungen, bürgerkundliche Zusammenfassungen und die Kunst betreffende Besprechungen; woher diese zu nehmen ist, verrät der Verf. nicht.

So sehr ich also die Vorzüge dieser ausgeführten Dispositionen anerkenne, so sehr ich ihre Lektüre und Beachtung jedem Geschichtslehrer ans Herz lege, so wenig kann ich raten, sie fort-

gesetzt dem Geschichtsunterricht der Oberprima zugrunde zu legen; eine nicht wieder gut zu machende Zeitversäumnis würde die unausbleibliche Folge sein.

An Druckfehlern notiere ich: Geschichtsstunde (S. 6 u. sonst vielfach), jemehr — je mehr (S. 32 Anm.), a) Jacobiner, c) cordeliers, statt b) (S. 73), mißtraurisch (S. 91), im breitem Vortrag (S. 111).

Beigegeben sind zwei brauchbare Übersichtstafeln aus der neuesten deutschen Geschichte.

Zerbst. G. Reinhardt.

---

1) Felix Lampe, Erdkundliches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Halle 1911, Buchhandlung des Waisenhauses. VI u. 107 S. 8. 1,40 *M*.
2) O. Lerche, Erdkundliches Lesebuch für die Oberstufe höherer Lehranstalten und Seminare. Breslau 1911, Ferdinand Hirt. IV u. 188 S. 8. kart. 1,50 *M*.

Von jedem der beiden Verfasser ist bereits eine Erdkunde für höhere Mädchenschulen erschienen, und nun treten sie von neuem in Konkurrenz mit einem erdkundlichen Lesebuch. Es ist nicht wenig interessant, beide Bücher miteinander zu vergleichen.

Der Zweck ist bei beiden derselbe: die Schülerinnen — an solche ist in erster Linie gedacht — und Schüler — hier kommen (außer Seminaristen) wohl nur Oberrealschüler und Realgymnasiasten in Betracht — sollen in die gemeinverständliche wissenschaftliche Literatur eingeführt und dadurch, wenn möglich, auch zu selbständiger Beschäftigung mit der Erdkunde angeregt werden.

Der Inhalt ist dagegen sehr verschieden.

Lampe gibt zunächst in einer gut geschriebenen Einleitung einen kurzen Überblick über die Geschichte der Erdkunde und stellt dabei die Verfasser der folgenden Abschnitte vor. Der Lesestoff besteht aus sieben „Berichten von Entdeckungs- und Forschungsreisen“ und fünf „länderkundlichen Darstellungen“, im ganzen also aus 12 Nummern.

Die Reiseberichte sind verfaßt von Marco Polo, Cook, Humboldt, Barth, Richthofen, Nansen und Drygalski. Die Namen zeigen, daß Lampe es sich zur Aufgabe gemacht hat, Berichte aus möglichst verschiedenen Perioden vorzulegen. Doch ist es wohl fraglich, ob die Schüler die älteren von ihnen, z. B. den von Marco Polo, mit dem gleichen Interesse lesen werden wie etwa ein Geograph von Fach. Die Lektüre von Humboldts „Ideen zur Physiognomik der Gewächse“ setzt bedeutende botanische Kenntnisse voraus, die schwerlich durchweg vorhanden sein werden: die Anmerkungen des Herausgebers dürften kaum eine ausreichende Hilfe sein.

Im zweiten Teil schildert Kirchhoff Deutschland und sein Volk, Penck die deutschen Kalkalpen, Partsch die Grafschaft Glatz,

Krümmel die Nordsee und schließlich Lampe selbst — in sehr ansprechender Form — Anlage und Entwicklung Berlins. An sich eine treffliche Auswahl, aber Thema ist immer nur Deutschland. Sicher wäre es willkommen gewesen, wenn der Herausgeber daneben noch das eine oder das andere europäische Land berücksichtigt hätte. Und was die fremden Erdteile angeht, so wäre neben den Reiseberichten die wissenschaftliche Schilderung irgend eines Gebietes, besonders einer deutschen Kolonie gewiß nicht überflüssig gewesen.

Lerche erörtert in seiner Einleitung Wesen, Einteilung und Bedeutung der Erdkunde und bietet außerdem einen sehr dankenswerten literarischen Wegweiser, „der, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu machen, über gute geographische Bücher orientiert“. Das eigentliche Lesebuch enthält 5 Abschnitte aus der allgemeinen Erdkunde und 17 aus der Länderkunde, im ganzen also 22 Nummern.

Gleich das erste Kapitel über „die Stellung der Erde im Weltall“ von J. Scheiner dürfte eine nicht geringe Empfehlung des Buches sein. Weiter spricht dann Penck „über Bergformen“, A. R. Wallace über „das tropische Klima“, Richthofen über „das Meer im Leben der Völker“ und Kirchhoff über „den Menschen als Schöpfer der Kulturlandschaft“. Die Auswahl kann kaum besser sein, als sie ist.

Dasselbe gilt von dem zweiten Teil, in dem Reiseberichte mit wissenschaftlichen Darstellungen wechseln. Den Anfang machen vier Kapitel über deutsche Landschaften, es folgen zwei über europäische Länder (Norwegen und Italien), und dann kommt das Gros: 11 Abschnitte über die fremden Erdteile, darunter nicht weniger als 6 (oder 7), die von deutschen Kolonialgebieten handeln. Die Namen der 16 Verfasser sind: Ratzel, Partsch, A. Sach, Kutzen, S. Ruge, Theobald Fischer, Sven Hedin, Georg Wegener, Hans Meyer, Herzog Adolf Friedrich, L. Schultze, S. Passarge, Kurt Hassert, A. Oppel, P. Lehmann, E. H. Shackleton. Der Herausgeber versichert, daß er „einen großen Teil der vorliegenden Musterdarstellungen in zwei Jahreskursen erprobt“ habe. Nicht jeder wird gleich viel Zeit für diesen Zweck erübrigen; aber es steht ja nichts im Wege, die Klassenlektüre durch Vorträge zu ergänzen, die ohne vorherige Durchnahme einzelnen Schülern nach dem Buche aufgegeben werden.

Das Buch von Lerche kostet kartoniert 1,50 *M*, das von Lampe geheftet 1,40 *M*. Die Preise sind also gleich. Dafür bietet der Hirtsche Verlag 188 Seiten Text zu 48 Zeilen, die Buchhandlung des Waisenhauses 107 Seiten Text zu 39 Zeilen. Alle Seiten voll gerechnet, ergibt das bei Lerche rund 9000, bei Lampe aber nur 4200 Zeilen, also knapp die Hälfte. Dabei ist das Buch von Lerche kaum weniger gut ausgestattet als das von Lampe. Die Typen sind zwar etwas kleiner und die Zeilen enger

aneinander gerückt, aber der Druck ist sehr klar und das Ganze gut leserlich. Die Preise scheinen also doch recht ungleich zu sein, und es ist zu wünschen, daß das Buch von Lampe, das an sich durchaus brauchbar ist, aber an Umfang doch ziemlich weit zurücksteht, bei neuer Auflage in der oben angedeuteten Weise noch etwas aufgefüllt werde, natürlich ohne Erhöhung des Preises.

Kolberg in Pommern. Hermann Klaje.

---

1) **Karl Kollbach, Naturwissenschaft und Schule, zugleich dritte Auflage der Methodik der gesamten Naturwissenschaft für höhere Lehranstalten und Volksschulen mit Grundzügen zur Reform dieses Unterrichtes. Frankfurt a. M. 1911, Moritz Diesterweg. VIII u. 391 S. 8. 4,80 M, geb. 5,80 M.**

Naturwissenschaft und Schule! Wer wollte beim Hören dieser einfachen Worte heute noch gleichgültig und tatenlos dreinschauen! Wie ein Kampfruf ertönen sie. Begeistert und fortgerissen von der unwiderstehlich wachsenden und um sich greifenden Macht naturwissenschaftlicher Erkenntnis scharen sich die Naturwissenschaftler zum Sturm auf die alten Hochburgen humanistischer Bildung. Sie fordern ihren Tribut, eine größere Zahl von naturwissenschaftlichen Unterrichtsstunden im Lehrplan. Gar groß ist ihre Werbetätigkeit, und mancher versteht es, Gegner durch Überzeugung zu gewinnen und dem feindlichen Lager zuzuführen. Zu den erfolgreichen Werbern gehört unstreitig der Verfasser des vorliegenden Werkes. Er wendet sich mit seiner zu „Naturwissenschaft und Schule“ schon in der zweiten Auflage erweiterten „Methodik der gesamten Naturwissenschaft“ an alle Schulmänner. Jeder, der bestrebt ist, beim heutigen Stande der Wissenschaft den Forderungen anderer, selbst der Gegner, gerecht zu werden, findet darin Anregung und Belehrung. Den größten Nutzen können natürlich die Fachlehrer daraus ziehen, denen ich das Werk aufs wärmste empfehle. Denn in fesselnder Weise und an der Hand von glänzenden Lehrproben weist er, nach zwei einleitenden Kapiteln: „Bedeutung, Stellung und Pflege der Naturwissenschaft im allgemeinen“ und „Der Anschauungsunterricht als Vorschule der Naturkunde“ in 9 weiteren Kapiteln: „Tierkunde, Lehre vom menschlichen Körper und Menschenkunde, Pflanzenkunde, Naturlehre, Erdgeschichte und Gesteinskunde, Sternkunde, Physik, Chemie, Geographische Naturkunde und politische Geographie“, die Möglichkeit der Einführung und Durchführung einer einheitlichen Methode für alle naturwissenschaftlichen Fächer nach und fordert ihre gegenseitige Durchdringung und Ergänzung zur Erhöhung des Verständnisses der Natur, die doch auch ein organisches Ganze ist und sich in ihren Teilen nach unveränderlichen Gesetzen immerfort entwickelt. Schon der erste Unterricht in der Naturwissenschaft soll in der Weise von der Anschauung ausgehen, daß so-

gleich zu sämtlichen Gebieten der Naturkunde der Grund gelegt wird. An den Anschauungsunterricht auf der untersten Stufe schließt sich der mehr wissenschaftliche auf den nächsten. Hier sind aber die Naturwissenschaften, gleichgültig auf welcher Schule, in sechs Wochenstunden in folgenden, sich von selbst ergebenden Hauptzweigen, natürlich unter Wahrung des Grundprinzips: „das Gemeinsame des Naturlebens zu ergründen und festzuhalten“, zu behandeln: 1. Naturgeschichte, mit der Tier-, Pflanzen- und Menschenkunde und Anatomie, 2. Naturlehre mit der Himmels- und Gesteinskunde, der Erdgeschichte, Physik und Chemie, 3. Geographische Naturkunde. Mit Recht zieht der Verfasser die Geographie in das Gebiet der Naturwissenschaften hinüber. Denn sie bildet das natürliche Bindeglied zwischen allen naturkundlichen Zweigen und ermöglicht erst recht den Gedanken an eine Zusammenfassung des gesamten Naturwissens von höheren Gesichtspunkten aus, sie „vervollständigt die Anschauungen allmählich zu einer großen, einheitlichen Geschichte der Erde und des Universums“. Dem gleichen Zweck sollen auf allen Stufen die „Schülerausflüge“ (Kap. XII) dienen, die betreffs der Schülerzahl, des Ausflugsortes und der naturwissenschaftlichen Belehrung zu regeln und gut vorzubereiten sind. Im folgenden Kapitel: „Das Zeichnen im Dienste der naturwissenschaftlich-erdkundlichen Fächer“, hebt der Verfasser die Bedeutung des Zeichnens für die Belebung und gründliche Veranschaulichung des Unterrichts in allen naturwissenschaftlichen Fächern, besonders der Geographie hervor. Am wenigsten erwähnt er hier die Chemie, was mich wunder nimmt, da nach meiner Erfahrung auch hier das Zeichnen von unschätzbarem Werte ist. Im übrigen aber weiß der Verfasser in klarster und überzeugendster Weise die allseitige Bedeutung der noch von vielen verachteten Chemie in ihrer Mutterstellung den anderen naturkundlichen Fächern gegenüber zu würdigen und ins hellste Licht zu setzen. In den beiden Schlußkapiteln gibt er zur weiteren Belehrung noch einen allgemeinen Überblick über „verwandte Bestrebungen auf dem Gebiete der Methode“ und eine kurze Zusammenfassung der „leitenden Prinzipien“ seines Buches.

2) Karl Smalian, Grundzüge der Tierkunde für höhere Lehranstalten. Ausgabe B für Gymnasien, Reformschulen und ähnliche Anstalten mit beschränktem biologischen Unterricht.

I. Teil Wirbeltiere. Mit 150 Textabbildungen und 16 Farbentafeln. Leipzig 1911, G. Freytag. VI u. 136 S. 8. geb. 2.50 ℳ.

II. Teil Wirbellose, Körperbau des Menschen. Mit 167 Textabbildungen und 7 Farbentafeln. Ebenda. IV u. 123 S. 8. geb. 2 ℳ.

Die Geschichte der Methodik lehrt, daß schon vor mehreren Jahrzehnten die Vereinheitlichung des naturwissenschaftlichen Unterrichts angestrebt worden ist. Wohl aber hat man es erst in letzter Zeit unternommen, bei der Bearbeitung neuer natur-

wissenschaftlicher Lehrbücher solchen Bestrebungen gerecht zu werden. Sie zu verwirklichen sucht Prof. Smalian in seinen „Grundzügen der Tier- und Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten“. Nach diesem Werke hat er für die höheren Schulen, die dem biologischen Unterricht keinen großen Raum gewähren, das vorliegende, die Ausgabe B, bearbeitet, die sich von dem vorerwähnten Buche fast nur durch den Umfang unterscheidet. Mit Berücksichtigung der biologischen Verhältnisse schildert er die mannigfachen Beziehungen der Tiere zur belebten und leblosen Natur, und zwar im ersten Teil die „Wirbeltiere“, im zweiten die „Wirbellosen und den Körperbau des Menschen“. Dem ersten Teil hat der Verfasser noch die Grundzüge des „menschlichen Knochenbaues“ und ein „System der einzelnen Wirbeltierklassen“ angegliedert, dem zweiten außer einem „System“ etwas „aus der Geschichte des Tierreiches und über die geographische Verbreitung der Tiere“. Der Stoff ist übersichtlich angeordnet, aus jeder Gruppe ist mindestens ein Tier als Träger der charakteristischen Eigenschaften einer eingehenden Besprechung unterzogen. Stellenweise ist die Form der Darstellung nach meiner Empfindung so knapp und gedrängt, daß sie dem Verständnis, hauptsächlich jüngerer Schüler, einige Schwierigkeiten bereiten wird. Vorzüglich sind die zahlreichen und naturtreuen Abbildungen, unter denen die farbenprächtigen Tafeln nicht zum wenigsten dazu beitragen werden, bei den Schülern Lust und Liebe zur sinnvollen Betrachtung der sie umgebenden Natur zu wecken.

3) E. Reukauf, Die mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer. Eine Einführung in die Naturgeschichte der einfachsten Lebensformen nebst kurzer Anleitung zu deren Studien. Mit 110 Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers und einer Erklärung des Mikroskops. Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk. Herausgegeben von Konrad Höller und Georg Ulmer. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. 134 S. 12. geb. 1,80 M.

Wieder ist die Literatur der mikroskopischen Kleinwelt unserer Gewässer um ein Werk vermehrt worden. Mit dem vorliegenden Büchlein ist uns aber etwas ganz Besonderes beschert worden. Es kommt dem Verfasser hier nicht auf stoffliche Vollständigkeit oder auf rein systematische Anordnung an, sondern er sieht seine Hauptaufgabe darin, durch eine gebundene und fließende Darstellung der von ihm selbst beobachteten mikroskopischen Pflanzen und Tiere, die er übrigens in systematischer Reihenfolge schildert, die Leser seines Buches so zu fesseln, daß sie glauben, die Beobachtung der überaus reizvollen Lebensäußerungen und ihre Entwicklung selbst erlebt zu haben. Und diese Aufgabe hat der Verfasser in der glücklichsten Weise gelöst. Das hat er zum großen Teil wohl auch dem Umstand zu verdanken, daß er aus eigener Erfahrung berichtet, seine Ausführungen mit selbstentworfenen Originalbildern begleitet, wissenschaftliche Fachausdrücke

möglichst umgeht und die lateinischen Namen mit deutschen versieht, von denen er selbst eine ganze Anzahl erst neu hat bilden müssen. Bei der Sichtung des Stoffes war für ihn entscheidend die Wichtigkeit der Organismen, die Häufigkeit ihres Vorkommens, ihre Formenschönheit und das Vorhandensein von charakteristischen Eigentümlichkeiten. Da das Buch keine Kenntnisse voraussetzen, im Gegenteil zur Beobachtung der Mikroorganismen anregen will, so macht der Verfasser die Leser zunächst mit dem nötigen „Arbeitsgerät des Mikroskopikers" bekannt. Am Schluß folgen noch „Anweisungen für die Beschaffung von Untersuchungsmaterial und für weitere Beschäftigung mit dem Gegenstande, sowie zur Herstellung einfacher Dauerpräparate". Möge sich das Buch in weitesten Kreisen großer Beliebtheit erfreuen!

4) Alwin Voigt, Unsere Singvögel. Mit 15 Abbildungen im Text und 4 Chromotafeln. Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk. Herausgegeben von Konrad Höller und Georg Ulmer. Leipzig. Quelle & Meyer. 190 S. 12. geb. 1,80 *M*.

Ein herrliches Buch über unsere Singvögel ist das von Prof. Voigt, ansprechend in Wort und Bild. Nicht um eine systematische Darstellung aller Singvögel oder auch nur der unserer Umgebung handelt es sich hier, sondern um eine anschauliche Schilderung der heimatlichen Singvögel nach Landschaften geordnet. So lernen wir sie als die Bewohner unserer Großstädte, Pfarrgärten und Friedhöfe kennen. Ein treuer Ratgeber ist uns das Buch aber auch, wenn uns unsere Wanderungen weiterhin führen auf Wiese, Moor und Heide, in Auenwälder und Nadelwaldungen. Ja sogar an stillen Wässern und Gebirgsbächen gibt es uns Kunde von dem Leben unserer Singvögel. Zur Erkennung der verschiedenen Arten beschreibt der Verfasser nicht nur ihr Aussehen und die Beschaffenheit des von ihnen bewohnten Geländes, sondern auch ihre Stimmen, die er durch bestimmte Zeichen wie Punkte und Striche in verschiedenen Höhenlagen und zuweilen auch durch Noten wiederzugeben sucht. Eine praktische Anleitung zum Bestimmen der Vögel nach ihrem Gesange hat übrigens der Verfasser ausführlich schon in seinem „Exkursionsbuche zum Studium der Vogelstimmen" gegeben. Der Umstand, daß seine lebhaften Schilderungen auf eigenen Beobachtungen beruhen, erhöht den Wert des Werkes. Bei seiner Billigkeit wäre es demnach zu wünschen, daß es überall die verdiente Beachtung finde.

5) O. Schmeil und Jost Fitschen, Die verbreitetsten Pflanzen Deutschlands. Einfache Tabelle zum Bestimmen unserer häufigsten wildwachsenden und angebauten Pflanzen nach der „Flora" von Schmeil-Fitschen. Mit 351 Abbildungen. Schmeils naturwissenschaftliches Unterrichtswerk. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. IV u. 101 S. 16. geb. 1,25 *M*.

Vorliegendes Büchlein, handlich in Größe und Stärke, soll ein Mittelding sein zwischen der „Flora von Deutschland" und

den Tabellen „im Leitfaden der Botanik“. Es behandelt ungefähr 1000 Arten in 354 Abbildungen. Bei seiner übersichtlichen Darstellung und praktischen Ausgestaltung wird es sicher dazu beitragen, den Schülern die Erreichung des Ziels zu ermöglichen, wirklich selbständig die Pflanzen zu bestimmen und so mit der Pflanzenwelt unseres Vaterlandes immer vertrauter zu werden.

6) **Bernhard Landsberg, Didaktik des botanischen Unterrichts.** Mit 19 Figuren im Text und auf 1 Tafel. Didaktische Handbücher für den realistischen Unterricht an höheren Schulen. Herausgegeben von Alois Höfler und Friedrich Poske. Siebenter Band. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. XIII u. 303 S. 8. geb. 8 ℳ.

In dem vorliegenden Werke hält es der Verfasser zunächst für seine Aufgabe, die vielen Ansichten, die in Programmarbeiten und Büchern über einschlägige Fragen niedergelegt sind, mit den seinigen zu vergleichen. Alle bisher erschienenen Werke sind mehr oder weniger nur als Versuche anzusehen. Eine bis ins einzelne gehende und auf den ganzen botanischen Stoff sich erstreckende Gründlichkeit bei der Bearbeitung einer Didaktik des botanischen Unterrichts konnte ja auch erst nach der Einführung der Biologie auf der Oberstufe der höheren Schulen eine gewisse Berechtigung finden. Bezüglich der Botanik mußte deshalb auch Bastian Schmids vorzügliches Buch über den „naturwissenschaftlichen Unterricht“ von Landsbergs „Didaktik“ übertroffen werden, weil jenes bei aller Klarlegung der Leitlinien für eine der Neuzeit entsprechende Umformung des naturwissenschaftlichen Unterrichts keine Detailarbeit für die einzelnen Zweige bringt. Diese hat als erster der Verfasser in seiner Didaktik geliefert, indem er von Grund aus den ganzen Stoff kritisch sichtete — was nach dessen Ausdehnung auf eine dritte Stufe sich als notwendig erwies —, ihn auf die einzelnen Stufen verteilte und Vorschläge für seine Anordnung und Reihenfolge sowie für die Art seiner Behandlung machte. Wenn er bei der didaktischen Durcharbeitung des Stoffes noch eigene Lehrgänge und Lehrskizzen einflocht, so wollte er, wie er mehrfach hervorhebt, nur anregen, nicht vormachen. So nun bildet sein Werk in der Hand der Fachlehrer geradezu eine Grundlage für die botanischen Lehrbücher, besonders für die, die wie das von Kräpelin den biologischen Stoff für die Oberstufe geordnet haben. — Der Inhalt des Buches zerfällt in 4 Teile mit 23 Paragraphen: „Ziele und Wege des botanischen Unterrichts, Unter-, Mittel- und Oberstufe“. Beachtenswert ist das bis auf die einzelnen Seiten durchgeführte Inhaltsverzeichnis und ein reichhaltiges Literaturverzeichnis über „methodische Schriften“ und „zur sachlichen Belehrung“, die nach dem Inhalte in 8 Gruppen geordnet eine leichte Orientierung ermöglichen. Ein weiterer Vorzug des Werkes ist der Anhang über „Nachweis der

Verknüpfungen des botanischen Unterrichts mit den übrigen realistischen Fächern und mit der philosophischen Propädeutik". Nachdrücklich weist in ihm der Verfasser, wie Kollbach in „Natur und Schule", auf die Notwendigkeit hin, alle naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer zu einer großen Einheit zu verbinden, ja er unternimmt es sogleich noch, den Lehrstoff, der zur Erklärung biologischer Erscheinungen aus anderen Gebieten in die Botanik herübergenommen werden muß, nach diesen Fächern zu ordnen und andeutungsweise anzuführen mit Angabe der Seite seines Werkes, wo in vielen Fällen auf einschlägige Spezialwerke weiter hingewiesen ist. Nach allem dürfte wohl der Verfasser die Aufgabe seiner botanischen Didaktik, zu zeigen, „wie alle Einzelströme der Erkenntnis schließlich in einen einzigen Gesamtstrom zusammenfließen, des menschlichen Ringens nach der Wahrheit" vortrefflich gelöst haben. Möge das Werk als erwünschte Unterstützung bei der Durchführung der Reform des naturwissenschaftlichen Unterrichts bald allen beteiligten Fachlehrern ein unentbehrlicher Ratgeber sein!

Torgau. Bernhard Lippold.

---

K. Flöricke, W. Kuhlmann, B. Lindemann und R. Muschler, Strandbüchlein. Mit zahlreichen Abbildungen und 6 herausklappbaren Tafeln. Stuttgart 1911, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde; Franckhsche Verlagshandlung. 115 S. 8. 0,75 *M*, geb. 1,25 *M*.

Im vorliegenden Werk behandelt Lindemann den geologischen Aufbau der deutschen Küste, Muschler die Strand- und Meerespflanzen der deutschen Küsten, Flöricke das Tierleben am Strande und Kuhlmann das Tierleben des Meeres. Alles ist in ansprechender klarer Weise dargestellt und durch gute Abbildungen illustriert, dabei erstaunlich billig. Das Büchlein kann warm empfohlen werden, auch Lesern ohne Vorkenntnisse. Es wird sie über vieles unterrichten und ihnen die Bestimmung manches unbekannten Naturobjekts ermöglichen. Ein gutes Register ist für die Benutzung des Buches recht förderlich.

Nicht ganz bequem ist es, daß Bilder und Tafeln zum Teil an ganz anderen Stellen dargeboten werden wie der zugehörige Text. Da die Tafeln herausklappbar sind und zur rechten Seite das Bild zeigen, wäre es nicht störend, wenn sie *hinter* dem Begleittext eingefügt wären, sie finden sich aber auffälligerweise stets *vor* demselben. Bei ihnen ließe es sich wohl im Einbande ändern, nicht aber bei den Abbildungen im Texte. Die Zusammenstellung (S. 36) *Mauerpfefferarten (Sedum) und die Fetthenne* ist nicht ganz richtig, da die Fetthenne zu den Mauerpfefferarten gehört. S. 103 ist bei der kurzen Beschreibung der Wellhornschnecke die Angabe der Bildnummer (Tafel IV 12 bei S. 64!) vergessen worden. S. 105 finden sich drei Abbildungen von Nacktschnecken des Meeres, die als Fadenschnecke, Bäumchenschnecke und Seehase benannt sind.

Im Texte auf S. 106 wird statt des letzteren die rote Sternschnecke (Doris proxima) angeführt ohne Erwähnung des Namens Seehase. Als Seehase wird sonst die Gattung Aplysia bezeichnet.

Das günstige Urteil über das Büchlein wird durch diese kleinen Ausstellungen nicht beeinträchtigt.

Seehausen i. d. Altmark. M. Paeprer.

---

1) Peter Münch, Lehrbuch der Physik, in zwei Teilen bearbeitet von Heinrich Lüdtke. I. Teil: Vorbereitender Lehrgang. Mit einem Anhange: Von den chemischen Erscheinungen. Zwölfte, verbesserte Auflage. Mit 213 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg i. Br. 1911, Herder. XI u. 182 S. 8. geb.

Vor 11 Jahren wurde das altbekannte und geschätzte Münchsche Lehrbuch einer Umarbeitung unterzogen, weil es, den Bedürfnissen der Ober- und Unterstufe entsprechend, in zwei Bände zerlegt werden sollte. Inzwischen ist eine neue Auflage nötig geworden, welche sich von der älteren durch eine Reihe von Zusätzen und Änderungen des Textes, sowie durch neue Figuren unterscheidet, die teilweise an die Stelle veralteter getreten sind.

Der Inhalt geht vielfach über das Maß hinaus, das auf der Unterstufe im Unterrichte mit Erfolg erledigt werden kann. Die Darstellung ist zuverlässig und klar, die Figuren zweckentsprechend. Die im Anhange beigefügte Behandlung chemischer Erscheinungen wäre noch brauchbarer, wenn sie etwas reicher mit Versuchen ausgestattet wäre.

2) Friedrich Poske, Oberstufe der Naturlehre. (Physik nebst Astronomie und mathematischer Geographie.) Nach „A. Höflers Naturlehre für die oberen Klassen der österreichischen Mittelschulen“ für höhere Lehranstalten des Deutschen Reiches bearbeitet. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 494 zum Teil farbigen Abbildungen und 4 Tafeln. Braunschweig 1911, Friedrich Vieweg & Sohn. 359 S. 8. In Leinw. geb. 4 *M*.

Das hervorragende Unterrichtswerk „Die Naturlehre“ des verdienstvollen Verfassers erschien 1906 in erster Auflage und liegt nun mit Verbesserungen mannigfacher Art in 3. Auflage vor. Es ist weder ein umfangreiches Lehrbuch noch ein kurzes Repetitorium, sondern hält zwischen beiden die Mitte und ist deshalb mehr als viele in Gebrauch befindlichen Lehrbücher geeignet, in der Hand der Schüler den Zwecken des Unterrichtes zu dienen. Da es dem methodischen Lehrgange keine bestimmte Richtung geben soll, ist es nicht ausschließlich nach methodischen Grundsätzen abgefaßt, sondern enthält eine systematische Darstellung des Lehrstoffes, wie sie auch für andere Zwecke des Unterrichtes gefordert wird. Sie ist auf das sorgfältigste durchgearbeitet. Die physikalischen Versuche sind mit den neuesten Hilfsmitteln anzustellen und deshalb allerdings in vielen Schulen, deren Unterrichts-

mittel die Anschaffung jener Apparate nicht gestattet, weniger verwendbar. Zahlreiche Figuren, die sich durch Exaktheit auszeichnen, von denen aber einige ihrer Kleinheit wegen nicht deutlich genug sind, sowie farbige, wohlgelungene Figurentafeln kommen der Anschauung zu Hilfe.

Viele bereits in der Unterstufe besprochenen Abschnitte sind nicht noch einmal ausführlich behandelt, dafür stellen fortlaufende Noten den Zusammenhang der Unter- und Oberstufe her.

Seiner Exaktheit wegen und mit Rücksicht auf die geschickt und sorgfältig ausgewählten Experimente ist die Naturlehre zur Benutzung im Unterrichte zu empfehlen.

3) H. Rebenstorff, Physikalisches Experimentierbuch. I. Teil: Anleitung zum Experimentieren für junge und mittlere Schüler. Mit 99 Abbildungen im Text. Bastian Schmidts Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek No. 1. Berlin und Leipzig 1911, B. G. Teubner. 231 S. 8. geb. 3 *M.*

Die Aufgabe der Naturwissenschaftlichen Schülerbibliothek von B. Schmidt ist es, den naturwissenschaftlichen Unterricht mit einer freiwilligen häuslichen Beschäftigung der Schüler zu verbinden, zu der sie Anregung und Stoff in gefälliger und leicht faßlicher Form darbietet. Das Physikalische Experimentierbuch ist für jüngere Schüler von 12—15 Jahren bestimmt und enthält eine Auswahl leichter und interessierender Versuche, die mit geringen Mitteln und mit nicht zu großem Aufwand an Zeit ausgeführt werden können. Das Material dazu ist wohl überall leicht zu beschaffen, für die vereinzelten Ausnahmefälle sind Hinweise auf Fabriken und andere Bezugsquellen beigefügt worden. Stellen die Versuche auch keine unangemessenen Anforderungen an die Geschicklichkeit des Experimentierenden, so dürfen sie doch keineswegs als bloße Spielereien betrachtet werden, sondern verlangen einen gewissen Grad von Ausdauer, Umsicht und Sorgfalt. Besonders einfach sind naturgemäß die Aufgaben aus der Optik und der Elektrizitätslehre, etwas schwierigere Versuche sollen in einem zweiten Bändchen, dessen Erscheinen in Aussicht gestellt wird, angeregt werden. Das Buch wird jüngeren Schülern, die sich gern praktisch betätigen, gewiß Freude machen.

4) Franz Adami, Die Elektrizität. I. Teil. Universalbibliothek No. 5298, 5299. Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von Siegmund Günther, 9. Band. Mit einem Porträt des Verfassers, 4 schwarzen Tafeln und 29 Textfiguren. Leipzig 1911, Philipp Reclam jun. 127 S. 0,40 *M.*

Das Büchlein wendet sich an weite Leserkreise, die unter dem Eindrucke der großartigen technischen Leistungen der Gegenwart auf dem Gebiete der Elektrizität sich Einsicht darin verschaffen wollen, wie jene Prozesse sich vollziehen, deren Wirkungen

die Menschheit zugleich bereichern und in Erstaunen setzen. Nicht in geschichtlicher Darstellung, sondern nach systematischen Grundsätzen führt der Verfasser in die elementaren Anschauungen und Begriffe der Elektrizitätslehre und der Lehre vom Magnetismus ein, bedient sich dabei aber von Anfang an auch solcher Hilfsmittel, die sich aus den elementarsten Vorgängen nicht erklären lassen. Damit ist aber in nicht zu billigender Weise gegen anerkannte methodische Grundsätze verstoßen worden. Der Inhalt des kleinen Büchleins ist, wie nicht anders zu erwarten, sehr lückenhaft, die Darstellung nicht klar genug, zuweilen unrichtig und zu wenig durchgearbeitet. Für Schulzwecke kann das Buch nicht in Frage kommen.

5) P. Spies und K. Graff, Elemente der Astronomie und der mathematischen Geographie von O. Hermes. Berlin 1910, Winckelmann & Söhne. 56 S. 8.

Das wenig umfangreiche Heft enthält eine geschickte Zusammenstellung des auf der Schule darzubietenden Stoffes aus der Astronomie und der mathematischen Geographie. Es ist ein erweiterter Abdruck der dem bekannten Grundriß der Physik von Jochmann-Hermes beigefügten astronomischen Anhanges und soll als solcher auch dem Selbststudium dienen. Die mitgeteilten Daten sind den neuesten Ergebnissen der Forschung entsprechend durchgesehen. Sechs vortreffliche Autotypien des Mondes, der Sonne, des Kometen 1908 III und des Andromedanebels bilden eine willkommene Bereicherung der zahlreichen guten Abbildungen des kleinen Werkes.

6) Thomas Link, Das deutsche Museum im Dienste des physikalischen Unterrichtes. München 1911, Kellerer. 44 S. 8. 0,80 M.

Am 28. Juni 1903 wurde im Festsaale der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München das Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik gegründet mit dem Zwecke, den Einfluß der wissenschaftlichen Forschung auf die Technik darzustellen und die historische Entwickelung der verschiedenen Industrien durch hervorragende und typische Meisterwerke zu veranschaulichen. Diesem Zwecke dienen nun Sammlungen von wissenschaftlichen Apparaten und Instrumenten, sowie Originale und Modelle hervorragender Werke der Technik, ferner ein Archiv wichtiger wissenschaftlicher und technischer Urkunden, endlich eine aus Handschriften, Zeichnungen und Drucksachen gebildete technisch-wissenschaftliche Bibliothek. Um diese Einrichtungen zur Belehrung weiterer Volkskreise nutzbar zu machen, wurde für eingehende Erläuterungen der Objekte und für einen erklärenden Führer Sorge getragen, auch sind die Apparate vielfach gebrauchsfertig aufgestellt worden. So konnten 1911 unter

Führung von Lehrern mehr als 26 000 Schüler das Museum zu ermäßigtem Preise besuchen, auch auswärtige Unterrichtsanstalten haben dem Museum ihren Besuch abgestattet. Diese rege Benutzung des Museums erklärt sich daraus, daß es Instrumente, die ein genaues Arbeiten ermöglichen, Apparate, die in Schulen sich nicht finden, vortreffliche bildliche und modellartige Darstellungen wichtiger Versuche und praktischer Versuchsanordnungen besitzt und in allem die innige Verbindung von Theorie und Praxis erkennen läßt.

Das Büchlein gibt nun an, in welcher Weise die Vorbereitung einer Klasse auf den Besuch, dieser Besuch selbst und hinterher die nachfolgende Besprechung sich zu gestalten hat, wenn die Schüler aus dem Besuche den rechten Nutzen ziehen sollen. Den größten Teil des Heftes nimmt ein geordnetes Verzeichnis der in Betracht kommenden Ausstellungsobjekte ein.

Berlin. R. Schiel.

---

1) Julius Stockhaus, Der Schulgesang, stufenmäßig geordnete Stoffsammlung für Theorie und Praxis des Gesangunterrichts an Volks-, Mittel- und höheren Schulen. 1. Teil: Liederbuch, 2. Teil: Wegweiser. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 96 u. 159 S. geb. 3 ℳ.

Wir haben es hier nur mit dem zweiten Teile des Lehrbuches, dem Wegweiser, zu tun. Der erste Teil des Liederbuches mit seinen 198 Nummern liegt uns nicht vor. Der Wegweiser zerfällt in zwei Teile A und B. Der Teil A bietet Ergänzungsstoffe zum Liederbuch, sodann 16 konfessionelle Kirchenlieder in mehrstimmigem Tonsatze und drittens kurze Notizen über die Tondichter der Lieder. Der Teil B behandelt recht eingehend die Aufgaben und Methode des Schulgesangunterrichts. Der Stoff ist auf die einzelnen Schuljahre verteilt. Das Buch ist, nach den vorliegenden Gesangstücken zu urteilen, hauptsächlich für Volks- und Mittelschulen geschrieben. Für die Oberklassen höherer Schulen dürfte wohl die Abteilung B völlig genügen, ja vielleicht noch des Guten zu viel enthalten, die Abteilung A genügt in keiner Weise. Unsere Schüler in Prima und Sekunda machen größere Ansprüche. Die Ergänzungsstoffe bieten 51 ansprechende dreistimmige Tonsätze zu bekannten Volksliedern. In den Kirchenliedern beanstanden wir die Neigung des Verfassers zur Anwendung von Septimenakkorden, so z. B. in dem dreistimmigen Satze „Vom Himmel hoch“ und „Nun danket alle Gott“. Die Tonfolge der einzelnen Melodien im Frankfurter Gesangbuch, das der Verfasser benutzt hat, dürfte anderswo auf Widerspruch stoßen, ebenso die Rhythmik. Ein schlimmer Fehler passiert dem Verfasser, wenn er den Text von „Großer Gott, wir loben dich“ als Luthers Verdeutschung der Hymne Te deum laudamus von 1533 hinstellt. Das Lied ist ein katholisches Kirchenlied des 18. Jahrhunderts (1778). Der Teil B, der auch gesondert von A zu kaufen ist,

kann von Lehrern und musikbegabten Schülern mit Nutzen gebraucht werden. Er bietet weit mehr als ein abgehender Abiturient zu wissen braucht.

2) Hans Heinrichs und Ernst Pfusch, „Frisch gesungen“. III. Teil. Chorbuch für höhere Knabenschulen. Dritte Auflage. 7.—9. Tausend. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 415 S. 3 M.

Das Buch ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die neuen Lehrpläne für den Gesangunterricht an den höheren Schulen auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Mit großer Lust und intensivem Fleiß sind die Verfasser an die Arbeit gegangen und haben etwas ganz Neues, Eigenartiges geschaffen, was von den herkömmlichen Bahnen völlig abweicht. Und das war notwendig. „Sie haben, wie die Vorrede sagt, aus dem Born geschöpft, der uns in der Blütezeit des vokalen Stils im 15. und 16. Jahrhundert erschlossen ist. Und da die herrlichsten Perlen des Vokalstils auf dem Gebiete des kirchlichen Gesanges zu finden sind, ist eine Reihe jener unvergänglichen Kompositionen aufgenommen worden“. Wir können nur Ja und Amen dazu sagen. Weg mit den sentimentalen Kompositionen, wie sie fast alle Chorbücher bisher leider geboten haben! Zur Einführung in die Sammlung geben die Verfasser zwei treffliche kurze Aufsätze über das weltliche und das geistliche Lied. Sie werden von den Schülern mit Vergnügen gelesen werden. Auch die kurze musikalische Orientierung S. 1—4 ist praktisch. Vortrefflich finden wir es ferner, daß eine ganze Reihe ausländischer Lieder und Weisen im Original wiedergegeben sind, u. a. das berühmte Home, sweet home. Unter den ernsten Gesängen und Motetten würden wir gern noch manche alte Schulgesänge von Prätorius und anderen Kantoren (4—6 stimmig) sehen, anderes gern vermissen. Die Chöre „Der Herr ist mein Hirt“ v. Klein und Herr, unser Gott v. Schnabel werden besser vom Männerchor gesungen, so wie sie vertont sind. Höchst ansprechend ist auch der Anhang mit guten einstimmigen Volksliedern und Kunstliedern unserer trefflichsten Meister. Wir sind überzeugt, unsere Schüler werden zum Selbstudium vielfach danach greifen. Das ist, wie wir glauben, auch der Wunsch und Absicht der Verfasser gewesen. Das Buch ist schon in dritter Auflage erschienen. Der Preis ist sehr billig zu nennen. Wir wünschen ihm wegen seiner großen Vorzüge die weiteste Verbreitung.

3) Gustav Beckmann, Praktische Gesangschule für die unteren Klassen der höheren Lehranstalten männlicher Jugend und deren Vorschulen. A. Ausgabe für die paritätische Anstalten. Gütersloh 1911, C. Bertelsmann. 271 S. 8. geb. 2,50 M.

Auch dieses Buch verdankt den neuen Lehrplänen seine Entstehung. Mit Recht gedenkt der Verfasser in der Vorrede der alten lutherischen Lateinschulen, an denen der Gesang in höchster

Blüte stand und den andern Disziplinen völlig gleich geachtet wurde. Mit Recht gedenkt er ferner der herrlichen Leistungen des Thomanerchors. Wir erlauben uns den Chor der Dresdener Kreuzkirche unter Richters Leitung hier mit fast gleichen Ehren zu nennen. Es ist sehr anzuerkennen, daß der Verfasser die großen Ideale der sächischen Schule sich zum Muster genommen hat und die Leistungen unserer Schüler auf alle Weise zu heben sucht. Es tut das in Preußen wahrlich not. Warum haben das reiche Berlin oder andere reiche Großstädte nicht ähnliche Institute wie Dresden und Leipzig? Der Verfasser betont in der Vorrede, daß der Gesangunterricht ohne Benutzung irgend eines Instrumentes gegeben werden muß. Die Praxis gibt ihm hierin Recht. Der Stoff des Buches soll in der Vorschule und in den Klassen Sexta bis Quarta behandelt werden. Nach unserer Meinung reicht das Buch völlig dafür aus. Der Verfasser geht methodisch behutsam und allmählich vor und scheidet mit gutem Takte alles Überflüssige aus. Wir können ihm in der Auswahl der Lieder für die einzelnen Stufen nur zustimmen. Zu dem Liede „A, a, a, der Winter“ S. 6 möchten wir bemerken, daß es von F. H. Eickhoff in Gütersloh 1834 gedichtet ist. Der Anhang bietet außer einer kurzen Orientierung über Kirchentonarten eine Reihe von schwereren Sätzen für Knabenstimmen. Wenn unsere Quartaner das leisten, dürfen wir zufrieden sein. Unser Schlußurteil lautet: Das Buch wird seinen Zweck gut erfüllen, wenn auch im Interesse des Schülers dies und jenes zu breit ausgeführt ist. Ein besonderes Notenheft im Anschluß an die praktische Gesangschule wird vom Verfasser noch herausgegeben werden. Auf ein früher von ihm erschienenes Chorgesangbuch für höhere Schulen sei gleichzeitig aufmerksam gemacht.

4) Hans Heinrichs und Ernst Pfusch, „Frisch gesungen“. I. Teil: Singbüchlein für die Vorklassen der höheren Knabenschulen. 82 S. 8. geb. 0,50 *M.* — II. Teil: Singbuch für die höheren Knabenschulen nach den ministeriellen Bestimmungen vom 21. Juni 1910. 264 S. 8. geb. 1,50 *M.* Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Die beiden Verfasser haben dem bereits in dritter Auflage vorliegenden III. Teil (Chorbuch) nunmehr auf Wunsch der Fachlehrer auch die beiden ersten Teile für die Vorklassen und unteren Klassen folgen lassen. Zweifellos sind sie damit einem empfundenen Bedürfnis entgegengekommen.

Die im Teil I enthaltenen 73 Lieder eignen sich in jeder Beziehung für die Vorklassen. Sie sollen, wie die Vorrede sagt, nach dem Gehör gesungen werden. Im 3. Schuljahr soll das Notensingen vorbereitet werden. Diese Grundsätze sind durchaus zu billigen. Der S. 30 u. ff. gebotene Vorkursus im Singen nach Noten erscheint praktisch und ausführbar. Die Tonart der Lieder ist aber nicht, wie die Vorrede sagt, nur F-dur, es finden sich auch Lieder in anderen Tonarten.

Der Teil II enthält den Lehrstoff für die unteren Klassen höheren Schule. Wir können auch hier der sorgfältigen Methodik des Lehrbuches nur zustimmen. Die Verfasser haben die Eitz'schen Dreiklangs- und Vergleichstonübungen verwandt, um das Gehör für das tonreine Singen zu schulen und die von den Lehrplänen geforderte Mehrstimmigkeit in harmonischer und polyphoner Stimmführung gründlich vorzubereiten. Wir zweifeln nicht, daß das Buch in der Hand eines tüchtigen Lehrers dieses Ziel erreichen wird.

Die Auswahl der Volkslieder läßt hin und wieder bekannte Lieder und Melodien vermissen. Wir hätten gern andere nicht gleichwertige Lieder dafür hergegeben. Es fehlt z. B. das Lied: Bekränzt mit Laub, Wohlauf noch getrunken, Nach Süden nun sich lenken, Ich schieß den Hirsch, Muß i denn, Steh ich in finstrer, Goldne Abendsonne und viele andere. Das Chorbuch kann hier keinen Ersatz mehr bieten. Die im Anhang des Buches gebotenen mehrstimmigen Sätze sind gut gewählt und können in der Übungsstunde für Sopran und Alt des gemischten Chors Verwendung finden, schwerlich freilich in der Quinta.

Nachdem das gesamte Werk nunmehr abgeschlossen vorliegt, wünschen wir ihm im Interesse unsrer sangesfreudigen Jugend vielfachen Eingang in unsere Schulen.

Hamm i. W. Hermann Eickhoff.

# DRITTE ABTEILUNG.

## BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

### Sitzung des „Vereins für Kinderpsychologie" am 27. Oktober 1911.

Geheimrat Wilhelm Münch hielt einen Vortrag über „Wertvolle französische Beiträge zur Jugendkunde". Der Vortragende hatte sich zur Aufgabe gemacht, der deutschen Zuhörerschaft die interessantesten Ergebnisse der Kinderforschung darzulegen, die der Pariser Psycholog Alfred Binet in seinem 1910 erschienenen Buche Les idées modernes sur les enfants veröffentlicht hat und die zum Teil auch auf den Arbeiten einiger seiner Fachgenossen beruhen. Manche eigene Betrachtungen des Vortragenden wurden mit eingeflochten. Den gegenwärtig in den verschiedenen Ländern erhobenen, vielfach allzu leidenschaftlichen und auch ungerechten Vorwürfen, namentlich gegen die höheren Schulen, liegt (nach Binet) als wirklich anzuerkennender Mangel die Tatsache zugrunde, daß die individuellen Wesensanlagen der Schüler zu wenig bestimmt erkannt und unterschieden werden. Namentlich bildet die Psychologie der Zurückbleibenden eine wichtige und auch keineswegs uninteressante Aufgabe. Parallelklassen in Volksschulen könnten sehr wohl so eingerichtet werden, daß die zumeist für praktische Tätigkeiten beanlagten Schüler in eigenen Cöten vereinigt und ihrer Anlage entsprechend beschäftigt würden. Sie könnten auf diese Weise auch einen erheblichen sozialen Wert gewinnen. Die praktischen Berufsarten werden überhaupt heutzutage von der wesentlich literarisch gebildeten Oberschicht zu wenig geschätzt. Die Lehrer müßten also vor allem rechte Beobachter werden. Im ganzen freilich ist es keineswegs so, wie man jetzt oft behaupten hört, daß die verachtetsten Schüler die tüchtigsten Männer würden und umgekehrt. Binet hat darüber, auf beschränktem Terrain natürlich, genaue Feststellungen versucht und hat gefunden, daß die tüchtigeren Bürger einer Gemeinde durchweg zu ihrer Zeit auch die tüchtigeren Schüler gewesen waren, und wiederum umgekehrt. Die Methode der Intelligenzprüfung muß selbstverständlich sorgfältig entwickelt werden: die gegenwärtigen Schulprüfungen genügen dazu durchaus nicht. Wie in solchem Sinne für die Elementarstufe Lesen, Rechtschreibung und Rechnen zu verwenden sei (und wie nicht!), wird näher ausgeführt. Bei den zeitweilig auffallend Zurückbleibenden muß zunächst immer eine fachkundige Untersuchung die sehr möglichen oder wahrscheinlichen physiologischen Ur-

sachen zu erkennen trachten. Eine allgemeinere Feststellung des Maßes der körperlichen Entwicklung muß aber regelmäßig bei allen Schülern stattfinden und diese muß sich nach vielen Seiten hin erstrecken, ohne daß sie deshalb sehr zeitraubend zu sein braucht. Über das Verhältnis der physischen zur geistigen Tüchtigkeit werden gewisse kühne Urteile (als ob die beiden durchaus zusammenzufallen pflegten) durch statistische Feststellungen widerlegt. Ein starker Prozentsatz der geistig Tüchtigen findet sich eben auch unter den körperlich Schwachen, was übrigens die gewöhnliche Erfahrung schon ergeben hatte. Besonders wichtig ist die bestimmte Feststellung alles des in Beziehung auf Gehör und Gesicht irgendwie Mangelhaften, deren Zahl im ganzen viel größer ist als man anzunehmen pflegt; die Wirkung auch geringerer Defekte in dieser Beziehung auf den Erfolg des Unterrichts wird näher aufgezeigt. Das unablässige Vorantreiben von Seiten vieler Eltern wird getadelt; nicht wenige Kinder brauchen wohl einmal ein Jahr geistigen Ausruhens. Binet glaubt überhaupt für jedes Lebensjahr eine Normalhöhe der geistigen und körperlichen Entwicklung feststellen zu sollen, und die durch Zurückbleiben oder Voraneilen um je eins, zwei oder gar mehr Jahre sich von dieser Normalhöhe Unterscheidenden müßten entsprechend behandelt werden. Daß die am hervorragendsten Begabten mit Gleichartigen zu besonderen Klassen vereinigt werden müßten, hält Binet im Interesse des wirklichen Fortschrittes der Nation und der Menschlichkeit für notwendig (wie diese Forderung ja auch bei uns sehr ernstlich erhoben, allerdings bis jetzt noch weit mehr bekämpft worden ist). Um die Art vielmehr als den Grad der Intelligenzbegabung zu unterscheiden, hat B. ganz bestimmte Kategorien aufgestellt: er unterscheidet Eigenschaften wie Auffassungsgabe, Selbstdenken, Zusammenhang des Denkens, kritisches Vermögen. Für gewisse an Geist und Willen schwache Kindernaturen hat B. ein System „geistiger Orthopaedie“ erfunden, das sie allmählich zu kräftigen geeignet st. Hervorzuheben wäre auch die Untersuchung über die Spezialbegabung für Musik, Zeichnen, Mathematik; ebenso über den Unterschied der regelmäßig geistig bewußt und der vielfach unbewußt (nicht in Gestalt regelrechter Schlußfolgerungen) geistig Arbeitenden, ein Gebiet, dessen weitere Beobachtung und Berücksichtigung im Unterricht und in der Einschätzung der Schüler noch bedeutende Wirkung zu tun berufen scheint. Erörtert wurde weiterhin das Verhältnis einer harmonischen Gesamtbildung zu der sicher nicht zu verabsäumenden Ausbildung spezieller und wertvoller Anlagen. Auf die tatsächlichen Unterlagen der erscheinenden geistigen Trägheit kommt ferner die Rede, auf das Verhältnis der entgegenwirkenden und der anregenden Erziehungsmittel (wobei natürlich auch das Thema der namentlich in Frankreich beliebten Preise erörtert wird) und im Anschluß daran die Möglichkeit, persönlichen Ehrgeiz mit sozialer Gesinnung zu vereinigen. Alles in allem findet B. (und so können wohl seine Leser mit ihm empfinden), daß die Pädagogik, die bei so vielen im Ruf einer langweiligen und abgestandenen Wissenschaft steht einen ganz entgegengesetzten Charakter bekommen kann.

Groß-Lichterfelde b. Berlin. Karl Pappenheim.

# VIERTE ABTEILUNG.

## EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur, herausgegeben von Franz Frisch. Jahrg. 7, Nr. 7—9.

2. Scriptor Latinus. Annus VIII, numerus XI.

3. Bücher aus dem Verlage von F. Tempsky, Wien und G. Freytag, Leipzig. 1910 oder 1911.

a) F. Hočevar, Lehr- und Übungsbuch der Geometrie für Realschulen. Mittelstufe (IV. und V. Klasse). Mit 210 Figuren. 3. Auflage 171 S. geb. 2 *K* 60 *h*.

b) F. v. Hemmelmayr, Lehrbuch der anorganischen Chemie für die 5. Klasse der Realschulen. Mit 45 Abbildungen und 1 Spektraltafel. 5. Auflage. 205 S. geb. 2,30 *M*.

c) F. v. Hemmelmayr, Lehrbuch der organischen Chemie. Mit 10 Abbildungen und 1 Tafel. 6. Auflage. geb. 2 *K* 30 *h*.

d) J. Ellinger und A. J. P. Butler, Lehrbuch der englischen Sprache. Ausgabe B (für Mädchenlyzeen usw.). Teil 1 (Elementarbuch). Mit 10 Abbildungen und 1 Münztafel. 2. Auflage. 167 S. geb. 2,10 *M*. — Teil 2, An English Reader. 2. Auflage. 338 S. geb. 4 *K* 50 *h*. — Teil 3, An Short English Syntax and Exercises. 2. Auflage. 112 S. geb. 2 *M*.

e) Smolik-Heller, Raumlehre und darstellende Geometrie für die 6. und 7. Klasse der Realschulen. Bearbeitet von F. Hahndel. 4. Auflage. 211 S. 3 *K* 60 *h*.

f) Cornelii Nepotis Vitae. Edidit G. Andresen. 2. Auflage. Für den Schulgebrauch bearbeitet von R. Franz. Mit 25 Abbildungen und 6 Karten. 138 S. geb. 1,20 *M*.

g) Chr. Harder, Lateinisches Lesebuch für Realanstalten II. Teil: Anmerkungen. 79 S. geb. 1,20 *M*.

h) C. Cury, Le petit Français. Livre de lecture et de conversation sous la forme dialoguée. 145 S. geb. 2 *M*.

i) B. Röttgers, Recueil de poésies françaises du 19me siècle, précédé d'un choix de fables de Lafontaine. Mit 19 Abbildungen. 309 S. geb. 2,50 *M*.

k) Michaud, Influence et résultats des croisades. Herausgegeben von Jäde. 76 S. geb. 1 *M*. Hierzu Wörterbuch 30 S.

l) L. Geyer, Der französische Aufsatz. Ein Wegweiser für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen der neueren Sprachen. 64 S. geb. 0,80 *M*.

m) J. Ellinger und A. J. P. Butler, Englisches Unterrichtswerk für Realgymnasien. II. Teil (für die 4. Klasse). Mit 6 Illustrationen. 147 S. gr. 8. geb. 2 *M*. — III. Teil (für die 5. Klasse). Mit 37 Illustrationen und 5 Karten. Ebenda 1912. 194 S. gr. 8. geb. 3 *M*.

n) Johanna Bube, Englisches Lesebuch für höhere Mädchenschulen, Lyzeen und Studienanstalten. Teil III: Für Lyzeen und Studienanstalten. Mit 24 Abbildungen und 4 Karten. 472 S. geb. 5 *M*.

o) Shakespeare, A Midsummer-Night's Dream. Herausgegeben von O. Siefken. Mit 2 Abbildungen. 136 S. geb. 1,50 *M*.

p) Shakespeare, Hamlet. Herausgegeben von L. Brandl. 186 S. geb. 1,70 M.

q) W. Ule, Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. Ausgabe A in zwei Teilen. II. Teil: für die mittleren und oberen Klassen. Mit 12 + 114 Abbildungen und 6 Tafeln. 8. Auflage. 359 S. geb. 4 M.

r) V. Steinecke, K. Kretschmer, J. Kösters, Deutsche Erdkunde für höhere Mädchenschulen. Teil I: für die 7. und 6. Klasse. Mit 71 Abbildungen und 3 Farbentafeln. 139 S. geb. 2 M.

s) Grabers Leitfaden der Körperlehre und Tierkunde, bearbeitet von Th. Altschul und R. Latzel. 6. Auflage. Mit 542 Abbildungen und 13 Farbentafeln. 202 S. geb. 4,70 M.

t) Grabers Leitfaden der Tierkunde, für die oberen Klassen der Realgymnasien, bearbeitet von R. Latzel. 6. Auflage. Mit 463 Abbildungen und 2 Farbentafeln. 202 S. geb. 3,80 M.

u) Max Linnich, Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der Geometrie, Trigonometrie und Stereometrie. Für die höheren Lehrerinnenseminare bearbeitet. Mit 132 Figuren. 128 S. geb. 3 M.

v) J. Gajdeczka, Übungsbuch zur Arithmetik und Algebra. 8. Auflage. 221 S. geb. 3 K 20 h.

w) Gutzkow, Uriel Acosta, herausgegeben von E. Baum. 99 S. 0,75 M.

x) A. Himmelbauer, Chemie und Mineralogie. Mit 113 Figuren und 1 Tafel. 113 S. 1,80 M.

y) E. Machs Grundriß der Naturlehre für Realgymnasien. Bearbeitet von K. Habart. Mit 355 Abbildungen. Unterstufe. 180 S. geb. 2,50 M.

z) R. Wetlstein, Leitfaden der Botanik für die oberen Klassen der Mittelschulen. Mit 6 Tafeln und 1024 Figuren. 4. Auflage. 232 S. geb. 3,90 M.

4. G. Beer, Pascha oder das jüdische Osterfest. Tübingen 1911, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). VII u. 44 S. 1,20 M.

5. A. Bergmann, Praktische Wechsel- und Scheckkunde. 3. Auflage. Leipzig 1911, Verlag der modernen kaufmännischen Bibliothek. VIII u. 174 S. geb. 2,75 M.

6. K. Domanig, Die Entstehung von Wolframs Titurel. S.-A. aus „Die Kultur“ 1911, Heft 3.

7. G. Freytag, Die Wirkung der Farben in der Geländedarstellung auf Landkarten. Wien 1911, G. Freytag & Berndt. 8 S. u. 5 Taf. 1 K.

8. H. Lemke, Die kinematographische Unterrichtsstunde, methodische Bemerkungen und ausgeführte Lektionen. Leipzig 1911, Edmund Demme. 27 S. 0,75 M.

9. L. Meyn, Französische Wortfamilien, für den Unterricht zusammengestellt. Progr. von Barmbeck 1911. 19 S. Das Ganze erscheint im Buchhandel.

10. J. Petzoldt, Die Einwände gegen Sonderschulen für hervorragend Befähigte. 24 S. S.-A. aus den N. Jahrbüchern für Pädagogik, Bd. 28.

11. F. Soennecken, Der Werdegang unserer Schrift. Bonn und Leipzig 1911. 27 S. gr. 4.

12. H. Thiersch, An den Rändern des römischen Reichs, Sechs Vorträge über antike Kultur. München 1911, C. H. Beck. 151 S. geb. 3 M.

13. C. Schäffer, Natur-Paradoxe. Nach W. Hampsons „Paradoxes of nature and science“ bearbeitet. 2. Auflage mit 3 Tafeln und 79 Bildern. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VI u. 188 S. gr. 8. 3 M.

14. A. C. Scheiblhuber, Deutsche Geschichte. Erzählungen nach Quellen. II. Die Neuzeit. 2. Auflage. Nürnberg 1911, Friedrich Kern. IV u. 291 u. XI S. 3,25 M.

15. R. Schimmack, Die Entwicklung der mathematischen Unterrichtsreform in Deutschland. Mit einem Einführungswort von F. Klein. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VI u. VI u. 146 S. gr. 8. 3,60 M.

16. K. Schwering, Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik für höhere Lehranstalten. Zweiter Lehrgang. 3. Auflage mit 4 Figuren. Freiburg i. Br. 1911, Herdersche Verlagshandlung. V u. 149 S. 1,40 M, geb. 1,90 M.

17. K. Schwering und W. Krimphoff, Ebene Geometrie. 7. Auflage mit 162 Figuren. Freiburg i. Br. 1911, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 142 S. 1,80 M, geb. 2,30 M.

18. Kataloge west- und süddeutscher Altertumssammlungen.

P. Steiner, Xanten, Sammlung des niederrheinischen Altertums-Vereins. Frankfurt a. M. 1911, Joseph Baer & Co. Mit 25 Tafeln und 1 Karte. 206 S. gr. 8.

19. R. L. Stevenson, A Romance of the Clans being a selection of Kidnapped and Catriona, herausgegeben von O. Kötz. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 238 S. geb. 2 M.

20. P. J. Tonger, Lieb Vaterland (der Lebensfreude 6. Band). Sprüche und Gedichte. Köln o. J., P. J. Tonger. 159 S. geb. 1 M.

21. J. Volkelt, Kunst und Volkserziehung, Betrachtungen über Kulturfragen der Gegenwart. München 1911, C. H. Beck. VI u. 184 S.

22. K. Woynar, Geschichte. Referat. Leitsätze für den Studienbetrieb an den Universitäten. S.-A. aus der „Österreichischen Mittelschule", Jahrg. 23, Heft 4.

23. B. Wehnert, Jesu Diesseitsreligion. Groſs-Salze 1911, E. Strien Verlag, Nachf. Fr. Wunderlich. 207 S.

24. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1911, B. G. Teubner. Jedes Bändchen geb. 1,25 M.

a) F. Frech, Aus der Vorzeit der Erde. 2. Auflage. I. Vulkane einst und jetzt. IV u. 112 S. Mit 1 Titelbild, 80 Abbildungen und 4 Tafeln. — II. Gebirgsbau und Erdbeben. IV u. 120 S. Mit 1 Titelb., 57 Abb. u. 4 Taf. — III. Die Arbeit des fließenden Wassers. Eine Einleitung in die physikalische Geologie. IV u. 106 S. Mit 51 Abb. u. 5 Taf. — IV. Die Arbeit des Ozeans und die chemische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen. IV u. 124 S. Mit 1 Titelb. u. 51 Abb. — V. Steinkohle, Wüsten und Klima der Vorzeit. IV u. 125 S. Mit 1 Titelb., 48 Abb. u. 1 Taf. — VI. Gletscher einst und jetzt. IV u. 140 S. Mit 1 Titelb., 65 Abb. u. 2 Tafeln.

b) R. Hamann, Ästhetik. VIII u. 120 S.

c) J. Cohn, Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. 2. Auflage. 107 S.

d) O. Kirn, Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. 2. Auflage. IV u. 124 S.

e) B. Busse, Das Drama. II. Von Versailles bis Weimar. IV u. 154 S.

f) E. Schöne, Politische Geographie. Mit 7 Karten. VI u. 143 S.

25. Bachems Volks- und Jugend-Erzählungen. Cöln, J. P. Bachem.

a) Ausgewählte Märchen deutscher Dichter. Dem deutschen Volke dargeboten von Laurenz Kiesgen. III. Band. Mit 5 Bildnissen. 122 S. IV. Band. Mit 7 Bildnissen. 119 S.

b) Aus Napoleons Tagen. Drei Erzählungen von M. von Schultze. Mit 4 Bildern. 124 S.

c) Rosen und Dornen. Märchen von M. Freiin von Loë. Mit 4 Bildern. 112 S.

# JAHRESBERICHTE

DES

# PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN.

SIEBENUNDDREISZIGSTER JAHRGANG.

BERLIN.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1911.

# Inhalt.

## JAHRESBERICHTE
## DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

1.

# Livius.

Von den in meinen früheren Jahresberichten besprochenen Livius-Ausgaben und auf das Livianische Geschichtswerk bezüglichen Schriften sind einige nachträglich angezeigt worden. Ich stelle zusammen, was mir bekannt geworden ist.

Livius Buch 37 und 38, kommentierte Ausgabe von W. Weißenborn-H. J. Müller (H. Ziemer, Monatschr f. höhere Schulen 1910, Mai-Heft). — Livius Buch 39 und 40, kommentierte Ausgabe von W. Weißenborn-H. J. Müller (H. Ziemer, Monatschr f. höhere Schulen 1910, Mai-Heft; A Zingerle, Zeitschr. f. d. österr. G. 1910 S 609—611). — Livius Buch 39 und 40, Textausgabe von W. Weißenborn, 2 Auflage von W. Heraeus (Lit. Zentralbl. 1910 Sp 239—240; A. Zingerle, Zeitschr. f. d. österr. G. 1910 S. 611—612). — Livius Buch 45, kritische Ausgabe von A. Zingerle (W. Heraeus, WS f. klass. Phil. 1910 Sp 185—190). — Lehmann, Die Angriffe der drei Barkiden auf Italien (Sieglerschmidt, Lit. Beibl. zum Milit.-Wochenblatt 1905 Sp. 331 ff; Oehler, Berl. phil WS. 1906 Sp. 94; Luterbacher, N. philol. Rdsch. 1907 S. 367—369; Kromayer, Gött. Gel. Anz. 1907 S. 458—462). — Schmidt, Beiträge zur Livianischen Lexikographie, 7. Teil: *super* und *supra* (R. Bitschofsky, Zeitschr. f. d. österr. G. 1910 S. 91—92). — Steele, Temporal Clauses in Livy (H. Blase, WS. f. klass. Phil. 1910 Sp. 457—459).

Man vergleiche außerdem den sehr gewissenhaften, ausführlichen Bericht von

B. Lier, Livius. Bericht über die Jahre 1901—1909. Jahresberichte über die Fortschritte der Altertumswissenschaft, begründet von C. Bursian, herausgegeben von W. Kroll, CXLVIII (1910) S. 112—165.

## I. Ausgaben.

1) T. Livi ab urbe condita libri. Eine Auswahl des historisch Bedeutsamen. Erstes Bändchen: Lesestoff aus der ersten Dekade, für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Alfons Egen. Fünfte Auflage Mit einer Karte von Mittelitalien. Münster i W. 1908, Aschendorffsche Buchhandlung. XVI u. 151 S. kl. 8. geb. 1,15 *M*. — Zweites Bändchen: Lesestoff aus der dritten Dekade, für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Alfons Egen. Vierte Auflage. Mit zwei Karten und zwei Schlachtplänen. Münster i. W. 1908, Aschendorffsche Buchhandlung. XVI u. 182 S. kl. 8. geb. 1,40 *M* — Drittes Bändchen: Geschichte der römischen

Verfassung bis zum Jahre 300 v. Chr., für den Gebrauch auf Prima bearbeitet und herausgegeben von Alfons Egen. Münster i. W. 1896, Aschendorffsche Buchhandlung. XI u. 175 S. kl. 8. geb. 1,15 *M*.

2) T. Livi ab urbe condita libri. Eine Auswahl des historisch Bedeutsamen. Erstes Bändchen: Lesestoff aus der ersten Dekade, herausgegeben von Alfons Egens. Kommentar von Hermann Wiedel. Dritte Auflage. Münster i. W. 1906, Ascheudorffsche Buchhandlung. 131 S. kl. 8. kart. 1,70 *M* — T. Livi ab urbe condita libri. Eine Auswahl des historisch Bedeutsamen. Zweites Bändchen: Lesestoff aus der dritten Dekade. Kommentar von Heuwes. Dritte Auflage. Münster i. W. 1908, Aschendorffsche Buchhandlung. 156 S. kl. 8. kart. 1,25 *M*.

Ein Kommentar zum dritten Bändchen der Egens'schen Textausgabe ist nicht erschienen.

Ich habe diese fünf Bücher Zeitschr. f. d. GW. 1897 JB. S. 1 f. und 1899 JB. S. 7—10 angezeigt und sehe, daß sie im wesentlichen unverändert geblieben sind. Die Anzahl der neuen Auflagen beweist, daß sie ihrem Zwecke dienen und in der Praxis die verdiente Anerkennung finden. Daß das dritte Bändchen seit vierzehn Jahren eine Neubearbeitung nicht gefunden hat, ist offenbar dadurch veranlaßt, daß in Prima für die Lektüre des Livius keine rechte Zeit ist. Der Verfasser hat bei diesem Teil auch vorzugsweise an die Privatlektüre gedacht; aus dieser wird heutzutage aber nicht viel.

Beigegeben ist dem ersten Bändchen von Nr. 1 ein „Vorwort zur fünften Auflage", dem zweiten Bändchen ein solches zur vierten Auflage. In beiden werden ein paar Abweichungen vom bisherigen Text angemerkt. In dem ersten ist I 60, 2 *conciverat* die La. von RD und VIII 9, 9 *insiluit* „nach handschriftlicher Überlieferung", d. h. nach den jüngeren Hss. geschrieben. In dem zweiten ist zu lesen: XXI 6, 6 (statt XXI 26, 6); XXII 41, 5 (statt 6); XXVII 44, 3 *abisse* nach Σ (nicht auch nach *P*); und hinzuzufügen: S. 160 Z. 9 v. u. (XXX 30, 20).

Der Text ist der Weißenbornsche; aber der ist veränderlich je nach dem Stande der Kritik und der literarischen Forschung. Verfasser liest I 1, 3 (d. h. die Paragraphenzahlen fehlen in allen Bändchen, was um so störender ist, weil im Text auch Auslassungen vorkommen) *Troiano inde*; § 8 *condendaeque urbis*. 2, 6 *Numicum fluvium*; 3, 4 *deductam coloniam*; 7, 1 *sese ostendisset* usw., alles nach M, während dessen Autorität I 1, 5 *ibi*; § 10 *ea utique res*; 2, 1 *simul petiti*; 2, 6 *operum mortalium* 4, 6 *expositi*; 5, 4 *Numitori ad supplicium*; 5, 7 *vim apertam* 6, 1 *scelera in se* usw. verschmäht ist. Der Verfasser scheint im 1. Bande keine feste Stellung den Hss. gegenüber einzunehmen (s. z. B. I, 5 *superessent*; § 7 *Laurentinum*; 3, 3 *relinquit*; 9, 13 *foedus*; 25, 1 *armati cum sui*; 54, 1 *assentire* usw.), namentlich den Mediceus stark zu überschätzen. Für die Schüler ist es ja schließlich von keinem Belang, ob man so oder so liest; aber der Philologe wird ungern auf einen möglichst authentischen Text

verzichten. In dem 2. Bändchen ist der Herausgeber dieser Forderung nachgekommen. Doch z. B. XXIII 16, 16 ist *gesta est* zu lesen; XXVI 45, 9 heißt es wohl besser *mare averterent*; 51, 1 lies *data quinqueremi e captivis atque Magone*; XXVII 27, 3 vielleicht *ex suis quisque* (vgl. X 4, 11; XXV 21, 3); 39, 13 wahrscheinlich *celerioris*; XXVIIII 27, 6 lies *satis vehementi*; 34, 5 vermutlich *aliarum gentium ⟨equites⟩*; 35, 11 wohl *consederunt*; XXX 45, 7 vielleicht *ceperunt*.

In der „Erklärung der wichtigsten Eigennamen" ist eine häufigere und konsequentere Anwendung der Quantitätszeichen zu wünschen (z. B. Sabīni, Senōnes, Valērii usw.).

3) **T. Livi ab urbe condita libri.** Wilhelm Weißenborns erklärende Ausgabe. Neu bearbeitet von **H. J. Müller**. Sechster Band. Erstes Heft. **Buch XXVII und XXVIII.** Vierte Auflage. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. IX u. 329 S. 8. 4 *M*.

Obgleich Weißenborn von dem Handschriftenverhältnis in diesem ersten Hefte des sechsten Bandes eine richtige Vorstellung hatte und eine Reihe von Lesarten aus jüngeren Hss. und der zweiten Frobenschen Ausgabe (d. h. aus Σ, wie wir jetzt wissen) schöpfte, die als sichere Verbesserungen der Überlieferung im Puteaneus anzusehen sind, so fehlte es ihm doch an einem Überblick über das Ganze, um systematisch verfahren zu können. Es ist bedauerlich, daß er sich durch äußere Gründe bestimmen ließ, seine Neubearbeitung so frühzeitig abzuschließen. Denn kaum war ein Jahr vergangen, da ließ August Luchs seine Ausgabe erscheinen und legte durch die Genauigkeit der Variantenangaben und ganz besonders durch die vorzüglichen Prolegomena (150 S.) den Grund zu einer neuen Rezension. Es bleibt in der Tat fast keine Seite ohne veränderte Lesarten, und es wäre Weißenborn zu gönnen gewesen, auch diesen Teil seines großartigen Werkes zu einem ihn selbst befriedigenden Abschluß zu führen. Freilich setzte der Tod plötzlich seinem Wirken ein Ziel, so daß seine Neubearbeitung unter dem Mangel der textkritischen Hilfsmittel litt und 32 Jahre dahingehen mußten, bevor eine neue Auflage nötig wurde.

Ich habe mich eng an Luchs angeschlossen und mich in den allermeisten Fällen von seinen Entscheidungen leiten lassen, die durchaus überzeugende Kraft haben. Nur in den Fällen, wo *P* und Σ gleich Gutes bieten und wo die Entscheidung schwer, ja unmöglich ist, welcher Lesart man zu folgen hat, habe ich mich öfter der Überlieferung der ersten Handschrift angeschlossen[1]), schon um eine Kontinuität mit den übrigen Büchern der dritten Dekade

[1]) An folgenden Stellen bin ich von Luchs abgewichen (in Klammern die La. von Luchs): XXVII 1, 11 *sextam* nach JHVoß (*sextam ante PΣ*); 4, 11 vielleicht *nudatam*; 5, 6 *exin Σ* (*exim P*); 5, 10 *Africae res P* (*res Africae Σ*); 5, 15 *Italia Σ* (*in Italia P*); 6, 14 *redit P* (*rediit Σ*); 6, 19

herzustellen, in denen der *P* die führende Rolle spielt. Es ist sonst festzuhalten, das *P* und *Σ* zwei gleichwertige Handschriften sind, von denen keine vor der anderen den Vorzug verdient, ist doch die Zahl der Stellen, an denen *Σ* das anscheinend Ursprüngliche bietet, numerisch größer als die, wo *P* das Übergewicht hat. Indes die Frage ist nicht völlig abgeschlossen, und um auch weiterer Forschung die Wege zu ebnen, habe ich aus Luchs' kleinerer Ausgabe die wichtigsten Varianten entnommen und so den Benutzern der Ausgabe ein eigenes Urteil ermöglicht[1]).

---

*magnifice apparatos Σ* (*magnifici apparatus P*); 8, 4 *decemvir ς* (*decemvirum P*); 8, 10 *obliteratam P* (*oblitteratam*); 9, 14 *diceret P* (*dicerent Σ*); 10, 3 *paratos ex formula ς*, *paratos formula P* (*ex formula paratos Σ*); 13, 6 *sunt eadem ς*, *sut eadem P* (*eadem sunt Σ*); 13, 10 *ornati armatique P* (*armati ornatique Σ*); 14, 14 *trecenti ς* (*trecentos*); 15, 15 *illo P* (*illi Σ*); 16, 7 *milia triginta P* (*triginta milia Σ*); 16, 7 vielleicht *viginti tria milia sexaginta pondo*; 17, 7 *numero* ⟨*in officinis*⟩ *incluso* nach Perthes und ORiemann (*numero incluso Σ*), vielleicht *numero* ⟨*in officina publica*⟩ *incluso*; 18, 6 *facilior in ascensum PΣ* (*faciliori ascensu* Mg.); 18, 8 *dimicandi aequo campo P* (*aequo dimicandi campo Σ*); 20, 12 *rediret P* (*veniret Σ*); 22, 5 vielleicht *in Etruria*; 25, 14 *redit Σ* (*rediit P*); 27, 2 *et sequerentur P* (*ac sequerentur Σ*); 27, 3 *positu* nach Luchs (*positus PΣ*); 28, 5 *cum P* (*quam ς*); 28, 9 *aperirique ς* (*aperireque Σ*); 30, 17 *celebrare P* (*celebrari Σ*); 31, 3 *redit Σ* (*rediit P*); 31, 9 *Eliis Σ* (*Eleis P*); 32, 9 *Aeropum* nach WHeraeus (*eropum PΣ*); 34, 3 *annis ante P* (*ante annis Σ*); 36, 2 vielleicht *auxilia mercede conducendis*; 39, 13 *celerioris* nach Luchs (*celeriorem PΣ*); 40, 10 *veniret P* (*perveniret Σ*); 41, 2 *locat ab hoste P* (*ab hoste locat Σ*); 41, 10 *se campo P* (*campo se Σ*); 42, 7 *septingenti P* (*septingentos ς*); 42, 8 *quingenti* nach AdSchmidt (*quingentos Σ*); 42, 14 *prima luce P* (*luce prima Σ*); 43, 1 *missi ad Hannibalem P* (*ad Hannibalem missi Σ*); 47, 10 vielleicht ⟨*in*⟩ *ripa*; 47, 10 *errore* ⟨*iter*⟩ *revolvens* nach ORiemann (*errorem volvens P*); 48, 5 *conlocat Σ* (*locat P*); 48, 14 *sinistrum* $P^2$*Σ* (*dextrum* nach Glareanus); 49, 2 *regendi spes incisa esset* nach FLuterbacher (*regendi spem incidissent* nach eigener Vermutung); 50, 1 *hostem P* (*ad hostem Σ*). — XXVIII 5, 1 vielleicht ⟨*erant autem*⟩ *Romanae*; 6, 7 *Pthiotidis* (*phtiotidis P*, *thiotidis Σ*); ebenso 7, 12; 6, 12 *urbis Opuntiorum ς* (*orbis et pontiorum P*, *opuntiorum urbis Σ*); 9, 18 *consulem P* (*in consulem Σ*); 12, 5 *deesset P*(*deessent Σ*); 14, 19 *in acie hostium P* (*in hostium acie Σ*); 15, 3 *in cornibus* nach Luchs (*a cornibus* nach Mg.); 15, 9 *cederet* nach Mg. (*caederetur* nach eigener Vermutung); 16, 12 vielleicht ist der Satz *ne tum quidem eum sine probabili causa fecisse* unecht; 17, 8 *Poenis autem P* (*poenis Σ*); 19, 13 *supra ς* (*super PΣ*); 22, 14 *vaecordi P* (*vecordi Σ*); 23, 1 *dimicantium furore* nach eigener Vermutung (*dimicantium* ..); 26, 13 *contioni se P* (*se contioni Σ*); 28, 8 vielleicht *nec non* statt *sed non*; 28, 11 *dis* nach eigener Vermutung (*deis*); 28, 12 *res publica esset P* (*esset res publica Σ*); 30, 6 vielleicht *quinqueremi* ohne *in*; 30, 8 *res navali pugnae* nach Luchs (*navali pugna* nach der Frobeniana 1531); 30, 9 *et fugientem P* (*ut fugientem Σ*); 33, 11 *ab pedestri* nach Alschefski (*a pedestri Σ*); 36, 13 *octingenti P* (*octingentos ς*); 38, 10 *ut Hispania PΣ* (*uti Hispania* nach Alschefski); 40, 13 *iam vivendo P* (*vivendo iam Σ*); 41, 12 *sufficiamus praebendis P* (*praebendis sufficiamus Σ*); 43, 1 vielleicht ⟨*prae*⟩*parets*. 43, 10 *cura de me P* (*de me cura Σ*); 43, 14 vielleicht *coactas*; 44, 12 *hercule Σς*, *hercule* aus *hercules P*(*hercules*).

[1]) In dem Anhange (S. 276—329) ist es trotz aller angewandten Mühe nicht gelungen, alle Druckversehen auszumerzen. Obgleich diese sich leicht von selbst verbessern lassen, führe ich sie hier doch noch einmal auf. Σ, das Zeichen für den Spirensis und die auf ihn zurückzuführenden Hss., ist

Der Kommentar wurde auf Grund der neueren Literatur umgestaltet, aber Weißenborns Worte, namentlich auch seine kritischen Bemerkungen, nach Möglichkeit bewahrt[1]). In der angefügten Periocha (ex libro XXVII) ist Z. 6 zu lesen *pater consul*, weil nach der kürzlich erschienenen Ausgabe der Periochae von Rossbach die Hss. so haben.

Ich empfehle die neue Auflage, mit der ich meine Neubearbeitung des Weißenbornschen Kommentars nach 32 jähriger Tätigkeit abschließe, dem Wohlwollen der Philologen[2]).

4) T. **Livi** periochae omnium librorum, fragmenta **Oxyrhynchi** reperta, **Iulii Obsequentis** prodigiorum liber. Edidit **Otto Rossbach**. Adiecta est tabula phototypica. Lipsiae MCMX in aedibus B. G. Teubneri. XLII u. 201 S. kl. 8. 2,80 *M*, geb. 3,20 *M*. — Vgl. F. Luterbacher, Berl. phil. WS. 1910 Sp. 1186—1193.

Seit Roßbach seine Abhandlung über „die handschriftliche Überlieferung der Periochae des Livius“ im Rheinischen Museum veröffentlicht hat (vgl. JB. 1890 S. 202—207), sind wir Philologen auf eine neue Ausgabe dieser Auszüge gespannt gewesen und haben nach ihr sehnsüchtig ausgeschaut. Daß die Jahnsche Bearbeitung wenig zu gebrauchen war, wußten wir aus den Nachträgen, die Mommsen und Zangemeister zu dem kritischen Apparat

---

einzusetzen für XXVII 30, 4 N, 38, 10 K, 47, 10 N (zweimal), XXVIII 12, 5 C, 32, 1 ϛ. — XXVII, 11, 12 fehlt der Punkt hinter *L.* — 14, 9 fehlt die eckige Klammer vor *P.* — 14, 14 l. 42, 8 (st. 7). — 42, 7 l. *capta*] *Σ.* — XXVIII 2, 15 *ad* (st. *dd*). — 7, 10 sind die Klammern um *externis* zu tilgen. — 32, 1 ist $P^1$ statt $\Sigma^1$ zu lesen und hinter $P^2$ die Bemerkung zu schließen. — 45, 15 steht ϛ auf dem Kopf. — S. 329 ist in der Berichtigung S. 57 (st. S. 47) zu lesen.

[1]) Herr Universitäts-Professor Dr. B. **Kübler** in Groß-Lichterfelde schreibt mir: Ich bezweifle, ob 27, 21, 10 Mommsen den richtigen Grund dafür angibt, daß man in der Kriegsgefangenschaft des Vaters des Servilius ein Hindernis der Rechtmäßigkeit der Ädilität und des Volkstribunates des Sohnes sah. Ist aber Mommsens Ansicht richtig, so wäre die erklärende Anmerkung etwa so zu fassen: „Der in väterlicher Gewalt befindliche Bürger von patrizischem Stande bedarf zur Bekleidung plebejischer Ämter, da hierzu Aufgabe des Adels erforderlich war, der Einwilligung des Vaters. Diese konnte von dem in Gefangenschaft befindlichen Vater des Servilius, dessen Bürgerrecht während der Dauer der Gefangenschaft suspendiert war, nicht erteilt werden“. Möglich ist aber auch, daß das Hindernis in der Ungewißheit des Servilius filius über seinen status lag; es war nicht sicher, ob er sich in patria potestate befand oder sui iuris war. In einer solchen Lage war nach römischem Recht auch Testamentserrichtung nicht gehörig. Dig. 28, 1, 15: de statu suo dubitantes vel errantes testamentum facere non possunt. Ich halte es nicht für undenkbar, daß man diesen Grundsatz auch auf das Staatsrecht anwandte. Die Geschichte ist übrigens auch deshalb sehr interessant, weil sie einen Beitrag liefert zur Frage der Verschollenheit, über deren Regelung im römischen Recht wir sehr wenig, oder eigentlich gar nichts wissen.

[2]) Es ist auffallend, daß die zweite Hälfte der dritten Dekade auf den Gymnasien so wenig gelesen wird. Die Unterwerfung von Spanien und die Beendigung des Punischen Krieges in Afrika gehören mit zu den belehrendsten Partien des ganzen Livianischen Werkes.

Jahns geliefert haben; aber erst aus Roßbachs Abhandlung wurde der ganze Umfang der Ungenauigkeiten klar, an denen jene Ausgabe litt. Und mit Jahns Ausgabe wurden auch die von Madvig und Weißenborn-H. J. Müller unbrauchbar, weil sie auf unzulänglicher handschriftlicher Überlieferung aufgebaut waren. Man wird sich künftig nach Roßbach richten müssen, dessen Apparat außerordentlich reich, übersichtlich und zum Weiterforschen wie gemacht ist (abgesehen von der durchgängig fehlenden Interpunktion, die den schnellen Überblick hindert). Die Periochae präsentieren sich jetzt in einem wesentlich anderen Gewande als zuvor.

Beigefügt ist eine neue Ausgabe der Livius-Epitome, die auf Papyrus-Blättern bei Oxyrhynchus in Ägypten gefunden worden ist, und des Prodigienbuches des Obsequens. Wie Roßbach sich um den Papyrus bemüht hat, ist staunenswert; fast jeder Buchstabe hat ihn zu Nachfragen in England und zu immer neuem Betrachten der photographischen Wiedergabe des Originals veranlaßt. Die Anmerkungen legen von einem enormen Fleiße und der größten Gewissenhaftigkeit des Herausgebers beredtes Zeugnis ab.

Die Praefatio ist sehr ausgiebig und bespricht alles, was irgend in Frage kommt, mit einer Ausführlichkeit und Sachkenntnis, die durchaus anzuerkennen ist. S. X—XX wird der kritische Apparat aufgezählt und charakterisiert (die Hss. und die editiones principes von den Periochae und von Obsequens), S. XXX—XXXVI über Obsequens und seinen liber imperfectus gehandelt (vgl. Roßbach im Rhein. Mus. 1897 S. 1 ff.), auf den übrigen Seiten ist von dem Papyrus die Rede: alles in einer Weise, welche zeigt, daß der Herausgeber den Stoff gründlich durchgearbeitet hat. Der Text ist durch manche vortreffliche Verbesserung des Herausgebers gefördert werden.

P e r i o c h a e. S. 2, 2 *Gabi direpti* ist merkwürdig, da doch Gabii in keiner Weise geplündert wurde; vgl 3, 10; ich vermute *Gabii recepti* nach Liv. 1, 55, 1: *Gabiis receptis*. — S. 6, 8 ist *in Sacrum montem* zu drucken (vgl. 5, 19 *pontem Sublicium*) oder umgekehrt 5, 19 *pontem sublicium*. Ebenso ist 54, 1 *transalpinam* und 112, 6 *cisalpinam* zu schreiben; vgl. 73, 3. 83, 9. 94, 6. 106, 14. 121, 8. — S. 6, 25 scheint mir für *Popillia* Orosius ein vollgültiger Zeuge zu sein. *Opillia* kommt im älteren Latein nicht vor, wie überhaupt die *gens Opillia* nicht, und in der späteren Zeit begegnet, soviel ich weiß, nur der Name *Opilius*. — S. 7, 5 kann das bloße *res praeterea adversus . . . Veientes* nicht richtig sein; Roßbach hätte wie Jahn das Zeichen der Lücke setzen sollen. Es wird *res praeterea ⟨gestas⟩* zu lesen sein (Mg.; vgl. 9, 18. 32, 15. 98, 25) oder, was wahrscheinlicher ist, *et Veientes ⟨gestas⟩* oder *et Veientes ⟨prospere gestas⟩*; vgl. 11, 11. 13, 24. 19, 24. 20, 16. 21, 16. 28, 6. 30, 1. 41, 12. 46, 21. 47, 15.

48, 22. 49, 16. 96, 5 u. v. a. Erst 120, 7 ist die Lücke angedeutet und 33, 17 die Einfügung von *gestas* wirklich vollzogen, freilich hier wegen *a P. Sulpicio* und dort wegen *a M. Crasso*. — S. 7, 11 *VIII milia*] Der Epitomator kann unmöglich gedacht haben, daß die Einwohnerzahl bis zum nächsten Lustrum um 109 000 Menschen zugenommen habe, kann dies auch nicht übersehen haben, da in der nächsten Zeile die höhere Zahl angegeben wird. Es ist daher sicher wenigstens *CIII* zu schreiben, wenn man sich nicht ganz an Livius (*CIIII*) halten will. — 10, 18 schreibe ich *in quod* mit *r* und den *veteres libri Sigonii*, indem ich in *in quo* ein Beispiel sehe für die Verwechselung der Richtungen, an denen der Schreiber leidet; vgl. 3, 10. 9, 12. 34, 18. 36, 6. 27. 39, 5. 43, 20. 59, 2. 61. 5. 64, 12. 82, 19. 83, 23. 84, 26. 86, 5 (*in fidem manserat*). 119, 22 (51, 15 ist *in senatu admissae* und 58, 17 *in alium locum* .. *remotum* zugelassen worden und 64, 12 *in deditione⟨m⟩* zu schreiben). Aus diesem Grunde schlage ich dieselbe Schreibung vor 100, 21: *in sacrarium, in quod virum intrare nefas est*, wo die Hss. gleichfalls *in quo* haben und *in* gemeiniglich nach Gruter getilgt wird. Zur Konstruktion *intrare in* m. Akk. vgl. 38, 10. Dieselbe Kasusverwechselung liegt vermutlich 14, 15 vor, wo nach meiner festen Ansicht keine Ausscheidung vorzunehmen und zu schreiben ist: *Ausonibus victis in oppidum ex is captum Cales colonia deducta est; item ⟨Anxur et⟩ Fregellae coloniae deductae sunt.* So kommt bestimmt zum Ausdruck, daß Cales das *oppidum ex is captum* ist, was bei Roßbachs Konjektur nicht ersichtlich ist. Zu der Lücke vgl. Liv. 8, 21, 11: *Anxur trecenti in coloniam missi sunt* und Liv. 8, 22, 1: *Fregellas colonia deducta.* Zum Ausdruck vgl. 15, 24. 16, 19. 18, 3. 20, 13 usw. — S. 11, 16 schreibe ich: *ne cui de Manlia gente ⟨M.⟩ Manlio nomen esset.* — S. 12, 14 schr. *T. Manlius, ⟨L. filius⟩*, wie Livius 7, 10, 2 hat. — S. 12, 20 vielleicht mit Mg. *lege ⟨a se⟩ lata*; Madvigs Verbesserungen hätten öfter angeführt werden sollen. — 14, 20 und 73, 2 ist *rebellassent* resp. *rebellantes* zu schreiben; es ist ja fast stehende Ausdrucksweise der Periochae und *bellassent* resp. *bellantes* kaum zu erklären. S. 54, 7 hat N. *bellabant* statt *rebellabant*. — S. 15, 8 wohl *populi precibus ⟨vita⟩ donatus est*; vgl. 118, 6. — S. 16, 15 vielleicht *non tam ⟨in promptu⟩ ei victoriam* .. — S. 18, 17 ist *IIviro* zu drucken; vgl. 7, 19. 22. 8, 10. — S. 20, 6 glaube ich an Drakenberchs Doktrin nicht, *retro redire* ist doch etwas anderes; (vgl. 118, 13). Wenn *idem* auch nicht leicht aus *it'um* gewonnen wird, so ist es doch das Natürlichste (*item* Leidensis; vgl. 10, 5. 43, 10. 91, 2). Ebenso ist 25, 3 *iterum* wohl in *item* zu ändern (mit einer jüngeren Hs.). — S. 19, 23 *res praeterea contra Lucanos et Bruttios, Samnites ⟨et⟩ Etruscos prospere gestas continet.* Diese Einteilung in zwei Gruppen ist in den Periochae ohne Beispiel, der Epitomator hat entweder das Polysyndeton angewandt oder das Asyndeton (z. B. 17, 1). Es ist daher entweder

auch ⟨*et*⟩ *Samnites* zu schreiben oder, was wohl vorzuziehen ist, das *et* vor *Bruttios* zu streichen. — S 24, 1 ist für den, der an dem Asyndeton Anstoß nimmt, neben dem *iterumque* des Guelferbytanus wohl auch ⟨*et*⟩ *iterum* (Mg.) zu erwähnen (es geht *evenit* vorher; vgl 82, 14). — 24, 24 gehört ⟨*Fabius*⟩ *dicit* meines Wissens Pirogoff. — S. 25, 11 vielleicht *agro* ⟨*e*⟩ *Gallis capto*. — S. 25, 13 zu *initia belli Punici secundi* vgl. 46, 22. 48, 22. 54, 14. 64, 2. — S. 27, 1 ist die Annahme, daß die Präposition *adversus* nachgestellt sei, für den Epitomator wohl abzulehnen; wenigstens kommt ein zweites Beispiel bei ihm nicht vor. Ebenso ist *proeliis pugnare* ohne Adjektiv bei *proeliis* nichtssagend. Darum meine ich, daß der Aldina zu folgen, aber *territos adversis* . . *milites* und *pugnae* zu schreiben ist; *territos* wird durch den Gegensatz zu *ferocem* gefordert. Es kann aber auch vor oder hinter *milites* gestanden haben; vgl. 29, 5. — S. 28, 18 ist der Zusatz *adversus Hannibalem* bei *eruptione facta* überflüssig, dagegen bei *prospere pugnavit* notwendig; denn der Epitomator fügt bei diesem Ausdruck stets hinzu, gegen wen glücklich gekämpft wurde. Daher meine ich, daß die Worte *adversus Hannibalem* und *eruptione* umgestellt werden müssen. — S. 29, 23 und 50, 8 ist wohl ⟨*in*⟩ *Macedoniam* zu lesen; vgl. 39, 4. 49, 8. 50, 14. 83, 22. 84, 26. 88, 10. 23. — S. 31, 14 schreibe ich *ad mille octingentos* ⟨*et*⟩ *praeda* (⟨*et*⟩ mit Roßbach). — S. 31, 23 ist *nam* mit oder ohne Ergänzung unerklärlich; es ist wohl zu streichen. Die Ergänzung, die Hertz zugeschrieben wird, rührt von Heusinger her, wie Hertz selbst angibt. — S. 34, 10 schreibe ich *Carthagine Nova*; vgl. Liv. 28, 17, 11: *L. Marcio Tarracone, M. Silano Carthagine Nova* . . *relictis*[1]). — S. 36, 10 sehe ich nicht, was an dem Dativ *amicitiae* auszusetzen ist. — S. 38, 2 ist die Stellung von *nomine* auffallend und *nomine victae* zu schreiben; vgl. Liv. 30, 45, 7: *primus certe hic imperator nomine victae a se gentis est nobilitatus* (wörtlich wie die Periocha mit Ausnahme der beiden letzten Wörter, die der Epitomator nach seiner Weise umstellt). — S. 38 3 „*Mago* [*bello*] *qui* Madvigius". — S. 40, 10 legt *ille* dem L. Quinctius Flamininus eine zu große Bedeutung bei; man erwartet *illius frater procos.* oder besser *illius frater* [*procos.*]; es wird aber vielleicht zu streichen sein (Mg.). — S. 42, 12 wird *r* mit *elegantius loca* das Richtige getroffen haben; denn *elegantius* gehört auch zu *praesidia disposuisse*. — S. 42, 24 schreibe ich *cum* ⟨*his*⟩ *societate* . . *rex* ⟨*cum*⟩ *bellum Graeciae intulisset* (*cum* ⟨*iis*⟩ . . *intulit* Mg.). Die Auslassung des zweiten *cum* in den Haupthandschriften ist erklärlich, da nach Übersehen von *his* das *cum* am Anfang der Periode als Konjunktion aufgefaßt werden konnte (zwei Sätze in einer Periode begegnen wiederholt in den Periochae, z. B. 61, 15):

[1]) S. 35, 21 ist es vielleicht nicht nötig, *matrem deum* ⟨*esse*⟩ zu schreiben, wie Livius hat; aber nach dieser Periocha ist bei Liv. 29, 11, 7 *quem* herzustellen für *quam*.

*societate iuncta* aber verlangt den Zusatz, mit wem ein Bündnis geschlossen worden sei. Dies ziehe ich der Hertzschen Konjektur vor. — S 43, 3 ob nicht *adparatum belli ab Antiocho ⟨suscepti⟩* zu lesen ist? vgl. 5, 17. 77, 14. 112, 11. 117, 15. 118, 18. — S. 43, 10 hat Kornemann mit der Tilgung von *vir optimus a senatu iudicatus* wohl recht; ebenso streiche ich 64, 26 die Worte *praeterea motus* bis *referuntur*; vgl. 57, 12. — S. 47, 13 und 14 waren Dukers Korrekturen *necatus sit* und *(de)venerit* zu erwähnen. — S. 48, 15 muß, glaube ich, der Einschub durch *ut* erweitert werden, damit die zwei Beispiele sich an *multis sociis* anschließen: *multis sociis ⟨fecit, ut⟩ Athenis Jovis Olympi.* — S. 49, 10 ist *⟨improspero⟩ eventu* gegen die Diktion der Periochae, auch *⟨parum prospero ⟩eventu* oder *⟨parum felici⟩ eventu* (Mg.) kommt sonst in ihnen nicht vor; wohl aber *vario eventu* (52, 23), womit an dieser Stelle allerdings über die Schlappe der Römer hinweggegangen würde (*vario eventu* begegnet wiederholt), oder, wie hier wohl zu schreiben ist, *dubio eventu* (94, 20), — S. 49, 11 ist in Jahns Konjektur wohl *dies is* zu schreiben; vgl. 14, 15. 51, 3. 66, 28. 81, 22 usw. — S. 49. 21 nicht *diripuit*? Vgl. 88. 22. — S. 50, 12 ist *iterum* bei *mandatum esset* nicht haltbar, es gehört zu *cos.* (vgl. Liv. 40, 17, 4), kann aber wegen *insequentis anni cos.* nicht dabeistehen. Es bleibt wohl nichts anderes übrig, als es für eine Interpolation zu erklären, für ein Glossem, das jemand zu *consuli* hinzufügte. — S. 51, 9 wiederhole ich meine Ansicht, daß *ab obsidione* echt sei, und ändere *solo* mit *r* und dem *Leidensis* in *socii*; vgl. Liv. 45, 13, 5. Die Bemerkung S. XXV überzeugt nicht. — S. 51, 16 war auch Mg.s Vermutung *⟨Persi⟩ faverant* zu erwähnen. — S. 53, 14 steht *princeps ⟨senatus⟩ sex⟨tum⟩ Aemilius* nach der Korrektur Jahns; zum wievielten Male einer *princeps senatus* war, pflegt in den Periochae nicht angegeben zu werden, außerdem heißt „zum sechsten Male" in der Sprache des Epitomators gewöhnlich *sexto*; es ist aller Wahrscheinlichkeit nach *princeps sen⟨atus⟩ Aemilius* zu schreiben und so derselbe Wortlaut herzustellen, wie auf der Seite vorher (52, 17); vgl. 50, 5. — S. 53. 17 gehört *⟨in⟩ Aegypto* (*r*) in den Text. — S. 55, 20 streicht Mg. *praedes.* — S. 58, 17 schr. *in alio loco . . remoto.* — S. 59, 5 schr. *conplurium*; vgl. 14, 17. — S. 59, 23 ist *Sulpici Gali* zu schreiben. So muß auch bei Liv. 45, 27, 6 mit der Hs. gelesen werden; siehe auch Val. Max. 8, 11, 1 (Paris) S. 400, 24 K., wo L m. 1 so hat; vgl. Mommsen Rhein. Mus. XVI S. 355. — S. 60, 7 lese ich *⟨se⟩ Persei* (vgl. 111, 11. 133, 101) oder *regis filium ⟨se⟩ ferens.* — S. 61, 18 wird nach der Konjektur Jahns *multis cicatricibus sartum caput* geschrieben; die Hss. haben *sarsum*, woraus sich ebenso leicht *sparsum* (*r*) entwickelt; vgl. Liv. 41, 21, 13: *anguem . . flavis maculis sparsum.* — S. 62, 6 ist *nervis* keine glückliche Konjektur Britzlmayrs; *Veneris usu* (die Hss. *uers us*) gefällt mir mehr; vgl. Val. Max. 8, 13 ext. 1: *Veneris etiam usu ita*

*semper viguit, ut post sextum et octogesimum annum filium generaret*, was wohl auf eine gleiche Quelle hinweist. — 62, 8 sind die Worte *maximus natu* . . nicht zu konstruieren, auch erkennt man nicht, weshalb *Micipsa* durch den Zusatz *maximus natu* hervorgehoben wird. Recht hat offenbar die ed. Moguntina, die *maximos natu* korrigiert und damit die drei Genannten zu den drei ältesten Kindern des Masinissa macht. Nun bleibt nur übrig, den drei Namen die Akkusativform zu geben, oder den Ausfall des Wortes *erant* anzunehmen, also: *inter tres liberos eius maximos natu* (⟨*erant*⟩ *Micipsa, Gulussa, Mastanabal, qui etiam Graecis litteris eruditus erat*) *P. Scipio* . . *divisit*, wobei die Worte des Relativsatzes mir in Bezug auf ihre Echtheit Zweifel erregen. — S. 62, 21 vermutet Duker: *Romanos auxiliis*, Mg.: ⟨*rem*⟩ *Romanorum auxilio* (oder besser *auxiliis*). — S. 63, 15 geht es wohl ohne ein Objekt nicht, und der Deutlichkeit wegen wird man *qui tandem* ⟨*Carthaginem*⟩ mit dem Bergianus lesen wollen. Der Herausgeber verweist dafür, daß auch Livius *expugnare* ohne Akkusativ gebrauche, auf 4, 35, 10: *summa vi expugnatum esse, ut tribuni militum consulari potestate et ex plebe crearentur*. — S. 64, 20 vielleicht ⟨*dein*⟩ *ex venatore latro*; vgl. 105, 16. 115, 5; Obs. 159, 5. — S. 65, 22 empfiehlt sich Mg.s *C. Acilius*. — S. 67, 11 bei der allgemeinen Unsicherheit der Zahlen (s. die Zensuszahlen) ist wohl XXX festzuhalten; vgl. z. B. 90, 22. 93, 16. 106, 7. — S. 69, 15 '*ea* seclusit Freudenbergius'; es fehlt schon in der Frobeniana 1535. — S. 71, 2 ist *traicientes* keine glückliche Verbesserung; Jahn hatte wohl recht, als er das Wort mit *r* ausließ. — S. 71, 15 ist im Apparat '*pupillas P*' wohl zu tilgen und im Text ⟨*pupillos et*⟩ einzufügen, damit nicht ein drittes Glied mit *et* angehängt werde; oder sollte *pupillos pupillas* ein zweigliedriges Asyndeton sein? Aber z. B. 82, 14 beseitigt das der Herausgeber selbst. — S. 74, 11 haben die Hss. *et caldis frigidisque fontibus*, was wohl darauf hinweist, daß *ex* in *et* verschrieben sei, nicht *e*. Die Verwechselung von *et* und *ex* ist ja nicht selten; vgl. 49, 22. — S. 76, 19 steht wohl eine zur Erklärung beigeschriebene Interpolation im Texte; ich möchte lesen: *bello adversus Iugurtham gesto*. — S. 80, 23 Anm. schr. ⟨*edit.*⟩ *Francofurtensis*. — S. 83, 19 ist die Anmerkung '*alieno pressa P*' überflüssig. — S. 83, 26 lese ich *proditionis* wie Jahn. — S. 85, 4 Mg. vermutet ⟨*in omnes tribus*⟩; zu Halms Ergänzung vgl. 90, 4. — S. 87, 13 haben *P* und *r* mit *transibant* recht; vgl. 91, 3. — S. 88, 23 lese ich ⟨*et*⟩ *incursiones*. — S. 91, 2 vielleicht *idemque* (Leidensis). — S. 92, 12 glaube ich nicht, daß dem Epitomator ein bloßer Akkusativ wie hier *quam* außer bei einem Namen zugetraut werden darf. Auch die Umstellung spricht gegen *quam*. Schon Sigonius hat *Cossuram* verbessert. Es ist wohl einfach *qui Cossyram adpulerat* zu lesen. Zur Verschreibung *adpulerant* vgl. z. B. 101, 12. 116, 11 u. a. — S. 97, 23 ist *Bosphori*, S. 99, 17: *Bosphoron* und dem entsprechend 100, 1: *in Bosphoro*

zu lesen; an der letzten Stelle hat *NP* wohl auch diese Lesart, doch gibt Roßbach nichts an. — S. 100, 19 lese ich, wie ich schon bemerkt habe, *in quod* und weiter für *cum* das von Halm vorgeschlagene *clam*; der Konjunktiv nach *quod* und *quia* ist ja häufig (vgl. z. B. 101, 8), auch wo die Annahme einer inneren Abhängigkeit des Gesagten nicht nahe liegt. — S. 101, 24 vermutet Mg.: *inter alios ⟨se⟩ exserente.* — S. 107, 6 l. 'corr. J. Gronovius', wenigstens hat dieser zuerst darauf hingewiesen, daß es sich um die Legionen Varros handelt. — S. 108, 18 empfehle ich die Vermutung von Hertz. — S. 108, 22 empfehle ich Roßbachs Ergänzung von *pulsus*, aber ohne *et* (*ex Ponto ⟨pulsus⟩ sine ulla belli mora victus est*). — S. 113, 25 (*Dec. Brutus*) .. [*caesus*] (oder *captus*) *iussu Antoni* .. *a Camelo Sequano interfectus est.* — S. 115, 19 schr. „*altera dein acie* Madvigius" (statt H. J. Muellerus)[1]).

Bemerkenswert ist im Anschluß an die Hss. die, meist ganz vereinzelte, Schreibung von *adque* (dies die stehende Schreibweise des V in der 5. Dekade des Livius), *aliquod proelia, Amullius, aput, Atherbal, athuc, Brittii, coiectus* und *coiecerunt, cohorta, Cirtha* (dem wohl ebenso das *h* genommen werden konnte wie *Sparthacus*), *Hostia, occasio* und *occassio, Petilius, pleps, set.*

Auffallend sind ferner die Abbreviaturen *His-pania, potes-tatem* (aber 119, 21 *pote-statem*), *res-tituerunt* (aber 50, 1 *pro-spere*), *expug-navit, pub-licando, pro-pter, scri-ptus, vi-ctus* (aber 103, 18 *vic-tusque*) usw. Vgl. 74, 20 Anm. *inte-remptusque,* allerdings in einer La. der ed. princeps.

Die Vornamen sind, gleichfalls den Hss. entsprechend, vereinzelt ausgeschrieben worden; aber 88, 25 *Fl. Fimbria* (= *Flavius Fimbria*) geht doch zu weit. Die Kursivschrift ist vom Herausgeber mit großem Fleiße im Texte angewandt worden zur Bezeichnung der Änderungen, während eckige Klammern ausgefallene Wörter und Buchstaben andeuten. S. 62, 3 haben die Hss. *occisum*, woraus gemacht wird: 'occis*i* sunt'; offenbar war *occi⟨si⟩ sunt* zu schreiben; S. 79, 18 ist *L.* kursiv zu drucken; S. 85, 15 lies 'saxo' mit kursivem *o*.

Druckfehler: S. 11, 23 lies *quingentis*; S. 17 Anm. 17 l. Livius X (nicht XI); S. 22 fehlt im Apparat „24" vor *stofus*; S. 25, 13 geben Leidensis Vossianus und r dasselbe; schr. „narrantur r" (nach Jahn); S. 30, 22 Anm. l. *milibus* statt *millibus*; S. 31 Anm. 23 ist *aliquid* kursiv zu drucken; S. 37, 10 Anm. schreibe 6 (statt 7); S. 38, 3 fehlt hinter *Leidensis* der

[1]) S. 121, 23 sind die der Periocha ex libro CXLII von Pithou hinzugefügten Worte *clades Quinctilii Vari* von Luterbacher gestrichen worden. Gegen ihn wendet sich O. Roßbach, Der Schluß des Geschichtswerks des Livius, Berl. philol. WS. 1910 Sp. 1396—98. „Die Varusschlacht braucht nicht im 142. Buche, sondern kann in einem späteren Buche gestanden haben". Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß Roßbach recht hat.

Trennungsstrich; S. 42, 21 die Emendation rührt von Madvig her; S. 69, 20 ist das Komma hinter *frumenti* zu streichen; S. 74, 3 l. „3 *blato*" (statt 2); S. 118, 10 Anm. ist *indicavit* kursiv zu drucken; S. 119, 15 l. *pugna* oder *navales*.

Oxyrhynchus-Papyrus. In den Literaturnachweisen S. IX fehlt F. Luterbacher, N. phil. Rdsch. 1905 S. 123 ff., obwohl die Konjekturen Luterbachers in der Ausgabe vielfach erwähnt werden. Diese Abhandlung ist gleichzeitig mit der meinigen (JB. 1905 S. 30 ff.) erschienen, doch etwas später, so daß sie auf meinen Jahresbericht Rücksicht nimmt. Luterbacher sagt S. 125, er nehme den Schluß über Hannibals Ende von mir, meint aber offenbar den Satz vorher *in Hispania prospere dimicatam* (Z. 63); denn der Satz über Hannibal stammt von K. Fuhr. Es hätte demgemäß z. B. Z. 3 *negata* auch mir zugeschrieben werden sollen.

Z. 3 hat der Papyrus *p. Lepidinus maximus* . . . . . *ex maximus*, was Roßbach unter Tilgung des ersten *maximus*, das vorweggenommen sei, ändert in *P. Licinius pontifex maximus*, während Münzer das *maximus* an zweiter Stelle streicht und liest: *P. Licinius maximus pontifex*. Ich habe gedacht, daß das erste *maximus* den Beinamen *Crassus* verdrängt habe oder aus diesem verschrieben sei, und lese: *P. Licinius Crassus pontifex maximus*; vgl. Z. 59 (Luterbacher ebenso). So kann die Wortfolge *pontifex maximus* erhalten bleiben und Licinius bekommt den ihm zukommenden Namen. Diese Vermutung verdient, glaube ich, den Vorzug. — Z. 10 spricht für *proposito* [*abstiti*]*t* Z. 163; aber Livius 37, 57, 15 hat: *desistere se petitione Glabrio dixit*. — Z. 13 ⟨*ux*⟩*or* ⟨*Or*⟩*igiacontis*, *captiva nobilis* habe auch ich vorgeschlagen; an *captiva nobilis* ist wohl kein Anstoß zu nehmen, und *Origiacontis* kann nur durch Einfügung von *uxor* gehalten werden; der gleiche Ausgang des ersten und Anfang des zweiten Wortes mag dazu mitgewirkt haben, daß *uxor* vergessen wurde. — Z. 15 würde *ad mit*[*tendam eam missum*] wohl dem Sinne entsprechen, aber nicht der Anzahl der ausgelassenen Buchstaben; aber *aurum* . . *ad* ⟨*se*⟩ *mittendam poscentem* scheint mir nicht zu genügen. — Z. 22 scheint mir *qui* ⟨*ab iis*⟩ wünschenswert zu sein. — Z. 25 *die* [*ei dicta Li*]*ternum abit* habe ich ehemals vorgeschlagen, und das möchte ich aufrecht erhalten, vorausgesetzt, daß in der Periocha (S. 45, 7) *Liternum* richtig ergänzt ist; vgl. S. 10, 12. 12, 6. 24, 2. 45, 1. 49, 11 usw. — Z. 27 ist der Vorname des Gracchus wünschenswert: ⟨*Ti Gracchus*⟩; es ist dies um einen Buchstaben zu viel, wie *Gracchus* allein um einen Buchstaben zu wenig ist. — Zu Z. 34 gehört 'perioch. 39 in.' wohl zu Z. 31. — Z. 34 kommt *intemperatus* weder bei Livius noch bei den Livius-Epitomatoren vor, paßt auch der Bedeutung nach nicht besonders, und es ist trotz *triumfaret* ein Buchstabe zu viel ergänzt; vielleicht *cu*]*m de Gallograecis int*[*ra urbem triumph*]*ar* [*et*]. Die Buchstabenzahl stimmt ganz genau. Freilich ist *intra urbem* ein nicht ge-

wöhnlicher Ausdruck für *in urbe.* — Z. 44 ist die Ergänzung wegen *Gallis* anzuzweifeln; *Galli in Ital[iam venere*; *his Ma]rcellus* scheint vorzuziehen zu sein, schon weil die Zahl der ausgefallenen Buchstaben genau stimmt, wie ich schon früher bemerkt habe; vgl. Periocha S. 76, 1. — Z. 60 wiederhole ich meine Vermutung, *epulum datum, in quo* . ., um die Zeilenlänge zu vergrößern; vgl. Liv. 39, 46, 2: *ludi funebres per triduum facti, post ludos epulum, in quo cum toto foro triclinia strata essent* . . . — Z. 63 schreibe 'suppleverunt H. J. Muellerus et Luterbacherus'. — Z. 71 läßt die Anzahl der fehlenden Buchstaben *fugien[s se deiecit* zu; vgl. Liv. 40, 5, 15: *ipsa deinde virum comitem mortis complexa in mare sese deiecit.* — Z. 82 habe ich am Ende *finitae simultates* ergänzt; vgl. Liv. 40, 46, 7: *ut finiatis simultates.* — Z. 84 Anm. ist der Schreibfehler bei Kornemann *Decimam* (statt *Decimiam*) zu verbessern. — Z. 92 ist *mo[ti ira* auch mein Vorschlag gewesen. — Z. 98 Anm. gehört 'P[oeni experti *H. J. Muellerus*' zu Z. 95, wo die Konjektur *suspexerunt* wenig anspricht und wohl *P[oeni experti sunt* zu schreiben ist. — Z. 103 ist die Ergänzung wegen *factos quos oportuit* zu beanstanden, was dem Epitomator wohl nicht zugemutet werden darf; vielleicht c[*oss. dicunt* (?) *ludos saecula]res factos, quos opo[rtebat Diti ex Sibyllae] carminibus Taren[ti fieri*]. — Z. 111 sind die Ergänzungen zu stark, und *amendare* kennt Liv. nicht; vielleicht *ad Attalum regem* [*iturum*] *in pugnam*, *missi sunt legati* oder *ad Attalum regem Pergami*] *in pugnam euntem missi sunt legati.* — Z. 133 ist *obsidentes Romani* für *obsidentis Romanos* zu gewaltsam, ebenso *nocent Carthaginem* zu kühn. Ich schreibe vermutungsweise: *obsidentis Romanos non* [*pepulere Cartha*]*ginem crebris proeli[is petentis*] (vgl. Z. 93) oder *non* [*pepulere, qui Cartha*]*ginem crebris proeliis* [*petebant*]. — Z. 140 ist der Begriff *ipsa* unnötig; ich schreibe nach der Periocha: *ux[or Hasdrubalis in medium se cum*] *duobus fil[iis praecipitavit incendium*]. — Z. 143 schreibe ich nach der Periocha: *a q[uo Macedonia victa erat, ludos fecit*]. — Z. 146 ist *Romanorum* wohl zwischen *ultis* und *gravis* zu stellen. — Z. 158 vielleicht *c[on]tent[us fuit legatos ad eos mittere* (oder *misisse*)]. — Z. 184 soll es nach der Druckweise im Text wohl nur *terruit* heißen; jedenfalls muß es bei Roßbachs kühner Vermutung am Ende *terruit* heißen. — Z. 206 vielleicht *et cum*] *omnium luctu.*

Bemerkenswert ist die Schreibung Z. 34 *triumfaret*, Z. 39 *circumscribserant*, Z. 182 *Assellum* und Z. 231 *Samin*]*itibus.*

Druckfehler: Z. 34 l. int[emperate; Z. 60 fune[b]ribus (vgl. 71); Z. 111 Marcu[s]; Z. 189 [a]qua und Z. 230 cos]s. Ferner S. 126 zu Z. 34 schr. „perioch. 38 med."; S. 130 zu Z. 77 schr. p. 66, 11 (statt p. 56, 11. 19).

Endlich ist in den auf den linken Seiten gegebenen Bemerkungen über den Papyrus die Anwendung der Ordinalzahlen und

der Distributivzahlen zu kontrollieren (S. 124, 28. S. 136, 137—163. S. 140, 167—169).

Obsequens. S. 151,6 hat die Iuntina mit ⟨*et*⟩ *matrimos* wohl recht; vgl. 164, 8. — S. 151, 10 fehlt bei *novendiali* das Substantiv ⟨*sacro*⟩ (⟨*sacrificio*⟩ hat Liv. 38, 36, 4). Es steht bei Livius und auch bei Obsequens regelmäßig; vgl. 151, 13. 166, 7. 169, 13. — S. 151, 17 ist die La. *in Umbria semimas duodecim ferme annorum inventus* . . (Konjektur von C. Barth) einwandfrei: vgl. 162, 21. 163, 7. Dasselbe ist zu sagen von Roßbachs Vermutung *annos natus aruspicum iussu* . .; vgl. 157, 20. 169, 10. Es ist aber besser, den Ausfall eines Wortes hinter *natus* als die Verschreibung *natus* statt *inventus* anzunehmen und, wie ich bestimmt glaube, *in Umbria semimas duodecim ferme annos natus* ⟨*inventus*⟩ . . zu lesen; vgl. Liv. 39, 22 5: *ex Umbria nuntiatum est semimarem duodecim ferme annos natum inventum* (wörtlich übereinstimmend.) — S. 152, 3 und 13 lese ich *sanguine pluit*. Dies die stehende Ausdrucksweise bei Livius und Obsequens: vgl. 159, 11. 164, 24. 165, 13. 166, 12; siehe auch 158, 12 und 169, 19. — S. 152, 7 ist die passivische Konstruktion wohl beizubehalten: *procellosa tempestate strages in urbe facta*; vgl. 155, 10. 22. 156. 12. 161, 9. 167, 13. 171, 15. 176, 3. 178, 14: wenn man vor *signa* ein Kolon oder Semikolon setzt, kann im Folgenden als Subjekt des Satzes *procellosa tempestas* gedacht werden; vgl Per. 41 (S. 48, 23): *miserat ad Carthaginienses legationem, et ab his nocte audita erat* und 68, 18. — S. 153, 2 gehört *erat* wohl in den Text. — S. 153, 3 gehört *de mensa* zu *decidit*. es ist also das Punktum hinter *de mensa* zu setzen; vgl. 180, 24. — S. 153, 6 zu *sine ullo vestigio* vgl. 158, 21: *sine ullo humanae fraudis aut neglegentiae vestigio*, wonach ein Zusatz (*fraudis*?) an der ersten Stelle wohl notwendig ist. — S. 153, 8 Anm. gehört „periocha 41“ wohl zu Z. 6. — S. 154, 6 ⟨*in*⟩ *Veienti*; vgl. 161, 21. — S. 154, 15 zu ⟨*e*⟩ *terra* vgl. 165, 26. 171, 10 und die Bemerkung zu 157, 4. — S. 154, 16 zu *decussa* (Scheffer) vgl. 152, 20. 155, 6 17. 156, 9. 12. 158, 14. 25. 161, 10. 168, 4. 21. 169, 26. 175, 10. 176, 4. 10. — S. 155, 23 liegt der Einschub von *pleraque* am nächsten; Obsequens gebraucht es am häufigsten. Ich möchte aber wegen der beiden in der Nähe befindlichen Stellen, auf die hingewiesen wird, *circa* ⟨*plurima*⟩ lesen; vgl. auch 153, 5. 167, 14. Was Roßbach vorzieht, *circa* ⟨*omnia*⟩, verwerfe ich. — S. 156, 1 ist das alleinstehende *tacta* auffallend und der Bedeutung nach irreführend; ich vermute ⟨*fulmine*⟩ *tacta*; vgl. 159, 15. 163, 4. 167, 14. — S. 156, 15 ist wohl *magistratu* zu lesen, weil es sonst *magistratus* ⟨*et sacerdotes*⟩ heißen müßte. — S. 156, 16 ist durch die Umstellung etwas Ungewöhnliches in die Stelle gekommen (vgl. Liv. 30, 38, 9: *lapidibus pluit*; *id prodigium more patrio novemdiali sacro, cetera . . expiata*); es bleibt wohl nur der Ausfall eben dieses Ausdrucks anzunehmen: *quod . . pluerat,* ⟨*novendiale*

*sacrum fuit* oder *factum*⟩, *item supplicatio habita, quod . . eludebant.* — S. 157, 4 Text spricht für ⟨*e*⟩ *terra* (Stephanus) deutlich die Wiederholung Z. 14 und 165, 26 und in der Anm. schreibe für „sed v. 166, 2“ (wo *terra* durch *exorti* veranlaßt wurde, wie 166, 2) lieber „sed v. 154, 15“. — S. 157, 13 ist für *Caurae* doch sicher mit Perizonius *Caere* zu lesen; die Worte sind aus dem Vorhergehenden wiederholt. — S. 158, 12 vielleicht ⟨*terra*⟩ *sanguine fluxit*; vgl. 168, 23. 169, 19: *terra sanguine manavit.* — S. 158, 25 ist der Satz *puer aruspicum . . deiectus* vielleicht vor *Puteolis* (Z. 24) zu stellen. — S. 159, 14 wohl *edidit* (statt *dedit*). — S. 159, 19 ist wohl keine Lücke anzunehmen, sondern einfach *in* einzufügen (Kornemann); vgl 161, 5. — S. 159, 20 nicht *memoriae*? — S. 162, 4 wohl *coniuraverant* (Heinsius). — S. 164, 23 lies ⟨*de*⟩ *caelo cadere*; vgl. 158, 2. — S. 166, 10 vielleicht *circa omnia templa per magistratus et* ⟨*in*⟩ *municipia.* — S. 169, 7 ist entweder *ab aliis* nach *et comesi* oder *vulturibus* vor *et comesi* zu stellen, wenn nicht [*vulturibus*] als Glossem gestrichen werden soll. — S. 169, 10 und 171, 14 und 172, 14 ist *Urbino* und *Asculo* und *stratopedo* sehr auffallend; es ist wohl überall ⟨*in*⟩ hinzuzusetzen, wenn nicht an den ersten beiden Stellen der Lokativ vorgezogen wird. — S. 170, 13 lies *cuius* ⟨*ex*⟩ *hiatu*; der bloße Ablativ *hiatu* ist 171, 7 durch *exorti* und bei Orosius 5, 18, 5 durch *prorupit* veranlaßt. — S. 173, 8 lies *significari*; vgl. 157, 17. — S. 173, 9 lies *Piraeus*, damit wir dem Nominativ mit neutraler Endung aus dem Wege gehen. — S. 174, 3 vielleicht [*relata sunt*]. — S. 174, 19 steht das einzige Beispiel von *adversum* (oft in der ed. princeps der Periochae) gegenüber sehr häufigem *adversus*; sollte nicht die Endung *um* vor *Maedos* entstanden sein? — S. 175 Z. 6 v. u. schreibe ⟨*de*⟩ *caelo tactae.* — S. 176, 5 schr. *arbores eversae radicitus*; vgl. 178, 20 *arbores radicitus et . . eversa.* — S. 177, 21 vielleicht *cubili*⟨*s*⟩; vgl. 172, 1. — S. 177, 2 ist *consedit* wohl notwendig, weil es regelmäßig beim *examen apium* steht; wohl *in signis* ⟨*consedit: perniciem*⟩ *portendit*; vgl. 168, 5. — S. 178, 17 gehört *dissipatis* (Roßbach) in den Text, während die in dem kritischen Apparate zu den Periochae usw. geäußerten Vermutungen sonst recht zweifelhaft sind. — S. 179, 10 hat Roßbach vielleicht recht mit der Annahme, daß *An*|*tonii* vor *domi* entstanden ist; aber in dem Anfang wird *aenea* stecken (Oudendorp); vgl. 154, 9. — S. 180, 9 spricht für *hum*⟨*er*⟩*o ac* (Scheffer) das *a* der Hss.

Bemerkenswert ist die Schreibung *Eufratem*, *Hostia*, *quatriduum*, *circumscribsit*, *apum* (163, 1; gegenüber *apium* 165, 24. 166, 13. 170, 21. 177, 1. 180, 20. 181, 11), *supplicantum* (vgl. 155, 8. 156, 17) und die bei Obsequens zugelassenen, in den Periochae verschmähten (s. o. S. 7) Konstruktionen 154, 13 *in medio consessu . . misit*; 157, 22 *iacentibus in publicum*; 160, 19

*in aqua deiectum*; 161, 6 *in cella Minervae allapsi*; 166, 24 *Romae reverteretur* (aber 163, 12 wird *in Apulia⟨m⟩ reverteretur* verbessert).

Der Vorname wird zuweilen ausgeschrieben; vgl. 172, 25. 173, 23 u. a. Aber 168 *Ptolomaeus* . . *S. P. Q. Romanum heredem reliquit* sieht doch zu wunderlich aus.

Abbreviaturen begegnen wir auch sonst: *arus-pex pugnantes* usw.

Die Kursivschrift wird angewandt wie in der Periochae; S. 155, 23 ist zu schreiben *pont⟨ific⟩is*; 177, 10 matura.

Druckfehler: S. 151, Anm. l. 2 (statt 1); Anm. 18 l. *XXXVIIII*; S. 153, Anm. l. „7 periocha 41 ‖ 8. interitorum"; S. 156 Anm. l. 22 (statt 23); S. 166, 16 Anm. fehlt der Trennungsstrich vor „qui *Iahnius*; S. 168, 3 ist hinter *tauro* das Komma zu tilgen; S. 179 ist zu schreiben am oberen Rande (statt 17).

In der Praefatio [1]) ist S. XVII Z. 4 v. o. 10, 15 zu schreiben (statt 10, 12) und S. IX Z. 8 v. u. „Literarisches".

In dem Index nominum ist bei *Albani* 99, 23 (st. 90, 23) und bei *Appenninus* 45, 24 (st. 15, 24) zu schreiben, auch wohl im Text 26, 8 *Appenninum* herzustellen; ferner ist *Porcius* (st. *Portius*), im Text ist 28, 15 *Hanno* und 30, 11 *Tarentum* zu verbessern und dementsprechend auch im Index diese Wortformen zu ändern. Es fehlen *Antias* 78, 1 und *Veliocassi* 78, 15 (diese freilich auf einer unsicheren Konjektur beruhend).

Beigegeben ist eine phototypische Seite des Oxyrhynchus-Papyrus.

Nicht vorgelegen hat mir:

Livi ab urbe condita liber IX. Edited with introduction and notes by I. Nicklin. 170 S. 2,6 *Sh.*

Livi ab urbe condita libri XXI. XXII par O. Riemann et E. Benoist, 12. édition. Vgl. L. Halkin, Bull. bibl. et péd. du Mus. belge XIV S. 259.

Livi ab urbe condita libri I. XXI. XXII by J. B. Lease, 2. édition. Vgl. L. Halkin, Bull. bibl. et péd. du Mus. belge XIV S. 259.

## II. Beiträge zur Kritik und Erklärung.

### a. Abhandlungen.

5) W. Heraeus, WS. f. klass. Phil. 1910 Sp. 185—190.

Verf. stellt bei Gelegenheit der Anzeige von Livius' B. XXXXV ed. A. Zingerle folgende Textesänderungen auf. 2, 5 vielleicht

---

[1]) Der Herausgeber (Praef. zu der Florus-Ausgabe S. XX letzte Zeile) wundert sich, daß ich den cod. N dem 8. Jahrhundert zugewiesen habe. Allein das beruht auf einem Druckfehler (saec. VIII statt saec. VIIII).

*quam praeceps rex fugisset.* — 4, 2 da die Hs. *sortis* hat, so könne nach *humanae* ein Substantiv wie *ludibrio* (41, 9) oder *mutatione* (8, 6) ausgefallen sein. — 6, 2 vielleicht *sublatum lembo* (statt *in lembum*) nach Horaz' *tollere raeda.* — 10, 2 weise das überlieferte *Delun* eher auf ein *Deli in* hin; vgl. 36, 43, 2; 44, 13, 4. — 14, 8 sei der Name des Sohnes des Masinissa vielleicht *Musachenes* (und so überall bei Livius) zu schreiben; vgl. Valer. Max. 5, 1, 1 d, wo *musophanes (ophanes* auf einer Rasur) A, *musachanes* L, *musacanes* jüng. Hss. Er ist überliefert: 42, 29, 8 *misacenen*; 62, 2 *misagenes*; 65, 14 *mysogenes*; 67, 8 *misachin*; 44, 4, 11 *cysacenem*; 45, 14, 8 *mysacene.* — 19, 17 vielleicht ⟨*nimis*⟩ *gestienti*; vgl. Catull 51, 14. — 19, 11 vermutet er, daß zwischen *ambiguum* und *prope* außer dem Worte *sit* noch *eum* ausgefallen sei (*haud ambiguum* ⟨*sit eum*⟩ *prope diem regnaturum*). — 19, 12 vielleicht *perventurae* (vgl. 42, 46, 4); gewöhnlich streicht man das *ad* von *adventurae* als Wiederholung aus dem Vorhergehenden. — 20, 1 wird *et* hinter *victoriam est* für überflüssig erklärt; vgl. 44, 8. — 23, 14 wird die handschriftliche Überlieferung *ut ne ab utraque parte* in Schutz genommen und mit ähulichen Stellen belegt. — 26, 15 am Schluß *redit.* — 28, 6 sei *cum* vor *revertit* möglicherweise Präposition und ein Wort wie *comitibus* ausgefallen (vgl. 27, 6); zum verbindungslosen Anschluß von *in itinere . . occurrit* sei 36, 4, 6 zu vergleichen. — 32, 2 weise *symdedios* V auf die aspirierte Schreibung *synhedros* hin. — 34, 13 sei das hinter *P. Licinius* überlieferte *cons.* vielleicht als *consularis* zu deuten, wie es 44, 41, 2 geschieht, und der Ausfall der Präposition *cum* beim Übergang auf die neue Zeile anzunehmen. — 35, 7 liege vielleicht eine Lücke vor, die so ausgefüllt werden könne: *exercitus imperatori ita* ⟨*ob id iratus erat, ut videretur*⟩ *neglegenter adfuturus comitiis.* Ebenso 39, 13 *deorum* ⟨*honoris fiunt; et vos haec omnia cum iniuria deorum*⟩ *hominumque auctore Ser. Galba turbaturi estis?* — 39, 12 wird *vindicavit* in Schutz genommen; *vindicare aliquid* = „auf etwas reflektieren". — 39, 16 dürfte *ex provocatione* der natürliche Ausdruck sein (so habe auch ich mich zu der Stelle ausgesprochen). — 40, 7 sei *duodecim* eher vor als nach *ferme* zu ergänzen. — 43, 10 vielleicht *praedae CXX lembi erant.* — 44, 4 vermutet er: *ad forum a porta ac* (*a* V) *tribunal Q.* (*que* V) *Cassi praetoris perrexit.*

6) b. Zerstreute Beiträge.

VIIII 1, 9 bespricht E. W. Cornwall in The Classical Rev. **24** (1910) S. 50.

XXII 4, 6 vermutet O. Roßbach, Vorrede zur Ausgabe der Periochae S. XXVI, *ex pluribus callibus . . decucurrerant.* Dies kommt der Überlieferung (*uallibus*) zwar näher als *collibus* (Lipsius), scheint aber doch nicht den Vorzug zu verdienen, weil Livius mit *callis* einen besonderen Begriff verbindet, den er durch die Zu-

sätze *devius, invius, ignotus* andeutet. — 10, 2 ändert O. Roßbach a. a. O. das überlieferte *datum* in *ratum* ('certum puto hanc pristinam scripturam esse'). Eine sehr leichte Änderung und leichter als *tum* (Mg.), das sonst sehr gut paßt (s. 36, 2, 4), fast besser als *ratum*, das etwas Ungewöhnliches hineinbringt: „dann bringe das römische Quiritenvolk als Geschenk die Verheißung dar, daß . .'. — 16, 7 nimmt O. Roßbach a. a. O. mit Weißenborn eine Lücke an und schreibt: *armenti* ⟨*consarcinantur*⟩ *praeliganturque cornibus*. Ich möchte doch die Tilgung des *q.* (=*que* für einfacher halten. Das Verb *consarcinare* kennt Livius meines Wissens nicht.

XXXXI 11, 6 kommt J. Vahlen, Varia No. 64 (Hermes 1910 S. 305) auf die La. des Grynaeus zurück und empfiehlt zu schreiben: *cuius capti tumultum ubi ex* . ., indem er auf die häufige Verbindung von *tumultus* mit *captae urbis* hinweist. Madvig hatte diese Ausdrucksweise gemißbilligt: 'tumultum ex clamore (hoc esse prope ex tumultu) accipi non recte dicitur', worauf Vahlen erwidert: 'si *clamor fugientium* quasi pars est tumultus capti oppidi, tamen non inepte, opinor, rex dicetur ex fugientium clamore accepisse condicionem captae urbis, quam Livius non sine causa tumultum appellare solet'. Ich bin mir nicht klar über die Sache, ob man *cuius capti tumult*um für das einfache *quod captum esse* sagen kann, meine aber, daß *cuius capti* ⟨*indic*⟩*ium ubi ex* . auf jeden Fall viel natürlicher ist, und ⟨*indic*⟩*ium ubi* konnte wohl ebensogut wie *tumul*⟨*tum ub*⟩*i* in *tumuli* übergehen.

XXXXII 11, 5 kommt J. Vahlen, Varia No. 63 (Hermes 1910 S. 303) auf seinen Herstellungsversuch *bellum* . . *iamiam proximum* zurück, den er schon in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1873 S. 103 veröffentlicht hat. Diese Konjektur hat Zingerle in seiner Ausgabe übergangen, und daher ist von mir in der Neubearbeitung von WBb.s kommentierter Ausgabe *bellum* . . *tamquam proximum* als „vielleicht zu schreiben" verzeichnet worden (*tamquam* nach Gr.). Zingerle hat diese meine Vermutung in den Text aufgenommen; ich sehe aber nicht ein, was an *iamiam* auszusetzen wäre, und akzeptiere Vahlens Konjektur. *Proximum* für *primum* ist eine naheliegende Verbesserung; Vahlen gibt Beispiele dieser Verschreibung (*pximum* statt *primum*). Zingerle verzeichnet: *iamiam proximum* Harant (1880).

XXXXIIII 25, 6 wird in der Regel *ne bello interesset, mille* ⟨*talenta ut pacem conciliaret, mille*⟩ *et quingenta* (sc. *paciscebatur mercedem*) nach Créviers Ergänzung gelesen. K. Witte, Rhein. Mus. 65 (1910) S. 275 Anm., fragt: „würde dem ursprünglichen Text nicht etwa *ne bello interesset,* ⟨*quingenta talenta, ut pacem conciliaret,*⟩ *mille et quingenta* näher kommen?" Gewiß, der Wortlaut bei Polybius, den Livius hier zur Hand hatte, spricht deutlich hierfür. Crévier (auch Gronov hatte denselben Gedanken) folgte Appian Mac. 18: τάλαντα δ' εἶναι τῆς μὲν διαλύσεως χίλια καὶ πεντακόσια, τῆς δὲ ἡσυχίας χίλια.

H. Brinckmann schlägt vor, um den Ausfall der Worte begreiflicher zu machen, ⟨*si pacem conciliasset*⟩; noch begreiflicher wird dieser, wenn wir die in der Zeile vorher gebrauchte Phrase wiederholen und schreiben: ⟨*si pacem patrasset*⟩; vgl. 40, 52, 5. Zingerle schreibt nach eigener Vermutung ⟨*ut pacem patraret*⟩.

## III. Quellen, Historisches usw.

7) **Adolf M. A. Schmidt, Beiträge zur Livianischen Lexikographie, VIII. Teil: *supra*.** Separat-Abdruck aus dem Jahresberichte des nö. Landes-Real- und Ober-Gymnasiums am Schlusse des Schuljahres 1909—1910. St. Pölten 1910. 13 S. 8.

*Supra* wird gebraucht als Adverb 1) örtlich (= „weiter oben") an 1 St.; 2) formelhaft bei Verweisungen an 4 St., von denen eine sehr zweifelhaft ist (Liv. bevorzugt, in früheren Büchern, *ante* mit *dicere*, gewöhnlich im Passiv)[1]); 3) übertragen a) bei Zahlen (sehr häufig) und b) modal, das Hinausgehen über etwas bezeichnend, an 1 St., wo Verf. aber (VII 30, 18) zu *supra* aus dem Vorhergehenden *nos* ergänzt. Livius gebraucht in diesem Sinne sonst *ultra*.

Verf. bemerkt zu 3a (S. 7), daß XXVII 14, 14; XXVII 42, 7 und XXX 6, 9 die adverbiale Auffassung des *supra* vorzuziehen sei. Ich bin ihm darin gefolgt und habe an den genannten Stellen, auch XXVII 42, 8 (*circa quingenti*), die Nominative in den neuen Auflagen der Wßb.schen Ausgabe hergestellt (s. S. 4).

Als Präposition stehe *supra* 1) örtlich auf die Frage „Wo?" und zur Bezeichnung der Richtung (in beiden Arten viel seltener als *super*) auf die Frage „Wohin?", nur an 2 sicheren Stellen; 2 übertragen (im ganzen selten).

Zusammenfassend sagt Verf.: „*supra* reicht als Adverb örtlich und bei Verweisungen bis in die älteste Zeit hinauf und war mehr verbreitet als *super*, übertragen bei Zahlen bis Varro (dann erst Liv.), modal bei Terenz, temporal vor Liv. nur bei Sallust; *super* steht als Adverb in alter Zeit nur bei *esse*, sonst erst seit Lucrez. — Bei Liv. überwiegt weitaus *super* als Präposition; örtlich auf die Frage „Wo?" fast dreimal öfter als *supra*, zur Bezeichnung der Richtung fast ausschließlich . . . *Supra* ist hauptsächlich Adverb, seltener örtlich als übertragen bei Zahlen (am häufigsten), selbst die sonst so beliebten Wendungen für Verweisungen sind selten; dann als Präposition noch an ungefähr 20 Stellen örtlich („wo?"), sehr selten zur Bezeichnung der Richtung; übertragen (zeitlich, modal, steigernd) sehr selten (je 2—3 Stellen)."

---

[1]) XLV 26, 12 verändert er *quae supra dicta* (V: *dictam*) *est* in *super Drylona amnem est* „über den Drilon hinaus" (von Scodra aus); es wäre damit der südliche Teil Illyriens gemeint, der doch zunächst zu annektieren war. Die Verschreibung sei nicht unmöglich. Doch bleibe dies nur eine Vermutung.

Damit schließt die scheinbar winzige Abhandlung. Aber sie ist wirklich reich; man erkennt, daß hier, wie in der vorigen Schrift, ein Stück tüchtiger Arbeit vorliegt, ebenso groß bei der sprachlichen Einleitung wie bei der eigentlichen Livius-Untersuchung. Der Unterschied von *super* und *supra* im älteren und jüngeren Latein wird völlig klargestellt. Es fehlt auch dem treuen Fleiße nicht an Erfolgen, da eine Reihe von Stellen eine Besprechung erfährt, zu der man gern seine Zustimmung erteilt.[1])

Durch eine Umpaginierung der Abhandlung sind auf S. 11 und 12 unrichtige Seitenzahlen bei den Verweisungen auf Stellen der Schrift stehen geblieben. Es ist jedesmal 18 zu subtrahieren.

8) J. F. Dobson, The 'Codex Leidensis' of Livy. The Classical Quaterly IV (1910) S. 38—46.

Verf. hat den codex Leidensis, der die erste Dekade des Livius enthält, für den neuen Livius-Text von Conway und Walters, die in den „Oxford Series of Classical Texts" erscheinen wird, kollationiert. Er macht eingehende Mitteilungen über ihn und bespricht (S. 41 f.) insbesondere sein Verhältnis zum H (Harleianus). In drei Tables (A, B, C) gibt er 1) „Omissions in H and L" in Buch I—VIII, 2) „Omissions in T (Thuaneus) and L" in Buch IX und X und 3) Richtigstellung der Lesarten des L (gegen die Kollation von Drakenborch); wie natürlich, sind bei Drakenborch sehr viele Versehen untergelaufen[2]).

9) W. C. F. Walters, Signatures in the Vatican codex of Livy's Third Decade. The Classical Quaterly IV (1910) S. 91—92

Verf. berechnet die Quaternionen und gibt die Unterschriften am Ende dieser, die sich auf folgende acht Namen belaufen: Girlarx, Aldo, Fredeḡ, Nauto, Theogrimn̄, Theodegrin̄, Ansold, Luxidemaris.

10) F. W. Shipley, Studies in the Mss. of the Third Decade of Livy. Classical Philology IV (1909) S. 405—419. V (1910) S. 19—27. I. The relationships of the Mss. in the Puteanus group; II. Addenda and Corrigenda in Mommsen's Analecta Liviana for the Readings of Vaticanus Reginensis 762; III. The Codex Mediceus; IV. Date of the

---

[1]) Verf. kommt auf einzelne Vermutungen in seiner früheren Abhandlung zurück und bemerkt 1) zu I 32, 8, daß er *supra scandit* doch nicht ohne weiteres ändern möchte. Die Stelle sei ja der Quelle entnommen, aus der Liv. manches (z. B. *dedier*) entnahm, die ältere Sprache liebte in dieser Bedeutung („über . . hinaus") *supra* und die wohl metrische Formel dürfte *finis supra scandit* gelautet haben. Ich glaube doch, daß Livius *superscandit* geschrieben hat, wenn wir nicht umstellen wollen: *supra finis scandit* (vgl. 3, 8, 6). 2) hält er an seiner Vermutung XXXVII 45, 1 *super Maeandrum* ⟨*amnem*⟩ fest, was ja an sich möglich, aber wohl nicht nötig ist, da Liv. diesen Zusatz ohne feststehende Regel macht.

[2]) VI 4, 9 hat L *dirupta*, nicht *direpta*, wie Mommsen in der Ausgabe des Veronensis angibt (die einzige Inkorrektheit bei Mommsen).

Corrections by Erasure in the Puteanus; V. Some Errata and Omissions in the Rapport of the Readings of the Puteanus in the Critical Apparatus of August Luchs.

Verfasser bespricht das Abhängigkeitsverhältnis der Hss., aus denen die in P fehlenden Stücke, namentlich zu Anfang und zu Ende der Dekade, herausgegeben zu werden pflegen. Er modifiziert das Stemma der Hss. bei Luchs (S. VII) und verzeichnet sehr viele kleine Inkorrektheiten in den Angaben über die Lesarten des Vaticanus Reginensis (9. Jahrhundert) bei Mommsen. Sodann handelt er von den durch Rasur hergestellten Korrekturen in P unter Vergleich der Lesarten in Vat. Reginensis, der aus P abgeschrieben worden ist, und weist die Rasuren eben diesem Zeitraume zu; aber einige liegen nach der Abschrift im Vat. Reginensis. Schließlich gibt er einige wenige Verbesserungen zu Luchs' Angaben über die Rasuren in P.

11) A. A. Brodribb, The Classical Rev. XXIV (1910) S. 13—15,

führt eine größere Anzahl von Stellen aus Livius (Buch 1—3) auf, an denen der Rhythmus des Hexameters mehr oder minder deutlich zu Tage trete. Das Gleichnis des Menenius Agrippa vom Magen und den Gliedern (2, 32) setzt er in jambische Senare um, wie sie von Phaedrus gebaut wurden.

12) Theodor Mommsen, Gesammelte Schriften. Siebenter Band. Philologische Schriften. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. XI u. 825 S. Lex.-8. 20 M — Vgl. W. Soltau, Lit. Zentralbl. 1910 Sp. 559—561.

In diesem Bande machte die Entscheidung, was philologische, was historische Schrift sei, Schwierigkeiten. Man kam daher überein, daß „außer den sprachlichen, exegetischen und kritischen Arbeiten auch diejenigen, deren sachliche Darlegungen sich eng an den Text eines Schriftstellers anschlossen, zu den philologischen im weiteren Sinne des Wortes zu rechnen seien“. Auf die Latina folgen die Graeca und auf diese die grammatica. Zwei Artikel allgemeineren Inhalts bilden den Schluß (Nr. 86 ein Gutachten über das Unternehmen eines lateinischen Wörterbuches und Nr. 87 eine Besprechung von: Martin Hertz, Karl Lachmann. Eine Biographie). Ausgeschlossen vom Abdruck wurden nur diejenigen Aufsätze, die Mommsen selbst bei anderen Gelegenheiten wiederholt hat, und zwar fast immer in verbesserter und erweiterter Form. Dagegen gelang es, zwei Inedita zu bringen (Nr. 44 Bemerkungen zu einzelnen Stellen Ammians und Nr. 57 das Zeitalter des Scholiasten Juvenals).

87 Abhandlungen werden uns hier geboten, eine Fülle profunder Gelehrsamkeit, von der die kommenden Generationen Anregung und Belehrung finden werden, wie sie auf die jetzige Generation gewirkt haben. „Mit Ehrfurcht werden künftige Ge-

schlechter diese Monumente betrachten, vor allem die jedesmalige Jugend; denn gerade ihr war er und wird er fürderhin ein durch sein großes Beispiel wirkender strenger, aber liebevoller παιδαγωγός sein, bloßer Bewunderung abhold, aber jedem ernsthaften Mitarbeiter, und sei es im Kleinsten, zu Dank und Anerkennung freudig bereit. Forscherarbeit wird, wenn sie wahre Werte geschaffen hat, in den Strom lebendigen Wissens, der durch die Jahrhunderte rauscht, aufgenommen mit der Bestimmung, in ihm zu zerfließen; aber wenn der Forscher zugleich ein Gigant des Wollens und ein Künstler des Gestaltens war, so bleibt von seinem Werke nicht nur das sachliche Ergebnis als gestaltlose Potenz, sondern der Mensch und der Schöpfer wirken fort in ewig junger Energie". Mit diesen Worten schließt der Herausgeber, Eduard Norden, der die moderne Literatur herangezogen und in äußerst taktvoller Weise hier und dort seine abweichende Auffassung angedeutet hat [1]), das Vorwort.

Auf Livius bezüglich sind folgende Aufsätze: Nr. 15 T. Livii ab urbe condita librorum III—VI quae supersunt in codice rescripto Veronensi descripsit et edidit Theodorus Mommsen (S. 96—148). Die Beschreibung des Palimpsestes und die Besonderheiten seines Textes sind als vorbildliches Muster paläographischer Akribie unverkürzt aufgenommen. Die Seiten, die den Text des Veronensis reproduzieren, mitsamt den Varianten der andern Hss., sind nicht abgedruckt, da die neueren Liviusausgaben auf der Veronensis-Kollation Mommsens beruhen. — Nr. 16 Analecta Liviana, ediderunt Th. Mommsen et G. Studemund (S. 149—159), worin die von Studemund verfaßten Abschnitte nicht zum Abdruck gelangt sind. — Nr. 17 Zu Livius (S. 160), eine Verwechselung des Livius und Plinius in einer Handschrift der Institutiones. — Nr. 18 Zu Livius (S. 161—162), die Lesart 10, 47, 2 *lustrum inde vicensimum fuit* betreffend. — Nr. 19 Anecdoton Livianum (S. 163—167), behandelt das Fr. 12 (WBb.). — Nr. 20. Theodori Mommsenii epistula de Romanorum prodigiis ad Ottonem Jahnium (S. 168—174), im Vorwort Jahns zu seiner Ausgabe der Periochae enthalten.

13) W. Soltau, Einige Bemerkungen zu der Entstehung einer geschichtlichen Tradition über die ältere römische Geschichte. Klio, Beiträge zur alten Geschichte X S. 14—18. — Vgl. Bouché-Leclercq, Journal des Savants 1909 S. 332.

Verf. weist auf einige Punkte hin, an denen die spätere Forschung der Fachgenossen, vor allem der Kenner der hellenistischen Literatur, einzusetzen und das Gefundene zu ergänzen haben wird. Es gibt eine große Menge von Erzählungen, welche

[1]) Nr. 32 Volusii Maeciani distributio partium ist von B. Kübler und Nr. 68 Polemii Silvii Laterculus von H. Dessau bearbeitet worden.

aus griechischen Historikern herübergenommen worden sind. Die Mehrzahl solcher Berichte können nicht gut vor Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. entstanden sein; hier also wird zu zeigen sein, welche Schriftsteller vor den Annalisten diese Versuche gemacht haben, durch Geschichtskonstruktionen nach griechischen Vorbildern die Lücke der griechischen Überlieferung auszufüllen. Und zwar ist festzuhalten, daß die Übereinstimmung der Annalisten mit den betreffenden Stellen griechischer Historiker zum Teil nicht durch das Medium einer Dichtung, sondern allein durch prosaische Darstellungen in die römische Geschichte eingeführt sein müssen.

In erster Linie kommt die Tätigkeit griechischer Mythographen in Betracht, von Schriftstellern, die alte griechische Sagen gesammelt und durch allerlei Anekdoten und Fabeleien ergänzt hatten, um das Lesepublikum angenehm zu unterhalten. Sodann sammelte sich um den ältesten römischen Dichter Livius Andronicus ein größerer Kreis von Literaten, die es sich zur Aufgabe machten, durch Übersetzungen und Übertragungen das römische Publikum mit den Erzeugnissen griechischer Literatur bekannt zu machen. Drittens handelt es sich um Sammlungen von Exzerpten aus griechischen Historikern, welche die Erlernung griechischer Sprache und griechischer Literatur fördern sollten. Alle drei Punkte werden an Beispielen klar gemacht.

14) W. Soltau, Rom und die Italiker. Untersuchungen über die Wege zur Unterwerfung Italiens. N. Jahrbücher f. d. klass. Altertum usw. 1910 S. 709—734.

Verf. zeigt, 1) daß, auch wer die Livianischen Geschichtsgemälde gering wertet, an das Licinische Ackergesetz glauben muß, wenn er die Grundsätze des römischen Staatsrechts und die fundamentalen Tatsachen über die Erweiterung des römischen Staatsgebietes festhält (S. 711—721), und 2) daß jeder die Realität eines ersten Samnitenkrieges zugeben muß, wenn er die Vorgänge berücksichtigt, die gleichzeitig in Unteritalien geschehen sind und die ein eroberndes Vordringen der Römer in Mittelitalien in damaliger Zeit erklärlich machen (S. 721—729). Am Schluß wird 3) die Bedeutung des *ager publicus* für die Romanisierung Italiens 338—133 v. Chr. dargetan.

15) G. Jung, Beiträge zur Charakteristik des Livius und seiner römischen Quellen Coelius Antipater, Valerius Antias, Claudius Quadrigarius. Diss. Marburg i. H. 1903. 66 S.

Mit Hesselbarth (Historisch-kritische Untersuchungen zur dritten Dekade des Livius. Halle a. S. 1889) ist Jung der Ansicht, daß Livius den Polybius mit römischen Quellen kontaminiert habe, daß somit die Bücher 21 und 22, wie überhaupt die ganze 3. bis 5. Dekade, teils aus polybianischen Stücken, teils aus Zu-

sammenstellung polybianischer und annalistischer Bestandteile, teils aus rein annalistischen Stücken sich zusammensetze. Er weicht aber von Hesselbarth darin ab, daß er die eigene Tätigkeit des Livius hoch anschlägt; des Livius eigener Anteil an dem Zustandekommen des Gesamtberichtes sei ein sehr bedeutender und wesentlicher.

An einem höchst instruktiven Beispiele (Der Vermittlungsversuch der Rhodier im dritten Makedonischen Kriege, S. 9—21) weist der Verf. nach, daß Livius die rhodisch-römischen Beziehungen aus Patriotismus zugunsten seiner Landsleute verfälscht hat. Er handelte nach dem Vorgange älterer Annalisten, deren Darstellung der römischen Geschichte höchst wahrscheinlich nur eine willkürliche Bearbeitung des Polybius war. Livius nahm den Polybius selbst wieder zur Hand, eignete sich aber zugleich die Fälschungen der Annalisten an und ließ die polybianischen Teile, die damit nicht vereinbar waren, einfach aus. Auf diese Weise erhielten die Ereignisse durch Livius eine vollständig veränderte Gestalt.

Livius hat in der ganzen dritten Dekade den Polybius in der ausgiebigsten Weise benutzt, zog auch hier die Annalisten heran und lieferte in der eigenen Tätigkeit einen ganz wesentlichen Bestandteil der Darstellung. Das dem römischen Volke oder einzelnen Römern weniger Günstige suchte er umzuwandeln, wobei er sich nicht scheute, sein Ziel auch durch Auslassungen, Zusätze, Umstellungen und Zerstörung der zeitlichen Folge zu erreichen. Alles recht lesenswert.

Was Coelius, Valerius und Claudius betrifft, so stehen auch sie unter dem Einfluß des Polybius und haben seine Darstellung im weitesten Maße zu der ihrigen verwendet, dabei sich vor Ausschmückungen und Entstellungen nicht gescheut. Es gilt dies besonders von den Berichten über stadtrömische Vorgänge. Man wird also weder die Annalisten noch Livius unbedenklich benutzen dürfen, um aus ihnen den Inhalt einer etwa vorhandenen Stadtchronik zu ermitteln. Die Bücher 21—45 sind also, soweit sie sich mit stadtrömischen und nichtgriechischen Angelegenheiten befassen, mit Vorsicht zu benutzen.

Die sorgfältigen Untersuchungen erstrecken sich auf die Gesandtschaften der Römer an die Karthager vor Beginn des zweiten Punischen Krieges (S. 37 ff.), auf die Belagerung Sagunts (S. 45 ff.) und auf die Sophonisbeepisode (S. 24 ff.). Beigegeben sind 4 Anhänge: 1) die rhodische Gesandtschaft des Jahres 167 v. Chr. nach Rom, 2) die lykische Beschwerdegesandtschaft, 3) die Schilderung der Belagerung Sagunts bei Appian, 4) die Livianische Chronologie der Belagerung Sagunts und die fünfjährige Dauer des karthagischen Söldnerkrieges.

16) K. Witte, Über die Form der Darstellung in Livius' Geschichtswerk. Rhein. Mus. Band 65 (1910) S. 270—305 und 359—419.

Eine besonnene, gedankenreiche Abhandlung. Livius hat die Anforderungen erfüllt, die Cicero an die Geschichtschreibung und ihre Aufgabe stellt. Er hat wie ein Rhetor geschaltet und gewaltet und es mit der historischen Wahrheit nicht genau genommen, wenn er nur interessant schrieb. Der Verf. untersucht das Verhältnis des Livius zu Polybius als der markantesten unter seinen Quellen. „Livius offenbart die eigene Meisterschaft in der Schilderung des Einzelnen: der wirkungsvoll dargestellten Situation, der dramatisch aufgebauten Einzelszene, des mit lebendigem Detail ausgestatteten episodenhaften Ereignisses, — kurz der Einzelerzählung".

I. Verf. macht dies an einer Stelle des 44. Buches klar, indem er zugleich Livius' „indirekte" Darstellungsart gegenüber dem Subjektivismus des Polybius (Jvo Bruns) hervorhebt. Livius ließ solche Bemerkungen, die das Urteil des Autors wiedergeben, einfach aus, um eine das Interesse des Lesers bis zum letzten Augenblick in Spannung haltende Erzählung zu liefern. Über fünf weitere Stellen verbreitet er sich in ähnlicher Weise und weist nach, „wie Livius mit seiner Quelle verfährt, wie er näher ausführt, was Polybius in schlichter Form ausspricht. und sich bemüht, die polybianische Darstellung zu verdeutlichen und auch anders darzustellen"[1]).

II. An einer weiteren Reihe von Beispielen wird die Neigung des Livius nachgewiesen, Ereignisse, die sich bei Polybius durch nichts gegen das vorher und nachher Erzählte abheben, als Einzelerzählungen vorzutragen, indem er das vorher und nachher Mitgeteilte zu Einleitung und Schluß umänderte (verkürzte) und ein bestimmtes Ereignis, das für Römer ein besonderes Interesse hatte, zum Mittelpunkt der Darstellung machte. Einen Hauptbestandteil aller Einzelerzählungen bilden bei Livius die Unterredungen, ein dramatisch bewegter Dialog mit scharfer Anpassung von Rede und Gegenrede, die bei Livius zum Teil rhetorische Meisterstücke bilden.

III. Ein letzter wichtiger Kunstgriff, aus dem Text des Polybius Einzelerzählungen herzustellen, besteht darin, daß er verschiedene, bei Polybius für sich berichtete Ereignisse durch ein einigendes Band zusammenzuziehen und im Rahmen einer Darstellung zu

---

[1]) Mit Recht wird S. 287 Anm. 3 getadelt, daß Weißenborn zu 36, 28, 3 von einem „Mißverständnis bei Livius" spricht. Schon 1906 schrieb mir mein Freund W. Nitsche, der 1909 allzu früh aus dem Leben scheiden mußte: „Vielleicht kein Mißverständnis, sondern Livius hat seine Vorlage wohl absichtlich so umgestaltet, als ob der Konsul noch im letzten Augenblick die ätolischen Gesandten habe veranlassen wollen, sich recht zu bedenken".

erzählen weiß. Daß es sich hier um Züge einer bewußt geübten Technik handelt, ist deutlich. Witte führt den Nachweis, daß dieselben Kunstgriffe auch in denjenigen aus Polybius entlehnten Partien der 4. und 5. Dekade angewendet sind, für welche die Originale nur in einzelnen Fragmenten oder indirekt (bei Appian. Diodor u. a.) erhalten sind. Hinzugefügt wird eine Auseinandersetzung über die Schlachtenschilderungen, eine besonders häufige Art von Einzelerzählungen. Zum Schluß behauptet er und weist an zahlreichen Beispielen nach, daß mit Hilfe derselben Kunstgriffe auch im 21. und 22. Buche wie in der 4. und 5. Dekade aus der polybianischen Darstellung bei Livius Einzelerzählungen hergestellt sind. Ob diese Überarbeitungen Livius selbst oder bereits seinen Gewährsmännern zuzuschreiben sind, sei nicht zu entscheiden.

17) *ΣΤΡΩΜΑΤΕΙΣ.* Grazer Festgabe zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Graz 1908, Selbstverlag des Festausschusses (Leuschner & Lubensky's Universitäts-Buchhandlung). S. 58—68. — Vgl. H. Draheim, WS. f. klass. Phil. 1910 Sp. 169—176, speziell Sp. 173.

Adolf Bauer führt in einer „Polybios und Livius über griechische Könige und Königtum" betitelten Abhandlung den Nachweis, daß Livius in den Partien seines Werkes, die H. Nissen als ausschließlich dem Polybios entlehnt dargetan hat, nicht bloß eine Übersetzung des griechischen Originals (mit Kürzungen und Erweiterungen usw.) geliefert hat. Schon von Jvo Bruns war hervorgehoben worden, daß Polybios subjektiv verfährt, während Livius das Prinzip der indirekten Charakterisierung befolgt und sein Urteil hinter dem der Zeitgenossen und in der Wirkung der Ereignisse auf die Umgebung verbirgt. Dies verfolgt Bauer weiter und unternimmt es, an einer Anzahl von Stellen zu beweisen, daß Livius über das Königtum andere Anschauungen hegt als Polybios. „Infolge dessen ist auch die Beurteilung und Darstellung des Charakters der einzelnen Herrscher bei Livius eine andere als in seiner griechischen Vorlage" (S. 59).

„Für Polybios ist ein König ein Mensch wie jeder andere, der getadelt wird, wenn er sich lästig benimmt, der aber witzig sein darf, ohne deshalb eine Zurechtweisung zu befahren. Für Livius dagegen ist hochfahrendes Auftreten eines Königs etwas echt Königliches, die Hinneigung zum Scherz aber mit der königlichen Würde unvereinbar; für Livius ist der König ein höheres Wesen, mit dessen Würde sich ein hochgemutes Auftreten zwar wohl verträgt, der aber von allzu ausgeprägten Menschlichkeiten frei sein soll. Wo Livius von solchen zu erzählen hatte, fügte er entweder einen Tadel hinzu, oder er schwächte den Bericht seiner Vorlage ab. . . . Die Folge davon ist, daß bei Livius unerwarteter Weise die würdelosen Gegner Roms, wenn sie Könige sind, besser

abschneiden als bei Polybiös" (S. 67). „Dieser Respekt vor dem Königtum des griechischen Ostens ist nicht auf seine Person und auf seine Zeit beschränkt, sondern es war in Rom längst allgemein verbreitet, ja man rechnete in Kreisen, die im diplomatischen Verkehr Erfahrung hatten, geradezu damit, daß ein König, auch wenn er nur ein halbbarbarischer Häuptling war, in Rom starken Eindruck machen würde" (S. 62).

Besprochen werden folgende Stellen: 27, 19, 3. 31, 5; 28. 5, 9; 31, 15, 1. 18, 8; 32, 32, 14. 34, 3. 36, 10; 33, 11, 1. 39, 5; 37, 54, 7; 42, 62, 14; 45, 12, 4. 44, 9.

18) J. Kromayer, Die Schlacht am Trasimenischen See und die Methode der Schlachtfelderforschung. N. Jahrbücher für das klassische Altertum usw. 1910, Band XXV. S. 185—200.

Am Nordostufer des Sees tritt der Weg, der von Cortona nach Perugia und zur Flaminischen Straße hinführt, bei Montigeto, dicht bei Madonna Oliveto und kurz vor dem Fischerdorfe Passignano in ein enges Stranddefilee ein und zieht sich in ihm 9 km bis zu einem zweiten Fischerdorfe Torricella hin. Bei Torricella öffnet sich der Strandpaß zu einer kleinen Ebene, die Straße biegt hier ins Innere ein, steigt in einer Talfalte empor und gewinnt nach einem weiteren starken Kilometer bei dem Dorfe Montecolognola den hier nur etwa 100 m über dem Seeniveau liegenden Paß, auf dessen anderer Seite sie sich sofort wieder um mehr als 100 m ins Tal des Cainaflusses hinabsenkt. Dies war das Gelände, das Hannibal für seinen Hinterhalt ausgesucht hatte (S. 186).

Der *αὐλὼν ἐπίπεδος* des Polybius ist hiernach das Tal von Torricella, die *ὑψηλοὶ καὶ συνεχεῖς βουνοί* auf den Langseiten sind die Abhänge der Berge von Montecolognola bis zum See, und der Bergzug bis Casa S. Agnesa oder Monte Ruffimo, der *λόφος ἐρυμνὸς καὶ δύσβατος*, welcher das Tal abschließt, ist der Hannibalsberg (wo das Zentrum der Punier und das Marschlager des vorigen Tages, auch Hannibal selbst sich befand); der See liegt im Rücken, die *πάροδος*, die in einen schmalen Weg in den *αὐλών* hineinführt zwischen See und Berg, ist der Strandpaß von Passignano. Der Hügel in der Marschrichtung (*κατὰ πρόσωπον τῆς πορείας*) ist wieder der Hannibalsberg, wo Libyer und Spanier das Defilee zu schließen haben (S. 189).

Wenn Polybius und Livius zwei ganz verschiedene, zwar beiderseits richtige, aber einseitige Schilderungen des Geländes der Schlacht geben, so ist das ein Beweis, daß sie in diesem Punkte auf zwei verschiedene Urberichte zurückgehen und vollständig unabhängig von einander sind. Polybius schildert vom karthagischen Standpunkte aus, und wir sind sofort geneigt, auf Silenos zu raten; bei Livius anderseits haben wir eine Berufung auf Fabius Pictor (22, 7, 4) und werden daher kaum fehlgehen,

wenn wir die von Polybius abweichende Auffassung auf diese Urquelle zurückführen. Es gibt also in der dritten Dekade des Livius Nachrichten, welche auf eine andere älteste Tradition zurückgehen als Polybius und trotz ihres Gegensatzes zu Polybius mit dessen Nachrichten gleichwertig sind (S. 194).

Zum Schluß weist er die Ungeeignetheit des Geländes der Schlacht in der kleineren Westhälfte mit dem Dorfe Tuoro in der Mitte nach (S. 197 ff.). Verfasser wird auf die Frage nach dem Schlachtfelde im dritten Bande seiner „Antiken Schlachtfelder" zurückkommen. Inzwischen wendet sich Fr. Reuss, Das Schlachtfeld am Trasimenersee (Rhein. Mus. 1910 S. 352 ff.) gegen ihn und hält an der Lösung des Trasimennusproblems fest, die bisher sich des größten Ansehens erfreute.

19) K. Lehmann, Zur Geschichte der Barkiden. II. Hasdrubals Marschziel im Metaurus-Feldzuge. Klio X S. 363—373. (Fortsetzung von Klio IX S. 274 ff.)

Livius 27, 47, 10 berichtet, daß Hasdrubal, nachdem er die Ankunft von Verstärkungen bei den Römern festgestellt hatte, eilig in sein Lager zurückgezogen sei. Und als er nun erkannt habe, daß der römische Konsul selbst gekommen sei, habe er sich den schwärzesten Gedanken über das Schicksal Hannibals hingegeben und versucht, sogleich in der nächsten Nacht sich den Römern zu entwinden und über den Metaurus zu gelangen. Diesen Bericht verwarf Nissen als unbrauchbar und sah die Angabe aus Hasdrubals Brief an Hannibal, wonach er sich in der Umgegend von Narnia in Umbrien mit seinem Bruder habe vereinigen wollen, als unrichtig an, Diese Nachricht hatte aber Lehmann als unantastbar erklärt und die Livianische Schilderung von der feigen Flucht der Karthager als eine annalistische Entstellung des entschlossenen Versuches Hasdrubals, sich an den Römern vorbei auf der via Flaminia über das Gebirge nach Westumbrien hinüberzuziehen, bezeichnet. Gegen diese Auffassung haben sich Sieglerschmidt, Oehler, Luterbacher und Kromayer gewandt, denen gegenüber der Verf. in vorliegender Abhandlung seine Gegengründe entwickelt. Hasdrubal war in der Absicht bis zur Metaurusmündung vorgerückt, den Feind über seinen wahren Plan zu täuschen. Durch diese Täuschung des Feindes gedachte er möglichst viele römische Streitkräfte nach der Ostseite des Apennins hinüberzulocken, um ihnen bereits hier durch eine Schlacht Abbruch zu tun, doch vor allem zur rechten Zeit sich dem Gegner zu entziehen und schnell über das Gebirge nach Umbrien und Etrurien vorzubrechen. Sein Plan scheiterte daran, daß seine Nachricht Hannibal nicht erreichte, und daran, daß das schwierige Manöver, sich unbemerkt dem Bereiche der feindlichen Truppen zu entziehen, hier am Metaurus wegen der Disziplinlosigkeit der gallischen Hilfsvölker nicht schnell genug durchgeführt werden konnte.

20) Fr. Baumann, Livius, Bersuire und Bellenden. Vergleichende Studien zu Bellendens Liviusübersetzung. Diss. Leipzig 1905. 94 S.

Der Verf. charakterisiert die Liviusübersetzungen von dem Benediktiner P. Bersuire (vollendet 1352—1354, zum ersten Male gedruckt 1487, eine zweite Auflage erschien 1514/1515) und dem Schotten Bellenden (vollendet 1533) und beweist, daß Bellenden die französische Übersetzung gekannt und auch benutzt hat. Bellenden hat aus dem Lateinischen übersetzt und daneben Bersuire zu Rate gezogen; er hat sich aber weder von Livius noch von Bersuire zu sehr beeinflussen lassen. Es ist ihm gelungen, nicht nur Worte, sondern auch Sätze in seine schottische Muttersprache zu übertragen und ein Werk zu schaffen, „which can property be classed under the head of litterature“ (Craigil I introd. XVII).

21) A. Rademann, 25 Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische für die Sekunda des Gymnasiums. Zweite Auflage. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 48 S. 8. 0,80 *M*.

Die erste Auflage erschien 1896, „als sich infolge der im Jahre 1892 für die neunstufigen höheren Lehranstalten Preußens angeordneten sogenannten Abschlußprüfung das Bedürfnis nach einem für diesen besonderen Zweck geeigneten Übersetzungsmateriale ergab“. Sie ist von M. Koch in der Zeitschr. f. d. GW. 1897 S. 143 f. besprochen worden, und der Verf. hat, den hier gegebenen Anregungen folgend, eine Vereinfachung des sprachlichen Ausdrucks eintreten lassen. Doch Ciceros Rede für Sextus Roscius ist für die Übungsstücke „aus verschiedenen Gründen“ noch nicht herangezogen worden, was zu bedauern ist.

Der Inhalt setzt sich zusammen aus Stücken zu Livius und zu Ciceros Reden über den Oberbefehl des Gnaeus Pompejus, gegen Catilina, für den Dichter Archias und für den König Dejotarus. Fünf Stücke sind im Anschluß an das 21. Buch, fünf Stücke im Anschluß an das 22. Buch des Livius komponiert, doch ohne Angabe der Kapitel.

Berlin. H. J. Müller.

## 2.

# Caesar.

---

Amtsgeschäfte und mancherlei Arbeiten, die einen Aufschub nicht duldeten, haben mich ungefähr zehn Jahre lang nicht dazu kommen lassen, einen Bericht über die Caesarliteratur zu liefern. Jetzt, wo ich frei über meine Zeit verfügen kann, gedenke ich, das Versäumte nachzuholen und regelmäßig in jedem Jahre einen Bericht zu liefern. In diesem Jahre sollen zunächst die Ausgaben des Bellum Gallicum und des Bellum Civile, die in der letzten Zeit erschienen sind, besprochen werden, sodann die wichtigeren größeren Werke, die für die Kritik und Erklärung dieser Schriften Caesars förderlich sind. Alles andere hoffe ich im nächsten Jahresbericht zu erledigen, also namentlich die Kommentare zu den Schulausgaben, die Übersetzungen, Schulwörterbücher, die Beiträge zur Kritik und Erklärung, die in Zeitschriften, Programmen, Dissertationen usw. zerstreut sind.

## Ausgaben.

### A. Bellum Gallicum.

C. Iulii Caesaris Belli Gallici libri septem. A. Hirtii Belli Gallici liber octavus. In usum discipulorum recensuit M. Cl. Gertz. Pars prior Caesaris libros I—V continens. Pars posterior Caesaris libros VI et VII et Hirtii librum VIII continens. Hauniae, Gyldendal (F. Hegel & fil.) 1896. (I: IV u. 131 S., II: IV u. 115 S. 8.)

Da die Exemplare der von J. K. Whitte besorgten Ausgabe des Bellum Gallicum vergriffen waren, wandte sich die Kopenhagener Verlagsbuchhandlung an M. Cl. Gertz. Eine geeignetere Persönlichkeit hätte sie in der Tat nicht finden können, als diesen ausgezeichneten Kenner des Lateinischen, Madvigs Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Universität in Kopenhagen.

Gertz erklärt in der Vorrede, daß er im allgemeinen denselben Grundsätzen (namentlich in der Schätzung der beiden Handschriftenklassen) gefolgt sei, die für mich bei der Herstellung meiner kritischen Ausgabe (1894) maßgebend waren, ja daß er in der Aufnahme von Lesarten der $\beta$-Klasse noch weiter gegangen sei. Selbstverständlich hat sich der dänische Gelehrte auch sonst sein eigenes Urteil gewahrt. Die Lesart von $\beta$ hat er an rund

100 Stellen in den Text gesetzt, an denen ich vorläufig noch die von *α* beibehalten hatte. Umgekehrt hat er die von *α* an 42 Stellen aufgenommen, an denen ich mich für *β* entschieden hatte. 21 mal hat er die Lesart sämtlicher Handschriften beibehalten, wo ich davon abgewichen war; 24 mal ist er der Lesart einer einzigen oder einiger weniger Hss. gefolgt. An etwa 120 Stellen hat er fremde Besserungsvorschläge angenommen, und an 184 Stellen hat er durch eigene Konjekturen zu helfen gesucht.

Mit der Aufnahme der Lesarten der Klasse *β* wird man meistens einverstanden sein können. An vielen Stellen hat sich Gertz, worauf er in der Vorrede hinweist, durch die sorgfältigen Untersuchungen von J. Lange für *β* gewinnen lassen. Ich selbst habe bei der Neubearbeitung meiner Schulausgabe (Berlin 1908) die Lesart von *β* nur an 30 Stellen (abweichend von meiner kritischen Ausgabe) in den Text gesetzt, wo ich mich von der Notwendigkeit oder sehr großen Wahrscheinlichkeit der betr. Lesart überzeugt hatte, gebe aber zu, daß noch an einer beträchtlichen Zahl von Stellen die Lesart von *β* viel für sich hat, z. B. I 43, 1 *utriusque*, III 13, 9 *erant extimescendi*, VII 47, 5 *Romanos obtestabantur*, 52, 4 *non*. An vielen Stellen wird sich eine sichere Entscheidung schwerlich jemals treffen lassen. An folgenden Stellen aber glaube ich an der Lesart von *α* festhalten zu müssen. II 3, 1 *legatos . . . mittunt primos civitatis* hat *α*, *β* fügt *suae* hinzu; aber Caesar sagt stets *primi*, *nobilissimi civitatis*, ohne *suae*. — II 3, 2 heißt es in *α*: *neque se cum reliquis Belgis consensisse neque contra populum Romanum coniurasse*; *β* fügt *omnino* vor *coniurasse* ein. Nach meinem Gefühl würde *omnino* berechtigt sein, wenn es hieße: *neque se contra populum R. coniurasse neque omnino consensisse*. — III 7, 3 lesen wir in *α*: *praefectos tribunosque militum complures in finitimas civitates frumenti causa dimisit*. Gertz fügt mit *β* hinter *frumenti* noch die Worte *commeatusque petendi* ein. Aber *frumentum commeatumque petere* war Sache der Soldaten, nicht der Offiziere. — III 16, 2 und VI 10, 1 habe ich mit *α* geschrieben *in unum locum*; Gertz schreibt mit *β* *unum in locum*. Dagegen ist zu bemerken, daß Caesar 10 mal nach sämtlichen Hss. *in unum locum* gesagt hat; die Stellung *unum in locum* findet sich nur einmal in beiden Hss.-Klassen, und an diesen beiden Stellen in *β*. — IV 1, 4 hat *α* *ex finibus educunt*, *β* *suis ex finibus educunt*. Aber nach Caesars Sprachgebrauch müßte es heißen *ex suis finibus* oder *ex finibus suis*. Denn 11 mal finden wir bei ihm *ex suis* (*suo*) *finibus* (*numero* usw.), 5 mal *ex finibus suis* u. ä., aber niemals *suis* (*suo*, *sua*) *ex*. Vgl. mein Lex. Caes. I S. 1162. — IV 36, 2 habe ich mit *α* geschrieben *quem ante imperaverat* (*β* hat *antea*), weil Caesar *antea* wohl nur vor Konsonanten gebraucht hat. — Auch V 1, 3 scheint mir die Lesart von *α* (*adiuvat*) der von *β* (*adiuvabat*) vorzuziehen, weil Caesar an jener Stelle (V 1, 2—4) in den

Relativsätzen stets das Präsens gebraucht: *consuevimus, utimur, adiuvat, sunt.* — V 41, 7 verdient nach meinem Gefühl ebenfalls die Lesart von α den Vorzug vor der von β: *non esse consuetudinem populi R.* ⟨*ullam* fügt β ein⟩ *accipere ab hoste armato condicionem.* Für die überlegene Ruhe, mit der Cicero den Forderungen der Feinde entgegentritt, ist *accipere condicionem* angemessener und eindrucksvoller als das etwas erregte und leidenschaftliche *ullam accipere . . . condicionem.* — Auch VI 36, 1 scheint es mir geratener, den von β gebotenen Zusatz zu verschmähen: *qui omnes* (α; *per omnes* β) *superiores dies . . . , milites in castris continuisset*; denn *per* zur Bezeichnung der Zeitdauer findet sich im B. Gall. (sonst) nirgends, im B. civ. zweimal, der bloße Akkusativ oft. — VI 41, 3 ist das hinter *equitatum* in β stehende *tantum* jedenfalls durch Dittographie entstanden: *deletis omnibus copiis equitatum* [*tantum*] *se ex fuga recepisse.* Denn *tantum* hat Caesar offenbar gemieden (es findet sich nur einmal in einem Briefe); auch ist nach *deletis omnibus copiis* ein beschränkender Zusatz (n u r) überflüssig. — VI 43, 2 heißt es: *omnia aedificia . . . incendebantur*; dann folgt in β *pecora interficiebantur.* Hier wird man es zunächst wohl für wahrscheinlicher halten, daß — wie so oft — wegen des Homoioteleuton das in β zugefügte Satzglied in α ausgefallen sei. Aber es ist von vornherein unwahrscheinlich, daß man das Vieh, statt es wegzutreiben, getötet haben sollte, und das folgende *praeda ex omnibus locis agebatur* beweist, daß der Zusatz in der Tat nicht zu halten ist; denn *agebatur* zeigt, daß mit *praeda* hauptsächlich V i e h gemeint ist. Außerdem wird Vieh von den römischen Soldaten nirgends getötet. — VII 31, 2 halte ich die Lesart von β, die Gertz aufgenommen hat, für unmöglich. *Vercingetorix,* heißt es dort, (reliquarum civitatum) *principes donis pollicitationibusque alliciebat. Huic rei idoneos homines deligebat, quorum quisque aut oratione subdola aut amicitia facillime capere* (so steht in der einen Familie von α, die andere läßt das Wort aus; β hat *capi posset.* Die Worte in β sollten jedenfalls bedeuten: *quorum oratione subdola aut amicitia illi* (= *principes*) *facillime capi possent.* Aber das können die überlieferten Worte nicht bedeuten: *quorum quisque* gehört zusammen, und der Sinn der Worte *quorum quisque . . . . . facillime capi posset* könnte nur sein: er suchte sich die größten Schafsköpfe aus.

An den meisten anderen Stellen, an denen der Herausgeber sich für β entschieden hat, habe ich nichts Wesentliches gegen seine Entscheidung einzuwenden. Anders steht die Sache mit den 42 Stellen, in denen er abweichend von meiner Ausgabe die von α gebotene Lesart in den Text gesetzt hat. Ich war bei dem Auseinandergehen beider Hdschr.-Klassen nur dann von α abgegangen, wenn eine sorgfältige Untersuchung des Sprachgebrauchs oder andere schwerwiegende Gründe die Lesart von β als sicher

richtig oder wenigstens als sehr wahrscheinlich erscheinen ließen. Ich habe mich deshalb, als ich für die zweite Auflage meiner Schulausgabe jede Stelle nochmals einer gründlichen Prüfung unterzog, nur an fünf Stellen zur Rückkehr zu $\alpha$ entschließen können. Die Gründe, die mich in jedem einzelnen Fall zur Aufnahme der Lesart von $\beta$ bestimmt haben, gedenke ich in einem der nächsten Jahresberichte darzulegen.

Eigene Verbesserungsvorschläge hat der Herausgeber, wenn mir nichts der Art entgangen ist, an 184 Stellen aufgenommen. Diese können natürlich hier nicht alle im einzelnen gewürdigt werden; nur einiges soll darüber bemerkt werden. Mehrmals ist *hi*(*s*) in *ii*(*s*) geändert; damit wird man gewöhnlich einverstanden sein können. Oft sind die Änderungen von der Art, daß man sich sagt: es wäre ja recht schön, wenn das Vorgeschlagene dastände; aber ob die Änderung unbedingt nötig ist? Jedenfalls sind viele solcher Konjekturen recht beachtenswert. Für richtig halte ich IV 27, 5 die Einfügung des *se* hinter *ignoscere*, IV 35, 3 die von *nostri* zwischen *quos* und *tanto*; VII 63, 4 die Streichung von *Haedui* und 65, 5 die von sc. *equitibus Romanis atque evocatis*; VII 33, 1 die Änderung von *aluisset* in *coluisset* und 50, 4 die von *portas* in *portam*, und einige im 8. Buch.

Übrigens befinden sich unter den eigenen Konjekturen des Herausgebers 15 Stellen, an denen er ein oder einige Worte streicht, 61, an denen er einen Zusatz für nötig hält. Manche Änderungen hat er, wie er in der Vorrede sagt, nur deshalb aufgenommen, weil die Ausgabe eine Schulausgabe ist, um den Text für Schüler lesbarer zu machen.

Was die Aufnahme fremder Konjekturen betrifft, so befinden sich unter diesen viele, die ich schon in meiner kritischen Ausgabe als beachtenswert und wahrscheinlich richtig bezeichnet hatte. An 45 Stellen habe ich in die 2. Auflage meiner Schulausgabe dieselbe Konjektur aufgenommen wie Gertz.

Eine Änderung ist bei einer neuen Auflage noch nötig I 5, 3 und VI 18, 3 (*mensum* st. mensium; s. C. Wagener, Neue philolog. Rundschau 1899 S. 241 ff.); I 5, 4 ist *suis* (hinter finitimis) zu streichen, da die Übereinstimmung von $\beta$ mit der einen Familie der $\alpha$-Klasse beweist, daß das entbehrliche *suis* im Archetypus nicht gestanden hat; I 16, 3 haben alle Hss. *uti minus*, nicht *minus uti*; I 36, 2 ist mit fast allen Hss. *oportere se* (nicht *sese*) zu schreiben; VII 76, 2 läßt sich *moverentur* nicht rechtfertigen: es ist mit Kraffert in *moveretur* zu ändern (vgl. Jahresberichte d. Phil. Vereins 1886 S. 289 ff.). — Über andere Stellen gedenke ich bei anderer Gelegenheit zu sprechen.

Der Druck ist sehr korrekt. An Druckfehlern habe ich nur bemerkt I 11, 3 *conpectu* (st. conspectu), VII 4, 6 fehlt *Aulercos*, 63, 1 *Legationis* (st. -ones), 75, 2 XXV (st. XXXV), außerdem nur noch einigemal ein Versehen in den am Rande stehenden

Paragraphenziffern, besonders im 7. Buch, das Fehlen eines Punktes II 29, 1 und einen Druckfehler im Druckfehlerverzeichnis.

Die Ausgabe von Gertz darf, obwohl sie nur eine Schulausgabe sein soll, doch von niemand, der sich eingehend mit Caesar beschäftigt, namentlich von keinem Herausgeber, unbeachtet gelassen werden.

Eine neue Auflage der soeben besprochenen Bearbeitung, wenigstens des ersten Bändchens, ist schon 1904 erschienen, aber mir erst jetzt, und zwar durch die Freundlichkeit des Herausgebers, bekannt geworden. Sie hat folgenden Titel:

2) C. Iulii Caesaris belli Gallici libri septem A. Hirtii belli Gallici liber octavus. In usum discipulorum recensuit M. Cl. Gertz. Pars prior Caesaris libros I—V continens. Editio altera emendatior. Hauniae. In aedibus Gyldendalianis societatis librariae septentrionalis. MDCCCCIV. II u. 136 S. 8.

Diese Auflage ist, wie sich das bei Gertz von selbst versteht, sorgfältig durchgesehen, die wenigen Druckfehler sind beseitigt, und die Änderungen, die ich bei der schon vor Jahren niedergeschriebenen Besprechung der ersten Auflage als notwendig bezeichnet habe, sind sämtlich auch von Gertz für nötig befunden worden. Aber die neue Auflage bringt selbstverständlich auch manches beachtenswerte Neue. Der Herausgeber zählt in einer am Schluß des Bändchens gegebenen Übersicht 89 Abweichungen dieser Auflage von der ersten auf, in Wirklichkeit sind es, auch wenn man von den Abweichungen in der Schreibung mehrerer Eigennamen absieht, wenigstens 94: nämlich noch I 24, 1 subducit st. subduxit, IV 5, 3 de summis saepe rebus st. de summis rebus saepe, V 37, 2 ab Ambiorige instituitur sermo st. sermo ab Ambiorige instituitur, V 55, 1 dicerent partem st. dicerent [partem], und V 58, 7 quietiorem Galliam st. Galliam quietiorem. Dazu kommen noch einige kleine orthographische Änderungen wie III 13, 9 cotes st. cautes.

Von den aufgenommenen Änderungen sind eine große Anzahl sicher richtig oder wenigstens sehr beachtenswert, z. B. die Schreibung Garunna, I 28, 3, die Hinzufügung des Wortes Rauracos, IV 3, 1 die Aufnahme des von *β* gebotenen potuisse, IV 38, 2 der Singular siccitatem, V 49, 6 cum tantis st. tantulis, II 12, 1 unter Beibehaltung des Wortes confecto die Änderung des Wortes contendit in consedit, IV 23, 2 die Verwandelung des quibus in quibusdam. Sicher richtig ist auch die Wiederherstellung des in allen Handschriften stehenden *suamque* ei fidem praestiterat statt der zunächst bestechenden Konjektur Pauls *summamque* ei fidem praestiterat. (Vgl. meine Anmerkung zum Bellum civile (ed. Kraner) 3, 103, 4.)

Nicht richtig aber ist nach meiner Ansicht IV 25, 3 die Verwandlung des in den Handschriften stehenden atque ($\alpha$) oder at ($\beta$) in adhuc. Adhuc wird im klassischen Latein, soviel ich weiß, nur von der wirklichen Gegenwart gebraucht in dem Sinne von „bis zu dem Augenblick, in dem ich spreche oder schreibe". Caesar hätte höchst wahrscheinlich geschrieben etiamtum. Auch IV 21, 9 halte ich die Aufnahme von Pauls Konjektur „perspectis *rebus* omnibus" nicht für richtig. Die Handschriften haben perspectis *regionibus*, $\alpha$ mit dem Zusatz omnibus. Regionibus omnibus ist natürlich nicht möglich; aber was ist gegen regionibus einzuwenden? Rebus omnibus halte ich für unberechtigt, obgleich § 2 gesagt ist: huic mandat, ut exploratis *omnibus rebus* ad se quam primum revertatur. Was hier mit rebus omnibus gemeint ist, ergibt sich aus dem vorhergehenden Kapitel, namentlich aus § 2 und 4 (genus hominum, loca, portus, aditus und quae aut quantae nationes incolerent, quem usum belli haberent, quibus institutis uterentur). Daß er alles dies nicht erfahren oder gar kennen lernen kann, wenn er sein Schiff überhaupt nicht verläßt, ist von vornherein klar und selbstverständlich; aber auch die loca, portus, aditus konnte er vom Schiffe aus nur ganz oberflächlich kennen lernen. Darum konnte Caesar wohl schreiben perspectis *regionibus*, quantum ei facultatis dari potuit, qui navi egredi ac se barbaris committere non auderet, aber nicht rebus omnibus, quantum usw. Denn von all dem anderen konnte er vom Schiffe aus überhaupt nichts kennen lernen, während jener Zusatz (quantum ei facultatis dari potuit usw.) wenigstens einige Kenntnis erwarten läßt. Folglich gibt jener beschränkende Zusatz wohl bei regionibus einen guten Sinn, nicht aber bei rebus omnibus. Das Wort omnibus in $\alpha$ ist weiter nichts als Dittographie der letzten Silben von regionibus (regionib; $\widetilde{\text{oib}}$;).

Gertz erkennt schon jetzt manche Sätze und Satzteile als spätere Zusätze von fremder Hand an, z. B. I 38, 1 die Worte triduique viam a suis finibus profecisse, V 16, 3 den ganzen Satz: equestris autem proelii ratio ....... inferebat, V 44, 10 die Worte: illum veruto transfixum arbitrantur. Ich würde mich freuen, wenn er in der nächsten Auflage noch manches von dem, was ich in den Jahresberichten von 1910 als Interpolation zu erweisen gesucht habe, als unecht anerkennte.

Daß man an manchen jener Stellen, die ich für interpoliert halte, durch Konjektur zu helfen versuchen kann, verstehe ich sehr wohl.

Der Druck des Textes ist, wie es sich für eine Schulausgabe gehört, durchaus korrekt: ich habe wenigstens keinen Druckfehler entdeckt. In dem kritischen Anhang finden sich ein paar leichte

Versehen. I 41, 3 ist die Lesart uti per eos Caesari nicht eine Konjektur des Herausgebers, sondern die Lesart der Handschriftenklasse $\beta$; II 6, 2 ist murumve subruunt nicht von HM, d. h. HJMüller, sondern von dem Unterzeichneten vorgeschlagen: ebenso III 7, 1 die Streichung der Worte superatis Belgis ..... Sedunis, III 23, 4 und IV 1, 1 die Streichung des cum; IV 1, 10 ist habeant und laventur (lavantur) nicht eine Konjektur von mir, sondern findet sich schon in vielen alten Ausgaben seit Beroaldus. Zwei Änderungsvorschläge sind vor Gertz schon von Paul gemacht worden, nämlich III 28, 1 die Einfügung des Wortes uni hinter Morini, und IV 21, 9 die Verwandlung des in den Handschriften stehenden regionibus in rebus.

Die Ausgabe des Bellum Gallicum von Gertz, obgleich nur eine einfache Schulausgabe, ist doch eine von den wenigen neueren Ausgaben, die einen selbständigen wissenschaftlichen Wert besitzen.

3) C. Iuli Caesaris commentariorum pars prior qua continentur libri septem de Bello Gallico cum A. Hirti supplemento. Recensuit brevique adnotatione critica instruxit Renatus du Pontet. Oxonii e typographeo Clarendoniano. (1900) 14½ Bogen. Ohne Jahreszahl und Seitenzahl. 2 *S* 2 *d*.

Der Verfasser spricht in der Vorrede in einem etwas seltsamen und nicht immer klaren Latein über die von ihm herangezogenen Handschriften und die bei der Ausgabe befolgten Grundsätze. Die Handschriften sind die bekannten vier der Klasse $\alpha$, der Bongarsianus (A), der Parisinus (B), der Moysiacensis (M) und der Vaticanus 3864 (R), außerdem zwei der Klasse $\beta$, nämlich der Thuaneus (T) und der Ursinianus (U). Warum er den Vindobonensis und den Riccardianus verschmäht, ist nicht zu ersehen. An einigen Stellen, „ubi veram lectionem servasse videntur" werden auch der Ashburnhamianus (D) erwähnt und der Gottorpiensis, der Iadrensis, die beiden von Holder mit C und a bezeichneten Pariser Handschriften, endlich zwei Leidener Handschriften, der Vossianus Q 53 und der Leidensis 38 D. Daß der Gottorpiensis und der Vossianus aus noch vorhandenen Handschriften abgeschrieben sind, sagt der Herausgeber; daß aber dasselbe bei dem Leidensis 38 D und bei a der Fall ist, scheint er bei der Bearbeitung des Bellum Gallicum nicht gewußt zu haben; in der Vorrede zum Bellum civile weiß er es allerdings vom Leidensis. Über den Ashburnhamianus hat er eine eigentümliche Ansicht: an einer Stelle der Vorrede sagt er: „Horum (d. h. von den vier Handschriften der Klasse $\alpha$ und den beiden regelmäßig benutzten der Klasse $\beta$) nullus ex alio transcriptus est, ab his pendent ceteri qui adhuc innotuerunt codices, excepto fortasse codice Ashburnhamiano". Das soll doch wohl heißen, der

Ashb. sei vielleicht aus einem der vier anderen der Klasse α abgeschrieben. Aber daran ist gar nicht zu denken. Einige Zeilen weiter heißt es von demselben Ashb.: „integrae familiae simillimus, ita tamen familia interpolata contaminatus ut inter genuinos familiae α filios recipi non debeat". Auch das ist eine irrige Ansicht: der Ashb. gehört durchaus zur Klasse α; nur an mehreren Stellen des 7. und 8. Buches, wo wahrscheinlich einzelne Blätter in der Vorlage ausgefallen waren, ist eine Hs. der Klasse β benutzt worden.

Nach dieser Bemerkung über die von ihm regelmäßig oder gelegentlich zu Rate gezogenen Handschriften wendet sich der Herausgeber gegen diejenigen, die die von Nipperdey behauptete maßgebende Stellung der Handschriftenklasse α zu bezweifeln gewagt haben. „At his temporibus exstiterunt novi quidam critici, quorum familiam ducit Henricus Meusel (quem honoris causa nomino), qui codicibus T et U, qui interpolati dicebantur, diligentius collatis Nipperdeianam sententiam impugnaverunt. Quae res (welche Sache denn?) ita fere se habere videtur: ex illis codicibus qui neglecti iacuerunt (er meint die Handschriften der Klasse β) ita familiae α codices alios alias confirmari ut usu Caesariano satis stabilito de quibusdam rebus adhuc dubiis iam certius iudicare posse videamur: erratum tamen esse ab eis q u i o m n i a a d m u l t i t u d i n e m e x e m p l o r u m a d e o r e f e r a n t u t i u d i c i i r e m a d d i g i t o s r e d i i s s e c r e d a s, a t q u e i p s a s u b t i l i o r a d i s t i n g u e n d i f a c u l t a s p e s s u m e a t. Immo libros conferentibus, praesertim quod ad verborum ordinem attinet, vel luce clarius patet familiam α redolere antiquitatem nec potuisse ex immutatione alterius nasci, illam β artificis grammatici manus identidem confiteri nudam illam et imperatoriam orationem Ciceroniana quadam verborum concinnitate fucantis". Herr, dunkel ist der Rede Sinn! Wenn ich richtig ahne, was der Schreiber dieser Zeilen sagen will, so soll das heißen: durch die Handschriften der Klasse β wird bald die Lesart dieser, bald die jener Handschrift der Klasse α bestätigt und in solchen Fällen sind die β-Handschriften nützlich zur Feststellung dessen, was Caesar geschrieben hat. Aber unglaublich einfältig sind diejenigen, welche glauben, daß β auch einen selbständigen Wert habe. Man fragt sich beim Lesen jener Worte: hat der Herr überhaupt eine Ahnung von dem, was jene „novi critici" arbeiten und mit unsäglicher Mühe und Anstrengung festzustellen suchen? hat er sich überhaupt bemüht, die neueren Forschungen auf dem Gebiet der Caesarkritik kennen zu lernen? Hätte er das getan, hätte er sicherlich nicht so unglaublich törichtes und verkehrtes Zeug schreiben können. Wunderbarer- und unbegreiflicherweise haben sich nun gar fast sämtliche neueren Herausgeber, darunter Männer, die sich sehr lange und sehr gründlich mit der Caesarkritik beschäftigt haben, durch jene „novi critici" verführen lassen, den

von diesen Ketzern aufgestellten Grundsätzen zu folgen! Glücklicherweise ist nun Herr du Pontet gekommen und wird all diese verirrten Schäflein wieder auf den richtigen Weg bringen. Und dieser richtige Weg ist ja so einfach und so bequem zu gehen: man braucht nur den „integri", den „optimi codices" zu folgen; die β-codices sind ja gefälscht. Kann es etwas Einfacheres geben? „Habes igitur", heißt es weiter in der Praefatio, „textum ad optimorum codicum fidem correctum, ita tamen ut nihil insolentius oculos legentium offendat".

Sehen wir uns nun an, wie der nach den besten Handschriften verbesserte Text aussieht. Da haben wir z. B. I 52. 6 in unserer Ausgabe die Worte: cum hostium acies . . . in fugam conversa esset, wie es in α heißt; β hat: in fugam coniecta esset. Nun kommt da novus quidam criticus, setzt sich hin, untersucht und findet, daß Caesar noch 12 mal in fugam conicere sagt, niemals in fugam convertere; er findet ferner, daß conicere auch der natürliche, sachgemäße Ausdruck ist, da Feinde in die Flucht geschlagen, geworfen, nicht zur Flucht gewendet, umgedreht werden; endlich sucht er noch zu erklären, wie wohl jenes conversa einem Schreiber, etwa einem Mönche, in die Feder gekommen sein könne und bildet sich nun ein, Caesar habe auch hier, wie sonst stets, in fugam coniecta geschrieben! Dabei merkt dieser törichte Mensch gar nicht, daß jenes coniecta von einem artifex grammaticus herrührt, der die imperatoria oratio Caesars Ciceroniana quadam verborum concinnitate fucabat. Ja, so kann es solchen Menschen ergehen, die einfach zählen und sagen: 12 mal hat der Caesar in fugam conicere gesagt, also wird er wohl auch an einer Stelle, wo wir die Wahl haben zwischen diesem Ausdruck und einem in der klassischen Zeit ganz ungebräuchlichen, sich so ausgedrückt haben. Das heißt ja doch einfach an den Fingern abzählen, statt seinen Verstand zu gebrauchen und verständig zu urteilen (ut iudicii rem ad digitos redisse credas)! Wer dagegen, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, α folgt, der beweist „subtiliora distinguendi facultatem"! Wie erzdumm sind da doch jene Kritiker, die so viel Zeit und Mühe verschwenden, um festzustellen, ob Caesar sich so, wie es in α steht, oder so, wie β angibt, oder vielleicht gar noch anders ausgedrückt habe! Wie viel urteilsfähiger und zugleich glücklicher ist da unser Herausgeber: α hat's, und damit basta! Ob Caesar so sagt, ob man, d. h. die Gebildeten zu Caesars Zeit sich so ausdrückten, darüber braucht er sich keine Kopfschmerzen zu machen. So lesen wir denn bei ihm: decem (et) novem I 8, 1 und II 4, 9, obwohl nach allem, was wir wissen, die Gebildeten damals undeviginti zu sagen und zu schreiben pflegten; wir lesen III 5, 1 cum tela nostris deficerent; IV 5, 2 uti viatores consistere cogant et quod quisque eorum . . . . . cognoverit quaerant; VI 21, 4 qui diutissime

impuberes permanserunt, maximam inter suos ferunt laudem: hoc alii staturam, alii vires nervosque confirmari putant; VII 1, 5 deposcunt qui belli initia faciant. Ja nicht selten hat er seinem Papste, oder richtiger seinem Götzen *α* zuliebe das sacrificium intellectus gebracht. So V 44, 3: quem locum tuae pro laude virtutis spectas? VII 3, 2: Nam, ubique maior atque illustrior incidit res, clamore per agros .. significant; VII 14, 4: pabulum secari non posse; necessario dispersos hostis ex aedificiis petere: hos omnis cotidie ab equitibus deligi posse; VII 53, 2: aciem . . . constituit. Cum Vercingetorix nihilo minus in aequum locum descenderet......... exercitum reduxit; VII 53, 4: tertio die ad flumen Elaver pontis refecit eoque exercitum traducit; VII 78, 2: constituunt ut . . . omnia prius experiantur quam ad Critognati sententiam descendant: illo tamen tempore potius utendum consilio . . . quam. Und dabei glaubt der neue Herausgeber noch, daß sein Text so beschaffen sei, „ut nihil insolentius oculos legentium offendat"! Ich kann es sehr wohl verstehen, wenn ein Herausgeber überall da, wo sich die von *α* gebotene Lesart irgendwie, wenn auch nur in gezwungener Weise erklären läßt, diese Lesart beibehält; aber was Herr du Pontet dem Caesar zutraut und dem Leser zumutet, geht doch über die Hutschnur. Ich glaube, man trifft das Richtige, wenn man sagt, der Text dieser Ausgabe ist der schlechteste, der in den letzten 20, ja in den letzten 60 Jahren erschienen ist.

Betrachten wir nun den kritischen Apparat unserer Ausgabe etwas genauer. In der Vorrede sagt der Herausgeber darüber: „Habes igitur textum ad optimorum codicum fidem correctum........, adnotatis eis tantum librorum variatonibus quae aliquid ad interpretationem adferunt". Die erste „variatio" librorum, die er anführt, lautet: (zu I 1, 4): „Helvitii *A item passim*: Helvicii *M item passim*". Anfangs verstand ich das nicht gleich; der Herausgeber ist mit der Interpunktion sehr sparsam; er will jedenfalls sagen, die beiden genannten Handschriften haben hier und an verschiedenen anderen Stellen helvit(c)ii. Ist das aber wirklich eine Lesart, quae aliquid ad interpretationem adferat? Befremden wird es nun jeden Kenner der Caesarüberlieferung, daß du Pontet, der stets Aedui drucken läßt, nirgends erwähnt, daß die Handschriften an 123 Stellen von den 124, an denen dieses Wort vorkommt, Haedui haben. Sollte dies nicht ebenso wichtig, ja noch bedeutend wichtiger sein, als jenes vereinzelt in einigen Handschriften stehende Helvitii? Zu den Kapiteln I 6 und 7 erwähnt er dreimal, daß die Handschriften genua statt des von ihm in den Text gesetzten Genava bieten; I 37, 3 sagt er, daß die Handschriften suevi (st. Suebi) haben, aber ohne den hier nötigen Zusatz „*item passim*". Was die Handschriften bei Eigennamen geben, gibt D. nur vereinzelt an, noch dazu oft Dinge, die ganz wertlos

sind; die wichtigsten Lesarten übergeht er mit Stillschweigen. Z. B. zu I 31, 12 bemerkt er: „admagetobrige *A*': admagetobriae *R*: ad magftobrie *B*". Er scheint nicht zu wissen, daß e und ae in den Handschriften unendlich oft vertauscht werden und daß kein verständiger Herausgeber solche Dinge im kritischen Apparat erwähnt, oder daß höchstens derjenige so etwas erwähnen darf, der, wie Holder, die Absicht hat, alle, auch die kleinsten und unwichtigsten, Dinge zu notieren. Und nun gar in einem so außerordentlich knappen Apparat zu erwähnen, daß eine Handschrift (was unendlich oft der Fall ist) & st. et bietet! Außerdem ist seine Angabe noch in einem wichtigeren Punkte falsch: der Bongarsianus und der Moysiacensis haben unter dem d einen Punkt, d. h. es soll gelesen werden a m a g e t o b r i g e. Diese und so manche ähnliche Bemerkung konnte, ja mußte in einem so knappen Apparat fehlen. Aber n i c h t fehlen durfte eine Angabe über die handschr. Lesart z. B. zu II 34 C u r i o s o l i t a s, wo die Handschriften durchaus auf C o r i o s o l i t a s führen, ebenso zu III 7, 4 und III 11, 4: an allen diesen Stellen sagt unser Kritiker kein Wort. V 20—22 schreibt D. regelmäßig T r i n o b a n t e s, ohne zu erwähnen, daß die Handschriften durchweg auf T r i n o v a n t e s weisen. Ähnlich steht es noch oft mit seinen Angaben über die handschr. Lesart bei Eigennamen.

Doch das bisher Erwähnte betrifft Kleinigkeiten. Viel schlimmer ist, daß D. an vielen hundert Stellen die wichtigsten handschr. Lesarten mit Stillschweigen übergeht, während er ganz gleichgültige und wertlose Dinge angibt. Hier nur ein paar Beispiele. Zu I 2, 1 bemerkt er, daß die Hss. p̄. m̄. haben und daß dies in einigen in p u b l i o m a r c o geändert ist! zu I 16, 5, daß einige statt p r a e die sehr oft, ja wohl gewöhnlich gebrauchte Abkürzung p̄ haben! zu I 22, 1, daß die Hss. teils L u c i o, teils L. bieten! zu I 44, 3, daß die Hss. o m n e s haben, eine aber ein i über e übergeschrieben, als ob das nicht noch oft genug vorkäme, wo du Pontet nichts davon erwähnt; zu I 54, 1, daß die meisten Hss. u b i haben, eine aber h u b i infolge eines Schreibfehlers, der aber von dem Schreiber selbst sogleich verbessert worden ist. Dies ist nur eine Auswahl aus dem ersten Buch. Dagegen sagt er nichts davon, daß I 1 die meisten oder sämtliche Hss. haben g a r u n n a statt des von ihm in den Text gesetzten G a r u m n a, daß I 5, 3 *β* p r a e t e r hat, *α* p r a e t e r q u a m; daß I 9 4 die meisten Hss. p e r f e c i t statt des in seinem Texte stehenden p e r f i c i t haben usw. Zu I 44, wo er als wichtige Variante nur o m n i s als Verbesserung von o m n e s und die Wortstellung u n o a s e in *β* statt des von *α* gebotenen a s e u n o anzugeben weiß, wird folgendes übergangen: R h e n u m fehlt in *β*; statt s e s e hat die eine Familie von *β* s e, die andere läßt dies Wort ganz aus; in § 3 hat *α* o p p u g n a n d u m, *β* e x p u g n a n d u m; ferner p u l s a s *α*, f u s a s *β*; in § 4 *α* v e l i n t, *β* v e l l e n t; i t e r u m und

esse fehlt in $\beta$; pace uti velint $\alpha$, pacem mallent $\beta$; § 5 libenter sese $\alpha$, se libenter $\beta$; § 6 Galliae oppugnandae $\beta$, Galliae impugnandae $\alpha$; eius rei testimonium esse $\alpha$, eius rei testimonio esse $\beta$; § 7 finibus egressum $\alpha$, fines ingressum $\beta$; § 8 hanc esse $\alpha$, esse hanc $\beta$; sicut $\alpha$, ut $\beta$; § 11 pro hoste $\beta$, hoste $\alpha$; § 12 multis sese $\alpha$, multis se $\beta$; § 13 decessisset $\beta$, discessisset $\alpha$ und noch einiges andere. Ich bemerke dazu, daß von den neueren Herausgebern und Forschern nach eingehenden Untersuchungen über den Sprachgebrauch Caesars viele der in $\beta$ stehenden Lesarten für richtig gehalten werden; du Pontet nimmt natürlich überall die Lesart von $\alpha$ auf.

Nun sollte man aber meinen, er werde wenigstens da, wo er die Lesart von $\beta$ in seinen Text aufnimmt, der Ansicht sein, daß diese Lesart „aliquid ad interpretationem adfert" und darum an solchen Stellen diese Lesart von $\beta$ in dem kritischen Apparat erwähnen, — aber auch dies geschieht in sehr vielen Fällen nicht. Z. B. I 39, 5 steht in seiner Ausgabe die Lesart von $\beta$ centurionesque quiquequitatui praeerant; $\alpha$ hat hier centurionesque ut quisque equitatui praeerant. Nach seinem Grundsatz, textum ad optimorum codicum fidem correctum zu bieten und nur in ganz besonderen Fällen abweichende Lesarten anzugeben, sollte man meinen, ein solch besonderer Fall müsse hier vorliegen. Ebenso steht es z. B. I 49, 3, wo er mit $\beta$ schreibt: quae copiae nostros perterrerent statt des von $\alpha$ gebotenen q. c. n. terrerent; oder II 13, 2, wo er richtig mit $\beta$ gibt: milia passuum quinque, während $\alpha$ das Wort milia ausläßt; oder II 17, 4, wo er mit $\beta$ adiuvabat schreibt ($\alpha$: adiuvabant); II 23, 4 at totis statt des in $\alpha$ stehenden attonitis; II 24, 2 ab decumana porta ($\alpha$ läßt ab aus); II 25, 3 in extremis suis rebus (in fehlt in $\alpha$). An 200 bis 300 Stellen hat er die Lesart von $\beta$ aufgenommen und etwa an der Hälfte dieser Stellen sagt er nichts von der Lesart der Hss. Ja selbst wenn er eine von sämtlichen Hss. abweichende Lesart aufnimmt, tut er dies oft stillschweigend.

Ich denke, das Gesagte genügt, um zu zeigen, daß auch der kritische Apparat in jeder Beziehung ungenügend ist.

Es ist sehr zu bedauern, daß die „Bibliotheca Oxoniensis", die sonst so vorzügliche Ausgaben bringt, eine in jeder Beziehung ungenügende Ausgabe des Bellum Gallicum enthält. Die Leiter des so dankenswerten Unternehmens haben die Ausgabe leider einem Manne übertragen, dem jedes Urteil, jede Fähigkeit, das Richtige vom Falschen, das Wichtige vom Unwichtigen, das Mögliche vom Unmöglichen zu unterscheiden, völlig abgeht.

4) C. Iulii Caesaris de Bello Gallico commentarii septem. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Wilhelm Fries. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen zu Caesars Zeit. Mit 20 Abbildungen und 1 Karte von Gallien. Leipzig 1903, Verlag von G. Freytag. 220 S. geb. 1,60 ℳ.

Der Verfasser der vorliegenden Ausgabe gibt auf S. VI—VIII eine ganz kurze Übersicht über Caesars Leben und Schriften; dann den Text der 7 Bücher des Bellum Gallicum (S. 1—184). Daran schließt sich ein Namenverzeichnis (S. 185—198) und ein Anhang über das römische Kriegswesen zu Caesars Zeit (S. 199—220) mit 17 Abbildungen, 2 Situationspläne (Gergovia und Alesia) und eine Karte von Gallien zu Caesars Zeit.

Bei der kritischen Gestaltung des Textes hat der Herausgeber, wie er in der Vorrede sagt, zwar die Lesarten der Handschriftenklasse *α* grundsätzlich bevorzugt, im übrigen aber war für ihn die Rücksicht darauf entscheidend, sprachliche Anstöße und Unregelmäßigkeiten zu vermeiden und so für den Unterricht einen glatt lesbaren Text herzustellen. Eine selbständige Textverbesserung des Herausgebers enthält die Ausgabe nicht. Das ist, namentlich für eine Schulausgabe, kein Vorwurf und kein Fehler. Einige Male glaubte ich eine neue Konjektur zu bemerken, aber es stellte sich heraus, daß die betreffende Textänderung sich schon in der letzten Auflage der in demselben Verlage erschienenen Ausgabe von Prammer befand.

Daß ein Herausgeber die Lesarten der Klasse *α* bevorzugt, verstehe ich sehr wohl: ich habe ja im Grunde ganz dasselbe getan, d. h. ich habe überall da, wo ich nicht glaubte nachweisen zu können, daß die Lesart von *β* besser sei, die Lesart von *α* beibehalten. Daß sich viele Lesarten von *α* rechtfertigen oder wenigstens entschuldigen lassen, wenn auch oft nur in gekünstelter Weise, weiß ich sehr wohl, und ich verdenke es keinem, wenn er in solchen Fällen sich für *α* entscheidet. Aber es gibt doch eine recht hübsche Zahl von Stellen, in denen ein Zweifel darüber nicht mehr möglich ist, daß *β* das Richtige hat. Dahin rechne ich z. B. fast alle die Stellen, in denen in *α ab*, in *β a* steht. Ich habe in Fleckeisens Jahrbüchern für klassische Philologie 1885 S. 402 ff. nachgewiesen, daß vor denjenigen Konsonanten, vor denen in Compositis *ab* steht (also vor d, j, l, n, r, s), die Form *ab* in alten Zeiten die gewöhnliche war, später neben *a* erlaubt war, daß dagegen vor anderen Konsonanten, namentlich vor b, f, g, m, p, v die Form *a* geradezu Gesetz war. Das Ergebnis meiner damaligen Untersuchung ist für gewisse Gattungen der Literatur und gewisse Zeiten durch die Untersuchungen anderer bestätigt worden. Nach weiteren Untersuchungen, die ich im Laufe der Zeit über diese Frage angestellt habe, kann ich jetzt sagen: Alle Schriftsteller, die aus Rom oder Latium stammten

haben *ab* nur vor d, j, l, n, r, s gebraucht; andere aus anderen Teilen des römischen Reiches stammende Schriftsteller dagegen haben, wenn sie nicht auf den Gebrauch von *ab* vollständig verzichteten, *a* und *ab* unterschiedslos gebraucht, also z. B. Livius, Sallust, der ältere Plinius. Daß Caesar mit seinem feinen Sprachgefühl dem Sprachgebrauch aller gebildeten Römer folgte, ist selbstverständlich. Wenn Cicero in seinen Reden vor Wörtern, die mit einem *m* anfangen, 424 mal die Form *a* gebraucht, kein einziges Mal *ab*, wenn ferner alle anderen gebildeten Römer vor *m* ebenfalls stets *a*, niemals *ab* gebraucht haben, so ist es ganz sicher, daß es ein Fehler ist, bei Caesar, einem alten Vorurteil zuliebe, II 33, 1 mit der Handschriftenklasse *α* zu schreiben *ab militibus*, ebenso IV 22, 4 *ab milibus* und VI 23, 7 *ab multitudine* statt *a m*. Ebenso steht es mit den zahlreichen Stellen, in denen Fries mit der Klasse *α ab* vor *c* schreibt statt des von *β* gebotenen richtigen *a*. Aber noch unverständlicher ist mir, weshalb derselbe Herausgeber, der sich durch *α* zu jenem sprachwidrigen *ab* bestimmen läßt, an anderen Stellen, wo zu der Handschriftenklasse *α* noch Handschriften der Klasse *β* hinzukommen, wo also durchaus auf Grund der handschriftlichen Überlieferung *ab* geschrieben werden müßte, in seine Ausgabe die Form *a* aufnimmt, wie II 7, 3 *a milibus*, oder weshalb er, der III 14, 4 nur mit *α* schreibt *ab Gallis*, ebenso II 4, 1 und VII 63, 7 *ab Germanis*, VII 4, 2 *ab Gobannitione*, plötzlich VII 38, 1 *a Gergovia* drucken läßt, obwohl sämtliche Handschriften hier *ab Gergovia* haben. Das sieht ja gerade so aus, als halte er *β* für ein solches Scheusal, daß selbst dem Engel *α* nicht mehr zu trauen sei, sobald er sich in Gesellschaft dieses Unholdes befindet. Das sind denn doch sehr sonderbare kritische Grundsätze!

Eine ähnliche Inkonsequenz findet man öfter in der Ausgabe, so z. B. in der Schreibung der Zahlen. Ich habe inbetreff der Zahlen den Grundsatz befolgt, das aufzunehmen, was sämtliche Handschriften oder doch die meisten und besten bieten, also je nachdem *XV* oder *quindecim*. Auch Nipperdey ist diesem Grundsatz gefolgt, nur besaß er damals, als er seine Ausgabe drucken ließ, nur eine sehr mangelhafte Kenntnis der handschriftlichen Überlieferung. Nach welchen Grundsätzen aber Fries in dieser Beziehung vorgegangen ist, habe ich nicht erkennen können. Wie es scheint, hat er die Ausgabe von Prammer zu Grunde gelegt und sich auch in diesem Punkte ihr angeschlossen; wenigstens habe ich bei Vergleichung einer sehr großen Anzahl von Stellen nur an einer Stelle eine Abweichung von Prammer gefunden. Aber Prammer ist doch in keiner Weise in dieser Beziehung Autorität.

Auch in einem anderen Punkte scheint sich Fries leider ganz und gar an Prammer angeschlossen zu haben: in der Schreibung der Praenomina. Wo Prammer L., M., P. schreibt, schreibt auch

Fries L., M., P.; wo Prammer Lucius, Marcus, Publius drucken läßt, tut dies Fries ebenfalls. Ich habe schon öfter darauf hingewiesen, daß in dieser Beziehung die Handschriften durchaus nicht maßgebend sind: Mommsen hat (Römische Forschungen I S. 19. 20) nachgewiesen, daß die Praenomina von den Römern stets in der bekannten Weise abgekürzt worden sind.

Was die Schreibung der Eigennamen betrifft, so hat Fries fast überall die richtige Form in den Text gesetzt, also Atuatuci, Coriosolites, Diablintes, Lexovii, Sotiates; aber warum schreibt er Trinobantes statt des richtigen, auch aus den Caesarhandschriften sich ergebenden Trinovantes? Und richtig schreibt er zwar Sotiates, aber unzweifelhaft falsch ist der von ihm in den Text gesetzte Genitiv Sotiatum (st. Sotiatium). Die Völkernamen auf -ās, ātis und -īs, ītis haben im klassischen Latein im Genitiv pluralis stets -ium, ganz gleich, ob die betreffenden Völkernamen lateinische oder nichtlateinische sind (vgl. Neue-Wagener, Formenlehre der lateinischen Sprache II[3] S. 132 ff.). Dagegen, daß Fries I 14, 3 mit *β* Allobroges schreibt, ist nichts zu sagen; aber dann mußte er VII 64, 7, wo die Sache ebenso liegt, auch Allobroges und nicht mit *α* Allobrogas schreiben. Ähnlich steht es, aber doch noch ungünstiger, mit den Formen renuntiasse (I 22, 4) und cogitasse (VI 32, 1), die Fries gegen die Autorität sämtlicher Handschriften in den Text gesetzt hat. Caesar hat allerdings 6mal die Form auf -asse und nur 3mal nach der handschriftlichen Überlieferung die Form auf -avisse gebraucht. In einem solchen Falle scheint mir eine Gleichmacherei nicht berechtigt. Aber wer hier gleichmachen will, muß sich wenigstens selbst gleichbleiben. Wer aber, wie Fries, I 41, 3 *existimavisse* (noch dazu dicht neben *dubitasse*) beibehält, hat kein Recht, jene beiden Stellen zu ändern. Alle diese auffallenden Dinge finden sich auch in der Ausgabe von Prammer. Ja noch mehr: selbst der Druckfehler I 23, 2 *M. Aemilii* statt *L. Aemilii* ist aus Prammers Ausgabe in die vorliegende übergegangen, ebenso die falsche Wortstellung (I 16, 3) *minus uti* (statt des von allen Handschriften gebotenen *uti minus*) haben beide Ausgaben gemeinsam; ebenso I 31, 1 *ut* sibi statt des in sämtlichen Handschriften stehenden *uti* sibi. Das zeugt nicht gerade von großer Sorgfalt bei der Herstellung des Textes. Noch gegen eine große Anzahl von Lesarten hätte ich erhebliche Bedenken geltend zu machen, aber das Gesagte mag genügen.

Druckfehler sind zwar nicht allzu zahlreich, aber in einer Schulausgabe müßte der Druck doch noch fehlerfreier sein. Ich habe folgendes bemerkt: II 13, 2 steht Ceasarem, II 21, 1 necessaris, III 1, 3 und IV 1, 5 fehlt ein Komma, II 33, 5 steht qnattuor, V 25, 1 ist durch eine mißverstandene Korrektur ein *s* an eine falsche Stelle geraten: Arpisneius st. Arpineius und 2 Zeilen weiter Caesari st. Caesaris, VI 35 3 afferet st.

afferret, VII 9, 5 steht am Ende des Satzes ein Komma, VII 14, 1 Velaunodnni (st. Vellaunoduni). Endlich ist II 14 die Ziffer verdruckt: XVI st. XIV. Die §-Zahlen sind nicht selten falsch oder fehlen gänzlich.

Auch in dem Namenverzeichnis ist manches recht auffallend. Zu Grunde gelegt hat hier der Verfasser, wie es scheint, meine Schulausgabe; aber durch Unachtsamkeit sind in sein Verzeichnis manche Versehen gekommen. So steht unter **Alesia** VII 68—69 st. 68—89; unter **Ambibarii** III 9, 10, aber diese Stelle gehört zu dem folgenden Worte **Ambiliati**; unter **Belgae** steht bei mir: „I 1, 1. 2. 3. 5. 6", d. h. der Name **Belgae** findet sich im ersten Kapitel des ersten Buches im ersten, zweiten, dritten, fünften und sechsten Paragraphen; bei Fries liest man: „I 1; 2; 5; 6;" d. h.: Belgae findet sich im ersten Buch des Bellum Gallicum in Kapitel 1, 2, 5 und 6! Die 3 ist noch übersehen. Unter **L. Cassius** steht bei mir richtig: I 7, 4; 12, 5. 7; bei Fries fehlt die letzte 7. Bei mir steht im Index nominum Sibusates, wie ich auch im Text schreibe; bei F. steht im Namenverzeichnis ebenfalls **Sibusates**, obwohl er im Text die Form Sibuzates gibt; bei mir steht im Register: „Varus s. Atius"; bei F. steht dasselbe. Schlägt man bei mir nun unter Atius nach, so findet man „Q. Atius Varus VIII 28, 2"; schlägt man bei F. nach unter Atius, so findet man diesen Namen überhaupt nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil F. das 8. Buch in seine Schulausgabe nicht aufgenommen hat. Doch genug davon!

Die Karte ist, was man dem Verleger nicht verdenken kann, einfach aus der Prammerschen Ausgabe übernommen; nur hätte der neue Herausgeber wenigstens dafür sorgen sollen, daß die Namen, die er anders schreibt als Prammer, auch auf der Karte geändert wurden. Prammer schreibt z. B. II 4, 10 Paemanos und daher auf seiner Karte mit Recht Paemani; Fries schreibt Caemanos und trotzdem bietet seine Karte Paemani; Prammer gibt in seinem Text und auf seiner Karte Aedui, Fries im Text Haedui, auf der Karte Aedui; Prammer hat im Text und auf der Karte Latovici, Fries im Text Latobrigi, auf der Karte Latovici. Die Ausstattung der Ausgabe ist gut, der Preis angemessen.

Zur Besprechung ist mir außerdem noch ein zweiter Abdruck dieser Ausgabe zugegangen mit dem Titel:

5) C. Iulii Caesaris de Bello Gallico Commentarii septem. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Wilhelm Fries. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen zu Caesars Zeit. Mit 20 Abbildungen und einer Karte von Gallien. Zweiter Abdruck der ersten Auflage. Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky. 1906. 220 S. 8. geb. 1,60 *M* = 2 *K*.

An diesem Abdruck ist der Herausgeber wahrscheinlich

unschuldig. Er unterscheidet sich von dem ersten Druck, so weit ich gesehen habe, abgesehen von dem Titelblatt nur durch einige neu hinzugekommene Druckfehler, was um so verwunderlicher ist, als die Ausgabe doch sicherlich stereotypiert ist. Beseitigt ist von den Druckfehlern der ursprünglichen Ausgabe kein einziger.

6) C. Iulii Caesaris Commentarii de bello Gallico. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ignaz Prammer. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen in Cäsars gallischen Kämpfen von Ernst Kalinka. Mit 1 Titelbild, 1 Farbendrucktafel, 3? Textabbildungen und 11 Karten. Neunte Auflage. Preis geb. 2 ℳ = 2 K 40 h. Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky. 1906. XIV u. 291 S. 8.

Wie weit die mir vorliegende 9. Auflage von der 8. und den vorhergehenden abweicht, kann ich nicht sagen, da mir diese nicht zugegangen sind. Ich besitze nur die 1., 2. und 4. Auflage, und von diesen weicht die 9. ganz wesentlich ab und zwar sehr zu ihrem Vorteil. Denn in dieser 9. Bearbeitung sind die neueren Forschungen und Untersuchungen ziemlich sorgfältig berücksichtigt, und der Text der vorliegenden Auflage kann im allgemeinen, namentlich für eine Schulausgabe, als recht brauchbar und gut bezeichnet werden. Auszusetzen ist freilich, wie in jeder Schulausgabe, noch mancherlei, z. B. die Schreibung mancher Eigennamen, wie Aedui (bei Caesar unbedingt zu verwerfen), Aduatuci, Esubii, Curiosolites, Lexobii, Sontiates, Trinobantes, Volcatius u. a. Ferner ist nicht zu billigen, daß der Herausgeber die römischen Praenomina gewöhnlich (mit der Handschriftenklasse $\alpha$) ausschreibt (also Titus, Quintus, Lucius, Publius usw.) statt der einzig richtigen Abkürzung (T., Q., L., P. usw.) Unhaltbar ist manche in den Text gesetzte Lesart, wie I 5, 3 und VI 18, 2 m e n s i u m, I 5, 4 s u i s hinter finitimis, I 16, 3 m i n u s u t i st. uti minus, I 31, 1 u t st. uti, I 36, 2 s e s e st. se, III 20 f. S o n t i a t u m st. Sotiatium und anderes. Ein Fehler, der in die anderen Caesarausgaben des Tempskyschen Verlages übergegangen ist, findet sich I 23, 2 *M.* Aemilii st. *L.* Aemilii.

Der Druck ist sauber, klar und fast vollständig korrekt, wenigstens was den eigentlichen Caesartext betrifft; viel weniger sorgfältig überwacht dagegen in dem angehängten „Namenverzeichnis“. So steht gleich auf der zweiten Seite „Andocumborius, vornehmer R ö m e r“ (st. Remer), A d u e r st. Aeduer, auf der dritten Seite Apineius st. Arpineius, auf der letzten Seite Vocatius st. Volcacius.

Doch eine genauere Besprechung dieser Ausgabe hat wohl keinen Zweck, da inzwischen eine neue, von einem anderen Herausgeber besorgte Auflage erschienen ist. Sie hat folgenden Titel:

7) C. Iulii Caesaris Commentarii de bello Gallico. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ignaz Prammer. Zehnte, neu bearbeitete Auflage von Alfred Kappelmacher. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen in Cäsars gallischen Kämpfen von Ernst Kalinka. Mit 47 Textabbildungen und 18 farbigen Karten und Tafeln. Preis geb. 2,50 ℳ = 2 K. 80 h. Leipzig, G. Freytag. G. M. B. H. Wien. F. Tempsky. 1908.

Diese neue Auflage weicht von der neunten in vielen Punkten ab und hat mancherlei Vorzüge vor ihr; aber nicht alle Änderungen dürften auf allgemeinen Beifall zu rechnen haben.

Die Ausgabe enthält folgendes: Nach einem kurzen Vorwort ein Verzeichnis der farbigen Karten und Tafeln mit Angabe der Werke, aus denen diese entlehnt sind; 2) ein Verzeichnis der Abkürzungen der römischen Praenomina; 3) ein Verzeichnis der von der 9. Auflage Prammers abweichenden Lesarten; 4) eine Einleitung, welche erstens von den Kämpfen der Römer mit den Galliern vor Caesar handelt, und zweitens von Caesars Leben und Schriften. Dann folgt 5) eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen Bücher des Bellum Gallicum. Alles dieses nimmt 15 Seiten in Anspruch.

Dann folgt auf Seite 14—194 der Text der acht Bücher des Bellum Gallicum. S. 195—222 enthält ein „Namenverzeichnis“; S. 223—269 den Anhang über das römische Kriegswesen von E. Kalinka; S. 270—271 einen Nachweis der Abbildungen zu diesem Kriegswesen.

Anerkennung verdient zunächst, daß in der neuen Bearbeitung die meisten Mängel, die oben an der 9. Auflage hervorgehoben wurden, beseitigt sind: die Praenomina sind richtig geschrieben, die Eigennamen erscheinen durchweg in der richtigen Form (Atuatuci, Esuvii, Coriosolites, Lexovii, Sotiates, Trinovantes, Volcacius usw.), I 5 und VI 18 steht richtig m e n s u m, I 5, 4 fehlt s u i s hinter finitimis, I 16, 3 steht in der von allen Handschriften überlieferten Wortfolge u t i m i n u s usw. Zu billigen ist ferner, daß der neue Herausgeber die Inhaltsangaben am Rande der einzelnen Kapitel beseitigt hat, ebenso ist die Zerlegung der einzelnen Kapitel in kleinere Abschnitte in einer Schulausgabe zu loben.

Weniger allgemeine Zustimmung dürfte es finden, daß die Paragraphenzahlen beseitigt, das Format geändert und der Druck enger geworden ist: für mein Auge wenigstens war der Druck in der 9. Auflage angenehmer als in der zehnten.

Sehen wir uns nun die Hauptsache, den Text, an. Der Verfasser hat gut getan, dem Kritiker und den Lehrern die Vergleichung der beiden Auflagen durch eine Zusammenstellung der abweichenden Lesarten zu erleichtern. Leider ist diese Zusammenstellung nicht ganz vollständig. Im ersten Buch habe ich z. B. acht Abweichungen bemerkt, die nicht in jener Zusammenstellung

erwähnt sind: I 5 die schon erwähnte Streichung von suis hinter finitimis, c. 11 Santones st. Santonos, c. 18 complures annos st. in complures annos, c. 38 pedum DC st. pedum MDC, c. 43 a castris st. ab castris, c. 48 hos st. eos, c. 54 iis st. his. Manche von diesen Abweichungen sind vielleicht absichtlich nicht erwähnt, wie iis und hos; aber auch in den anderen Büchern sind in der Zusammenstellung der Abweichungen eine Anzahl übersehen, so im zweiten Buch, soweit ich bemerkt habe, fünf, im dritten sechs, im vierten sechs, im fünften fünf, im sechsten eine, im siebenten sechs, im achten eine. Auch unter diesen sind wahrscheinlich mehrere absichtlich nicht erwähnt.

Wie steht es nun mit dem Text und namentlich mit diesen Abweichungen? Der Herausgeber sagt selbst über die Gestaltung des Textes, er habe den textkritischen Apparat meiner Ausgabe zugrunde gelegt; „doch“, fährt er fort, „konnte ich mich nicht entschließen, wie dies jetzt oft geschieht, den Text auch dort, wo die handschriftliche Überlieferung feststeht, zu ändern oder gar zu streichen, um sogenannte Erleichterungen zu gewinnen“. Ich muß gestehen, die Bedeutung dieser Worte war mir nicht klar und ist mir auch bei der weiteren Prüfung seiner Ausgabe nicht klar geworden. Was heißt: die handschriftliche Überlieferung steht fest? Soll das bedeuten: alle Handschriften stimmen überein? Dann müßte ja der Herausgeber den Text des Archetypus, soweit sich dieser wiederherstellen läßt, abdrucken lassen. Aber der Archetypus enthielt ja eine große Anzahl Schreibfehler und andere Fehler, was sich nicht bestreiten läßt und auch von niemand bestritten worden ist. Und der Herausgeber denkt auch in der Tat nicht daran, all die vielen Fehler, die von den ersten Herausgebern beseitigt worden sind, wieder in seinen Text einzuführen. Oder wollte Kappelmacher mit den angeführten Worten sagen, er habe die vielen Stellen, die von älteren und neueren Herausgebern für unecht erklärt worden sind, in seinem Texte beibehalten, und er halte alle diese Stellen für echt und von Caesar herrührend? Das wäre ein Standpunkt, für den sich ja, wenn er auch nicht zu halten ist, doch vielleicht einiges sagen ließe. Aber der Herausgeber unterscheidet sich in dieser Beziehung nicht wesentlich von anderen Herausgebern: er streicht nicht bloß einzelne Wörter, wie I 15 das in allen Handschriften stehende pabulationibus, I 33 in vor dicione, V 25 hibernis, I 24 confertissima acie, II 22 delectusque collis, sondern auch ganze Satzteile und Sätze, z. B. I 38 die Worte: triduique viam a suis finibus profecisse, I 42 die Worte: cui quam maxime confidebat, V 16 den ganzen dritten Paragraphen: equestris autem proelii ratio et cedentibus et insequentibus par atque idem periculum inferebat, VII 72 die Worte: ut eius fossae solum tantundem pateret, quantum summae fossae labra

distarent, und so noch öfter. Jene Worte der Vorrede sind also wohl nur ein wenig geschickter und mißverständlicher Ausdruck, der besagen sollte, er habe unnötige Änderungen vermieden. Damit ist nun freilich nicht viel gesagt; denn unnötige Änderungen will schließlich kein Herausgeber in den Text aufnehmen. Und was für Änderungen unnötig sind, darüber sind eben *die* Ansichten sehr verschieden. Prüfen wir danach genauer einzelne Stellen, wobei wir solche Stellen unberücksichtigt lassen wollen, über die zu einem gesicherten Ergebnis zu kommen kaum möglich ist. I 8 hat Kappelmacher mit Recht die handschriftliche Lesart wiederhergestellt: a lacu Lemanno, qui in flumen Rhodanum influit statt der von Prammer in den Text gesetzten Konjektur: qua flumen Rhodanus effluit. Die handschriftlich überlieferten Worte werden geschützt durch die ähnliche Stelle VII 57, 4 paludem, quae influeret in Sequanam, wo der neue Herausgeber ebenfalls mit Recht die überlieferte Lesart der Konjektur Prammers (paludem, in quam influeret Sequana), die nicht einmal sachlich richtig ist, vorgezogen hat. Der Römer geht eben hier von einer anderen Anschauung aus, als der Deutsche. Im Anfang von I 10 dagegen dürfte die von Prammer aufgenommene Konjektur des Lipsius den Vorzug verdienen vor der von Kappelmacher in den Text gesetzten Lesart der Handschriften renuntiatur. Denn renuntiare wird von Caesar nur dann gebraucht, wenn Leute, die mit einem bestimmten Auftrage ausgesandt sind, zurückkehren und ihre Meldung machen. Die Entstehung der Silbe *re* erklärt sich leicht aus der Endung des vorhergehenden Wortes Caesar*i*. Derselbe Fehler liegt vor in *β* I 39, 7 und IV 32, 1, wo ebenfalls nach dem Worte Caesari geschrieben ist renuntiare statt des richtigen nuntiare. I 43, 1 hat die neue Auflage richtig *a* castris statt des bei Prammer jedenfalls nur durch ein Versehen oder Übersehen in den Text gekommenen *ab* castris, da Caesar, wie ich in den Fleckeisenschen Jahrbüchern (1885 S. 402 ff.) nachgewiesen habe, vor *c* ganz sicher niemals *ab* geschrieben hat. I 49, 3 hat Kappelmacher m. E. mit Recht die von fast allen Herausgebern verschmähte Lesart der Klasse *α* terrerent aufgenommen. Perterrere bezeichnet regelmäßig, wie man nach dem *per* von vornherein erwarten kann, jemand so sehr in Schrecken setzen, daß er den Kopf verliert und infolgedessen die Flucht ergreift oder seine Stellung aufgibt oder sonst irgendwie seine Bestürzung verrät. Das paßt aber für jene Stelle gar nicht: Caesars Truppen sollten nur etwas beunruhigt werden.

Doch hier können unmöglich alle Stellen besprochen werden, an denen ich mit dem neuen Herausgeber übeerinstimme oder nicht übereinstimme. Über eine große Anzahl von schwierigen und zweifelhaften Stellen habe ich meine Ansicht in den Jahres-

berichten des Philologischen Vereins von den Jahren 1885, 1886, 1894 und 1910 ausgesprochen, über andere gedenke ich an anderer Stelle genauere Untersuchungen zu veröffentlichen. Im allgemeinen wird man dem neuen Herausgeber das Lob nicht versagen können, daß er ernstlich bemüht gewesen ist, die neueren Vorschläge zur Verbesserung des Caesartextes zu prüfen und zu verwerten, und war schon Prammers Ausgabe recht anerkennenswert und sein Text recht brauchbar, so hat die Ausgabe unter den Händen Kappelmachers noch gewonnen. Man darf erwarten, daß auch die weiteren Auflagen, die sicher nicht ausbleiben werden, stets einen Fortschritt in der Textgestaltung zeigen werden.

Auch die Beigaben verdienen im ganzen Anerkennung. Die Einleitung von Prammer ist im allgemeinen beibehalten, aber doch im einzelnen vielfach berichtigt und erweitert. Auch die Inhaltsangabe der einzelnen Bücher enthält kleine Erweiterungen und Berichtigungen. In dem Namenverzeichnis sind die meisten Druckfehler und Versehen beseitigt. Überhaupt ist dieses Verzeichnis fast vollständig umgearbeitet und mit mancherlei Zusätzen versehen. So ist eine Erklärung mehrerer in keltischen Ortsnamen häufig vorkommender Bestandteile (briga, briva, dunum, durum, nemetum) und die Abbildung einer gallischen Mauer gegeben, eine Abbildung mehrerer Reliefs der Mark-Aurelsäule, Abbildungen einiger Münzen und anderes. Für eine neue Auflage dürfte sich aber doch eine genaue Durchsicht empfehlen, damit mancherlei kleine Versehen entfernt werden, z. B. unter Allobroges Dauphine st. Dauphiné, nemetūm st. nemetum; unter Aquitani ist das *i* von *in* ausgefallen und das Zahlzeichen IV vor 12; der Bilderatlas zu Caesar ist nicht von Richard Oehler, sondern von Raimund Oehler; Q. Cicero wird im 8. Buch des B. G. nicht mehr erwähnt, wenigstens nicht in der vorliegenden Ausgabe; Cingetorix kann man wohl kaum als Alleinherrscher bezeichnen; die Bemerkung unter Cotuatus „Karnute überfällt Cenabum“ erregt eine falsche Vorstellung; Gutuater im Namenverzeichnis dürfte richtig sein, dazu stimmt aber nicht die VIII 38 stehende Form Gutruatum; Haedui muß vor Harudes stehen; Pulio im Index und im Text ist nicht berechtigt: alle Handschriften haben jedesmal pullo; unter Senones steht Agendincum st. Agedincum; Tamesis, Fluß Britanniens, „von Caesar durchwatet“ klingt sonderbar; „Suebi Volk zwischen Donau und Elbe“, wie soll sich der Schüler das denken?; Veneti „im Süden der Bretagne“ soll das heißen: im südlichen Teile der Bretagne oder südlich von der Bret?

Der Anhang über das römische Kriegswesen in Caesars gallischen Kämpfen ist für Schüler recht brauchbar; er weist, so viel ich sehe, nur unbedeutende Änderungen auf.

Die Beigaben — Karten und Schlachtpläne — haben wesentliche Bereicherung und Verbesserungen erfahren. Zunächst ist

die Stellung der Römer stets durch rote, die der Gegner durch blaue Farbe kenntlich gemacht. Sodann sind zu der Karte von Gallien und den in der 9. Auflage gebotenen Plänen der Helvetierschlacht, der Schlacht an der Axona, der Kämpfe gegen die Veneter und Veneller, der Belagerung von Avaricum, Gergovia, Alesia und Uxellodunum noch hinzugekommen eine Skizze der Feldzüge des Jahres 58, eine Skizze des Feldzuges gegen die Eburonen und des Feldzuges gegen Vercingetorix, ein Plan der Reiterschlacht (VII 66. 67). Der Plan zur Ariovistschlacht ist durch einen neuen Plan (nach C. Winkler) ersetzt; statt des früheren Planes zur Nervierschlacht sind drei Pläne gegeben, durch die die drei wichtigsten Momente des Kampfes veranschaulicht werden. Außerdem bringt die Ausgabe, wie die vorhergehende Auflage, eine Abbildung der Caesarstatue aus dem Konservatorenpalast in Rom, ferner die farbige Darstellung eines römischen Legionssoldaten und 39 Abbildungen zum römischen Kriegswesen.

Der Druck ist von einer anerkennenswerten Korrektheit. Mir ist nur folgendes aufgefallen: S. 37, 8 ist Q. vor Fabio ausgefallen, S. 100, 14 l. ordinesque st. ordinisque, S. 132, 21 f. l. Vellaunodunum st. Velaunodonum, S. 138, 18 l. nullum st. nullam, S. 222, 5 muß es heißen Volcacius st. Vocatius. Dazu kommen noch ein paar falsche Interpunktionen. Endlich ist statt der regelmäßig von Prammer und Kappelmeyer in den Text gesetzten Form planicies zu schreiben planities. Nipperdey und einige andere Herausgeber schreiben allerdings auch planicies; aber wie ließe sich das wohl rechtfertigen? Wie von durus *durities*, *duritia*, von canus *canities* (*-tia*), von mundus *mundities* (*-tia*), von piger, avarus, blandus, laetus, mollis, segnis *pigritia*, *avaritia*, *blanditia*, *laetitia*, *mollitia*, *segnitia*, meist neben *pigrities*, *mollities*, *segnities*, gebildet wird, so kann, sollte ich meinen, auch von planus nur *planitia* oder *planities* gebildet werden, nicht aber *planicies*.

Abgesehen von diesen kleinen Mängeln, die sich leicht beseitigen lassen, ist die Ausgabe durchaus zu empfehlen.

8) C. Iulii Caesaris Commentarii rerum in Gallia gestarum septem. A. Hirtii commentarius octavus. Für den Schulgebrauch heraus- gegeben von H. Meusel. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen zu Caesars Zeit von R. Schneider. Zweite Auflage. Berlin 1908, W. Weber. XV u. 284 S. 8. geb. in Leinwand 1,60 *M*.

Die vorliegende neue Auflage bietet einen an mehr als 300 Stellen von der ersten abweichenden Text. Viele Konjekturen, die schon in meiner kritischen Ausgabe als beachtenswert bezeichnet waren, sind jetzt in den Text aufgenommen, alles, was in Zeitschriften, Programmen usw. zur Verbesserung vorgeschlagen ist (soweit es mir bekannt geworden ist), ist geprüft und, wenn

4*

es für mich überzeugend war, aufgenommen worden. Eigene wiederholte Lektüre und Prüfung hat ebenfalls einiges ergeben. Auch in einigen Äußerlichkeiten unterscheidet sich die neue Auflage, wie ich hoffe, zu ihrem Vorteil, von der ersten.

Die Abweichungen der zweiten Auflage von der ersten sind in einem für Lehrer und Gelehrte bestimmten Anhange auf 15 Seiten zusammengestellt.

Ein Teil der vorgenommenen Textesänderungen ist schon in den Jahresberichten des Philologischen Vereins vom Jahre 1894 begründet worden, ein anderer in den Jahresberichten von 1910: über die noch fehlenden hoffe ich in einem der nächsten Jahre meine Ansicht darzulegen.

Der Text ist leider durch zwei häßliche Druckfehler entstellt. Beide standen in keinem der Korrekturbogen, sondern sind erst beim Reindruck durch Schuld der Druckerei hineingekommen, nämlich II 13, 3 passis amnibus st. passis manibus und IV 15, 2 tibi imore st. ibi timore. Ein weiteres Versehen, für das vielleicht mich die Schuld trifft, findet sich VII 36, 2, wo occupatis, qua zu lesen ist st. occupatis; qua. Ferner hätte IV 29, 2 das Wort Caesar nicht eingeklammert, sondern gestrichen werden sollen, und VI 13, 4 wäre besser ad hos st. ad eos gedruckt worden. Im Namenverzeichnis fehlt „Aquitanus: Piso Aquitanus IV 12, 3“. Ferner hätte ebenda unter Belgae § 5 und 6 von I 1 in eckige Klammern eingeschlossen werden müssen, ebenso III [7, 1]; 7, 1 mußte auch unter Seduni eingeklammert werden, nicht 1, 1; und unter Arduenna mußte gedruckt werden VI [29, 4] st. [VI 29, 4]. In dem Verzeichnis der geänderten Stellen endlich ist die Streichung der Worte *a mari circiter milia passuum LXXX* (V 11, 8) übersehen. Das sind die Fehler, die ich bis jetzt bemerkt habe.

Der Anhang endlich, der das römische Kriegswesen zu Caesars Zeit behandelt, ist von dem Verfasser, Rudolf Schneider, dem vorzüglichen Kenner und selbständigen Forscher auf diesem Gebiet, von neuem durchgesehen und an mehreren Stellen nach den Ergebnissen der neuesten Forschung, hauptsächlich seiner eigenen, umgearbeitet worden.

Von der im Jahre 1897 zum ersten Mal erschienenen Ausgabe des Bellum Gallicum von W. Haellingk liegt jetzt die vierte Auflage vor. Der Titel lautet:

9) C. Iulii Caesaris Bellum Gallicum. Herausgegeben von W. Haellingk. I. Text. Mit einem Bilde und einer Karte. Vierte Auflage. Münster i. W. 1909, Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. XXXII u. 239 S. 8°. Preis geb. 1,65 *M*.

Diese Bearbeitung des Bellum Gallicum enthält außer einem kurzen Vorwort eine „Einleitung“, die 1) „Caesars Leben und

Schriften" behandelt (S. IX—XVII); 2) „die Kämpfe der Römer mit den Galliern" (S. XVIII—XXIV); 3) „Caesars Heer" (S. XXV—XXX). Dazu kommt noch eine „Zeittafel" (S. XXX—XXXII). Dann folgt der Text der 7 Bücher Caesars (S. 1—217), sodann auf drei Seiten eine Inhaltsangabe des 8. Buches, endlich auf S. 221—239 ein „Verzeichnis der Eigennamen". Beigegeben ist ein Bild Caesars und eine Karte von Gallien zu Caesars Zeit.

Die Einleitung gibt, wenigstens die beiden ersten Abschnitte, einen fast wörtlichen Abdruck des in der ersten Auflage Gebotenen; nur einige kleine Versehen sind berichtigt, und ein oder ein paar unbedeutende Zusätze sind hinzugekommen; natürlich ist auch die neue „Rechtschreibung" durchgeführt. Der 2. Abschnitt der Einleitung enthält auch eine Übersicht über Caesars Feldzüge in Gallien. Ein Druckfehler der ersten Auflage ist selbst in dieser vierten noch nicht beseitigt: S. XXIII steht immer noch V 1—8 st. VI 1—8. Ebenso steht auch in der Zeittafel noch jetzt I 54, 2 st. I 45, 2. Einige ungeschickte Ausdrücke könnten in einer Schulausgabe auch endlich beseitigt werden, z. B. würde statt des leicht mißzuverstehenden Gegner (S. XI) besser Mitbewerber gesagt; unschön ist „in einer heftigen Schlacht" (S. XIII); S. XV „um so bedauerlicher bleibt es, wie einige Unzufriedene . . . den Entschluß faßten"; S. XXXII „Seeschlacht mit den Venetern". Ferner müßte es statt acies prima, acies secunda heißen prima acies, secunda acies, da Caesar jene Ausdrücke stets in dieser Wortfolge gebraucht.

Was nun die Hauptsache, den Text, betrifft, so enthielt die erste Auflage zunächst nur eine Auswahl aus Caesars Bellum Gallicum; die vorliegende enthält die 7 Bücher Caesars unverkürzt. Ich meine, der Herausgeber hat recht daran getan, daß er das Ganze gegeben hat. Die Auswahl ist Sache des Lehrers; eine Schulausgabe ist ferner nicht bloß für eine Klasse bestimmt, sondern für die ganze Schule, und nicht selten wird ein Lehrer seine Schüler, z. B. in Prima, veranlassen, einmal das ganze Bellum Gallicum im Zusammenhange zu lesen, oder ein strebsamer Primaner wird dies vielleicht aus eigenem Antriebe tun; auch ein Student wird oft noch einmal zu seinem Caesar greifen: warum will man es ihm unmöglich machen, seine alte, ihm lieb gewordene Ausgabe zu benutzen? Ich halte es sogar für wünschenswert, daß auch das 8. Buch in einer Schulausgabe steht, wenn es auch in der Schule kaum einmal gelesen werden wird.

Der in der ersten Auflage von Haellingk gebotene Text mußte abgelehnt werden wegen der Verballhornisierung und Mißhandlung des von Caesar Geschriebenen. Ich freue mich, daß der Herausgeber von dieser verkehrten Behandlung des Textes vollständig abgekommen ist: der jetzt vorliegende Text gehört im allgemeinen zu den besseren Caesartexten. Er stimmt gewöhnlich mit dem von Fügner oder Prammer oder mir gebotenen, bringt

aber bisweilen auch eine von diesen Ausgaben abweichende Lesart, z. B. II 12, 1 confestim st. confecto, III 24, 3 iam firmiore animo st. des handschriftlichen infirmiore (inferiore) animo. Für glücklich kann ich freilich diese und einige andere Neuerungen nicht halten. Es ist zu hoffen, daß H. auch bei einer neuen Auflage die Fortschritte auf dem Gebiet der Caesarkritik verfolgen und manches, was unhaltbar ist, bessern wird, z. B. die Form mensium, I 10, 4 das falsche Centrones, I 3, 4 den unmöglichen Indikativ habuerat (vgl. Jahresberichte d. Phil. Vereins 1894 S. 380 f.). Auch manche Inkonsequenzen sind zu beseitigen, wie I 12, 3 und II 17, 2 die Beibehaltung des in allen Handschriften stehenden mandarunt und demonstrarunt gegenüber der Änderung III 20, 4 renovaverunt. Entweder muß auch an den beiden ersten Stellen die Endung -averunt eingesetzt werden, oder es muß an der dritten Stelle die handschriftliche Lesart renovarunt beibehalten werden. Bei asyndetischen Aufzählungen läßt H. gewöhnlich das im allgemeinen noch übliche Komma weg, z. B. I 51, 2 Harudes Marcomanos Tribocos Vangiones Nemetes Sedusios Suebos, aber an mehreren Stellen, namentlich im 4. und 5. Buch, setzt er ein Komma, wie fundis, sagittis, tormentis. Ich glaube, in einer Schulausgabe ist es geratener, das Komma beizubehalten. Der Herausgeber wird sonst leicht in Verlegenheit kommen und dem Schüler wird das Verständnis erschwert in Fällen, wie IV 33, 3 mobilitatem equitum, stabilitatem peditum oder IV 38, 3 agris vastatis, frumentis succisis, aedificiis incensis. — Die Stellen, welche H. mit anderen für spätere Zusätze hält, hat er in den meisten Fällen fortgelassen, manchmal aber auch eingeklammert, z. B. IV 10 u. VII 15, 1. Was ihn dazu veranlaßt hat, sehe ich wohl; aber Gleichmäßigkeit wäre doch wünschenswert.

Das Verzeichnis der Eigennamen scheint recht sorgfältig gearbeitet zu sein; nur am Schluß (S. 238) finden sich auf einer Seite mehrere Versehen: unter Valerius Praeconinus lies III 20, 1 st. II 20, 1; unter Vellavii VII 75, 2 st. VII 75, 1; unter Venelli fehlt II 34 und ist VII 75, 4 zu lesen st. VII 75, 2; II 34 fehlt auch unter Veneti. Sonst habe ich bei einer flüchtigen Durchsicht allerdings nur eines Teils dieses Verzeichnisses Eleusates st. Elusates bemerkt, ferner das Fehlen von VI 25, 2 unter Helvetii. — Auf der Karte ist mir nur Curiosolites statt des richtigen Coriosolites aufgefallen.

Der Druck ist fast durchweg sorgsam überwacht: ich habe nur bemerkt attullit I 53, 6 und repexissent II 24, 2 und ein paar Interpunktionsfehler. Die Paragraphenziffern sind bisweilen etwas verrückt.

10) Des C. Julius Caesar gallischer Krieg in Auswahl. Auf Grund der Ausgabe von Franz Fügner herausgegeben von W. Haynel. Text mit Einleitung und drei Karten. Leipzig und Berlin 1909, Druck und Verlag von B. G. Teubner. XLIV u. 162 S. 8. geb. in Leinwand 1,80 ℳ.

Die vorliegende Ausgabe, die für die Caesarlektüre an den Studienanstalten für Mädchen bestimmt ist, erhebt nach der eigenen Erklärung des Herausgebers keinen Anspruch auf selbständigen Wert. Sie ist „infolge einer Anregung der Verlagshandlung auf Grund der 7. Auflage des vollständigen Textes des „Gallischen Krieges“ in den „Schülerausgaben“ hergestellt worden“, d. h. der hier gebotene Text stimmt vollständig mit dem der letzten von Fügner bearbeiteten Auflage überein, hat also nicht den geringsten selbständigen Wert.

Dem Text voran geht eine Einleitung, die 1) auf S. III—IX behandelt „Caesars Leben“; 2) auf S. IX—XIV „Caesar als Mensch und Schriftsteller“; 3) auf S. XV—XXI „Gallien und die Gallier“; 4) auf S. XXI—XXIII „Über Britannien und Germanien“; 5) auf S. XXIII—XLIII „Das Heer Caesars“. Dann folgen einige Zeilen über „Längenmaße“. Der Text nimmt S. 2—131 ein; dann kommt eine Zeittafel und auf S. 134—161 ein „Namenverzeichnis“, endlich auf der letzten Seite ein Verzeichnis der 38 Abbildungen und 6 Pläne. Beigegeben ist noch eine Übersichtskarte der Feldzüge in den Jahren 58 und 52, dsgl. der Jahre 57 und 55 und eine Karte von Gallien zur Zeit Caesars.

Ob der Einleitung eine gewisse Selbständigkeit zukommt oder ob sie aus Fügners Hilfsheft zum gallischen Kriege abgedruckt ist, kann ich nicht sagen, da mir von diesem Hilfsheft nur die erste Auflage vorliegt. Verglichen mit der ersten Auflage zeigt die hier vorliegende Einleitung manche kleine Abweichung und Verbesserung; aber wie der Text ein Auszug aus Fügners Text ist, so scheint auch die Einleitung ein Auszug aus Fügners Hilfsheft zu sein.

Der Text enthält aus dem ersten Buch des Bellum Gallicum cap. 1 § 1—4 und cap. 30—54; von Buch II cap. 15—28; aus dem dritten Buch cap. 7—16; aus dem vierten 1—19; aus dem fünften 8—24 und 38—52; aus dem sechsten 9—29; das siebente Buch vollständig. Von den ausgelassenen Kapiteln wird regelmäßig kurz der Inhalt angegeben.

Zur Vergleichung des Textes mit dem der größeren vollständigen Ausgabe von Fügner lag mir nicht die 7., sondern nur die 6. Auflage vor. Mit dieser stimmt der Text Zeile für Zeile überein, selbst der Druckfehler I 42, 6 dicit (st. dixit) ist herübergenommen; ebenso III 7, 4 C. Velanius (st. Q.), V 23, 5 expectasset (st. exspectasset, wie Fügner sonst stets schreibt), V 38, 3 *demonstrat* (cursiv st. antiqua), VII 60, 2 reliquit (st.

relinquit). Sonst sind die wenigen Druckfehler, die sich in der 6. Auflage noch fanden, beseitigt. Wahrscheinlich waren diese schon in der 7. Auflage verbessert. Der vorliegende Text zeigt noch 7 Abweichungen von der 6. Auflage; aber auch hier schließt sich Haynel wahrscheinlich der 7. Auflage Fügners an.

Über die Zweckmäßigkeit der getroffenen Auswahl ließe sich streiten. Ich persönlich bin gegen jede Auswahl aus Caesar, selbst für ein Mädchengymnasium. Warum sollen nicht auch die Mädchen, wenn sie dazu Lust haben, den ganzen Caesar lesen?

Das Namenverzeichnis ist ein für den vorliegenden Auszug angefertigter Auszug aus der vollständigen Ausgabe, nur an einigen Stellen scheinen kleine Änderungen vorgenommen zu sein.

Unter Bellovaci ist auf Bratuspantium verwiesen; aber dieses Wort fehlt in dem Namenverzeichnis. Bei Cenabum liest man: „jetzt Orléans"; auf der ersten Karte aber ist Cenabum = Gien. Und warum spuken die Brannovii, die aus den meisten Ausgaben des Bellum Gallicum und seit der 2. Auflage auch aus der von Fügner verschwunden sind, noch auf der einen Karte der vorliegenden Ausgabe? Und warum steht auf dieser Karte Melodunum (Melun), während der Text Metiosedum bietet?

Der Text ist im allgemeinen ganz gut, da ja Fügner fortwährend bemüht gewesen ist, die Ergebnisse der Forschung zu verwerten. Auch Papier und Druck sind so, wie es sich bei einer Teubnerschen Ausgabe erwarten läßt.

### B. Bellum civile.

11) C. Iuli Caesaris commentariorum pars posterior qua continentur libri tres de Bello Civili cum libris incertorum auctorum de Bello Alexandrino Africo Hispaniensi. Recensuit brevique adnotatione critica instruxit Renatus du Pontet. Oxonii e typographeo Clarendoniano. (Ohne Jahreszahl und Seitenzahl. Die Vorrede ist datiert mense Decembri A. S. MDCCCC). 18½ Bogen. 8. 3 *S.*

Benutzt hat der Herausgeber nach der Vorrede außer den zum Bellum Gallicum herangezogenen Hss. für den vorliegenden Band noch den Riccardianus (F), den Laurentianus 8 plut. 68 (L), den Vindobonensis I (V) und an einigen Stellen noch drei schlechtere Hss. Sonderbar mutet es an, wenn man liest, daß die Hss. T und V, U und F „saepius inter se consentire", während diese Hs., aus derselben Quelle geflossen, fast stets mit einander übereinstimmen. Sonderbar ist es auch, daß die Hs. D, d. h. der Ashburnhamianus, als außerordentlich wertvoll bezeichnet wird, während E, d. h. dem alten Lovaniensis, der der leibliche Bruder des Ashb. ist, und mit ihm meistens übereinstimmt, fast jeder Wert abgesprochen wird. Die Ausgabe Oudendorps ist nicht, wie der Herausgeber in der Praefatio meint, 1736, sondern 1737 erschienen. Weshalb Alfred Holder stets

Aluredus (sic!) Holder genannt wird, weiß ich nicht. Was in dem kritischen Apparat l bedeutet, sagt du Pontet nirgends; wer das wissen will, muß Holders Ausgabe zu Rate ziehen.

Der Text und der kritische Apparat dieses zweiten Teils des Corpus Caesarianum ist etwas besser, als beides im Bellum Gallicum, aber befriedigend durchaus nicht. Auch hier zeigt sich dieselbe Unfähigkeit, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden, und eine ähnliche Willkür in der Auswahl der Lesarten im kritischen Apparat. Ich könnte eine große Anzahl Seiten mit dem Nachweis im einzelnen füllen, aber genügen wird auch hier eine kleine Auswahl. Überflüssig ist in einer Ausgabe mit knappem Apparat die Bemerkung zu B. Civ. 1, 30, 4, daß die eine Handschriftenfamilie navis hat, die anderen naves: so etwas kommt nicht so selten vor. Sehr überflüssig ist ferner die Angabe, daß mehrere Hss. 1, 39, 2 sex st. *VI* haben; daß 1, 44 § 4 in der (noch dazu ganz wertlosen!) Hs. E fehlt; daß 1, 66, 1 DE statt des richtigen conclamari haben conclamandi proferre; daß 1, 72, 2 die Worte cur vulnerari pateretur optime meritos de se milites im Thuaneus fehlen; daß 2, 9, 2 manche Hss. haben *II*, einige *duo*, und eine dieses Wort ausläßt; daß 3, 21, 2 *die* eine (wertlose!) Hs. proturbavit bietet statt des in allen übrigen Hss. stehenden deturbavit.

Während er hier und an vielen anderen Stellen Unnötiges gibt, läßt er oft genug die wichtigsten Varianten unberücksichtigt. Z. B. 1, 4, 4 schreibt er richtig mit LUF iniunxerat Caesari; simul infamia, erwähnt aber nicht, daß die übrigen Hss. haben: iniunxerat. Caesar simul infamia. Sollte das nicht „aliquid ad interpretationem adferre“? 1, 7, 2 bietet er im Text: novum in rem publicam introductum exemplum, vergißt aber zu bemerken, daß alle wichtigen Hs. und die meisten Ausgaben in re publica haben. 1, 15, 4 schreibt er richtig Vibullium, gibt aber nicht an, daß die Hss. bibullium oder bubillium haben. Zu 1, 24, 3 bemerkt er, daß statt Manlius die Hss. teils mālius, teils mallius haben; er läßt aber unerwähnt, daß in demselben Paragraphen statt des von ihm aufgenommenen Alba die meisten Hss. albam bieten, daß ferner statt Tarracina die Hss. tarrachina geben, daß das folgende quae in den meisten Hss. fehlt, daß statt Vibius die Hss. bivius haben, daß statt atque ad eum zwei wichtige Hss. geben et ad eum. Das alles in vier Zeilen seines Textes! 1, 36, 2 steht in seiner Ausgabe deprendunt, aber nichts davon, daß alle Hss. deprehendunt haben; dabei schreibt er öfter deprehendere, selbst da, wo er deprendere verteidigen könnte! 1, 39, 2 stehen die Worte et fortissimo nur in den Hss. D und E, nicht in den 5 anderen; du P. sagt nichts davon. 1, 41, 2 haben diese beiden Hss. statt des in den Text aufgenommenen constituit das Wort constitit; dies mußte im Apparat bemerkt werden. 1, 43, 1 konnte wohl

angegeben werden, daß vier Hss. planitia statt planities haben. 1, 47. 4 steht das in den Text gesetzte et praesidium nur in zwei Hss., in den übrigen fehlt et oder ist durch que ersetzt. 1, 59, 2 haben longo nur die Hss. DE. alle übrigen longe; dies mußte erwähnt werden; ebenso, daß in demselben Paragraphen die meisten Hss. fugiebant haben statt refugiebant. Eine lange Liste ähnlicher Unterlassungssünden könnte ich noch geben, doch das bisher Gebotene dürfte genügen.

Aber der Apparat enthält auch mancherlei geradezu Falsches. 1, 45, 4 sagt du P.: „derectus *U'V*: directus *LT*"; in Wirklichkeit steht directus in *TVLU*. 1, 82, 1 sollen statt des im Texte stehenden reliquae die Hss. DE rei, die übrigen rei que rei quae haben. Die erste Angabe ist richtig; statt „rei que rei quae" aber muß es heißen: rei quae (nur eine hat rei que). Zu 2, 6, 3 steht im kritischen Apparat die unverständliche Bemerkung: „pugnando *T*: pugna *L*: *add.* inferebat *Vascosanus*". Das erste ist richtig; die folgende Bemerkung aber bezieht sich auf das drei Zeilen weiter folgende inferebant, das Vascosanus durch inferebat ersetzen will. Falsch ist ferner 2, 18, 4 die Angabe, daß der Thuaneus pertritis habe: ich fürchte, du P. hat hier wie anderwärts die von Holder angegebene Abkürzung der Hss. mißverstanden. Über dem ersten *t* steht nämlich ein Strich, d. h., die Hs. hat perterritis. Zu II 26, 4 schreibt er: „que *post* Equites *del. Vascosanus*". Das ist nicht richtig, wie er aus meinen Coniecturae Caesarianae und aus Holders Ausgabe ersehen konnte: die Konjektur rührt von Ciacconius her. Zu 2, 32, 11 bemerkt er: „in me *cod. Petav.*: iam X". Statt iam muß es heißen: iam me. 3, 22, 2 haben die Hss. nicht thurino, sondern turino. 3, 32, 4 hat unser Herausgeber wieder die von Holder angegebenen Abkürzungen der Hss. nicht verstanden: er behauptet, drei Hss. hätten imperiorum, die übrigen impiorum. Aber die Hss. haben sämtlich imperiorum, nur die meisten mit der gewöhnlichen Abkürzung p (p mit einem Strich) statt per! 3, 33, 1 gibt du P. im Text: „senatorii ordinis" und bemerkt dazu im kritischen Apparat: „senatorii ordinis *DT*: ordinis senatorii *L*". Woher er diese Bemerkung hat, weiß ich nicht: keine der bekannten Ausgaben rechtfertigt sie. Holder schreibt ordinis senatorii ohne eine Abweichung im Apparat zu verzeichnen. Und das mit Recht: alle maßgebenden Hss. bieten dies, und in *TV*, die nach du Pontet die umgekehrte Wortstellung haben sollen, fehlt diese Stelle ganz. Ein ganzes Nest von Fehlern findet sich in einer Bemerkung zu 3, 34, 2. „1 Thessaliam *Aldus*: Thessaliam (iubet *E*) ire X". Statt Z. 1, wo allerdings auch das Wort Thessalia vorkommt, muß es heißen 4; nicht Thessaliam ire haben die meisten Hss., sondern thes(s)alum ire, aber drei haben thessaliam ire; statt „iubet *E*" muß es heißen „iubet *add. E*". Zu 3, 87, 2

(pronuntio) sagt er im kritischen Apparat „(pronuntiabo *U* (?), Paul“. In Wirklichkeit haben die beiden Hss. *UF* pronuntiatio, und Paul hat danach konjiziert pronuntiabo. Dies möge genügen.

Der Druck ist in der Ausgabe des Bellum Gallicum ziemlich sorgfältig überwacht: im B. C. weniger. 1, 2, 8 haben die meisten Hss. nicht crudelissimequa, sondern crudelissimeque. Übrigens fehlt dieses crudelissimeque nicht in *DE*, sondern nur crudelissime. 1, 12, 1 ist statt iguium zu lesen tiguium; 1, 23, 3 ist statt apte zu lesen a̱pte. Wahrscheinlich aber liegt hier nicht ein Druckfehler vor, sondern wieder Unkenntnis des Herausgebers: er kannte eben nicht die bekannte Abkürzung für per. Er hätte einfach sagen müssen, daß statt a parte die Hss. aperte haben. 1, 60, 5 ist zu lesen & cōmutatione statt &cōmutationē; 1, 61, 5 conquirere st. conquiere; 1, 75, 3 *15* st. *25*; 2, 25 6 L' st. L; 2, 31, 3 21 st. 23.

Von den Werken der Fortsetzer Caesars habe ich nur eine Anzahl Kapitel geprüft; aber das Urteil muß ähnlich lauten, wie über die Arbeit des Herausgebers am B. G. und B. C.: die Ausgabe genügt den Forderungen, die an eine wissenschaftliche Ausgabe zu stellen sind, in keiner Weise.

12) C. Iulii Caesaris commentarii de Bello Civili. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von Rudolf Menge. I. Bändchen, Buch I und II. II. Bändchen, Buch III. Zweite, verbesserte Auflage. Mit je 2 Kärtchen. Gotha 1903, Friedrich Andreas Perthes. Text VII u. 60, I u. 54 S. Kommentar 97 u. 50 S. 8. 1,60 u. 0,90 *M*.

Seiner bekannten Ausgabe des Bellum Gallicum hat der um Caesar hochverdiente Gelehrte (jetzt oberster Leiter des höheren Schulwesens im Großherzogtum Oldenburg) im Jahre 1893 eine Ausgabe des Bellum Civile folgen lassen. Von diesem Buche ist zehn Jahre später eine zweite Auflage nötig geworden. Wie von allen Schulausgaben der Bibliotheca Gothana ist auch von Caesars Bellum Civile eine doppelte Ausgabe erschienen: eine Ausgabe a, bei der die erklärenden Anmerkungen unter dem Texte stehen, und eine Ausgabe b, bei der der Text und der Kommentar zwei gesonderte Bändchen bilden. Mir liegt die Ausgabe b zur Besprechung vor. In dem diesmaligen Jahresbericht kann nur der Text berücksichtigt werden.

Der Herausgeber war der erste, der schon bei der Bearbeitung des Bellum Gallicum die richtigen Grundsätze in der Feststellung des Textes befolgte, wenn es sich um die Übereinstimmung der einen Handschriftenklasse mit der einen Familie der anderen Klasse handelte. So ist er denn natürlich auch bei der Gestaltung des Textes des Bellum Civile nach verständigen Grundsätzen vorgegangen, und nur an ganz wenigen Stellen kann ich

ihm hier nicht zustimmen. Z. B. 1, 9, 5. Hier schreibt er mit den beiden Handschriften *h* u. *l* (dem Ursinianus und Riccardianus) omnes in Italia, während die übrigen Handschriften in Italia omnes haben. Jenes omnes in Italia ließ sich rechtfertigen, solange uns nur die vier Handschriften *afhl* (d. h. außer den beiden genannten der Thuaneus und Vindobonensis) bekannt waren. Jetzt aber kennen wir noch den Ashburnhamianus, den Lovaniensis und den Laurentianus. Der Laurentianus 68. 8 fehlt allerdings für das erste Drittel des ersten Buches des BC., dafür aber tritt der aus ihm abgeschriebene Laurentianus 68, 6 ein. Es würde genügen, daß dieser mit *af* übereinstimmt, um die Wortstellung in Italia omnes als die richtige zu erweisen. Nun aber kommt noch der Ashb. mit seinem Zwillingsbruder dazu, und da kann es gar nicht zweifelhaft sein, daß wir uns für diese Wortstellung entscheiden müssen. Ganz ähnlich steht es mit 1, 44, 1: auch hier ist mit den meisten Hss. procurrerent statt des von *hl* gebotenen und von Paul empfohlenen concurrerent zu lesen; ebenso 1, 68, 2 inermi (st. inermes) und 3, 44, 1 faciendum non esse st. non esse faciendum. 2, 16, 1 ist statt nec quicquam zu schreiben neque quicquam. Umgekehrt muß aber natürlich auch die Lesart von *af* (vindicassent und confirmassent aus den Texten verschwinden gegenüber dem übereinstimmenden Zeugnis der übrigen Hss. für vindicavissent und confirmavissent. Der Herausgeber gehört ja nicht zu denen, die aus „pädagogischen Gründen“ alles gleichmachen zu müssen glauben. Auch 2, 39, 1 wird man aus ähnlichen Gründen gut tun ex captivis zu schreiben statt des von *af* gebotenen e captivis; denn der Schreibfehler im Ashb. und Lov. et captivos führt doch mehr auf *ex* als auf *e*. Ebenso ist 3, 51, 4 non reprehendendum videtur zu verwandeln in reprehendendum non videtur und 92, 2 ist videbatur zu ändern in dicebatur.

Daß man, wenn nicht zwingende Gründe vorliegen, die Lesart aller Hss. nicht durch eine Konjektur ersetzen darf, darin stimmt der Herausgeber selbstverständlich mit mir durchaus überein. Daß man namentlich im BC. ganz besonders konservativ sein und selbst manches recht Auffällige aus verschiedenen Gründen lieber unangetastet lassen muß, ist auch seine Ansicht. Es ist daher wohl nur ein Versehen, wenn er an folgenden 2 Stellen von der Lesart aller oder fast aller Hss. abweicht: 1 43, 2 communisset (st. communivisset), und 2, 11, 2 a lateribus (st. ab lateribus).

Warum M. immer noch drucken läßt 1, 35, 1 ab Massiliensibus und 1, 67, 1 ab Petreio, weiß ich nicht. Hier scheinen mir in der Tat zwingende Gründe vorzuliegen, von der Lesart sämtlicher Hss. abzugehen. Wenn alle geborenen Römer die Form *ab* vor *m* und *p* gemieden haben, so hat dies Caesar sicher auch getan. In dem zweiten Falle liegt die Sache noch

außerdem so, daß die Hälfte der Hss. *ab*, die Hälfte *a* hat. Noch an verschiedenen Stellen halte ich die von M. aufgenommene Lesart für änderungsbedürftig. So 1, 2, 8. Hier ist, meine ich, mit Kindscher das quam vor maxime zu streichen. Quam mit dem Superlativ bedeutet nun einmal im klassischen Latein „so viel als möglich", und das paßt an dieser Stelle nicht. Außerdem entspricht einem ut mit Superlativ ein ita mit Superlativ, nicht ein ita quam mit Superlativ. 1, 21, 4 sehe ich keine Veranlassung, von der Lesart der meisten Hss. abzugehen und adservent in observent zu ändern, zumal wenn man 1, 21, 2 und 3, 28, 6 asservare beibehält. Auch 1, 23, 4 dürfte sich *a* IIIIviris mehr empfehlen als *ab* IIIIviris. Eine Änderung der überlieferten Lesart scheint mir noch an einigen Stellen geboten, wie 1, 61, 2 ipsi locis excedere, 1, 75, 1 Afranio, 1, 78, 1 premebantur und noch an mehreren anderen Stellen wird sich, wie ich glaube, der Herausgeber durch die von mir in der 11. Auflage der Kraner-Hofmannschen Ausgabe geltend gemachten Gründe zu kleinen Änderungen des Textes bestimmen lassen; z. B. 1, 24, 3 relicto praetore, 2, 6, 3 de improviso, 2, 32, 8 clam vobis, 2, 32, 11 adduxerim, 3, 9, 5 quare, 3, 24, 3 unam ex his quadriremem (hier muß entweder mit HJMüller ex his gestrichen oder nach meinem Vorschlage quadriremem in quadriremibus verwandelt werden), 3, 40, 2 refugerant, 3, 62, 2 pertinebant und aberant, 3, 60, 1 distulit, 3, 67, 1 confirmaverant. Zur handschriftlichen Lesart zurückzukehren scheint mir anderseits nötig an folgenden Stellen: 2, 35, 4 adiri tunc; 3, 15, 6 *M.* Acilio; 3, 18, 5 reductus existimabor bello perfecto. Ab iis usw.

Auch in dem kritischen Anhang dürften sich ein paar kleine Änderungen empfehlen. Zu 1, 81, 3 heißt es: „illi enim animadverso (nach den besten Hss. mit Dübner)". Die Bezeichnung der beiden Hss. *h l* als der „besten Hss." wird sich kaum noch aufrecht erhalten lassen, wie ich schon oben andeutete, zumal an dieser Stelle die wichtigste Hs. dieser (römischen) Familie mit den übrigen Hss. übereinstimmt. Übrigens glaube ich, daß jenes enim an unserer Stelle nicht gerechtfertigt ist. Nach meinem Gefühl müßte, wenn enim richtig wäre, statt der Praesentia proferunt und convertunt das Imperfektum stehen. Wie dieses enim entstehen konnte, zeigt der Thuaneus mit seiner Lesart illi enim adverso. Ähnlich steht es 3, 106, 3 mit „den besten Hss."

Der Druck ist sehr klar, sauber und korrekt. Mir sind nur folgende Versehen aufgefallen: 1, 23, 4 ist eam esse pecuniam publicam gedruckt statt eam pecuniam publicam esse; 1, 58, 5 VIII st. VIIII; 3, 44, 6 numerum; 3, 108, 4 ist das Komma zwischen hic und cum zu tilgen.

Abschließend ist die Ausgabe nicht, und eine abschließende

Ausgabe gibt es nicht und kann es nicht geben, solange uns nicht ein günstiges Geschick eine alte, von dem Archetypus aller unserer Caesarhandschriften unabhängige Hs. beschert; und selbst dann würden höchst wahrscheinlich neue schwierige Fragen der Texkritik sich erheben. Aber die Ausgabe Menges ist eine gute, nach vernünftigen kritischen Grundsätzen bearbeitete Schulausgabe, die durchaus empfohlen werden kann.

13) **Caesars Bürgerkrieg.** Zum Schulgebrauch bearbeitet und erläutert von H. Kleist. Text. Mit 4 Übersichtskarten. Bielefeld und Leipzig 1904, Verlag von Velhagen & Klasing. XXI u. 202 S. 8. geb. 1,80 ℳ.

Diese der bekannten Velhagen-Klasingschen Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben angehörende Bearbeitung von Caesars BC. hat der als Caesarforscher bekannte Direktor des Dramburger Gymnasiums übernommen und mit bekannter Sorgfalt durchgeführt. In der Vorrede hebt er hervor, daß die Ausgabe eine Schulausgabe sei und daß manche Änderung des Textes nur deshalb vorgenommen sei, um den Text für Schüler lesbarer zu gestalten. Aber der Text dieser Ausgabe hat doch einen höheren Wert, als man nach diesen bescheidenen Worten erwarten wird: Kleist hat sorgfältig, gerade wie Menge, alles, was zur Verbesserung des Textes vorgeschlagen worden ist, benützt, namentlich die fast durchweg sehr beachtenswerten Vorschläge HJMüllers und WNitsches.

Dem Texte geht eine zehn Seiten füllende Einleitung voran, in der in einer für Schüler verständlichen Weise die politischen Verhältnisse klar gelegt werden, die zum Ausbruch des Bürgerkrieges führten und führen mußten. Dann folgt auf S. XVIII und XIX eine Zeittafel der wichtigsten Ereignisse des Bürgerkrieges, und auf den nächsten zwei Seiten eine Übersicht über den Inhalt der drei Bücher des Bellum Civile. Nun kommt auf 162 Seiten der Text, endlich auf S. 163—202 ein Verzeichnis der Eigennamen.

Der Text ist mit großer Liebe und Sorgfalt behandelt, bietet aber natürlich, wie jeder Caesartext, einer neuen Auflage mancherlei Gelegenheit zu Verbesserungen. Hier sollen wenigstens einige Beiträge der Art geliefert werden. Zunächst ist nach meiner Ansicht die Lesart sämtlicher Hss. an folgenden Stellen wiederherzustellen. 1, 2, 1 ist p r i m o (st. p r i m u m) zu schreiben: p r i m o (anfangs) ist richtig; denn Marcellus änderte (s. § 5) nachher seine Meinung. 1, 9, 2 ist r e i p u b l i c a e (vor f u i s s e d i g n i t a t e m) zu streichen: keine Hs. bietet das Wort, und das im Thuaneus vor f u i s s e stehende *PR* ist nichts weiter als die irrtümliche Wiederholung der beiden ersten Buchstaben des vorhergehenden Wortes. 1, 18, 1 liegt kein stichhaltiger Grund vor zur Änderung des überlieferten v e l l e t in v e l i t; vgl. § 3 p e t i t,

ut mitteretur. Ja, wenn man mit Paul das handschriftliche tenebant in teneant ändert, muß natürlich auch vellet in velit geändert werden. 1, 31, 3 und 3, 23, 2 dürfte die Änderung des exponere in terra unrichtig sein. Alle Composita von ponere, mit Ausnahme von imponere, haben, denke ich, gerade so wie ponere selbst, in mit dem Ablativ. 1, 76, 4 ist überliefert: edicunt, penes quem quisque sit Caesaris miles, ut producat. Dieses producat halte ich sogar für besser, als die Änderung in producatur. Auch 3, 28, 4 scheint mir das überlieferte producti den Vorzug zu verdienen vor perducti.

Doch auch, wenn von den drei Hss.-Familien zwei der dritten gegenüberstehen, ist die richtige Lesart, ceteris paribus, gesichert. So ist 3, 80, 4 mit dem Ashb., Thuan. und Vindob. ab Dyrrachio zu lesen; a Dyrr. steht nur in *hl*; ebenso ist 2, 38, 3 ab Saburra zu schreiben, nicht *a* Sab. Noch weniger Grund liegt vor, mit einer einzigen Hs. zu schreiben 1, 61, 6 castra statt castraque und 3, 102, 7 *ut* ex his locis discederent statt ex his locis discederent. Daß auch 3, 7, 1 der von fast allen Hss. überlieferte Singular erat zu halten ist, habe ich in der Anmerkung zu jener Stelle gezeigt. Über einige andere hierher gehörige Stellen habe ich schon in der Besprechung der Ausgabe von Menge das Nötige bemerkt.

Anders könnte man zu urteilen geneigt sein über die Form civitatium 3, 35, 2, 3, 36, 1 und 3, 56, 3, auf die die Hss. im BC. führen. Aber wenn Caesar auch im BG. nach der handschriftlichen Überlieferung stets die Form civitatum gebraucht hat, so folgt daraus durchaus nicht, daß er in dem vielleicht sechs Jahre später geschriebenen BC. eine von anderen Gebildeten gebrauchte Form grundsätzlich gemieden habe. Ähnlich wird man über manche andere Form zu urteilen haben. Kleist hat, wie verschiedene andere neuere Herausgeber den sehr anfechtbaren Grundsatz befolgt, in der Formenlehre alles gleichzumachen. Er schreibt also auch gegen das Zeugnis sämtlicher Hss. conservaverit, desideraverit, putaverit, comportaverat; exspectassent, occupasset, evocasse usw. Das halte ich schon im BG. für bedenklich, im BC. noch mehr. Warum soll Caesar nicht putarit neben putaverit, occupasset neben occupavisset gebraucht haben, da beides in der Sprache der Gebildeten üblich war und keins von beiden als unrichtig bezeichnet werden konnte? Und angenommen selbst, er hätte die eine von beiden Formen aus irgend einem Grunde bevorzugt und vielleicht sogar im BG. regelmäßig gebraucht, ist es nicht sehr wohl denkbar, daß er im Lauf der Jahre von seinen strengen Grundsätzen abgegangen wäre, oder daß ihm wenigstens beim schnellen, flüchtigen Niederschreiben einmal die andere Form, die er so oft zu hören und zu lesen bekam, in die Feder gekommen

wäre? Wir brauchen uns ja nur selbst zu beobachten, und wir werden finden, daß uns Ähnliches leicht widerfährt. Auch wer grundsätzlich für Beibehaltung des tonlosen e in der Flexion ist, also das Bestreben hat, des Buches, dem Buche, des Königes, dem Könige zu schreiben, wird doch öfter die Formen Buchs, Buch, Königs, König vorziehen. Ebenso wer wandte, sandte für gewöhnlich sagt und schreibt, wird gelegentlich wendete und sendete bevorzugen. Ja ich glaube, es könnte sogar gelegentlich vorkommen, daß jemand, der nur fragst, fragt, fragte für richtig hält, einmal frägst, frägt, frug sagt oder gar in der Eile schreibt. Sollte Ähnliches nicht auch bei einem alten Römer denkbar sein? Und nun sind wir ja beim BC. noch dazu wirklich nicht im geringsten sicher, daß das ganze uns überlieferte BC. von Caesar hrerührt. Drum, meine ich, nur hier keine unnötigen Änderungen! Aber auch pädagogische Erwägungen, die man wohl geltend gemacht hat, sprechen durchaus nicht für eine solche Gleichmacherei. Warum soll der Tertianer und Sekundaner nicht Formen, die er ja doch gleichzeitig oder wenig später bei Ovid, Cicero, Livius und anderen Schriftstellern zu lesen bekommt, auch bei Caesar sehen?

Noch gegen eine andere Sucht, alles gleichzumachen, muß ich mich hier aussprechen. Kleist, Fügner und andere neuere Herausgeber haben den Grundsatz, die Zahlen stets durch Buchstaben, niemals durch die bekannten Zahlzeichen auszudrücken. Ich halte das, besonders in Schulausgaben, für unangemessen, und zwar aus pädagogischen und anderen Erwägungen. Die Zahlen sind ein Gebiet, auf dem unsere Schüler im allgemeinen recht unsicher sind und, wenn nicht oft repetiert wird, fast während ihrer ganzen Schulzeit unsicher bleiben. Nun bietet sich eine besonders günstige Gelegenheit zu Wiederholungen bei der Lektüre der Schriftsteller und namentlich Caesars. Ein zweiter Grund, der für Beibehaltung der überlieferten Zahlzeichen spricht, ist folgender. Es ist von vornherein ganz unwahrscheinlich, daß ein so viel beschäftigter Mann, wie Caesar, geschrieben haben sollte legio quintadecima u. ä. Würde wohl einer unserer Generalstabsoffiziere schreiben „das sechsundsiebzigste Regiment“ und nicht vielmehr „Rg. 76“ oder „das 76. Rg.“? Nach dem Zeugnis der Hss., das ja freilich in solchen Dingen nicht unbedingt beweisend, aber doch auch nicht ganz zu verachten ist, sind die Zahlen unus, duo, tres gewöhnlich ausgeschrieben, die anderen dagegen meist durch die Zahlzeichen ausgedrückt worden, und ich habe in meinen Ausgaben Zahlzeichen oder Zahlwort drucken lassen, je nachdem alle oder die meisten Hss. für das eine oder das andere sprachen. Will man hier gleichmachen, so wäre aus den beiden eben angeführten Gründen auf jeden Fall der stete Gebrauch des Zahlzeichens dem des Zahlwortes vorzuziehen. Dann könnte auch nicht das vor-

kommen, was unseren Herausgebern gelegentlich passiert, daß sie, die Herren Lehrer, sich eines Fehlers schuldig machten, den sie ihren Schülern in der Regel sehr übelzunehmen pflegen, wie z. B. in der vorliegenden Ausgabe 2, 40, 2 cum elephantis sescentis subsequitur, wo die Hss. haben cum elephantis LX subsequitur, oder 1, 18, 5 legio octava ad eum venit cohortesque viginti *duas* equitesque circiter *trecentos*. Diese Versehen, die ja nicht tragisch zu nehmen sind (quandoque bonus dormitat Homerus) sind hoffentlich inzwischen schon aus der so schönen und sauberen Ausgabe verschwunden.

Der Druck ist schön und klar und fast vollständig korrekt. Nur 2, 18, 6 ist (jedenfalls erst nach der letzten Korrektur) ein ganz unbedeutender Druckfehler in den Text gekommen: difficil eexistimabat, und in dem folgenden § ein Semikolon hinter relinquere statt eines Komma, und 3, 64, 2 ist das §-Zeichen am Rande ausgefallen.

Beigegeben ist ein sehr sorgfältig gearbeitetes Verzeichnis der Eigennamen. Auch hier sind mir nur ein paar ganz unwesentliche Druck- oder Schreibfehler aufgefallen: unter Calenus s. Fuvius (st. Fufius), unter Curio Kohorten (st. Legionen). Heißt der zweimal erwähnte Fluß Genūsus? Nach Lucan Genŭsus. Auch in der Einleitung S. VIII findet sich ein Versehen; Lucius Licinius Crassus st. M.

14) C. Iulii Caesaris commentarii de Bello Civili. K potřebě školní vydal Robert Novák. Druhé vydání. V Praze 1904, Nakladatel A. Storch syn, knihkupec. VII u. 138 S. 8.

R. Novák, Universitätsprofessor in Prag, hat sich durch sorgfältige sprachliche Untersuchungen zu verschiedenen römischen Schriftstellern, auch zu Caesar, bekannt und verdient gemacht. Im Jahre 1893 veröffentlichte er eine Schulausgabe des Bellum Civile unter dem Titel: C. Iulii Caesaris commentarii de Bello Civili. Scholarum in usum recensuit Robertus Novák. Pragae. Sumptus fecit A. Storch filius. MDCCCXCIII. Von dieser Ausgabe ist 1904 eine zweite Auflage unter dem oben angegebenen Titel erschienen.

Zugrunde gelegt hat der Herausgeber in beiden Auflagen den Text der bei Tempsky-Freytag erschienenen Ausgabe des Bellum Civile von W. Th. Paul. Die Abweichungen seiner Ausgabe von Paul hat er in der am Schluß beigegebenen Adnotatio critica zusammengestellt. Daraus ergibt sich, was bei Novák von vornherein zu erwarten war, daß er die von anderen Gelehrten gemachten Verbesserungsvorschläge sorgsam geprüft und gegebenenfalls verwertet und auch manchen beachtenswerten Verbesserungsvorschlag selbst gemacht und zum Teil in den Text gesetzt hat. So schlägt er 1, 54, 2 jetzt vor: Carinae primum ac statumina (übrigens schon von Aldus vorweggenommen) und 3, 63, 6

excubitum accesserunt. Die eigenen Konjekturen, die er zur ersten Auflage gemacht und in den Text gesetzt hatte, hat er fast sämtlich in der zweiten Auflage beibehalten.

Doch auch manche unhaltbare Lesart, die er, wie die meisten Herausgeber, aus älteren Ausgaben (gewöhnlich wohl aus Dinter) in der ersten Auflage beibehalten hatte, findet sich auch noch in der zweiten. So schreibt er auffallenderweise immer noch Ptolemaeus, Ptolemais, obgleich schon längst darauf hingewiesen worden ist, daß Ptolomaeus und Ptolomais bei den römischen Schriftstellern die allein gebräuchliche Form gewesen ist, und obwohl auch unsere Caesar-Hss. die Form mit *o* durchweg bieten. Auch daß Novák (3, 20 ff.) regelmäßig Coelius drucken läßt, ist auffallend: auch unsere Caesar-Hss. führen durchaus auf Caelius. Ebenso beruht 1, 64, 3 die Auslassung des in allen Hss. hinter centuriones stehenden que doch wohl auf einem Versehen. Desgleichen jedenfalls die Hinzufügung des que hinter item 3, 1, 4; denn itemque hat dort nur der Thuaneus. Über andere Stellen, die mit allen oder fast allen Hss. zu ändern sind, habe ich schon bei der Besprechung von Menges und Kleists Ausgabe das Nötige gesagt.

Ist an den bisher behandelten Stellen ein Zurückkehren zu der hdschr. Überlieferung geboten, so erscheint an anderen die Aufnahme einer Konjektur wünschenswert. Z. B. 2, 39, 4 ist nach meiner Überzeugung die von allen Hss. gebotene Lesart praesertim cum conferretur unmöglich; die Gründe, denen sich ein so guter Kenner des Lateinischen wie Novák gewiß nicht verschließen wird, habe ich in dem kritischen Anhang zu meiner Bearbeitung der Kraner-Hofmannschen Ausgabe kurz angegeben. Ebendaselbst habe ich nachgewiesen, daß an verschiedenen Stellen statt der jetzt bei Novák und in den meisten anderen Ausgaben stehenden Konjekturen andere Verbesserungsvorschläge aufzunehmen sind, z. B. 1, 78, 1 statt XVII ein VII oder VIII: 2, 41, 4 neque statt nec; 2, 20, 3 se sibi st. sibi usw. Wünschenswert wäre auch, daß N. an allen oder wenigstens an bestimmten Stellen st. *IV* drucken ließe *IIII*, z. B. 3, 7, 2. Hier haben alle Hss. statt des notwendigen quattuor das Wort illi oder ille. Nun kann wohl aus IIII ein illi oder ille werden, aber nicht aus IV.

Einige Konjekturen des Herausgebers scheinen mir nicht annehmbar zu sein, und zwar aus paläographischen Gründen. So 1, 23, 3 die Einfügung des Wortes reprehendit. Daß zwischen loquitur und quod ein Wort ausgefallen ist, darf man als sicher ansehen; aber der Ausfall des Wortes reprehendit hat auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Dagegen versteht man sehr wohl, daß queritur nach der ganz ähnlichen Endung von loquitur leicht ausgelassen werden konnte. Ebenso konnte 3, 16, 1 nach oppidum das

Wort oppositum, meinetwegen auch obiectum, leicht übersehen werden, aber für den Ausfall von obiectum zwischen Corcyrae und ibi spricht nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Gegen die von anderen gemachten Verbesserungsvorschläge macht Novák gern geltend, daß das vorgeschlagene Wort bei Caesar sonst nicht vorkomme, z. B. gegen das 1, 64, 7 von Dübner vorgeschlagene ablati (flumine). Aber daß ein so bekanntes und oft gebrauchtes Wort wie auferre zufällig in den wenigen uns erhaltenen Werken Caesars nicht vorkommt, kann doch wirklich kein Grund sein, eine Konjektur zu verwerfen, falls sie sonst einige Wahrscheinlichkeit hat. Wie viele der gebräuchlichsten Worte kommen zufällig in unserem Caesar nicht vor, und wie viele kommen nur einmal vor. Allein von den mit A beginnenden Wörtern kommen beinahe 100 nur ein einziges mal vor, z. B. abhorreo, abutor, acer, adipisci, apportare, acquirere, advenire, aestivus, aeternus, ambitus, amor, anima, antepono, argumentum, ars, und wie viele kommen zufällig gar nicht vor, wie aedes, aequalis, amare. Und wird Novák wohl darum die sicher richtige Konjektur abiuncto Labieno timebat verwerfen, weil abiungere sonst bei Caesar sich nicht findet, auch überhaupt nicht häufig ist? Ich meine, gerade bei seltener vorkommenden Wörtern konnte es den Abschreibern leicht passieren, daß ihnen ein häufig vorkommendes Wort in die Feder kam. 3, 88, 4 steht in unseren Hss. und den meisten Ausgaben: quae (evocatorum milia duo) tota acie disperserat. Das letztere Wort, meine ich, ist an dieser Stelle unmöglich; denn dispergere bedeutet stets zerstreuen aufs Geratewohl, wahl- und planlos hinwerfen oder stellen oder legen. Ist es nun wohl denkbar, daß Pompejus gerade seine besten Truppen, seine zuverlässigsten Leute ganz ziel- und planlos irgendwohin gestellt, aufs Geratewohl zerstreut haben sollte? Es ist ganz sicher, daß der alte erfahrene General gerade seine evocati da aufgestellt hat, wo sie nach seiner Überzeugung am meisten nützen, auf ihre Umgebung am besten einwirken konnten. Und das heißt nicht dispergere, sondern dispertire. Nun findet Novák, daß das Wort dispertire bei Caesar sonst nicht vorkommt, und daß deshalb dieser Vorschlag zu verwerfen ist. Nach seinem Grundsatz würde man auch gegen disperserat geltend machen können, daß von dispergere bei Caesar zwar ziemlich oft das Partizip, aber niemals eine andere Form vorkommt. Ich denke, wer eine Konjektur macht, muß erstens nachweisen oder wenigstens nachweisen können, daß die Überlieferung unhaltbar ist, zweitens daß das von ihm Vorgeschlagene dem von dem Gedanken, dem Zusammenhang Geforderten durchaus entspricht und dem Sprachgebrauch des Schriftstellers oder der Gebildeten der betreffenden Zeit entspricht, drittens muß er die Entstehung des Fehlers der

Hss. einigermaßen begreiflich machen können. Ist dies alles der Fall, dann darf seine Konjektur als einigermaßen gerechtfertigt angesehen werden.

Der Druck der vorliegenden Ausgabe ist sehr sorgfältig überwacht. Ich habe nur zwei ganz unwesentliche Versehen bemerkt: 1, 25, 3 *res*titisset st. restitisset, und 3, 26, 3 vi- st. vi. Außerdem ist im kritischen Anhang zu 1, 69, 2 ad Ilerdam st. ab Ilerda gedruckt, und 3, 60—73 sind die Bemerkungen etwas durcheinander geraten, endlich ist scribere und quas umgestellt.

Dem Texte geht eine in tschechischer Sprache geschriebene Einleitung voran.

15) C. Iulii Caesaris commentarii de Bello Civili. Erklärt von Friedrich Kraner und Friedrich Hofmann. Elfte, vollständig umgearbeitete Auflage von Heinrich Meusel. Mit fünf Karten. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. XVI u. 375 S. 8. 3,40 *M*.

Auf Wunsch der Verlagsbuchhandlung habe ich nach dem Tode Fr. Hofmanns die Bearbeitung der neuen Auflage der Kranerschen Ausgabe von Caesars Bellum Civile übernommen. Ich habe dazu zunächst die handschriftliche Überlieferung, in der Hauptsache nach meinen eigenen Kollationen, festzustellen gesucht; sodann habe ich alle griechischen und römischen Schriftsteller, die die Geschichte des zweiten Bürgerkrieges behandeln, durchgearbeitet, ebenso aber auch die neueren Werke, welche jene Zeit behandeln, namentlich Stoffels Histoire de Jules César, guerre civile. Dadurch und durch eigene sprachliche Untersuchungen ist sowohl der Text als auch der Kommentar bedeutend verändert und der letztere stark erweitert worden.

Die Ausgabe enthält nun, da auch sonst einiges Neue hinzugekommen ist, außer der Vorrede Folgendes: 1) eine historische Einleitung (S. 1—10); 2) eine Übersicht über den Inhalt der einzelnen Bücher (S. 11); 3) den Text der drei Bücher des BC. mit darunter stehendem Kommentar (S. 12—300); 4) einen Nachtrag zu dem Abschnitt über die Belagerung Massilias (S. 301—303); 5) den kritischen Anhang (S. 304—344); 6) ein geographisches Register (S. 345—354); 7) ein Register über die Anmerkungen (S. 355—366); 8) eine Zeittafel der im BC. erwähnten oder angedeuteten Ereignisse (S. 367—374); 9) 5 Tafeln Karten.

Die Einleitung hat nur geringe Veränderungen und einige Zusätze erhalten. Der Text zeigt gegenüber der zehnten Auflage etwa 500 Änderungen, die teils durch genauere Kenntnis der Hss. veranlaßt sind, teils durch neuere Untersuchungen, fremde und eigene. Vielfach konnte die Lesart der Hss. wiederhergestellt werden. — Der Kommentar ist sehr verändert, vielfach berichtigt, namentlich aber durch Zusätze erweitert worden: aus

204 Seiten Text und Kommentar sind 289 geworden. Der kritische Anhang ist fast vollständig neu. Das geographische Register ist vielfach berichtigt und erweitert. Die Karten sind berichtigt und vervollständigt. Neu hinzugekommen ist eine Karte für die Kämpfe zwischen Ilerda und Octogesa nach Stoffels Atlas. Neu hinzugekommen sind ferner ein Register über die Anmerkungen und eine genaue Zeittafel über die Ereignisse vom 1. Januar 705 (49) bis Mitte November 706. Diese Zeittafel enthält in der ersten Spalte das Datum des damaligen Kalenders, in der zweiten und dritten die Umrechnung in die Daten des julianischen Kalenders. In der zweiten Spalte ist die Ansicht des französischen Astronomen Leverrier wiedergegeben, nach der sich Napoléon und Stoffel gerichtet haben und viele französische Gelehrte noch jetzt richten, in der dritten die Ergebnisse einer erneuten Untersuchung Paul Groebes, die der Herausgeber von Drumanns Geschichte Roms mit Unterstützung zweier Astronomen gefunden hat und die fast ganz genau mit den Berechnungen der neueren deutschen Forscher übereinstimmen.

So hoffe ich, daß die neue Auflage des Kraner-Hofmann, die aber nicht mehr für Schüler bestimmt ist, den Anforderungen, die die Wissenschaft zu stellen berechtigt ist, einigermaßen entsprechen wird.

Der Text der vorliegenden Ausgabe ist für Schulzwecke abgedruckt in einem Büchlein, das folgenden Titel trägt:

16) C. Iulii Caesaris de Bello Civili commentarii. Edidit H Meusel. Berolini apud Weidmannos. MDCCCCVI. 116 S. 8. geb. 1 *M*.

17) Des C. Julius Caesar Denkwürdigkeiten über den Bürgerkrieg. Herausgegeben von Franz Fügner. Text. Leipzig und Berlin 1902, Verlag von B. G. Teubner. XVIII u. 178 S. 8. geb. 1,60 *M*.

Eine Besprechung dieser Ausgabe würde jetzt zu spät kommen, da inzwischen eine zweite Auflage erschienen ist mit folgendem Titel:

18) B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller. Des C. Julius Caesar Denkwürdigkeiten über den Bürgerkrieg Herausgegeben von Franz Fügner. Text. Zweite Auflage mit acht Abbildungen im Text und zwei Karten. Leipzig und Berlin 1909, Druck und Verlag von B. G. Teubner. XVI u. 175 S. 8. geb. 1,60 *M*.

Diese aus dem Nachlaß Fügners von W. Haynel herausgegebene Auflage enthält auf S. III—XVI eine Einleitung, welche I) die Vorgeschichte des Bürgerkrieges erzählt, II) den Gang des Krieges; es folgt der Text auf S. 3—132; hierauf eine Zeittafel (S. 133 f.), dann ein Verzeichnis der Eigennamen (S. 135—165) und eine Übersicht über die wichtigsten Realien (S. 166—173); endlich ein Nachwort zur ersten und zweiten Auflage. Die

Kartenbeigaben sind dieselben wie die zur ersten Auflage, nämlich auf Tafel I.: eine Skizze zu Caesars Marsch von Ravenna bis Brundisium; 2) der Kriegsschauplatz in Spanien; 3) der Kriegsschauplatz in Afrika; 4) Massilia; 5) die Kämpfe bei Ilerda; auf Tafel II.: 6) Brundisium; 7) das Schlachtfeld bei Pharsalus; 8) zu den Kämpfen bei Dyrrachium; 9) der Kriegsschauplatz auf der Balkanhalbinsel.

Fügner hatte schon in der ersten Auflage im Anschluß an Küblers Ausgabe und mit Benutzung der neueren Verbesserungsvorschläge einen namentlich für Schulzwecke recht brauchbaren Text geboten. Die zweite Auflage ist noch wesentlich verbessert. Immerhin wird in einer gewiß zu erwartenden neuen Auflage noch verschiedenes zu ändern sein. So schreibt er gegen alle Hss. 1, 43, 2 communisset st. communivisset, eine Lesart, die, namentlich neben occupavisset, in keiner Weise zu rechtfertigen ist. 3, 88, 5 schreibt er mit dem einen Thuaneus cohortes septem in castris praesidio disposuerat. Die Präposition in ist natürlich mit den übrigen Hss. zu streichen. Castris praesidio disponere ist ähnlich dem sehr oft vorkommenden castris praesidio relinquere. Über einige andere Stellen, die auf Grund der hdschr. Überlieferung geändert werden müssen, habe ich schon oben gesprochen.

Unhaltbare Konjekturen hat F. an folgenden Stellen aufgenommen: 1, 9, 1 haben die Hss. ganz richtig: Quoniam Pompei mandata ad se detulerint, ne graventur sua quoque ad eum postulata *deferre*. Fügner schreibt mit Paul: postulata *referre*. Daß das falsch ist, zeigt quoque, das bei referre fehlen müßte. Daß man 1, 46, 1 das überlieferte horas in horis verwandeln kann, wenn man 1, 47, 3 horis und 3, 59, 1 annis unverändert läßt, verstehe ich nicht. Ich meine, cum esset pugnatum horis quinque entspricht ganz genau dem quod quinque horis proelium sustinuissent und qui principatum in civitate multis annis obtinuerat. Auch 2, 15, 1 halte ich Pauls Konjektur für unglücklich. Paul ändert das in allen Hss. überlieferte nam ubi in nam illi. Aber nach meinem Gefühl müßte dann erstens statt der Perfecta viderunt und perdoluerunt das Imperfectum stehen, und zweitens vor dem folgenden quod eine satzverbindende Partikel eingefügt werden. In welchem Verhältnis die einzelnen Satzteile zu einander stehen, habe ich in dem Kommentar zu dieser Stelle angegeben. 3, 55, 1 steht in der zweiten Auflage ebenso wie in der ersten etwas ganz Unmögliches. Tantum a vallo eius prima acies aberat, ut in eam telum tormento adigi posset, lesen wir bei Fügner. Caesar, der nie das Leben auch nur eines seiner Legionare zwecklos einer Gefahr aussetzt, sollte hier viele Hunderte so aufgestellt haben, daß sie sich, ohne sich auch nur im geringsten wehren zu können, nutzlos mußten

niederschießen lassen?! Auch 3, 56, 3 ist eine unhaltbare Konjektur aufgenommen: eo Q. Calenum misit eique Sabinum et Cassium cum tribus cohortibus adiunxit. Die Hss. lassen tribus aus, und mit Recht: Sabinus und Cassius sollten ihre sämtlichen Kohorten dem Calenus zur Verfügung stellen. Wäre also etwas ausgefallen, so müßte *XV* oder omnibus zugesetzt werden.

Ohne Not ist auch an folgenden Stellen geändert worden, wie sich aus den Anmerkungen zu meiner Ausgabe ergibt: 1, 2, 7 intercedunt (st. intercedit) und 3, 1, 1 quo per leges eum (st. ei) consulem fieri liceret. 3, 68, 3 liegt jedenfalls nur ein Schreibfehler vor. Die erste Auflage hatte hier: quam cum esset animadversum coniunctam esse flumini; das wäre möglich. Die zweite bringt: quam cum esset animadversum coniunctam eam esse flumini, und das ist natürlich unmöglich. Setzt man eam ein, so ist selbstverständlich das in den Hss. stehende quod (st. quam) wiederherzustellen. Auch 3, 4, 3 kann wohl nur auf einem Versehen beruhen, wenn es sich auch in beiden Auflagen findet: sagittariorum Creta .... trium milium numero habebat. Natürlich muß es tria milia numero heißen; und wer trium milium schreiben will, müßte doch numero in numerum verwandeln.

An anderen Stellen ist die hdschr. Lesart zu Unrecht beibehalten worden, z. B. 1, 34, 1 Corfinio und 3, 64, 2 corruptum; vgl. den kritischen Anhang zu meiner Ausgabe.

Druckfehler finden sich verschiedentlich, die, wenn sie meist auch unbedeutend sind, doch manchmal stören, z. B. 1, 71, 1. Wer hier mit Paul circumdato equitatu schreibt, muß auch mit ihm das Komma zwischen equitatu und cum streichen. Ein Komma fehlt 2, 20, 2 hinter expellerent; 3, 5, 2 steht in beiden Ausgaben Appolloniae; 3, 34, 1 longuis st. longius; 3, 93, 4 ab latere st. a latere.

Mehr Versehen finden sich in dem übrigens im allgemeinen recht sorgfältig gearbeiteten Verzeichnis der Eigennamen. Es fehlt z. B. unter Byllidenses die Stellenangabe, es fehlt Caesar; unter Bagrada, Hispalis, Sicoris, Taurois fehlt die Angabe der Quantität der vorletzten Silbe, während die der drittletzten teilweise falsch angegeben ist, z. B. Sĭcoris; falsch ist auch jedenfalls Asparāgium, auch wohl Arecōmici und Genūsus. Unter Afranius ist zu lesen 1, 37, 1 st. 3, 37, 1, unter Graecia 1, 25, 3 st. 1, 35, 3. In der Einleitung S. IX, 26 l. Albiker st. Albiner, S. X, 36 lies castra Cornelia 2, 37, 3 st. castra Corneliana 2, 27, 3.

Die Karten erleichtern das Verständnis. Die Ausstattung des Schulbuches ist gut.

## II. Größere Werke zum Verständnis Caesars.

19) T. Rice Holmes, Caesars Conquest of Gaul. London 1899, Macmillan and Co. XLIV u. 846 S. gr. 8. 21 *S.*

Das Werk zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste Teil (S. 1—162) enthält in der Hauptsache eine lebendige und anschauliche Schilderung der Kämpfe Caesars in Gallien; der zweite (S. 163—825) behandelt eine große Anzahl Einzelfragen, die sich auf die gallische und gallo-römische Geschichte beziehen, namentlich aber zur Erläuterung des ersten Teils des vorliegenden Werkes dienen.

In dem ersten Teil werden zunächst in einem einleitenden Kapitel die Kämpfe zwischen Galliern und Römern, die politischen und sozialen Zustände im Keltenland, die Einfälle deutscher Stämme in Gallien besprochen und ein paar Bemerkungen über Caesars Konsulat, seine Stellung zu seiner künftigen Provinz, sein Heer und seine Pläne gegeben. In Kapitel 2—8 schildert der Vf. die allmähliche Unterwerfung Galliens in genauem Anschluß an Caesars und Hirtius' Darstellung in der Weise, daß er überall statt der allgemein gehaltenen Orts- und Zeitangaben Caesars bestimmte Daten und Örtlichkeiten einsetzt, wenn die neuere Forschung zu gesicherten oder doch sehr wahrscheinlichen Ergebnissen gelangt ist. Da der Vf. sich streng an sein Thema hält, so verzichtet er hier auf eine genauere Behandlung der Einfälle in Deutschland und England. — In einem Schlußkapitel werden kurz die Gründe zusammengefaßt, die Caesar die Eroberung Galliens ermöglichten.

Der zweite Hauptteil des Buches zerfällt in sieben Abschnitte. Der erste (S. 165—244) bespricht kurz die wichtigsten Hss. und Ausgaben, handelt dann von der Zeit der Abfassung und der Veröffentlichung der commentarii de bello Gallico und prüft endlich (S. 173—244) in sehr eingehender und besonnener Weise all die Schriften und die Gründe, die Caesars Glaubwürdigkeit anzweifeln und angreifen. — Der 2. Abschnitt (S. 245—327) hat es zu tun mit der „Ethnologie" Galliens, den vorgeschichtlichen Rassen, den Iberern, Liguriern, Kelten, Belgiern und den sogenannten Germani in Belgien (B. Gall. II 4, 10). — Der 3. Abschnitt (S. 328—514) ist rein geographischen Inhalts und untersucht in der Hauptsache die Lage der bei Caesar erwähnten Städte und die Wohnsitze der einzelnen gallischen Völkerschaften. Die Ansichten der Gelehrten, die über die betreffenden Fragen geschrieben haben, werden einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. — Der 4. Abschnitt (S. 515—547) befaßt sich mit den politischen, sozialen und religiösen Verhältnissen des Landes (z. B. Königtum, Vergobreten, Adel, Hörige und Sklaven, Druiden). — Der 5. Abschnitt (S. 548—562) behandelt einige Punkte, die in dem einleitenden Kapitel des ersten Hauptteils berührt sind, genauer (z. B. über die Cimbern und Teutonen, die Ankunft Ariovists in

Gallien, Caesars Geburtsjahr). — Der 6. Abschnitt (S. 563—606) betrifft das Kriegswesen Caesars; der letzte endlich (S. 607—825) behandelt eine große Anzahl von Einzelfragen, die in Beziehung auf Caesars B. Gall. aufgeworfen worden sind, so z. B. über die Marschroute der Helvetier, den Ort der Helvetierschlacht und der Schlacht gegen Ariovist, Untersuchungen über die Feldzüge gegen die Belgier, die Veneter usw. Aber auch sprachliche Dinge (wie die Bedeutung von altero die, misericordia vulgi) und textkritische Fragen werden behandelt. — Den Schluß machsn zwei Indices (S. 827—846).

Beigegeben ist eine große Karte von Gallien im Maßstab von 1 : 2 850 000 und 7 Pläne und Karten zu Schlachten und Feldzügen (Helvetierschlacht 1 : 56 000, Schlacht an der Axona 1 : 60 000, Nervierschlacht 1 : 40 000, Gergovia 1 : 30 000, Feldzug des Labienus gegen Paris 1 : 630 000, Alesia 1 : 52 500, Uxellodunum 1 : 30 000) und ein Plan des gegen Avaricum angelegten agger.

Das Werk, die Frucht elfjähriger angestrengter Arbeit, macht durchweg den Eindruck sorgfältigsten Studiums und gewissenhaftester und umsichtigster Prüfung. Welche Unsumme von Arbeit steckt nicht allein in dem „Geographical Index" S. 335—514, in dem der Vf. alle aus irgend einem Gesichtspunkte beachtenswerten Ansichten über die bei Caesar und Hirtius erwähnten gallischen Völkerschaften und Städte einer unbefangenen und gründlichen Prüfung unterzieht.

Daß man nicht mit allen Ansichten des Vf.s, nicht mit allen Ergebnissen seiner Untersuchung einverstanden sein wird, ist bei der Unmenge von Einzelfragen, die behandelt werden, von vornherein zu erwarten und selbstverständlich. Einiges von dem, was ich auszusetzen habe, habe ich in der Besprechung des Buches (in der Berliner Philolog. Wochenschr. 1901 No. 2) erwähnt. Am schwächsten ist, wie ich dort bemerkte, die philologische Seite. Das neueste große Werk desselben Vf.s (Ancient Britain and the invasions of J. Caesar, Oxford 1907) zeigt aber auf diesem Gebiete einen wesentlichen Fortschritt, und so ist mit Sicherheit zu erwarten, daß in einer neuen Auflage, die nicht lange auf sich warten lassen wird, die Mängel der ersten Auflage verschwinden werden.

Zu erwägen wird in einer neuen Auflage auch die Frage sein: Was ergibt sich für die Wohnsitze der verschiedenen gallischen (und germanischen) Völkerschaften, wenn verschiedene Abschnitte unseres Caesartextes (z. B. I 1, 5—7; IV 10; V 12—14; VI 25—28) gar nicht von Caesar herrühren? — In dem geographischen Abschnitt würden es gewiß viele mit mir gern sehen, wenn der Vf. sich zu einer kleinen Erweiterung seines Planes entschließen könnte und auch eine Untersuchung über die Wohnsitze der Ubier, Sugambrer und Bataver hinzufügte.

Aber auch in der vorliegenden ersten Auflage ist das Werk ein unentbehrliches Rüstzeug für jeden, der sich genauer mit Caesar beschäftigt.

20) Camille Jullian, Vercingétorix. Paris 1903, Hachette & Co. 407 S. kl. 8. 3,50 Fr.

Die erste Auflage dieses Buches ist 1900 erschienen. Mir liegt die dritte zur Besprechung vor; inzwischen ist aber, wie ich sehe, schon die vierte erschienen. Aber alle diese Auflagen unterscheiden sich wohl nicht wesentlich von einander; auch dürften einschneidende Änderungen schwerlich nötig werden.

Das Werk ist, wie die meisten oder alle Werke des Verfassers, ohne Vorrede erschienen; bestimmt aber ist es wohl in erster Linie für gebildete Leser überhaupt und ganz besonders für die französische Jugend. Doch kann es auch unserer Jugend dringend empfohlen werden; und für die Lehrer, die Caesar im Unterricht zu behandeln haben, kann es geradezu als unentbehrlich bezeichnet werden. Es ist populär im besten Sinne des Wortes, und was der Verfasser von einem anderen Werke sagt, kann mit vollstem Recht von seinem Buche gesagt werden: „Livre destiné sans doute à la *Bibliothèque des Écoles et des Familles,* mais qui est l'ouvrage le plus sain et le plus sobre qu' ait provoqué la vie de Vercingétorix, et qui est une oeuvre de haute probité historique, c'est à dire faite à la fois avec l'étude immédiate des sources et la franchise reconnaissante des emprunts aux devanciers“.

Der Verfasser bietet, wie man von ihm und nach dem Titel des Werkes von vornherein erwarten wird, einen vorzüglichen Kommentar zum 7. Buche von Caesars Bellum Gallicum. Er gibt uns also nicht bloß an, wenn Caesar einen allgemeinen Ausdruck gebraucht, wie proficiscitur, pervenit u. ä., auf welchem Wege der angedeutete Zug aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgt ist, ferner, wenn es dort heißt: collis, flumen, was für ein Berg oder Fluß gemeint ist, soweit sich so etwas überhaupt ergründen läßt, sondern er sucht auch in der Seele seines Helden oder seines Gegners zu lesen und die Beweggründe, die sie zu einer Handlung getrieben haben, zu erforschen. Für seinen Helden ist er, wie sich das für einen Historiker und Biographen gehört, begeistert; er ist auch, was ebenfalls für einen solchen sehr wünschenswert ist, ein tüchtiger Psycholog. Caesar, den Besieger seines Volkes, liebt er gar nicht; aber nie läßt er sich zu einer Ungerechtigkeit gegen ihn fortreißen; und anderseits verschweigt er die Schwächen und Fehler seines Helden nicht.

Doch er gibt viel mehr als dies. Das wird man sofort aus der folgenden Übersicht über den Inhalt des Werkes erkennen. Das Ganze zerfällt in 21 Kapitel mit folgenden Überschriften: I. Le pays

d'Auvergne. II. Les dieux arvernes. III. Le peuple arverne. IV. La royauté arverne; Bituit. V. Celtill, père de Vercingétorix. VI. Vercingétorix, ami de César. VII. Le nom de Vercingétorix. VIII. Vercingétorix, chef de clan. IX. Le soulèvement de la Gaule. X. L'empire gaulois. XI. Le passage des Cévennes par César. XII. Avaricum. XIII. Gergovie. XIV. La bataille de Paris et la jonction de César et de Labiénus. XV. L'assemblée du mont Beuvray. XVI. Défaite de la cavalerie gauloise. XVII. Alésia. XVIII. Vercingétorix se rend à César. XIX. L'oeuvre et le caractère de Vercingétorix. XX. Soumission de la Gaule et more de Vercingétorix. XXI. Transformation de la Gaule.

Hierzu nur einige Bemerkungen! In den ersten Kapiteln behandelt der Verfasser in feinsinniger Weise die Beziehungen zwischen Land und Leuten, den Einfluß des Landes auf den Charakter der Bevölkerung, aber auch noch manches andere Interessante, wie sich aus der weiteren genaueren Inhaltsangabe ergibt. Das erste Kapitel enthält nämlich folgende Paragraphen: 1. L'Auvergne, centre de la Gaule. 2. Des routes qui y conduisent. 3. Auvergne et Morvan (der gebirgige Teil des Häduerlandes). 4. Isolement relatif de l'Auvergne. 5. Plateaux et montagnes. 6. Le Puy de Dôme. 7. La Limagne (das Tiefland des Arvernergebietes). 8. Sources et lacs. — Die einzelnen Paragraphen des zweiten Kapitels haben folgende Überschriften: 1. Auvergne et Campanie. 2. Dieux des bois, des sources et des lacs. 3. Dieux des montagnes. 4. Les grands dieux et leurs résidences. 5. Teutatès au Puy de Dôme. — Das dritte Kapitel enthält folgende Unterabteilungen: 1. Persistance des anciennes races en Auvergne. 2. Qualités nationales des Arvernes: courage, patriotisme local, esprit de résistance. 3. Puissance de l'aristocratie; esprit d'association et de famille. 4. Goût des entreprises lointaines. 5. Cavaliers et fantassins arvernes. 6. Fidélité aux traditions. 7. Aptitude au travail et au progrès. 8. A quoi peut servir l'étude du milieu.

Man wird nach diesen kurzen Angaben schon ahnen, daß der Verfasser auf diesem breiten und festen Grunde das Leben seines Helden aufbaut und seine Handlungen verständlich zu machen weiß. Auch die folgenden Kapitel bilden noch die solide Grundlage seiner Biographie des Vercingetorix. Vieles von dem, was Jullian hier bietet, dient ganz wesentlich zur Erklärung und zum Verständnis dessen, was Caesar im 7. Buch des Bellum Gallicum berichtet. Auch vieles von dem, was Caesar verschweigt, weiß der Verfasser als wichtig und bestimmend für den Ausbruch und Verlauf der Erhebung des Jahres 52 erscheinen zu lassen, z. B. das Eingreifen und den Einfluß der Druiden. Mit dichterischer Phantasie weiß er die Vorgänge, von denen die Quellen berichten, im einzelnen auszumalen und Lücken der Überlieferung auszufüllen — und schöpferische Phantasie ist ja ein unentbehr-

liches Erfordernis für einen Historiker —; aber nirgends wird man sagen können, daß, was er sagt, ein reines Phantasiegebilde sei: im Gegenteil, fast stets liegen seinen Ausführungen bestimmte Andeutungen seiner Quellen, in erster Linie natürlich, ja fast ausschließlich, Caesars zu Grunde. Vorzüglich ist die Charakteristik der einzelnen Personen, Länder, Völker.

Der Inhalt der beiden Schlußkapitel ergibt sich am besten aus den Überschriften der einzelnen Paragraphen. Cap. XX. 1. César se réconcilie avec les Éduens et les Arvernes. 2. Organisation de la résistance par les chefs patriotes. 3. Campagnes de 51. Destinées des différents chefs. 4. Départ de César et vaines espérances de soulèvement. 5. Rôle des Gaulois dans l'armée de César et dans les guerres civiles. 6. Triomphe de César et exécution de Vercingétorix. Cap. XXI. § 1. Progrès de la patrie romaine. 2. Transformation des chefs. 3. Transformation des grandes villes. 4. Transformation des grands dieux. 5. Le Puy de Dôme cent ans après Vercingétorix. 6. Tentatives de révolte en 69—70: le congrès de Reims et la fin du patriotisme gaulois.

Beigegeben sind dem Buche 1. eine Karte von Gallien zur Zeit Caesars (entnommen der Caesarausgabe von Dosson-Lejay). 2. Ein Plan von Bourges (Avaricum). 3. Eine Karte von Gergovia und eine von Alesia, beide nach den Ergebnissen der Ausgrabungen Stoffels. 4. Eine Karte der Umgebungen von Gergovia und Alesia nach der französischen Generalstabskarte (1 : 80 000). 5. Eine Karte der Umgegend von Dijon, wohin Jullian die Reiterschlacht vor der Einschließung Alesias verlegt. 6. Fünf Münzen mit dem Bilde oder dem Namen des Vercingetorix (?).

Außerdem sind noch 7 Abhandlungen beigegeben: 1. Über die Münzen des Vercingetorix. 2. Avaricum. 3. Gergovia. 4. Die Schlacht von Dijon. 5. Die Kontingente der Hilfsarmee. 6. Alesia. 7. Der Tod des Vercingetorix. Während der Verfasser sonst in seinem Werke absichtlich Anmerkungen und wissenschaftlichen Apparat vermeidet, stellt er in diesen Abhandlungen sorgfältige wissenschaftliche Untersuchungen an über zweifelhafte Punkte und sucht (in einigen dieser Anlagen) die genaue Übereinstimmung der Örtlichkeiten mit Caesars Darstellung nachzuweisen.

Der Druck ist außerordentlich sorgfältig. Nur S. 231 ist durch ein Versehen gedruckt sud-est statt sud-ouest; S. 243 finden sich in den griechischen Worten des Dio Cassius zwei kleine Versehen; S. 325 jeune st. jeunes und S. 393 Anm. 4 Labienus st. Labienum; sonst ist nur gelegentlich einmal durch Schuld der Druckerei ein Buchstabe ausgefallen, wie S. 10 das l von légitime — einmal sogar ein ganzes Wort, wenigstens in dem mir vorliegenden Exemplar: S. 314 Z. 15 das Wort est.

Zum Schluß noch ein paar Bemerkungen, von denen der Herr Verfasser vielleicht die eine oder andere bei der Bearbeitung einer neuen Auflage wird benutzen können. S. 41 betrachtet J. die Salyer als Kelten, während er in seinem großen Werke „Histoire de la Gaule“ sie als Ligurier ansieht oder wenigstens als Kelto-Ligurier. S. 156 heißt es: „aux deux légions qu'il trouva sur sa route, aux recrues qu'il amenait, vinrent se joindre les six légions de Sens et les deux légions qui surveillaient les Trévires. La concentration achevée dans la vallée de la Seine, il s'achemina vers Sens avec toute son armée. Das ist doch wohl ganz unwahrscheinlich, daß er erst die sechs Legionen aus Sens kommen läßt ins Seinetal und dann mit dem ganzen Heere sich wieder nach Sens begibt. — S. 193 sagt der Verfasser, das Gepäck Caesars und des Heeres sei zum großen Teil in Noviodunum zurückgelassen worden. Aber die Worte suorum atque exercitus impedimentorum magnam partem sind, wie J. Lange nachgewiesen hat, ein späterer Zusatz. Ebenso stammt, wie v. Göler dargetan hat, das Wort noctis (VII 41, 1) nicht von Caesar; also ist S. 207 à l'entrée de la nuit nicht gerechtfertigt. Woher weiß der Verfasser, daß den vier Führern des gallischen Heeres 40 Berater beigegeben wurden (S. 280)? — S. 309 heißt es: enseignes des cohortes. Aber hatten die Cohorten Fahnen? — S. 293 und 300 ist von 190 000 Mann die Rede; dabei ist aber übersehen, daß n den vorhergehenden Kämpfen doch schon eine ganze Anzahl gefallen oder kampfunfähig gemacht waren. — S, 389 ist assaut durch expugnatio gegeben; aber expugnatio bezeichnet stets Eroberung, nie Sturm. Veranlaßt ist der Irrtum durch die gewöhnlichen Caesarausgaben seit Nipperdey. VII 36, 1 gehen die beiden Handschriftenklassen, wie so oft, stark auseinander; $\alpha$ hat: de expugnatione non prius agendum constituit quam; $\beta$ hat: de oppugnatione desperavit, de obsessione non prius agendum constituit quam... Beide Lesarten geben einen vernünftigen Sinn; aber Nipperdey hat durch Kontamination folgendes gemacht: de expugnatione desperavit, de obsessione non prius agendum constituit quam... und das ist Unsinn. Zweck der oppugnatio ebensowohl wie der obsessio ist die Eroberung, die expugnatio. Wenn aber Caesar an der Möglichkeit der Eroberung der Festung überhaupt verzweifelte, so hätte er sicherlich sein Heer sofort weggeführt. Die Erklärung, welche die Herausgeber bieten, expugnatio bedeute den Sturm auf eine Festung, ist falsch; expugnatio bedeutet im Lateinischen die Einnahme, die Eroberung und nichts anderes.

Doch genug der kleinen Bedenken! Das Werk ist vorzüglich und kann unseren Lateinlehrern gar nicht warm genug empfohlen werden.

Von dem eben besprochenen Werke ist eine deutsche Übersetzung erschienen mit folgendem Titel:

21) Camille Jullian, Verkingetorix. Übersetzt von Hermann Sieglerschmidt. Mit 11 Karten und 5 Illustrationen. Gießen, Carl Flemming 1906. XII u. 329 S. gr. 8. 3 *M*.

Aus der Vorrede sei hier folgendes angeführt: „Jullians ebenso sorgfältige wie anregende Schilderung stützt sich der Hauptsache nach auf Caesars eigenen Bericht über den gallischen Krieg, mit dem die in anderen Autoren enthaltenen Nachrcihten und . . . die Ergebnisse moderner Forschung zu einem Ganzen verbunden sind. Nicht auf dem Gebiete der Ortsbestimmung und der Feststellung der die militärischen Ereignisse betreffenden Einzelheiten beruht das dem Verfasser des „Vercingétorix“ zuzuschreibende Verdienst, sondern vor allem darin, daß er neben der Kriegsgeschichte auch das politische und religiöse Leben des alten Galliens zur Geltung bringt. An die Beschreibung des Schauplatzes der Begebenheiten und des Volkes, das ihn bewohnt, knüpft sich die Vorgeschichte Galliens, und indem die von Caesar, Posidonius, Strabo u. a. überlieferten Nachrichten mit unserem Wissen vom mittelalterlichen und modernen Frankreich vereinigt werden, erwächst vor unseren Augen ein möglichst vollständiges und konkretes Bild des Eroberungswerks und der auf beiden Seiten beteiligten Persönlichkeiten. So wird die knappe Darstellung Caesars in glücklicher Weise erweitert, die Phantasie angeregt und das Verständnis der Vorgänge erleichtert. Dies Ergebnis verdient aber nicht nur die Anerkennung des Historikers: es ist auch geeignet, dem ansprechend geschriebenen Buche das Interesse jedes Gebildeten zuzuführen und die Caesarstunden der Gymnasien und Realgymnasien, die vielfach eine zusammenhängende Anschauung der Tatsachen nicht zu gewähren vermögen, in willkommener Weise zu ergänzen“.

Die Übersetzung ist recht geschickt, fast ausnahmslos in gutem Deutsch. — Für das Verständnis der Schüler, für die diese Übersetzung in erster Linie bestimmt ist, sind Anmerkungen hinzugefügt. Zu den Beigaben, die das Original enthält, sind noch folgende hinzugekommen: 1. ein Titelbild: „Verkingetorix ergibt sich dem Caesar (von H. Royer)“; 2. eine Karte von Frankreich im Maßstabe von 1 : 3 200 000; 3. eine Karte vom Col du Pal: 1 : 200 000; 4. eine Karte zum Feldzuge des Labienus gegen Paris; 5. ein Plan von Paris.

Versehen sind mir folgende aufgefallen: S. 4 Z. 7 ist ouest durch „Osten“ gegeben; 75, 1 le durch „sich“; 97 Z. 15 v. u. d'autres durch „die anderen“; 154 Z. 6 v. u. qui n'avait pu vaincre durch „den er hatte besiegen können“; 167, 1 une nuit durch „eines Tages“; 185, 8 les ponts durch „eine Brücke“; 205, 11 vite durch „weit“. — Hie und da finden sich

einige Ungenauigkeiten, wie S. 17, 3 souvent „bisweilen“; S. 42 Z. 2 v. u. autant . . . que „eher . . . als“. Manchmal ist der Ausdruck nicht ganz geschickt, erinnert auch bisweilen an das verrufene Übersetzungsdeutsch, aber doch nur ganz vereinzelt. Man vergleiche z. B. S. 15, 11: „die Götter, welche den Bergspitzen vorstanden“; S. 125, 12 „Kämpfe liefern“; S. 302 Z. 4 v. u. „Hinzufügungen“ (st. Zusätzen). Fantassins wird öfter durch Fußgänger gegeben. Wiederholt sind einzelne Wörter übersehen, wie S. 61, 10 gaulois, 85, 3 populaire, 123, 2 fertiles, 129, 16 deux, 137, 7 v. u. la place, 271, 2 bons. Störender ist die Auslassung ganzer Sätze und Satzteile, z. B. S. 33 Z. 5 v. u. „culte des sommets montagneux et labour des plaines fertiles“; S. 144, 9 „Sous l'action pressante de leur chef, les Gaulois se formaient rapidement aux leçons des tacticiens romains“. Ähnlich S. 150 Z. 11 v. u., 200, 14, 246, 6, 257, 16, 264, 2, 267, 12. Möglich ist allerdings, daß manche Sätze oder Satzteile, die ich vermißt habe, in der zweiten Auflage, aus der der Verfasser übersetzt hat, fehlen.

Der Druck ist im allgemeinen korrekt. Von Druckfehlern sind mir aufgefallen: in den griechischen Zitaten mehrmals ein ς st. ϛ; S, 83, 7 und 104, 13 Dāmagogen: S. 59 ἐγεγόναι st. ἐγεγόνει; S. 275, 6 XI st. XL; 324, A. 1 VII, 8, 2 st. VII 80, 2; S. 263 letzte Zeile Gruben st. Gräben. Auf der Karte von Frankreich steht Mezene st. Mezenc und Montlucon st. Montluçon. Angegeben konnte auch die öfter erwähnte Limagne sein. Doch alle diese kleinen Mängel kommen nicht in Betracht gegenüber den Vorzügen der guten und sorgfältigen Arbeit. Jedenfalls kann diese Übersetzung allen denen unbedingt empfohlen werden, denen die Lektüre des Originals Schwierigkeiten macht oder unmöglich ist.

In demselben Verlage ist auch eine verkürzte Schulausgabe von Jullians Werk in französischer Sprache erschienen mit folgendem Titel:

22) Camille Jullian, Vercingétorix. Zweite Auflage. Für die Schule bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Hermann Sieglerschmidt. Mit 11 Karten und 5 Illustrationen. Preis geb. 2,40 *M*.

Dieser Auszug aus dem französischen Original hat mir nicht vorgelegen: ich kann also kein Urteil darüber abgeben.

23) Kaspar Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme. Zweite, unveränderte Auflage. Anastatischer Neudruck der Ausgabe von 1837. Göttingen 1904, Vandenhoeck und Ruprecht. VIII u. 780 S. 8. 16 *M*.

Die Besprechung dieses Buches gehört eigentlich nicht in diesen Jahresbericht, da es sich um ein schon im Jahre 1837

erschienenes Werk handelt. Da aber das außerordentlich wertvolle Werk seit langer Zeit vergriffen und nur noch gelegentlich antiquarisch zu fast unerschwinglichen Preisen zu haben ist und oft angeführt wird, aber wohl nur wenigen der jetzt Lebenden zu Gesicht gekommen ist, da ferner wenig bekannt geworden zu sein scheint, daß ein Neudruck zu mäßigem Preise jetzt zu haben ist, so scheint es mir nicht unangemessen, an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen und über den Inhalt des bekannten und doch so unbekannten Buches etwas genauer zu berichten.

Nach einer Einleitung (S. 1—16), die von den Hauptgebirgen und Flüssen Mitteleuropas handelt, spricht der Verfasser im ersten Buch über das Altertum (S. 17—302), im zweiten Buch (S. 303—758) über die neuen Umgestaltungen. Das erste Buch zerfällt in vier Kapitel. Das erste behandelt die mitteleuropäischen Hauptstämme (S. 17—69); das zweite die deutschen Völker (S. 70—159); das dritte die Nachbarstämme in West und Süd (S. 160—264); das vierte die Nachbarstämme in Ost und Nord (S. 265—302). Das zweite Buch enthält fünf Kapitel. Im ersten wird gesprochen über die deutschen Westvölker (S. 303 bis 400); im zweiten über die deutschen Ostvölker (S. 401—501); im dritten über die skandischen Germanen (S. 502—566); im vierten über die West- und Südnachbarvölker (S. 567—591); im fünften endlich über die Nachbarstämme in Ost und Nord (S. 592—758).

Im ersten Kapitel des ersten Buches spricht der Verfasser über Sprache und Götterglauben, Körpergestalt und Lebensweise der Nordvölker und über die Bedeutung der Namen und Worte Suebi, Vindili, Vindelici, Germani, deutsch, Celtae, Galli, Galatae, S(c)lavi.

Im zweiten Kapitel, das von den deutschen Völkern im einzelnen handelt, wird zunächst über die Zweige der Deutschen gesprochen (die Istaevones, Ingaevones und Herminones), dann über die Völker des Oberlandes, drittens über die Völker des östlichen Flachlandes, viertens über die Völker des Küstenstrichs, zuletzt über die Völker auf Scandinavia.

Was die Völker des Oberlandes betrifft, so rechnet Zeuß dazu 1) die Sigambri und ihre Nachbarvölker die (Marsi,) Ubii, Usipetes, Tencteri, Tubantes, Ampsivarii, Chamavi, Bructeri); 2) die Westsueben, d. h. die Chatti, (Mattiaci, Chattuarii,) Batavi, Canninefates und die Hermunduri; 3) die Cherusci und Umgebung (die Angrivarii, Langobardi, Dulgibini, Chaulci, Chasuarii); 4) die Markomannen und die umwohnenden Völker, nämlich die (Narisci,) Quadi und Baemi; 5) die ligischen Völker (außer den Ligii die Buri und Silingae); 6) die Bastarnae.

Unter den Völkern des östlichen Flachlandes versteht der Verfasser die Semnones, Varini, Burgundiones, Guttones

(Gothones); unter den Völkern des Küstenstrichs 1) die Friesen, Chauken und Nebenvölker; 2) die Völker der kimbrischen Halbinsel und der Umgebung (die Cimbri, Teutones, Ambrones, Saxones, Anglii); 3) die Anwohner der Ostsee, nämlich die Suardones, Rugii, Turcilingi, Sciri.

Im dritten Kapitel des ersten Buches ist die Rede von den Nachbarstämmen in West und Süd. Dazu gehören erstens die Kelten, zweitens die Illyrier, drittens die Thraker. Bei den Kelten unterscheidet Zeuß iberische Kelten, italische Kelten, Alpen- und Donaukelten, illyrische Kelten, makedonische, thrakische und asiatische Kelten. Dann behandelt er das Stammland, die Belgae, die Britanni und die Caledonio-Hiberni. Hierauf gibt er eine Übersicht über die keltischen Völker der Inseln und des keltischen Stammlandes und zwar zunächst die Völker von Hibernia, dann die von Britannia. Bei den Völkern des keltischen Stammlandes unterscheidet er „Völker zwischen der Sequana und dem Liger", „Völker zwischen dem Liger und der Garumna", „Völker im Laufe des Rhodanus und in seinen Umgebungen". Alles dies wird (leider) ziemlich kurz abgetan. Genauer wird dann in dem Abschnitt über die Kelten von den Völkern im Westgebiete des Rheins und von den Alpenvölkern gesprochen. Zu den Völkern im Westgebiete des Rheins gehören die Menapii, Morini, die bei Caesar als Germani bezeichneten (Condrusi, Eburones, Caeroesi, Paemani, Segni), die Atuatuci, Nervii, Treveri, Mediomatrici, Leuci, Vangiones, Triboci, Nemetes. Zu den Alpenvölkern gehören die Helvetii, die Alpengermanen, die Raeti und Vindelici, die Norici, Boi, Carni, Iapydes.

Unter den Illyriern werden besonders hervorgehoben die Pannonii; unter den Thrakern die Getae und Daci.

Das vierte Kapitel handelt von den Nachbarstämmen in Ost und Nord, und zwar I. den Wenden, II. den Aisten, III. den Finnen, IV. den Skythen.

Das zweite Buch behandelt „die neuen Umgestaltungen". Das erste Kapitel bezieht sich auf die deutschen Westvölker und zwar I. die Alamanni; II. die Franci und zwar A. die Niederfranken (Salii, Chamavi, Chattuarii); B. die Oberfranken (Ampsivarii, Riparii, die chattischen Franken, die Hessi, die Bructeri); III. die Thuringi; IV. die Baiovarii; V. die Saxones (Ostfali, Westfali, Angrarii, Nordalbingi); VI. die Frisii (Ostfriesen und Nordfriesen).

Das zweite Kapitel handelt von den deutschen Ostvölkern und zwar erstens von der südlichen Gruppe, den gotischen Völkern: Gothi, Tervingi, Greutungi (Wisigothi, Austrogothi), Gothi minores, Gothi Tetraxitae, Thaifali, Gepidae, Bastarnae, Peucini; zweitens von der südwestlichen Reihe, den Ligii, Vandali, Wandali, Silingi, Suevi, Buri, Victohali, Astingi, Lacringi, Quadi, Burgundiones, Langobardi; drittens von der nordöstlichen Reihe, den Ostseevölkern, d. h. den Heruli, Rugi, Sciri und

Turcilingi; viertens von der nordwestlichen Gruppe, den Saxones, Angli und Jutae.

Das dritte Kapitel betrifft die skandischen Germanen, genauer die Dani, Gauti, Suiones, Nordmanni (hier werden auf S. 520—566 die Normannenzüge eingehend behandelt).

Im vierten Kapitel spricht der Verfasser von den West- und Südnachbarvölkern und zwar A. von den Inselvölkern a) in Nordwest, den Scoti, Picti, Attacotti, b) im Süden der Ostinsel: den Cambri und Domnonii; B. von den Völkern im westlichen Rheinlande: den Olibriones, Leti, Chamavi, Attuarii, Warasci, Scudingi; C. von den Völkern an den Alpen: den Raeti, Breuni, Norici, ferner von den Sette Communi und den Gotscheern.

Das fünfte Kapitel endlich betrifft die Nachbarstämme in Ost und Nord und zwar I. die Wenden, II, die Aisten, III. die Finnen, IV. die Völker am Pontus. In dem Abschnitt über die Wenden wird erstens der östliche Zweig behandelt, nämlich die bulgarischen (mösischen) Slawen, dann die illyrischen Slawen (die Serbi, Chorwati), sodann die Alpenslawen (die Carantani und Creinarii), hierauf die russischen Slawen; zweitens der westliche Zweig (die griechischen Slawen, die deutschen Slawen). In diesem Abschnitt von den deutschen Slawen werden a) die Slawen an der oberen Donau und Elbe besprochen (die Moravi, die Tschechen, die Sorabi, die Daleminci, Milcieni und die Lusici); b) die fränkischen und thüringischen Wenden; c) die Slawen im Flachlande zwischen der Elbe und Oder, nämlich die Hevelli, die Linones, Smeldingi, Bethenici, die Morizani, Warnabi, Liubuzzi, Ucri, Polabi, Wagri, Obodriti, Liutici (d. h. die Wilzen); d) die sächsischen Slawen; e) die „Slawen von der Oder über das Weichselland", d. h. die Poloni, Pomorani, Rugiani.

Die Aisten werden eingeteilt in Westaisten (Prussi), Südaisten (Jazwingi), Ostaisten (Litwani), Nordaisten (Curi und Letti).

Bei den Finnen unterscheidet Zeuß skandische Finnen (Skridefinnen und Terfinnen, Kwenen) und Ostfinnen.

Zu den Völkern am Pontus gehören die Sarmatae, die Borani und Urugundi, die Costoboci, Amadoci, die Carpi, die Alani, die Hunni, die Bulgari, die Avari, Chasari, Pecinaci, Cumani, endlich Ungri.

Die Geschichte aller dieser Stämme und Völker verfolgt der gelehrte Verfasser von ihrem ersten Auftreten in der Geschichte bis zu ihrem Untergang oder bis zu der Zeit, wo sie in die Gegenden gekommen sind, die sie noch jetzt inne haben. Überall zeigt er eine bewundernswerte Sprachkenntnis und eine erstaunliche Belesenheit. Von Sprachen beherrscht er und setzt die Kenntnis dieser Sprachen auch bei seinen Lesern voraus (außer deutsch, französisch, englisch, italienisch) das Altnordische, Angelsächsische, Altsächsische, Gotische, „da man jetzt wohl

voraussetzen darf, daß ein deutscher Geschichtsforscher auch deutscher Sprachkenner sei". Er kennt aber außerdem die wichtigsten slavischen Sprachen, ebenso das Keltische, ja, wie es scheint, sogar das Arabische und Hebräische, wenigstens bringt er öfter etwas in arabischer und hebräischer Schrift. Arabische Zeugnisse gibt er gewöhnlich nur in deutscher Übersetzung, slavische mit begleitender deutscher Übertragung. Zu bedauern ist, daß er über die keltischen Völkerschaften nur einen allgemeinen Überblick gibt, nichts Genaueres, wie bei den slavischen Völkern. Die Bedeutung der einzelnen Völkernamen, die er behandelt, sucht er überall zu erforschen. Was die Geschichte der einzelnen Stämme betrifft, so hat er alle Schriften und Quellen, die zur Zeit der Abfassung des Werkes bekannt waren, gewissenhaft benutzt, also nicht nur die griechischen und lateinischen Schriftsteller, die altnordischen, angelsächsischen Zeugnisse usw., sondern auch die Byzantiner und die mittelalterlichen lateinischen und altdeutschen Quellen, die altslavischen, ja sogar die arabischen. Und wegen dieser umfassenden und gründlichen Quellenbenutzung ist das Werk auch jetzt noch unentbehrlich, und die Verlagsbuchhandlung Vandenhoeck und Ruprecht hat sich unzweifelhaft ein wirkliches Verdienst erworben durch die Veranstaltung eines anastatischen Neudrucks. Der Druck selbst ist so gut ausgefallen, wie es bei anastatischem Neudruck überhaupt möglich ist. Das Papier ist viel besser als in der Originalausgabe. Daß manche Buchstaben nicht ganz klar ausfallen, läßt sich auch bei der größten Sorgfalt nicht vermeiden; aber nur selten wird der Benutzer über ein Wort zweifelhaft sein.

24) G. Veith, Geschichte der Feldzüge C. Julius Caesars. Mit einem Bildnisse Caesars und 46 Beilagen. Wien 1906, L. W. Seidel & Sohn. XX u. 553 S. gr. 8. Dazu 46 Karten-Beilagen. Preis 25 M.

Das vorliegende Werk enthält nach der Vorrede (S. V—XV) auf S. XVI—XIX ein Inhaltsverzeichnis, auf S. XX ein „Verzeichnis der benützten Literatur". Das eigentliche Werk zerfällt in drei Hauptteile: 1) Caesar und seine Armee (S. 1—64); 2) die Eroberung Galliens (S. 65—219); 3) der Kampf um die Herrschaft (S. 221—480). Dazu kommt noch ein Anhang „Diskussionen" (S. 481—552).

In dem ersten Teil „Caesar und seine Armee" spricht Veith zunächst über Caesar selbst (S. 3—23), dann über das römische Kriegswesen zur Zeit Caesars (S. 24—64). In dem ersten Abschnitt wird gehandelt über Caesar als historische Persönlichkeit, seinen Lebensplan, seine Armee, über Caesar als Feldherr. In dem Abschnitt über das römische Kriegswesen wird kurz die Organisation (das Material, die Infanterie, die Kavallerie, die Ge-

schütze, die technischen Truppen, die Stabstruppen, die „höheren Kommanden“, die Flotte, Verpflegung und Sold und „das soziale und moralische Element des Heeres“), dann über die Kriegführung gesprochen (über Märsche, Lager, Aufklärungsdienst, Gefecht, Feldbefestigung, Festungskrieg, Flußübergänge, Seekrieg, Etappenwesen, Winterquartiere).

Der zweite Hauptteil des Buches, „die Eroberung Galliens“, beschäftigt sich zunächst (S. 67—71) mit dem Kriegsschauplatz und der politischen Lage, dann (S. 71—74) mit dem Kriegswesen der Völker des gallischen Kriegsschauplatzes. Dann kommt die Hauptsache, die Feldzüge der Jahre 58—51. Hier gibt der Verfasser in möglichstem Anschluß an Caesars Darstellung eine Schilderung des Verlaufs der einzelnen Feldzüge und am Ende jedes Jahres eine Zusammenfassung der Ergebnisse der einzelnen Kriegsjahre. Am Schluß folgt noch eine kurze Darstellung der Ereignisse des Jahres 50 und eine Zusammenfassung des Gesamtergebnisses der Unterwerfung Galliens.

Der dritte Hauptteil hat es zu tun mit dem „Kampf um die Herrschaft“. Hier wird zuerst die Veranlassung zum Bürgerkriege dargelegt, dann in drei Abschnitten „der Krieg gegen die mit Pompejus verbündete Republik“ (S. 229—365), „die Pazifizierung des Orients“ (S. 366—396), „die Kämpfe gegen die Reste der Republikaner und Pompejaner“ (S. 397—457), endlich „das Schlußergebnis“ (S. 458—480). In einem Anhang werden dann noch einzelne Punkte genauer behandelt, z. B. die Treffen- und Intervalltaktik, die Glaubwürdigkeit der statistischen Angaben bei Caesar (hauptsächlich gegen H. Delbrück), Bemerkungen zu topographischen Details, Schlachtendarstellungen usw. (z. B. zur Schlacht bei Bibracte, zur Lage von Genabum, zur Schlacht bei Gergovia, zur Lage von Apollonia, zur Schlacht bei Thapsus, bei Munda), über die Rheinbrücke Caesars, über die Legionen Caesars, über die Zahl der Legionen Caesars im afrikanischen Feldzuge 47/46.

Die Karten-Beilagen bringen Skizzen zu den Feldzügen der einzelnen Jahre und Pläne zu den einzelnen Schlachten, die Rheinbrücke Caesars, Pläne zur Belagerung von Gergovia, Alesia, Massilia, und Übersichten über die Kräftegruppierung vor Ausbruch des Bürgerkrieges, vor Caesars Übergang nach Makedonien, zur Zeit von Caesars Landung in Alexandria und vor Caesars Übergang nach Afrika.

Liest man die Vorrede, so werden durch diese die allergrößten Erwartungen erregt; denn der Verfasser, der 1906 „k. u. k. Oberleutnant, zugeteilt dem Generalstabe“ war, läßt von dem, was bisher über Caesar erschienen ist, nur Mommsens Römische Geschichte und Rüstows Heerwesen und Kriegführung Caesars gelten; alles andere hat gar keinen oder doch nur einen sehr geringen Wert. Drumanns Geschichte Roms ist „für den

Historiker überaus wertvoll", „sein militärisches Urteil aber erscheint fast immer sehr anfechtbar"; v. Göler ist veraltet Delbrücks Geschichte der Kriegskunst gibt dem Bearbeiter der Feldzüge Caesars fast immer in negativem Sinne zu tun; Fröhlichs Kriegswesen Caesars ist „redliche Professorenarbeit"; Napoléons I. Précis des guerres de César „erscheint vielleicht wertvoller als Dokument zur Beurteilung Napoleons selbst wie zum Studium Caesars"; Napoleons III. Histoire de Jules César ist „ein politisches Tendenzwerk schlimmster Sorte", Stoffels Fortsetzung „La guerre civile" steht allerdings bedeutend höher, aber „das einzige, was diesem Doppelwerke bleibenden Wert verleiht, sind die umfassenden und gründlichen Studien über topographische und chronologische Details".

Wie steht es nun mit dem vorliegenden Werke, das der Verfasser „auf Grund zwölfjähriger emsiger Studien und ebensoweit zurückreichender Vorarbeiten" (das soll doch wohl nicht heißen: nach vierundzwanzigjähriger Beschäftigung mit dem Thema?) veröffentlicht? Zunächst macht auf den Leser einen nicht angenehmen Eindruck die eigentümliche Sprache, die überall hervortretende starke Neigung zum Gebrauch von (meist überflüssigen) Fremdwörtern und undeutschen, ja geradezu fehlerhaften Wendungen. Mit solchen Dingen könnte man leicht 2—3 Druckbogen füllen; hier soll nur eine ganz kleine Auslese gegeben werden. S. XI: Fröhlich hat ziemlich dezidiert gegen seinen bisherigen Meister Front gemacht; S. 12: die Methode, durch überraschende Rokaden gegen die Flanke . . . den Erfolg zu erzielen; S. 21: Pedantische Sekkaturen im inneren Dienst . . . kannte er nicht; S. 57: Besetzung der Stadtmauer, insbesondere der diese überragenden und enfilierenden Türme; S. 80: die Lieferungen wollten trotz der dringendsten Urgenzen nicht eintreffen; S. 122: die total deroute Reiterei; S. 140: bei so diffizilen, filigranen Verbindungen. Besonders beliebt sind bei ihm manche Ausdrücke wie ralliieren (jenseits welcher es, d. h. das Gros, sich in günstiger Stellung ralliierte), disponieren (z. B. wohin er ein kleines Kavalleriedetachement disponiert hatte); Ressourcen, meritorisch (das ja freilich in Österreich überhaupt außerordentlich beliebt ist), vital und anderes. Ich bin überzeugt, einzelne dieser Fremdwörter verstehen viele unserer Offiziere nicht. Oft klingt das, was Vf. schreibt, recht gesucht, z. B. S. 214: der demokratischen Partei, deren . . . unumschränktes Oberhaupt Caesar repräsentierte; S. 186: er demonstrierte gleichzeitig an drei Stellen der Seine den Übergang; S. 208: wo er sich über die Loire zu salvieren gedachte; S. 307: er hatte die größte Chance, die seine Partei überhaupt besaß, ausgeliefert; S. 361: er weiß, wie leicht Pompejus aus dem Kontakt (Konzept?) zu bringen ist.

Beim Gebrauch mancher Fremdwörter macht der Vf. geradezu Fehler. So schreibt er S. 170: um seinen mit genialer Großzügigkeit konzepierten Plan ins Werk zu setzen; S. 197: jene überraschende Peripethie. Nicht üblich ist, wenigstens in dem größten Teile Deutschlands, das Nonsens und die Dispens; das erstere ist auch in keiner Weise zu rechtfertigen.

Sehr beliebt ist bei ihm die Häufung von Fremdwörtern, z. B. S. 68: mit der zunehmenden marasmischen Degenerierung der Nation war ... eine progressiv fortschreitende ... Denationalisierung eingetreten; S. 165: was ihm vielmehr vorschwebte, war, dem bereits fast über seine Kräfte angewachsenen Reichskoloss militärisch und kulturell sichere Grenzen zu geben; der Durchführung der inneren Homogenität mußte die äußerliche Arrondierung notwendig vorangehen; S. 202: durch ihre wiederholte Teilnahme an diversen Konspirationen schwer kompromittiert; S. 224: es gelang ihm, sich selbst als integrierenden Bestandteil dieses kombinierten Machtfaktors vom Oppositionsführer zum Machthaber zu erheben; S. 298: was ihn vor allem charakterisiert, ist sein eminent initiatives Temperament; S. 414: seinen Rekruten imponierte seine Ruhe und seine Sicherheit im par distance-Disponieren ungeheuer und Scipio ... hatte den moralischen Echec auf seiner Seite; S. 549: daß diese Dimension damals bedeutender war, ist nach der ganzen Terrainkonfiguration und den in Afrika konstatierten temporären Veränderungen nicht anzunehmen.

Störender ist das auffallende und manchmal geradezu fehlerhafte Deutsch. Manches davon ist freilich wohl als in Österreich allgemein zu entschuldigen. So gebraucht der Vf. oft an statt auf, z. B. am Marsch (S. 30), am rechten Flügel (S. 186), am Kontinent (S. 135, 136), am Rückzuge (S. 239); bei st. aus, z. B. S. 329 bei mehreren Toren zugleich abmarschieren; zusprechen st. zusagen (S. 79: mit größter Zuvorkommenheit wurde dieselbe (die erbetene Hilfe) zugesprochen); S. 91: diese überfielen die zurückgehenden Scharen und richteten sie übel her (st. zu); S. 145: dagegen stellte (st. stand) Cotta ... vollauf seinen Mann; S. 309: das an solche Strapazen nicht gewohnte (st. gewöhnte oder solcher Strapazen nicht gewohnte) Heer; S. 284: die Legion weigerte sich ... weiter Dienst zu machen (st. tun); S. 37: Caesar erhob (st. erhöhte) die Löhnung; S. 192: was man von der Festung genau ausnehmen (st. erkennen oder beobachten) konnte; S. 270: ein Lager ausstecken (st. abstecken); S. 278: die ausgesprochene (st. erwähnte) Niederung; S. 55: war die für den Angriff bestimmte Stelle fürgewählt; S. 433: er hatte sich genötigt gesehen, das zur Besoldung der Legionen nötige Geld von seinen Offizieren ... auszuleihen. Auch sonst findet sich manche sehr auffallende und

bedenkliche Wendung, wie S. 34: wenn sie nicht einen anderen mächtigen Truppenführer als Gegengewicht auszuspielen imstande war; S. 36: Wein erhielten sie wohl nur fallweise; S. 200: in dieser ausnahmsweisen Härte; S. 236: um erst nach vollständiger Komplettierung truppenkörperweise zusammengezogen zu werden; S. 184, 302, 305: die seinerzeitige Offensive; S. 401: die von Pharsalus rückgekehrten Legionen; S. 40: außertourliche Beförderung; S. 97: daß die Römer ihnen nicht aus uneigennütziger Freundschaft . . . beigestanden waren; S. 237: es wurde auf die Mitnahme des Staatsschatzes vergessen; mehr weniger st. mehr oder weniger, z. B. S. 104: die mehr weniger willkommene Kunde. Manches von dem Angeführten ist Provinzialismus, speziell österreichisch, manches kann man auch schon als fehlerhaft bezeichnen.

Unzweifelhaft fehlerhaft ist aber u. a. Folgendes: S. 223: seinem Genie vertrauend, das ihm . . . . instinktiv das Richtige vollbringen ließ. Daß hier nicht ein Druckfehler vorliegt, geht daraus hervor, daß Ähnliches öfter sich findet, z. B. S. 137: er hatte ihnen allen seine Überlegenheit fühlen lassen; S. 178: um dem Feinde glauben zu machen; S. 198: die Geschichte dieses . . . hoch über einen Claudius Civilis stehenden Mannes; S 384: ersteres Land hatte Pompejus an König Dejotarus . . . gegeben, einem Manne von lächerlicher Schwäche des Charakters; S. 252: durch Okkupierung starker Stellungen und tunlichster Vermeidung jeder definitiven Entscheidung; S. 320: eine Wurzel, die sie mit Milch bucken (ebenso S. 36); S. 120: sie hatten den Rhein auf den Schiffen der Menapier . . . übersetzt; S. 259: eine ganze Legion war überschifft; S. 244: die Schiffe des Pompejus, die den ersten Staffel glücklich überführt hatten; S. 45: die taktische Aufklärung während des Marsches . . oblag in erster Linie der Kavallerie; S. 505: hätte er dies nicht wollen, so hätte er nicht . . . aufgestellt; S. 320; es zeigt (st. zeugt) von einer uns heute nicht mehr recht verständlichen einseitigen Geschmacksrichtung; S. 190: eines von zwei Flüßchen umspielten Berges; S. 37: für den von Pick auf dienenden Mann schnitt die Beförderung mit der höchsten Unteroffiziersstelle . . . ab. Ich habe beim Lesen des Buches oft den Eindruck gehabt, daß das Deutsche wohl nicht die Muttersprache des Vf. sein mag. Ist diese Vermutung richtig, so würde man anerkennen müssen, daß er sich diese Sprache im allgemeinen recht gut angeeignet hat. Ist er aber ein geborener Deutscher, so müßte man wohl annehmen, daß er durch das Zusammenleben mit Leuten aus allen möglichen Ländern des bunt zusammengesetzten österreichischen Staates sein Deutsch allmählich etwas verlernt habe. Auch die allzu große Vorliebe für Fremdwörter würde sich so erklären und entschuldigen lassen.

Doch alles bisher Erwähnte betrifft Äußerlichkeiten und

Kleinigkeiten, so zu sagen kleine Schönheitsfehler. Schwerer wiegen schon Fehler, die auf eine ziemlich mangelhafte Kenntnis des Lateinischen und Griechischen schließen lassen. Veith schreibt regelmäßig Mithrydates, Ariminium, Ausculum (st. Asculum), M. Terrentius Varro, Gnomphi (st. Gomphi), Berhorrhaea (st. Beroea oder Berrhoea), Sysiphus, Synope, Lybien usw. Sonderbar nimmt sich neben alle dem sein Ptolomaeus aus. Auf einen Mangel an Sorgfalt läßt schließen das immer wiederkehrende Vinganne (st. Vingeanne), ebenso sein Esonne (st. Essonne), Allièr, Nevèrs, Terragona (st. Tarragona).

Noch bedenklicher steht es mit der Schreibung der keltischen Namen. Hier liest man nicht nur Veromandui st. Viromandui. Divitiacus st. Diviciacus, Trinobanten st. Trinovanten, Aduatuca st. Atuatuca, — das sind Formen, die man gern entschuldigen wird, — sondern auch Agendicum st. Agedincum. Buduognatus st. Boduognatus, Idutiomarus st. Indutiomarus, Emperedorix st. Eporedorix usw. Was für eine uralte Ausgabe der Vf. benutzt haben mag, weiß ich nicht. Oder sind das alles nur Flüchtigkeitsfehler? Die meisten dieser Namen stehen schon in den besseren Ausgaben des 16. Jahrhunderts in der richtigen Form.

Aber auch sonst finden sich eine ziemliche Anzahl Versehen und Irrtümer in dem Buche, die bei sorgfältigerem Studium Caesars vermieden worden wären. Z. B. S. 169 läßt er Caesar im Anfang des 7. Kriegsjahres in der Hauptstadt festgehalten werden. Davon steht bei Caesar nichts und konnte auch nichts stehen, da Caesar ja während seines Prokonsulats die Hauptstadt nicht betreten durfte. S. 180 heißt es: er brach nach nur dreistündiger nächtlicher Rast wieder auf und erschien noch vor Tagesanbruch vor Gergovia. Hätte er Göler aufmerksam gelesen. würde er sich überzeugt haben, daß jene dreistündige Rast nicht in die Nachtzeit gefallen sein kann und daß das in den Hss. stehende noctis mit den neueren Ausgaben zu streichen ist. Daß er S. 237 die via Aemilia irrtümlich statt der via Cassia genannt hat, bemerkt er S. 553 in den Berichtigungen; daß S. 236 dasselbe der Fall ist, hat er übersehen. S. 278 schreibt er: Brutus besetzte die dem Hafen gegenüberliegende kleine Inselgruppe. Bei Caesar heißt es: Hae (Bruti naves) ad insulam. quae est contra Massiliam, stationes obtinebant. 9 Zeilen weiter schreibt dann Vf. richtig: (Brutus) entwickelte seine Flotte vor der Insel. Den Feldherrn Jubas nennt er regelmäßig Suburra; der Mann heißt aber in Wirklichkeit (auch schon in den alten Ausgaben) Sabu(r)ra. Sollte hier vielleicht eine Verwechselung des Saburra und der Subura vorliegen? Den Lucretius Vespillo nennt er S. 307 Lucretius Vespillus, ebenso den Munatius Flaccus Mutatius Flaccus, den

Mamurra regelmäßig Mammurra, den Magius aus Cremona nennt er Magius Cremona. Ungenauigkeiten finden sich nicht selten. So läßt er den Kampf mit den Venetern bis in die Nacht hinein dauern; Caesar sagt: ad solis occasum. S. 251 liest man: (Pompejus) sandte seinen Legaten Domitius ... dorthin (nach Massilia). Aber Domitius, der zum Statthalter von Gallien ernannt war, kann nicht als Legat des Pompejus bezeichnet werden, und außerdem wurde Domitius nicht von Pompejus nach Massilia entsandt, sondern ging aus eigenem Antriebe dorthin. Nach Veith schlugen die Afranianer, noch etwa 10 Kilometer vom schützenden Gebirge entfernt, ein Lager auf, nach Caesar (B. C. 1, 65, 3) milia passuum V vom Gebirge entfernt, d. h. etwa 7½ Kilom. Ungenau ist auch S. 129 die Bemerkung: Caesar befahl, die Geiseln nach dem Kontinent zu senden, was die Briten natürlich versprachen, ohne daß es ihnen einfiel das Versprechen zu halten. Denn Caesar sagt IV 38, 4: duae, omnino civitates ex Britannia obsides miserunt, reliquae neglexerunt. S. 90 heißt es: er vereinigte unbemerkt die ganze Legionsinfanterie im alten Lager und disponierte dafür die ganze Hilfsinfanterie in das neue. Das ist von vornherein durchaus unwahrscheinlich und widerspricht auch wirklich dem Berichte Caesars (I 49, 5): munitis castris (minoribus) duas ibi legiones reliquit et partem auxiliornm, quattuor reliquas legiones in castra maiora reduxit. Veranlaßt ist der Vf. zu seinem Irrtum durch die weitere Erzählung Caesars (I 51, 1): postridie ... (Caesar) alarios omnes .... pro castris minoribus constituit, was Vf. wiedergibt: vor Tagesanbruch ließ er diese ... vor dem kleinen Lager in Legionsformation Stellung nehmen; aber daß dies vor Tagesanbruch geschah, davon sagt Caesar nichts. S. 98 nennt er einen Legaten Caesars C. Pedius st. Q. Pedius. S. 142 wird umgekehrt C. Fabius von ihm Q. Fabius genannt. S. 146 gibt er dem Ambiorix 70000 Mann; bei Caesar (V 49, 1) heißt es: haec erant armata circiter milia LX. S. 171 läßt er den Schnee in den Cevennen stellenweise vier Fuß hoch sein; bei Caesar lesen wir: discussa nive in altitudinem pedum VI. S. 259 u. 260 läßt Vf. 18 Kilometer flußaufwärts eine neue Brücke schlagen; bei Caesar beträgt die Entfernung (1, 54, 3) milia passuum a castris XXII, also ungefähr 33 Kilometer. Bei der Schilderung der Belagerung Massilias schreibt er: während letztere (die Soldaten Caesars), von den übermenschlichen Anstrengungen der letzten Tage erschöpft, sich des Nachts arglos der Ruhe hingaben; aber im B. Civ. lesen wir: subito meridiano tempore, cum alius discessisset, alius ex diutino labore in ipsis operibus quieti se dedisset. Nach der Schlacht bei Pharsalus werden nach Veith acht Adler vor Caesar niedergelegt (S. 342), nach Caesar (3, 99, 4) aquilae VIIII.

So findet man überall — denn ich habe nur eine kleine

Auswahl gegeben — Ungenauigkeiten und Flüchtigkeiten. Ein günstiges Vorurteil erweckt alles das, was ich bisher berührt habe, wenn es auch nur Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten betrifft, für die Hauptsache, die Darstellung und Würdigung der Feldzüge Caesars, nicht. Doch bekommt man von der letzteren glücklicherweise einen besseren Eindruck, als man nach allem dem erwarten wird.

Ob so manche Behauptung, die der Vf. aufstellt, richtig ist, kann ich als Laie nicht beurteilen. So z. B. die Behauptung (S. 473), daß mit Caesar „die Fundierung der Kriegskunst" abgeschlossen ist, daß keine große neue Idee seitdem mehr dazu gekommen ist. Ebenso erscheint es mir zweifelhaft, ob das, was Vf. über die Antesignani, über die Verwendung der Reserve und über die „Intervallstaktik" sagt, richtig ist. Namentlich in Beziehung auf die letztere habe ich persönlich den Eindruck gewonnen, daß Rudolf Schneider mit seiner Ansicht (Legion und Phalanx) recht hat. Aber ein Urteil mag ich mir als Nichtmilitär nicht anmaßen.

Sein militärisches Urteil wird manchmal durch persönlichen Haß in bedenklicher Weise getrübt. So ist es sicherlich ungerechtfertigt, wenn er Q. Cicero (S. 298) einen „militärischen Idioten" nennt: ein solches Urteil ist zugleich eine Verurteilung des von ihm vergötterten Oberfeldherrn; denn einen militärischen Idioten hätte Caesar ganz gewiß nicht zweimal mit einer immerhin nicht ganz unwichtigen Aufgabe betraut. Daß Q. Cicero kein hervorragender General oder Oberst gewesen ist, ist richtig; aber zwischen einem solchen und einem militärischen Idioten ist denn doch noch ein kleiner Unterschied. Gewiß hat Caesar ihn nur aus Rücksicht auf seinen einflußreichen Bruder Marcus an sich herangezogen und ausgezeichnet; aber wäre er absolut unbrauchbar gewesen, hätte er, schon aus Rücksicht auf seine Truppen, ihm nimmermehr eine Legion anvertraut. Aber unser Verfasser haßt den M. Cicero, wahrscheinlich von der Schulbank her, so sehr, daß er sich bei der Nennung des Namens Cicero jedesmal mit blinder Wut auf den Träger dieses Namens stürzt. So schreibt er S. 162: „Die Fähigkeit der richtigen Auffassung und Beurteilung der militärischen Lage ging dem würdigen Bruder des größten Maulhelden nicht nur seiner Zeit gänzlich ab. Dabei hatte er auch nicht die Gabe, seinen Truppen zu imponieren: seine Autorität war gleich Null". S. 384: „Dejotarus, einem Manne von derart lächerlicher Schwäche des politischen Charakters, wie sie uns in jener Zeit nur mehr in der Persönlichkeit Ciceros entgegentritt". Drumann und Mommsen haben über Cicero, so große Schwächen dieser Mann auch hatte, doch sehr ungerecht geurteilt. Viel besonnener und gerechter urteilt außer vielen anderen über Cicero z. B. Gaston Boissier in seinem Werke „Cicéron et ses amis", und in jüngster Zeit A. v. Domaszewski in

seiner Geschichte der römischen Kaiser I. S. 45: „Deshalb geziemt es der historischen Gerechtigkeit wenig, die Anklagen gegen Ciceros Kurzsichtigkeit beständig zu häufen und die Beweismittel aus Ciceros Freundesbriefen mit dem Eifer des Kriminalrichters zusammenzutragen. Ist Cicero der einzige seiner Zeitgenossen gewesen, der die politische Lage verkannte, den Wert seiner eigenen Persönlichkeit überschätzte? Sein Charakterbild darf in der Geschichte nicht deshalb zum Zerrbild werden, weil er dank seiner unvergleichlichen Stellung in der Literatur seines Volkes der einzige antike Mensch ist, den wir wie einen Zeitgenossen kennen. Im Grunde genommen entspringt diese schiefe Beurteilung Ciceros nur einem Mangel an historischer Perspektive. Ciceros Gestalt erscheint uns in unmittelbarer Nähe, alle anderen Menschen seiner Zeit erblicken wir wie in meilenweiter Ferne. . . . Noch verkehrter ist diese hämische Beurteilung Ciceros im psychologischen Betracht. Einer so leicht erregbaren, von jedem Eindruck anders bewegten Natur gerecht zu werden, ist an sich schwer" usw.

Aber wenn auch recht viel an dem Werke des Vf. auszusetzen ist, so kann man es doch darum nicht als wertlos bezeichnen. In lebendiger und flotter (manchmal freilich ziemlich burschikoser) Sprache und klarer Darstellung schildert er den Verlauf der einzelnen Feldzüge und der Schlachten und hebt dabei in treffender Weise die Tätigkeit und das Verdienst Caesars hervor. Anerkennung verdient auch, daß der Vf. am Ende jedes Kriegsjahres die Ergebnisse der einzelnen Feldzüge zusammenfaßt. Recht nützlich ist sein Buch jedenfalls für jüngere Offiziere, die nicht imstande sind, Caesar im Urtext zu lesen. Aber noch nützlicher wird nach meiner Überzeugung auch für diese doch das Studium der Arbeiten Napoleon III. und Stoffels sein, und ich glaube nicht, daß Veiths Werk diese beiden verdrängen wird. Auch Veith selbst wird, wie ich meine, aus einem recht gründlichen Studium dieser Werke noch manches profitieren können; namentlich wird er sich die peinliche Sorgfalt im einzelnen, die besonders Stoffels Arbeit auszeichnet, zum Muster nehmen können. Ja selbst ein gründliches Studium des ja zum Teil veralteten und überholten Göler wird ihm noch manchen Nutzen bringen. Erlebt sein Werk, was gar nicht unmöglich ist und was ich dem unzweifelhaft begabten jungen Offizier wünsche, eine zweite Auflage, so wird er gewiß selbst, da er sicherlich ernst weiter arbeiten wird, anders über so manches, was er geschrieben hat, urteilen und ein wertvolleres Werk zu schaffen imstande sein, als es dieses in jugendlichem Wagemut frisch und keck hingeworfene Buch ist.

Der Druck ist von einer anerkennenswerten Korrektheit. Zu erwähnen wäre höchstens auf S. 54 repetina (st. repentina) und S. 218 Beherrschten (st. Beherrschern).

Mehr Druckfehler, als in dem Buche, sind in den bei-

gegebenen Karten zu finden. So steht auf Karte 2 (ebenso 5, 8, 9, 11, 12, 13, 14, 18, 20) Angalites st. Ancalites, Ambiarii st. Ambibarii, Lemoviges st. Lemovices; auf Karte 4 Dolter st. Doller. Ebenso finden sich die oben erwähnten Fehler in der Schreibung keltischer Namen (wie Agendicum, Aduatuci, Buduognatus) auch auf den Karten. Ja die einzige Stelle, an der der Name Mithridates richtig geschrieben ist, auf Karte 31, wird im Druckfehlerverzeichnis ver—bessert in Mithrydates.

25) W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompeius, Caesar, Cicero und ihre Zeitgenossen nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Zweite Auflage, herausgegeben von P. Groebe. Dritter Band: Domitii—Julii. Leipzig 1906, Gebrüder Borntraeger. XI u. 829 S. gr. 8. 24 ℳ.

Das bekannte großartige Werk Drumanns, das für Historiker und Philologen unentbehrlich ist und wohl immer unentbehrlich bleiben wird, war längst vergriffen. Eine neue Auflage war ein dringendes Bedürfnis; aber ein bloßer Neudruck wäre nicht zeitgemäß gewesen. Die Verlagsbuchhandlung der Gebrüder Borntraeger hat sich ein Verdienst erworben dadurch, daß sie das wertvolle Werk neu bearbeiten ließ und die Bearbeitung einem jungen Gelehrten übertrug, der für diese Arbeit ganz besonders geeignet war, Paul Groebe. Dieser wieder hat den richtigen Weg eingeschlagen, insofern er den eigentlichen Text unverändert ließ — nur wo ein offenbarer Irrtum Drumanns kurz und einfach berichtigt werden konnte, ist dies geschehen —, sonst aber die für unsere Zeit notwendigen Änderungen vornahm. Diese Änderungen verdienen durchweg Billigung, und auch die sonstige Tätigkeit des Herausgebers verdient durchaus Anerkennung. Er hat alle von Drumann angeführten Stellen nachgeschlagen, Irrtümer berichtigt, da, wo Drumann nach alten, jetzt fast nicht mehr gekannten Ausgaben zitiert, die jetzt gebräuchlichen Ausgaben eingesetzt, vielfach Stellen, die von Drumann übersehen waren, hinzugefügt und namentlich durch wertvolle Ergebnisse der Münz- und Inschriftenforschung ergänzt. Ebenso hat er selbstverständlich alle nach der ersten Auflage des Werkes erschienenen wissenschaftlichen Arbeiten zu verwerten gesucht. Wenn ein Irrtum Drumanns sich nicht kurzer Hand berichtigen ließ, ist dies in einer kürzeren oder längeren Anmerkung geschehen, und wenn die Anmerkung gar zu umfangreich hätte ausfallen müssen, ist die Auseinandersetzung in den Anhang verwiesen. So steht denn der alte Drumann jetzt wieder vollständig auf der Höhe.

Der erste Band der Neubearbeitung (Aemilii—Antonii) ist 1899 erschienen, der zweite (Asinii—Cornificii) 1902, der vorliegende dritte 1906. Schon der erste Band enthält manches,

was für die Geschichte Caesars wichtig ist, besonders in dem Abschnitt über Antonius triumvir, ebenso der zweite; in erster Linie aber kommt für uns an dieser Stelle natürlich der dritte in Betracht, dessen größter Teil (S. 125—829) unserem Caesar gewidmet ist. Hier findet man alles, was zur Vervollständigung des von Caesar in seinem Bellum Gallicum und Bellum civile Berichteten dienen kann. Hier findet man wertvolle Beiträge des Herausgebers auch zur Erklärung des Caesartextes in den Anmerkungen. Besonders wichtige Beiträge bringen die mehr als 130 Seiten umfassenden Zusätze des Herausgebers. Zu den das Verständnis des B. Gall. und B. civ. fördernden Abhandlungen dieses Anhangs gehören namentlich folgende: 1) Caesars Legaten im gallischen Kriege; 2) Caesars Legionen (S. 702—720); 3) der Endtermin der gallischen Statthalterschaft; 4) die Kriegszüge des Labienus an der Seine; 5) der Anfang des Bürgerkrieges zwischen Caesar und Pompejus; 6) Caesars Marsch von Asculum nach Corfinium; 7) der Mundvorrat der römischen Soldaten; 8) Caesars Diktaturen; 9) Dyrrachium—Pharsalus; 10) das Schlachtfeld von Pharsalus und zuletzt: Der römische Kalender in den Jahren 65—43 v. Chr. (S. 755—827). Hier kann natürlich nur einiges Wenige aus den einzelnen Abhandlungen hervorgehoben werden.

In dem Abschnitt über Caesars Legaten im gallischen Kriege wird genauer über diejenigen Unterfeldherren Caesars gesprochen, über deren amtliche Stellung Zweifel entstehen können oder entstanden sind: Minucius Basilus, M. und P. Crassus, Roscius, Antonius, D. Brutus, Sempronius, Volcacius; außerdem wird ein sehr dankenswertes Verzeichnis der Legaten gegeben, die Caesar von 58—45 in den einzelnen Jahren (wahrscheinlich) gehabt hat. — In dem folgenden Abschnitt „Caesars Legionen" sucht Gr. festzustellen, seit welcher Zeit die einzelnen Legionen in Caesars Heer standen und, soweit dies möglich ist, welche Legionen an einzelnen wichtigen Unternehmungen beteiligt gewesen sind, welche Legionen also z. B. bei Gergovia gekämpft haben, welche mit Labienus gegen Paris gezogen sind, ebenso welche Legionen den einzelnen Legaten im Winter 52—51 übergeben worden sind. Die Untersuchungen sind mit großer Sorgfalt geführt, und es wird sich kaum etwas Wesentliches gegen die von Groebe gewonnenen Ergebnisse einwenden lassen. Weiter untersucht Gr., welche Nummer die von Pompejus im Jahre 53 geliehene Legion geführt habe, und weist nach, daß sie bei Caesar leg. sexta war, bei Pompejus nachher im Bürgerkriege legio prima hieß, und daß Caesars leg. XV. nachher bei Pompejus als leg. III. erscheint. Dann spricht der Herausgeber über die Heeresvermehrung im ersten Jahr des Bürgerkrieges, und weist weiter nach, welche Legionen bei Pharsalus und in den folgenden Schlachten gekämpft haben. — In der Untersuchung über den Endtermin der gallischen Statthalterschaft schließt er sich der Ansicht O. Hirschfelds an,

daß in dem Gesetz des Pompejus und Crassus die Bestimmung enthalten war, vor dem 1. März 50 dürfe nicht über Gallien verhandelt werden, und daß dadurch Caesar die Statthalterschaft bis zum 1. Januar 48 verbürgt war.

In der nächsten Abhandlung weist Gr. nach, daß die VII 61, 5 genannte Stadt dieselbe ist wie die viermal vorher erwähnte (Metiosedum, Melodunum, Meclodunum?); dann behandelt er die Frage: wo erwartete Camulogenus den Anmarsch des römischen Heeres?

Die nächste Untersuchung über den Anfang des Bürgerkrieges zwischen Caesar und Pompejus beschäftigt sich zunächst mit der Kriegserklärung des Senates und ihren Folgen. Diese Kriegserklärung erfolgte nach seiner Darlegung am 7. Januar. Dann spricht er über den Mangel einer einheitlichen Kriegführung auf seiten der Senatspartei.

In dem dann folgenden Abschnitt zeigt er, welche Wege Caesar für seinen Marsch von Asculum nach Corfinium überhaupt zur Verfügung standen, und kommt zu demselben Resultat, zu dem ich in meiner Ausgabe des B. civ. gekommen bin, daß die Ansicht O. E. Schmidts, Caesar habe den Küstenweg gewählt, unhaltbar sei.

In der folgenden Untersuchung über den Mundvorrat der römischen Soldaten sucht er zu beweisen, daß B. civ. 1, 78, 1 statt des in den Hss. stehenden *dierum XXII* (ab Ilerda frumentum iussi erant efferre) zu schreiben sei *dierum VIII*. Ich selbst war zu dem Ergebnis gekommen, daß „*dierum VII* (allenfalls *VIII*)" einzusetzen sei.

Der nächste Abschnitt über Caesars Diktaturen zeigt, daß die gewöhnliche Ansicht, die erste Diktatur Caesars habe nur 11 Tage gedauert, falsch ist; in Wirklichkeit hat sie etwa 2 Monate gedauert.

Ganz besonders eingehend und umfangreich ist die folgende Erörterung „Dyrrachium—Pharsalus". Hier wird in vier Abschnitten behandelt 1) der Verlauf der Kämpfe bei Dyrrachium; 2) die zeitliche Begrenzung des Festungskrieges (Beginn und Dauer der Einschließung des Pompejus); 3) der Durchbruch des Pompejus bei Dyrrachium und die Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Thessalien (Gr. sucht hier festzustellen, wie viele Tage Caesar und Pompejus gebraucht haben, um von Dyrrachium nach Pharsalus zu kommen, und was an den einzelnen Tagen geschehen ist); 4) endlich vergleicht er die gewonnenen Ergebnisse mit Ciceros Briefwechsel.

Das Schlachtfeld von Pharsalus endlich glaubt er da suchen zu müssen, wo Leake und Kromayer es gefunden zu haben meinen.

Die wichtigste und umfangreichste Abhandlung ist die über den römischen Kalender in den Jahren 65—43 v. Chr. (S. 75

bis 827). Gr. unterzieht, unterstützt von zwei Astronomen (Ginzel und Neugebauer) und Oberlehrer Lemke, die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen über den vorjulianischen Kalender einer erneuten, sehr gründlichen und umsichtigen Prüfung. Er behandelt in 6 Abschnitten 1) das vorjulianische Kalenderjahr der Römer; 2) die Kalenderverwirrung, ihre Entstehung, Ausdehnung und Beseitigung durch Caesar; 3) die bisherigen Versuche, den römischen Kalender in der Zeit des Zusammenbruchs der Republik auf den julianischen Kalender zurückzuführen (namentlich den Versuch Leverriers gegenüber den Bemühungen de la Nauzes, Idelers, Zumpts, Soltaus, v. Gölers, Hartmanns, Bergks, Matzats, Ungers und Holzapfels; Groebe kommt zu dem Ergebnis, daß die Ansicht der deutschen Gelehrten teils richtig, teils nur um einen Tag von dem Richtigen abweicht, während Leverriers Ansicht zu verwerfen ist); 4) die astronomischen Grundlagen; 5) Begründung des angenommenen Systems; 6) vergleichende Übersicht des altrömischen und des julianischen Kalenders für die Jahre 65—43 v. Chr. 7); das 355tägige Mondjahr der Römer. — Der 6. Abschnitt enthält in der Hauptsache Tabellen, aus denen man sofort ersehen kann, welcher Tag des julianischen Kalenders in den genannten Jahren dem damaligen Kalender entspricht und umgekehrt. Außerdem aber sind diesen Tabellen in Anmerkungen diejenigen zeitlich genau bestimmbaren Quellenangaben der Schriftsteller beigefügt, welche einen Schluß auf die Tages- bezw. Jahreszeit zulassen und damit die ständige Prüfung des Kalenders gestatten. Aus Caesar sind z. B. berücksichtigt B. G. I 6, 4; 16, 2; IV 1, 1; 20, 1; 29, 1; 32, 4; 36, 2; V, 1, 1; 23, 1. 2. 5; VII 6, 1; 8, 2; (VIII 2, 1; 4, 1;) B. C. 1, 41, 1. 2; 42, 1. 4; 48, 1. 2. 5; (II 32, 5;) III 5, 2. 6; 8, 4; 9, 8; 11, 2; 13, 5; 54, 2; 81, 3.

Wichtige und nützliche Tabellen finden sich übrigens auch schon in den vorhergehenden Abschnitten; so z. B. in dem zweiten eine solche, aus der man ersieht, wie viele Tage die einzelnen Monate in den Jahren 47, 46, 45 hatten; in dem dritten Abschnitt eine, aus der sich sofort ergibt, in welcher Weise die Jahresanfänge für die Jahre 65—58 von den verschiedenen Forschern datiert worden sind; in dem vierten eine Tafel, aus der man die Mondphasen für die Jahre 65—43 erkennen kann und eine, aus der sich die Länge der Tages- und Nachtstunden für die Breite von Rom ergibt.

Übrigens ist diese wichtige Abhandlung über den römischen Kalender auch in einem Sonderabdruck als besonderes Büchlein im Buchhandel zu haben.

Daß in einem so umfangreichen Werke, in dem viele, viele tausend Stellen zu berücksichtigen waren und eine sehr große Zahl von älteren und neueren Werken nachgeschlagen und verwertet werden mußte, hie und da eine Kleinigkeit übersehen oder

ein Irrtum mit untergelaufen ist, daraus wird kein verständiger Beurteiler dem Verfasser einen Vorwurf machen. So z. B. hätte er S. 126 Anm. 2 für das Jahr 100 als Geburtsjahr Caesars auch auf Nipperdeys Abhandlung über die leges annales (Abhandl. der philol. histor. Klasse der Sächsischen Gesellschaft der Wissensch. Bd. 5) verweisen können. S. 397 A. 6 ist Dio XLI 16, 4 übersehen; S. 455 A. 2 Caes. BC. 3, 85, 1; S. 672, 8 Caes. BG. V 48, 4; S. 700, 13 mußte auch III² 403 berichtigt werden; S. 724, 3 konnte erwähnt werden, daß auch Mommsen in den Jahresber. d. Philol. Vereins 1894 S. 209 f. sich für die Form Meclodunum (st. Melodunum oder Metiosedum) ausspricht. S. 659, 1 ist unnötigerweise das, was schon S. 591, 2 gesagt war, fast mit denselben Worten wiederholt. Nach S. 677, Z. 28 v. u. nimmt Groebe an, daß Caesar nur dreimal während des gallischen Krieges an den Senat berichtet habe, weil nur dreimal im Bell. Gall. ein solcher Bericht erwähnt wird; aber der Statthalter hatte sicher in jedem Jahre wenigstens einmal an den Senat zu berichten (vgl. Klotz, Caesarstudien S. 13). Auf einem Mißverständnis beruht S. 403 Anm. 1. Groebe faßt Caes. BC. 1, 31, 2 *vacuam* in dem Sinne von „entblößt von Truppen“; es bedeutet aber ebenso wie in § 1 *vacuam ab imperio*. Hie und da hätte noch ein Irrtum Drumanns berichtigt werden können, z. B. S. 275. Drumann schreibt: „(Caesar) schickte L. Plancus in ihr Land, an welchen die Schuldigen ausgeliefert wurden. Dann entfernte er sich von seinen Truppen, da sie nun alle ihren Bestimmungsort erreicht hatten, um über die Alpen zu gehen. Er war aber noch nicht in Italien angelangt, als die Empörung der Gallier ihn zurückrief“. Aber aus Caesar V 24, 8 (ipse interea, quoad legiones conlocatas munitaque hiberna cognovisset, in Gallia morari constituit) und namentlich aus V 46 f. ergibt sich, daß Caesar noch in dem Hauptquartier in Samarobriva war, als er die Nachricht von dem Angriff auf Ciceros Lager erhielt. S. 279 hätte der Name *Pulio* ruhig in *Pullo*, was sämtliche Hss. an allen Stellen bieten, geändert werden können. (Vgl. W. Schulze, Zur Gesch. lat. Eigennamen S. 313. 367. 591). Bei der unrichtigen Bemerkung Drumanns auf S. 451 Z. 1 „(Domitius Calvinus, Konsul 53 und) im vorigen Jahre unter Curio in Afrika, wo er sich durch Mut und Gegenwart des Geistes auszeichnete“ war auf die S. 405 A. 6 gegebene Berichtigung dieses Irrtums zu verweisen. S. 232 f. Anm. 5 konnte neben Göler (oder statt auf Göler) auf Napoleons Karte 8 verwiesen werden. Auch S. 235 A. 3 wäre ein Hinweis auf Napoleon zu wünschen gewesen.

Der Druck ist im allgemeinen sehr korrekt. Daß in dem sehr kleinen Druck der Anmerkungen manche Fehler übersehen sind, ist verzeihlich; die meisten stören glücklicherweise nicht, wie S. 131 *Caeras* st. *Caesar*, oder S. 339 *nons* st. *nous*, oder S. 398, 3 *eiusmodo*. Aber auch die meisten anderen wird der

aufmerksame Leser sofort selbst verbessern, wie S. 152, 3: aliae leges condemnatis civibus non animam eripi, sed *in* exilium permitti iubent wo natürlich *in* zu streichen ist; S. 378, 11: debuit esse paulo quietior, dum responsa *referentur* (st. *referrentur*); S. 450, 2 *Scipio* (st. *Scipioni*) obvenit Syria; S. 467, wo statt Anm. 6 u. 7 zu lesen ist 7 u. 8; S. 574, 12: similis *fuerenti*; S. 612, 2 *comita* st. *comitia*; S. 688 am Rande: *Attius* Balbus st. *Atius* Balbus. Auch die in griechischen Wörtern übersehenen Kleinigkeiten verbessert jeder sofort selbst, wie S. 262, 5: *ὁμοροί τε* st. *ὅμοροί τε*, oder S. 280, 3 *πανϑ'*, S. 525, 6 *κσὶ* st. *καὶ*, S. 566, 10 *νοσήρας* st. *νοσήσας*. In dem eigentlichen Texte finden sich nur ganz wenige und unbedeutende Versehen, wie S. 752 *Pompeins* st. *Pompeius*, oder S. 321 Z. 5 *Maçon* st. *Macon*. Stören könnte vielleicht S. 443 Anm. 7 *Henzey* st. *Heuzey*, S. 195 Anm. 3 III 107, 6 st. 107, 2, S. 309 Anm. 2 IIV st. VII, S. 449 Anm. 3 Plut. Pomp. *65* st. *66*, S. 464 Anm. 3 Caes. III *98* st. *107*, S. 451 Anm. 1 *Osten* st. *Westen*, S. 477 Anm. 12 Liv. per. 111 st. 112, S. 709 A. 5 I 2, 1 st. II 2, 1. Eine etwas größere Zahl von Druckfehlern sind übersehen in dem Anhang über den römischen Kalender; so S. 757 Z. 18 4. *355* st. 4. *365*; ebendaselbst letzte Zeile *des* Pontifices st. *der* Pontifices; S. 758 Z. 10 v. u. *besimmte* st. *bestimmte*; S. 760 Z. 3 v. u. *unter* st. *unten*; S. 772 Z. 9 v. u. *18*. Oktober st. *19*. Okt.

Das Ganze der Neubearbeitung aber ist vortrefflich und unbedingt zu empfehlen. Jeder Historiker und Philologe, der irgend in der Lage ist, schaffe sich diese zweite Auflage des Drumann an, selbst wenn er schon im Besitz der ersten sein sollte. In keiner Lehrerbibliothek aber darf das Werk in der neuen Auflage fehlen.

26) T. Rice Holmes, Ancient Britain and the invasions of Julius Caesar. Oxford 1907, Clarendon Press. XVI u. 764 S. gr. 8. 21 *S.*

Während in des Vf. Werk „Caesar's conquest of Gaul" nur ein kleiner Teil sich mit der vorgeschichtlichen Zeit befaßte, hat es das vorliegende Buch zum größten Teil mit der vorgeschichtlichen Zeit Englands zu tun. Der Vf. behandelt Land und Volk von der Urzeit bis zu Caesars Zeit, ja bis 43 n. Chr. in zwei Hauptabschnitten (S. 1—373 und S. 375—Schluß). Kap. 1 (S. 1—12) enthält einleitende Bemerkungen, Kap. 2 (S. 13—61) behandelt die ältere Steinzeit, Kap. 3 (S. 62—120) die jüngere Steinzeit, Kap. 4 (S. 121—217) das Bronzezeitalter und (S. 217—230) die Seereise des Pytheas, Kap. 5 (S. 231—300) die ältere Eisenzeit, Kap. 6 (S. 301—325) Caesars ersten u. Kap. 7 (S. 326—354) seinen zweiten Feldzug nach Britannien, Kap. 8 (S. 355—373) die Ergebnisse und Folgen dieser Feldzüge. Im zweiten Teil werden eine Menge Fragen und Streitpunkte genauer erörtert,

die sich auf Dinge beziehen, die im ersten Teil kurz berührt sind. S. 375--517 betreffen die vorcaesarianische Zeit, S. 517—737 Einzelheiten zu Caesars Feldzügen, S. 739—742 bringen Nachträge, S. 743—764 ein ausführliches Register.

Auch dieses Werk zeigt überall die Sorgfalt, Gründlichkeit und den Scharfsinn des Vf.s, ja es zeigt gegenüber dem älteren Werke einen Fortschritt insofern, als der Vf. auch die Arbeit der Philologen gerechter würdigt als früher; und mit seiner eigenen Behandlung philologischer Fragen kann man fast stets einverstanden sein.

In den Abschnitten über die vorgeschichtliche Zeit betrachtet und beleuchtet der Vf. die Ansichten der angesehensten Forscher, hauptsächlich natürlich englischer Forscher; aber auch französische, deutsche, schwedische Gelehrte werden berücksichtigt. Und Rice Holmes läßt sich nicht blenden durch gefeierte Namen, sondern er prüft überall unbefangen und gewissenhaft die Meinungen und Gründe und zeigt bei der Entscheidung stets gesundes Urteil. Er behandelt die Funde, die bei Ausgrabungen gemacht sind, und bespricht die Geräte und Werkzeuge der vorgeschichtlichen Bewohner Britanniens, die Beschaffenheit der gefundenen Schädel und Skelette, sucht über die Zugehörigkeit der alten Bewohner zu den verschiedenen Menschenrassen, ihre Beschäftigung und Lebensweise, ihre Wohnung, Kleidung, Nahrung, Waffen, ihre Religion, über die sozialen Verhältnisse in den verschiedenen Zeiten, über ihre Bildung usw. zu möglichst gesicherten Ergebnissen zu gelangen.

Der kleinere Teil des umfangreichen Werkes hat es mit dem zu tun, was für uns hier die Hauptsache ist, mit Caesars Feldzügen nach Britannien. Berücksichtigt werden natürlich auch die vorbereitenden und begleitenden Unternehmungen, wie die Feldzüge gegen die Veneter, die Moriner und die Menapier, die Treverer. Die beiden Unternehmungen gegen Britannien selbst werden in engem Anschluß an Caesars Darstellung geschildert, doch finden Bemerkungen anderer Schriftsteller über die betreffende Zeit überall Berücksichtigung. Statt der allgemein gehaltenen Zeit- und Ortsbestimmungen bei Caesar setzt der Vf. bestimmte Angaben von Tagen und Örtlichkeiten ein; die Begründung dieses Verfahrens bringt der zweite Teil des Werkes.

Hier findet man zunächst einen kurzen Abschnitt über die Küste zwischen Calais und der Mündung der Somme zu Caesars Zeit (S. 517 f.). Dann folgt eine eingehende Untersuchung über die Beschaffenheit der Küste von Kent zwischen Ramsgate und dem Marschlande von Romney (auch über die vorgelagerten Goodwin-Sandbänke) in Caesars Zeit (S. 518—552). Darauf wird die wichtige Frage über den portus Itius behandelt, und nachdem der Vf. die Angaben, die sich bei Caesar, Strabo und

Ptolemaeus über den portus Itius finden, zusammengestellt und untersucht hat, ob Caesar beidemal vom portus Itius abgefahren ist, werden die Ansichten der Gelehrten über die Lage des portus Itius einer gründlichen Prüfung unterzogen. Rice Holmes kommt zu dem Ergebnis, daß der portus Itius nicht an der Mündung der Somme zu suchen, nicht mit Ambleteuse oder Calais gleichzusetzen sei, auch nicht (wie er selber früher angenommen hatte) mit Wissant, sondern mit Boulogne. Und dieses Ergebnis dürfte nunmehr, nach den Untersuchungen Napoleons, Rudolf Schneiders und Rice Holmes' als gesichert anzusehen sein.

Weiterhin sucht er die alte Streitfrage zu entscheiden, in welcher Gegend Caesar wohl an der englischen Küste gelandet sein mag (S. 595—666). Auch hier stellt er zunächst alles zusammen, was sich bei Caesar und anderen alten Schriftstellern zur Entscheidung dieser Frage findet, sucht den Tag festzustellen, an dem die Landung bei dem ersten Feldzug erfolgte, erörtert die Frage, ob Caesar in beiden Jahren an derselben Stelle gelandet sein mag, und behandelt die Verhältnisse von Ebbe und Flut an dem Tage der Landung. Dann erst bespricht er die von den verschiedenen Gelehrten aufgestellten Ansichten über den Ort der Landung, ob bei Pevensey oder in der Gegend von Hythe oder bei Hurst oder zwischen Hurst und Kennardington oder zwischen Walmer und Deal oder bei Richborough oder Sandwich. Er kommt nach gründlicher Prüfung der von den verschiedenen Forschern angeführten Gründe zu dem Ergebnis, daß im J. 55 die Landung zwischen Walmer und Deal, im J. 54 zwischen Sandown Castle und Sandwich erfolgt ist. Der Vf. spricht in der Vorrede die Überzeugung aus, daß er die beiden schwierigen Fragen über die Lage des portus Itius und über den Landungsplatz Caesars, die von hervorragenden Gelehrten, auch von Th. Mommsen, als unlösbar bezeichnet worden seien, entschieden habe, und ich glaube, seine Überzeugung ist begründet.

Zum Schluß handelt er noch nach einer kurzen Abhandlung über die Glaubwürdigkeit Caesars, ähnlich wie in Caesar's conquest of Gaul, über verschiedene Einzelheiten, z. B. über die Lage von Caesars Lagern im J. 55 und 54, über die essedarii (und die covinnarii), die Operationen der Britannier während der letzten Tage des ersten Feldzugs, den Ort, an dem der erste Zusammenstoß im J. 54 erfolgte, Caesars Unternehmungen und Kämpfe in diesem Jahr, den Punkt, an dem er über die Themse ging, das oppidum des Cassivellaunus, und da behauptet worden ist, dies sei London gewesen, wirft er die Frage auf, ob London schon zu Caesars Zeit existiert habe. Endlich sucht er (S. 706 bis 735) die wichtigsten Daten nach dem julianischen Kalender festzustellen, und dazu wieder prüft er die von neueren Gelehrten, namentlich Leverrier, Soltau, Matzat, Holzapfel, aufgestellten Theorien über den Kalender der letzten Zeit der

Republik. Er entscheidet sich gegen Leverrier für die deutschen Gelehrten, und in der Streitfrage, ob die Kal. Jan. des Jahres 709 der 1. Januar 45 v. Chr. seien (Matzat u. a.) oder der 2. Januar (Unger, Holzapfel, Soltau), für Matzat.

Im einzelnen möchte ich noch folgendes bemerken. Wenn Holmes behauptet (S. 571), aus Caesars Worten (V 2, 3) *omnes ad portum Itium convenire iubet* gehe hervor, daß sich die Schiffe *in* einem Hafen versammelt hätten, so ist das ein Irrtum. Sachlich hat R. H. jedenfalls recht, aber aus Caesars Worten ginge es nur dann mit Notwendigkeit hervor, wenn er geschrieben hätte *in* portum Itium. *Ad* portum kann an sich auch bedeuten: bei oder in der Nähe. — Unrichtig ist ferner sicher (S. 686 f.) die Auffassung des *iam* V 10, 2. Die Worte *cum iam extremi essent in prospectu* übersetzt R. H. *the rear-guard being still in sight* und erklärt das Wort *extremi* „*his rear-guard*", während sicher „the rear *of the ennemy*" gemeint ist, wie das *iam* beweist. So haben es denn auch sämtliche deutschen Übersetzer (Baumstark, Blümel, Gelbe, Köchly-Rüstow, Oberbreyer, Strack, Adolf Wagner) gefaßt; nur J. F. Wagner in seiner 1765 erschienenen Übersetzung stimmt in der Auffassung mit R. H. überein. Richtig fassen *iam* und *extremi* auch v. Göler und Napoleon. Von den Herausgebern freilich erklären manche neueren (Menge, Dittenberger — nicht Kraner — Fügner, Kleist, Ramorino) jene Worte ebenso wie R. H. „als nur noch die letzten zu sehen waren". Aber das können die überlieferten Worte nach meiner Überzeugung nun und nimmermehr bedeuten: Caesar müßte statt *iam* geschrieben haben *tantum* oder *soli* odes allenfalls *etiamtum*. Wie die Erklärer zu jener unmöglichen Auffassung gekommen sind, glaube ich, obwohl m. W. keiner den Grund angibt, zu sehen. Die Worte V 11, 1 *atque in itinere resistere* lassen sich bei der natürlichen Auffassung des *iam extremi* nicht erklären, weder wenn man *resistere* in der gewöhnlichen Bedeutung „Widerstand leisten" faßt, noch in der Bedeutung „stehen bleiben"; auch die Lesart von *β itinere desistere* ist dann unmöglich. Es bleiben also nur zwei Möglichkeiten: entweder muß *iam* geändert werden (etwa in *tantum*) oder die Worte c. 11, 1 *atque in itinere resistere* sind, wie ich in der Neubearbeitung meiner Schulausgabe getan habe, zu streichen. Vgl. JB. 1910 S. 50 f.

Für unrichtig halte ich auch die Auffassung der Worte (V 22, 4) *propter repentinos Galliae motus* „because disturbances *had broken out* suddenley in Gaul". Die Worte bedeuten, „weil oft plötzlich auszubrechen pflegen". Wären wirklich Unruhen ausgebrochen, so hätte Caesar dies genauer angegeben.

Unmöglich ist nach meiner Ansicht auch die Erklärung der Worte *angusti montes* (S. 652 u. ö.) als „precipitous heights". *Angusti montes* (IV 23, 3) wird sich schwerlich im Lateinischen finden; es könnte, falls es vorkommen sollte, doch nur be-

deuten „eingeengte“ oder dichterisch vielleicht „einengende“ Berge.

Auffallend ist, daß der Vf., der sonst überall in diesem Werke die handschriftlich am besten beglaubigte Form der Eigennamen bietet, immer noch *Aduatuci* schreibt statt *Atuatuci* (S. 601). Im Register fehlt das Wort.

Wünschenswert wäre bei den drei Karten die übliche Angabe des Maßstabes (1 : 600 000? und 1 : 125 000?) und die Umsetzung der römischen Tagesstunden in unsere Zeitbestimmungen, wie S. 597 „about the fourth hour“ = ab. ten o'clock.

Der Druck ist mit der größten Sorgfalt überwacht. Mir sind nur folgende Druckfehler aufgefallen: S. 369 Anm. 2 *κατασκευσάμενοι* st. *κατασκευασάμενοι*; S. 443 A. 5 Reihengraber st. Reihengräber; S. 444 A. 5 *εἶσι* st. *εἰσι*; S. 454 Z. 1 der Anm. Belgis st. Belgio; S. 467 Z. 16 v. u. confirms st. confirm; S. 484 A. 4 *ἀντικεῖνται* st. *ἀντίκεινται* u. A. 7 *μὲν εἰσί* st. *μέν εἰσι*; S. 485 A. 3 ist n o m i n e (hinter omnes) ausgefallen; S. 548 Z. 18 ist das Komma hinter *with* zu streichen; S. 715 A. 4 lies *ἡμερῶν* st. *ἡμέρων* und noch einige Kleinigkeiten: ein schlimmer, sinnstörender Druckfehler findet sich nirgends. Das Ganze ist eine gründliche, sorgfältige und in jeder Beziehung vorzügliche Arbeit über die älteste Geschichte Englands von den Urzeiten bis zum Jahre 43 n. Chr.

27) Camille Jullian, Histoire de la Gaule. Vol. I—III. Paris 1908/09, Hachette et Co. Jeder Band 10 *Fr.*

Die beiden ersten Bände dieses Werkes habe ich besprochen in der Wochenschrift für klassische Philologie 1910 Nr. 21; den dritten ebenda Nr. 29. Hier soll bei der Besprechung in erster Linie die Wichtigkeit des Werkes für die Caesarstudien berücksichtigt werden. Zunächst aber einiges Allgemeine.

Das ganze Werk ist auf 6 Bände berechnet. Der erste führt den besonderen Titel: Les Invasions gauloises et la Colonisation grecque; der zweite: La Gaule indépendante; der dritte: La Conquête romaine et les Invasions germaniques. Der vierte soll behandeln: Le Gouvernement de Rome; der fünfte: La Civilisation gallo-romaine; der sechste: Le bas Empire. Der erste Band enthält 530 Seiten und zerfällt in zwölf Kapitel mit folgenden Überschriften: I. Structure de la Gaule (S. 3—39); II. Situation de la Gaule dans le monde ancien (S. 40—73); III. Nature et aspect du sol (S. 74—109); IV. Les Ligures (S. 110—192); V. La fondation de Marseille (S. 193—226); VI. La migration des Celtes (S. 227—254); VII. Les invasions ibériques (S. 255—280); VIII. Les conquêtes gauloises en Europe (S. 281—332); IX. La civilisation gauloise hors de la Gaule (S. 333—382); X. L'empire de Marseille (S. 383—443); XI. La guerre d' Hannibal (S. 444—503); XII. La Gaule laissée aux Gaulois (S. 504—526).

Der zweite Band behandelt auf 557 Seiten in 15 Kapiteln folgendes: I. La tribu et la peuplade (S. 3—36). II. Institutions politiques (S. 37—63). III. Organisation sociale (S. 64—83). IV. Les druides (S. 84—112). V. La religion (S. 113—181). VI. L' état de guerre (S. 182—221). VII. Routes et villes (S. 222—259). VIII. Le travail de l'homme (S. 260—333). IX. Les monnaies (S. 334—355). X. La vie intellectuelle (S. 356—399). XI. La famille (S. 400—414). XII. Tempérament (S. 415—436). XIII. Institutions communes (S. 437—448). XIV. Les différents peuples (S. 449—542). XV. L' empire arverne (S. 543—552).

Der dritte Band enthält 607 Seiten und umfaßt 15 Kapitel: I. Les Romains détruisent l'empire arverne (S. 3—38). II. Les Cimbres et les Teutons (S. 39—93). III. Sertorius et Pompee (S. 94—130). IV. Celtill l'Arverne (S. 131—148). V. Arioviste et César (S. 149—174). VI. La campagne contre les Helvetes (S. 175—220). VII. La campagne contre Arioviste (S. 221—241). VIII. Conquête de la Belgique (S. 242—279). IX. Campagnes près des frontières (S. 280—318). X. Campagnes de Germanie et de Bretagne (S. 319—364). XI. Ambiorix et la révolte générale (S. 365—417). XII. Vercingétorix: la victoire (S. 418—488). XIII. Vercingétorix: la défaite (S. 489—535). XIV. Les dernières résistances (S. 536—565). XV. La chute de Marseille (S. 566—602). Die letzten Seiten jedes Bandes enthalten die Table des matières.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß für die Caesarstudien der dritte Band der wichtigste ist. Aber auch die beiden ersten Bände enthalten, wie man ahnen wird, für die Erklärung und das Verständnis Caesars viel Nützliches. So natürlich das 4., 5. und 6. Kapitel des zweiten Bandes über die Religion, die Druiden und das Kriegswesen der Gallier. Ebenso Kapitel XIV: les différents peuples. Dieses Kapitel zerfällt (jedes Kapitel besteht aus einer Anzahl Paragraphen) in 17 Paragraphen mit folgenden Überschriften: 1. Les Aquitains; 2. Les Pyrenees du centre et de l'est; 3. Ligures du rivage et Ligures des Alpes: 4. Les Germains le long du Rhin et dans les Ardennes; 5. Les Belges; 6. Belges de Hainaut et de Flandre; 7. Les trois peuples de la Moselle; 8. Belges du bassin de Paris; 9. L' Armorique et les Aulerques; 10. Les trois peuples d'entre Loire et Garonne; 11. Le bassin de la Garonne; 12. Les Volques; 13. Peuples rhodaniens; 14. Des deux côtés du Jura; 15. La vallée de la Seine; 16. Le bassin de la Loire; 17. Les quatre nations centrales.

Doch auch in vielen anderen Abschnitten der beiden ersten Bände findet man mancherlei, was das Verständnis Caesars fördert. Namentlich der zweite Band ist reich an Abschnitten dieser Art. Gleich das erste Kapitel bietet wichtige Beiträge zum Verständnis der Worte p a g u s und c i v i t a s. Ebenso das zweite Kapitel, namentlich in den Abschnitten La royauté de la cité, la magistra-

ture, les sénateurs, le peuple; ebenso das dritte Kapitel in den Paragraphen, die überschrieben sind Les esclaves, de l'origine de la plèbe, degrés dans la noblesse, les clients; ebenso das 7. und 8. Kapitel dieses Buches. Aber auch an vielen anderen Stellen des Werkes, an denen man es nach den Überschriften zunächst nicht erwarten wird, findet man reiche Belehrung über Dinge, die für Caesar wichtig sind und sein Verständnis fördern. Das Werk kann also allen Caesarforschern aufs angelegentlichste empfohlen werden: es ist unbedingt das beste, das über das alte Gallien existiert.

Der Verfasser hat dazu langjährige eingehende Studien gemacht; er hat nicht nur die griechische und römische Literatur aufs gründlichste durchforscht, sich nicht nur um die Inschriften, Münzen, die Ergebnisse der Ausgrabungen, der vorgeschichtlichen Forschung gekümmert, sondern auch alle wichtigeren neueren Werke verwertet, und zwar nicht bloß die französischen, sondern auch die deutschen, englischen, italienischen, ja sogar schwedische und spanische werden gelegentlich angeführt, und man darf wohl behaupten, daß ihm fast nie ein wichtiges Werk entgangen ist. Und nicht bloß größere Werke hat er studiert, sondern auch die Zeitschriften hat er durchgearbeitet, französische, englische, deutsche und andere. Und was die Feststellung der Örtlichkeiten betrifft, so hat man bei der Lektüre dieser drei Bände sehr oft den Eindruck, daß der Verfasser nicht nur die betreffende Literatur durchgearbeitet und sich ein Urteil daraus zu bilden gesucht hat, sondern daß er oft auch an Ort und Stelle sich für die eine oder andere Ansicht entschieden oder sich eine eigene Ansicht gebildet hat nach gründlichster Prüfung. Und überall, wo Caesar, wie so oft, ganz allgemein von flumen, collis, mons, pons, portus, insula u. dergl. spricht, sucht er zu ergründen, welcher Fluß, Berg, Hügel usw. gemeint sein mag, wo wahrscheinlich die Brücke geschlagen worden ist u. Ähnl. Heißt es bei Caesar contendit, pervenit, ducit, castra ponit, so sucht er festzustellen, auf welchem Wege Caesar oder seine Gegner gezogen sind, wo das Lager aufgeschlagen worden ist u. dgl. mehr, natürlich stets nach Prüfung der verschiedenen Ansichten, die von den früheren Forschern aufgestellt worden sind.

Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich, der Druck außerordentlich sauber und korrekt, wenigstens was den eigentlichen Text betrifft. In den Anmerkungen allerdings finden sich eine Anzahl Versehen, namentlich in den Zitaten. Auf eine Aufzählung dieser Kleinigkeiten verzichte ich hier; doch bin ich gern bereit, dem Verfasser für eine neue Auflage, die gewiß nicht lange auf sich warten lassen wird, das, was ich mir notiert habe, zur Verfügung zu stellen.

28) Alfred Klotz, Caesarstudien, nebst einer Analyse der Strabonischen Beschreibung von Gallien und Britannien. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. IV u. 267 S. 8. 6 *M*, geb. 7,20 *M*.

Diese Hermann Lipsius gewidmeten Studien zu Caesar umfassen drei dem Inhalte nach ziemlich verschiedene Untersuchungen. Der erste Teil ist überschrieben „Geographica", der zweite „Hirtius", der dritte „Grammatisches und Stilistisches zu Caesar". Der erste, umfangreichste Teil (S. 1—148) behandelt in vier Abteilungen I. den literarischen Charakter des Bellum Gallicum und Bellum civile, II. die geographischen Interpolationen im Bellum Gallicum, III. die Strabonische Beschreibung von Gallien und Britannien, IV. die Herkunft der geographischen Interpolationen im Bellum Gallicum. Der zweite Teil „Hirtius" (S. 149—204) behandelt 1. die Persönlichkeit des Hirtius, 2. das Unmilitärische im Stil des Hirtius, 3. das Bellum Alexandrinum. Der dritte Teil „Grammatisches und Stilistisches zu Caesar" (S. 205—262) enthält vier Abhandlungen: 1. „zum Gebrauch der Eigennamen", 2. „milia passuum und pedes", 3. „sese und se", 4. „zu einzelnen Stellen". Den Schluß des Ganzen bilden 3 „Register": ein Sachregister, ein Wortregister und ein Stellenregister.

In dem ersten Abschnitt „der literarische Charakter des Bellum Gallicum und Bellum civile" betont der Verfasser, daß Caesar sein Werk nicht als Geschichtswerk bezeichnet habe, sondern als „commentarii", d. h. als Stoffsammlung für einen Geschichtschreiber. Daraus sei zu erklären der Mangel an rhetorischem Aufputz, der schlichte Ton der Erzählung, das Vermeiden von verwickelten und umfangreichen Perioden, die Wiederholung desselben Ausdrucks in kurzen Zwischenräumen, das Vermeiden der ersten Person singularis, die oft wiederkehrende Verweisung durch *supra* (denn Geschichtswerke seien für den Vortrag, für Hörer bestimmt gewesen, Commentarii dagegen für Leser), die Vermeidung direkter Rede in dem größten Teil des Werkes, ferner (im Gegensatz zu Geschichtswerken) das Fehlen von Beschreibungen besonders geographischer und ethnographischer Art. Natürlich verkennt der Verfasser nicht, daß Caesar trotz der von ihm gewählten Form der Commentarii mit seiner Veröffentlichung realpolitische Zwecke verfolgt hat. Zuletzt sucht K. gegen *Chr. Ebert*, „*Über die Entstehung von Caesars Bellum Gallicum*" (Diss. Erlangen 1909) nachzuweisen, daß die fast allgemein angenommene Meinung, Caesars Bellum Gallicum sei in einem Zuge geschrieben, begründet sei.

Mit den meisten in diesem Abschnitt ausgesprochenen Ansichten wird man einverstanden sein können; doch nicht alles, was K. behauptet, hat er bewiesen. So folgt aus der schon längst auch von anderen gemachten Beobachtung, daß Caesar nicht selten dasselbe Wort, ja ganze Wendungen und Satzteile in kurzen Zwischenräumen wiederholt, nicht, daß alles, was von

solchen Dingen in unserem Caesartexte steht, auch wirklich von Caesar herrührt. Z. B. ist I 3, 4 der Satz: *quod pater ante habuerat*, in dieser Gestalt ganz gewiß nicht von Caesar geschrieben. Es hieße Caesar eine unerhörte Gedankenlosigkeit zutrauen, wenn man glauben wollte, er habe etwas, was er soeben klar und deutlich gesagt hatte (*cuius pater regnum in Sequanis multos annos obtinuerat*), nach 1½ Zeile fast mit denselben Worten wiederholt: *regnum ...., quod pater ante habuerat.* Und da die Commentarii nach Klotz für Leser geschrieben waren, so wäre es zugleich eine Beleidigung des Lesers gewesen, wenn Caesar ihm eine solche Unaufmerksamkeit zugetraut hätte, daß er von dem, was er soeben gelesen hatte, keine Ahnung mehr gehabt habe. Die Worte *quod pater ante habuerat* sind also entweder mit Kraffert zu streichen oder *habuerat* ist in *habuerit* zu verwandeln, wie ich in den Jahresberichten des Philologischen Vereins 1894 S. 380 f. nachgewiesen habe. — Daß I 3, 3 so, wie es in meiner Ausgabe steht, von Caesar herrühre, habe ich nie geglaubt, namentlich nicht, daß Caesar geschrieben habe *Orgetorix dux deligitur*: es war das nur ein Notbehelf. Zu einem solchen wird schließlich jeder Herausgeber oft genug greifen müssen. Aber ebensowenig glaube ich trotz der nicht seltenen Wiederholung desselben Wortes und ähnlicher Wendungen bei Caesar, daß dieser zwei Sätze hintereinander mit den Worten *ad eas res conficiendas* begonnen habe. Die angeführten Beispiele sind denn doch anderer Art. Auch I 49, 3 habe ich den Satz „*hic locus ab hoste circiter passus DC, uti dictum est, aberat*“ mit J. Lange gestrichen, nicht wegen der Wiederholung desselben Wortes oder derselben Worte, sondern wegen der undenkbaren Wiederholung desselben Gedankens nach kaum 3 Zeilen. — S. 241 f. meint K., daß III 7, 3 gegen die Lesart von β (*frumenti commeatusque petendi causa*) „schlechterdings nichts einzuwenden ist“. Ich denke, doch: praefecti und tribuni militum werden doch wohl nicht abgeschickt, um Getreide und Lebensmittel zu holen; das ist Sache der Soldaten. Sie können wohl abgesandt werden *frumenti causa*, um die Lieferung von Getreide mit den principes einer civitas abzumachen, aber nicht *frumenti commeatusque petendi causa*. — S. 24 A. 2 heißt es: „Meusel tilgt Gall. I 39, 4 mit Hermann[1]) Paul die Worte *vulgo totis castris testamenta obsignabantur.* Davon hätte allein Florus 1, 45, 12 *itaque tantus gentis novae terror in castris, ut testamenta passim etiam in principiis scriberentur* abhalten sollen. Wenn Livius die verdächtigten Worte kennt, so ist ihre Tilgung unmöglich“. Nun jene Stelle des Florus war weder Paul noch mir unbekannt. Wenn Paul die betreffenden Worte trotzdem für unecht hielt und ich ihm in der

---

[1]) Paul hieß nicht Hermann, sondern Theodor Wilhelm; Hermann Paul ist der bekannte Germanist.

Tilgung des Satzes gefolgt bin, so müssen es wohl schwerwiegende Gründe gewesen sein, die uns trotz Florus bestimmt haben, die Worte für unecht zu erklären. Paul hat diese Gründe ausführlich dargelegt in dem 35. Jahrgang der Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen S. 287—291, und nachgewiesen, daß Florus seine Bemerkung von dem „testamenta scribere" nicht aus Caesars B. G. entnommen hat. Klotz meint nun, Florus habe jenen Satz aus Livius entnommen, und „wenn Livius die verdächtigten Worte kennt, so ist ihre Tilgung unmöglich". Nun ist aber nicht bewiesen, daß alles, was Florus bringt, aus Livius stammt und nur aus Livius stammen kann. Aber nehmen wir einmal an, Livius habe wirklich die betreffende Bemerkung in seinem Geschichtswerk gehabt, folgt denn daraus, daß er sie aus dem 39. Kapitel des ersten Buches des Bellum Gallicum entnommen hat? Hat Livius nicht, namentlich wenn es sich um rhetorische Ausschmückung handelte, so manches von seinem Eigenen hinzugetan? Und können nicht jene Worte unseres Caesartextes ebenso gut aus Livius oder Florus stammen, wie jene beiden Schriftsteller sie aus Caesar entnommen haben könnten? Auch Klotz bezweifelt ja nicht, daß unser Caesartext durch eine große Anzahl Interpolationen entstellt ist. — Klotz ist, wie viele der Neueren, der Ansicht, daß Caesar Vieles in seinem Bellum Gallicum aus Posidonius geschöpft habe, z. B. III 21, 3 die Bemerkung über die cuniculi bei den Aquitani. Nun wird man zwar zugeben müssen, daß Caesar das Werk oder die Werke des Posidonius gekannt und sich aus ihnen über Gallien unterrichtet hat, ehe er nach diesem Lande ging. Auch mag er bei manchen Bemerkungen an Stellen des Posidonius erinnert worden sein, ja vielleicht sogar bei einzelnen Abschnitten, z. B. über die Druiden, die betreffenden Bemerkungen des Posidonius noch einmal angesehen haben, um nichts Wichtiges zu übergehen; aber daß er eine Menge Dinge, die er aus seinem siebenjährigen Aufenthalt in Gallien viel besser kannte und kennen mußte, als Posidonius, aus diesem entnommen habe, glaube ich nun und nimmermehr. Es gibt jetzt sogar Leute, die glauben, Caesar habe selbst den ersten Satz seines Werkes „Gallia est omnis divisa in partes tres usw." aus Posidonius entlehnt! Auch Klotz geht m. E. in der Annahme von Entlehnungen aus Posidonius zu weit.

Nicht bewiesen hat ferner der Verfasser nach meiner Ansicht, daß an den vier Stellen, an denen in den Handschriften die erste Person singularis überliefert ist, der Plural dafür einzusetzen ist. Bewiesen wäre das nur, wenn der Vf. nachweisen könnte, daß in den „commentarii" stets der Plural oder das Passivum gebraucht worden ist. also stets „ut supra demonstratum est" oder „quem supra commemoravimus" u. Ä. Aber dieser Beweis läßt sich natürlich nicht führen. Und gerade, wenn Caesar die Form der Dienstberichte in seinen Commentarii, wie Klotz meint, bei-

behalten wollte, liegt die wiederholte Anwendung des Singulars, sollte ich meinen, sehr nahe. Denn in seinen Dienstberichten wird er doch sicherlich oft genug, ja wohl regelmäßig, die 1. Person des Singulars angewandt haben, auch *dixi*, *commemoravi* u. Ä.

Konnte ich bei diesem ersten Kapitel des ersten Teils dem Verfasser nicht immer zustimmen, so stimme ich zu meiner Freude in den drei folgenden Abschnitten des ersten Teils mit ihm fast in jeder Beziehung überein. Auf ganz anderem Wege und von anderen Gesichtspunkten ausgehend ist er zu denselben Ergebnissen gekommen in Bezug auf die geographischen Interpolationen im Bellum Gallicum, wie ich in meinen letzten Beiträgen zur Kritik des Bellum Gallicum (Jahresberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1910 S. 20—35). Seine Untersuchungen bilden eine wertvolle Ergänzung zu dem, was ich dort zu erweisen gesucht habe. Wir sind beide, Klotz hauptsächlich durch sprachliche, ich durch sachliche Bedenken zu der Überzeugung gekommen, daß eine größere Anzahl von Stellen geographischen Inhalts in unserem Bellum Gallicum nicht von Caesar herrühren können. Nur bei zwei Stellen, die ich für interpoliert halte, ist Klotz noch nicht völlig überzeugt (I 2, 3. 4 und V 11, 8). Natürlich hat Klotz auch die sachlichen Bedenken, wenigstens zum Teil, berücksichtigt, und ich habe auf verschiedene sprachliche Bedenken hingewiesen; aber das Hauptgewicht legt er, wie gesagt, auf die sprachlichen Abweichungen und ausgegangen ist er von diesen, während ich ausgegangen bin von sachlichen Anstößen und diese in erster Linie berücksichtigt habe. Klotz hatte sein Manuskript bereits beendet, als ihm meine Untersuchungen zu Gesicht kamen. Geändert hat er an seinen Ausführungen nichts mehr, nur in Anmerkungen gelegentlich auf meinen Artikel Rücksicht genommen. Hoffentlich lassen sich diejenigen, die durch die von mir geltend gemachten Gründe sich noch nicht haben gewinnen lassen, nun durch die vorliegenden „Caesarstudien" von der Unechtheit der betreffenden Stellen des Bellum Gallicum überzeugen.

Doch der Verfasser der vorliegenden Studien bietet mehr als den Beweis von der Unechtheit der betreffenden geographischen Stellen des B. G.: durch eine sorgfältige Untersuchung der Beschreibung Galliens und Britanniens bei Strabo sucht er die Frage zu beantworten, was in dieser Beschreibung von Strabo selbst herrühre und woher das Übrige entnommen sei, und er kommt zu dem Ergebnis, daß Strabo Caesars B. G. nicht benutzt, sondern sich eng an einen geographischen Exkurs des großen Geschichtswerkes des Timagenes angeschlossen habe. Ferner weist er nach, daß die Quellen des Timagenes Posidonius, Artemidor und Caesars commentarii über den gallischen Krieg gewesen sind. Von Posidonius hatte Timagenes die ethnographische Einleitung zu den Cimbern- und Teutonenkriegen benutzt, von Artemidor die Periegese Galliens in seinen Γεωγραφούμενα. Caesars

commentarii waren von Timagenes ziemlich flüchtig benutzt worden, wie von Klotz im Einzelnen nachgewiesen wird. Timagenes hatte das alte Material der vorcaesarischen Zeit, das er aus Posidonius hauptsächlich und aus Artemidor entnommen hatte, durch Zusätze für die Gegenwart herzurichten sich bemüht. Auf diesem Werk des Timagenes beruhen nun auch, wenigstens zum Teil, die geographischen Interpolationen in unserem Caesartext. Aus den eigentümlichen Anschauungen des Timagenes und seiner Quellen erklären sich denn auch manche Irrtümer und manche sonderbare Behauptung in diesen interpolierten Stellen des Bellum Gallicum. Diese unechten Zusätze zu Caesars Text sind nach Kl. in der Zeit zwischen dem ersten und dem vierten nachchristlichen Jahrhundert in unseren Caesartext eingedrungen.

In dem Abschnitt über Hirtius sucht K. nachzuweisen, und zwar aus dem Stil des Hirtius und aus dem, was wir sonst über ihn wissen, daß Hirtius militärisch nicht sachverständig war. Ferner sucht er zu beweisen, daß das Bellum Alexandrinum von Hirtius, zum Teil unter Zugrundelegung des Berichts eines Augenzeugen, verfaßt sei, und daß wir in diesem uns erhaltenen Bellum Alexandrinum den größten Teil des in der Einleitungsepistel zum 8. Buch des Bellum Gallicum erwähnten Werkes des Hirtius (*novissimum* (*commentarium*) *imperfectum ab rebus gestis Alexandriae confeci*) vor uns haben. Ist dies alles nun auch nicht unwiderleglich von Klotz bewiesen, so hat er es doch wenigstens ziemlich wahrscheinlich gemacht. Der Schluß dieses Werkes des Hirtius sei nicht erhalten: er sei ersetzt worden durch die ausführlicheren Spezialschriften des Bellum Africanum und des Bellum Hispaniense.

In dem dritten Teil der Caesarstudien, „Grammatisches und Stilistisches zu Caesar“ untersucht der Verfasser zunächst den Gebrauch der Eigennamen, namentlich den Gebrauch des Praenomens. Er weist nach, daß beim ersten Auftreten einer Person das Praenomen regelmäßig zugesetzt wird, aber ebenso auch, „wenn der Inhalt des Satzes einen offiziellen Befehl oder etwas Ähnliches ausdrückt, was ihm einen offiziellen Charakter verleiht“. Dann untersucht er den Gebrauch der Ausdrücke passus und pedes, und macht auf Grund dieser Untersuchung einige Besserungsvorschläge. Der dritte Abschnitt seiner sprachlichen Untersuchungen hat es mit den Formen *se* und *sese* zu tun. Das Gesetz, welches er für den Gebrauch von *sese* gefunden hat, ist vielleicht richtig, wenn sich auch bei dem Lesen seiner Abhandlung gewisse Bedenken nicht unterdrücken lassen und namentlich die Tatsache Bedenken erweckt, daß K. sich gezwungen sieht, an mehr als 20 Stellen das überlieferte *sese* in *se* zu ändern.

Im letzten Abschnitt seiner sprachlichen Untersuchungen behandelt der Verfasser einzelne schwierige Stellen des Bellum Gallicum. Bei manchen dieser Stellen, besonders wo es sich

um eine Entscheidung zwischen den Lesarten der Handschriftenklasse $\alpha$ und $\beta$ handelt, wird man sagen dürfen, daß er die Frage endgültig entschieden hat, manchmal zu gunsten von $\alpha$, manchmal zu gunsten von $\beta$. Bei anderen Stellen wieder hat er die Sache wesentlich gefördert; manche freilich werden sich niemals mit Sicherheit entscheiden lassen, so lange wir nicht neues handschriftliches Material erhalten, das von dem bisher bekannten wesentlich verschieden ist, — und daran ist, wie es scheint, leider nicht zu denken. Immer aber wird man über die von Klotz geltend gemachten Gründe sagen müssen, daß sie recht beachtenswert sind, und ebenso die Entscheidung, die er fällt.

Daß bei einem Werke, das so viel Neues bietet und so viele schwierige Fragen behandelt, so viele Stellen, die teils heiß umstritten, teils bisher von niemand angetastet sind, jeder Leser über einzelne Punkte anderer Ansicht sein wird, ist nur zu natürlich. Auch ich habe manche Zweifel und Bedenken. Die Zusammenstellungen des Verfassers beweisen manchmal nicht, was sie beweisen sollen. So ist es nicht immer ein Zeichen von Schlichtheit des Stils, wenn Caesar sich im Ausdruck in kurzen Zwischenräumen wiederholt. Diese Wiederholung ist öfter notwendig und hätte auch von einem Schriftsteller, der nach Abwechselung und Schmuck der Rede strebt, nicht vermieden werden können. Z. B. I 39, 2 und 5: *hic* (*timor*) *ortus est a tribunis militum* . . . , *qui* . . . *non magnum in re militari usum habebant*, dem ist in § 5 absichtlich mit fast denselben Worten gegenübergestellt: *horum* . . . *timore paulatim etiam ii, qui magnum in castris usum habebant* . . . *perturbabantur*. Ebenso war es fast unvermeidlich, daß Caesar I 40, 12 dieselben Worte gebrauchte, wie I 39, 7. Caesar geht auf das ein, was ihm gemeldet worden ist: *non fore dicto audientes milites neque* . . *signa laturos*. Dem entspricht und muß entsprechen: *quod non fore dicto audientes neque signa laturi dicantur*. — Bisweilen stellt Kl. Behauptungen auf, ohne sie zu beweisen. S. 19 schreibt er: „Die Tilgung der Worte *legatos* . . . *fuisset* (III 9, 3), die jetzt Meusel im Schultext von 1908 nach Mommsens Vorgang vornimmt, ist unmöglich wegen III 16, 4 *in quos eo gravius Caesar vindicandum statuit, quo diligentius in reliquum tempus a barbaris ius legatorum conservaretur*". Das vermag ich nicht einzusehen; weshalb soll Caesar nicht III 16, 4 übertreibend vom *ius legatorum* sprechen können, wenn er vorher noch nicht davon gesprochen hat? Die Gründe, die Mommsen, JLange und mich zur Streichung dieser Worte bestimmt haben, habe ich in den Jahresberichten von 1910 S. 36 zusammengestellt. Es sind hauptsächlich sprachliche Gründe, auf die ja Klotz doch sonst ganz besonderes Gewicht zu legen pflegt, und diese sind von Kl. in keiner Weise widerlegt. — S. 161 schreibt er: „Wo Caesar militärische oder technische termini häuft, wie

z. B. bei der Schilderung des Brückenbaus oder der Zernierungsarbeiten von Alesia, da will er jedesmal weniger den Laien belehren als auf ihn Eindruck machen". Beweis? — Und in der Anmerkung zu dieser Stelle heißt es: „So ist auch die ausführliche Darstellung der Belagerungsarbeiten vor Massilia (civ. 2, 9) einzuschätzen. Solche Berichte schreibt Caesar fürs Publikum, nicht ein Pionieroffizier für seinen General". Wenn sich Klotz der Mühe unterziehen wollte, die Sprache des größten Teils des zweiten Buches unseres Bellum civile einer ebenso gründlichen Prüfung zu unterziehen, wie er dies bei den interpolierten Stellen des Bellum Gallicum getan hat und in dem 8. Buch dieses Werkes und dem Bellum Alexandrinum, so würde er sicher finden, daß die meisten Abschnitte des zweiten Buches des Bellum civile nicht von Caesar geschrieben sind. — S. 218 lesen wir: „VII 8, 2 *discussa nive sex in altitudinem pedum* (so $\alpha$; Meusel mit $\beta$ *discussa nive in altitudinem pedum VI* schlechter, vgl. VII 69, 5. VII 73, 5)." Ich wäre begierig zu erfahren, weshalb die von mir in den Text gesetzte Lesart schlechter ist. Die Wortstellung, die $\alpha$ hier bietet, findet sich noch zweimal in $\alpha$, an den beiden von Klotz angeführten Stellen. Diese beiden Stellen beweisen natürlich nichts, da ja hier nur die eine Handschriftenklasse $\alpha$ jene Wortstellung bietet. Die in $\beta$ enthaltene Wortstellung dagegen findet sich in beiden Handschriftenklassen noch an folgenden Stellen: I 8, 1 *murum in altitudinem pedum sedecim*, II 5, 6 *castra in altitudinem pedum XII vallo . . . muniri*, II 29, 3 *aditus in latitudinem non amplius pedum CC*, VI 29, 2 *partem ultimam pontis . . . in longitudinem pedum CC*, ferner an jenen beiden von Kl. angeführten Stellen in $\beta$, endlich noch an mindestens vier Stellen des Bellum civile. Danach kann es, meine ich, gar nicht zweifelhaft sein, daß die von mir in den Text gesetzte Lesart den Vorzug verdient und aufgenommen werden muß. — S. 221 A. 2 schreibt Kl. „der Schluß wäre übereilt, daß Caesar selbst die Zahlzeichen verwendet habe. Das ist abgesehen von dem Datum I 6, 4 sehr unwahrscheinlich und läßt sich an einzelnen Stellen direkt widerlegen". Ich meine, aus der handschriftlichen Überlieferung läßt sich mit Sicherheit weder das eine noch das andere beweisen, weder daß Caesar selbst die Zahlzeichen gesetzt, noch daß er das Zahlwort (mit Buchstaben) geschrieben hat, oder wenn man will, das eine läßt sich daraus so gut wie das andere beweisen. Wir können hier höchstens bis zu der Schreibung der Zahlwörter oder Zahlzeichen in dem Archetypus unserer Handschriften vordringen; aber wie Caesar selbst sich in dieser Beziehung verhalten hat, können wir nicht mehr feststellen. Kl. führt einige Fälle an, aus denen sich ergeben soll, daß Caesar das Zahlwort geschrieben habe. Diese Beispiele sind nicht alle beweisend, nicht einmal für die Schreibung in dem Archetypus, geschweige denn für die

Schreibung Caesars. Und diesen Stellen lassen sich eine ganze Anzahl anderer gegenüberstellen, aus denen sich ergibt, daß in dem Archetypus das Zahlzeichen gestanden hat. Z. B. VII 79, 2 heißt es: *eam planitiem, quam in longitudinem milia passuum III patere demonstravimus*; in *α* aber steht *quattuor milia passuum* statt *milia passuum III*. Zweimal ist vorher von dieser Ebene die Rede gewesen (VII 69, 3 und 70, 1) und gesagt, daß sie *tria milia passuum* lang sei, also hat *β* selbstverständlich die richtige Zahl. Daß aber c. 79 „*III*“ und nicht „*tria*“ in der Urhandschrift gestanden hat, ergibt sich daraus, daß wohl *III* und *IIII* leicht verwechselt werden konnten, aber nicht *tria* und *quattuor*. Folglich stand im Archetypus oder seiner Vorlage das Zahlzeichen. Und wenn I 8, 1 in allen Handschriften steht, also auch im Archetypus stand *decem novem*, die gebildeten Römer aber *undeviginti* sprachen, so ist jenes *decem novem* wohl zu erklären, wenn *XVIIII* oder *XIX* geschrieben war, aber nicht, wenn das Zahlwort ursprünglich dastand. Daß II 4, 9 manche Handschriften haben (*Menapios*) *VII milia*, andere *VIII*, noch andere *VIIII*, Orosius *novem*, läßt sich wohl erklären, wenn das Zahlzeichen in der Vorlage stand, aber nicht, wenn *septem* oder *octo* oder *novem* dort zu finden war. So lassen sich noch eine ganze Anzahl Stellen anführen, aus denen hervorgeht, das Zahlen durch die bekannten Zeichen, nicht durch ausgeschriebene Zahlworte ausgedrückt waren. Auch was der Verfasser unserer Caesarstudien als einen Beweis dafür ansieht, daß Caesar die Schreibweise durch das Zahlwort angewandt habe, ist nicht beweisend. Ich verstehe z. B. nicht, wieso I 29, 3 die Schreibung der einen Handschrift A *ad milia CCC*[ta]. *LX. octo* ein Beweis sein soll, daß das Zahlwort hier die ursprüngliche Lesart war (alle anderen Handschriften scheinen hier *CCCLXVIII* zu haben). Jene Schreibung der Hs. A beweist m. E. weiter nichts, als daß manche Schreiber die Neigung hatten, die Zahlzeichen in Zahlworte umzusetzen. Daß diese Neigung vorhanden war und besonders stark ausgebildet war bei dem Schreiber, der die Urhandschrift der Klasse *α* schrieb, läßt sich auch sonst nachweisen. Auch VII 46, 1 erklärt sich die Auslassung von *M* (*mille*) viel leichter, wenn in der Vorlage *MCC* stand, als wenn *mille ducentos* ausgeschrieben war. Ebensowenig kann ich finden, daß VII 76, 3 die Varianten der Überlieferung auf Zahlwörter hinweisen. Wenn die Handschriften der Klasse *β* haben *CCL*, die der Klasse *α* *CCXXXX*, einige *CCXL*, so beweist das nicht, daß in der Urhandschrift *ducenta quinquaginta* (oder *quadraginta*) stand; denn wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß aus XXXX ein *L* geworden ist, so kann doch ebenso leicht oder noch leichter aus *L* ein *XL* und umgekehrt geworden sein, als aus *quinquaginta* ein *quadraginta* oder aus *quadraginta* ein *quinquaginta*. Auch I 53, 1 folgt aus der Tatsache, daß unsere Hand-

schriften *quinque* oder *V* haben, Orosius aber und Plutarch auf *quinquaginta* führen, durchaus nicht, daß Caesar das Zahlwort geschrieben hat. Im Gegenteil: *V* und *L* konnten viel leichter verwechselt werden als *quinque* und *quinquaginta*, namentlich, wenn der untere Strich des *L*, was leicht geschah und auf Inschriften nicht selten vorkommt, etwas nach oben gezogen war. Ähnlich steht es mit den anderen von Klotz angeführten Beispielen. Ich kann demnach nicht zugeben, daß Klotz recht hat, wenn er weiter schreibt: „An allen diesen Stellen haben also die Zahlzeichen aus dem Caesartext zu verschwinden". Mit welchem Rechte er fortfährt „und vollends sind aufzugeben Schreibungen wie *legio* X., die überhaupt unantik sind" weiß ich nicht. Ich glaube vorläufig noch nicht, daß ein vielbeschäftigter Staatsmann und Feldherr, wie Caesar, sich die Zeit genommen hat, zu schreiben *trecenta sexaginta octo* (oder doch wohl *trecenta duodeseptuaginta*) oder VII 51, 1 *quadraginta sex* (resp. *sex et quadraginta*) und Ähnliches. Ich glaube auch nicht, daß er *legio decima* geschrieben hat, sondern *legio* X oder vielleicht, was in unseren Handschriften sich sehr oft findet, *legio* X^ma^. Würde wohl einer unserer Generalstabsoffiziere schreiben: das sechsundvierzigste Regiment? Man sehe sich nur einmal ein Generalstabswerk an, z. B. das über den Krieg von 1870/71: regelmäßig findet man die Ziffern, nicht die in Buchstaben ausgeschriebenen Zahlwörter. Übrigens wäre eine Untersuchung dieser Frage, z. B. eine Durchforschung des Corpus Inscriptionum, recht nützlich, wenn wir auch dann noch nicht mit voller Sicherheit würden sagen können, wie Caesar geschrieben hat. Die Distributivzahlen allerdings scheint man gewöhnlich nicht durch Zahlzeichen, sondern durch Zahlworte ausgedrückt zu haben. Und wenn auf unsere Handschriften in diesem Punkte etwas zu geben wäre, so könnte man annehmen, daß in der Urhandschrift die Zahlwörter unus, duo und tres gewöhnlich nicht durch die Zahlzeichen, sondern durch die voll geschriebenen Zahlworte gegeben waren.

Wenn Klotz VI 29, 4 die von mir gestrichenen Worte *profectus per Arduennam silvam* zu halten sucht, indem er interpungiert: *ad bellum Ambiorigis profectus, per Arduennam silvam L. Minucium Basilum cum omni equitatu praemittit*, so wird er damit wahrscheinlich recht haben. Wenn er aber gegen meine Bemerkung, die Verwandelung des überlieferten *profectus* in *profecturus* sei eine paläographisch ganz unbedenkliche Änderung, da es *profect'us* geschrieben sei, geltend macht, Caesar sei uns nicht in Humanistenhandschriften überliefert, so ist dagegen zunächst zu sagen, daß die in den Hss. gebräuchlichen Abkürzungen, zu denen auch die angeführte gehört, sich nicht erst in Humanistenhss. finden, sondern seit dem 8.—9. Jahrhundert in sehr vielen, vielleicht den meisten Hss. vorkommen. In den uns erhaltenen Hss. der ersten Jahrhunderte, den in Kapital- und

Uncialschrift geschriebenen Hss., finden sich ja freilich nur eine kleine Anzahl von Abkürzungen. Aber es wird doch wohl niemand glauben, daß die Römer in der Zeit vor Christi Geburt und den ersten Jahrhunderten nach Christus im gewöhnlichen Leben in Kapital- oder Uncialbuchstaben geschrieben haben. Sie hatten natürlich für den gewöhnlichen Gebrauch eine Kursive, und in Kursivschrift sind wohl auch die meisten Bücher, die sie besaßen, geschrieben gewesen. Die uns erhaltenen Hss. aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten sind sozusagen Luxusausgaben oder Prachtexemplare, die vielleicht gerade wegen ihrer schönen Schrift und wegen ihres Wertes gerettet worden sind. Ob nun in den gewöhnlichen Exemplaren der ersten Jahrhunderte nicht auch schon eine ganze Menge Abkürzungen sich fanden und ob nicht vielleicht die seit dem 8.—9. Jahrhundert plötzlich auftauchenden Abkürzungen sich im gewöhnlichen Gebrauch, sozusagen im Hausgebrauch, seit alten Zeiten erhalten hatten, wer kann das sagen? Wenn viele Hss. in alten Zeiten wirklich in einer flüchtigen Kursive, von der wir ja noch Proben haben, geschrieben waren, so würde sich daraus möglicherweise auch die Verschiedenheit der beiden Hss.-Klassen α und β erklären lassen. Denn in einer Vorlage in flüchtiger Kursivschrift konnte gar zu leicht der eine Leser etwas ganz anderes zu sehen glauben als der andere, also z. B. der Schreiber des codex α etwas anderes als der von β. — Um auf unsere Stelle zurückzukommen, ich halte es durchaus nicht für unmöglich, daß in dem Archetypus unserer Hss. (oder dem Vater oder Großvater dieses Archetypus, um mich so auszudrücken) schon ähnliche Abkürzungen vorkamen wie in den Hss. des 9. und der folgenden Jahrhunderte.

Wenn Klotz S. 148 meint, meine Berufung auf Plinius H. N. XXII 2 beweise nicht, daß zu Plinius Zeit der Abschnitt über Britannien nicht im Bellum Gallicum gestanden habe, so hat er insofern recht, als Plinius Caesars B. G. in seiner Naturalis Historia nicht benutzt hat. Trotzdem glaube ich, auch auf Plinius mich berufen zu dürfen. Plinius kannte sicherlich, schon als Verfasser der 20 Bücher Bellorum Germaniae, Caesars Bellum Gallicum. Wären nun in diesem Werke so viele wertvolle zusammenhängende Abschnitte geographischen und ethnographischen Inhalts gewesen, wie wir sie jetzt in unseren Handschriften und Ausgaben haben, so hätte er ganz gewiß auch dieses Werk für seine Naturalis Historia benutzt. (Übrigens muß es bei Klotz an der betreffenden Stelle wohl heißen: „da Plinius . . . von Caesar nur de astris (st. de analogia) kennt".)

Kleine Irrtümer finden sich auch sonst. So z. B. S. 43: „da Wex ohne Begründung nur die betreffenden Kapitel für unecht erklärt hatte, ist sein Urteil wirkungslos geblieben". Wex hatte immerhin zwei wichtige Gründe geltend gemacht; s. Jahresber. 1910 S. 30. — S. 259 (BG. VII 56, 2) sind die beiden Hand-

schriftenklassen bei *faciendum* und *faciundum* verwechselt. — Meine Ausgabe des Bellum civile ist nicht 1905, sondern 1906 erschienen. — Nicht Kelsay, sondern Kelsey hat geschrieben über the title of Caesar's work. Dies und manches andere ist wahrscheinlich nur ein Druckfehler oder Schreibfehler, wie S. 28: „er will ihn in § 2 nach die Worte . . . stellen" (st. hinter); S. 40 „inde a (st. in) Allobroges perduxit"; S. 80 A. 3 soll es st. Stelle wohl heißen Quelle; S. 101 A. 1 ist st. omnesque Belgas zu lesen omnes Belgasque; S. 111 l. st. „der σχῆμα" „des σχῆμα"; S. 179 l. st. „belli aliquod" (VIII 49 2) „bellum aliquod"; S. 245 soll es (Z. 2 v. u.) statt „Schreiber" wohl heißen „Leser"; S. 229 Z. 10 statt „sese" wohl orbe".

Trotz der mancherlei Ausstellungen, die ich zu machen hatte, kann ich die Arbeit mit gutem Gewissen als sorgfältig, gründlich, von Sachkenntnis, gesundem Urteil und Scharfsinn zeugend und das Caesarstudium ganz wesentlich fördernd bezeichnen.

Fürstenwalde (Spree). H. Meusel.

3.

# Horatius.

## I. Ausgaben und Kommentare.

1) Q. Horati Flacci Saturarum liber II. Edited with introduction and notes by James Gow. Cambridge 1909, University Press. XXVIII und 136 S. 8.

Von dieser Horazausgabe waren bisher sechs Hefte erschienen: Od. I im Jahre 1895 (vgl. JB. XXIII S. 28 f.), Od. II. III. IV und Epod. im Jahre 1896 (vgl. JB. XXIV S. 64 ff.), Sat. I im Jahre 1901 (vgl. JB. XXVIII S. 43 ff.). Nun tritt nach ziemlich langer Unterbrechung das zweite Buch der Satiren hinzu.

Die Introduction (§ 1 Life of Horace, § 2 Satire, § 3 Chronology of the Satires, § 4 The Use of Proper Names in the Satires, § 5 Latinity of the Satires, § 6 The Text) ist ein unveränderter Abdruck der dem ersten Buche der Satiren beigegebenen. Nur wird jetzt S. XX die Satire II 6 nicht mehr wie früher in den Anfang des Jahres 30, sondern um den Dezember 31 (S. 100 in den November 31) gesetzt.

Der Text ist vollständig dargeboten, nur mit Ausschluß der Verse II 7, 46—71. In kritischer Hinsicht enthält er manches Interessante, z. T. Auffällige, wovon wir einzelnes notieren. Der Kommentar hält sich mehr in dem gewöhnlichen Geleise.

Den Vers II 2, 13 streicht Gow: A marginal note, in verse or versified, has intruded itself into the text (? Ref.) . . . the construction is easy: *Rom. militia* is a third form of exercise (e. g. fencing and javelin-throwing) and *R. m.* and *pila velox* are alternative subjects to *fatigat* which merely means 'tires'. — Für II 2, 29 schreibt er: '*carne tamen suavi distat nihil ut magis*'. *esto.* I cannot, of course, be confident that the line given in the text restores Hor.'s words as well as his meaning . . . Line 30 seems to me a marginal note, put into verse and interpolated. Ref. vermag sich diese Meinung nicht anzueignen; aber darin hat Gow gewiß recht, that peacock does n o t taste like chicken (vgl. schon Cartault, Étude sur les satires d'Horáce, 1899, S. 111). — Die Verse II 2, 89—93 werden getilgt: I suspect that the interpolator had in his copy a marginal note (perhaps on l. 42 or 118)

which he turned into hexameters and inserted (? Ref.). — II 2, 99 *inquis*. Vgl. Teuffel zu dieser Stelle. — II 2, 123. The line is quite unnecessary and is, in my opinion, an interpolation, made originally out of a marginal note to this effect: *post hoc mos erat, talis iactis, optare magistrum bibendi* (? Ref.). — II 3, 142. Gow schreibt mit Postgate (vgl. JB. XXXVI S. 134): *argento in posito intus et auro*. — II 5, 90 f. Gow schreibt richtig: *ultra 'non' 'etiam' sileas*, bemerkt jedoch dazu: this clever interpretation appears to be due to R. Vollmer (ed. 1907). Aber sie stammt von Samuelsson (1899) und steht schon bei Krüger[15] (1904) und Kießling-Heinze[3] (1906) mit Nennung des Urhebers im Texte. — II 6, 17. Diesen Vers stellt Gow mit Früheren hinter V. 19, was auch ich für notwendig halte. Vgl. zu dieser Frage JB. XXXVI S. 117 f., S. 132 und im vorliegenden JB. die Anzeige der Abhandlung von Scholl. — II 6, 59. *Disperit* mit Postgate: vgl. JB. XXXVI S. 134. — S. 101. It is observable that Hor. was probably present with Maecenas at the battle of Actium. Schwerlich. Wäre es der Fall gewesen, so hätte Horaz dieses wichtigste Erlebnis in großartigster Weise für seine Poesie verwertet; vgl auch Cartault, Revue de philol. XXIII (1899) S. 249 ff.

Auch in diesem neuen Teile der Gowschen Horazausgabe finden sich die schätzbaren Eigenschaften der früheren wieder: gesundes Urteil und knappe Klarheit. Aber in der Behandlung der bösen Textstellen wäre ein *Non liquet* den mißglückten Heilungsversuchen vorzuziehen gewesen.

2) Horace. The Satires. With introduction and notes by Edward P. Morris. New York, Cincinnati, Chicago 1909, American Book Company. 254 S. 8.

Diese Ausgabe ist für amerikanische Studenten bestimmt. Die Introduction liest sich hübsch; so erfreut das scharfe, aber durchaus zutreffende Urteil über die Satiren I 2, I 7, I 8. Besonderen Wert legt der Herausgeber auf die ausführlichen Inhaltsangaben, die jeder Satire vorausgeschickt sind, sowie auf den in den Anmerkungen enthaltenen Nachweis des Gedankenganges. Die anderen Seiten der Interpretation sowie die Kritik sind dabei allerdings etwas kurz weggekommen. Die Kritik namentlich tritt ganz zurück; nicht einmal zu I 6, 126 *fugio campum lusumque trigonem* wird etwas bemerkt, und zu I 1, 108 heißt es: the true reading was found only in a single manuscript, ohne daß dieses als der Bland. vetust. kenntlich gemacht würde.

Der Text ist vollständig dargeboten; nur die Verse I 5, 82 —85 sind weggelassen.

Überraschend und bedauerlich ist die Ignorierung neuerer Errungenschaften in Kritik und Erklärung. Für I 4, 35 ist die richtige Lesung *excutiat. sibi non, non cuiquam* im Jahre 1904 gefunden und auch von Vollmer (S. VII) berücksichtigt. *Ultra 'non'*

'*etiam*' *sileas* II 5, 91 stammt, wie bereits bei n. 1 bemerkt, gar schon aus 1899 und ist in die Ausgaben von Krüger[15] (1904), Kießling-Heinze[5] (1906) und Vollmer (1907) übergegangen. Aber an beiden Stellen bietet Morris in dieser Ausgabe von 1909 noch immer die abgetanen Schreibungen.

Einige Anmerkungen wirken befremdend. Zu I 1, 90 *ut si quis asellum in campo doceat parentem currere frenis*: You have made yourself a beast of burden, unfitted for the finer uses of life. — Zu I 1, 105 *est inter Tanain quiddam socerumque Viselli*: The reference is probably to some Greek saying, then well enough known to make a mere allusion intelligible. — Zu I 6, 7 *cum referre negas*: In refusing to consider. Statt: when you say that it matters not. — Zu II 2, 29 f. *carne tamen quamvis distat nihil, hanc magis illa imparibus formis deceptum te petere esto*: You pretend to prefer peacock to fowl, but it is a mere pretence; you could not tell them apart if it were not for the difference in size . . . This does not mean that the epicure could not distinguish fowl from peacock, but that he allowed the fact that the peacock was bigger to delude him into thinking that it was also better.

3) A Student's Edition of the Odes of Horace, Books I to III, by E. R. Garnsey, Author of 'A Translation and Exposition of the Odes of Horace', 'Epilegomena on Horace', etc. London 1910, Sonnenschein and Co. 321 S. 5 *Sh*.

Wie in den beiden dem Jahre 1907 angehörenden Publikationen, auf die der Titel hinweist (vgl. JB. XXXVI S. 82 f. und S. 114 f.), so verficht auch in diesem dritten Buche der Verfasser die — gelind ausgedrückt — verwunderliche Idee, daß Horazens Oden zum großen Teile auf Murena und seine Katastrophe Bezug haben. Wir geben als Proben Anmerkungen zu den ersten Oden.

Zu I 1. Subjects germane to the case of L. Murena are next introduced. His career and its effect on the fortunes of Maecenas are the intimate themes of the work, nowhere openly divulged but always supplying point and significance. These extend from v. 9 to v. 29. — Zu I 1, 9. The reference to great wealth has a particular as well as a general point recoverable in the story of Murena. — Zu I 1, 10 *Libycis areis*: These words illustrative of riches have also probably a special significance which may be contained again in *fulgentem imperio fertilis Africae* III 16, 31. Murena may actually have owned lands in Africa; but even etc. — Zu I 1, 16. Horace's objection to the merchant who 'impiously' tempts the sea arises from the view he takes of him as the pander to luxury. The example of Murena may have strengthened his sentiments. — Zu I 1, 19. *Massici*: i. e. from Mount Massicus in Campania . . . Formiae, Mamurrarum urbs, where the Murena family had a house, was in Campania. Reference to this

district by Horace in these Odes usually implies particular as well as general suggestions. Cf. I 20, I 27, III 17, III 21, and numerous other places. But for his love of wine the audacity of Murena might have been less. — Zu I 1, 21. *Nunc viridi*, etc. Notice the parallelism with II 11, 13; the Quintius in that Ode and Epist. I 16, I believe to typify Murena. — Zu I 3, 23. *Rates impiae*: The special significance will be seen by considering the passages relating to *mercatores*, etc. Cf. on I 1, 16, etc. They are probably all allusions to a mischief exemplified in the conduct of Murena. — Zu I 3, 25. *Audax*: strikes a chord of importance in this symphony. The particular man thought of behind the generality (Murena — Lucius Audacius) is afterwards taunted as likely to become 'inaudax'. Cf. III 20. — Zu I 6. The mention of banquets and of the *proelia virginum* are no casual touches. Murena's banquet, the subject of III 19, marked the climax of his career, and nearly concerned Agrippa in respect of his espousal of Julia, III 19, II 4, etc. — Zu I 6, 6. *Pelidae*. We may suspect irony here as Achilleus was probably a favourite comparison of Murena with himself. — Zu I 7, 7. M. Terentius Varro says (De R. R.) that the Licinian gens prided itself greatly on being the introducers of the olive from Athens to Italy, and that the plant was called *olea liciniana*. Thus the ambiguous words *fronti praeponere olivam* may be explained: 'these people claim as a special badge of honour the now universal olive'. Murena was possibly an author, and his Grecian lineage was one of his most cherished fancies, and the root of much evil. As a member of this gens he would be prone to press the claim. — Zu I 9. The internal evidence of the Ode suggests that its point is Murenaic. — Zu I 9, 2. *Soracte* . . . Its introduction here is no mere casual poeticism. Soracte was sacred to Apollo, and was the home of the Sorani or Hirpi (wolf folk), an ancient clan whose story Horace perhaps uses to point allusions to Murena. — Zu I 10. The history of Murena, whom we infer on very significant data to have robbed his brother Proculeius, explains its (der Ode) insertion in the collection. The fact that it is an adaptation of an Ode of Alcaeus should not blind us to its topical point. The skill of Horace in utilising Greek frames to support contemporary allusions is obscured both by the loss of his models and by the imperfection of the historical records, but it is plainly wrong to regard him as a mere translator . . . In his opposition to Augustus, Murena imagined that Fate and the gods were on his side . . . Horace throughout, by such expressions as *Iove non probante*, implies the contrary, and in I 2 hints that Mercurius himself may be personified in Augustus. Murena's wicked conduct and character underlie this Ode.

Und so geht es durch das ganze Buch weiter.

Jene Hypothese führt selbst zur Textänderung: in Od. II 3, 4

schreibt Garnsey *Gillo.* The fact that Murena's history satisfactorily links together the eighty-eight Odes of the Three Books; that through it they and a large part of Horace's other works are illuminated, and transformed from a perplexing condition to one of pointed significance; that allusions are explained by it over and over again; that it evokes coincidences so numerous and so striking that if accidental they are a phenomenon without parallel; that it elucidates contemporary and subsequent literature, and not only removes long-standing difficulties but also rids Horatian criticism of those inconsistencies of which it presents so curious a conglomeration: are a few of the reasons which induce me to discard the MS. readings, *Delli* and *Gelli,* in the fourth line of this Ode, and to edit *Gillo* as the one I conceive to be true. The poem forms one of a pair with the last. *Unciolam Proculeius habet sed Gillo deuncem.* This line of Juvenal's, with its context in his first Satire, is sufficient warrant for the change. Gillo, the vessel for the cooling or mixing of wines, is a nickname for the Murena of III 19, the man who *aquam temperet ignibus* of the wine, whose courses had led to so much woe, and consequently to the raising of Horace's Monumentum to Melpomene.

Was die Angaben über die Anlässe der Oden anlangt, so ist seltsam z. B. die Bemerkung zu Od. I 12: When once the system of chronology on which the Odes are arranged is perceived — and it is simple and orderly — it becomes manifest that the historic occasion of this poem is the sea-fight of Naulochus (B. C. 36), at which the piratical power of Sextus Pompeius was extinguished by Agrippa . . . The Ode was written many years after the events alluded to.

Nach Garnsey sind manche Oden dieser drei Bücher vor dem Jahre 31 geschrieben, während andere bis zum Jahre 20 hinabreichen.

Auch die sprachliche Erklärung wird durch die unselige Murena-Idee beeinflußt. Zu Od. I 20, 10 *tu bibes* bemerkt Garnsey: *Tu*, though productive of all the modern difficulties, is, I think, the clue to the true construction. It is an address to a new person — one who affects Caecuban, Massic, Falernian and other products of Calenian wine-presses. He is the *Tu* of II 18: i. e. Murena, the bane of Maecenas' fortunes. Let him drink his precious and costly vintages; they with their sinister suggestions will not be found in Horace's house.

Danach wird jeder das Buch beurteilen können.

4) Interpretations of Horace, by the late William Medley, edited by John Green Skemp and George Watson Macalpine. Oxford (1910), University Press. London, New York and Toronto. XV u. 169 S. 8.

Dieses Buch mag wohlgeeignet sein, das Bild eines eigen-

artigen, beliebten Dozenten seinen ehemaligen Hörern zu vergegenwärtigen. Aber dem Philologen sagt es nichts; es ist nicht philologisch, sondern schöngeistig. In schwungvoller, begeisterter Sprache sucht der Verf. an einer Anzahl von Oden (I 1. 4. 5. 9 14. 22. 24. 34. II 3. 10. 14. 15. 18. III 1. 2. 3. 4. 5. 6 V. 1 —20) die poetischen Schönheiten nachzuweisen; Parallelen aus der englischen Literatur und namentlich aus den biblischen Büchern werden zahlreich herbeigezogen, moralische und religiöse Betrachtungen eingestreut.

5) Q. Horatius Flaccus, erklärt von Adolf Kießling. Zweiter Teil Satiren. Vierte Auflage, besorgt von Richard Heinze. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. XXXIII, 299 S. 8. 3 *M*.

Laut der Vorrede ist der Abstand zwischen dieser vierten Auflage und der im Jahre 1906 erschienenen dritten (vgl. JB. XXXII S. 45 ff.) weitaus nicht so stark wie der zwischen der dritten und der zweiten. Indessen findet man doch auch diesmal eine beträchtliche Anzahl von Zusätzen und Änderungen, sowie einzelne Streichungen, — selbstverständlich sämtlich (mit Vorbehalt einiger weniger Meinungsverschiedenheiten) Besserungen und Vervollkommnungen. Die Einleitung, bei der in die Charakteristik des Lucilius warme Farbentöne neu eingetragen sind, ist um eine Seite, Text und Kommentar um 15 Seiten gewachsen; etwas davon kommt allerdings auf Rechnung des minder kompressen Druckes. Wir können von den Abweichungen hier nur weniges herausheben.

I 1, 25 ff. Heinze hat zwei Parallelstellen aus Lucrez und Themistios hinzugefügt. Auch Plato Leg. 659 e hätte herangezogen werden können: *καθάπερ τοῖς κάμνουσί τε καὶ ἀσθενῶς ἴσχουσι τὰ σώματα ἐν ἡδέσι τισὶ σιτίοις καὶ πώμασι τὴν χρηστὴν πειρῶνται τροφὴν προσφέρειν οἷς μέλλει τούτων*. — I 2, 24. Das Komma, das bisher in gekünstelter Weise hinter *vitant* stand, setzt Heinze jetzt mit den andern Herausgebern hinter *vitia*. — I 3, 3. Die frühere Bemerkung: „*Sardus* boshaft usw." wird rektifiziert. — I 3, 59. Heinze ist zu der auch von mir wiederholentlich empfohlenen (vgl. JB. XXIX S. 44, XXXI S. 67) Auffassung Postgates (Classical Review XV 1901 S. 302 ff.) übergegangen, durch welche die Annahme einer singulären Bedeutung von *obdit.* vermieden wird. Sinn: er deckt seine Seite, so daß sie keinem Feinde bloßsteht. — I 4, 34. Die bekannte Meisersche (Blätter für das Gymnasialwesen 1904 S. 696 f.) Lesung, *dummodo risum excutiat, sibi non, non cuiquam parcet amico*, ist jetzt zu ihrem Rechte gelangt; nur sucht Heinze in dem *sibi non parcet* einen von dem Aristotelischen *οὔτε ἑαυτοῦ ἀπεχόμενος* abweichenden Sinn: der Satiriker lasse seine böse Zunge auch nicht durch Rücksichten auf die eigene Sicherheit zügeln. — I 6, 18 *A volgo longe longeque remotos* hatte Meiser (Blätter für das Gym-

nasialwesen 1902 S. 355 ff.) erklärt: „die das Volk so weit, so weit zurückgesetzt hat", und darauf ich (JB. XXXII S. 46) mit kleiner Modifikation: „von der Staatsverwaltung fernhält". Darauf bezieht sich jetzt Heinzes Bemerkung: „weder heißt *removere* je 'zurücksetzen' oder 'von der Staatsverwaltung fernhalten', noch usw." Aber daß *a republica removere* diese letztere Bedeutung hat, dürfte doch aus Caes. b. c. III 21 und Cic. Phil. XIII 31 hervorgehen, und der Begriff *a republica* oder *ab honoribus* ist ja bei Horaz ohne weiteres aus dem Zusammenhange zu ergänzen. — I 6, 37. Für *cogat* hat nun auch Heinze das allgemein rezipierte *cogit* eingesetzt. — I 6, 59. In *Satureiano caballo* vermutet Heinze eine Anspielung auf eine Stelle des Lucilius. — I 7, 17. Die übliche Lesung *pigrior* hat in der Anmerkung eine besondere Verteidigung gegenüber der Lesung *pulcrior* erhalten, doch wohl weil der letzteren neuerdings Vollmer den Vorzug gegeben hat. — I 9, 16. Früher *prosequar*, jetzt *persequar*; die Begründung ähnlich wie bei Döderlein. — I 9, 69. Das von Stowasser und Graubart (Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1889 S. 289 ff.) und Wagener (Neue Philol. Rundschau 1900 S. 553 ff.) in *tricesima sabbata* angenommene Asyndeton wird abgelehnt. Und soviel muß allerdings zugegeben werden, daß die von Wagener für das Asyndeton aus Horaz beigebrachten Parallelen nicht beweiskräftig sind. — I 10, 3 f. Die Worte *at . . . eadem* werden jetzt nicht mehr als Einwand des Gegners, sondern als Zusatz des Horaz aufgefaßt, entschieden richtig und in Übereinstimmung mit der allgemeinen Ansicht. — II 3, 1. Früher *si*, jetzt *sic*. Letzteres ist wahrscheinlich die echte Schreibung; vgl. namentlich Keller in den Epilegomena. — Zu II 5, 64 ff. bemerkt jetzt Heinze: „Wenn er übrigens hoffte, den Schwiegersohn zu beerben, so wird dieser älter gewesen sein als er selbst: bei dieser Annahme erscheint die Ehe in besonders eigentümlichem Lichte." Ja, diese Ehe war vielleicht überhaupt keine Ehe; vgl. Desportes in seiner Ausgabe: Le sens qui nous semble devoir être adopté dans cette histoire de Coranus et de Nasica, c'est que Nasica ne donne pas sa fille en mariage à Coranus, mais la lui livre comme maîtresse. *Nubet* ne contrarie pas cette opinion: *nubet* est souvent pris dans le sens de commerce galant: Catulle en fournit de nombreux exemples: pour *gener, socero.* ces mots sont quelques fois aussi des termes de galanterie. Nous avons déjà vu (sat. II liv. I) *Villius in Fausta Sullae gener* . . . Ce sens adopté, l'histoire de Coranus est beaucoup plus plaisante (vgl. JB. XXXV S. 47 f.). — II 6, 59. Bisher *mergitur*, jetzt *perditur*. Zu dieser Stelle sind im Laufe der Zeit mindestens zwölf Konjekturen gemacht worden, mit dem Erfolge, daß heutzutage fast alle Herausgeber das überlieferte *perditur* bewahren. — II 6, 108 f. „Der Zusatz *ipsa* stellt die *officia* in Gegensatz zu der eigentlich dem Wirte zukommenden höheren Tätigkeit". Ich möchte meinen, als *ipsa officia*, d. h. als

die eigentlichste, wichtigste Obliegenheit, wird ironisch das *praelambere* bezeichnet, und es treten also diese Pseudo-*officia*, die aber im Sinne der aufwartenden Sklaven die Hauptsache sind, in Gegensatz zu den vorher erwähnten reellen Funktionen: *veluti succinctus cursitat continuatque dapes*. Vgl. Schütz, Krüger, Wickham, Gow. — II 7, 19. Im Text wird zwar die Schreibung *ille* beibehalten, in der Anmerkung aber *illo* als vielleicht richtig bezeichnet. Möglicherweise also bringt die nächste Auflage den völligen Übergang zu *illo*, welches allerdings viel für sich hat und von den meisten Herausgebern aufgenommen ist. — II 7, 49. Das Komma hinter *caudae* ist jetzt gestrichen, so daß nun *clunibus* zu *excepit* gehört. Für diese Konstruktion bin ich in den JB. XXXI S. 61 und ausführlicher (wohl gleichzeitig mit dem Erscheinen der vierten Auflage) XXXVI S. 139 ff. eingetreten, so daß ich mich in diesem Punkte der Zustimmung Heinzes freuen darf. — II 7, 63 f. Während in der dritten Auflage erklärt wurde: „*tamen*, dennoch vergilt sie dir nicht die Gefahr, die du läufst, durch rückhaltlose Hingebung", heißt es jetzt: „*illa tamen* .. begründet die Behauptung *vel iustior est potestas in corruptorem*: die Frau tut 'doch wenigstens' (*tamen*) selbst nichts dazu, verkleidet sich nicht (*habitu* wie 54), bleibt, wo sie ist, *neque peccat superne* wie du usw." Über meine stark abweichende Auffassung dieses Satzes, die eine genaue Responsion mit V. 49 f. ergibt, muß ich auf die Darlegung in den JB. a. a. O. verweisen; hier möchte ich mir nur erlauben, gegen die in der vorliegenden vierten Auflage gegebene Deutung einige Bedenken vorzulegen. 1) Die Rechtsanschauung: *estne marito matronae peccantis in ambo iusta potestas? in corruptorem vel iustior* stellt Horaz als allgemeingültig hin; also muß auch die Begründung des zweiten hier in Betracht kommenden Satzes allgemeingültig sein. Und das ist sie auch bei Horaz wirklich; denn die Begründung liegt, wie Heinze selbst in der vorhergehenden Anmerkung treffend andeutet, in dem statt *adulter* gewählten Worte *corruptor*, „wobei die *corrupta* als Gegensatz vorschwebt". Nicht aber kann der Grund für jenes als allgemeingültig hingestellte größere Strafrecht des beleidigten Gatten gegen den Ehebrecher als gegen die Ehebrecherin gefunden werden in irgendwelchen Umständen, die beim Ehebruch, wenn auch vielleicht häufig, so doch jedenfalls nur accidentell, nicht notwendig sind; als da sind: Vermummung des Ehebrechers, Eindringen in die Wohnung des beleidigten Gatten. 2) Und welches Gewicht haben denn gerade diejenigen Umstände, die nach der vorliegenden Interpretation in V. 64 genannt werden? Kann es wirklich für den Grad des Strafrechtes des beleidigten Gatten, für den Grad der Strafwürdigkeit des Ehebrechers und der Ehebrecherin etwas Erhebliches ausmachen, wenn der eine von beiden sich zum Zwecke des Ehebruchs verkleidet hat, oder wenn der eine von beiden sich zu diesem Zwecke aus seiner Wohnung wegbegeben hat? Am ehesten könnte man sich noch

an dritter Stelle einen vom aktiven oder passiven Verhalten hergenommenen Grund gefallen lassen, wenn er nur nicht so seltsam ausgedrückt wäre: strafschärfend wirkt für den Ehebrecher, strafmildernd für die Ehebrecherin, daß jener beim Beischlafe sich oben, diese unten befindet. — Zu II 7, 68 f. heißt es jetzt in der Anmerkung: „Läuft es aber glimpflich ab, so wirst du, sollte man denken (*credo*), dir eine Lehre aus der ausgestandenen Angst ziehen: weit gefehlt: du begibst dich so schnell wie möglich in die Gefahr zurück". Diese Darstellung des Gedankens ist gewiß glatt und natürlich; aus ihr ist, meine ich, die Konsequenz zu ziehen, daß auch in den lateinischen Text mit L. Müller und Vollmer für *quaeres* die Lesart mancher Handschriften *quaeris* einzusetzen ist (vgl. JB. XXXIII S. 55 f.). — II 8, 24. *Semel* „auf einmal", wohl mit Recht statt *simul*, unter Berufung auf das beweiskräftigste der Bentleyschen Beispiele: Sen. qu. n. IV 2, 25.

Eine Annehmlichkeit ist es, daß in der vierten Auflage die Jahreszahlen nur nach der christlichen Ära angegeben werden. Bedauerlicherweise ist in der Anmerkung zu II 3, 36, wo in der dritten Auflage halb richtig und halb falsch 692/162 stand, jetzt fälschlich 162 gedruckt.

6) Horace, Odes and Epodes, edited with Introduction and Notes by Paul Shorey, revised by Paul Shorey and Gordon J. Laing. Aus The Students' Series of Latin Classics. Boston U. S. A. 1910, Benj. H. Sanborn & Co. XXXVII und 514 S. 8.

Das vorliegende Buch ist eine revidierte Auflage der im Jahre 1898 von Shorey veranstalteten Ausgabe (vgl. JB. XXV S. 52); die Mehrzahl der sehr zahlreichen Änderungen kommt, nach Angabe der Vorrede, auf Rechnung des neuen Mitarbeiters. Der Umfang ist, obwohl auch Auslassungen stattgefunden haben, um 27 Seiten gewachsen. Als ein besonderer Vorzug muß hervorgehoben werden, daß die Herausgeber eifrig bemüht gewesen sind, die neuere Horazliteratur zu verwerten; und wiewohl darin hier und da noch etwas mehr hätte getan werden können, so verdient doch auch schon das Geleistete rühmende Anerkennung.

Vorausgeschickt sind vier einleitende Abschnitte: I. eine Biographie des Dichters (S. IX—XV), II. Syntax (S. XV—XVI), III. Style (S. XVII—XXX), IV. Meter (S. XXX—XXXVII). All dies weist gegen die erste Auflage kaum irgendwelche Änderungen auf. Dann folgt der recht konservative Text (S. 1—137); aus pädagogischen Gründen sind dabei die drei Epoden 8, 11 und 12 weggelassen. Den übrigen Raum füllt der Kommentar.

Es seien nun in Kürze einige Stellen erwähnt, die irgendwie charakteristisch sind oder sonst zu einer Bemerkung Anlaß geben. I 2, 3 *Mauri*, mit der Note: *Peditis* means *unhorsed*. — I 3, 6. Die Interpunktion ist jetzt hinter *finibus Atticis* gesetzt, was wohl

das Richtige sein dürfte; vgl. L. Müller (1900) und Kießling-Heinze. — I 8, 2. *Te deos oro*; die von Vollmer befürwortete Lesung *hoc deos vere* findet überhaupt keine Erwähnung. — I, 17, 9. Zu *haediliae* bemerkt die neue Auflage: The word occurs only here. Aber dieses Wort ist ja gerade seit der ersten Auflage anderweitig belegt worden: Corp. Glossar. Latin. III S. 432, 37/38. — I 17, 25. *Male* here reinforces the adj. *Male* beim Adjektiv heißt entweder „wenig", z. B. *male sanus*, eine Bedeutung, die hier natürlich nicht in Betracht kommt, oder es heißt „in übler Weise" = „zum Unheil". In letzterer Bedeutung steht es meist bei Eigenschaften, die für gewöhnlich eine gute Folge haben. z. B. *male sedulus*; aber doch auch bei anderen, z. B. Ov. am. III 7, 3 *male languidus*. Und in diesem Sinne könnte auch *male dispari* allenfalls gefaßt werden, wenn es nicht den Vorzug verdiente, *male* mit *iniciat* zu verbinden; denn es liegt genau dieselbe Wortstellung vor wie Od. IV 12, 7 f., wo die Konstruktion nicht zweifelhaft ist: *quod male barbaras regum est ulta libidines* — I 20, 10. *Tu bibes: thou mayest drink* (*at home*). So schon andere; aber für eine Erledigung der Schwierigkeiten kann das nicht gelten. — I 23, 5 f. *Nam seu mobilibus veris inhorruit adventus foliis*. Allerdings ist diese handschriftliche Lesung in neuerer Zeit wieder verteidigt worden; vgl. Gilbert im Rhein. Mus. LIX (1904) S. 628 ff. — I 25, 20. In der ersten Auflage *Euro*, in der zweiten *Hebro*; the Hebrus is associated with winter in the poet's mind (cf. *Thracio vento* 11, 12), and so is thought of as appropriate to Lydia's *aridas frondes*. Aber diese Lesung der Handschriften unterliegt denn doch bekanntlich starken Bedenken. — I 27, 18. *Depone*: he asks the culprit to whisper the secret to him, even if he is unwilling to tell the whole company. Nein, wenn einer einem etwas ins Ohr sagt, so muß nach lateinischem Sprachgebrauche der Singular von *auris* stehen. Horaz verlangt, daß der junge Mann den Namen laut sage, was bei der Verschwiegenheit der Hörer unbedenklich sei. — I 32, 2. *Quod . . . vivat*. Früher: characterizing *carmen* rather than *quid*; jetzt: characterizing *quid*. Für die letztere wohl zutreffende Auffassung ist namentlich Goldbacher in den Wiener Studien XX (1898) S. 277 ff. eingetreten (vgl. JB. XXVII S. 83). — II 12, 27. *Poscente magis*: *more than thou who dost beg for them*, unter Hinweis auf Epist. I, 17, 44. Vgl. Friedrich S. 57 f. — II 17, 21. *Nostrum*: gen. plur. Ein Fehler, dem man auch in einigen anderen Ausgaben begegnet. Das Richtige lehrt überzeugend Chr. Fr. Ernst Meyer im Programm des Gymnasiums zu Herford 1897 S. 5. — III 4, 10. *Limen Apuliae*. Perhaps we should read *limina Pulliae*. — III 6, 24. *De tenero ungui* . . . means *in every fiber, with all her soul, through every nerve*. Hier hätte die vortreffliche Abhandlung von John C. Rolfe (Proceedings of the American Philological Association XXXIII 1902 S. LXII und

XXXIV 1903 S. LV; vgl. JB. XXXVI S. 98 und 106) berücksichtigt werden sollen; Rolfe gelangt zu der Übersetzung: *with all her youthful soul.* — III 9, 20. In der ersten Auflage blieb dahingestellt, welcher Kasus *Lydiae* sei; jetzt heißt es: *Lydiae* is dative. Das ist erfreulich, bedauerlich aber die Bemerkung: *Ianua,* metaphorical . . . To cite III 15, 9 is to insult Lydia. Hier verführt eine vorgefaßte Meinung zur Annahme einer sprachlichen Unmöglichkeit. Vgl. auch Kießling-Heinze und JB. XXXV S. 71. — III 14, 11. *Iam virum expertae, male ominatis.* Eine Einigung über diese Stelle ist bekanntlich noch in weitem Felde. — In der Inhaltsangabe zu III 19 heißt es: Then, transferring himself in imagination to the carouse etc. Sehr wohl; aber dann hätten die Herausgeber nicht nachher hinzufügen sollen: or we may conceive the whole scene, the inopportune antiquarian talk and the jovial interruption to take place at the banquet. Über den Ortswechsel nach V. 8 und den mehrmaligen Zeitwechsel vgl. Friedrich S. 44 ff., sowie auch meine Ausgabe. — III 19, 12. *Commodis: at your choice*; cf. IV 8, 1. Inwiefern durch diese Belegstelle die in lexikalischer Hinsicht mißliche Bedeutung gerechtfertigt werden soll, ist nicht abzusehen. Auch sachlich ist diese Auffassung von *commodis* anstößig; denn bei diesem Gelage geht es nicht zu wie auf dem Lande, wo jeder nach Belieben trinkt (Sat. II 6, 67 ff.); sondern hier herrscht der Komment, die *leges insanae*, und alle Teilnehmer haben dieselbe, vorher festzusetzende Mischung zu trinken, für die hier von Horaz zwei Vorschläge gemacht werden. *Commodis,* = *commode*, heißt „angemessener Weise"; der Grund der Angemessenheit wird in dieser durchaus skizzenhaften Darstellung nicht angegeben, war aber für römische Leser aus diesen Kreisen naheliegend und wird auch aus dem Folgenden deutlich: drei ist die Zahl der Grazien, neun die der Musen. — III 19, 15. *Tris . . . supra*: probably *more than three* (the weaker mixture) suited to him who sacrifices to the Graces. It has been taken *the three beyond*; that would make it unmixed wine. Diese letztere Auffassung ist die einzig mögliche; Horaz hat ja bereits neun Cyathus gefordert und kann nun doch nicht von seinem eigenen Votum sagen, daß es dem Wesen der Grazien zuwiderlaufe. Vgl. meinen Kommentar und JB. XXIV S. 66, XXVIII S. 32. — III 20, 8. *Maior an illi*: *maior* must then be rendered *rather* (? Ref.). Of course, strictly speaking, the prize falls to one or the other, and there is no greater or less portion. But provided the meaning be clear, poets are quite ready to sacrifice this kind of lògic to the rhythm or the desired turn of phrase. Diese Verteidigung der Überlieferung ist ja von sehr zweifelhaftem Werte, und auch was Friedrich (S. 116 ff.) und Wickham für das handschriftliche *illi* vorgebracht haben, hat die Herausgeber nicht überzeugt, die vielmehr fast einhellig Peerlkamps inhaltlich vortreffliche Konjektur *illa* aufnehmen. In sprachlicher Hinsicht aber „erweckt doch die Auslassung von

*sit*, zumal nach *cedat*, in den Oden starkes Bedenken" (L. Müller). Und nicht minder die Inversion von *an*, die, soviel ich sehe, überhaupt recht selten ist (bei Ov. Met. IV 49 in *Nais an* ist *Nais* Tonwort), bei Horaz sonst nie vorkommt und gerade hier den Satz zunächst zweideutig macht. — III 24, 4. *Tyrrhenum omne tuis et mare Apulicum*. Also auch hier konservativ, im Gegensatze zu vielen deutschen Herausgebern. Ähnlich III 25, 9 *exsomnis*. — III 28, 3. *Strenua*: we shall not attempt to determine the controversy which rages (wirklich? und zwar sowohl im Publikationsjahre der ersten Auflage 1898 als auch in dem der zweiten 1910?) in Germany as to wether Lyde is the severe housekeeper at the Sabine farm or a casual flute girl. The former supposition seems to suit the situation better. Zu spöttischem Tone ist kein Anlaß; Entscheidungsgründe aber wären ganz erwünscht. — III 30, 10. *Qua*: with *dicar* rather than with *princeps . . . deduxisse* (in der ersten Auflage umgekehrt); but it is virtually the same to be remembered as one who from a humble birthplace attained the poet's fame, and to be remembered as a poet in that humble place. Für den Sinn macht es doch einen erheblichen Unterschied, wozu die lokalen Nebensätze gehören: daß sie mit *dicar* zu verbinden sind, hat Charles Knapp in den Proceedings of the American Philological Association XXV (1894) S. XXVII ff. und in The Classical Review XVII (1903) S. 156 ff. (vgl. JB. XXXI S. 83 und XXXVI S. 84) recht wahrscheinlich gemacht. — IV 2. 2. Früher *Iule*, jetzt richtig *Iulle*. — IV 4, 54. *Iactata*: preferably with *sacra*. *Gens* is sufficiently described. Man kann allerdings schwanken; aber die Vergilstellen, die dem Horaz mögen vorgeschwebt haben, sprechen doch eher für *gens iactata*: I 3 *multum ille et terris iactatus et alto*, I 29 *iactatos aequore toto Troas*. — IV 8. Ohne Athetese. The results of Elter's elaborate treatise, so far as the interpretation of the poem is concerned, are negligible. The difficulties of the ode have indeed been much exaggerated (? Ref.) . . . Even in regard to the historical difficulty we may assume that Horace mingled the glories of the two Scipios and meant the phrase, *eius qui domita nomen ab Africa*, etc., to apply to both, as it conceivably may, regardless of the fact that Ennius did not live to sing the younger. — IV 11, 5. Früher: *fulges* may be present of *fulgeo* or future of *fulgo*. Die fast allgemein acceptierte Auffassung als Präsens ist gewiß die richtige; es konnte keinem Römer in den Sinn kommen, hier *fulges* von dem alten Verb abzuleiten (Nauck-Weißenfels). — IV 14, 36. *Vacuam*. Früher: Abandoned by death of Antony and Cleopatra. Jetzt: Abandoned by Cleopatra. Richtig; nur brauchte der Tod des Antonius nicht gestrichen zu werden. — Epod. 1, 5 *Si*. Es ist bedauerlich, daß das verzwickte *si* dem einfachen und natürlichen *sit* noch nicht weichen will; Vollmers neuerlicher Vorgang sollte mehr Nachahmung finden. — Epod.

2, 60. *Lupo:* There was a belief that the wolf selected the best, and that *τὰ λυκόβρωτα* were most toothsome. Das gehört nicht hierher. Das Richtige u. a. bei Kießling-Heinze: „weil dann nichts übrig bleibt als ihn zu schlachten" (vgl. JB. XXVIII S. 37). — Epod. 5, 29. *Abacta . . . conscientia*: *excluded from no complicity,* i. e. admitted to full knowledge of their guilty secrets. Die Shorey-Laing'sche Ausgabe ist wohl die erste, in welcher diese von Hardie (The Classical Review XX S. 115) und Teichmüller (JB. XXXII S. 61) gleichzeitig im Jahre 1906 vorgetragene Deutung zu ihrem Rechte gelangt. — Epod. 6, 12. *Cornua* wird auf einen Stier gedeutet; dann aber wird hinzugefügt: Fritsch takes it differently, giving *cornua* the meaning „bow" and maintaining that the reference is to the shafts of satire. Gegen die erstere Auffassung scheint zu sprechen, daß der Stier beim Angriffe die Hörner nicht hebt, sondern senkt. Wenn Horaz hier wirklich an den Stier gedacht und somit einen Anschauungsfehler begangen haben sollte, so wäre er in gleicher Schuld mit Heine, der in No. 7 der Zeitgedichte sagt: „Wie in der Kampfbahn der Auerochs Erhuben wir unsere Hörner". — Epod. 9, 17. *Ad hunc*: this is the best attested reading: *hunc* refers to *sol*. The neighing of the horses to the sun is an augury of Octavius' victory. For other examples of this omen, cf. Herod. III 84—86; Tac. Germ. 10. This is the interpretation of Ussani in his note on the passage. In dieser m. E. sehr billigenswerten (vgl. JB. XXVII S. 50) Interpretation sind Shorey und Laing die ersten, die dem italienischen Herausgeber nachfolgen. — Epod. 16, 61 f. Diese beiden Verse werden im Texte an der überlieferten Stelle belassen; nur in den Anmerkungen heißt es zu V. 53: Some editors plausibly transfer ll. 60—61 to this place. Wieder gar zu konservativ.

Alles in allem: diese Shorey-Laing'sche Ausgabe verdient durchaus, von der Horazforschung beachtet und gewürdigt zu werden.

7) Quinti Horati Flacci opera omnia cura E. C. Wickham. Apud P. H. Lee Warner Mediceae societatis librarium, Londini MDCCCCX. 290 S. gr. 8. 16 *Sh*; bound in limp vellum 25 *Sh*; printed on vellum £ 15,15 *Sh*.

Die Ausstattung dieser Ausgabe ist vorzüglich: Büttenpapier, schöner Druck, farbige Initialen. Aber der Prospectus sagt: a reprint after the Oxford text, as edited by E. C. Wickham, und ein Vergleich mit der Oxforder Ausgabe Bd. I 1904 und Bd. II 1903 bestätigt dies. Als Abweichungen kann ich nur Folgendes notieren: die neue Ausgabe enthält den Text unverkürzt, ohne Ausmerzung obscöner Stellen; die Klammern um die Anfangsverse von Sat. I 10 *Lucili—illuc* sind weggelassen; die Verszahlen fehlen durchweg. Daß eine Textrevision nicht in der Absicht lag, erhellt schon daraus, daß auch die neue Ausgabe Od. IV 2, 2 *Iule,* Sat. I 4, 35 *excutiat sibi, non hic,* Sat. II 5, 90 f. *ultra non etiam sileas* bietet.

## II. Übersetzungen.

8) Oden des Horaz, übertragen von Lothar Treuge. In der Wochenschrift „Die Gegenwart“ 1910 S. 471 und 490 f.

T. versucht die Oden I 5, I 9, III 22, III 23, IV 23 in den antiken Metren zu übersetzen; aber der Versuch ist mißlungen. Der Abdruck zweier Probestrophen wird uns weiterer Bemerkungen überheben:

Mag in den Schneegefilden des Algidus,
Mag unter Eichen und in der Felsenforst
Und in Albaniens Trift das Opfer
Grasen, mag unter dem Beil des Priesters
Sein Joch sich färben, nimmer gelüstet dich
Nach dem gewagten Morde der Erstlinge,
Mit Rosmarin und zarter Myrte
Krönst du gebrechlich die kleinen Götter.

9) Q. Orazio Flacco. Il primo libro delle odi. Traduzione metrica col testo a fronte di Lionello Levi. Venezia 1910, Giusto Fuga. VII und 60 S. 8. — Dsgl. Il secondo libro delle odi. 1910. V und 44 S. 8.

10) N. Festa, Traduttori e vittime. In der Zeitschrift La Cultura XXIX (1910) S. 16—21.

11) Lionello Levi, Per una traduzione d'Orazio. In der Zeitschrift La Cultura XXIX (1910) S. 121—124.

An Produktivität in poetischen Übersetzungen der Horazischen Oden rivalisiert seit langer Zeit Italien mit Deutschland. Als Probe der neuen Levi'schen Übersetzung diene der Anfang der Ode I 8, deren Metrum besondere Schwierigkeiten bietet:

Lidia, per gli dei tutti
Dimmi, ti prego, Sibari perchè a finir t'adopri
Con l'amor tuo? L'aperto
Campo perchè odia ei solito polve a sfidare e sole?

Für die Würdigung der Levi'schen Leistung kommen nicht sowohl einzelne kleine Inkorrektheiten in Betracht als vielmehr die gesamte Art, wie er die italienische Sprache bei Bewältigung dieser schwierigen Aufgabe handhabt. Aber die kompetentesten Richter hierüber, die Landsleute des Übersetzers, sind in ihrem Urteile uneinig. Lobenden Kritiken, die Levi im zweiten Hefte S. III und S. 44 aufzählt, steht ein scharfer Angriff von N. Festa gegenüber. Gegen diesen hat sich Levi durch eine Erwiderung zu verteidigen gesucht.

12) Franz Schauwecker, An Lyce. Übertragung von Od. IV 13. In dem Beiblatte zum Berliner Tageblatt „Der Zeitgeist" vom 12. Dezember 1910 n. 50.

Eine sehr freie, moderne Übersetzung; der Anfang lautet:

Freu dich, Lyce, denn die Götter
Haben all mein Flehn erhört,
Eine Vettel bist du, Lyce,
Die sich drob kokett empört.

Jenes „Freu dich" ist dem Horaz fremd. Auch dürfte der Sinn nicht getroffen sein, wenn die Verse 22 ff. *sed Cinarae* etc. so wiedergegeben werden: „Doch die Toten preis' ich glücklich, denn du lebst und du bist alt".

## III. Abhandlungen.

13) Otto Weber, Censura Horatii Lehrsiani agitur. Beilage zum Jahresberichte der Realschule in Leisnig 1909. 13 S. 4.

Weber nimmt eine Durchmusterung der Lehrs'schen Athetesen, Lückenannahmen und Konjekturen vor. Er erklärt sich mit kurzer Begründung gegen viele von ihnen, — gewiß mit Recht, indes ohne daß heutzutage eigentlich ein Bedürfnis zu solcher Widerlegung bestände; aber in sehr vielen Punkten stimmt er doch auch bedauerlicherweise jener längst überwundenen Hyperkritik bei.

Angemerkt sei Webers Deutung des Verses *et mihi forsan tibi quod negarit porriget hora* (Od. II 16, 31 f.): facile fieri posse, ut Grosphum illum divitem mors matura incedat, sibi pauperi vita diuturna praebeatur. Jedoch verstößt diese Auffassung wohl gegen die Höflichkeit im allgemeinen und gegen die Horazische Urbanität im besondern, und die Annahme mancher Herausgeber, der Dichter deute hier auf seinen Nachruhm hin, wird den Vorzug verdienen.

14) Gli studî sopra Orazio dell'abate Ferdinando Galiani. Memoria presentata all' Accademia Pontaniana dal socio Fausto Nicolini. Estratto dal vol. XXXIX degli Atti. Napoli 1910, Francesco Giannini & Figli (auf dem äußeren Titelblatt: Gius. Laterza & Figli, Bari). XVI und 157 S. 4.

Den Gedichten des Horaz hat der bekannte italienische Staatsmann und Nationalökonom Galiani (1728—1787) eine besondere Neigung zugewandt; seine bisher nur zu einem geringen Teile und in mangelhafter Weise bekannt gewordenen Arbeiten über diesen Gegenstand sind jetzt von Nicolini herausgegeben worden, mit Überwindung der nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, die der Zustand des Materials verursachte. Das ist löblich vom patriotischen wie vom wissenschaftlichen Standpunkte. Aber wäre es nicht zweckmäßiger gewesen, statt eines Quartbandes von 157 Seiten

einen kleinen, sehr kleinen Auszug zu veröffentlichen? Denn wem kann es zugemutet werden, sich durch ein so umfängliches Buch durchzuarbeiten, das zum größten Teile mit wunderlichen Anschauungen angefüllt ist, die heutzutage niemand mehr ernst nehmen kann, zu einem kleineren Teile zwar Richtiges bringt, uns aber damit nichts Neues lehrt, und nur ganz vereinzelt einen bei dem augenblicklichen Stande des Wissens beachtenswerten Gedanken enthält? Die von uns empfohlene Kürzung wäre dem ehrenvollen Andenken des bedeutenden Mannes nur förderlich gewesen; sie hätte die Zahl der philologischen Benutzer gewiß bedeutend vermehrt. Auch für diejenigen, die sich vom kulturhistorischen Standpunkte für Galianis Persönlichkeit interessieren, hätte schließlich ein Auszug ausgereicht, um sich an der frischen, kampflustigen, selbstgewissen Schreibweise des Verfassers zu freuen.

Der Inhalt ist dieser: I (S. 1—4). Disegno di un' edizione di Orazio ordinata cronologicamente e comentata. II (S. 5—28). Vita di Quinto Orazio Flacco. Hier versucht Galiani, die einzelnen Gedichte bestimmten Jahren zuzuweisen; als ältestes betrachtet er die Ode III 2, die er der Zeit des Aufenthaltes in Athen zuweist; dagegen gehört Od. III 1 seiner Ansicht nach ins Jahr 12. III (S. 29—111). Osservazioni sulle odi. IV (S. 112—143). Osservazioni sull' epistola ai Pisoni. Appendice. I (S. 145—152). Saggio delle traduzioni di Orazio. Hier gibt der Verfasser Proben von fünf italienischen metrischen Horazübersetzungen aus den Jahren 1672—1776, und zwar von einer jeden die Ode III 2. II (S. 152—155). Prefazione al commentario oraziano del 1765. III (S. 155—156). Disegno d' una monografia intitolata: 'Dell' antico e del moderno stato e varie vicende di Baia, Baculi e Miseno'. IV (S. 157). A proposito di due passi delle satire.

Nun einige Notizen aus dem Buche, welche mitteilenswert scheinen. S. 48 zu Od. I 9, 23 *pignus*. Nell' Italia meridionale, è permesso alle giovanette di scendere, talvolta, sull' imbrunire, alle porte delle case. Naturalmente, di ciò approfittano gl' inamorati, per passare e ripassare, fintanto che non giungono a cogliere il momento propizio per fissare l' ora dell' appuntamento notturno e farsi promettere dalla bella di non mancare alla finestra. Di tale promessa, anzi, domandono un pegno; il che, per lo più, è un pretesto per stringere loro la mano, e strappare qualche anello da dita, che lo difendono molto male. Vgl. die Akronianischen Scholien und L. Müllers Anmerkung; minder gut heißt es bei Kießling-Heinze: *pignus*, sc. *amoris*. — S. 81 zu Od. II 7, 13 *Mercurius*. Il lettore ricordi la seconda ode del primo libro, in cui Augusto è chiamato Mercurio incarnato, e intenderà tutta la finezza dell' allusione. Durch diese Deutung wird wohl zu viel hineingeheimnißt. — S. 83 zu Od. II 11, 21 *devium*. Una di quelle che vivono in casa propria, tanto che, per averla, bisogna quasi

strapparnela: *quis eliciet*? Anche oggi, in francese, si chiama *fille détournée* una ragazza che non appartiene più al pubblico; frase espressiva e che non rende tanto male lo *scortum devium* oraziano. — S. 108 zu Epod. 2, 35 *gruem*. In Italia solamente la Puglia ha, nell' inverno, la caccia delle gru, le quali, in quel tempo, emigrano dall' Africa in Dalmazia. Falls dies wirklich zuträfe, (woran jedoch im Hinblick auf Verg. Georg. I 307 zu zweifeln erlaubt sein dürfte), so würde hier eine Jugenderinnerung des Dichters vorliegen. — S. 157 zu Sat. II 2, 122 *cum duplice ficu*. Diconsi *fich' acchiette* due fichi spaccati e congiunti tra loro per la parte interna, mediante il glutine di quella specie di giuleppe, che caccia questo dolcissimo frutto, e così messi a disseccare o al forno o al cocente sole. Sono i più delicati di tutti, conservandosi tutta la tenerezza e la dolcezza interiore; giacchè il calore agisce soltanto sulla parte esterna, dalla quala si toglie la scorza ... Infatti, ogni *fich' acchietta* è composta di due fichi congiunti insieme. Si chiamano anche *accocchiatelle*. Diese Erklärung halte ich für richtig; ob die Feigen in Italien heute noch so behandelt werden, weiß ich nicht; aber von Pflaumen in Rom und in Bozen kann ich es bestätigen. Unsere deutschen Ausgaben sagen: „gespalten und so in Hälften getrocknet", da man sich aus der Notiz bei Pallad. r. r. IV 10, 35 nicht recht hat vernehmen können. Wunderlich ist nur, daß auch die italienischen Ausgaben von Gnesotto, Bridi, Rasi ähnlich wie die deutschen interpretieren und Tentori gar Folgendes bietet: i fichi naturalmente si dovevano dividere in due, perchè si potessero mettervi dentro le noci. — S. 113 zu Epist. II 3, 32 *faber imus*. Per bene intendere questi versi, è utile ricordare che quasi tutti i grandi scultori, antichi e moderni, raramente hanno compiute personalmente, anche nei minuti particolari, le loro opere. Disegnare la figura, modellarla e metterla insieme, ecco il còmpito del maestro: il resto concerne i garzoni di bottega. Perciò, secondo me, il *faber imus* oraziano non è un determinato statuario, che abitava in fondo al Circo, ovvero occupava l' ultima bottega della strada, giusta le interpetrazioni più in voga. Preferisco vedere in lui l' infimo tra i garzoni di bottega, cui dal maestro è affidato l' incarico di dare l' ultima mano alle statue; lavoro, di certo, che richiede molta pazienza e accuratezza, ma talento e genio nessuno. Das ist m. E. ein guter Gedanke; am nächsten kommen dieser Auffassung unter den Neueren Schütz und Wickham. — S. 117 zu Epist. II 3, 120. Galiani ist der Ansicht, daß mit *Achilles honoratus* der Titel eines Dramas gegemeint sei. Der Zusatz *honoratus* solle deutlich machen, welches der vielen Ereignisse aus dem Leben dieses Helden den Inhalt bildete, nämlich die dem Achilles von Agamemnon gegebene Genugtuung. Auf diese Situation haben das Adjektiv auch Ritter, Schütz, Orelli-Mewes u. a. bezogen, wenn sie es auch nicht als Teil des Titels betrachteten.

15) G. Curcio, Q. Orazio Flacco studiato da Francesco Petrarca. Prolusione al corso di letteratura dell' anno 1909—1910. Catania 1910. Francesco Battiato. 27 S. 8.

Das Heftchen handelt über Petrarcas Horazstudien, und zwar, entsprechend dem Anlasse seiner Abfassung, nicht in lehrhaftem Tone, sondern mit angenehmer rhetorischer Wärme. Wir erfahren, daß sich Horazreminiszenzen bei Petrarca durch die Jahre 1330—1373, also fast durch das ganze Leben des Humanisten vom Jünglingsalter bis zum Tode, verfolgen lassen; das sein noch erhaltenes Handexemplar des Horaz (vgl. Keller, Oden, 1899. S. XLIV) mit zahlreichen Randbemerkungen von seiner Hand ausgestattet ist; ferner, welchen Einfluß auf Petrarcas Denkweise die Vertrautheit mit Horaz ausgeübt hat; wie der italienische Dichter seinen antiken Vorgänger in einem schwungvollen Lobliede feiert; wie er in den Briefen und Dialogen häufig auf Stellen des Horaz hinweist: Od. II 3, 1—4, Od. II 16, 17—19, Od. III 3, 7 f., Od. IV 10, 2—6, Sat. I 2, 24, Sat. I 10, Epist. II 1, 34, Epist. II 3, 38—40; wie er in seinen Gedichten nicht selten sich an Horazische Gedanken anlehnt: Od. I 22, 23 f., Od. IV 11, 35 f., Epod. 11, 7 f., Epist. I 10, 50. Vollständigkeit strebt Curcio, wie er selbst betont, bei Aufzählung solcher Zitate und Anlehnungen nicht an. Und in der Tat findet man bei Stemplinger, Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance, sehr viel mehr Stellen aus Horazens Lyrik angeführt, die von dem Lyriker Petrarca benutzt sind: Od. I 3, 8, I 11, 7 f., I 12, 18, I 12, 47 f., I 22, 21 f., I 22, 23 f. (s. o.), I 24, 19, I 35, 3, I 35, 13, II 4, 2 ff., 7 f., II 4, 23 f., II 8, 15 f., II 12, 2 f., II 16, 20, III 10, 14, IV 7, 16, IV 11, 35 f. (s. o.), Epod. 11, 9 f.

Das geschmackvolle Schriftchen liest sich gut und ist zur ersten Orientierung auf diesem Gebiete wohlgeeignet.

16) G. L. Hendrickson, *Integer vitae*. In The Classical Journal V (1910) S. 250—258.

Es handelt sich um die Frage: ernst oder humoristisch? Nachdem Hendrickson in einer historischen Einleitung die letztere Auffassung bis über das Jahr 1841 zurückverfolgt hat, unternimmt er es, die erstere wieder zu rehabilitieren. Namentlich sucht er zu diesem Zwecke den Vorwurf, daß kein logischer Zusammenhang zwischen V. 1—8 und V. 9—24 bestehe, zu entkräften, und zwar durch eine neue Deutung der Worte *integer vitae scelerisque purus* als the faithful lover. Zwar habe auch der römische Leser den V. 1 wohl zunächst in allgemeinem Sinne verstanden; but with the lines that follow, *non eget Mauris iaculis neque arcu* etc., the ancient reader must have recognized a thought which was probably current in erotic poetry long before Horace and Tibullus and Propertius gave it expression. Der Verfasser vergleicht Cat. 76.

Dem Ref. erscheint diese Auffassung sehr mißlich; da Horaz in den beiden ersten Strophen nichts Erotisches andeutet, kann er auch nicht verlangen, daß ein Leser an dergleichen denke. — Obgleich nun der Verfasser dieses Liebeslied für ernst gemeint hält, so ist er doch weit entfernt, ihm einen „heiligen Ernst“ zuzuschreiben; it is a picture from Utopia, a pastoral idyll; vgl. Od. III 4 und Od. I 17. Ref. möchte zu diesen Vergleichungen nur eines anmerken: ein charakteristischer Unterschied besteht doch darin, daß in Od. III 4 und Od. I 17 der Dichter die Götter als seine Beschützer auftreten läßt, in Od. I 22 nicht.

17) **Paul Shorey**, *Integer vitae* once more. In The Classical Journal V (1910) S. 317—321.

Shorey nimmt aus Hendricksons Aufsatz (siehe n. 16) Anlaß, seinen eigenen Standpunkt in der Beurteilung dieser Ode, wie ihn schon seine Ausgabe ausweist, nochmals zu präzisieren: I was careful not to use here either the word 'burlesque' or the word 'parody'. I explicitly stated that there was no inconsistency between the momentary flush of genuine feeling, the mock-heroic continuation, and the jesting close. Ihm ist dieses Gedicht a blending of jest and earnest. Besonderen Wert legt er auf Vergleichungen mit englischer Literatur: I would rank it with or little above the best things of Lovelace, Suckling, Herrick, Locker, or Dobson.

18) **Gustav Scholl**, Kritische und exegetische Betrachtungen zu den Satiren des Horaz. Beilage zum Jahresberichte des Gymnasiums zu Fürth 1910. 46 S. 8.

Scholl erörtert eine große Anzahl von Stellen der Satiren, wo die Herausgeber uneins sind, mit besonderer Berücksichtigung der Ausgaben von Kießling und L. Müller. Wir rekapitulieren das Wichtigere und übergehen u. a. solche Stellen, wo die von Scholl bekämpfte Kießlingsche Auffassung bereits von Heinze aufgegeben ist.

Sat. I 1, 4. Scholl entscheidet sich für die Überlieferung *gravis annis*, die außer den von ihm angeführten Gründen namentlich in dem *iam* V. 5 eine Stütze findet. — Sat. I 1, 7. *Horae momento* = „in einem Stündchen“. Der Kaufmann setze in launiger Übertreibung die Dauer einer Schlacht auf eine Stunde fest. — Sat. I 1, 9. Mit *iuris legumque peritus* sei der *advocatus* gemeint. — Sat. I 1, 11. *Ille* beziehe sich auf einen beliebigen *rusticus*. — Sat. I 1, 11. Zu *extractus* läßt Scholl zwischen zwei Auffassungen die Wahl; die richtige wird diese sein: „der Bauer ist ärgerlich, daß er erst in die Stadt gehen muß, um seine Geschäfte u. dgl. zu besorgen, daß er zu Hause Versäumnis hat usw.“; vgl. Orelli-Mewes. — Sat, I 1, 29. Scholl schützt die Überlieferung

*perfidus hic caupo.* — Sat. I 1,69. *Quid rides?* Dazu der Verfasser: „es ist die sonderbare Lage des Tantalus, die zum Lachen reizt.“ — Sat. I 1, 88 ff. Scholl schlägt vor: „oder solltest du dich umsonst bemühen, deine Verwandten, die dir doch die Natur schon als Freunde gibt, als solche zu erhalten?“ Vgl. Kießling-Heinze[3 und 4]. Diese Auffassung hat etwas recht Ansprechendes, und man mag unbedenklich dem jungen Dichter eine in ihrer Zweideutigkeit etwas ungeschickte Konstruktion zutrauen. — Sat. I 2, 26. Die Interpunktion will Scholl mit den meisten Herausgebern hinter *facetus* setzen, nicht davor. Die Entscheidung ist trotz der Zuversichtlichkeit bei Kießling-Heinze einerseits, bei Orelli-Mewes andrerseits nicht leicht. Selbst ein Drittes scheint nicht unmöglich: *usque facetus pastillos Rufillus olet.* Denn gerade an dem steten Gebrauche solcher Pastillen nahm man Anstoß (vgl. Mart. II 12); die kürzere Fassung bei der Wiederholung Sat. I 4, 92 spricht nicht dagegen. — Sat. I 3, 4. Hinter *hoc* setzt Scholl dem Sinne entsprechend mit Kießling-Heinze einen Punkt: *hoc* = „diese Mucke“. — Sat. I 3, 20. Scholl übersetzt: „Gewiß, ich habe wieder andere Fehler und (glaubst du vielleicht) kleinere?“ — Sat. I 4, 5. *Libertas* bedeute hier die Freiheit, die sich die Dichter herausnahmen, nicht die ihnen gestattete. Gegen Kießling-Heinze. — Sat. I 4, 11 ff. Der Verfasser möchte diese Stelle so übersetzen: „Da er schlammig daherfloß, kam er ins Schwätzen und vernachlässigte die Form, und das möchte man an ihm aussetzen“. — Sat. I 4, 81—85. Scholl gibt diese Verse dem Horaz, ohne jedoch auf die für diese Frage wichtigen Verse 90 f. einzugehen. Für die zuerst von Keck angeregte Zuweisung an den Gegner sind — von Herausgebern abgesehen — eingetreten: Cron (vgl. JB. IX S. 169 f.), Šuman (vgl. JB. XXVII S. 75), Hendrickson (vgl. JB. XXVIII S. 56). — Sat. I 6, 18. Scholl polemisiert mit Recht gegen L. Müller. *Nos* = „meinesgleichen“. *A volgo remotos* faßt er ebenso wie Meiser auf. — Sat. I 6, 56 *ut veni coram*. Der Verfasser legt dar, daß die Annahme bei Kießling-Heinze, Horaz selbst habe die Audienz bei Maecenas nachgesucht, der Situation nicht entspricht. — Sat. I 7, 8. Daß Schimmel im Altertum für besonders schnell gegolten hätten, lasse sich nicht nachweisen; das Bild bei Horaz sei vom Triumphe hergenommen. Ähnlich schon einige Herausgeber. — Sat. I 8, 30. Gegen L. Müllers Auffassung der Konstruktion; Scholl übersetzt *et*: „und noch dazu“. — Sat. I 9, 26 f. Der Verfasser deutet: „Hast du denn keine Verwandten, die du durch dein langes Ausbleiben ängstigst?“ Aber das entspricht nicht den Textworten *quis te salvo est opus.* Für die richtige Auffassung halte ich die folgende, die mir von Wickham und du Mesnil bekannt ist. Es gab bei den Alten und gibt bei uns einen Volksaberglauben, daß, wer gar sehr tugendhaft oder vortrefflich ist, früh stirbt; siehe die Erklärer zu Sat. II 7, 3. Dieser Gedanke war schon so abgenutzt

und trivial, daß ein Horaz ihn nicht einfach zitieren, sondern nur in irgend einer eigenartigen Form auf ihn hindeuten durfte; so macht er es denn sowohl Sat. II 7, 3 als auch Sat. I 9, 26 f. Und ganz ähnlich Freytag, Soll und Haben I 1: „Unartig war er so selten, daß der Teil des weiblichen Ostraus, welcher einer düsteren Auffassung des Erdenlebens geneigt war, lange zweifelte, ob ein solches Kind heranwachsen könne; bis Anton endlich einmal den Sohn des Landrats auf offener Straße durchprügelte und durch diese Untat seine Aussichten auf das Himmelreich in eine behagliche Ferne zurückhämmerte". — Sat. I 9, 44 f. Scholl's Ansicht ist: die Worte *paucorum hominum et mentis bene sanae* gehören dem Horaz; die Worte *nemo* etc. sind dem Schwätzer zuzuweisen und durch *quam ego* zu vervollständigen. Also wie Vogel, Blätter für das Gymnasialschulwesen XLV (1909) S. 692 ff.; Ref. (vgl. JB. XXXVI S. 132) meint, daß sich der Horazische Ausdruck nicht recht damit verträgt. Hier eine Zusammenstellung der sonstigen neueren Interpretationen dieser Stelle: Friedrich, Neue Jahrb. 1895 S. 483 f.; Kornitzer, Wiener Studien XXII (1900) S. 222 ff.; Postgate, The Classical Review XV (1901) S. 302 ff.; Häussner, Berl. Philol. Wochenschr. 1905 S. 56; Sciava, Atene e Roma 1906 S. 215. Daß den Satz *paucorum* etc. Horaz spricht, den Satz *nemo* etc. der Schwätzer, scheint mir durch die Darlegungen von Friedrich, Kornitzer, Krüger und Heinze gesichert. Nur sollte man, wenn der Schwätzer dem Horaz den höchsten Grad von Geschicklichkeit zuerkennt, meinen, daß er keinen Anlaß hat, sich noch als Helfer anzubieten, sondern Horaz bereits alle Konkurrenten verdrängt hat; man vermißt vor *haberes* einen vermittelnden Satz wie: „aber freilich, allein kann dabei auch der Geschickteste nicht alles erreichen". So habe ich denn in diesen Jahresberichten XXXIII S. 56 auf den schon alten Vorschlag, *deterius* zu lesen, empfehlend hingewiesen, was m. E. einen glatten Gedankengang ergibt. — Sat. I 10, 5. Das Partizip *tribuens* entspreche dem explikativen *cum*. — Sat. I 10, 39. *Theatris* sei als Dativ mit *redeant* zu verbinden, weil *redeant* sonst ganz ohne nähere Bestimmung stehe. — Sat. II 1, 7. Zu *verum nequeo dormire* bemerkt Scholl: „Nicht weil Horaz nicht schlafen kann, dichtet er" (so etwa Kießling-Heinze), „sondern umgekehrt, wenn er nicht mehr dichten darf, findet er keinen Schlaf". So schon bei Orelli-Mewes; man müßte also zu *nequeo dormire* den Begriff „sonst", „ohne dies" hinzudenken. Aber die einfache und durch den sich ergebenden schalkhaften Sinn empfohlene Kießling-Heinzesche Auffassung wird vor dieser und anderen den Vorzug verdienen. — Sat. II 1, 37. Scholl verteidigt gegen Kießling-Heinze die allerdings natürlichere Interpretation L. Müllers: *quo* relatives Adverbium loci, *Romano* Ablativ. — Sat. II 1, 86. Für die Worte *solventur risu tabulae* versucht Scholl die Deutung: die Stimmtäfelchen werden unter Lachen gesondert werden. Er scheint dazu selbst

kein rechtes Vertrauen zu haben, und mit Grund. Am besten hat über diese Stelle Heinze in seiner Ausgabe gehandelt: „*solventur risu tabulae* ist noch nicht erklärt usw." Durch Heinzes dortige Darlegungen wird auch die Bergksche Konjektur *solventur bis sex tabulae* widerlegt. — Sat. II 2, 40 f. Nach Scholl werden die *austri* hier *praesentes* genannt, weil sie da sind, die Harpyien aber nicht, und ihre Anwesenheit wäre doch nur nötig, wenn sie die Speisen besudeln sollten. So kommt er zur Billigung der alten Kießlingschen Deutung. Mit Unrecht; ein solcher Gegensatz liegt nicht vor, und wie *praesentes* an dieser Stelle zu verstehen ist, lehren die Kommentare. — Sat. II 3, 58. „Die *soror* wird der *amica* passender gegenübergestellt als die *mater*" (warum ?). „Also gehört *honesta* zu *soror.*" Vgl. dagegen Kießling-Heinze. — Sat. II 3, 212. *Tituli* = „Ruhmsucht". Vgl. u. a. Orelli-Mewes: ob vanam gloriae cupiditatem. — Sat. II 4, 34. *Patulus* versteht Scholl mit L. Müller wohl richtig von der breiten Wölbung. — Sat. II 5, 38. *Ipse* verbindet der Verfasser, wie die meisten Herausgeber, mit *cognitor*. — Sat. II 5, 56. Scholl sucht die Ähnlichkeiten des Horazischen Geschichtchens mit der Äsopischen Fabel nachzuweisen; jedoch will das nicht recht gelingen. — Sat. II 6, 17. Die von L. Müller vorgenommene Umstellung dieses Verses sei unstatthaft. Vgl. dazu oben n. 1. — Sat. II 6, 46. Gegen L. Müllers allgemein abgelehnte Auffassung von *rimosus*. — Sat. II 6, 67. Scholl deutet *libatis dapibus* mit Kießling-Heinze und Krüger [1] auf das Opfer; die meisten Herausgeber halten an Acrons Erklärung (= *degustatis*) fest. — Sat. II 6, 69 f. Über die kurze Form des doppelten Gegensatzes in *acria modicis* handelt der Verfasser in Übereinstimmung mit Vogel; vgl. JB. XXXVI S. 131 f. — Sat. II 8, 82 *quod sibi poscenti non dantur pocula.* „Gemeint sind wohl die V. 35 verlangten *calices maiores*, die mit Beginn des griechischen Gelages aufgetischt wurden." Die Ansicht des Verfassers ist mir nicht recht klar; die *calices maiores* sind ja bereits gereicht worden. Man wird am einfachsten bei der Erklärung „Trunk" (Kießling-Heinze) bleiben.

Bietet diese Programmabhandlung auch nicht allzuviel des Neuen, so folgt man doch den prüfenden Erwägungen des Verfassers mit lebhaftem Interesse.

19) Fr. Boll, Paralipomena. Im Philologus LXIX (1910) S. 161—167.

Der Verfasser macht auf die Ähnlichkeit zwischen Hor. Od. I 2, 7 ff. und Archilochus fr. 74 aufmerksam: *omne cum Proteus pecus egit altos visere montes, piscium et summa genus haesit ulmo, nota quae sedes fuerat columbis, et superiecto pavidae natarunt aequore dammae* und *μηδεὶς ἔϑ' ὑμέων εἰσορῶν ϑαυμαζέτω, μηδ' ὅταν δελφῖσι ϑῆρες ἀνταμείψωνται νομὸν ἐνάλιον καί σφιν ϑαλάσσης ἠχέεντα κύματα φίλτερ' ἠπείρου γένηται, τοῖσιν*

ἥδιον δ' ὄρος. Der interessante Hinweis ist dankenswert, wenn auch nicht völlig neu: Boll selbst nennt Kießling (Horatianische Kleinigkeiten) als seinen Vorgänger; auch in Kellers Ausgabe von 1899 ist die Parallelstelle verzeichnet. Ein Zusammenhang der beiden Dichterstellen scheint ja sicher; ob aber mit Boll eine direkte oder indirekte Benutzung des Archilochus, und vielleicht außerdem des Lycophron, durch Horaz anzunehmen ist, dürfte doch zweifelhaft sein. Diese Gedanken gehörten wohl zu einem vielbehandelten Topos.

Zu Od. II 17, 29 f. führt Boll mit reichlichen Beweisen aus der einschlägigen Literatur aus, daß *Mercuriales viri* solche sind, die unter des Planeten Merkur Einfluß stehen. Der Ref. stimmt völlig zu und muß nur als Chronist bemerken, daß dieser Gedanke schon von T. Nicklin in The Classical Review XII (1898) S. 107 vorgetragen ist; vgl. auch JB. XXVII S. 81.

20) Attilio Barriera, Orazio e i 'Disticha Catonis'. S.-A. aus der Rivista d'Italia, 1910 S. 839—851. Rom.

Zu den zahlreichen bisherigen Untersuchungen über Horazens Anlehnung an ältere Schriftsteller tritt auch dieses Schriftchen: der Verfasser prüft, was wohl in Horazens Gedichten auf Catos Spruchweisheit zurückgehen möge, unter der Voraussetzung, daß von dieser manche Spuren (molte tracce) in den Disticha de moribus stecken, und unter Heranziehung auch anderwärts erhaltener Fragmente aus ihr.

Es dürfte interessant sein, das Material, welches (größtenteils natürlich schon von Früheren gesammelt) in Barrieras Abhandlung enthalten ist, hier zu reproduzieren. Nur muß es vorher stark gesiebt werden, wie denn namentlich Barrieras Versuche, bei Horaz und Plutarch de aud. poetis gemeinsames Gut zu finden, das auf beiderseitige Entlehnung aus Cato hinweise, wenigstens auf den Referenten nicht überzeugend gewirkt hat. Meines Erachtens kommen besonders folgende Parallelstellen in Betracht (unsere kommentierten Ausgaben erwähnen davon nur sehr wenig): 1) Sat. I 4, 105 f. *insuevit pater optimus hoc me ut fugerem exemplis vitiorum quaeque notando* ~ Dist. III 13 *multorum disce exemplo, quae facta sequaris, quae fugias: vita est nobis aliena magistra.* 2) Od. I 9, 14 *quem fors dierum cumque dabit lucro appone* ~ Dist. I 33 *cum dubia in certis versetur vita periclis, pro lucro tibi pone diem quicumque sequetur* (vom Ref. hinzugefügt). 3) Od. II 10, 13 ff. *sperat infestis, metuit secundis alteram sortem bene praeparatum pectus* ~ Dist. IV 26 *tranquillis rebus semper diversa timeto, rursus in adversis melius sperare memento* (vom Ref. hinzugefügt). 4) Epist. I 1, 97 ff. *mea cum pugnat sententia secum, quod petiit spernit, repetit quod nuper omisit, aestuat et vitae disconvenit ordine toto, diruit, aedificat, mutat quadrata rotundis, in-*

*sanire putas sollemnia me?* ~ Dist. I 4 *sperne repugnando tibi tu contrarius esse.* 5) Epist. I 2, 56 *semper avarus eget* ~ Dist. IV 1 *mendicant semper avari.* 6) Epist. I 2, 62 *ira furor brevis est* ~ Plut. Apophth. Catonis 16 *τὸν δὲ ὀργιζόμενον ἐνόμιζε τοῦ μαινομένου χρόνῳ διαφέρειν* und Sententiae Catonis (siehe Philologus 1854 S. 680) *inter iratum et insanum nihil nisi dies distat.* 7) Epist. I 10, 32 *fuge magna* ~ Dist. II 6 *quod nimium est, fugito.* 8) Epist. I 14, 44 *quam scit uterque, libens, censebo, exerceat artem* ~ Dist. IV 21 *exerce studio quamvis perceperis artem.* 9) Epist. I 16, 19 *vereor ne cui de te plus quam tibi credas* ~ Dist. I 14 *plus aliis de te quam tu tibi credere noli.* 10) Od. IV 12, 27 f. *misce stultitiam consiliis brevem, dulce est desipere in loco* ~ Dist. II 18 *insipiens esto, dum tempus postulat aut res: stultitiam simulare loco prudentia summa est.* 11) Epist. II 3, 311 *verbaque provisam rem non invita sequentur* ~ Julius Victor (Rhet. lat. min. ed. Halm S. 374) *in hanc rem constat etiam Catonis praeceptum paene divinum, qui ait: rem tene, verba sequentur.*

Die Beweiskraft dieser Parallelen ist ja nun allerdings sehr verschieden. Manche dieser Gedanken sind vor und nach Horaz von vielen Schriftstellern ausgesprochen worden, so daß die Annahme einer engeren Beziehung zwischen den Horazversen und den Disticha bzw. dem ersten der als Catonisch bezeugten Aussprüche (n. 6) zunächst als willkürlich erscheint. Indessen beachte man doch bei einigen der obigen Parallelen die Übereinstimmung in charakteristischen Einzelheiten: Epist. I 2, 62 *brevis* = *χρόνῳ, dies* (dagegen bei Philemon, den man zu der Horazstelle zitiert: *μαινόμεθα πάντες, ὁπόταν ὀργιζώμεθα*); Od. IV 12, 28 *in loco* = *loco* (dagegen bei Menander: *οὐ πανταχοῦ τὸ φρόνιμον ἁρμόττει παρόν. καὶ συμμανῆναι δ' ἔνια δεῖ*). Daß aber nicht etwa der Verfasser der Disticha den Horaz ausgenutzt hat, zeigt z. B. die Parallele Epist. I 16, 19 ~ Dist. I 14; denn Horaz konnte eine bekannte Lebensregel (vgl. Schol. Pers. 4, 46: *vetus est praeceptum, ne aliis de se quisquam plus quam sibi credat*) in seinen Text verweben, aber es war unmöglich, aus dem Horazverse eine solche Lebensregel erst zu abstrahieren. Somit wird anzunehmen sein, daß sowohl Horaz als auch der Verfasser der Disticha eine gemeinsame Quelle benutzten, und zwar beide in ziemlich enger Anlehnung, z. T. sogar mit Bewahrung des Wortlautes.

Kehren wir von diesen Zwischenbemerkungen zu Barriera zurück, dessen Schlußresultat ähnlich lautet: non per tarda opera di altro autore, ma per fonte diretta e comune di Catone i così detti Disticha Catonis e Orazio in più luoghi formalmente e idealmente si corrispondono. Und dieses Resultat stimmt durchaus zu Horazens Arbeitsweise, der, wie man immer mehr erkennt, seine Schriften mit einer reichen Fülle alten Gutes schmückte, das ihm durch eine ausgedehnte Belesenheit zur Verfügung stand. So hat

Barriera einen dankenswerten Beitrag zur richtigen Würdigung des Dichters geliefert.

Ich benutze die Gelegenheit, noch auf einen Parallelismus aus einem den Disticha naheliegenden Gebiete aufmerksam zu machen, den ich in den Horazausgaben nicht notiert finde: Epist. I 16, 24 *stultorum incurata pudor malus ulcera celat* ∼ Collectio monost. 59 (Poet. lat. min. ed. Bährens Bd. III) *ulcus proserpit, quod stulta silentia celant.*

21) Fr. Vollmer, Zu Horaz Carm. I 8, 1. Im Hermes XXXXV (1910) S. 469—474.

Gegen Vahlen (vgl. Hermes XXXXV S. 306 ff., JB. XXXVI S. 137 f.), der die übliche Lesung *te deos oro* in Schutz genommen hatte, sucht hier Vollmer *hoc deos vere* als richtig zu erweisen. Wiewohl sonst bei Horaz die Wendung *per deos* o. dgl. sich nur in Verbindung mit *oro* o. dgl. finde, habe doch auch er ebenso wie andere Schriftsteller sich auch der kürzeren Formel bedienen können. Die Worte *hoc vere*, welche Vahlen als störend empfand, seien gerade geeignet, die Anrede bedeutend eindringlicher zu machen und die meretrix zu charakterisieren. Durch die Metriker werde *hoc deos vere* einstimmig als Überlieferung bezeugt; in einen Teil der Handschriften sei *te oro* als Glosse eingedrungen.

Diese Stelle gewinnt für die Textkritik eine ähnliche Bedeutung wie Sat. I 6, 126.

22) H. L. Jones, Two textual notes on Horace. In The Classical Review XXIV (1910) S. 83 f.

Sat. I 1, 108. Für *illuc, unde abii, redeo, qui nemo ut avarus* schlägt Jones vor: *unde abii redeo, qui fiat nemo ut avarus.* Das Mittel sieht etwas gewaltsam aus, empfiehlt sich aber durch den glatten Text, den es ergibt. — Epist. II 3, 120. Jones korrigiert: *scripto inhonoratum si forte reponis Achillem.* Aber zunächst ist wohl eine Änderung überhaupt nicht notwendig; und dann scheint ein von Jones selbst erwähnter Einwurf nicht unbegründet: daß in der Situation, in welcher Achilles ἀτίμητος ist, die in V. 121 auf ihn angewandten Attribute auf ihn nicht recht zutreffen. Am wenigstens scheint mir *impiger* auf ihn für die Zeit zu passen, wo er sich, als in seiner Ehre gekränkt, vom Kampfe fernhält.

23) Ed. Philipp, Zu Horaz Carm. III 23, 17. In den Wiener Studien XXXI (1909), Heft 2 (ausgegeben März 1910), S. 311—313.

Die Schwierigkeiten, die der Schluß dieser Ode bekanntlich bietet, glaubt Philipp dadurch zu beseitigen, daß er die letzte Strophe als Frage faßt.

Neu ist dieses Auskunftsmittel nicht. Vorgeschlagen hat es im Jahre 1893 R. Duncker: vgl. JB. XX S. 194, wo der Ref.

Wartenberg dagegen einwendet: „Dann hätte schwerlich eine unverkennbare Fragepartikel fehlen dürfen". Und Gow merkt in seiner Ausgabe (1896) an: Dr. Postgate reads the stanza as a question. This removes the difficulty of the construction, but Hor. would hardly have meant a question without giving some plain indication of it. Vergleiche dazu Postgate in The Classical Quarterly IV (1910) S. 106: I withdraw unreservedly my own suggestion that this stanza should be printed as a question.

24) D. Graubart, *Tardus* bei Horaz (Sat. II 6, 28). In den Wiener Studien XXXI (1909), Heft 2 (ausgegeben März 1910), S 313—315.

Das Wort *tardis* deutet Graubart — im Gegensatze zu einer wunderlichen Auffassung Kießlings, die aber von Heinze bereits aufgegeben ist — auf langsam gehende Leute, die Horaz überholt. Daran wird nicht zu zweifeln sein. — Die direkte Rede. Sat. II 6, 29—31, verteilt Graubart unter mehrere Passanten: „... Hie und da widerfährt es ihm aber auch, einen guten Bekannten zu stoßen ... Ein solcher quittiert dann den empfangenen heftigen Druck mit der halb zutraulich gemütlichen, halb unwillig mißbilligenden Zensur *tu pulses* etc." Jedoch deutet im Horaztexte nichts auf eine Mehrheit von Redenden hin.

25) Max Siebourg, Horaz und die Rhetorik. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum XIII (1910) S. 267—276 und S. 680.

Daß Horazens Poesie außerordentlich viel der rhetorischen Schulung verdankt, dürfte unbestreitbar sein; die Rhetorik war ihm, dem Dichter, etwa dasselbe, was die Anatomie dem Bildner ist. Über dieses Thema bietet der Verfasser natürlich keine erschöpfende Abhandlung (er müßte sonst jedes Horazische Gedicht analysieren), wohl aber legt er das gesamte Verhältnis in durchaus klarer, beifallswerter Weise dar und gibt auch im einzelnen eine ganze Menge hübscher Gedanken, von denen wir einige notieren.

Horazens Art, von der Hinfälligkeit des Menschenlebens zu handeln, beruht auf rhetorischen Gemeinplätzen. — Die Ode I 24 ist nach dem üblichen Schema der Consolatio gearbeitet, „mit den Gedanken, die die Rüstkammer der rhetorisch-philosophischen Bildung herlieh". — Die Rede des Regulus in der fünften Römerode hat Ähnlichkeit mit Quintilian Declam. 339. — Zwischen Epist. I 2 und Publilius Syrus finden sich Ähnlichkeiten, von denen namentlich eine interessant ist: Epist. I 2, 62 f. *animum rege, qui nisi paret, imperat* ~ Syrus A 50 *animo imperato, ne tibi animus imperet.* — Weil Horaz die Epistel I 2 an einen Rhetorenschüler schreibt, paßt er sich diesem auch im Stil an.

In einem Nachtrage berichtigt Siebourg das, was er vorher über Od. I 24, 11 f. gesagt hatte, folgendermaßen: „Quintilius non a Vergilio dis est creditus, sed Vergilio a dis, amicus amico, sicut

patri filia; .neque ita est creditus, ut ablatus seu receptus a dis reposci possit. Selbst die pietas gibt nicht, wie Vergil in seinem fassungslosen Schmerze wähnte, ein Recht darauf". Was Belege für diese Anschauung anlangt, so verweist Siebourg auf die Dissertation von Friedrich Lillge, De elegiis in Maecenatem quaestiones. Dieser Auffassung der Worte *non ita creditum* sind die meisten neueren Herausgeber abhold, und nur die Minderzahl der Ausgaben tritt für sie ein, z. B. die von Weißenfels, Fritsch, Rasi und die meinige. So sieht Ref. denn mit Vergnügen diese Interpretation durch Lillge und Siebourg noch fester begründet. Auch was Siebourg über *frusta pius* bemerkt, wird richtig sein; vgl. JB. XXXV S. 63.

26) Glisa Lazió, Zu Horat. Carm. I 24. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1910 n. 51, S. 1413 f.

L. weist nach, daß die von Siebourg (siehe oben n. 25) gegebene Erklärung der Worte *non ita creditum* sich schon bei Ludovicus Despres, Quinti Horatii Flacci opera, Tomus primus S. 73, Venetiis 1797, findet: non ea lege ut non moreretur etc.

Aber es handelte sich gar nicht um das Alter dieser Erklärung, sondern um die Kriterien ihrer Richtigkeit. Was das Alter anlangt, so interpretierte schon einige Jahrhunderte vor Despres Lambinus (vgl. Orelli-Mewes) folgendermaßen: non enim ita tibi creditus est Quintilius a diis immortalibus, ut sibi eum numquam abs te repetere liceret; ganz abgesehen von Acrons in der Hauptsache übereinstimmender Auffassung.

27) Th. Plüss, Das Horazische *Vile potabis*. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1910 S. 725—727.

Die Schwierigkeiten dieses Gedichtes sucht Plüss durch folgende Annahme zu heben. Horaz fragt: „Den geringen Wein wirst du wirklich bei mir zechen?" Und nach einer kürzesten Pause der Besinnung gibt sich der Fragende selber die entschiedene Antwort: nein, der Freund werde natürlich zur Feier eben dieser Erinnerung seine eigenen Lieblingsfestweine im eigenen Palaste trinken.

Eine Erklärung, bei der man ohne Änderung des berüchtigten *tu bibes* auskommt, würde man natürlich gern willkommen heißen; aber die vorliegende ist doch in mancher Hinsicht bedenklich. Fragesätze ohne äußere Andeutung der Frage kommen ja bei Horaz oft vor; aber auch so mißverständliche, wie dieses *potabis* sein würde? Und dann: um den obigen Sinn aus dem Horaztexte zu entnehmen, muß man so viel hinzudenken, daß dem Dichter der Vorwurf arger Unklarheit nicht zu ersparen wäre. Endlich: ist denn der erzielte Gedanke (meine geringe Bewirtung wird dir, trotz ihres Gemütswertes, zu schlecht sein, und du

wirst es vorziehen, bei dir Besseres zu genießen) dem Charakter des Dichters gemäß, d. h. fein und höflich, urban und liebenswürdig?

28) Eugen Petersen, *Vile potabis?* In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1910 S. 1590 f.

Petersen versteht mit Plüss (siehe n. 27) den Eingang der Ode als Frage, legt aber im übrigen seine Ansicht folgendermaßen dar: „Horaz schickt dem Freunde einen Krug Weins; doch nicht der Wein ist es, worauf er Wert legt — *vile* —, sondern darauf, daß er mit eigener Hand ihn an einem Ehrentage des Freundes eingefüllt und versiegelt habe. Liegt es nicht nahe zu denken, daß es die Wiederkehr jenes Tages war, die Horazen den Gedanken der früher schon geplanten Sendung eingab? Zu sagen brauchte der Dichter es nicht, wenn der Tag der Sendung sprach. Auf das dem Kruge aufgepinselte Datum (vgl. Marquardt-Mau, Privatleben 447) macht er den Freund aufmerksam. Ob dieser den geringen Sabiner oder seinen eigenen Cäkuber oder Calener trinkt, wie ihn Horaz nicht zu bieten vermag, das ist dem Dichter Nebensache".

Von den mancherlei Einwänden, die sich aufdrängen (vgl. auch das zu Plüss Bemerkte), nur zwei. 1) Bei der obigen Auffassung wird *modicis cantharis* unverständlich. 2) Befremdlich ist der Gedankengang: Wirst du den Krug geringen Sabinerweins trinken, den ich dir hiermit als Geschenk sende? Du wirst Cäkuber und Kalener trinken.

29) Otto Dingeldein, Horaz und Rosenberg. Kritische Beiträge zur Erklärung der Oden des Horaz. Beilage zum Jahresberichte des Großh. Gymnasiums zu Büdingen 1910. 15 S. 4.

Diese Programmabhandlung ist eine sehr eingehende und sehr scharfe Rezension der vielbenutzten Rosenbergschen Schulausgabe der Oden, und der genannte Herausgeber wird daraus voraussichtlich für seine nächste Auflage eine große Fülle von Besserungen zu entnehmen in der Lage sein. Für diese Jahresberichte kommt nur in Betracht, was sich in Dingeldeins Schrift an eigenartigen Beiträgen zum Verständnis des Dichters findet, und da seien zwei Punkte hervorgehoben.

Zu Od. I 20, 10 *mea nec Falernae temperant vites neque Formiani pocula colles* bemerkt Dingeldein: „Es muß heißen: 'auch nicht — noch', damit die Negierung auf die im ersten Satzglied genannten Weine (*Caec. et Cal.*) ausgedehnt wird". Dadurch würde der Verstoß gegen die Logik gemildert werden, aber nicht in des Dichters Sinne. Denn diesem bei so Horaz beliebten (obwohl mitunter verkannten) und auch hier vorliegenden eigenartig unlogischen Schema ist der Begriff 'auch' fremd; vgl. z. B. Od. I 14, 11 ff.

*quamvis Pontica pinus; silvae filia nobilis, iactes et genus et nomen inutile: nil pictis timidus navita puppibus fidit*; Od. III 13, 1 ff. *o fons, dulci digne mero non sine floribus, cras donaberis haedo*; Od. III 4, 49 ff. *magnum illa terrorem intulerat Iovi iuventus . . . sed quid Typhoeus et validus Mimas . . . possent ruentes?* Ganz gleichartig im Bau mit Od. I 20, 10 ff. ist Od. I 7, 1—4; an beiden Stellen wird *neque . . . neque* mit 'weder . . . noch' zu übersetzen sein.

Zu Od. II 11, 1 ff. *Scythes Hadria divisus obiecto*: „Den Gründen, die Kießling" (vielmehr Heinze) „gegen diese höchst gesuchte Erklärung" (daß es eine Begründung aus dem Sinne des Quinctius sei) „vorbringt, füge ich einen weiteren hinzu: nur für den optimistischen Beurteiler ist der Hadria ein Schutz gegen den Feind im Nordosten; der Ängstliche würde sich sagen, daß er ja einfach umgangen werden kann". Über die Auffassung der Horazstelle mit Heinze und Dingeldein völlig einverstanden, betrachte ich als Hauptgrund dies: Quinctius kann nicht gesagt oder gedacht haben: „Ich fürchte einen Angriff der Scythen, da nur das adriatische Meer zwischen uns und ihnen liegt". Denn wer dieser geographischen Ansicht ist, muß zugeben, daß das breite Meer ausreichenden Schutz gegen jene Reiterscharen gewährt.

30) Ernst Schweikert, Cruquius und der Codex Divaei des Horaz. In den Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums IV 1 (1910). Paderborn, Schöningh. 43 S. 8.

Für die Frage, wieviel Glauben den Angaben des Cruquius über die verlorenen blandinischen Handschriften beizumessen sei, ist es von Bedeutung festzustellen, inwieweit das, was er über den erhaltenen Codex Divaei mitteilt, der Wirklichkeit entspricht. Der Aufgabe, dies zu prüfen, hat sich nach dem Vorgange Früherer Schweikert unterzogen und gelangt zu dem Resultate, daß dem Cruquius Ungenauigkeiten und Versehen, aber keine bewußten Täuschungen nachzuweisen sind.

31) Alois Patin, Der Aufbau der Ars poetica des Horaz. In den Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums IV 1 (1910). Paderborn, Schöningh. 41 S. 8. Mit Nr. 30 zusammen 2,80 *M*.

Durch Nordens epochemachende Abhandlung im Hermes XL S. 481 ff. (vgl. JB. XXXII S. 65) ist die Debatte über die Disposition der Ars poetica wieder in lebhaften Fluß geraten. Hier zu dieser Frage ein neuer Beitrag, dessen Verfasser wesentlich auf Weckleins Arbeit fußt. Mit Wecklein ist er auch der Ansicht, „daß Horaz oftmals nach Seitensprüngen oder scheinbar nur nebenbei, in Zwischenfügungen und abhängigen Sätzen den Gedanken bringt, auf den es allein ankommt, den man allein erwartet, der sich den vorangehenden Punkten oder sogar der Ge-

samtdisposition allein angliedert, daß man also in derlei Fällen die Reihe 'stürzen' muß, um Klarheit zu schaffen". Wir setzen Patins Dispositionsschema her.

I. Hälfte.

Von den Anforderungen an ein Kunstwerk.

A. μῦθος und λέξις 1—88.

1. Stoff: Wahl des vollbeherrschten Stoffs, die Voraussetzung der einheitlichen Gestaltung und lichten Anordnung. 1—44.

2. Ausdruck: α) Der sprachliche Ausdruck in seiner tatsächlichen oder scheinbaren Neuheit. 45—59.

Einlage: Philosophische Verteidigung der Neubildungen. 60—72.

β) Der metrische Ausdruck in seiner schulmäßigen Gebundenheit. 73—88.

B. διάνοια und ἦθος 89—177 (178).

1. Empfindung (rührende Kraft) eine unerläßliche Anforderung, bedingt durch innere und äußere Wahrheit. 89—113.

2. Charakter: α) Unterscheidung und Wahl zwischen individuellen und typischen Charakteren. 114—130.

Einlage: Rettung der historischen Einzelcharaktere durch Unterscheidung des Nachdichters und des Nachahmers. 131—152.

β) Typische Charaktere in ausgeführter Probe. 153—178 (177).

C. μέλος und ὄψις 179—224 (250).

1. Dramatische und epische Teile des Schauspiels. Einzelregeln für Drama und Chor. 179—201.

2. Geschichte des Chors und seiner Musik: Entartung zum Satyrchor. 202—224.

Einlage (oder Zwischenstück): Regeln für das Satyrspiel (die satirische Dichtung?). 225—250.

II. Hälfte.

Von den Anforderungen an einen Künstler.

D. Die Bildung des Künstlers. 251—346.

1. Die Notwendigkeit technischer Bildung im Sinne der Griechen; die Unzulänglichkeit der Römer. 251—294.

2. Die Notwendigkeit der philosophischen Bildung; die Unzulänglichkeit des Talentes. 295—332.

3. Die Notwendigkeit, beide zu verbinden nach dem Doppelzwecke der Dichtung. 333—346.

E. Zwischenstück: Das unerläßliche Ziel der Vollkommenheit. 347—379.

F. Das Schaffen des (echten, hochstrebenden) Künstlers. 380—476.

1. Die Notwendigkeit strenger Selbstkritik und rastloser unverdrossener Arbeit, entsprechend dem hohen Ziele. 380—407.
2. Die Notwendigkeit unparteiischer Kritik im Bunde mit Fleiß und Talent; ihre Vereinigung macht den wahren Dichter. 407—450 oder 452.
3. Die Narrheit des kraftgenialen Poetasters als Gegenstück und lustiger Schluß. 450—476.

In einem Anhange S. 40 f. bemerkt Patin, daß seine Theorie auch durch die sich ergebende Zahlensymmetrie gestützt werde: „A (224) fast = B (226)", „*μῦθος* und *λέξις* 88, *διάνοια* und *ἦθος* 89 Verse" usw. Vgl. desselben Verfassers Lucidus ordo (JB. XXXIV S. 125).

32) J. P. Postgate, Horatiana. In the Classical Quarterly IV (1910) S. 106—111.

Zu Od. III 23. Den Sinn des Schlusses der Ode gibt Postgate so wieder: No need that offerings should be costly; even their absence will require no heavy expiation (bis zu einem gewissen Grade ähnlich sagt Heinze: „es bedarf nicht einmal der Opfer, die du bringst; selbst wer ohne Gaben an den Altar tritt, usw."). Zu *tetigit* bemerkt Postgate: *tetigit* has its proper force. Er empfiehlt die Verwandlung von *si* in *seu*. Hinsichtlich der drei letzten Verse schließt er sich einer der üblichen Auffassungen an: not more persuasive by help of costly victim it soothes the wrathful deities by dutiful offering of spelt and crackling salt grains.

Zu Epist. II 3, 120 vermutet Postgate *honore orbum*. Diese Konjektur unterliegt demselben Bedenken wie die oben (n. 22) erwähnte von Jones: *scripto inhonoratum*.

Epist. II 3, 362. Nach Postgates Ansicht ist das überlieferte *abstes* durch Abirren zum Ende des vorhergehenden Verses aus *absis* entstanden. Gewiß möglich; aber doch wird man zaudern, dem Horaz jenes Wort deshalb abzusprechen, weil es — mindestens nahezu — ein *ἅπαξ εἰρημένον* ist.

33) W. Warde Fowler, The Carmen Saeculare of Horace and its performance, June 3 B. C. 17. In The Classical Quarterly IV (1910) S. 145—155.

Nach Fowler ist das Carmen saeculare nicht bei einer Prozession gesungen worden, sondern einmal auf dem Palatin und einmal auf dem Kapitol; diese auf Vahlen zurückgehende Ansicht ist ja jetzt die herrschende. Fowler nimmt nun an, daß der Chor

beim Singen nicht stillgestanden, sondern auf der Area des palatinischen bzw. kapitolinischen Tempels bestimmte, vorher eingeübte Bewegungen ausgeführt habe, die den Sitzen der in den einzelnen Strophen erwähnten Gottheiten entsprachen, und er versucht, diese Bewegungen aus den Anhaltspunkten, die das Lied bietet, zu rekonstruieren. Mag auch im einzelnen einiges zweifelhaft bleiben, so erscheint doch Fowlers Hauptgedanke recht ansprechend, und es wäre zu wünschen, daß die römischen Topographen ihm weiter nachgingen.

Hervorzuheben ist noch eine sehr hübsche Auseinandersetzung über die Instruktionen, die Horaz für dieses Gedicht von Augustus erhielt. Auf eine vollständige Verteilung der Strophen zwischen den Knabenchor und den Mädchenchor verzichtet Fowler; und auch dies ist billigenswert.

34) Otto Kampfhenkel, Die Symmetrie als Kunstgesetz bei Horaz (Neudruck der wissenschaftlichen Beilage zum Jahresberichte des Kgl. Gymnasiums zu Friedeberg Nm. 1904, mit Berücksichtigung der erschienenen Besprechungen). Wissenschaftliche Beilage zum Jahresb. des Kgl. Gymn. zu Friedeberg Nm. 1910. 31 S. 8.

Dieser Neudruck der im JB. XXXI S. 90 ff. angezeigten Abhandlung ist so gut wie unverändert; nur auf S. 5 und S. 11 finden sich zwei auf die Besprechungen bezügliche Anmerkungen.

In seiner Disposition von Od. III 3 hatte Kampfhenkel als Inhalt von Str. 10—14 angegeben: „Durch die empfohlene Tugend“ (die auf *iustitia* sich gründende *constantia*) „hat Rom sich die Herrschaft über die Welt erobert“. Dagegen hatte Ref. a. a. O. eingewandt: „von der ‘empfohlenen Tugend’ spricht Horaz hier ja gar nicht“. Hierauf erwidert K. nun: „Aber die Worte: *Dum longus inter saeviat Ilion Romamque pontus* bezeichnen doch den weiten Abstand von Troja, von troischer Sitte, vom troischen *periurium* und führen daher naturgemäß zum Gegensatz, den eben die anfangs empfohlene *continentia* bildet, und also zum Ausgangspunkt zurück“. Demgegenüber sei konstatiert, daß von troischer Sitte usw. in den betreffenden Strophen schlechterdings nichts steht.

Auf das im JB. a. a. O. über K.s Disposition von Od. III 6 Bemerkte ist der Verfasser im Neudruck nicht eingegangen.

Bei dieser Gelegenheit möge noch eine in den beiden Auflagen übereinstimmende Bemerkung über die Symmetrie von Od. IV 4 notiert werden: „Das Ganze besteht also aus zwei ganz gleichen, parallelen Hälften von je 9 Strophen, denen sich eine Schlußstrophe anschließt . . . Wenn nun die neueren Herausgeber (Neudruck: mit Recht) der Meinung waren, daß die Prophezeiung über das ganze Klaudische Geschlecht im Munde Hannibals unangemessen sei und daß die letzte Strophe vielmehr einen besonderen Abschluß des ganzen Gedichtes bilde, so wird diese Auffassung

durch die Symmetrie der Hauptteile nicht unbedeutend gestützt". Das hier über „die neueren Herausgeber" Gesagte trifft nicht zu. Hannibal wird die letzte Strophe — um nur einige der bedeutendsten Ausgaben zu nennen — zugewiesen von Orelli-Hirschfelder 1886, Schütz 1889, Vollmer 1907, Kießling-Heinze 1908, Haupt-Vahlen 1908 (vgl. auch Vahlens Abhandlung im Index lectionum 1904/5). Also wird das Verfahren dieser Herausgeber durch die Symmetrie-Theorie nicht gestützt — und ebensowenig diese durch jenes.

35) **Friedrich Ruckdeschel, Archaismen und Vulgarismen in der Sprache des Horaz.** Erlanger Doktordissertation. München 1910. 166 S. gr. 8.

Nicht nur an äußerem Umfange, sondern auch durch die Ausdehnung und Tiefe des Wissens und die Gründlichkeit der Forschung hebt sich diese Arbeit weit über das bei Erstlingsschriften übliche Maß hinaus.

Von dem reichen Inhalte möge die nachstehende Übersicht eine Vorstellung geben; dem Buche ist leider kein Inhaltsverzeichnis beigefügt. Wortschatz. A. Wortbildung: Substantiva, Adjektiva, Verba. B. Wortzusammensetzung: Verba, Adjektiva. C. Wortwahl: Substantiva, Adjektiva, Adverbia und adverbielle Ausdrücke, Interjektionen, Verba. D. Wortbedeutung: Substantiva, Adjektiva, Adverbia, Verba. Formenlehre: Substantiva, Adjektiva, Pronomina, Adverbia, Konjunktionen, Verba. Syntax. A. Von den Teilen des Satzes: Subjekt und Prädikat, Kasuslehre, Adverbia, Präpositionen, Verbum infinitum. B. Der einfache Satz: Fragesätze, Modi, Tempora. C. Die Beiordnung: Konjunktionen, Beiordnung statt Unterordnung. D. Die Unterordnung: Relativsätze, Konjunktionalsätze. Stilistik. A. Redeteile: Adjektiva, Adverbia, Pronomina, Negationen, Verba. B. Kürze des Ausdrucks: die Ellipse, das Asyndeton. C. Breite des Ausdrucks. Anhang zur Stilistik: Redensarten. Zur Probe verzeichnen wir die im ersten Abschnitte behandelten Substantiva: *agaso balatro caupo erro leno mutto nebulo popino aegrimonia querimonia agellus anellus amiculus auricula asellus cornicula vulpecula catellus matercula nutricula muliercula villula lectulus lucellum opella plebecula popellus litterulae oppidulum pellicula tabella.*

Seinen Stoff dürfte der Verfasser so gut wie erschöpft und nicht viel von den bei Horaz vorliegenden Archaismen und Vulgarismen unberücksichtigt gelassen haben. Vermißt habe ich allerdings die Erwähnung einer eigentümlichen Konstruktion: Epod. 5, 59 f. *quale non perfectius meae laborarint manus* und Sat. I 5, 41 f. *quales neque candidiores terra tulit, neque* etc.; bei Kießling-Heinze, zu letzterer Stelle, wird diese Ausdrucksweise wohl mit Recht auf die Umgangssprache zurückgeführt. Eher

könnte man meinen, daß der Verfasser hier und da im Aufspüren von Archaismen und Vulgarismen des Guten etwas zu viel tut: aber dergleichen begegnet ja auf jedem Gebiete eifrigen Suchern nur zu leicht.

Das Archaische und Vulgäre hat Ruckdeschel aus dem Grunde nicht getrennt behandelt, weil eine reinliche Scheidung leider bei dem verhältnismäßig geringen Umfang des überlieferten vulgären Sprachmateriales in sehr vielen Fällen nicht durchführbar sei (S. 4). Das ist gewiß richtig; aber andrerseits wird es für das Urteil über Horazens Sprachkunst eben gerade darauf ankommen, ob ein auffälliger Ausdruck Archaismus ist oder Vulgarismus. So versucht denn auch Ruckdeschel in jedem einzelnen Falle dies nach Möglichkeit klarzulegen. Ich habe nun aus dem Buche das zusammengesucht, was R. aus der Sprache der Oden als Vulgarismen betrachtet; denn „selbst in den Oden höheren und höchsten Stils begegnet uns hie und da Volkstümliches“ (S. 5, vgl. S. 79). Und ich möchte von diesem Materiale, d. h. von dem Sprachgute, das nach R. der Dichter aus der Volkssprache in seine Oden herübergenommen hat, hier wenigstens das erste Drittel vorführen: *vetulus* IV 13, 25, III 15, 16; *annosus* III 17, 13; *damnosus* III 6, 45; *debacchari* III 3, 54; *deproperare* II 7, 24; *progenerare* IV 4, 32; *compar* II 5, 2; *facundia* IV 7, 23; *facundus* I 10, 1; *fluvius* I 21, 5, II 5, 6, IV 12, 3; *pelagus* I 3, 11, I 35, 8; *auritus* I 12, 11; *brutus* I 34, 9; *lassus* II 6, 7; *bimus* I 19, 15; *quadrimus* I 9, 7; *postmodo* I 28, 31; *ecce* I 15, 27; *reportare* mit abstraktem Objekt c. s. 74; *lamna* = *pecunia* II 2, 2; *pectus* auf Geist und Gemüt übertragen I 16, 22, II 10, 15, II 12, 16, II 19, 6 IV 4, 34; *rex* = *homo potentissimus et divitissimus* I 4, 14, II 14, 11, II 18, 34. Daß Horaz auch in den Oden, namentlich in solchen von leichterem, scherzhaftem Charakter, volkstümliche Ausdrücke nicht mied, mag man gut und gern zugeben. Bedenklicher ist es schon bei den pathetischen Oden. Wenn aber der Verfasser S. 58 gar bemerkt: „Ganz klar ist der vulgäre Gebrauch von *portare* bei abstrakten Objekten wie carm. saec. 74: *spem bonam certamque domum reporto*“, so muß das doch starkes Befremden erregen. Ein vulgäres Wort im Carmen saeculare ist eine Unmöglichkeit.

Aber auch an solchen Stellen, wo man glauben möchte, daß der Verfasser über das Ziel hinausschießt, sind seine Kollektanea und seine Darlegungen geeignet, lebhaftes Interesse zu erwecken. So wünschen wir der trefflichen Arbeit, daß sie von recht vielen benutzt werden möge und für recht lange Zeit. Erforderlich dazu ist erstens die Zugänglichkeit durch den Buchhandel (worüber mir noch nichts bekannt ist) und zweitens die Ausstattung nicht nur mit einem Inhaltsverzeichnis, sondern auch vor allen Dingen mit Registern.

36) *Σ. Βάσης, Περὶ τοῦ χρόνου καθ' ὃν ἐποιήθη ἡ τοῦ Ὁρατίου ποιητικὴ τέχνη*, und *Περὶ τῆς ἔν τισι τοῦ Ὁρατίου χωρίοις σημασίας τῆς λέξεως usus*. In der Zeitschrift *Ἀθηνᾶ* XXII (1910) S. 92—94 und 94—96.

Da Aulus Cascellius (Epist. II 3, 371) im Jahre 73 über 31 Jahre alt gewesen sei, so könne man die Ars poetica nicht in das Jahr 8 hinabrücken, wo Cascellius fast hundertjährig gewesen sein würde; sie sei um das Jahr 23 anzusetzen. Die Erwiderung auf diese Argumentation kann aus der Anmerkung bei Kießling-Heinze entnommen werden (vgl. auch L. Müller und Krüger): Horazens Worte zwingen nicht zu der Annahme, daß Cascellius zur Zeit der Abfassung der Ars poetica noch lebte. Auch Mommsen (Hermes XX S. 282) spricht sich dahin aus, daß des Cascellius Geburtsdatum „die Schwierigkeit, ihn zur Zeit der Abfassung von Horatius' Brief an die Pisonen noch als lebend anzusetzen, erheblich steigert".

Das Substantiv *usus* stehe Epist. II 3, 71 und Epist. II 2, 119 im Sinne von *utilitas*. Das ist nichts Neues: vgl. Kießling-Heinze.

37) E. Schmolling, Horazische Kürze. In den Blättern für das Gymnasialschulwesen XXXXVI (1910) S. 171—172.

Im Anschluß an einen Aufsatz von Vogel, ebendort S. 689—695 (vgl. JB. XXXVI S. 131 f.), bespricht Schmolling zwei Horazstellen.

Od. II 18, 16. *Novaeque pergunt interire lunae* stehe für *novaeque lunae* („die Neumonde") *pergunt crescere et interire*. Schwerlich; diese Verkürzung wäre von wesentlich anderer Art als diejenigen, welche Vogel so hübsch nachgewiesen hat. Da die deutschen Herausgeber kaum etwas zum Verständnis der Stelle bemerken, setze ich zwei englische Anmerkungen her: Wickham: as soon as they are new they begin to wane; Smith: *novae lunae*, not in the narrower technical sense, but as new phenomena coming with each successive month.

Od. III 28, 9 ff. Diese Stelle gibt Schmolling so:

*nos cantabimus invicem;*
(*ego*) *Neptunum et viridis Nereidum comas*, etc.

Recht hat Schmolling m. E. darin, daß er nicht mit vielen Herausgebern *nos* = *ego* setzt, und daß er die Lieder auf Neptun und die Nereiden dem Horaz zuweist. Aber er hätte nicht hinter *invicem* interpungieren und nicht den Ausfall des betonten Pronomens *ego* statuieren sollen. Gut scheint mir über diese Stelle Wickham gehandelt zu haben: 'We will sing in turn (carmine amoebaeo) of Neptune', etc., the sentence beginning as though

*invicem* would have been enough to point out that Neptune and the Nereïds were to be the subject of one's song, Latona and Diana of the other's, and then *tu recines* having been inserted to make the antithesis more clear. Vgl. auch Friedrich, Q. Horatius Flaccus, Philol. Unters. S. 52 f.

38) Giacomo Dominici, Di un passo di Orazio. In der Rivista di filologia e di istruzione classica XXXVIII (1910) S. 239—246.

Zu Beginn dieser Abhandlung über Epod. 5, 87 gibt Dominici ein erschreckend langes Verzeichnis von Interpretationen und Konjekturen Früherer; und dabei ist dieses Verzeichnis, wie sich eigentlich von selbst versteht, keineswegs vollständig. Er selbst schlägt folgende Deutung der überlieferten Lesung vor: *venena non valent convertere magnum fas nefasque, humanam vicem* = i filtri non possono mutare la grande (immutabile, possente) volontà (positiva e negativa) degli Dei, cioè il destino degli uomini (l' umane vicende) . . . I venefici non possono cambiare il destino degli uomini, fissato dall' immutabile, possente volere degli Dei: non possono rendere fattibile (*fas*) il non fattibile (*nefas*), nè viceversa. Adunque non t' illudere, Canidia: se è volere degli Dei, se è destino di Varo ch' ei più non torni a te, tutto è inutile. Obwohl Dominici sich die größte Mühe gibt darzulegen, daß seine Deutung im Sprachgebrauche begründet sei, ist kaum zu hoffen, daß sie sich größerer Zustimmung erfreuen wird. — Zum Schlusse erwägt er noch eine andere Auffassung: *magnum fas nefasque* zu *venena* als Apposition zu ziehen nel significato di concetto unico di 'gran birbonata, grande misfatto'. Aber bisognerebbe corroborare tale significato unico, di senso cattivo con altri passi, dove *fas nefasque*, in funzione di apposizione, avesse il detto significato. Das wäre allerdings erforderlich.

39) K. Schliack, Horaz' Carm. IV 8. In der Zeitschrift für Gymnasialwesen LXIV (1910) S. 730—736.

Die Versuche, die mittlere Partie der Ode IV 8 durch das Messer zu heilen, sind bekanntlich alt und mannigfaltig. Bentley tilgte V. 17, Peerlkamp V. 14—17, Lachmann V. 15 b — 19 a, Gow V. 14—27, Verral (Journal of philology XVII S. 143 ff.) V. 15—20, Kantor (Wiener Studien XXVI S. 235 ff.) V. 16 u. 17. Dazu tritt nun die von Schliack befürwortete Amputation der Verse 15—17; gegen Ende des Gedichtes, wo ja gleichfalls schon verschiedene Athetesen beantragt sind, schneidet er außerdem noch die Verse 25—27 heraus.

40) **L. Mallinger, Leçon de latin en rhétorique: Horace, Art poétique, v. 220—250; le drame satyrique.** Im Bulletin bibliographique et pédagogique du Musée Belge XIV (1910) S. 143—152.

Diese, wie man in Deutschland sagen würde, Lehrprobe enthält eine Einleitung zu dem zu behandelnden Horazabschnitt, einen fortlaufenden Kommentar, eine französische Übersetzung und eine Disposition. Der Verfasser ist eifrig bemüht, den Weg zu zeigen, auf dem die Lernenden zum Verständnisse des ziemlich schwierigen Stoffes geführt werden können.

41) **Attilio Barriera, Orazio, Sat. I 2, 33.** Im Bollettino di filologia classica XVI (1909/10) S. 281 f.

Barriera vermutet *tenta libido*. Die Konjektur ist (was dem Verf. entgangen ist) schon alt: ihr Urheber ist ein Anonymus bei Bentley, vgl. die Ausgaben von Kirchner und Schütz. Aber es liegt doch wohl überhaupt kein eigentlicher Zwang vor, die Überlieferung anzutasten.

42) **J. J. Hartman, Ad Horatii Epist. I 11, 1.** In der Mnemosyne XXXIX (1911) S. 67.

Für *notaque Lesbos* verlangt Hartman *lautaque Lesbos*; aber er bleibt den Beweis schuldig, daß die Überlieferung unhaltbar sei. Und sieht man die von den Herausgebern zu dieser Stelle beigebrachten Parallelen an (Petron. 133 *inclula Lesbos*, Tac. Ann. VI 3 *Lesbo insula nobili et amoena*, Verg. Aen. II 21 *Tenedos notissima fama insula*), so will die Nötigung zu einer Änderung des Attributes *nota* nicht einleuchten.

43) **Otto Schröder, Horazens Versmaße für Anfänger erklärt.** Aus der Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. VI und 26 S. 8.

Der Inhalt des Heftchens ist dieser: I. Vorbemerkungen, S. 1—5. II. Die griechischen Versmaße, soweit sie für Horaz in Betracht kommen, S. 5—11. III. Die griechischen Strophen, S. 12—15. IV. Die Horazischen Versmaße, S. 15—21. V. Die Horazischen Strophen, S. 21—24. Register, S. 25 und 26.

Schröders historisch-genetische Darstellung bedeutet gegenüber der in den meisten Horazausgaben vorliegenden zweifellos eine Vertiefung und einen Fortschritt und wird den „Anfängern“, von denen der Titel spricht, gewiß gute Dienste leisten, wenn anders mit dieser Bezeichnung Studierende der Philologie gemeint sind. Für das Gymnasium indessen ist diese Metrik nach meiner Kenntnis der Verhältnisse denn doch etwas zu diffizil. Mag sein, daß ein oder der andere für diesen Gegenstand begeisterte Lehrer mit

einer guten Prima so viel leistet; im allgemeinen aber wird man beim Schulunterrichte sich wohl mit einer mehr elementaren Behandlung bescheiden müssen.

44) Concetto Marchesi, La terza satira Oraziana del primo libro. In der Rivista di filologia e di istruzione classica XXXVIII (1910) S. 385—401.

Dies ist in der Hauptsache un breve commento giuridico e filosofico. Von dem was M. über den Bau der Satire sagt, mögen folgende Sätze hier Platz finden: La satira terza è nel suo complesso viziosa per eccesso di idee. Al v. 19 si apre una parentesi che in un continuo fluttuare di concetti non si chiude più sino alla fine . . . La intrusione della parte giuridica e morale al verso 76 ci pare alquanto difettosa in grazia di catena dei pensieri precedenti. Ma dove il sermone sobbalza e si eleva è al v. 96 . . . La predica, solenne e memorabile, comincia al v. 99. I tre versi 96—98 fanno l'anello.

45) Josef Bick, Bemerkungen zu Cruquius und dem Codex Divaei des Horaz. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1911 S. 250—254 und 273—278.

Bick hat in der Wochenschrift für klassische Philologie 1911 S. 235 ff. die Abhandlung von Schweikert (s. oben n. 30) angezeigt. Im Anschluß daran untersucht er nun auf Grund eigener Einsicht des Codex Divaei alle jene Stellen, an denen Schweikert, Matthias und Häussner in ihren Lesungen von einander abweichen. Sein Resultat ist folgendes: „Die Art, wie Schweikert falsche Lesarten des Cruquius zuweilen verteidigt, kann wohl nicht immer gebilligt werden . . . Die ihm" (dem Cruquius) „nachweisbaren Unrichtigkeiten sind die Folgen seiner Menschlichkeit, die in seinen Kollationen allerdings, verstärkt durch eine gewisse Oberflächlichkeit, allzu deutlichen Ausdruck fand. Doch die notwendige Schlußfolgerung aus dieser Erkenntnis kann wohl nur die sein, daß auch unter den Mitteilungen des Cruquius über die Blandinii und die anderen von ihm benutzten Codices ein ziemlicher Prozentsatz von Angaben sich finden muß, bei denen Tatbestand und Behauptung trotz bestimmtester Versicherung des Cruquius sich nicht decken. Da aber infolge Verlustes dieser Handschriften hier nirgends die wahren von den falschen Mitteilungen sich sondern lassen, so können diese Angaben des Cruquius für die Textkonstitution höchstens nur accessorischen, nicht aber ausschlaggebenden Wert besitzen".

46) Grant Showerman, Horace, Person and Poet. In The Classical Journal VI (1911) S. 158—166.

Eine frische, lebendige Schilderung von Horazens Privatleben

und eine interessante und lehrreiche Erörterung der Voraussetzungen und mitwirkenden Umstände für seine Entwickelung zum Dichter. In his harmonious wedding of human content with dignified and beautiful expression, Horace is one of the world's best illustrations of the unity of life and letters.

47) H. V. Canter, Horace's Claim to Be the First Lyric Poet of Rome. In The Classical Journal VI (1911) S. 196—208.

Es handelt sich um die Frage, ob Horaz mit seinem Anspruche, der erste römische Lyriker zu sein, nicht Catulls Recht verkürzt. Diese Frage wird zu Horazens Gunsten entschieden. und zwar aus zwei Erwägungen heraus: first, that he (Catull) is properly an epigrammatist, since his favorite and perfected meters belong to that department; second, that his inexperience and lack of skill in those meters which Horace Romanized and perfected show the justice of the latter's assertion that he was the first to wed the Lesbian rhythm to the Latin tongue.

48) Grant Showerman, Horace the Duality. In The Classical Journal VI (1911) S. 244—251.

Der Verfasser streift dem Horaz alles Künstliche, Gemachte, Konventionelle ab und stellt uns den wirklichen, echten Horaz vor Augen, und zwar auf folgenden Gebieten: Anschauung der italischen Natur und des italischen Lebens, Religion, Lebensweisheit, Dichtkunst. Alles sehr hübsch; nur auf dem Gebiete des religiösen Glaubens hält er den Dichter wohl für positiver, als dieser in Wirklichkeit war.

49) R. Hildebrandt, Zu Horaz' Od. I 3, 9. Im Philologus LXX (1911) S. 52—64.

Hildebrandt deutet *circa pectus* als etwa gleichbedeutend mit *in pectore*, also wie u. a. Heinze und Fossataro (Studii di letteratura classica, Napoli 1902; vgl. JB. XXXVI S. 102), und *robur et aes triplex* als Hendiadyoin; also *robur et aes triplex circa pectus* = „ein Eichenblock, der mit einer dreifachen Kupferschicht beschlagen ist, statt des Herzens in der Brust". Diese Vorstellung habe Horaz in naheliegender Weise von der Einrichtung des Schiffes entnommen; *circa pectus* bedeute demnach: nicht bloß im Schiffe, sondern auch in der Brust.

Die Deutung der Stelle auf Schutzwaffen wird man mit dem Verfasser für unmöglich erachten müssen; mit Recht bemerkt er, daß Schilde nicht aus Eichenholz gemacht wurden. Indessen konkurriert mit der obigen neuen Interpretation, die gewiß viel Gefälliges hat, noch eine andere, die Gow so ausdrückt: The 'oak

and triple brass' are not to be conceived as armour, but as the material of which the man's ribs are made.

**50) Ferdinand Teichmüller, Das Nichthorazische in der Horazüberlieferung. Berlin 1911, Ernst Hofmann & Co. 304 S. 8.**

Der Name des Verfassers ist in der Horazliteratur nicht unbekannt. Teichmüller veröffentlichte im Rheinischen Museum LVIII (1903) eine scharfsinnige Untersuchung über den Grundgedanken und die Disposition der Satire I 1. Und aus einem sehr umfangreichen Manuskripte mit Horazerklärungen, das er dem Unterzeichneten vor einigen Jahren vorlegte, ist eine kleine Auswahl in diesen Jahresberichten XXXII S. 60 ff. zum Abdruck gebracht worden; namentlich verdankt man Teichmüller das richtige Verständnis von Epod. 5, 29 (gleichzeitig wurde allerdings diese Stelle von W. R. Hardie in The Classical Review XX S. 115 ebenso interpretiert). Aber ein im Jahre 1908 von ihm herausgegebenes Buch (Das Nichthorazische im Horaztext; erstes Stück: das Nichthorazische in den Epoden) zeigte den Verfasser in einer seltsamen Vorstellung über eine ganz enorme Korruption des Horaztextes befangen. Durch Widerspruch unbeirrt, hat er nun in seinem neuesten Buche seine Idee auch auf die Satiren angewendet; seine Absicht, das Gleiche auch bei den Oden und Episteln zu tun, hat der Tod vereitelt. Die schmerzliche Aufgabe, sein letztes Werk anzuzeigen, möchte ich in möglichster Kürze erledigen und werde dabei tunlichst das Werk selbst reden lassen.

Die Seiten 1—91 sind unverändert aus der vorigen Publikation herübergenommen. Den Standpunkt des Verfassers wolle man aus folgenden Sätzen erkennen (S. 14 f.): „Wenden wir uns nun von diesen Betrachtungen betreffend das Charakterbild des Echthorazischen der Frage zu, wie sich der überlieferte Text zu dem gezeichneten Charakterbilde verhält, so gibt es darauf keine andere Antwort als die, daß durch ihn jenes Bild in erschreckendem Maße verleugnet wird. Er wimmelt von Schwächen, die ebenso wenig mit dem Gepräge der Gediegenheit im allgemeinen wie mit den aufgeführten besonderen Vorzügen des Dichters vereinbar sind. Insbesondere ist des geradezu Unverständigen so viel, daß nicht etwa bloß ein Dichter, sondern jeder, der auf die Geltung eines halbwegs verständigen Menschen Anspruch macht, sich seiner zu schämen hätte. Demgemäß kann es nicht zweifelhaft sein, daß der überlieferte Text sehr arg entstellt und weit entfernt ist, die unverfälschte Hand des Dichters aufzuweisen". Teichmüller versucht nun, diese Mängel im einzelnen darzulegen und dann einen neuen Text herzustellen, der zwar nicht der echte Horazische zu sein beansprucht, aber (Teichmüllers Worte S. 17) „den ich von den von mir gerügten Mängeln freizuhalten und

horazischer zu gestalten gesucht habe, und von dem ich hoffe, daß er besser beschaffen als der überlieferte ist". Wie Teichmüller dies für die Epoden durchführt, soll hier nicht nochmals besprochen werden; es genügt wohl eine Verweisung auf die Berliner Philologische Wochenschrift 1908 n. 49 (Jahresberichte XXXV S. 79 f.). Was den neu hinzugekommenen, die Satiren betreffenden Teil anlangt, so möge Teichmüllers Kritik von Sat. I 5, 1—3 und sein neuer Text von Sat. I 5, 1—3, I, 1, 1—3 und I 6, 1—3 als Proben dienen.

„Sat. I 5, 1. Nach *Egressum* wird eher der Punkt, wohin man gelangt ist, als der Ausgangspunkt angegeben. Das Umgekehrte würde natürlicher gewesen sein. — 2 f. *Hospitio modico* übelklingend. — *comes* in Widerspruch mit V. 9, wonach der Begleiter mehrere waren, gleichviel ob dort mit L. Müller vorzugsweise Sklaven zu verstehen sind oder nicht. — Man vermißt *erat*. — *Heliodorus*. Daß man von diesem Rhetor nichts weiß, ist, wenn er so gelehrt war, wie er nach der vorliegenden Stelle gewesen sein muß, befremdlich".

Sat. I 5, 1 ff. *Egressum Roma me excepit Aricia parva*
*Iucundo hospitio, cui praeerat Heliodorus,*
*Graecorum longe lepidissimus.*

Sat. I 1, 1 ff. *Qui fit, Maecenas, ut nemo, quam cata sortem*
*Seu ratio posuit seu fors caeca obtulit, illa*
*Contentus vivat dicatque aliena beata?*

Sat. I 6, 1 ff. *Non quia, Maecenas, Lucumonum quotquot Etruscos*
*Illustrant fines, nemo generosior est te,*
*Et splendes proavis maternis atque paternis* etc.

51) F. Krohn, Hor. Od. I 20. In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1911 S. 382.

Krohn vermutet zu V. 10 *tu iubes*, offenbar ohne von seinem Vorgänger Teuber (Neue Jahrb. 1899 S. 600; vgl. JB. XXVI S. 62 f.) zu wissen, und fügt noch die Frage hinzu: „Sollte diese Strophe nicht an den Anfang gehören?"

Eine Zusammenstellung der zu dieser Stelle gemachten Änderungsvorschläge findet man JB. XXX S. 45; ferner siehe noch JB. XXX S. 51, XXXV S. 55. 75. 82, XXXVI S. 94, XXXVII S. 141 und S. 142.

52) H. Röhl, Zu Horaz' Od. I 7, 19. (Bisher nicht gedruckt).

In dem Satze V. 17 ff. *sic tu sapiens finire memento tristitiam vitaeque labores molli, Plance, mero* fassen die meisten Erklärer und Übersetzer *molli* als Ablativ; so schon Acron: *aut leni aut suavi.* Man verweist auf Verg. Georg. I 341 *mollissima vina*, Juv.

I 69 *molle Calenum*, Stat. Silv. III 5, 102 *non molli Lyaeo*, Hor. Sat. I 1, 93 *finire laborem*. Andere — só Ritter, Hirschfelder, Schütz, Cavazza (im Bollettino di filologia classica, Giugno 1894), Fritsch und ich — haben es vorgezogen, *molli* für den Imperativ zu erklären. Schütz bemerkt: „Die Aufforderung, die Leiden des Lebens mit Wein zu beendigen, wäre in dem ernsten Gedichte wenig passend". Cavazza's Gründe sind etwa diese: bei einer solchen Stellung des Adjektivs falle auf dieses ein besonderer Nachdruck (aber siehe manche der unten angeführten Beispiele): unter den *vitae labores* seien nach dem Zusammenhange die Mühen des Kriegsdienstes zu verstehen, diese aber könne Plancus durch Wein nicht *finire*; habe der Hauptsatz zwei Verba, *memento* und *molli*, so ergebe sich ein besserer Parallelismus zu dem vorhergehenden Nebensatze mit seinen zwei Verben; auch der schöne Chiasmus *finire memento tristitiam, vitaeque labores molli* falle ins Gewicht; nach dem Adjektiv *molli* sei der Vokativ *Plance* störend. dagegen nach dem Imperativ *molli* passend und dem prosaischen und dichterischen Gebrauche durchaus entsprechend. Man sieht leicht, daß die Gründe mehr zahlreich als stark sind.

Für die Entscheidung dürfte doch auch der Stil unseres Dichters ins Gewicht fallen. Horaz liebt es, den Vokativ zwischen das Attribut und das Substantiv einzuschieben: Od. I 17, 10 *dulci, Tyndari, fistula*; Od. I 32, 3 f. *Latinum, barbite, carmen*; Od. II 1, 14 *consulenti, Pollio, curiae*; Od. IV 15, 4 *tua, Caesar, aetas*; Epod. 5, 73 *non usitatis, Vare, potionibus*; Sat. I 7, 33 *magnos, Brute, deos*; Od. II 13, 26 *aureo, Alcaee, plectro* (zieht man freilich *aureo plectro* als Abl. qualitatis zu *Alcaee*, so ist diese Stelle mit den vorher angeführten nicht gleichartig); Od. I 5, 3 *grato, Pyrrha, sub antro*; Od. II 1, 37 *relictis, Musa procax, iocis*; Od. III 21, 4 *facilem, pia testa, somnum*; Od. IV 5, 5 *tuae, dux bone, patriae*; Od. I 9, 7 f. *quadrimum Sabina, o Thaliarche, merum diota*; Od. I 18, 1 *nullam, Vare, . . . arborem*; Od. II 14, 1 f. *fugaces, Postume, Postume, . . . anni*; Od. III 28, 2 f. *reconditum, Lyde, . . . Caecubum*; Od. IV 1, 1 f. *intermissa, Venus, . . . bella*; Epod. 1, 1 f. *alta . . ., amice, propugnacula*; Sat. I 5, 24 *tua . . ., Feronia, lympha*; Sat. II 3, 200 *mola . . ., improbe, salsa*; Sat. II 7, 95 *Pausiaca . . ., insane, tabella*; Epist. I 19, 1 *prisco . . ., Maecenas docte, Cratino*; Od. IV 8, 8 *grataque . . ., Censorine, . . . aera*: Od. I 12, 23 f. *metuende certa Phoebe sagitta*; Od. III 4, 2 *regina longum Calliope melos*. Dagegen findet sich der Vokativ unmittelbar hinter dem Imperativ bei Horaz fast nur am Satzanfange: Od. III 8, 13 *sume, Maecenas*; Sat. II 3, 259 *sume, catelle*; Sat. I 10, 92 *i, puer*; Epist. II 2, 37 *i, bone*; Epist. II 3, 6 *credite, Pisones*: Od. II 19, 8 *euhoe, parce, Liber*; Epist. II 3, 459 f. *succurrite, io cives*. Nur ein Beispiel aus der Satzmitte — wenn mir nicht etwas entgangen ist — könnte man vielleicht anführen: Sat. II

5, 22 *tu protinus, unde divitias aerisque ruam, dic augur, acervos*, falls dies nicht andersartig ist: *dic augur* = „sage als Seher".
Von diesem Gesichtspunkte aus spricht also alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß *molli* Ablativ ist.

53) H. Röhl, Zu Horaz' Sat. II 1, 86. (Bisher nicht gedruckt).

Der Vers *solventur risu tabulae, tu missus abibis* ist bisher weder durch Interpretation noch durch Emendation ins Reine gebracht (vgl. oben zu n. 18), und die Aussicht, daß der Interpretation künftig einmal doch noch eine befriedigende Erledigung gelingen werde, scheint nach so vielen mißglückten Versuchen recht gering zu sein. So sei denn noch eine Konjektur gewagt, die allerdings das schon den Scholiasten vorliegende Wort *tabulae* antastet: *solventur risu malae.* In sprachlicher Hinsicht vergleiche man: Ov. Met. VII 190 f. *ternisque ululatibus ora solvit*; Hor. Sat. I 4, 82 f. *solutos qui captat risus hominum*; Hor. Sat. I 10, 7 f. *risu diducere rictum auditoris;* Hor. Sat. II 3, 72 *malis ridentem alienis.*

54) H. Röhl, Mißlungenes bei Horaz. (Bisher nicht gedruckt).

In der Voraussetzung, daß ein mißlungener Ausdruck bei Horaz schlechterdings undenkbar sei, greifen manche bei nicht wenigen anstößigen Stellen teils zu Konjekturen, teils zu gezwungenen Interpretationen, je nachdem das eine oder das andere dieser Kunstmittel halbwegs möglich scheint. Und allerdings, betrachtet man eine solche Stelle in der Isolierung, so wird man sich nicht leicht dazu entschließen, einen Horaz für schuldig zu erkennen, sondern sich lieber für Freisprechung entscheiden, entweder mit der Begründung, daß er das ihm zur Last Gelegte gar nicht gesagt oder daß er es mit Recht gesagt habe. Aber vielleicht kann eine umfänglichere Zusammenstellung, mag auch das eine oder das andere Stück daraus bestritten werden, zur Gewinnung eines der Wahrheit näher kommenden Gesichtswinkels behilflich sein.

1) Epod. 2, 37 f. *Quis non malarum quas amor curas habet haec inter obliviscitur?* Anstoß erregt der Gedanke; die Konstruktion hat hinreichende Verteidigung gefunden. An Konjekturen sind zu verzeichnen: *Roma quas*; *quas labor*; *quas ager*; *avari, quas amor*; *minarum quas*; *malorum.* Dazu kommt folgende Deutung: der Leser denkt zunächst an die Aufregungen und Schmerzen, der Sprechende aber wohl eher an die Unkosten solcher Verhältnisse. Ferner die Hypothese, es seien in dieser Epode zwei Gedichte, eines über das Landleben und eines über das Familienleben, zusammengenäht worden. Zu dieser Stelle gesellt sich Epod. 5, 5 f. *per liberos te, si vocata partubus Lucina veris adfuit*, die

aus äußerem Grunde gegen die Angriffswaffen der Konjekturalkritik geschützt ist. Deutungen: gemeint ist der glückliche Verlauf der Entbindung; oder: the words are doubtless meant in the boy's mouth to have an innocent meaning, 'if you really know what it is to be a mother'. Aber zu beiden Stellen paßt derselbe Schlüssel (dessen sich auch einige Herausgeber, namentlich bei der zweiten, bedienen): Horaz hat nicht verstanden (oder zu wenig Wert darauf gelegt), in den betreffenden Reden den Charakter der Sprechenden, d. h. des Wucherers und des Knaben, streng festzuhalten. Das Gleiche zeigt sich, wenn auch in minder krasser Weise, an anderen Stellen dieser Epoden; ja auch in Od. IV 4. 57 ff. paßt die vom Algidus entlehnte Vergleichung und die Vertrautheit mit griechischer Mythologie, genau genommen, nicht in den Mund Hannibals. Darin waren bekanntlich die Alten überhaupt vielfach harmloser als die Modernen.

2. Epod. 12, 19 f. *Cuius in indomito constantior inguine nervus quam nova collibus arbor inhaeret.* Konjekturen: *quam non*, oder *quam sua*. Deutung: *nova* scheint für *virens, firma. valida* zu stehen. Ohne das Präjudiz von Horazens absoluter Korrektheit kann man sagen: Horaz läßt, durch mancherlei sonstige Ähnlichkeit verleitet, versehentlich die Jugendlichkeit auf die Festigkeit der Baumwurzeln ebenso wirken, wie sie beim männlichen Gliede wirkt.

3. Epod. 15, 7 f. *Dum pecori lupus et nautis infestus Orion turbaret hibernum mare.* Konjekturen: *pecoralibus*, oder *lips*, oder *esset atrox*, *dum saevus*, oder Ausfall von zwei Versen hinter *Orion*. oder V. 8 und 9 zu streichen. Deutungen: *esset* in V. 7 zu ergänzen und dann *turbaret* in V. 8 entweder intransitiv zu fassen oder zu *aura* zu ziehen. Viele Herausgeber erkennen hier allerdings ein besonders hartes Zeugma an, was bei einem Satze wie dem vorliegenden im Grunde nichts anderes bedeutet als: einen mißglückten Ausdruck, einen Denkfehler.

4. Sat. I 3, 120 f. *Nam ut ferula caedas meritum maiora subire verbera, non vereor.* Konjekturen: *ne* für *nam ut*, oder *nam ut* (in V. 119 statt *ne*; das *ut* in konzessivem Sinne) *scutica dignum horribili sectere flagello, ne ferula* etc., oder *nunc* statt *non*, oder *tum ferula caedas . . . verbera?* oder *ne . . . flagello, neu ferula caedas* etc. Deutungen: *ut* für *quomodo, quemadmodum*, oder *ut non* als doppelte Negation zu verbinden, statt *ne*, und *vereor* ironisch zu nehmen, oder *fore* vor *ut* zu ergänzen, oder den Satz *nam . . . verbera* als Frage zu fassen. Manche aber finden an unserer Stelle einen Solöcismus, eine Anakoluthie oder dgl. Mit Recht; nur daß sie im Suchen nach Entschuldigungen dafür zu weit gehen. Schon manchem Schriftsteller ist es begegnet, bei gewähltem Ausdruck affirmativen und negativen Sinn zu verwechseln, ohne daß nach dem ganzen Zusammenhange der Leser darüber in Zweifel gerät, was in Wirklichkeit gemeint ist; ein dem Horazi-

schen besonders ähnliches Beispiel eines solchen Lapsus wird aus Livius XXVIII 22, 12 zitiert.

5. Epod. 5, 59 f. *quale non perfectius meae laborarint manus*, und Sat. I 5, 41 f. *quales neque candidiores terra tulit, neque quis me sit devinctior alter*. Diese Konstruktion scheint einem Deutschen vielleicht von vornherein nicht besonders anstößig, weil wir ähnlich reden: „wie kein", „wie sie nicht". Aber Porphyrion nennt sie einen Solöcismus, und in der Tat haben die Herausgeber zu diesen beiden Horazstellen kein weiteres Beispiel aus der römischen Literatur hinzufinden können. Es mag sein, daß hier ein Provinzialismus oder (vgl. Kießling-Heinze) ein der Umgangssprache angehörender Ausdruck vorliegt. Für Konjekturen ist, da die beiden Stellen einander schützen, natürlich kein Raum; es ist nur eine beschönigende Deutung versucht worden: *quale* steht nicht für *quali*, sondern für *cuiusmodi*.

6. Od. I 2, 21 f. *Audiet cives acuisse ferrum, quo graves Persae melius perirent, . . . iuventus*. Konjekturen: *secuisse*, oder *rapuisse*, oder *necuisse*, oder *cecidisse ferro*, oder *iacuisse ferro*, oder die Strophe zu tilgen, oder vor V. 21 eine Lücke anzunehmen. Deutung: *quo (graves Persae melius!) perirent*. Dagegen ergänzen andere in Gedanken *adversus cives* und treffen m. E. damit das Richtige, wenn sie nur nicht behaupten wollten, dies habe Horaz nicht hinzuzufügen b r a u c h e n. Man kann nur sagen, Horaz habe sich dadurch, daß er als Subjekt *cives* und nicht etwa *Romanos* setzte, v e r l e i t e n lassen, das reziproke Verhältnis unausgedrückt zu lassen.

7. Od. III 3, 46 f. *Qua medius liquor secernit Europen ab Afro*. Aus dem nachfolgenden Gegensatze *qua tumidus rigat arva Nilus* errät man, daß der erste Satz die Meerenge von Gibraltar meint, obwohl er nach seinem Wortlaute die ganze Länge des Mittelmeeres von Ägypten bis Spanien bezeichnet. Konjektur: *modicus*. Deutung: *medius* besagt, daß mitten zwischen das ehemals zusammenhängende Festland das Naß getreten ist. Man sage lieber: Horaz begeht einen Denkfehler, als ob das Meer nur diejenigen Länder von einander trennte, bei denen man mit Augen sehen kann, daß wirklich eben nur das Meer und sonst weiter nichts dazwischen liegt. Dieser Fehler ist ja zwar in seiner psychologischen Entstehung leicht verständlich, hört aber darum nicht auf, ein Fehler zu sein.

8. Od. I 35, 21 ff. *Te Spes et albo rara Fides colit velata panno nec comitem abnegat, utcumque mutata potentes veste domos inimica linquis*. Konjekturen: *sed* statt *nec*, oder *vertis* statt *linquis*. Deutungen: Die Unglücklichen verlassen das Haus mit der Fortuna (aber wie paßt dazu *inimica*? Auch können die Worte *potentes domos linquis* nur die Vorstellung erwecken, daß die Menschen in den Häusern zurückbleiben; vgl. auch Od. III 29, 53 ff.), oder: Fortuna versagt nicht einen Begleiter, oder: *mutata veste* geht als

Ablativus qualitatis auf *potentes domos*. Nicht wenige Herausgeber geben hier eine Verwirrung zu. Horaz hat die folgenden drei Gedanken: 1. die Fides bleibt stets bei der Fortuna (an diesen Gedanken war er gebunden, weil eben im Tempel zu Antium die Statue der Fides neben der der Fortuna stand), 2. das Glück wird dem Menschen feindlich und verläßt sein Haus, 3. die Unglücklichen legen Trauerkleidung an, — diese drei Gedanken hat Horaz, von dem einen dies, von dem andern das benutzend, zu einem wirren Knäuel vereinigt.

9. Od. I 35, 38 ff. *O utinam nova incude diffingas retusum in Massagetas Arabasque ferrum*. Das Attribut *nova* hat wenig Beachtung gefunden; und doch: warum soll denn der Ambos neu sein? Deutung: the sword is to be broken up and forged anew under altogether new influences (Smith). Der Begriff 'neu', der allerdings in diesem Gedanken eine große Wichtigkeit hat, ist dem Dichter an eine ganz falsche Stelle geraten. Daß dies etwas wesentlich anderes ist als die Kunstform der Enallage, wie sie z. B. in *rubente dextera* Od. I 2, 2 f. oder *iracunda fulmina* Od. I 3, 40 begegnet, dürfte nicht zweifelhaft sein. — Beiläufig: ebenso unmotiviert wie hier bei Horaz der neue Ambos ist bei Homer φ 407 der neue Wirbel: *ὡς ὅτ' ἀνὴρ φόρμιγγος ἐπιστάμενος καὶ ἀοιδῆς ῥηιδίως ἐτάνυσσε νέῳ περὶ κόλλοπι χορδήν*. Ein solches Gleichnis muß doch einen oft vorkommenden Fall schildern; nun aber: wie selten bedarf man bei einem derartigen Instrumente eines neuen Wirbels und wie häufig einer neuen Saite! Über die Genesis des unpassenden Attributes möchte allerdings bei der Homerstelle anders zu urteilen sein als bei der Horazstelle: in der Odyssee hat wohl derjenige, der das Gleichnis ursprünglich ersann, wirklich *νέην* gesetzt.

10. Od. I 17, 22 ff. *Nec Semeleius cum Marte confundet Thyoneus proelia*. Nur wenige haben hier Anstoß genommen. Aber wenn der Gedanke (wir setzen ihn in affirmativer und präsentischer Form her), daß Weingenuß Streit verursacht, durch Personifikation ausgedrückt werden soll, so muß etwa gesagt werden: „Bacchus ruft den Mars herbei", aber nicht: „Bacchus kämpft mit Mars". So sagt Schiller richtig: „Kaum daß ich Bacchus, den Lustigen, habe, kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe", aber nicht: „Bacchus verliebt sich in Amor". Man hat die Horazstelle dadurch zu retten gesucht, daß man *cum Marte* deutete: im Bunde mit Mars. Indessen einen korrekten Gedanken ergibt auch diese unlogische Koordinierung von Ursache und Wirkung nicht: Weingenuß und Streit führen zu Streit? Es bleibt wohl nichts übrig als einzuräumen, daß dem Dichter die versuchte Personifizierung nicht recht gelungen ist.

Mit Übergehung mancher Stellen, die erst eine längere Erörterung nötig machen würden, sei die Aufzählung hier abgebrochen.

Daß die Gedichte aus Horazens späteren Lebensjahren von solchen Verstößen freier sind als die Jugendprodukte, ist gewiß nicht Zufall. Der Dichter ist reifer und vorsichtiger geworden. Eine solche Wandlung zum Unanstößigen läßt sich unter anderem in der Form der oben bei n. 5 besprochenen Relativsätze beobachten, in denen durch verneinte Vergleichung ein hoher Grad einer Eigenschaft ausgedrückt wird. Nach jener Jugendperiode verwendet Horaz nämlich nur die dafür allgemein üblichen Konstruktionen: Od. I 3, 15 f. *quo non arbiter Hadriae maior*; Od. I 22, 13 ff. *quale portentum neque militaris Daunias latis alit aesculetis nec Jubae tellus generat*; Od. IV 2, 37 f. *quo nihil maius meliusve terris fata donavere.*'

Nicht berücksichtigt ist in der obigen Aufzählung eine in den Oden überaus häufige Art unlogischer Gedankenfolge nach diesem Schema: Andere werden Rhodos oder Mytilene loben; aber mir gefallen Lacedämon und Larissa nicht so gut wie Tibur. Denn dies sind keine dem Dichter entschlüpften Fehler, sondern er hat dergleichen offenbar für einen schönen Schmuck des Odenstiles gehalten. Unlogisch, aber beabsichtigt ist auch die in der dritten Strophe von Od. IV 3 eintretende Verengerung des vorhergehenden allgemeinen Begriffes 'Dichter'. Und daß etwas Ähnliches in Od. IV 8, 13 ff. vorliegt, habe ich in diesen Jahresberichten XXXV S. 70 vermutet.

Ob etwas Befremdliches im überlieferten Texte dem Horaz zuzutrauen sei oder nicht, das wird selbstverständlich für jede einzelne Stelle nach ihrer Eigenart zu untersuchen sein, und die Entscheidung wird oft Schwierigkeiten bieten und mißlich scheinen. Aber (wir fassen noch einmal zusammen, worauf die obige Erörterung abzielt) man wolle bei Horaz nicht jeden Flecken wegzukratzen oder wegzuleugnen sich bemühen; manches sind wirklich echte *inspersi naevi.*

---

Folgende Publikationen sind dem Referenten teils noch nicht, teils für diesen Jahresbericht zu spät zugänglich geworden:

G. F. Rossi, Saggio d'una nuova versione di Carmi di Q. Oratio Flacco. Firenze 1909, Barberà. XIV und 193 S. 16.

J. M. Stowasser, Griechenlyrik, Römerlyrik. In deutsche Verse übertragen. 2 Bände. Heidelberg 1909, Winter.

Orazio, Le odi commentate ad uso delle scuole con una introduzione sulla metrica oraziana da M. Cerrati. Torino 1909, Salesiana. XXXVI und 212 S. 16.

The Odes of Horace, rendered into English; with other Verses and Translations. By Francis Law Latham. London 1910, E. Smith, Elder & Co. 257 S. 12.

A. Geerebaert, S. J., Horatius Lierdichten. Lezingen gehouden op de Nederlandsche vacantieleergangen te Leeuven 1909. Louvain 1910, Bibliothèque choisie. 178 S. 8.

Des Q. Horatius Flaccus sämtliche Werke. Erster Teil: Oden und Epoden, für den Schulgebrauch erklärt von C. W. Nauck, 17. Auflage von P. Hoppe. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. XXVI und 227 S. 8.

R. Philippson, Horaz' Verhältnis zur Philosophie. Sonderabdruck aus der Festschrift des König-Wilhelms-Gymnasiums zu Magdeburg 1911. 34 S. Gr. 8.

H. Wagenvoort, De Horatii quae dicuntur odis Romanis. Inaugural-Dissertation Groningae 1911, J. B. Wolters. 115 S. Gr. 8.

Q. Horatii Flacci carmina. Textausgabe für den Schulgebrauch von Gustav Krüger. Dritte Auflage. Leipzig und Berlin 1911. B. G. Teubner. XXVII und 337 S. 8.

Zehlendorf bei Berlin. H. Röhl.

## 4.

# Vergil.

---

### I. Über den Dichter und seine Werke.

1) Ferracius Karolus Carreri, De 'luco' Virgilii in agro pletulensi sacrando. Aus der Rivista *Classici e neolatini* VI 2/3. Aosta 1910. 10 S.

Mit der Überschrift 'Ein heiliger Hain' brachte die Unterhaltungsbeilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 28. X. 1910 (Nr. 253) einen Brief aus Rom, der von der römischen Tätigkeit Giacomo Bonis als eines der geschmackvollsten unter den Schatzhütern der italienischen Vergangenheit auf seine Studien der Flora des antiken Italiens übergeht, bei denen er allein in den Georgica und Bucolica des V. nicht weniger als 126 Pflanzenarten erwähnt fand. 'Diese ganze Pflanzenwelt', so berichtet der Brief, 'soll nun in einem heiligen Hain wieder aufblühen und von da aus sich durch Italien verbreiten. Kein Ort konnte dazu geeigneter erscheinen als die Stätte, die das kleine Landgut trug, auf dem der Dichter der ländlichen Idyllen seine ersten Natureindrücke empfing. An den Ufern des Mincio bei Mantua wird der dem Vergil geweihte Hain angelegt werden. Die Vergilianische Akademie zu Mantua im Verein mit anderen Gesellschaften und dem Ministerium haben Bonis Plan aufgenommen und sind im Begriff, ihn auszuführen. Inmitten des von Vergil besungenen Buschwerks und umblüht von seinen geliebten Pflanzen wird sich ein dem Dichter geweihtes Tempelchen erheben, das geschmückt sein wird durch eine Nachbildung des in Nordafrika gefundenen Mosaiks mit dem Antlitz Vergils, ferner durch eine Kopie der in der Villa Livia ausgegrabenen Augustus-Statue; außerdem wird an den Mauern des Tempels eine geographische Karte des römischen Weltreiches zur Zeit Vergils und Augustus' und der Stammbaum der Familie der Julier dargestellt sein'.

Aus diesem Anlaß, 'quo strictius nunc . . . antiquissimae traditioni mei obsequantur cives', weist C. noch einmal (s. JB. 1905 S. 105 f.; vergl. JB. 1908 S. 141) auf die Dokumente hin, welche Plaetulae (Pietole) als engere Heimat Vergils bezeichnen

(vergl. Heyne-Wagner⁴ I S. CVIII). Das älteste ist geschrieben 's. XI p. Ch. n. rudi prorsusque barbaro, eruditae contaminationis quavis suspicione remota'; damit ist die Möglichkeit älterer Erfindung in lokalpatriotischem Interesse noch nicht ausgeschlossen. Doch, statt hierüber zu streiten, fühlen wir uns lieber mit C. eins in der Freude, 'quod gloria Virgilii adeo in se Mantuanos nunc incitet sitque ad egregium facinus motura', und in dem Wunsche: 'simplex sit hortus, simplex fanum'!

2) W. S. Teuffels Geschichte der römischen Literatur. Sechste Auflage, neu bearbeitet von Wilhelm Kroll und Franz Skutsch. II. Band: die Literatur von 31 vor Chr. bis 96 nach Chr. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß dies seiner Zeit so nützliche, ja unentbehrliche Werk mit seiner schweren philologischen Rüstung wieder auf dem Plan erscheint und den Kampf aufnimmt mit jüngeren Werken leichteren Schlages. Und von vornherein muß man zunächst Kroll als dem Bearbeiter dieses Bandes Dank und Anerkennung dafür entgegenbringen, daß er eine ihrem Wesen nach so entsagungsvolle und bei seiner Eigenart mit so viel Selbstverleugnung verbundene Aufgabe übernommen hat. Es ist dringend zu wünschen, daß weitere Auflagen folgen und im ganzen zu gleichmäßiger Umarbeitung, für einzelne Teile zu völliger Neugestaltung des Textes und der Anmerkungen Zeit und Gelegenheit bieten. Fast überall, wo mir bei genauer Durchsicht von S. 1—50 (§ 224—231 = S. 23—49 handeln von Vergil) Unstimmigkeiten in Satzverbindung und Gedankenfolge oder in Sachlichem (auch zwischen Text und Anmerkungen) aufgefallen waren, ergab sich durch Vergleich mit der ersten Ausgabe vom Jahre 1870, daß Teuffels Nachfolger bei Zusätzen, Änderungen oder Streichungen, zu denen die fortschreitende Wissenschaft oder ihre persönliche Ansicht sie nötigten, den umgebenden Text allzu schonend behandelt hatten. Die fünfte Auflage habe ich leider nicht zum Vergleich zur Hand; Kroll selbst sagt im Vorwort, der Text sei nur teilweise erheblich verändert, weniger schonend seien die Anmerkungen behandelt worden, in denen auch mit dem Prinzip der vollständigen Literaturangaben gebrochen ist. Dies ist durchaus zu billigen; wenn K. sagt 'wir selbst haben die Empfindung, daß eher zu viel als zu wenig Büchertitel stehen geblieben sind', so trifft diese Empfindung für den Vergilabschnitt sicher das Richtige; ja mir scheint, daß in diesem auch einige Titel, die erst K. aufgenommen hat, entbehrlich sind. Ältere Arbeiten, deren dauerhafte Ergebnisse die erwähnenswerten Nachfolger unter Anführung ihres Gewährsmannes verwerten oder unparteiisch angeben, dürfen im allgemeinen weggelassen werden; so hätte K. auch bei den Georgica und der Aeneis auf Deutickes fleißigen und gewissenhaften Anhang verweisen können. Die bei jedem bibliographischen

Apparate naheliegende Gefahr, daß die sogenannten Monographien über Gebühr hervor-, und umfassende Werke, die mehr als eine Frage behandeln, verhältnismäßig zurücktreten, ist auch hier nicht genug vermieden; z. B. von der hervorragenden Wichtigkeit des Heinzeschen Buches wird durch die hier vorliegenden Hinweise und Angaben kaum jemand eine genügende Vorstellung gewinnen.

Vom Standpunkt der Vergilforschung, in die K. mehrmals mit Temperament und Energie eingegriffen hat, ist es wirklich zu bedauern, daß er in diesem Abschnitt nicht gleich unabhängig seine eigenen Ansichten in geklärtem und klärendem Gesamtüberblick dargestellt hat; und wenn die 7. Auflage nicht bald folgt, wird man von demselben Standpunkt bedauern müssen, daß die sechste nicht etwas später zum Druck gekommen ist. Krolls Vorwort ist Weihnachten 1909 geschrieben. Damals war Vollmers Appendix-Ausgabe noch nicht erschienen; die (zweite) vorbereitende Abhandlung (1908) wird von K. in den Anmerkungen zitiert, scheint aber den Text noch nicht beeinflußt zu haben. Hier heißt es S. 2 (und ähnlich S. 23): außer anderen sei 'von Anfang an dem Erben Caesars zugeneigt' gewesen 'infolge persönlicher Beziehungen Vergil'. Das beruht, soviel ich weiß, allein auf dem, auch nach K. (S. 24) 'schlecht bezeugten', condiscipulatus, über dessen literarische Genesis Vollmer neues Licht ausgegossen hat (s. JB. 1910 S. 204). — Auch die Zitierungen unseres JB. 1909 sind, wie ich vermuten möchte, erst bei der letzten Druckkorrektur und ohne genauere Einsicht den Anmerkungen angefügt worden; er wird bei der Ciris S. 42 sonderbarer Weise als 'Übersicht über die Frage' zitiert, und im Text heißt es: 'ob die auffallend zahlreichen Berührungen mit Vergil sich durch Nachahmung von dessen Seite erklären oder das Verhältnis umgekehrt ist, läßt sich schwer entscheiden'. Wir meinen, nachdem einmal darauf hingewiesen worden ist, daß das Gedicht keineswegs entweder vor 42 oder aber nach 19 entstanden zu sein braucht, sondern auch während der literarischen Tätigkeit Vergils entstanden sein kann, sollte auch, wer unsere Scheidung von cir und Cir nicht annehmen mag, nicht mehr übersehen, daß es noch eine dritte Möglichkeit gibt, jene Berührungen zu erklären. — Auch für den Culex, der nach K. 'wohl für echt zu halten' ist, möchten wir Berücksichtigung von JB. 1909 S. 177 f. empfehlen, damit nicht immer wieder die Belegstellen, die nur eine frühe Edition unter Vergils Namen beweisen können, als Zeugnisse für tatsächliche Abfassung durch V. angeführt werden und damit die Schwierigkeit nicht übersehen wird, daß der Verf. vor oder im J. 44 so von und zu dem späteren Octavian gesprochen haben soll. — Besonders interessant ist es, mit der späteren Publikation Birts (JB. 1910 S. 198 ff.) die Urteile Krolls über die Epigramme des Catalepton zu vergleichen (vergl. auch JB. 1909 S. 142. 175 f.). K. folgt (von Nr. 2. 5. 8 sehen

wir ab) Teuffel nicht nur darin, daß 6. 10. 12 auf eine literarische Durchgangsstufe Vergils schließen lassen und 1. 4. 7. 11 'Männern aus seinem Kreise gelten', sondern er übernimmt auch seine Urteile, Nr. 9 könne 'nicht von Vergil sein (schon wegen v. 17)' und die Urheberschaft Vergils sei ausgeschlossen bei Nr. 13. 'dessen Eingang persönliche Verhältnisse seines Verfassers andeutet, die den Vergilischen widerstreiten'; von 14 sagt er, es sei 'schwerlich von ihm', und das darauf noch folgende Stück der 'wenige Jahrzehnte nach seinem Tode zusammengestellten' Sammlung (Vate Syracosio) nennt er 'ein Epigramm dessen, der sie zusammengestellt hat': er denkt also (vergl. § 223 S. 21 f.) nicht entfernt daran, es dem Varius zuzuschreiben.

In dem Satze (S. 7), 'das Epos und die ihm verwandten Arten des Lehrgedichts und des Idylls' finden Anbau durch V., 'der alexandrinisches Raffinement und römisches Pathos zu vereinen sucht', scheinen mir die Begriffe 'verwandt' und 'vereinen' nicht zuzutreffen. — S. 21 (§ 223) ist 'des ersteren' zu streichen. — Damit, daß bei der Reise Vergils die Aeneis 'schon weit vorgerückt war' (S. 23), ist entschieden viel zu wenig gesagt. — S. 24 Z. 9 (wegen der vielen Verweisungen wäre Zeilenzählung am Rande recht erwünscht!) hat durch Streichung eines Titels das darauffolgende 'ebd.' seine Beziehung verloren; Z. 38 f.: Hor. c. I 3 ist nicht an Vergil gerichtet und ist, als Ganzes betrachtet, nicht eigentlich ein προπεμπτικόν. — S. 25 A. 1 schreibe 'dieser' statt 'obiger'; A. 2 lies sat. 1, 6, 54. — Daß ecl. 4 der bukolischen Gattung 'ganz entfremdet' sei, ist ein viel zu starker Ausdruck; der Dichter fühlt sich selbst (man beachte außer 'paulo maiora' v. 1 besonders auch v. 58 f.) als Bukoliker und betrachtet seinen Stoff von bukolischem Gesichtspunkt aus (v. 18—25. 28—30. 39—45; vergl. JB. 1910 S. 168 f.). — S. 33 Z. 14 lies 'und die'. — S. 36 Z. 2 schreibe 'mit dem öffentlichen', wie in der 1. Aufl.; Z. 45 lies 'l'Italie'. — Was ist 'pretiöses Raffinement', für das der Dichter des Culex Begabung verrät (S. 41)? — S. 47 A. 7 lies § 300, 6, 5). — S. 49 bedarf A. 11 eines Kennworts.

Zum Schluß hänge ich an, was K. bei Cornelius Gallus über die schwebenden Fragen sagt (S. 50): 'es ist nicht ganz unmöglich, daß die subjektiv-erotische Elegie überhaupt erst von ihm aus den besonders im hellenistischen Epigramm vorliegenden Keimen entwickelt ist'; zu seinen Epyllien 'scheint beinahe auch die erhaltene Ciris zu gehören'.

3) F. Jacoby, Tibulls erste Elegie. Im Rheinischen Museum 1910 S. 22—87.

In diesem zweiten Teil seines hochbedeutsamen, manche Streitfrage neu anfassenden und manche Lösung verheißenden 'Beitrags zum Verständnis der Tibullischen Kunst', der weit über

die Titelangabe hinausgreift, zieht J. auch Vergil zum Vergleich heran. Von Gefühlsäußerungen Tibulls sprechend, die 'den Erdgeruch italischen Bodens atmen und in den Kern italischen Wesens hineinblicken lassen', weiß er 'keinen besseren Vergleich als mit der Aeneis. Auch hier nimmt den empfindenden Leser bei allen schweren Anstößen im einzelnen und bei aller Erkenntnis, daß Vergil dem heroischen Epos nicht gewachsen war und nicht gewachsen sein konnte, immer wieder Ton und Stimmung des Ganzen gefangen, jener urrömische Stolz und die feste Überzeugung von der schicksalsbestimmten Mission der ewigen Stadt. Es wird uns oft schwer, uns diesem Zauber der Stimmung und allerdings auch dem fast noch stärkeren der Form zu entreißen, um kühl und objektiv die Kunst des Epikers Vergil abzuschätzen'.

Für die Eklogen bedürfen wir nach J. 'dringend eines mit unbefangenem Urteil gearbeiteten Kommentars, der Stücke wie 2. 4, um nur die unbestreitbar schlechten zu nennen, nach ihrem wahren Wert würdigt'. Die Eklogen sind, 'soweit nicht 'das Erlebnis' einwirkt wie in I und IX, in der Stimmung genau so künstlich und preziös wie die hellenistische Bukolik . . Ganz anders die Georgica. In ihnen herrscht echtestes Leben'. Denn 'die römische Poesie, soweit sie das Landleben zum Gegenstand nimmt, besitzt einen unbestreitbaren Vorzug vor der griechischen: ihre Dichter reden von Dingen, die sie verstehen und die ihnen am Herzen liegen' (vergl. JB. 1909 S. 127).

Mit Tibull hat V. auch gemein, daß er nicht Erotiker ist. Schon die Tatsache, daß er 'nie eine Gattung gepflegt hat, in der es sich um Aussprache eigener erotischer Empfindungen handelte', ist bezeichnend. 'Sein Empfindungskreis schloß die Liebe nicht ein; aber, wie Aen. IV beweist, 'vermag er wohl ein psychologisch feines Bild weiblichen Liebeslebens zu zeichnen' (vergl. meine 'Studien' S. 205).

Tibull hatte 'Vergils Werke gründlich studiert' (S. 43; vergl. S. 85); daß diese Erkenntnis sich immer mehr verbreitet, ist erfreulich. Nicht minder, daß für Tibull und Properz 'ein gegenseitiges Nehmen und Geben, Nachahmen und Überbieten' allmählich zur Anerkennung kommt; denn diese Erkenntnis des literarischen Schaffens kann auch in der Vergilforschung Früchte tragen, z. B. zur Beurteilung des Gegenseitigkeitsverhältnisses zwischen Vergil und der Ciris, für deren Autor auch J. den Gallus hält.

'Wie scharf die äußerlichen Grenzen der Gattungen in augusteischer Zeit beachtet wurden, lehrt die Tatsache, daß V. die elegischen Wechselreden der *Βουκολιασταί* wieder in Hexameter umgesetzt hat'. Im Corpus der Vergilischen Eklogen sind mehrere 'mehr oder minder äußerlich, nur um den Forderungen des *γένος* zu genügen, bukolisch umrahmt'; so ecl. 4, 'die ursprünglich natürlich nicht als Stück eines Buches von Bukolika geschrieben war', und ecl. 6. 'Dagegen ist in 10, das von vornherein für

das Buch bestimmt wurde, der Rahmen viel kunstvoller mit dem Inhalt zu einer Einheit verschmolzen' (vergl. JB. 1910 S. 177).

4) **Max Siebourg, Horaz und die Rhetorik.** In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1910, Heft 4, S. 267 ff.

S. 275 bemerkt S. über die 16. Epode: 'Das leidenschaftliche Gedicht des H. mit seinem prachtvollen Pathos mag dem Maecenas und seinem Kreise wegen seiner politischen Tendenz und seiner sicherlich mächtigen Wirkung unangenehm genug gewesen sein. Drum antwortet V., gleichsam die Rolle des Camillus übernehmend, mit seiner 4. Ecloge: Was wollt ihr auswandern? Was ihr draußen sucht, wird euch jetzt Italien bieten; hier bricht jetzt wieder die goldne Zeit an. Gleich sein erster Vers braucht mit voller Absichtlichkeit an gleicher Versstelle dieselben Worte mutatis mutandis wie Horaz: Ultima Cumaei venit iam carminis aetas antwortet auf das Altera iam teritur bellis civilibus aetas, was trotz aller Parallelenjagd bisher noch nicht erkannt worden ist'.

Ich meine, wer in diesem Verse des V. einen beabsichtigten Parallelismus sieht, sollte lieber nicht andere als Parallelenjäger kennzeichnen; und um das Verständnis der 4. Ecl. zu fördern, bedarf es genauerer Lektüre, als hier bewiesen wird. Vergl. JB. 1909 S. 136.

5) **Georg Ihm, Die Art der Abhängigkeit Vergils von Theokrit.** In den Atti e memorie della R. Accademia Virgiliana di Mantova, nuova serie II 1 S. 8—34. Mantova 1909.

G. Ihm, der sich wiederholt als Vergilforscher betätigt hat (s. JB. 1905 S. 133), hat im Gegensatz zu Paul Jahns ersten beiden Programmen (1897/98) für die Eclogen 3. 2. 8 zu zeigen unternommen, wie V. Selbständigkeit, Eigenart und Geschicklichkeit in der Verwertung fremder Motive nicht vermissen läßt. Es handelt sich, wie er zum Schluß sagt, bei diesen Anlehnungen meist um ein geistreiches literarisches Spiel; anstatt Vergil an seinen Vorbildern zu messen, solle man lieber immer mehr in seine Eigenart einzudringen suchen und seine Werke so auf sich einwirken lassen, wie er es selbst von seinen Zeitgenossen wünschte. Dies letzte ist mir aus der Seele gesprochen; ich habe im vorigen JB. S. 152 ff. versucht, die Komposition auch dieser Dichtungen, wie sie vor uns liegen, ohne Rückblick auf die Quellen, zu erfassen und darzustellen.

Eine Abschrift dieser noch nicht edierten Bemerkungen, die nicht völlig druckfertig gewesen zu sein scheint, hat der Verf. kurz vor seinem Tode der Accademia Virgiliana eingereicht. Diese leitet die Publikation, mit der sie wohl einen letzten Wunsch erfüllt, ein durch einen Bericht von P. Rasi, der vor allem die Absicht des

Verfassers anerkennt, darzutun, daß V. als Bukoliker 'pur imitando dal suo esemplare, non è per questo un plagiario o uno scrittorello appartenente all' *imitatorum servum pecus*, ma un artista nel vero senso della parola, che sa prendere il suo bene dove lo trova, plasmandolo e modificandolo, con arte cosciente, da maestro e facendolo passare attraverso la sua anima di poeta e così presentandolo come suo'.

6) N. Vulić, Zur Aeneis I 109 f. In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1911, Nr. 7, Sp. 220—23.

Die Argumente für die Meinung, V. 109 sei nicht vergilisch, sind widerleglich. Die Parenthese ist nötig; *latentia* aber ist so zu erklären, daß die Klippen nur während des Sturmes verborgen waren, gewöhnlich aber sichtbar sind.

7) Theophanes Kakridis, Didonis insomnia. Im Hermes 1910 S. 463—5.

Gegen die übliche Erklärung von Aen. IV 9 (Didonem somniasse manes Sychaei monere se, ne ullam cum Aenea societatem haberet) werden Bedenken erhoben. Im Anschluß an Apollonius' Darstellung der Medea meine Vergil 'D. somniasse se Aeneae nubere'.

8) Ericus Penquitt, De Didonis Vergilianae exitu. Diss. inaug. Regimonti, ex officina Hartungiana. 1910.

P. interpretiert Aen. IV 296 ff. 'Vergilii artis poeticae cognoscendae causa', und zwar genauer 'ea quae ad explicandas religionem et magiam conferunt'. Besonders in der zweiten Hinsicht, z. B. zu V. 453 ff., bringt die, Richard Wünsch gewidmete, Arbeit eine lehrreiche Materialsammlung.

V. 384 (sequar atris ignibus absens) soll Dido an Feuerzauber denken von ähnlicher Art, 'qualis nobis de Meleagri exitu proditus est . . Didoni hoc loco primum in mentem incidit magia adhibita de Aenea supplicium capere'; ich finde, der Gedanke an Furienfackeln liegt näher und paßt besser. — Über meinen ausführlichen Versuch, V. 436 zu erklären ('Studien' S. 214—7), berichtet P. S. 25 ganz ungenau (als ob ich *morte* übersehen hätte, dessen Beziehung zu *cumulatam* ich S. 217 mit deutlichen Worten bezeichnet habe) und glaubt so meine Erörterung in zwei Zeilen abtun zu können; darin, daß hier noch nicht an Selbstmord gedacht sein kann, stimmt er mit meinen Darlegungen überein. — V. 517 behält P., der Ribbecks Umstellung von V. 486 mit Recht verwirft, *molam* mit der Bemerkung: 'cum v. 516 non finitus sit, verisimile est Vergilium, si illum versum explevisset, *spargens* ibi additurum fuisse'. Das ist unannehmbar, da der Satz mit *ipsa* beginnen muß (vergl. 'Studien' S. 129 f.); die richtige Erklärung bietet Ladewig-Deuticke.[12].

Die Sprache ist für einen mit dem modernen Schullateinisch vertrauten Leser durchweg verständlich, doch nicht frei von überraschenden Eigenheiten: S. 8 'quartam editionem, quam curavit Nettleship, praesto mihi non erat'; S. 10 'Dido, cum Fama sibi iam nuntiasset, quid ille in animo haberet, per urbem advolans Aenean adloquitur'; S. 37 'cum eorum v. d. sententiam comprobo, qua re V. huc deductus sit, explicare conabor'; S. 38 'de sopore p. illic apte, nostro autem loco non cum ratione loquitur'; S. 58 'serius est, quam ut illius naves assequi possit'; S. 68 'comperit Aeneam avecturum esse'.

9) H. Draheim, Der Schild des Aeneas. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1910, Nr. 13, Sp. 359—365.

Dr. will Lessing gegenüber Vergil rechtfertigen, der in der Anlage der Beschreibung und in der Wahl der Bilder zum Vorteil seiner Dichtung von Homer abgewichen ist. Meines Erachtens ist diese Frage schon längst durch Th. Plüß so gut wie erledigt (vergl. Lad.-Deut.[9] S. 90 f. 281), Dr., der auf seine Vorgänger keinen Bezug nimmt und sie nicht zu kennen scheint, bringt, soviel ich sehe, nichts Neues bei. Nachdem er dann unter Hinweis auf einen Schild von der Trajanssäule in *in summo*, *hinc procul*, *haec inter* V. 652. 666. 671 die deutliche Angabe einer Dreiteilung gefunden hat (aber weder steht *in summo* in V. 630, noch ist *hinc* auf V. 630—666 zu beziehen, noch ist mit *haec* V. 630—670 gemeint), kommt er 'zu den einzelnen Bildern, deren Anordnung einige Herausgeber durch Umstellung der Verse haben verbessern wollen ... Der Dichter brauchte doch wahrlich nicht die Geschichtstabellen zur Richtschnur zu nehmen! Also folge ich der handschriftlichen Überlieferung'. Das ist gewiß richtig; aber es ist nichts Besonderes: meines Wissens gibt es auch nicht einen einzigen Herausgeber, der das will oder gewollt hat (denn die unrichtige Umstellung des V. 654 hat mit der Anordnung nichts zu tun). Bei der Gruppierung der Bilder, die Dr. vornimmt, wird wieder einmal das *et* von V. 630 nicht beachtet, und das Bild V. 663—6 wird trotz des *hic* (mit dem Dr. nicht einen neuen Teil anheben läßt) mit dem von V. 639—41 in Verbindung gesetzt; auffällig ist, daß von Octavian S. 363 ausdrücklich gesagt wird 'er stand auf dem Lande', während V. 680 sagt: stans celsa in puppi. — Zum Schluß bemerkt Dr. richtig, daß Schild und Heldenschau sich ergänzen; vergl. Heinze[2] S. 392 f. 431.

---

## II. Ausgaben. Überlieferung. Sprachliches.

10) Vergils Äneis. Für den Schulgebrauch in verkürzter Form herausgegeben von Joseph Werra. 6. Auflage. geb. 1,15 ℳ. — Kommentar von Hermann Wiedel. 4. Auflage. kart. 1,70 ℳ. Münster i. W. 1910. 1908, Aschendorff.

Eine vollständige Aeneis in guter Ausstattung läßt sich für M. 1,30 auf den Markt bringen, wie die beiden Teubnerianae beweisen. In Aschendorffs 'Vergils Aeneis' (ich weiß nicht, ob solche Fragmentensammlung noch Anrecht auf diese Aufschrift hat) fehlen 4800 Zeilen des Dichters, nicht viel weniger als die Hälfte des Ganzen. Auch die ausführliche Einleitung (S. V—XVI) rechtfertigt den geringen Preisunterschied nicht; denn sie beruht nicht auf selbständiger Arbeit und bedarf sachlich und sprachlich verbessernder und berichtigender Durchsicht. So S. VI 'mathematische und medizinische Studien vervollständigten seine vielseitige Bildung'; 'jedenfalls lebte er schon wieder eine Zeitlang zu Andes'; 'auf den Rat seiner Freunde ließ er sich daher in Rom nieder'; Octavian entschädigte ihn vielleicht 'mit dem Landgute, das der Dichter bei Nola besaß'; S. VIII bei der Vorlesung von Aen. VI wurde 'die tieferschütterte Mutter des Kaisers, Octavia, von Schluchzen überwältigt' (bei Ribbeck, dessen Worte übernommen werden, steht selbstverständlich 'des Kaisers' nicht); 'des Herrschers Wunsch war dem Dichter Befehl'; S. IX 'V. und T., den Herausgebern seiner Werke' (nach Ribbeck; die beiden Plurale sind unrichtig); 'mit welcher Bewunderung das Volk gegen den Dichter erfüllt war'; wenn V. sich in Rom sehen ließ, folgte man 'seinen Spuren' (nach R.; aber was soll V. 'auf der Straße' für Spuren gemacht oder hinterlassen haben?); S. X 'denen die dichterische Größe Vergils ein Dorn im Auge war'; 'die Korrektheit und Eleganz in Komposition, Sprache und Versbau waren es besonders'; 'für den Schulgebrauch' und die 'verkürzte Form' ist entbehrlich S. XI der Hinweis auf 'Unebenheiten und Unvollkommenheiten; eine Reihe von Vergeßlichkeiten und vollständigen Widersprüchen entgehen dem aufmerksamen Leser nicht'; inwiefern es als 'eine Ironie des Schicksals erscheint' (S. XIII), daß Ae. in Latium zunächst freundlich aufgenommen wird, ist mir nicht klar; S. XIV 'am folgenden Morgen wird mit erneuerter Wut der Sturm auf das feste Lager wiederholt und tapfer und blutig auf beiden Seiten gekämpft' (also: der Sturm wird blutig gekämpft); 'den tapferen Freund zu rächen, räumt Ae. furchtbar auf in den Reihen'; S. XV der Greis stürzt sich 'in den verzweiflungsvollen Kampf.'

Bezeichnend für Art und Zweck der Textverkürzung scheint mir zu sein, daß im 4. Buche von Vergils 700 Versen in runder Zahl Werras Aeneis 300 darbietet. Das geht so zu. V. 1—5 werden mit 74—89 unmittelbar verbunden (das exponierende Ge-

spräch Didos mit Anna ist unterdrückt): über V. 90—221 wird in fünf Zeilen referiert, nach denen es 'zu einem Liebesbündnisse kommt' (mit der, zum Verständnis der Tragödie freilich unentbehrlichen, Vereinigung der Liebenden muß auch der prächtige Aufbruch zur Jagd in der Versenkung verschwinden); es folgt im Text V. 222—278 (wobei V. 222 des Dichters Wortlaut in 'is sic Mercurium alloquitur' verballhornt wird); dann 279—392 mit Verstümmelung der ersten Rede Didos um die rührenden und charakteristischen Schlußworte V. 320—330 (in denen ja freilich 'exstinctus pudor' und 'suscepta suboles' vorkommen); über V. 393—583 wird in sechs Zeilen referiert, nach denen Dido 'getäuscht und gekränkt' ist (die Seelenängste und das nächtliche Ringen V. 450—73. 522—53, wodurch auch dem Leser der Tod als einzige Lösung erscheint, fallen mit fort); schließlich folgen V. 584—706, in denen nun freilich die liebevoll teilnehmende Schwester etwas unvermittelt auftritt.

Ich glaube, gegen eine solche Vergewaltigung eines klassischen Kunstwerks kann man im Interesse des Namens des Dichters und im Interesse des guten Geschmacks nicht laut genug protestieren. Andere sind anderer Ansicht, wie die sechste Auflage dieser Ausgabe und die ähnlichen Ausgaben anderer Verlagsanstalten zu erweisen scheinen. Ich sage: scheinen; denn ich kann mir nicht denken, daß der Wahl und Empfehlung solcher Torsi immer ein sachkundiges und selbständiges Urteil zu Grunde liegt. Vielmehr möchte ich glauben, daß hier ein Mißverständnis der Lehrpläne in Betracht kommt. Wenn sie (S. 27) den Ausdruck gebrauchen 'Vergils Äneide in einer Auswahl', so wollen sie nach meiner Überzeugung nur das Recht und die Pflicht der Lehrer feststellen, bei der notwendigen Beschränkung dieser Lektüre doch abgeschlossene Bilder zu bieten und einen Überblick über das Ganze zu geben: es ist sicherlich nicht ihre Absicht gewesen, den wenig fruchtbaren Wettstreit in der Herstellung verkürzter Texte der Aeneis anzufachen. Denn es gibt unter der Gymnasiallektüre wohl wenig Werke, bei denen, wer aus ihren Gliedern Stücke herausschneidet, so in Gefahr gerät, feine Fasern zu verletzen, mit denen der Dichter seinen Text durchzogen hat; und es gibt sicher wenige, bei denen es so unnötig ist, sie in usum Delphini zu verschneiden. Wozu also die Scheere des modernen Redakteurs? Gewiß liest man in der Klasse nicht das ganze Werk; aber das tut man ja bei Homer und bei Horaz auch nicht. Eine Ausgabe, der an der Stirn steht, daß sie für den Schülerstandpunkt zurechtgemacht ist, wandert nach beendeter Klassenlektüre zum Althändler; einen Klassiker reiht der eine oder andere Jüngling — auch wenn er zunächst genug von ihm genossen zu haben vermeint — schon eher seiner Bibliothek ein und nimmt, wenn er später seinen Ekkehard wiederfindet oder auf Dante kommt, vielleicht doch noch einmal seinen alten Vergil wieder vor.

So ist dringend zu wünschen, daß die Herausgeber und die Verleger lieber darnach streben möchten, schöne, zweckmäßige und preiswürdige Ausgaben des ganzen Dichtertextes herzustellen, an denen wir noch nicht Überfluß haben. Auf ihre Eigentümlichkeiten in der Empfehlung zur Klassenlektüre und auf ihre bisherigen Absatzgebiete brauchen sie darum durchaus nicht zu verzichten. Denn während unvollständige Texte prinzipiell abzulehnen sind, können unvollständige Kommentare zu angemessenen Preisen nützlich und empfehlenswert sein; und es geht sehr gut an, daß einem ganzen Texte ein Teilkommentar sich angliedert, der die gelesensten Bücher allerdings ganz und von den übrigen eine nicht zu knapp bemessene Auswahl behandeln müßte [1]).

Damit kommen wir zu dem zweiten Teil der vorliegenden Publikation, der in einem wohltuenden Gegensatz zum ersten Teil steht. Wiedels Kommentar (209 Seiten) ist die gründliche und sorgfältige Arbeit eines verständnisvollen und feinsinnigen Vergilerklärers und erfahrenen Lehrers. Sein Kommentar vermeidet es, dem Unterricht vorzugreifen, dem die sachliche und ästhetische Erklärung sowie die endgültige Ausfeilung der Übersetzung verbleibt; er soll nur dem Schüler die Möglichkeit gewähren, ohne andere Unterstützung als die seines Wörterbuches (vergl. Sp. 833—835 des in der Anm. angeführten Aufsatzes) sich zu Hause 'so vorzubereiten, daß er dabei zu einem ihn selbst befriedigenden Ergebnis gelangt': eine glückliche Formulierung eines nicht zu unterschätzenden Erfordernisses! In dem oben angedeuteten Sinne ausgebaut und ausgedehnt (womit eine erhebliche Preissteigerung nicht verbunden sein dürfte!), wird Wiedels Arbeit ein vortreffliches Hilfsmittel bilden; gegenwärtig ist die Verwendbarkeit in der Schule leider durch den Anschluß an Werras persönliche Verszählung beeinträchtigt, doch seien die Kollegen darauf hingewiesen, daß sie bei ihrer Vorbereitung hier manchen treffenden und zweckmäßigen Hinweis finden werden.

Zum Schluß noch einige Änderungsvorschläge für die nächste Auflage. IV 77 verbindet Wiedel *eadem* mit *convivia*; ebenso Fairclough-Brown (JB. 1909 S. 138): '*that same banquet*, i. e one like that which made such an impression on her'. Aber als Nom. bezeichnen es ausdrücklich Brosin und Deuticke 1895[2]); und da auch Wiedel selbst schwerlich diese Beziehung für unmöglich und geradezu falsch erklären wird, da jedenfalls der Schüler so oder so zu vorläufig genügendem Verständnis der Aussage kommen kann, so sehen wir hier ein gutes Beispiel für die Fälle, wo nach meiner Ansicht (s. Wochenschr.

---

[1]) Was ein solcher Kommentar enthalten müßte und wie er nach meinen Erfahrungen zweckmäßig einzurichten wäre, habe ich in der Wochenschrift für klassische Philologie 1908 Sp. 825 ff. auseinandergesetzt.

[2]) So bezeichne ich seine für den Schulgebrauch gekürzte Ausgabe.



1908 Sp. 835 ff.) der Kommentator aus Rücksicht auf den unterrichtenden Lehrer Entsagung üben sollte. Mir scheint die Auffassung als Nom. natürlicher zu sein und näher zu liegen; sie hat guten Sinn. Denn mit 'convivia quaerit' handelt dieselbe Person anders als in der vorher geschilderten Befangenheit und Zurückhaltung. — IV 309 bedeutet 'moliri classem' nicht einfach 'zur Abfahrt rüsten' (Wiedel) noch auch 'bauen' (Deuticke), sondern 'mit aller Kraft in stand setzen' (operose armas: Brosin), was mit den umrahmenden Worten 'hiberno sidere' ebenso in Widerstreit stehen soll wie im folgenden V. *properas* mit *mediis aquilonibus*. — IV 333 f. gibt W. (ähnlich Deuticke und andere, nach denen *plurima* als Acc. der Beziehung 'in den Relativsatz gezogen' sein soll) folgendes an: 'Konstr.: ego nunquam negabo, regina, te plurima (de me) promeritam esse, quae fando enumerare vales'. Nach meiner Meinung wird durch den Gewaltstreich jener Translokation nur erreicht, daß der verbleibende Relativsatz absurd wird und sein gewähltes *vales* alle Bedeutung verliert; sprachlich und inhaltlich besser ist die Auffassung des guten alten Serv. Dan.: quantacumque enumerare potueris in me tuo beneficio conlata, eorum tibi debere gratiam non repugno. Also *plurima* ist Bestimmung zu *quae*: was du im Höchstfalle = soviel du auch (mit aller Kraft) aufzuzählen vermagst, (alles) erkenne ich als dein Verdienst (um mich) an. Aeneas, im Inneren getroffen durch den stillen Vorwurf der Beschwörung 'si bene quid de te merui fuit aut tibi quicquam dulce meum' (V. 317), spricht äußerlich ruhig und mit höflicher Ergebenheit, aber infolge seiner inneren Unruhe und Unbehaglichkeit mit unschöner Insinuation, als ob Dido nicht nur gesonnen sei, ihm ihre Wohltaten herzuzählen, sondern auch Kraft anwenden wollte, recht viel aufzuzählen. — IV 338 bedeutet 'ne finge' nicht 'das bilde dir nicht ein' (so W. und A. Lange, als ob *opinari* gebraucht wäre), sondern: suche nicht es fälschlich so darzustellen. — IV 369 ist *fletu* (ingemuit) nicht Dativ, trotz Deutickes Hinweis auf georg. I 45 (depresso incipiat taurus aratro ingemere). Dort kann V., weil er vornehmlich an den arator deprimens denkt (wie das vorangehende *depresso* zeigt), in Anlehnung an Lucret. V 209 (vis humana consueta bidenti ingemere et terram pressis proscindere aratris; vergl. Tac. Germ. 46: ingemere agris) auf den mitarbeitenden Ackerstier übertragen, was eigentlich nur vom agricola aratro deprimendo incumbens zu sagen ist; aber hier ist die Handlung *fletus* nur als Umstand des *ingemiscere* vorstellbar, nicht als Objekt. — IV 383 kann in der Verbindung 'nomine Dido vocaturum' nicht zweifelhaft sein, daß der Name Objekt ist; zur Form vergl. Aen. VII 324 (luctificam Allecto), zur Konstruktion georg. IV 525. 527 und ecl. 1, 5. Allerdings bemerkt Lad.-Deut.[12]: 'möglich wäre freilich auch ein Vokativ'; aber die von ihm zitierten Stellen stimmen mit unserer Verbindung gar nicht überein und beweisen

für sie nichts: denn ecl. 6, 44 ist durch die verklingende Verdoppelung 'Hyla Hyla' und Prop. I 18, 31 ist durch 'resonent mihi' klar, daß das Echo sozusagen in direkter Rede wiedergegeben werden soll. Übrigens wäre, selbst wenn man an unserer Stelle zweifeln dürfte, Wiedels Angabe 'Vokativ' für die Präparation entbehrlich und, um nicht der Entscheidung im Unterricht vorzugreifen, besser zu streichen. — IV 586 schlägt W. (ähnlich A. Lange) als Übersetzung von *e speculis* vor 'von ihres Daches Zinnen', als wenn sie die Nacht auf dem Dache zugebracht hätte; Besseres bieten Brosin und Deuticke 1895. — S. 97 Z. 13 schreibe *defunctus*. — VI 363 heißt *credere* (me ferre) wohl nicht 'ahnen', sondern, wie gewöhnlich, '(daran) glauben'. — VI 474 kann mit *curis* nicht 'Gram' bezeichnet sein (vergl. 'Studien' S. 39—41). — VI 588 ist 'mediae Elidis urbs' nicht Olympia. — In beiden Teilen bedarf 'Thrazien' und 'der Styx' der Änderung.

11) Remigio Sabbadini, Zur Überlieferungsgeschichte des Codex Mediceus (M) des Vergilius. Im Rheinischen Museum 1910 S. 475—480.

S. faßt die Ergebnisse seiner Untersuchung selbst so zusammen: Der Codex wurde um 1470 aus dem Benedictinerkloster von Bobbio in die Pauluskirche nach Rom gebracht; in den Jahren 1500—1507 hatte er sicher seinen Platz in der Vaticana, wohin er nach 1484 einging und woher er vor 1521 ausging. Er wurde vermutlich entwendet.

12) M. N. Wetmore, Index verborum Vergilianus. New Haven 1911, Yale University Press. (London, H. Frowde; Oxford, University Press). 554 S. gr. 8. geb. 4,27 $ mit Postporto.

13) H. Merguet, Lexikon zu Vergilius mit Angabe sämtlicher Stellen. Lieferung 1—5, 400 S. gr. 8. Leipzig-R. 1909. 1910, Kommissions-verlag von Richard Schmidt. geh. je 5 M. — Vergl. E. Kalinka, Berl. Phil. Wochenschr. 1910 Sp. 1039 f. (nicht ohne Mängel, doch dankenswert).

Wetmores Doktorthesis ist im JB. 1908 S. 192 nur kurz erwähnt; ich möchte darum bei der Gelegenheit nachtragen, daß sie interessante und beachtenswerte, wenn auch nicht abschließende, Erörterungen über lexikographische Methode enthält und durch Beispiele veranschaulicht.

W. kündigte damals (Nov. 1904), indem er *a* (*ab*), *amnis*, *flumen*, *rivus*, *gramen*, *herba*, *gratus*, *scindere*, *videre* als Probestücke vorlegte, ein Vergillexikon an nach einem so großartig angelegten Plane, daß man an der Ausführbarkeit hätte zweifeln dürfen, wenn es sich nicht um ein Unternehmen amerikanischer Energie und amerikanischer Hilfsmittel gehandelt hätte. Man durfte eine 'allseitige, gründliche und übersichtliche Verarbeitung'

des Stoffes erwarten. W. nahm in Aussicht, dieses Lexikon vollständig in 5 Jahren erscheinen zu lassen.

Im Mai 1909, als ein großer Teil des Manuskriptes druckfertig war, überraschte ihn die Ankündigung, daß demnächst ein Lexikon von M. erscheine (die 1. Lieferung desselben ist nicht vor Oktober 1909 ausgegeben). Er entschloß sich 'to abandon the cherished plan and to issue this index instead'; sein Vorwort ist vom Nov. 1910.

Unter diesen Umständen kann man W. nachfühlen, daß ihm die Entsagung schwer fiel, und kann es verstehen, daß er sich nicht um allen Erfolg seiner Mühe bringen lassen mochte durch solch blindes Spiel des Zufalls: in einem Zeitraum von 120 Jahren (seit 1789, wo A. W. Schlegels Arbeit im Tomus IV der 2. Ausgabe Heynes erschien) war niemand auf solchen Gedanken gekommen, und dieser Gedanke lag auch nicht in der Luft, wie man sagt, eignet sich doch der dominierende Text von Ribbeck schlecht genug dazu, die Grundlage eines säkularen Werkes zu bilden. Ob man aber vom sachlichen Standpunkt die Änderung auch bedauern muß, ist mir doch fraglich. Die von W. geplante Anordnung war nicht einwandfrei; jenes Werk hätte sich wegen seines Umfangs und entsprechenden Preises schwerlich über die öffentlichen Bibliotheken hinaus verbreitet. Statt dessen verdanken wir W. jetzt ein handliches und preiswertes, auf starkem Papier mit musterhaft klaren und großen Typen gedrucktes, übersichtliches und zuverlässiges Stellenverzeichnis aller Worte und Wortformen im Vergil und der Appendix (Culex, Ciris, Copa, Mor., Catal. und zwar Priap. wie Epigr., Dirae und Lydia). Zu Grunde gelegt ist (leider!) Ribbecks zweite Ausgabe 'in usum scholarum', zum Glück ohne Rücksicht auf seine kritischen Sterne und Klammern; dagegen werden die Varianten folgender Ausgaben berücksichtigt: Ribbeck[2] 1894, Lad.-Deut., Conington, Thilo, Benoist, Gossrau und für die App. Ellis sowie Leos Culex. Handschriftliche Abweichungen von der Grundlage werden aufgenommen, wenn sie in einer dieser Ausgaben stehen; im übrigen werden bedeutende Varianten der Handschriften und Ausgaben in Klammern angemerkt, während auf weniger wichtige durch ein beigesetztes Kreuz aufmerksam gemacht wird.

Ich habe ein beliebiges Wort, das 61 mal vorkommt, bei Schlegel (der die zusammenhängenden Worte mit angibt, dadurch aber die Übersichtlichkeit vermindert) und bei W. verglichen mit dem Ergebnis: abgesehen von einem Druckfehler in der Buchzahl und dreimaliger Einreihung von doppelsinnigen Formen an unrechtem Orte fehlten bei Sch. zwei Stellen (aus buc. und georg.) ganz. Um die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit Wetmores zu prüfen, habe ich weiter zahlreiche Stichproben gemacht, die auch Worte wie *tu*, *ad*, *que* und Varianten der Überlieferung betrafen: aber ich habe weder eine Lücke noch einen Fehler in den An

gaben oder der Anordnung entdeckt und weiß schlechterdings nichts zu monieren außer *repulit* S. 421. Zu wünschen wäre, besonders wegen der über mehr als 2 Seiten sich erstreckenden Artikel, daß über ihnen die behandelten Worte ständen statt des 554 mal wiederholten Titels 'Index verborum Vergilianus'.

Nicht uninteressant ist es, von den Stellensummen, die W. regelmäßig angibt, einige Zahlen herauszuheben und zu vergleichen. Sie sind für *que* 4168 (= 15 Spalten!), für *et* 3159; für *non* 540, für *haut* 123; wir finden *Aeneas* 238, *pius* 47, *magnus* 400, *arma* 299, *deus* 249, *in* 1158, *a* und *ab* im ganzen 288 mal. Während *audio* nur 78 mal steht, begegnet *video* 303 mal; 171 Stellen zeigt *facio*, 311 *fero*, 384 *do*: damit verglichen überrascht die verhältnismäßig kleine Zahl 766 für *sum* (vergl. JB. 1910 S. 189 ff.).

Schließlich sei erwähnt, daß W. im Vorwort neben den Professoren E. P. Morris und H. Oertel besonders auch einer Dame dankt, May Alice Allen, Ph. D.: to her brilliancy, scholarship and untiring industry are due many of the book's best features and much of its accuracy.

Merguet führt alle Beispiele in dem zum Verständnis der Stellen erforderlichen Zusammenhange an, nötigenfalls mit eingeklammerten Ergänzungen, welche die Beziehung angeben und den Sinn, soweit das nur möglich ist, auch ohne Einblick in den Text erkennen lassen. Den Wortlaut entnimmt er leider ebenfalls der zweiten Textausgabe Ribbecks; ja er folgt dessen kritischen Hypothesen, indem er die von ihm ausgeschiedenen Verse mit Fragezeichen, die von ihm für spätere Zusätze erklärten mit Sternchen versieht. Zwar werden 'abweichende Lesarten anderer Ausgaben' hinzugefügt (welcher Ausgaben, erfährt man nicht), doch werden abweichende Zeugnisse der Handschriften gar nicht vermerkt. Von der Appendix sind aufgenommen Culex, Ciris, Catal. (ohne Priap.), Copa und Mor.

Das Buch soll in 7—8 vierteljährlich ausgegebenen Heften von je 10 Bogen erscheinen. Die vorliegenden Hefte reichen bis *maneo*; darnach ist zu vermuten, daß es 9 Hefte werden, wenn nicht noch etwas mehr. Der Druck ist, wie natürlich, etwas klein, doch sehr klar; nur müßten in umfangreichen Artikeln die Nummern der Abteilungen viel deutlicher hervortreten. Bei sehr zahlreichen Stichproben auf Grund des Textes und ebenso bei ausgedehnten Vergleichen mit Wetmore erwies sich mir auch Merguets Material als lückenlos und seine Stellenzahlen als fehlerlos. Einen Druckfehler darin hat Kalinka bemerkt (VIII 531 statt VII 531 auf S. 53 b Z. 10); aber auch dieser ist insofern ungefährlich, als der Benutzer durch Nachschlagen des in der Stelle genannten Namens *Almo* sich leicht zurechtfinden kann. Offenbar ist auf diesen wichtigsten Teil der ungeheuren Arbeit die größte menschenmögliche Sorgfalt verwendet worden. Ich betone das ganz besonders, damit ja niemand an der Zuverlässig-

keit der Arbeit irre wird, wenn er in anderen, unwichtigen Teilen Druckfehler nicht ganz selten findet. So ist in der ersten Lieferung zu verbessern S. 13 *leones* und *excutiens*; 17 (und 149) *attollens*; 23 *pius* und *tum senior*; 24 *liparische*; 25 *metitur*; 26 *novos*; 33 *emissa*; 37 *Alexim*; 47 *serta*; 51 *ecquid*; 54 *supplex*; 60 (und 147) *crescent*.

M. bietet nun aber den Sprachstoff unseres Dichters in derselben 'syntaktisch-phraseologischen' Anordnung, welche er in seinen früheren, die klassische Prosa behandelnden Wörterbüchern befolgt hat. So kann, wer das etwa tun will, den Sprachgebrauch Vergils bequem mit dem Caesars und Ciceros vergleichen; aber das ist auch das einzige, was ich zu Gunsten dieses Verfahrens anzuführen weiß. Ob dasselbe bei jenen Autoren sich bewährt hat, kann hier dahingestellt bleiben; für Vergil ist nach meinem Urteil die unsagbare Mühe, die M. auf die Klassifikation der Stellen verwandt hat, wenig fruchtbar geworden. Hier ist wirklich, um Worte Kalinkas (in der Rez. von Wetmores Diss.: Berl. Phil. Wochenschr. 1907 Sp. 1612) zu gebrauchen, ein starres Schema äußerlich aufgezwängt. Zwar die positive Grundforderung desselben Gelehrten, daß 'die Einteilung der Natur des Artikels angepaßt sein, aus den Gebrauchsweisen des einzelnen Wortes sich gewissermaßen von selbst aufdrängen' soll — eine Forderung, die an einen allgemeinen Thesaurus selbstverständlich zu stellen und auch bei einem einzelnen Autor, wenn seine Schriften vielseitig und umfangreich sind, mehr oder weniger gut zu erfüllen ist —, möchte ich für V. nicht allgemein geltend machen. Auch ist es doch vielleicht nicht ganz billig, wenn man in einem solchen Speziallexikon prosodische und metrische Angaben sucht oder einen tieferen Einblick in die Sprache des Autors und ihre Eigentümlichkeiten vorzufinden erwartet: diesen zu gewinnen ist doch wohl Aufgabe eines besonderen Buches, einer Vergilgrammatik, die auf solchem Lexikon (vergl. das Register zu den sprachlichen Bemerkungen bei Lad.-Deut. III[9] S. 298—308) als einer grundlegenden Vorarbeit sich auferbauen und, für sich das Charakteristische heraushebend, auf die dort vorliegenden weiteren Belege verweisen kann. Aber was man von einem wissenschaftlichen Speziallexikon verlangen darf und muß, ist außer der Vollständigkeit, die hier erreicht ist, die Übersichtlichkeit, die hier zu wünschen übrig läßt. Merguets Rubriken, von denen ich unten Beispiele gebe, passen für Vergil jedenfalls wenig, und auch seine zahlreichen Hinweise auf andere Abteilungen desselben Artikels genügen bei weitem nicht. Überhaupt wird doch jeder Forscher, der solch Nachschlagewerk benutzt, auch wenn es die handschriftliche Überlieferung berücksichtigt, was M. nicht tut, und trotz der oben erwähnten Ergänzungen, die M. bietet, schließlich vor der Verwertung immer noch den Autor selbst aufschlagen und seine Kommentare heranziehen. Daher glaube ich, daß außer bei ver-

schieden konstruierten Konjunktionen und bei Präpositionen mit klar unterscheidbarer Bedeutung die einfachste und zugleich praktischste, die meisten Benutzer befriedigende Anordnung die historische wäre, d. h. nach der Reihenfolge der Abfassung, soweit sie feststeht; also für Vergil eben die Reihe, in der die schließlich doch nachzuschlagenden Stellen in den Ausgaben stehen. So würden manche der beachtenswerten Wiederholungen und Anklänge Vergils deutlicher hervortreten, so würden die doch nie ausreichenden Rückweise entbehrlich, und die Stellen brauchten nicht immer in der Ausdehnung abgedruckt zu werden, die sie bei M. oft haben, ja bei Wörtern wie *que* und *et* (bei diesem gibt auch M. zum Teil nur die Stellenzahlen, weil sich sein Verfahren offenbar nicht durchführen ließ) brauchten nur die Stellen genannt zu werden; und der so ersparte Raum würde zweckmäßig zu bezifferten Angaben über das Vorkommen von Formen oder Konstruktionen sowie zu Verweisen auf Komposita und Synonyma verwendet werden können. Ich würde z. B. für *amnis* folgende Anordnung und Fassung vorschlagen, wobei ich hier natürlich die Stellen nicht ausschreibe:

**amnis** 61. B V 25 G I 115. 141. 203. 479 II 187. 485 III 2. 37. 428. 447. 522. 554 IV 233. 293. 319. 362. 373 A II 496 III 694 IV 164 V 634. 807 VI 318. 374. 550. 659. 671. 705 VII 465. 516. 701. 728. 792 VIII 58. 64. 71. 204. 236. 240. 473. 549. 597 IX 30. 124. 245. 469 X 199. 806 XI 298. 316. 405. 457. 562 XII 417. 524 Cu 240. 278. (281) Co 15 D 69.

*amnis* 14. *amnis* 4. *amni* 1. *amnem* 16. *amni* 6 und *amne* 2. *amnes* 11. *amnibus* 1. *amnis* 4. *amnes* 1. *amnibus* 1. Vergl. *flumen, fluvius, rivus, unda.*

Damit vergleiche ich die Anordnung bei M., welcher den Nummern hier keine Titelwörter beisetzt, indem ich jedesmal sein erstes Beispiel oder die ersten kurz andeute:

I 1 amnis abundans, fama est huc amnem egisse vias, quae (moenia) ambit amnis, dant sonitum amnes; 2 ego sum Thybris gratissimus amnis; 3 vos silvae amnesque (canemus); — II 1 amnem aspicies; 2 genus amnibus undest; 3 amni extat; 4 super amnem fugit; — III est ager mihi proximus amni; — IV 1 amnis accola Volturni, Aristaeus ad caput adstitit amnis; 2 concursus ad amnem; — V 1 cingitur amni; 2 in luco catervae consedere avium piscosove amne. — Ich bezweifle, daß solche Verteilung bei einem Begriff wie *amnis* Zweck und Sinn hat, und halte die Trennung von 'fugere super' und 'considere in' für syntaktisch unrichtig. Um Merguets Absicht verständlich zu machen, füge ich seine Einteilung von *Aeneas* hinzu, bei der er Titelwörter angibt: I Absolut: 1 Aeneas abest; 2 sum Aeneas; 3 Aenea; — II nach [!] Verben: 1 Aenean acciri, accipit Aenean; 2 Aeneae miseretque pudetque; 3 Aeneae se addiderat socium, haec Aeneae miranda videntur; 4 munera vertite ad Aenean; — III nach [!]

Substantiven: Aeneae amore; — IV Umstand [!]: vincor ab Aenea. — Wieso steht dieses 'ab Aenea' nicht 'nach' einem Verbum? Wieso ist bei II 4 jenes 'ad Aenean' nicht auch ein örtlicher 'Umstand'? Sehen wir nach, wie dieses 'vincor ab Aenea' bei *ab* untergebracht ist, um dabei Merguets Verfahren mit einer Präposition zu beobachten, bei welcher eine 'logische' Anordnung nach dem vom Zusammenhang bedingten Sinn durchführbar erscheint. Wir finden S. 1—3 für *a*, *ab* folgende Teilung:

I nach Verben: a me illos *ab*ducere (usw. nach dem Alphabet bis 'gurgite ab alto *urg*ueri volucrum nubem'; unter dieser Rubrik — vergl. III! — stehen bei *sum* die Stellen 'esset par aetas et idem si robur ab annis' und 'cui genus a proavis ingens clarumque paternae nomen erat virtutis'); — II nach Adjektiven und Adverbien: alter ab illo (unter derselben Rubrik stehen: devexus ab, fessus ab, portus ab accessu ventorum immotus, inde a, procul a, recens a, torrida ab igni, tristis ab eventu); — III nach Substantiven: Troiano a sanguine clarus Acestes (hier steht — vergl. I — 'futurae stirpis ab Ascanio'; ferner hier — vergl. VI! — die Stellen 'a Iove (te) principium'); — IV zum ganzen Satz gehörige Bestimmungen: 1. Raum: adytis anguis ab imis gyros traxit (vergl. die Stelle mit *urgueri* unter I); — 2 Zeit, Reihenfolge: primis huc misit ab annis (hier stehen die Stellen 'morbi corripiunt cunctam ab origine gentem' und 'durum a stirpe genus natos ad flumina deferimus': vergl. II); — 3 Weise, Beziehung [!]: haec nostris spectentur ab annis, ab integro nascitur ordo; — V logisches Subjekt beim Passiv: vincor ab Aenea (oben 'Umstand'): — VI Ellipsen, Lücke: genus a quo principe nostrum (hier steht 'et mi genus ab Iove summo': vergl. III). — Diese Ordnung ist weder logisch noch formal, auch nicht syntaktisch-phraseologisch; es ist, mit einem Worte geradeheraus gesagt, Unordnung: man vergleiche, um vom Thesaurus abzusehen, nur z. B. den entsprechenden Artikel im Schulwörterbuch von Stowasser.

Bei umfangreichen Verben pflegen die Titelwörter der Hauptteile zu lauten: absolut, mit Ergänzung, mit einfachem Objekt, mit Objekt und Zusatz. Lege ich dies Schema zu Grunde, so scheinen mir im Artikel *accendo* unter II die Ziffern 1—3 vor *his*, *medios cum* und *quos* (*viros*) zu fehlen. Bei *adsum* fehlt jedenfalls am Anfang das Zeichen I; aber die Anordnung der darunter gehörigen, 60 Zeilen füllenden Stellen zu verstehen, die anscheinend beabsichtigte Untereinteilung festzustellen und die Aufführung von georg. I 18 auch unter I zu begreifen, habe ich mich vergebens bemüht. — Unter *arma* S. 65 sollte das Titelwort für II 1 nicht 'Accusativ' sein, da 'sumptis armis' und ähnliches darunter steht. — S. 167 wird Delia ecl. 3,67 ohne weiteres als 'Mädchenname' bezeichnet, aber diese Auffassung ist gar nicht sicher (s. JB. 1910

S. 156); die letzte Zeile dieses Artikels scheint mir auch nicht ganz in Ordnung zu sein.

Die Mängel, die wir nicht verschweigen durften, berühren das nicht, was an solcher Arbeit das Allerwichtigste ist: die Vollständigkeit des Materials. Daß M. die Stellen ausschreibt, wird manchem als ein bedeutender Vorzug erscheinen; und dieser Vorzug wird durch seine Anordnungsprinzipien zwar beeinträchtigt, aber doch nicht aufgehoben.

## III. Appendix Vergiliana.

14) Th. Birt, Nachträgliches zu Vergils Catalepton. Im Rheinischen Museum 1910 S. 345—351.

Im Catal. IX 35 bedeutet *raptus* nicht die Entführung, sondern das *stuprum*; in diesem Sinn ist auch *rapere* und *raptor* gebraucht worden. Zu catal. XII weist B. auf Herodas 1, 25 hin (*πέπωκεν ἐκ καινῆς*); er möchte jetzt 'ansetzen, daß Atilius Töpfer war und als solcher *hirneae* herstellte. Denn dann war er im eigentlichsten Sinne ihr Vater'; das ganze Gedicht sei ein Töpferwitz: 'der Berufsneid spielt mit hinein: ein Töpfer verhöhnt hier den anderen'. In catal. XIII verrät die Beteiligung an den Compitalien, daß Luccius niederen Standes war; das vor a. 46 (in oder nach dem Caesar jenes Fest aufhob) geschriebene Gedicht 'war actuell und denuncierte mit Namennennung'. In catal. III b 9 bedeutet nach B. *mortalia* 'das Sterben selbst oder die Entscheidung über den Tod Alexanders'. Zu catal. IX 31 wird (*animam*) *hausit* aus dem sermo castrensis hergeleitet; X 20 sind die *Lares semitales* gemeint, über die B. in demselben Heft S. 474 f. spricht. — Vgl. JB. 1910 S. 198 ff.

15) R. Ellis, Professor Birt's Edition of the Vergilian Catalepton. London 1910, H. Frowde. 17 S. 1 Shilling.

Der Vortrag, den E. im Corpus-Christi-College gehalten hat, um auf die neuen Arbeiten zur Appendix hinzuweisen, behandelt das neunte Stück, das E. übersetzt und mit einigen Anmerkungen erläutert. Da 'the whole poem illustrates the writer's abuse or repetitions', hält er V. 15 f. 'Pylium . . sed Pylium . . senem' im Sinne 'Nestor, but Nestor old' für möglich; ich wüßte das mit dem zweiten *carmina* (V. 16) nicht zu konstruieren. V. 22 empfiehlt er, wohl mit Recht, das überlieferte *divae* statt der bisher allgemein aufgenommenen Konjektur *divi*. V. 29 f. schlägt er vor: non defensa diu *mulier* certamine equorum, optabant Graiae quam sibi quaeque nurum. Ich glaube, *mulier* (für *multum*) scheitert an derselben Klippe wie Birts Auffassung *multorum* und wie Nemethys *multo*: eine Konjektur, die im Satze eigentlich nichts

sagt, überzeugt nicht. Darum würde ich das überlieferte Asyndeton *diu multum* als eine altertümelnde (vergl. Birt zu V. 44) Eigenheit lieber beibehalten. Das dadurch bestimmte und durch 'certamine equorum' erklärte defensa (das Wagner in der Sonderausgabe von 1816 wohl nicht richtig interpretiert; Birt äußert darüber nichts) ist gewählt, weil nach des Vaters Auffassung iuvenes virginem petunt atque rapiunt; der Dichter denkt, wie E. mit Recht annimmt (vergl. JB. 1910 S. 209), an Cir. 412. Wenn wir in V. 30 nicht in Gefahr kommen wollen, statt der Überlieferung den Dichter zu korrigieren, empfiehlt es sich, nur *quod* zu ändern; 'gravidae manus' hat Birt richtig auf die mitgebrachte *dos* bezogen. Also ist zu schreiben: non (fama dixerit esse prior) defensa diu multum certamine equorum, optabant gravidae quam sibi quaeque manus, saepe animam generi pro qua pater impius hausit. — V. 43 übernimmt E. *rostris* als 'one of Birt's happiest corrections'. V. 51 empfiehlt er aus den Varianten der Überlieferung 'periuria milia' als Adjektiv zu entnehmen unter Hinweis auf Stat. silv. III 3, 179 und auf *iniurius*. V. 59 ff. übersetzt E.: às for me, — to come [aspirare] to the poems which the gods (*musae*; Birts Gründe für *musa* heißen mit Recht 'very hazardous') have helped you, Messalla, to frame, if I am permitted to waft upon them some slight degree of praise, if I may approach Cyrene's unexalted style ('humilis Cyrenas' zu verbinden), approach Greek wit with a Latin song'. In V. 57 wird *ipsa* als Akk., *rerum monumenta* als Nom. gefaßt.

16) P. Sommer, De P. Vergilii Maronis Catalepton carminibus quaestionum capita tria. Diss. inaug. Halle 1910. 116 S. 8.

Die von G. Wissowa angeregte und geförderte Arbeit bezeugt umfassendes und eindringendes Studium, dem diesmal der wissenschaftliche Erfolg leider nicht voll entsprechen wird. Denn ein mißgünstiger Zufall hat es gewollt, daß S. erst nach Einreichung seiner Dissertation Vollmers Ausgabe und Birts Erklärung in die Hand bekommen konnte; e quibus libris, so sagt er S. 2 in einer Anmerkung, nonnulla postea commentationi meae inserui, totam funditus instaurare nec volui nec potui.

Das erste Kapitel (de tota quam vocare solent appendice Vergiliana) geht von den Handschriften aus und behandelt im ganzen Fragen, über die uns Vollmer besser orientiert hat, als S. es konnte. S. 12—16 versucht S. mit Gründen, die ich nur als unzureichend bezeichnen kann, gegen Birt und Leo zu erweisen, daß das 'haec quoque' des Epigramms cat. XV 'Vate Syracosio' auf alle carmina minora bezogen werden müsse und daß dies Epigramm im vierten Jahrhundert verfaßt worden sei (vergl. JB. 1909 S. 175 f.; 1910 S. 207). Mit Recht betont er S. 22, aus allen Zeugnissen folge nur, 'ut saeculo p. Chr. n. primo et Culicem et

libellum Catalepton a Vergilio esse composita omnes putaverint'. Wenn er aber ebenda von Ovid trist. II 533 ff. sagt 'haud dubium est, quin advocaturus fuerit carmina Vergilii minora, si tum nota fuissent' so bezweifle ich den Wert dieses argumentum ex silentio um so mehr, als für Ovids Zweck nicht einmal die Ciris sich sonderlich geeignet hätte (vergl. JB. 1909 S. 174. 180).

Während wir am Schluß des ersten Abschnittes S. 24 von den Stücken der Appendix noch lesen 'vel a Vergilio iuvene facta vel certe eius aetati adtribuenda esse omnibus exploratissimum est', heißt es S. 27, wo von dem Titel *κατὰ λεπτὸν* gesprochen wird, ganz urplötzlich: 'quin Vergilius ipse hanc singularem adpellationem mutuatus sit ab Arato, utpote cuius exemplum in Georgicis componendis ubertim secutus sit, haud dubium est' und gleich darnach 'etenim Vergilius in illum librum congessit poematia quae pleraque adulescens fecit' und 'quod opusculum in lucem emisisse videtur Vergilius ipse non multo tempore post annum 35, i. e. paucis annis postquam Bucolica ad finem duxit'! Zu den Gedichten, die S. zum Erweise dieses Ansatzes datiert, gehört auch das Priap. II: 'in hoc componendo poetae Ecloga prima haud dubie ob oculos obversata est' (vergl. JB. 1910 S. 200 f.). Gleich nach der Zeitbestimmung geht es in demselben Fahrwasser weiter (S. 31): 'brevi tempore post huius mortem, nisi fallor, illi corpori adnexa sunt tria carmina, quae non a poeta Mantuano, at certe eius aetate facta sunt', nämlich cat. 9, 13 und 14; dieses als 'epigramma finale': das wirkliche Schlußgedicht cat. 15 ist ja (vergl. oben) ins 4. s. hinausgeschoben. Vergebens sucht man nach der geringsten Spur dafür, daß 13. 14 nicht gleich zur Sammlung gehört haben können; und bei cat. 9 kann von einem Adnex schon wegen seiner Stellung keine Rede sein. — Richtig stellt S. am Schluß des Capitels fest: liber Catalepton complectitur duas syllogas Priapea et Epigrammata (vergl. JB. 1910 S. 200).

Das 2. Kapitel beginnt S. 37 mit der Bemerkung, da das Catal. 'et a scriptoribus veteribus et codicibus' dem V. zugewiesen sei, dürften wir ihm nur die Gedichte absprechen, die Dinge enthalten 'illius vitae aut dicendi versusque componendi rationi sane repugnantes'. Aber über das Leben des V. haben wir nur unvollkommene und wenig zuverlässige Kunde; und was das zweite Kriterium betrifft, so dürfte man fragen: ist nicht z. B. der Dichter von 'Hoc erat in votis' und 'Urbis amatorem' auch der Verfasser von 'Lupis et agnis' und 'Rogare longo'? Will man zu größerer Sicherheit gelangen, darf man nicht übersehen, daß die editio von Buk. und Georg. durch V. selbst nicht nur durch die spätere Abfassung der Aen. zu erweisen, sondern auch ausdrücklich bezeugt ist, daß dagegen vom Catal., um hier nur von ihm zu reden, das *edidit* ebensowenig behauptet oder bezeugt wird wie von 'Monte sub hoc'. Alle Zeugnisse und Angaben gehen offenbar auf die

Tatsache zurück, daß das Catal. mit dem Nämen des V. erschienen ist. Der Herausgeber hat sich nachweislich (s. JB. 1909 S. 142) einmal geirrt. Er war also nicht Vergil. Es ist aber auch nicht erlaubt, einem Manne, der dem V. so nahe stand wie Varius (oder Tucca), die mit solchem Irrtum verbundene Sammlung und Herausgabe zuzuschieben durch eine Konjektur, die — es kann nicht oft und scharf genug gesagt werden, um die im Schwange stehende Mythenbildung und ihre kritiklose Übernahme zu bekämpfen und der Vergilforschung zwecklose Abwege zu ersparen — also durch eine Konjektur, die in der Überlieferung auch nicht den leisen Schatten eines Anhalts findet (vergl. JB. 1910 S. 199). Weiter: wer sich einmal[1]) so geirrt hat, hat in derselben Sache keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit; sein Urteil und Verfahren muß sich die kritische Nachprüfung gefallen lassen, und zu der sind wir verpflichtet. Wo Inhalt und Form sich dem Bilde harmonisch einfügen, das wir von V. gewinnen können, werden wir vorsichtigerweise doch nur sagen: die Echtheit ist sehr wahrscheinlich. Wo weder für noch gegen Vergils Autorschaft Erhebliches spricht, liegt die Möglichkeit der Echtheit vor, aber nicht mehr.

Über catal. IX handelt Sommer S. 37—59. Von seinem Verzeichnis der Stellen, die der Verfasser nachgeahmt haben soll, sind die meisten zu streichen; und als Argument gegen die Echtheit durfte nur die Art angeführt werden, wie er die Bucolica Vergils benutzt. Außer diesen hat er Catull und Ciris gelesen (leider unterscheidet S. hier nicht zwischen cir und Cir; s. JB. 1909 S. 179; 1910 S. 209). Sehr beachtenswert erscheint mir die eigenartige, in einzelnen Worten und im ganzen Ton bemerkbare literarische Beziehung zu catal. IV, auf die ich erst durch S. aufmerksam geworden bin. Sehr dankenswert ist der von S. vorgenommene Vergleich dieser Elegie mit dem Panegyricus des Corpus Tibullianum. Bei der offenbaren Abhängigkeit der El. vom Pan. ist besonders interessant, daß die bedeutenden Entlehnungen nur aus den Versen 1—117 und 177—211 stammen, d. h. aus den älteren Teilen des in erweiterter Fassung uns überlieferten Paneg. (s. S. 205 f. meiner Untersuchung 'Albius Tibullus'), während die geringeren Berührungen der Elegie mit V. 118—176 des Pan. darauf deuten, daß — was ja eigentlich selbstverständlich ist — der panegyrische Verehrer Messalas vor seiner Erweiterung auch diese Elegie zu lesen bekommen hat. Die Reihenfolge der Messala-Gedichte scheint demnach zu sein: paneg.[1] (nach 35), catal. IX und Tib. I 7 (27), paneg.[2].

Als Argument gegen die Echtheit von catal. XIII genügte 'id quod auctor in carminis prooemio de se narrat'; die Obscönität

[1]) 'Ob nur einmal' fragt auch A. Körte in einer Rezension von Némethys 'De Ovidio' (JB. 1910 S. 208): Wochenschr. für klass. Phil 1910 Sp. 329.

und der gehässige Charakter sind als Beweismittel ohne überzeugende Kraft und also lieber bei Seite zu lassen (vergl. JB. 1910 S. 210 f.). Zu den Vergilstellen, deren Benutzung die inhaltlichen Argumente für die Unechtheit von catal. XIV zu stützen geeignet ist (vergl. JB. 1909 S. 176), fügt S. treffend Aen. I 415 ff. X 51 f. 86 hinzu; interessant ist auch sein Vergleich von V. 5 mit Tib. I 3, 28.

Das 3. Capitel stellt dar, quemadmodum Vergilius in Catalepton carminibus componendis poetas aetate proxime antecedentes imitatus sit (S. 71 ff.), besonders den Catull, und zwar im carminum genus 'ita quidem plerumque, ut ex altero carmine argumentum peteret, ex altero metrum et sententias locutionesque lepide mutuaretur', in der Metrik und in der elocutio: aus diesem Abschnitt ist die Sammlung von Entlehnungen oder Reminiscenzen aus Catull hervorzuheben (S. 100 ff.).

Druckfehler sind selten und nie störend; auch 'dua opuscula' S. 36 Z. 20 ist nur Druckfehler, wie die richtige Form derselben Worte Z. 24 beweist. S. 43 ist *Horatio* vielleicht Schreibfehler statt *Lucretio*.

## IV. Antike Kommentatoren.

17) J. Aistermann, De M. Valerio Probo Berytio capita quattuor. Accedit reliquiarum conlectio. Bonn 1910, F. Cohen. 156 u. LXXIV S. gr. 8. 6 ℳ.

Von der gründlichen und umfassenden, klar darstellenden und besonnen urteilenden Abhandlung, einer Bonner Preisarbeit, gehen uns S. 39—42. 57—80 besonders an; von der alles Material übersichtlich darbietenden Fragmentensammlung S. VI—XIV, aus denen wir außer 40 Nummern von 'certe Berytio tribuenda' auch 18 finden 'quae Probi nomine destituta ad hunc grammaticum referenda esse uidebantur'. Das meiste stammt aus Servius, vornehmlich dem sogenannten S. 'auctus'; mehreres auch aus Gellius.

Was die sicher bezeugte Vergil-recensio des Probus betrifft, so ergibt sich aus einem Vergleich seiner überlieferten Emendationen mit unseren Handschriften: 'codices P et R quodam vinculo ex recensione Probiana pendere; deinde singulari loco habendum esse Mentelianum illum librum qui unus duas Probi lectiones (Aen. VII 773) *Phoebigenam* et (Aen. XII 605) *floros* servavit'. Daß so wenig Spuren jener Rezension geblieben sind, ist nicht zu bedauern. Denn P., der 'maxime se conformabat cum institutis Aristarchi tum regulis artis et grammaticae et rhetoricae', hat zwar manches richtig verteidigt und auch eine Vergilstelle (VII 773) emendiert; aber er zeigt oft Mangel an eigenem Urteil und Befangenheit durch jene Regeln und läßt sich

dazu hinreißen, 'ut tradita scriptorum verba audacissime tangeret'. A. erläutert und kritisiert sein Verfahren in recensio und interpretatio an einer Reihe von Beispielen (Aen. VIII 406; XI 830; I 44; X 173. 539; XII 605; I 21, wobei A. den term. techn. *eximantur* erklärt; X 303 etc.).

Über die Vergilvita, die den Namen des Probus trägt, denkt A. anders als Norden (s. JB. 1908 S. 141). P. muß wirklich eine Vergilvita geschrieben haben 'ideo quod recensionem curavit carminum Vergilii ex ratione Alexandrinorum institutam'. Die überlieferte Vita, die nicht aus Sueton excerpiert, sondern älter ist, ist der mit Recht auf P. zurückgeführten Persius-Vita ganz ähnlich. 'Vitae principalem formam referendam esse apparet ad grammaticum qui Alexandrinorum rationem secutus sit ipseque bona doctrina auctus'. Ihre Mängel erklären sich am besten durch Thilos Annahme 'hanc qualem nunc legimus vitae formam exceptam esse ex praelectione grammatici cuiusdam, memoriae tantum subsidiis de vita poetae disserentis'. Dieser quidam aber dürfte unser Probus gewesen sein.

Der zugehörige Vergilkommentar wird keineswegs als unecht erwiesen durch die Nennung des Aemilius Asper; denn dieser war ein Zeitgenosse des Probus. Auch wird nicht nur durch den Bobiensis P. als Verfasser bezeugt. 'Ea quae nunc leguntur congesta in figuram commentarii, profecta sunt e lectionibus Berytii, quas postmeridianis horis instituere solebat'. Auch diese Vorlesungen hat er nicht herausgegeben; es erklärt sich alles durch die Annahme 'memoriam recensionis Berytii inter familiares grammaticosque tantummodo conservatam traditamque esse neque ultra hos terminos exisse'.

Sorgfältige Indices erleichtern den Gebrauch des Buches, aus dessen reichem Inhalt ich hier nur ein Stück zum Bericht herauszuheben hatte. Abweichende Ansichten über den Kommentar vertritt P. Wessner in dem von ihm bearbeiteten Teil des neuen Teuffel (oben Nr. 2), wo auf S. 256—263 über Valerius Probus gehandelt wird.

18) Joannes Kirchner, De Servii, carminum Vergilianorum interpretis, commentario pleniore qui dicitur. Partic. I. 20 S. 4. 1910, Progr. No. 263. Beilage zum Jahresbericht des Königl. Gymn. zu Brieg.

In der praefatio des vol. I seiner Serviusausgabe S. XXXIV wies Thilo auf eine Untersuchung über die Citiermethode des commentarius vulgatus (Serv.) und des c. plenior (Serv. Dan.) hin. Diese Arbeit liegt jetzt hier vor, und sie ist, obwohl um 30 Jahre durch Umstände verspätet, des Dankes wert und des Interesses sicher. K. hat beobachtet 'magnum inter Servium [S] eiusque interpolatorem [SD] citandi discrepantiam intercedere'. Viele, besonders ältere Schriftsteller (Afranius, Naevius), werden ausschließlich von

SD citiert; andere, die S nur ganz selten erwähnt (Livius Andronicus, Nigidius Figulus, Accius) und zwar so, daß er aus Sueton zu schöpfen scheint, begegnen in genauen Citaten bei SD häufig. Bei den Autoren, die S und SD oft anführen, sind die Formeln der Citierung ganz verschieden; dies wird nachgewiesen an Varro und an Plautus, der bei S viel seltener als bei SD erscheint; ferner an Terenz, den S am allerhäufigsten citiert und beinahe zweimal so oft wie SD; endlich an Cicero, aus dem S 129 Citate bietet (und zwar überwiegend mit Angabe des Titels der Schrift), während SD nur 39 hinzufügt. Daraus ergibt sich 'interpolatoris [SD] exempla a Servio abiudicanda esse, licet iis multa antiquioris meliorisque lectionis atque doctrinae insint frustula'.

Beachtenswert ist auch die S. 5 gegebene Warnung davor, aus der Reihenfolge von Citaten auf die Zeit der citierten Schriftsteller zu schließen.

Hoffentlich bringt uns der bisher 'morbo gravi aliisque angustiis' gehemmte Verf. bald die Fortsetzung, die der Titel verspricht.

19) O. Höfer, Mythologisch - Epigraphisches. 37 S. 4. 1910. Progr. Nr. 744. Beigabe zum Jahresbericht des Wettiner Gymnasiums zu Dresden.

In der ebenso gelehrten wie lehrreichen Abhandlung geht der Abschnitt S. 24—27 aus von Serv. ad Verg. Aen. I 533. H. findet den Weg zur richtigen Lesung der hier überlieferten Worte bei Probus in V. georg. II 197. Da für *Saturia* auch *Satura* begegnet, da *tare* gleich *Tarae* ist und diese Genitivform bei Serv. ad Aen. III 551 zweimal steht, da in *tenari* natürlich *Taenari* steckt, so lautet die so gut wie intact überlieferte Stelle: plures a Tarae ⟨filio⟩, Taenari nepote, de Satura Minois, regis Cretensium, filia Italiam dictam. Auch bei Probus muß man unter dem nicht mit Namen genannten Sohn des Taras den Italos verstehen, der nach einem Schiffbruch von einem Delphin an die Küste getragen wurde; er ist ursprünglich der jugendliche Delphinreiter auf den Münzen von Taras.

Die wie von selbst einleuchtende Herstellung jener Worte bringt wieder einmal deutlich zum Bewußtsein, wie nötig wir ein Servius-Lexikon brauchen. Wie dankenswert wäre es, wenn Wetmore, der auf den zunächst von ihm erstrebten Ehrenkranz verzichtet hat (oben Nr. 12), die schöne und lohnende Aufgabe, dies unentbehrliche Hilfsmittel in absehbarer Zeit zu schaffen, auf sich nehmen möchte!

Zehlendorf (Berlin). Heinz Belling.

4.

## Ciceros Reden.

1) Guglielmo Ferrero, Größe und Niedergang Roms. Sechs Bände. I. Wie Rom Weltreich wurde. 390 S. 8. — II. Julius Caesar. 426 S. 8. — III. Das Ende des alten Freistaats. 344 S. 8. IV—VI. Antonius und Augustus. Übersetzung von Max Pannwitz (I u. II) und Ernst Kapff (III—VI). Stuttgart 1908—1910. Julius Hoffmann.

Der Abriß über Ciceros Jugend (I 200) entpricht den Tatsachen nicht genau. Beim Prozeß des Verres wird hauptsächlich die politische Bedeutung hervorgehoben. Die Vorgänge bei den Verhandlungen der ersten Tage werden (S. 210) nach Verr. I 20 ausgemalt. Die Actio prima dauerte nach Verr. I 156 neun Tage; nach F. hielt Verres den Kampf 13 Tage aus und gab ihn dann am 14. Tage auf. Nach S. 248 verwaltete Cicero im J. 66 „die städtische Prätur, das ehrenvollere der beiden prätorischen Ämter". Es gab damals acht Prätoren, und Cicero war weder praetor urbanus noch peregrinus, sondern Vorsitzender der quaestio de pecuniis repetundis (pro Cluent. 147). Er vertrat die Lex Manilia, „indem er dem Drängen der Freunde des Pompejus nachgab und so durch eine große, sehr geschickt abgefaßte politische Rede zu gleicher Zeit Pompejus, der Republik und seinen eigenen Freunden, den Rittern, einen Dienst leisten wollte". Im J. 64 fürchteten sich (nach S. 273) die Konservativen so vor der Wahl zweier Crassus ergebener Konsuln, daß sie sich den homo novus Cicero gefallen ließen. Dieser mußte zuerst das Ackergesetz des Rullus bekämpfen; Crassus und Cäsar wollten in dieser Form die ägyptische Frage aufrollen und als erwählte Dezemvirn durch einen Krieg die Güter der Ptolomäer als Staatsland in Besitz nehmen (S. 280). Cäsar fürchtete, wenn man den Senat zur Verhängung des Belagerungszustandes drängen könnte, so drohe ihm das Schicksal der Gracchen. Deshalb ließ er den greisen Rabirius anklagen, um den Konservativen das abgekürzte Verfahren, das beim Belagerungszustand zur Anwendung kam, zu verleiden. Die Historiker haben bisher den Zusammenhang dieses Prozesses mit Cäsars kritischer Lage nicht erkannt (S. 285). Rabirius wäre vom Volke verurteilt worden, „hätte nicht ein Senator einen Grund zur rechtzeitigen Auflösung der Versammlung ausfindig gemacht". Der Stadtprätor

Q. Metellus Celer entfernte, um den Rabirius zu retten, das Vexillum purpureum vom Ianiculum (Dio 37, 27); daß dieser mit Cäsars Verfahren einverstanden war (S. 285), ist nicht glaublich. — Zu Ende Juli oder Anfang August wurden Decimus Julius Silvanus (S, 295; man lese: D. Junius Silanus) und L. Murena zu Konsuln für 62 gewählt. Am 21. (richtiger 22.) Oktober verhängte der Senat den Belagerungszustand. Darauf strengte L. Aemilius eine Anklage de vi gegen Catilina an. Dieser fand ein Asyl in dem Hause eines „gewissen M. Marcellus" (bessere Lesung M. Metellus, Prätor 69). Am 7. (richtiger 8.) November hielt Cicero die erste katilinarische Rede. In der nächsten Nacht verließ Catilina Rom „mit einem zahlreichen Gefolge" (*parum comitatus* Cic. in Cat. 2, 4, *cum paucis* Sall.). Von der Unterdrückung der Verschwörung des Lentulus, Cethegus, Statilius, Ceparius (richtiger Caeparius, und Gabinius!) datiert eine starke Änderung in Ciceros Charakter. „Bis dahin war er ein bescheidener, sparsamer Mensch, ohne Verlangen nach Macht und Luxus gewesen, dem vor allem sein literarischer Ruhm am Herzen lag und dem die hohen Staatsämter eher von selbst in den Schoß gefallen waren, als daß er danach gestrebt hätte. Jetzt aber ließen die ausschweifenden Huldigungen . . . sein Selbstgefühl mächtig anschwellen". Mit dem bescheidenen Hause seiner Väter nicht mehr zufrieden, kaufte er von Crassus ein großes Haus auf dem Palatin um eine unerhörte Summe (600 000 Mark), und da der ihm von seinem Kollegen Antonius versprochene Anteil an der Kriegsbeute in Macedonien ausblieb, lud er sich eine ungeheure Schuldenlast auf. „Cicero beging damit denselben Fehler wie Cäsar, seine persönliche Unabhängigkeit mit einer Kette zu fesseln, die er nicht mehr zu brechen vermochte". — 61 verfeindete sich Cicero mit Clodius. Er konnte sich weder entschließen, mit Cäsar, Pompejus, Crassus ein Quattuorvirat zu bilden, noch als Cäsars Legat nach Gallien zu gehen. So gelang es Clodius, zum Lohne für seine den Triumvirn geleisteten Dienste, seine Rachsucht an Cicero zu befriedigen und ihn zu verbannen. Wenn dieser auch im Triumphe zurückkehrte, gelüstete es ihn hinfort nicht mehr nach einer ersten Rolle als großer Politiker. Zunächst mußte er den Sextus (d. h. P. Sestius) verteidigen, der sich als Volkstribun für seine Rückberufung bemüht hatte (II 35). Dann hielt er, obwohl ihm die Abmachungen der Triumvirn in Lucca mißfielen, im Senat eine Rede über die Konsularprovinzen, in der er die Eroberung Galliens als eine große Tat feierte, worauf dieses im Frühjahr 56 zu einer römischen Provinz erklärt wurde. Da Pompejus und Crassus die Konsulwahlen hintertrieben, um dann im Jan. 55 sich selbst durch einen Interrex wählen zu lassen, suchten sich die Konservativen zu rächen, indem sie einen Agenten Cäsars und Pompejus', den L. Cornelius Balbus, wegen Anmaßung des Bürgertitels anklagten; aber auf Pompejus' Bitte verteidigte ihn Cicero und erlangte seine

Freisprechung (II 75). Ebenso trat er auf Pompejus' Wunsch gegen Ende 54 für den der Erpressung schuldigen A. Gabinius auf (vergeblich) und für Rabirius Postumus (mit Erfolg). — In der Geschichte der Eroberung Galliens deckt F. die Beziehungen zwischen Cäsars militärischen Operationen und den politischen Kämpfen in Rom auf; so schildert er ausführlich die Wirren zu Ende 53 und Anfang 52. Durch den Tod des P. Clodius und Milo's Verbannung trat in Pompejus' drittem Konsulat Ruhe ein. Cicero beendigte in diesem Jahr sein Werk de re publica, das von allen Gebildeten eifrig gelesen wurde; dann erhielt er gegen seinen Wunsch durch das Los die Statthalterschaft von Cilicien, wohin er den C. Pomptinus (nicht Promptinus S. 175 u. 187) als Unterfeldherrn mitnahm. Cilicien zeigte ihm von einem Ende bis zum andern das trostlose Elend einer von italischen Beamten und Wucherern und von den städtischen Cliquen ausgesogenen Provinz. Endlich war hier einmal ein ehrlicher Statthalter, dem eine gute Verwaltung ernstlich am Herzen lag (S. 198—208). „Die Art, wie er Cilicien verwaltete, gereicht Cicero zu großer Ehre, mögen auch die modernen Geschichtschreiber mit unberechtigtem Spott und grundloser Kritik sein Verdienst noch so sehr herabzusetzen suchen. Es ist wahr, die folgenden Jahre spülten diese Reformen hinweg ... Aber Cicero hätte, um Dauerndes zu schaffen, nicht menschliche, sondern göttliche Kraft besitzen müssen. Unmöglich konnte er allein das Übel, an dem die Welt krankte, heilen“. Von den vielen Schwierigkeiten erschöpft, reiste er, sobald er konnte, aus der Provinz fort, vernahm aber schon in Neapel den 10. Dez. 50, daß ein Bürgerkrieg unvermeidlich sei. Über Ciceros weitere Tätigkeit und Schicksale bis zu Cäsars Tod bietet F. nichts Neues.

Im dritten Bande wird ausführlich die sturmbewegte Zeit von Cäsars Tod bis zur Einnahme und Niederbrennung Perugia's im J. 41 v. Chr. geschildert; über die Aufeinanderfolge der Begebenheiten am 15. bis 17. März 44 handelt ein Exkurs S. 313—336. Antonius nahm Cäsars Schriftstücke und Privatschatz schon in der Nacht nach dem Morde in sein Haus, während die Einleitung zu den Philippischen Reden von Halm (8. Aufl. S. 23) die folgende Nacht ansetzt. Am 19. (nicht 18.) März bestätigte der Senat Cäsars Bestimmungen über die Provinzen. Daß Antonius auf den Rostra Cäsar eine lange Leichenrede hielt, ist eine von späteren Historikern ausgeschmückte Legende, die neben Suetons Bericht nicht stichhaltig ist. „Er ließ durch den öffentlichen Ausrufer das Senatsdekret vom Anfang des Jahres verlesen, das Cäsar eine Fülle der größten Auszeichnungen zuerkannte, sowie den Wortlaut des Eides, zu dessen Ablegung sich die Senatoren ihm gegenüber verpflichtet hatten; er fügte einige Worte hinzu und stieg dann wieder herab“. Der consul suffectus Dolabella, der am 16. März in den konsularischen Amtszeichen auf dem Forum die

Tyrannenmörder gelobt hatte, hielt sich nachher aus Furcht vor der Menge bis Ende April verborgen. Am 7. April ging Cicero nach Puteoli. Am 11. oder 12. (nicht 14.) April richtete Antonius den Herophilus hin. Am 13. reisten Brutus und Cassius von Rom ab. Nun begann Antonius eine neue Taktik, „zwar nicht die fast monarchische Diktatur der letzten Jahre Cäsars, wohl aber seine erste Konsulatsperiode nachzuahmen". Vom 25. April bis 19. Mai machte er eine Reise nach Campanien und suchte die dort angesiedelten Veteranen Cäsars zu gewinnen. Den Vorwürfen, die Cicero gegen Antonius Phil. II 100—102, wegen Anweisung campanischen Staatslandes an unwürdige Besitzer und schmählicher Schlemmerei erhebt, schenkt F. keinen Glauben. Sie „enthalten ganz offenkundig derartige Übertreibungen, daß es Mangels an Material für ihre Prüfung unmöglich ist, Vermutungen über das Wahre, das sie enthalten mögen, aufzustellen". Als Antonius mit einer Schar Veteranen und einer Leibwache von Ituräern nach Rom zurückkam, traf er dort den jungen C. Octavius an, den Adoptivsohn Cäsars, und benahm sich in der ersten Unterredung sehr barsch gegen ihn. In der Senatssitzung vom 1. Juni fand Antonius nur solche Senatoren vor, die keine besondere Bedeutung beanspruchten. Dies ermutigte ihn, durch seinen Bruder Lucius ein Ackergesetz beantragen zu lassen, das in der zweiten Hälfte des Juni angenommen wurde, und die cäsarianische Partei, deren Größen (Hirtius, Pansa, Balbus, Piso, Sallust, Calenus) keine Lust hatten, für ihn einzutreten, neu zu organisieren durch Heranziehung unzufriedener und aufstrebender Männer, die von Cicero in der 11. und 13. Philippica aufgeführt werden. Da das Ackergesetz des L. Antonius mit der Reise des M. Antonius nach Campanien nicht zussmmenhängt, so ist die Darstellung bei Halm S. 29 zu berichtigen (wie Note 165 andeutet). Der Senat wurde von Antonius mit Leuten ohne Rang und Namen gefüllt, deren Ernennung er in Cäsars Papieren vorgefunden zu haben angab. Im letzten Drittel des Juli feierte man während drei oder vier Tagen die Ludi victoriae Casaris.

Am 31. August kehrte Cicero von seinem Aufenthalt auf dem Puteolanum und der unternommenen Fahrt nach Griechenland nach Rom zurück; die vielen Mahnrufe, die ihn als den letzten Hort der Republik bezeichneten, beschäftigten ihn lebhaft. Der jubelnde Empfang, der ihm zuteil wurde, erbitterte den Antonius, da nun die Opposition wieder einen Mann von Ansehen zum Führer erhielt. Er hatte auf den 1. September eine Senatssitzung angeordnet, um zu beantragen, „daß im Anschluß an die Ehrenerweisungen, die den Manen Cäsars alljährlich von seiner Familie dargebracht würden, öffentliche Bittfeste stattfinden sollten gleich denen, die man den Gottheiten zu Ehren veranstaltete; mit andern Worten, Cäsar sollte nach vollzogener Apotheose unter die Zahl der Götter versetzt werden". Die Er-

klärung dieses Antrages bei Halm (S. 36), daß „bei jedem Dankfeste, das künftighin ob freudiger Ereignisse erkannt werde, an einem besonderen Tage dem vergötterten Cäsar Opfer dargebracht werden“ sollten, ist mit Phil. I 13 *ut parentalia cum supplicationibus miscerentur* kaum vereinbar. Da Cicero am 1. Sept. nicht im Senat erschien und sich bei Antonius wegen Unwohlsein entschuldigen ließ und da „die Feinde des Antonius“ diese Tatsache so auslegten, als ob Cicero Nachstellungen befürchte, so protestierte Antonius voll Zorn gegen diese Verleumdung und schrie im Senat, er wolle Cicero zwangsweise in den Senat holen und „die Türen seines Hauses durch Schmiedknechte aufbrechen lassen“, ließ sich dann aber von den erschreckten Senatoren besänftigen. Phil. I 12 u. V, 19 sagt Antonius, er lasse durch fabri Ciceros Haus abbrechen (*disturbare*). Übel angebracht scheint deshalb die Notiz: „Man bedurfte der Schmiede, um die Türen zu erbrechen und nicht, wie verschiedene Historiker meinen, um das Haus zu zerstören“. — Cicero ließ sich durch sein Alter und seine Schwäche nicht zurückhalten, diese Beleidigung zurückzuweisen. „Er tat dies in einer maßvollen und würdig gehaltenen Rede, die er noch an diesem Tag niederschrieb“, um sie am nächsten Tag im Senat zu halten. „Aber am 2. September erschien Antonius nicht im Senat. . . . Jedenfalls bedeutete sein Fernbleiben eine neue Beleidigung für Cicero“. Am 19. griff dann Antonius im Senat den abwesenden Cicero heftig an. Dieser ging um Mitte Oktober auf sein Puteolanum. „Er hatte als Erwiderung auf die Rede des Antonius jene zweite Philippica zu schreiben begonnen, der viele Historiker die Ehre erwiesen haben, sie als eine getreue Wiedergabe der damaligen politischen Zustände aufzufassen, während sie nur ein meisterhaft herausgearbeitetes Zerrbild bedeutet . . . Allein er dachte nicht an eine Veröffentlichung dieser Philippica“, da er den Siegeslauf des Antonius für unaufhaltsam hielt und von Widerwillen gegen jede politische Tätigkeit erfaßt war. In Puteoli verfaßte er sein Werk *de officiis* und legte darin ein wertvolles Programm für die soziale und sittliche Wiedergeburt Roms nieder, das S. 140—43 dargelegt wird. „Wer sich nicht beim Lesen jeder Seite dieser Schrift ihrer Entstehungszeit, des Herbstes v. J. 44, bewußt bleibt . . ., der wird dieses für das Verständnis der politischen und sozialen Geschichte Roms grundlegende Aktenstück verständnislos beiseite legen“. Im November brach der Konsul Dolabella nach Syrien auf, Cicero langte am 27. wieder in Rom an. Zu Anfang Dezember rückte Antonius mit zwei Legionen nach Gallia Cisalpina vor, um es dem D. Brutus wegzunehmen. Dieser erklärte in einem Edikt, daß er gegenüber Antonius bis zur Entscheidung des Senates auf seinem Posten verharre. Am 20. Dez. raffte sich Cicero zu dem heroischen Entschlusse auf, den Senat durch die 3. Phil. Rede zu Maßnahmen gegen Antonius zu bewegen, und in der vierten gab er dem Volke

davon Kenntnis. Am 1. Jan. 43 machte er in der 5. Philippica einen heftigen Angriff auf Antonius und weitere Vorschläge zu seiner Bekämpfung, und als der Senat nach viertägigen Debatten eine Gesandtschaft an Antonius beschloß, berichtete Cicero über das Vorgefallene in der 6. Philippica. Er „stand nunmehr, wenn auch nicht offiziell, so doch tatsächlich an der Spitze des Staates. Nach seinen großen Reden vom 20. Dezember und 1. Januar ragte der betagte Redner aus der großen Masse derer, die keine eigene Meinung zu haben wagten, gewaltig hervor". In der 8. und 9. phil. Rede (gegen Ende Januar und im Anfang Februar) ermahnte er die Senatoren zu ernstlicher Betreibung des unvermeidlichen Krieges. Um Mitte Februar kam von M. Brutus die Meldung an den Senat, daß er sich Macedoniens und Illyriens bemächtigt habe, und Cicero verschaffte ihm durch die 10. Philippica das imperium pro consule. Dagegen vermochte er nicht, als die Nachricht von der grausamen Ermordung des Trebonius durch Dolabella eintraf, auch dem C. Cassius durch die 11. Philippica das Prokonsulat über Syrien zu verschaffen. Am 20. März erhielt der Senat Briefe von Lepidus und Plancus, welche Cicero erzürnten, „der befürchtete, der Senat würde dadurch in seiner unentschlossenen Haltung bestärkt werden. Er hielt daher seine 13. philippische Rede, dieses Meisterwerk einer wutschnaubenden Rhetorik, um die Senatoren für den Krieg zu begeistern". Als dann Nachrichten vom Sieg der Konsuln Hirtius und Pansa über Antonius eintrafen, hielt Cicero in der Senatssitzung vom 21. April seine letzte Philippica, „in der er Dankgebete auf die Dauer von 40 Tagen und die Errichtung eines Denkmals für die in der Schlacht gefallenen Krieger beantragte, sowie die Übertragung der den Soldaten der Senatsarmee versprochenen Geldsummen und Vorrechte auf deren Hinterbliebene verlangte". Cicero fiel dann den drei Tyrannen zum Opfer, „nachdem er sein Werk vollendet, das ihm den Anspruch sichert, neben Cäsar als die hervorragendste Erscheinung jener großen Zeit der römischen Geschichte gewertet zu werden. ... Die Historiker haben es fertig gebracht, sich über die Utopien des guten Cicero lustig zu machen; seine Zeitgenossen wußten diese anders einzuschätzen, da sie 15 Jahre später sich ernstlich an die Arbeit machten, diese angeblichen Utopien zum großen Teil zu verwirklichen". „Sie bedeutete den Triumph Ciceros und die Niederlage Cäsars" (IV 286).

Die Benutzung dieses hochinteressanten Werkes wird durch das Sachregister im 6. Band erleichtert.

2) Ciceros ausgewählte Reden. Erklärt von Karl Halm. Erster Band. Die Reden für Sex. Roscius aus Ameria und über das Imperium des Cn. Pompeius. Zwölfte Auflage, besorgt von Wilhelm Sternkopf. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 173 S. 8. 1,60 ℳ.

In den Einleitungen zu den beiden Reden finden sich nur

unbedeutende Verbesserungen; einige Noten (zur Rosciana) wurden umgearbeitet, andere zeitgemäß berichtigt. Die Zusammenkunft des Appius Claudius mit Tigranes im Sommer 71 (S. 105) fand nicht in Armenien statt, sondern in Antiochia (nach Mommsen R. G. III[8] 66), da Tigranes 14 Jahre über Syrien herrschte. S. 107 ist *Adrianus* durch *Hadrianus* zu ersetzen. Triarius erlitt seine Niederlage (S. 108) bei Zela (b. Alex. 72), nicht bei Dadasa, das nicht von Mithridates selbst, sondern bloß von einer Abteilung seiner Truppen angegriffen war. Die beiden Einleitungen sind sehr lang und viele Fußnoten überflüssig. R. Heinzes Abhandlung über Ciceros politische Anfänge und Ferreros Exkurs über die Chronologie der Feldzüge des Lucullus (II 387—393) werden nicht erwähnt.

Die Textkritik der Rosciana ist von Clark auf eine neue Grundlage gestellt worden. „Daß Clarks Σ die relativ beste Überlieferung darstellt, ist gewiß. Aber die gesamte Überlieferung dieser Rede ist jung, geringwertig und voller Verderbnis, so daß für die Emendation immer noch viel zu tun bleibt“. Die neue Auflage weicht vom Texte der vorhergehenden an 53 Stellen ab, und zwar an 38 Stellen in Übereinstimmung mit Clark. Der kritische Anhang wurde ganz verändert; er verzeichnet jetzt 50 Stellen, an denen der vorliegende Text vom Clarkschen abweicht. Die Konjekturen alter und neuerer Kritiker anzuführen, wie es in der 11. Auflage geschah, hielt St. nicht für nötig, obwohl man sie bei Clark nicht findet. So hat denn leider die neue Ausgabe für die Kritik keinen selbständigen Wert. Wenn z. B. § 14 nach Σ *audacias* aufgenommen ist statt *audaciam*, so ist man geneigt, einen Druckfehler anzunehmen; weder der Anhang noch der Kommentar gibt eine Andeutung. Man ist genötigt, Clarks Ausgabe zur Hand zu nehmen (vgl. JB. 1906 S. 223) oder auf die Zuverlässigkeit des Herausgebers zu vertrauen. Eben wegen der Geringwertigkeit der Überlieferung hätte St. über sie in Kürze Auskunft geben und den Anhang nach alter Art umarbeiten sollen.

Die Anmerkungen wurden sorgfältig berichtigt und umgestaltet, auch manche neue hinzugefügt. Die Vorrede gibt auch Aufklärung über Zielinskis Theorie von den metrischen Satzschlüssen (Klauseln).

§ 5 „*invaserit* mit Bitterkeit statt *invasit*, als hätte Chrys. selbst so seine Forderungen motiviert“. Ammon setzt die Notiz zu *quoniam*, so daß sie auch für *videatur* gilt. Aber das Boshafte liegt doch nicht bloß im Konjunktiv nach *quoniam*, sondern im ganzen Satz, der dem Chrysogonus eine niederträchtige Zumutung an die Richter unterschiebt. Wenn er sie um Erlösung von seiner Furcht ersucht, so muß er doch auch sagen, von welcher Art sie sei, er muß sie selber mit *quoniam* begründen. — 21 manceps. „Manche vermissen vor diesem Worte einen Hinweis auf die Ver-

steigerung der Güter des Roscius; indessen die Worte *nomen refertur in tabulas* besagen nichts anderes als *bona publicantur*, und so erscheint ein Zusatz (wie etwa *bona veneunt*) überflüssig" (nicht überzeugend). — 31 omnes *mine* terrores periculaque impendeant] *mine* oder *in me* ist doch wohl aus *mihi* entstanden. — 45 tibi fortuna non dedit, ut patre certo nascerere] „Anspielung auf den üblen Ruf der Mutter". Dann war ihr Gatte der gesetzliche Vater des Erucius, der *pater certus*, und Cicero begeht eine Unverschämtheit, die durch die Entschuldigung *non exprobandi causa dico* nur verschlimmert wird. Auch wenn Erucius von unehelicher Geburt ist, bleibt der Vorwurf noch kränkend genug, Der Name deutet an, daß er ein Freigelassener war, wie Chrysogonus (nicht *Chysogonus* § 35). — 58 Planum fac. Nihil est, non quicum] Die Bemerkungen hierzu bei St. und Ammon sind unklar. Man muß nach *non* das *est* noch einmal denken; *est qui, est quod, est unde* sind bekannte Wendungen. Es ist (in der Anklage) nichts vorhanden (wodurch diese Behauptung verständlich würde); nicht findet sich ein Mensch ... ein Umstand. Vgl. 62 *haec cum sint omnia* wenn dies alles nachgewiesen ist. — 78 in egestate et in insidiis] Das zweite *in* stört den Rhythmus und ist schlecht beglaubigt. — 107 indicii partem] St. schiebt *iure* ein, 'auf Grund der Anzeige', wie *iure amicitiae*. — 141 ist das überlieferte *exspectata nobilitas* mit Clark aufgenommen, mit der Erklärung: „wie man es wünschte und erwartete" (Angelius *experrecta*, Ammon *excitata*).

In Bezug auf den Text der Rede de imperio Cn. Pompei hat Clark dem Harleianus den ersten Rang zuerteilt. Sternkopf hält diese Wertschätzung des H für übertrieben, sein Anhang verzeichnet 100 Stellen, an denen er von Clarks Text abweicht. Gegenüber der 11. Auflage sind 19 Stellen geändert.

§ 4 vectigalibus *ac* sociis] Das von Clark aufgenommene *atque* (HT) wurde von Zielinski empfohlen. — 13 in provinciam] „der Singular ist in dem technischen Ausdruck *in provinciam cum imperio mittere* beibehalten, weil Cicero nicht an die bestimmten einzelnen Provinzen, sondern ganz allgemein an die Übertragung eines Provinzialkommandos denkt". Ich erwarte hier den Plural gerade so wie § 67 *in provincias proficiscantur*. — 52. Die Bemerkung, daß Plutarch und Dio den Hortensius nicht als Sprecher gegen die Lex Gabinia nennen, ist zwecklos und zweifelhaft. Dio XXXVI 19 bricht in der Rede des Catulus ab; in der folgenden Lücke stand wahrscheinlich die Rede des Hortensius. — 57. Die Meinung, daß Cicero hier den Tatbestand absichtlich verdunkle, ist unrichtig. Die Annahme, daß Gabinius durch die Lex Licinia oder die Lex Aebutia (vgl. de lege agr. 2, 21; de domo 51) von der Bekleidung einer Legatenstelle im Seeräuberkrieg ausgeschlossen war, ist unbegründet, da Cicero § 58 in klaren Worten das Gegenteil sagt. Sobald sein Volkstribunat abgelaufen war, hatte Pom-

pejus das Recht, ihn als Legaten zu verlangen, wenn dies auch eine Herausforderung der Optimaten war. — 58 qui in hoc bello ... praecipuo iure esse deberet] Die Erklärung „eine bevorzugte Stellung einnehmen" ist kaum richtig; *legatus* zu *esse* zu ergänzen ist nicht möglich. Man muß wohl verbinden: *in hoc bello esse, in hoc imperatore atque exercitu esse.* Hier ist *imperatore atque exercitu* durch *in hoc* als ein Begriff zusammengefaßt. *deberet* bezeichnet eine Vergangenheit: „hätte sollen"; die Angabe „scil." *si in exercitu esset* ist unrichtig.

3) Ciceros Reden über den Oberbefehl des Cn. Pompejus und für L. Murena. Für den Schulgebrauch herausgegeben und mit Einleitung und Namensverzeichnis versehen von Konrad Roßberg. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung. Zweite Auflage. a) Text 1908. XXII u. 90 S. 8. geb. 0,80 *M.* — b) Kommentar 1909, 96 S. 8. kart. 0,80 *M.*

Die Einrichtung der Ausgabe (vgl. JB. 1903 S. 123) blieb dieselbe, die Änderungen sind geringfügig.

Pomp. 6 quibus est a vobis et ipsorum et rei publicae causa consulendum] *ipsorum* bezieht sich auf *quibus*, dieses auf *civium*, nicht auf *bona*, wie R. meint; vgl. § 17 *quorum*. — 11 lumen. extinctum] Das Komma ist zu tilgen: daß Korinth, daß die Leuchte ... ausgelöscht sei. — 25. Die Annales des Ennius umfaßten 18 Bücher (nicht 13). — 32. Cretensibus, 46 omnes Cretensium civitates] R. unterscheidet *Cretes* (Mur. 74) „die Bewohner von Creta" und *Cretenses* „die auf Creta hausenden Seeräuber". Aber Nep. Hann. 9 und Liv. 37, 60, 4 z. B. sind doch durch *Cretenses* nicht Seeräuber bezeichnet. — 67. ecquam = numquam] Zum Unterschied von *numquam* 'niemals' würde ich *num quam* setzen.

Pro Murena. 26 „*aliquid* nach *ne*, wenn es von diesem getrennt ist, = *quid*". Aus *ne* ist ein *ut* zu entnehmen, und *aliquid* ist durchaus richtig: *atque ut aliquid ipse loqueretur.* — § 42. Die quaestio peculatus ist von Seiten der Ankläger *plena catenarum atque indicum.* Roßberg meint: „da des Verurteilten Kerkerstrafe wartete", als ob der Ankläger die Ketten für den Verurteilten mitgebracht hätte. Es scheint eher von gefesselten Zeugen die Rede zu sein, nach Th. Mommsen, Strafrecht S. 761 „Bei den catenae ist wohl zu denken an die unfreien Kassendiener, die bei vorgekommener Defraudation als Mitschuldige oder Zeugen von den Anklägern zur Aussage veranlaßt wurden". — 43 „*hic* weist als Beziehungswort auf den abhängigen Finalsatz *ut ... videatur*". Es sollte heißen: Konsekutivsatz. — 81 „quid ... aliud was sonst noch". Im Text steht Halms Konjektur *quod* (sc. *malum*) — *Cn. Pisone*] Er verschwor sich 66 mit P. Autronius (S. 57 Antonius!).

4) **Ciceros Catilinarische Reden.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von M. Mertens. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung. a) Text. Dritte verbesserte Auflage. 1910. XVI u. 64 S. kl. 8. geb. 0,75 *M.* — b) Kommentar. Zweite Auflage. 1906. 56 S. kl. 8. kart. 0,65 *M.*

Der Text wurde nach dem Codex C und der Ausgabe von Clark an neun Stellen verbessert; außerdem wurde 3, 25 *Catilina* durch *Gabinio* ersetzt (nach JB. 1908 S. 253). — In Catil. I 4 C. Gracchus, clarissimo patre] Dies soll abl. qual. sein. Dagegen zu pro Mur. 36 *L. Philippum summo ingenio* bemerkt Roßberg: „nicht sowohl ein Abl. qualitatis, da dann schwerlich *homo* fehlen würde, als vielmehr eine Art modaler Abl. absol.“ — 7 ante diem XII Kalendas] XII ist Zeichen für *duodecim*; für *duodecimum, sextum, quintum* sollte XII., VI., V. gesetzt werden. — II 19 me ipsum vigilare] „Die Infinitive hängen ab von einem aus *desperent* zu entnehmenden Verbum“. Die Oratio obliqua ist von *praecipiendum* abhängig. — IV 1 depulsum sit. „Der Konjunktiv, weil der Satz im Bereich des acc. c. inf. steht“. Der Satz heißt unabhängig: *non solum de vestro ac rei publicae, verum etiam, si id depulsum sit, de meo periculo estis solliciti.* — 21. ex Italia decedere] Im Text fehlt *ex*.

5) **Karl Busche, Beiträge zum Text Ciceronischer Reden.** Hermes 1911 S. 57—69.

B. hat 1906 den Vaticanus (vgl. JB. 1910 S. 293) zur Rede für Sulla § 1—43 neu verglichen und bietet nun nach dieser Kollation Zusätze und Berichtigungen zu Halms Apparat, sowie kritische Bemerkungen zu vielen Stellen des Textes. Folgende Abweichungen von Halm-Laubmann, 5. Auflage, sind aufzunehmen: 8 *si tu*, 13 *partitio defensionis*, 15 *conflata* (V) . . . *multitudine* (Landgraf), 25 *utilitati magis* . . . *regem me esse*, 27 *sin quaeris*, 28 *et qua in urbe*, 34 *rerum omnium* . . . *parens vero eius* . . . *a me est* . . . *animi virtute*, 35 *me meus dolor*, 40 *tribuam* . . . *meo tantum*.

Sodann erörtert B. einzelne korrupte oder zweifelhafte Stellen. § 28 mißbilligt er die Entfernung der Worte *Tarquinium et Numam et* mit Recht. § 29 liest er: *qui me solum* (Masc.) *non modo idcirco oderunt*. § 30 vermutet er: *de supplicio, de eculeo* (TV *de Lentulo*), *de carcere*; aber gegen die hingerichteten Verschwörer Lentulus, Cethegus, Gabinius, Statilius, Cäparius war die Folter nicht angewendet worden. § 33 *sine tumultu, sine dilectu, sine armis, sine exercitu* tilgt B. *sine dilectu*, weil es im Gegensatz stehe zur Tatsache, daß Antonius Truppen aushob. Nach dem Senatsbeschluß *uti consules dilectum habeant* konnte auch Cicero Truppen zum Schutze der Stadt ausheben lassen; er begnügte sich aber mit Freiwilligen.

Sodann emendiert B. Stellen aus den Reden für Murena und de lege agraria. Pro Mur. 13 *multarum deliciarum comes est ex-*

*trema saltatio* ersetzt er *multarum* durch *cumulatarum*, § 33 schlägt er vor: *perfracta* (Hss. *perfecta*) *ita a Lucullo haec sunt omnia*, 49 *spe sui similium*, 51 *partim quia timebant tumultum* („den Bürgerkrieg“). De lege agr. II 34 ergänzt er: singuli de maximis rebus iudicent, *iudicatas* quaestori permittant, 65 omnibus legibus *agrariis gratis ex* agris publicis privatos esse deductos, III 15 ostendi, *fundi* doceant ipsi nunc. Mir scheint *fundi* unnötig, *doceat ipse* verständlich. Indem aus dem Gesetz des Rullus die Namen der Fluren angeführt werden, ergibt sich aus den Worten des Rullus, wer die von Cicero verteidigten Besitzer seien.

6) **M. Tulli Ciceronis orationes pro Tullio, pro Fonteio, pro Sulla, pro Archia, pro Plancio, pro Scauro recognovit brevique adnotatione critica instruxit Albertus Curtis Clark. Oxonii e typographeo Clarendoniano (London, H. Frowde, 1911). XVI und 200 S. 8. 2 M.**

Mit diesem Bande und einem mir noch nicht zugegangenen Bande von Peterson ist die Oxforder Textausgabe der Reden Ciceros zu Ende geführt. Die Einleitung behandelt die Überlieferung der sechs vorliegenden Reden. Clark hat zwei Codices aus dem 14. Jahrhundert neu verglichen: *a* (= Cod. Laur. XXIII. Sin. 3, = Lag. 43) und *π* (Parcensis, = Bruxellensis 14492; vgl. JB. 1910 S. 219). S. XIV werden drei Stellen der Rede für Caecina erwähnt. *π* bietet § 72 *statue* wie Madvig vermutete. § 74 hat T quae *mina* tua iure mancipi sint; in *π* steht *lumina*, wie Manuzzo verbesserte (vgl. de domo 119: *se luminibus eius esse obstructurum minabatur*). Die folgenden Worte *si parietum* (TE*π*) *communitum* (Manuzzo *communium*) *ius si civili ac publica lege contra alicuius gratiam teneri non potest* hat Ascensius durch die Schreibung *parum* verderbt. „Legendum est: *si parietum communium ius* (fort. *usus*) *civili* etc.“

Pro M. Tullio. Von dieser Rede haben wir nur Stücke aus dem kürzlich verbrannten Turiner Palimpsest *T* und einem Palimpsest in Mailand nebst Citaten bei Rhetoren und Grammatikern. Der Anfang ist nach *T* so herzustellen: Antea sic hanc causam *apud vos egi* (mit Schöll, Rhein. Mus. 1895 S. 155), was Clark entgangen ist. — § 30 consilium inissem, *ut vi deiceretur*] Zu *consilium* scheint eine Bestimmung erforderlich; die Auslassung der Worte *ut vi diceretur* mißfällt.

Pro M. Fonteio. Der Anfang dieser Rede ist bis auf einige von Niebuhr in einem Vatikanischen Palimpsest gefundene Fragmente verloren; den größeren Schlußteil (§ 11—49) bietet ein Codex Vaticanus H 25 (9. Jahrh.), den Clark neu verglichen hat und seine Apographa. — § 13 schreibt Clark über die Massilienser: *qui Gallicorum bellorum pericula praecipuis populi Romani praemiis compensarunt*; welchen Sinn er diesen Worten beilegt, ist mir nicht klar. V[1] bietet: pericula P. R. copiis . . . r. mis. Cicero scheint auf die große Beisteuer hinzudeuten, die Massilia den

Römern nach dem gällischen Brande sandte; doch vgl. § 45. — Clarks Text fährt fort: est praeterea *maximus* (suppl. Hotoman) numerus civium Romanorum atque *equitum* (suppl. Clark), hominum honestissimorum. Man soll denken: *equitum Gallicorum*; man denkt aber eher an equites Romani (§ 32), römische Ritter. — In § 14 *hunc per vos salvum volunt* ist *salvum* wohl richtig ergänzt. — § 15 Quoniam igitur videtis, qui oppugnatum M. Fonteium, cognostis, qui defensum velint] Statt *videtis* hat Clark offenbar richtig aus k *iudices* aufgenommen; er hätte auch *cognostis* mit k nach *velint* setzen dürfen. — § 36 emendiert Clark: qui nationem Allobrogum et *belli* reliquias . . . conficiat, offenbar richtig, da wohl *bellum conficere* üblich ist (mit dem Kriege fertig werden), aber nicht *nationem conficere*, — 43. nunc *inferte* oculos in curiam] Unpassend scheint die Variante *inserite* (mischet ein, Müller). Der richtige Ausdruck mag *intendite* sein. — Außerdem weicht Clark an 12 Stellen dieser Rede von C. F. W. Müllers Text ab (glücklich § 19, 21, 44 *ipsa*).

Pro P. Sulla. Für diese Rede ist Clark hauptsächlich *T* (= Codex von Tegernsee) gefolgt; daneben kommen für § 1—43 der auch von Busche verglichene Vaticanus *e* und für § 81—93 der Erfurtensis in Betracht, aus dem Zinzerling und Gulielmus vor seiner Verstümmelung einzelne Lesarten notiert hatten. Clark sagt: „Quamvis *e* lectiones aliquot praestantes solus habeat . . . Tegernseensis auctoritatem perpetuam sequi malo“. Aus *π* hat er aufgenommen: 39 *se* nescire, 48 coactus *sum,* 52 *et*, ut, 68 cogitasset, *ut* . . . descenderet, 79 ad salutem *vita.* Außerdem hat er noch neun jüngere Handschriften beigezogen.

§ 1 behält Clark *et antea . . . et post* statt Pluygers *aut antea . . . aut post.* — Das sonst nicht vorkommende *redomiti* ersetzt er durch *domiti.* Ein Schreiber wollte hier verfrüht *re publica* schreiben. — § 13 liest er: *partitio defensionis*, 22 *duo iam* (Hss. *etiam*) peregrini reges Romae fuerunt. Hier scheint mir *iam* unpassend. da man nicht erwartet, daß noch andere Könige folgen. — 33 schreibt Clark: adeste omnes animis, *Quirites* (Hss. *qui adestis*), 35 etiam si dolor meus nach *T*, während *e* nach Busche bietet: etiam si *me* meus dolor. — 42 scientia] Die Meinung Clarks, daß *consuetudine et* in *e* fehle, ist nach Busche nicht richtig. — 44 hat Clark hergestellt: *cur* cum videres aliter *fieri,* tacuisti, passus es, non mecum aut *ut* cum familiar*issimo* questus es aut. Mir ist *aliter fieri* nicht verständlich. — 55 ist aufgenommen: At praefuit familiae Cornelius, *libertus eius*; darnach sollte *sed* in *is* verändert werden. — 61. *indices* ist Druckfehler statt *iudices.* — 91 aut cui novae calamitati locus ullus relictus esset?] Das unverständliche *esset* ist wohl aus *est* entstanden; Clark tilgt *esset* und ergänzt wahrscheinlich *erat.* — Außerdem habe ich in dieser Rede 48 Abweichungen von Laubmanns Text (5. Aufl. 1893) gezählt.

Pro Archia. Außer *G* (= Gemblacensis) *E e* hat Clark für diese Rede noch acht jüngere Hss. beigezogen. § 5 schreibt er: *Dedit* (Hss. *sed*) etiam hoc non solum *lumen* ingeni ac litterarum, verum etiam naturae atque virtutis. Aber *lumen litterarum* wäre hier in anderem Sinne gebraucht als § 14 (quae iacerent in tenebris omnia, nisi litterarum lumen accederet), und *lumen naturae atque virtutis* ist sonderbar. — 16. haec studia adulescentiam *agunt* (ziehen an; vgl. Hor. Sat. II, 2, 13 *seu te discus* agit). Clark setzt *acuunt* nach Gulielmus (regen an, feuern an). — 20 facile praeconium patiatur] Clark entfernt die heroische Klausel durch Umstellung. — 23 liest Clark mit Bases: quo *hominum nostrorum* tela pervenerint. Die Hss. bieten: quo *minus manuum nostrarum*; Madvig tilgte *minus*. Mir gefällt *hominum* nicht; besser wäre *militum*. — 25 quem nos in contione vidimus] Hier wird *vidimus* durch *in contione* klar gestellt. Clark tilgt *in contione* als wiederholt aus § 24. Im Schlußsatz steht: quae *a foro aliena* iudicialique consuetudine . . . locutus sum, nach Garatoni. Die Hss. bieten: quae *firme a me* iudicialique. Ich vermute: quae *diversa a mea*. — Außerdem weicht Clark in dieser Rede noch zehnmal von C. F. W. Müllers Text ab.

Pro Cn. Plancio. Seymour de Ricci hat von dieser Rede im Berliner Museum zwei ums Jahr 500 geschriebene Fragmente auf Pergament, *P*, gefunden (§ 27—28, 46—47; vgl. Mélanges Chatelain, Paris 1910, S. 442—447). Die Haupthandschriften sind *T* und *E*, während *e* fehlt; 'in Planciana *TE* ita inter se conspirant, ut *T* paulo integrior esse videatur'. Außerdem hat Clark *a* (= Lag. 43), *p* (= cod. Palatinus 1820), *Σ* (Paris. 14749), *g* (Paris. 16228) und fünf jüngere Hss. benutzt.

§ 21 schreibt er: Non *modo* enim tribum, wohl richtig. Dagegen ist „*Nam* (TE *nostra*) municipia coniunctione etiam vicinitatis vehementer moventur“ nicht zutreffend, da dies z. B. für Tusculum nicht gilt (§ 20). Vgl. § 20 habemus hoc nos, habent *nostra* municipia. Gemeint sind: Arpinum, Atina, Sora, Casinum, Aquinum, Venafrum, Allifae (§ 22). — § 27 ubi ceteri habent *se probatum debet sperare*, asperiore numero, *P* exhibet *se probatum sperare debet* (S. III). — 31 „*praemandatis requisitus* durch Steckbriefe verfolgt. Ob indessen wieder ergriffen? Der Redner verschweigt es klüglich“, Köpke-Landgraf. *requisitus* bedeutet, daß er wieder eingebracht wurde. Clark liest *praetoris mandatu* mit Turnebus, vermutet jedoch: *a praemandatis*. — 35. *splendor etiam Planci* hunc a summo viro principem esse ordinis iudicatum] splendor Planci *e margine irrepsisse videtur*. Indem Clark diese Worte entfernt, schreibt er: *statuis etiam hunc* etc. — 49. Vocatae tribus, latum suffragium, diribitae *tabellae*, renuntiatae] Clark streicht *renuntiatae* als ein Glossem, das *tabellae* verdrängt habe. Das Ergebnis der Abstimmung muß jedoch bekannt gegeben worden sein, da Cicero sagen kann: quasi non comitiis iam superioribus

sit Plancius designatus aedilis. — § 51. Neben *reprehendere* (zwölfmal) schreibt Clark in der Klausel gegen die Hss. § 8 *reprendatis*, 51 *reprendatur*. — 54. Das unklare *rogatus* ergänzt Clark zu *interrogatus*; seine Bemerkung „laesisti Plotium, qui testibus tuis pepercit" ist mir nicht verständlich. — 55 neque tu haec *habes* neque eis confidis] du kannst diese Argumente nicht geltend machen. Clark setzt *exhibes*, machst geltend. — 59. Die Worte *Id quod multi invideant* stellt Clark glücklich vor *Nostis cetera. Nonne*, so daß *que* (Vahlen *qui*) und beide *scripsit* nun richtig sind. — 78 ist nach TE aufgenommen: idcirco minus *libenter* iudices, 79 *defugerim* (besser *defugerem*, JB. 1902 S. 112), dagegen 87 *siverint* (für TE *sierint*). — 79 ergänzt Clark: quia *nomina* saepe concurrunt; Cicero meint, daß die *dies* (§ 68) zur Abtragung der Schuldposten zusammentreffen. — § 100 wird Orellis Lesung *vi me, vi inquam* durch *p* bestätigt, der *vi me, vinquam* bietet. — Ferner weichen 43 Stellen des Textes dieser Rede von C. F. W. Müller ab.

Pro M. Scauro. Mit der Überlieferung der Fragmente dieser Rede steht es gerade so, wie bei der Rede für M. Tullius. — In dem Argumentum des Asconius ist der Satz über Faustus Sulla so hergestellt: frater ex eadem matre Scauri, serv*is* eius vulnerat*is* prosiluit ex lectic*a* et questus est pro*pe* interempt*um* esse *se a* competitoribus Scauri — § 3 ist zu schreiben: quis invenitur . . . qui se ips*um* morte multarit, wie Schöll in T las (Rhein. Mus. 1895, S. 155). — 13. Statt *datis* muß es *dedatis* (nach Heinrich) heißen, da der Satz von *obliviscendum* abhängt.

7) Ciceros Philippische Reden I, II, III und VII. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Joseph Bach. II. Teil: Kommentar. Münster i. W. 1910, Aschendorffsche Buchhandlung. 68 S. kl. 8. 0,70 *M*.

Phil. I. § 5 reliquum tempus ab illo uno die dissensisse] Die Zukunft (d. h. das Verhalten des Dolabella in der Zukunft) wich von jenem Tage ab. Die Notiz: „ergänze eum (Dolabellam)" ist nicht richtig. — 15. Die Worte *qui sententiam consulari loco dicunt* sind nicht erklärt (vgl. JB. 1908 S. 278). — 18 „*istas* an den Antonius gerichtet: die Dinge, die du zu den Verfügungen Cäsars zählst". Dieser § (vgl. *quaere, quaereres*) ist nicht an den abwesenden Antonius gerichtet, von dem Cicero sonst in der 3. Person spricht (wie § 20 *inquit*), sondern an jeden beliebigen Zuhörer. — 20 quicumque equo meruisset] Die Beschränkung dieser Worte auf die Inhaber von Staatspferden ist nicht annehmbar; Halm erklärt die Stelle richtig. — § 31 tuus parvus filius in Capitolium a te missus pacis obses fuit] Diese Worte zeigen, daß § 2 *per liberos eius* von einem Sohn zu verstehen sind, wie Halm richtig erklärt (vgl. § 90). Bachs Annahme, daß ein Sohn des Lepidus mitgemeint sei, verträgt sich nicht mit *eius*. Hier

wird nun Antonius angeredet, wie § 29—31 Dolabella. Es ist mir nicht verständlich, daß Bach § 33 *solent domestici depravare nonnumquam, sed novi firmitatem tuam* zwar *domestici* auf Fulvia bezieht, aber *tuam* auf Dolabella, statt auf Antonius. — § 37. sequi populi *assensum*. Im Text steht das überlieferte und wohl richtige *consensum*, „einhelliger Wille" Halm. Der Demagog, popularis, begnügt sich mit dem Beifall der Menge, den Cicero verachtet (*contempserim*); der wahre Volksmann dagegen trachtet nach dem *consensus* der summi, medii, infimi, des universus populus, so Brutus und Cassius, die jetzt der Waffengewalt weichen, *fugiunt*. Der dem geflohenen Brutus zuteil gewordene *consensus* ist ein Urteil gegen das gewaltsame Regiment der Konsuln. Nicht zutreffend scheint mir die Notiz: „*fugiunt* vermutliche Anspielung darauf, daß M. Antonius diesen Spielen nicht anwohnte", die doch sein Bruder Lucius leitete.

Phil. II. 19. In der Senatssitzung vom 19. Sept. 44 standen Antonius' Leibwächter zwischen den Bänken. Hätte Pompejus nach Ciceros Rat den Frieden mit Cäsar erhalten (§ 24), so wäre Antonius seine Schulden nicht losgewórden und könnte den Senat nicht so unterdrücken: § 37 *tu hodie egeres, nos liberi essemus*. Mir scheint die Notiz unpassend: „Man erwartet statt liberi etwa divites oder ähnliches. Aber Reichtum macht unabhängig; liberi unabhängige (wohlhabende) Männer". — 96 *actorem odimus, acta defendimus* kann nur von Cäsars Anordnungen verstanden werden. Bach meint: „*actorem* gemeint ist wohl Antonius".

Phil. III. § 6 Albae „Stadt im Gebiete der Marser, 75 km westlich von Rom". Man setze: östlich. — 8 se provinciam Galliam retenturum in senatus populique Romani *potestatem*] Die Lesung *potestatem* ist zu verwerfen. Jedenfalls darf sie nicht mit Stillschweigen übergangen werden, sondern sie ist damit zu entschuldigen, daß Cicero den Ausdruck des Dec. Brutus beibehalte. — 26 „Wer ist hier M. Antonius?" Er hatte sich 52 v. Chr. an der Anklage des Milo beteiligt.

Phil. VII. § 7 *mediocris opes*. Strenge und Bach verstehen dies von Ciceros Vermögen. Mir scheint, Cicero denke an seinen politischen Einfluß, der mäßig war, z. B. gegenüber der *potentia* des L. Antonius § 17. — 27 Quibus de rebus refers, P. Servilio adsentior] „es ist P. Serv. Vatia, Konsul im J. 48. Er war vor Cicero um seine Meinung gefragt worden". Es ist mir nicht wahrscheinlich, daß der Konsul C. Pansa den Cicero erst nach dem jüngern Konsular fragte. Strenge versteht P. Servilius Casca, Volkstribun des J. 43. Darnach glaube ich, daß § 1 *De Appia via et de Moneta consul, de Lupercis tribunus plebis refert* dieser Tribun gemeint sei und daß er zugleich einen Antrag de Appia via et de Moneta gestellt habe.

8) L. Laurand, Les fins d'hexamètre dans les discours de Cicéron. Revue de Philologie XXXV (Paris 1911, Klincksieck) S. 75—88.

Einzelne clausulae heroicae am Satzende in älteren Ausgaben Ciceronischer Reden beruhen auf verfehlten Konjekturen (8 Beispiele); andere finden sich nur in einem Teile der Hss. (11 Beispiele) oder in Citaten (6 Beispiele). So gehören de leg. agr. 2,55 die Worte *quibuscumque in locis videatur* dem Gesetze des Rullus an, der sich kaum vor dieser Klausel scheute; Clark ging wohl zu weit, indem er *videatur* entfernte. In 15 Fällen ist die Quantität unsicher, wie Rosc. Com. 26 intĕgritate, Flacc. 17 *eiciebant*, wo *ei* wohl als eine Silbe zu sprechen ist, wie bei Plautus.

Nach Erledigung dieser 40 Stellen gibt Laurand eine Liste von 71 hexametrischen Satzschlüssen aus Ciceros Reden. Davon ist pro Font. 5 *suspicio referatur* zweifelhaft, indem Madvig und Clark wohl richtig *reperiatur* setzen. Es entfallen 40 sichere Beispiele auf die Reden bis 70 v. Chr., nur 30 auf die viel umfangreicheren Reden von 66—43. Laurand schließt: Il en est de la clausula heroica comme de certaines expressions d'une latinité moins irréprochable, elles deviennent plus rares à mesure que Cicéron progresse. Er hat jedoch nicht beachtet, daß von den 40 vorher erledigten Fällen zweifelhafter Beurteilung nur 9 vor das Jahr 66 gehören.

In mehreren Staatsreden kommt keine heroische Klausel am Satzende vor; diese Satzschlüsse finden sich meist da, wo der Stil einfach, die Rede ironisch oder komisch ist. Sie zu entfernen, was zuweilen leicht, z. B. durch Umstellung der Worte, geschehen kann, liegt um so weniger Grund vor, da sie in Wirklichkeit von keinem Dichter, auch kaum von Cicero, am Ende eines Hexameters verwendet worden wären (nach Wüst). Sie haben wohl das metrische Schema – ⏑ ⏑ – ⏓, schließen aber nicht mit einem drei- oder zweisilbigen Wort, sondern meist mit einem vier- oder fünfsilbigen.

Noch weniger darf man die heroische Klausel am Ende von Satzteilen ohne besondere Gründe korrigieren, da sie hier sehr häufig ist, z. B. in der kleinen Rede Phil. VIII zehnmal vorkommt.

9) Th. Stangl, Asconiana. Sprachliche und textkritische Untersuchungen. Philologus LXIX (1910) S. 489—550.

Clark hat für seine Ausgabe des Asconius (Oxford 1907) die Hss. des Sozomenos (S) und des Bartholomäus von Montepulciano (M) neu verglichen und die Lesarten des Matritensis P, den er für Poggios Abschrift aus dem Sangallensis C hielt, erstmals verwertet. Durch das Zurückgehen auf diese drei reinsten Textquellen konnte Clark die vielfach getrübte Überlieferung der jüngeren Hss. aus dem kritischen Apparat fernhalten und diesen

so vereinfachen; doch ist die Wiedergabe der handschriftlichen Lesarten nicht fehlerlos und die Sammlung der Verbesserungsvorschläge aus neuerer Zeit dürftig.

Für den unechten Asconius sind die handschriftlichen Grundlagen dieselben, und Stangl ist durch seine Untersuchungen über Pseudoasconius (vgl, JB. 1910 S. 244) zu einem andern Urteil über SPM gekommen. S ist unmittelbar aus dem Archetypus übertragen und völlig unabhängig von P und M. P. von dem auf Stangls Veranlassung ein Lichtdruck angefertigt wurde, ist schon wegen der Steilschrift nicht Poggios eigenhändige und eilige Urabschrift aus C, sondern das Muster eines kalligraphischen Erzeugnisses der italienischen Humanistenzeit; man erkennt in P an vielen Stellen die Einwirkung eines scharfsinnigen und willkürlich schaltenden Textgestalters. M ist eine durch Kalligraphen ohne jede Sachkenntnis angefertigte Reinschrift des vielfach nach dem Poggiotext abgeänderten Apographons des Bartholomäus von Montepulciano.

Ferner bezweifelt Stangl die Richtigkeit einzelner von Clark ausgewählter Konjekturen, und einige überlieferte Lesungen, welche von den Neueren geändert wurden, ergeben sich als stilistisch berechtigt oder sind in anderer Weise zu heilen.

Von den vielen Stellen, die Stangl mit erstaunlicher Gelehrsamkeit erörtert, kann ich nur wenige anführen:

In Pisonem frgm. 10 Müller wird der Anfang als Nebensatz so hergestellt; hic cum *advena* Placentiae forte consedit et paucis post annis in eam civitatem (nam tum erat *peregrinus*) ascendit. Im folgenden Satz verwirft Stangl das Adverb *extremo*, und *fuit* scheint ihm nicht nötig. Prius enim Gallus, dein Gallicanus, *ad* extremum Placentinus haberi coeptus est, früher ein G., dann ein G., begann er zuletzt als ein Pl. zu gelten.

Im Argumentum zur Rede für Milo liest Stangl: § 1 (bei Halm, Richter-Nohl) ex *hac* oratione, § 3 *dum* Milo quam primum comitia confici vellet confideretque cum bonorum studiis, quod obsistebat Clodio, tum etiam *populi*, 9 tributim in singulos milia *assuum*, 10 et ob id *illi* patrui sui mortem velut auctore *fratre* (nämlich *eius*) persequebantur, 11 verba pauca Q. Hortensius dixit, *quippe* liberos esse eos, 16 cum pertinacius *legem* Caelius vituperaret, 19 idemque Munatius, 26 dicta eorum iudices *consignarent*, 29 a primo die, 34 repetitus deinde post paucos dies apud C. Considium quaesitorem *e* lege Plautia.

Burgdorf i. d. Schweiz. F. Luterbacher.

---

## 6.

# Herodot.

1) J. Werra, Herodot. Eine Auswahl des historisch Bedeutsamen aus sämtlichen neun Büchern. (Mit drei Kärtchen). Für den Schulgebrauch. Zweite Auflage, besorgt von J. Franke. Münster 1903, Aschendorff. XX u. 288 S. geb. 2 ℳ.

2) J. Werra, Herodot. Die Perserkriege. Eine Auswahl des historisch Bedeutsamen aus den fünf letzten Büchern. (Mit drei Kärtchen). Für den Schulgebrauch. Zweite Auflage besorgt von J. Franke. Münster 1903, Aschendorff. XX u. 182 S. geb. 1,25 ℳ.

3) J. Franke, Herodot. Eine Auswahl des historisch Bedeutsamen aus sämtlichen neun Büchern. Kommentar I. Teil. Zweite Auflage 1902. 60 S. 0,60 ℳ. II. Teil (Perserkriege). Dritte Auflage. 1908. 112 S.

Die erste Auflage der Auswahl aus Herodot von J. Werra (1893) mit dem dazu gehörigen Kommentar von J. Franke (1894) ist seiner Zeit in den JB. (1896 S. 238) besprochen worden. In der zweiten Auflage, von der der zweite Teil, die Perserkriege, auch als besondere Ausgabe erschienen ist, ist der Text von J. Franke nach andern Gesichtspunkten neu gestaltet worden. Währeud W. die kommentierte Ausgabe Steins zu Grunde legte, hat Fr. den Text im wesentlichen nach Dietsch-Kallenberg, im Dialekt aber nach dem Muster meiner bei Velhagen-Klasing erschienenen Auswahl gestaltet. Dabei hat er sich auch dieselbe Beschränkung auferlegt, den scharfen Hauch im Anlaut nicht getilgt. Die Ausstellungen, die ich in meiner Besprechung der ersten Auflage am Text und am Kommentar zu machen hatte, sind durchweg berücksichtigt worden. Da sie aber beim Kommentar sich nur auf die ersten Seiten bezogen hatten, will ich hier noch einiges über diesen bemerken. Über das Maß dessen, was man dem Schüler an die Hand geben soll, kann man ja sehr verschiedener Meinung sein; aber Bemerkungen wie „βοῦς ἡ Kuh“ (III 29) oder „πεδίον Ebene“ (VII 28) dürften doch zu viel des Guten sein. Was sollen ferner Bemerkungen wie „πλήθει πολλοί“ (III 11)? Damit ist doch der Dativ πλήθει nicht erklärt. Bedenklich ist die Bemerkung „ἀπάγειν herbeiführen“ (III 28). Man kann dieses Verb hier wohl so übersetzen, aber dann ist

zu erklären, wie das möglich ist. Dergleichen Übersetzungen befördern sonst Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit bei den Schülern. I 207 wird διεξιέναι mit „zurückweichen" übersetzt. Der Zusammenhang verlangt allerdings eine solche Übersetzung, aber das Wort kann dies doch nicht bedeuten. Stein und Cobet haben deshalb ὑπεξίωσι verlangt. Was mir sonst noch beim Durchblättern des Kommentars als ungenau oder auch unrichtig aufgefallen ist, mag hier noch folgen. I 120 „εἰ ἐνωρῶμεν wenn wir vorhersähen". Nein, sondern „wenn wir dabei sähen". Gleich darauf „τὸ ἐνύπνιον ἐς φλαῦρον ἀποσκήπτει der Traum stützt sich auf etwas Unbedeutendes, d. h. der Traum bedeutet nichts". Hier würde ich von der Bedeutung „sich worauf lehnen" ausgehen. Aus dieser folgt dann die Bedeutung „Neigung, Richtung wohin nehmen" und dann übertragen „Ausgang nehmen". II 152 „ἀπενειχθῆναι landen"; nein, sondern „vom Ziel abgetrieben, verschlagen werden". II 161 „ἐκ τῆς ἰθέης aus offenem Wege, sogleich". Schwerlich, sondern „geradezu, offen". III 29 οἷα ἐὼν ὑπομαργότερος da er noch rasender geworden war". Hier ist der Komparativ nicht richtig wiedergegeben; er bedeutet „einigermaßen, etwas". Ebenda zu ἐδικαιεῦντο „δικαιεῖν = δικαιοῦν". Ob es Formen wie ἐδικαιεῦντο im Jonischen gegeben hat, ist schon zweifelhaft; δικαιεῖν hat es sicherlich nicht gegeben. III 36 „πάντα ἡλικίῃ καὶ θυμῷ ἐπιτράπειν (intr.) in allen Dingen der Jugendhitze nachgeben". So kann man übersetzen, aber ἐπιτρέπειν ist nicht intransitiv, sondern πάντα ist Objekt. III 66 „ἄπαιδα ἔρσενος καὶ θήλεος γόνου der gen. ist abhängig von dem in ἄπαιδα liegenden Begriffe „Kind". Diese Erklärung verstehe ich nicht. VI 100 „βουλεύεσθαι raten, wollen". Ich denke „raten" heißt βουλεύειν. VI 101 „κατέχειν κατά steuern nach, κατασχεῖν εἰς landen in". Was soll diese künstliche Unterscheidung der Konstruktion und der Tempora? Κατά ist statt ἐς gebraucht, um eine unbestimmte Ortsangabe zu geben. Im folgenden ist der Name Τέμενος aus der ersten Auflage geblieben, während im Text jetzt Ταμύνας steht. VI 134 „διέρχεσθαι gehen". Die Präposition διά kann doch nicht unberücksichtigt bleiben. Was sie hier heißt und ob überhaupt die Überlieferung richtig ist, ist eine andere Frage. Ebenda „καταθρώσκειν τι hinwegspringen über etw.". Warum nicht „hinab"?

Der Druck, der in der ersten Auflage des Kommentars sehr fehlerhaft war, ist jetzt leidlich korrekt. An Druckfehlern habe ich bemerkt VI 7 προνουμαχεῖν (st. προναυμαχεῖν), und VII 24 ὑμοῦ (st. ὁμοῦ).

4) A. J. Toynbee, Herodot III 90. Classical Review XXIV S. 236—238.

Verf. verteidigt Her. III 90 das überlieferte Ὑγεννέων und vermutet, daß Ὕγενναι oder Ὑγεννεῖς auch der am Anfang von VII 76 ausgefallene Name sei.

5) F. Solmsen, Jonische Verbformen bei Attikern. Glotta II S. 301—315.

S. zeigt, daß der ursprünglich ionische Gebrauch von δεῖται und δεόμενον statt δεῖ und δέον (Hippokr. περὶ ἀέρος 8, Herodas 6, 41) auch in das Attische eingedrungen ist, namentlich bei Xenophon und dann auf Inschriften des IV. Jahrhunderts. Das δεῖται Plat. Menon 79 c (so der Bodl., δεῖ der Venet.) wird als Teil eines Citats aus Protagoras aufgefaßt. Mit Recht wird darum Her. IV 11 das überlieferte δεόμενον (AB²C δεόμενα) gegen die vielfachen Änderungsvorschläge in Schutz genommen. — Her. I 130 ist κατεστράφησαν nach CRSV zu schreiben, nicht κατεστράφθησαν; für ersteres sprechen die übrigen Stellen bei Herodot.

6) Nordionische Steine mit Beiträgen von P. Jacobsthal. Herausgegeben von U. von Wilamowitz-Möllendorff. Aus den Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1909. Mit 2 Tafeln. Berlin 1909, in Kommission bei G. Reimer. 71 S. 4. 5 *M*.

In dialektischer Hinsicht bieten diese aus Chios und Erythrä stammenden Inschriften wenig Ausbeute, zumal sie ja großenteils aus hellenistischer Zeit stammen. Doch sei Folgendes bemerkt. N. 8 (S. 33) λάψεται, N. 11 (S. 37) ὁκοῖα als „erster inschriftlicher Beleg für ionisches κ (aus den Jahren 380—360), N. 25 (S. 66) die auffällige Kontraktion δημαρχῶν neben δημαρχέων aus früher Zeit (c. 600). Recht beachtenswert ist auch N. 7 (S. 30) ἱροποιοῦ (N. 8 ἱερητείας, ἱερεῦσι, N. 2 u. 3 ἱερόν), da ἱρός sonst nur auf Inschriften aus Paros und von der thrakischen Küste nachweisbar ist. Damit hat O. Hoffmanns Warnung (die griech. Dial.² III S. 378) „doch muß dringend davor gewarnt werden, aus dieser Tatsache den Schluß zu ziehen, daß auf dem ionisch-asiatischen Festlande nur ἱερός gesprochen sei und daß diese Form lediglich durch den Unverstand der Grammatiker, die das homerisch-äolische ἶρος für ionisch hielten, aus dem Texte Herodots entfernt und durch ἱρός ersetzt sei“ ihre Bestätigung gefunden.

7) Wolf Aly, Ein Beitrag zur Textgeschichte Herodots. Rhein. Mus. N. F. 64. S. 591—600.

Die beiden Klassen der Hss. gehen nach A. auf zwei Rezensionen zurück, die nur darum so verschieden ausgefallen sind, weil das Interesse beider Herausgeber ein total verschiedenes gewesen ist. Um ihr Alter zu bestimmen, geht A. bei der Romanusklasse von ihren Lücken aus. Schon Holder hat festgestellt, daß man aus ihnen auf eine Zeilenlänge von c. 18, genauer 16—22 Buchstaben im Archetyp schließen könne. Daraus schließt nun

A. weiter, daß dieser kein Kodex gewesen sei, sondern aus Rollen bestanden habe, also älter als das 5.—6. Jahrh. gewesen sei. Aus der Tatsache ferner, daß falsche epische und hyperionische Formen sich in gleicher Weise in der Romanusklasse wie in den im ionischen Dialekt geschriebenen Schriften des 2. Jahrh. n. Chr. (mit Ausnahme Arrians) finden, schließt er weiter, daß die Rezension, die die Grundlage der Romanusklasse bilde, in derselben Zeit entstanden sei. Diese Folgerung kann man zugeben, wenn sie auch nicht so absolut fest steht, wie A. dies behauptet. Er sagt nämlich: „Soviel ist sicher, daß der Herausgeber der Romanusklasse um die Mitte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts gearbeitet haben muß“. Der Ausdruck „Herausgeber der Romanusklasse“ ist wunderlich genug, aber wunderlicher ist, was nun folgt. Die Fortsetzung des angeführten Satzes lautet: „während wir oben gesehen haben, daß vieles dafür spricht, die AB-Klasse spätestens in das erste Jahrhundert zu setzen“. Ich habe beim besten Willen im Vorhergehenden keine Stelle gefunden, wo dies bewiesen oder auch nur mit bestimmten Worten ausgesprochen ist. Weiterhin charakterisiert A. beide Klassen so: „AB Neubearbeitung der Aristarchausgabe, RVS die von dieser allerdings stark beeinflußte Vulgata in der Redaktion des 2. nachchristlichen Jahrhunderts“. Im einzelnen finden sich noch manche treffenden Bemerkungen, aber die ganze Abhandlung hat etwas Sprunghaftes und entbehrt der gründlichen Durcharbeitung.

Noch eine Kleinigkeit, die charakteristisch für die Schreibweise des Verf.s ist. Er zitiert S. 593 „vgl. PW. III 945, 47 ff.“ Ich glaube nicht, daß jeder Leser ohne weiteres darauf kommt, daß Pauly-Wissowas Real-Encyklopädie gemeint ist, zumal aus dem Text gar nicht zu ersehen ist, daß auf ein solches Werk verwiesen wird.

8) **Excerpta historica iussu Imp. Constantini Porphyrogeniti confecta ediderunt U. Ph. Boissevain, C. de Boor, Th. Büttner-Wobst. Vol. II Pars II. Excerpta de virtutibus et vitiis. Pars II. Recensuit et praefatus est Antonius Gerardus Roos. Berolini apud Weidmannos, 1910. 416 S. gr. 8. 15 M.**

Die Lesarten des aus Herodot entnommenen Teils dieser Excerpte (S. 1—29) sind schon von J. Wollenberg (LXIII locos ex Herodoto excerptos qui ex conlectaneis Constantini Augusti Porphyrogenetae *περὶ ἀρετῆς καὶ κακίας* in codice Peiresciano extant rec. J. W. Progr. des College royal Français in Berlin 1862) veröffentlicht worden, aber nicht die Excerpte selbst. W. hat sich begnügt, die Abweichungen der Excerpte vom Bekkerschen Texte anzugeben. Damit sind überflüssiger Weise eine große Anzahl von Stellen aufgeführt, an denen Bekker der Aldina folgt, während die Excerpte die Lesarten der Hss. haben, und andrerseits sind Stellen nicht beachtet, an denen in den Hss. verschiedene Les-

arten sich finden, wenn zwischen den Excerpten und dem Bekkerschen Texte Übereinstimmung stattfindet. So war es also recht schwer, sich aus Wollenbergs Arbeit ein klares Bild von der Stellung zu machen, die die Excerpte zu den Hss. Herodots einnehmen. Doch hat W. selbst schon die große Übereinstimmung zwischen den Excerpten und dem Florentinus (C) erkannt. Daß sich diese Übereinstimmung nicht auf C beschränkt, sondern sich auch auf AB ausdehnt, hat dann Stein ausgesprochen (Praef. S. XIX fuit codex, unde loci illi descripti sunt, ex eo genere quod nunc ABC repraesentant), eine Ansicht, die durch die vorliegende Ausgabe der Excerpte, die diese im Wortlaut bringt und dazu unter dem Texte die Varianten der Hss. Herodots, ihre volle Bestätigung findet. Wo die Excerpte mit Hss. der andern Klasse zusammengehen, ist das zufällig geschehen; es sind dialektische Abirrungen wie I 31 *εἷς* (= RV), II 77 *νόσους* (= RSV), VI 126 *οἰκία* (= R, statt *οἰκίῃ*) oder Fehler, die sich in allen Hss. aller Schriftsteller finden, wie z. B. III 48 *προσχόντων* (= PRSV) statt *προσσχόντων*. Leider hat Stein auch darin recht, daß er den Ertrag aus diesen Excerpten für Herodots Text als sehr gering bezeichnet (varietatem lectionum edidit maiori diligentia quam fructu J. W.). Roos bezeichnet durch Hinzufügung eines Sternes nur zwei Lesarten als wichtig, VII 134 *Ξέρξῃ τῶν* (Hss. *τῷ*) *Δαρείου κηρύκων*, eine Bestätigung von Reiskes Konjektur (von Wollenberg nicht angeführt, weil sie im Bekkerschen Texte steht), und VII 165 *ἐξελασθείς* (Hss. *ἐξελαθείς*), wie man jetzt wohl mit Recht schreibt, während früher die Form *ἐλαθείς* bei Herodot bevorzugt wurde.

Erwähnen möchte ich noch I 157 das seltene *ἐκτελέειν* für das gewöhnliche *ἐπιτελέειν* und IV 132 *χρῆμα* für *πρῆγμα*; ein Grund dafür, diese Lesarten in den Text aufzunehmen, besteht natürlich nicht. Eher könnte man das von folgender sagen. VIII 118 haben die Excerpte *στρατιὴ . . ἀπάγειν ἐπὶ* (st. *ἐς*) *τὸν Ἑλλήσποντον*, da bei dem Marsch eines Landheeres zu einem Fluße oder zur Meeresküste *ἐπί* die übliche Präposition ist. Aber Herodot sagt auch VIII 115 *ἐπορεύετο κατὰ τάχος ἐς τὸν Ἑλλήσποντον*; offenbar steht an beiden Stellen *Ἑλλήσποντος* im weiteren Sinne = *ἡ Ἑλλησποντία* (*γῆ*).

Es ist recht bedauerlich, daß Roos Wollenbergs Arbeit nicht zugänglich gewesen ist; er würde sonst sicherlich die Kollation Büttner-Wobsts, auf der seine Ausgabe in diesem Teile allein beruht, an den Stellen, an denen diese von Wollenbergs Angaben abweicht, genau nachgeprüft haben. Gleich zu Anfang sind Wollenberg merkwürdiger Weise einige auffällige Varianten entgangen, I 9 *ἔστε ἄν* (eigentlich *ἐστεάν*) st. *ἐπεάν* und *ἐσόψεται* st. *σε ὄψεται*. Sonst aber scheint W. bei seiner Arbeit sehr genau zu Werke gegangen zu sein, da er selbst überflüssige Dinge, wie das Fehlen von Akzenten u. a. sorgfältig verzeichnet. An

folgenden Stellen hege ich Zweifel an der Richtigkeit der neuen Kollation. W. und Roos geben übereinstimmend III 30 und VII 229 die Form δύω an, aber II 119 wird diese Form nur von W. erwähnt. II 124 haben die Excerpte nach R. κατὰ τὴν εἶλκον, nach W. κατὰ τὴν ἧλκον. Da aber nach Stein und Hude AB ἥιλκον haben, glaube ich, daß W. das Richtige gelesen hat. Interessant wäre es auch zu erfahren, ob VII 229 die Excerpte wirklich ἀποθνήισκειν, wie W. angibt, haben. Sehr wichtig aber erscheint mir IX 34 die Nachprüfung. Hier haben die Hss. Herodots ὡς εἰκάσαι βασιληίην τε καὶ πολιτηίην αἰτεόμενος. Hierzu bemerkt W. „confirmatur libro p. (Peirescianus) Schaeferi αἰτεόμενον quod Bek. in textum recepit", während nach R. auch die Excerpte αἰτεόμενος haben.

Hinsichtlich des Verhältnisses unserer Excerpte zu Suidas hat R. folgendes festgestellt. Sechs Artikel des Suidas (Κῖρος = N 20 (Her. III 89), Δημοκήδης[2] = N. 22 (Her. III 129, 130), Δημοκήδης[3] = N. 27 (Her. III 133), Βάττος = N. 31 (Her. IV 154. 155), περιεμεκτήσας = N. 31 (Her. IV 154), Δᾶτις = N.39 (Her. VI 118) stammen aus den Constantinianischen Excerpten, bei vier andern (ἀναγνωσθείς und Θεμίσων = N. 31 (Her. IV 154), ὑπεξέσχεν = N. 38 (Her. VI 74), ἐνέχρανε = N. 38 (Her. VI 75) ist die Sache nicht zu entscheiden, einer endlich (Σπέρχις = N. 45 (Her. VII 134) kann nicht aus den Excerpten stammen.

Zum Schluß ein paar Kleinigkeiten. I 30 fehlt zu πόλεως die Angabe der Lesart der Hss. πόλιος; ebenso steht es VI 121 mit εἰς (Hss. ἐς), VI 125 mit παρέσαζε (Hss. παρέσαξε). VIII 164 ist bei τοὔνομα nicht bemerkt, daß dies die Lesart von ABC ist, die andern Hss. aber τὸ οὔνομα haben. Ist endlich V 92 ζ σινάμορον die Lesart der Excerpte oder ein Druckfehler? Im ersteren Falle würde die Angabe der Lesart der Hss. σινάμωρον fehlen.

9) Eb. Nestle, Der richtige Anfang von Buch 8 und 9 des Herodot. Berliner phil. Wochenschr. 1909 Sp. 861—863.

10) Eb. Nestle, Die neun Musen Herodots. Berliner phil. Wochenschr. 1911 Sp. 725—726.

Am Schluß von Buch VII und VIII stehen in allen Hss. außer P (nach Macan in VII auch S) die Anfangsworte des folgenden Buches. Dasselbe findet am Schluß von II, III, IV und VI in R (S) V statt. Hieraus folgert N.: „Die 8 Worte, die den Anfang von VIII und IX bilden sollten und ihn bei Aldus und Camerarius bilden, sind jetzt der Schluß von VII und VIII geworden. Die beiden letzten Bücher sind um ihren richtigen Anfang gekommen. Weil die 8 Worte, die am Schluß des vorhergehenden Buches als Custode gesetzt waren, hier einen ganzen Satz bildeten, wurden sie aus Versehen für den Schluß dieser Bücher gehalten und am Anfang des nächsten Buches weggelassen. In II, III, IV, VI, wo die Custoden keinen Satz geben, wurden sie als das er-

kannt, was sie waren, und so schon von Aldus weggelassen. Am Schluß von V fehlt dieser Custode schon in den Hss.; also begann wohl schon in alter Zeit hier eine neue Rolle".

Im zweiten Artikel eifert N. gegen die Weglassung der Musennamen. Er erkennt an, daß sie erfolgt ist, weil die Benennung nicht ursprünglich ist. Aber „wer kann sagen, ob sie jünger ist als die Einteilung in 9 Bücher? Wenn man diese Einteilung beibehält, warum nicht auch deren Benennung?" Endlich bekommen auch die Herausgeber eins ab, die B. VI mit *Z* statt mit ς bezeichnen.

11) **Herodotos Historien deutsch von August Horneffer.** Neun Bändchen. Leipzig 1910, Werner Klinkhardt, 826 S. 8. Geh. je 0,90 *M*., in 3 Bde. à 2,50 *M* geh., in Schuleinband je 2,75 *M*, in Leinen geb. je 3,50 *M*. (Antike Kultur, Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache, herausgegeben von den Brüdern Horneffer, B. XII—XX).

Diese Übersetzung Herodots ist für Leser bestimmt, die das Griechische gar nicht oder doch nicht so beherrschen, daß sie das antike Schriftwerk wirklich lesen können. Andere Leser scheint der Verfasser auch gar nicht zu wünschen; wenigstens macht er eine Vergleichung der Übersetzung mit dem Original so schwer als möglich, indem er jede Kapiteleinteilung wegläßt. Das Bestreben des Verf.s ist nun, „bei möglichster Wahrung der Eigenart und des Wortlautes des Originals deutsch gut lesbare Bücher" zu liefern. Man kann zugeben, daß letzteres im großen und ganzen erreicht ist, während von ersterem, der Wahrung der Eigenheit und des Wortlautes, nicht gut die Rede sein kann. Im allgemeinen ist doch die Übersetzung eine recht freie, oft auch da, wo eine Nötigung, vom Satzbau und der Ausdrucksweise des Originals abzuweichen, gar nicht vorliegt. Schlimmer noch ist es, daß die Übersetzung nicht nur sehr häufig ungenau, sondern auch gar nicht selten geradezu unrichtig ist. Bei einer flüchtigen Prüfung des ersten und fünften Buches habe ich mir folgendes aufgezeichnet. Ich beginne mit der Behandlung der Eigennamen. I 7 lernen wir als den früheren Namen der Lyder „Meier" kennen (*πρότερον Μηίων καλεόμενος*). Offenbar hat die Singularform *Μηίων* den Verf. irre geführt; VII 74, wo *Μηίονες* im Texte steht, heißen sie Meioner. I 148 lernen wir einen Poseidon Heliconi**o**n und ein Fest Panioni**o**n kennen. V 27 steht zweimal Lykaretes statt Lykaretos, V 59 Apollon Ismeni**as**, V 63 Anchimolion dreimal statt Anchimolios, V 67 Mekistes statt Mekisteus, V 117 Perkotes statt Perkote; V 62 Alkmeoniden, aber V 90 Alkmäoniden. V 92 *β* ist der Name des Bacchiaden Amphion ganz ausgelassen. Nicht ganz ohne Berechtigung sind die Formen Tainaros (I 23) und Pedason (V 121). Richtiger aber dürften doch Tainaron und Pedasos sein. Des weiteren habe ich zu bemerken: I 3 *ἐπιστάμενον* „in dem festen Vorsatz" st. „in der Über-

zeugung. — 12 *οὐ γὰρ μετίετο* „er konnte ja nicht anders“; ganz unnötig frei st. „wurde nicht fortgelassen“. — 13 *ἐκρατύνθη* „herrschte“ st. „wurde befestigt“. — 23 *ἐπὶ δελφῖνος* „von Delphinen“; was soll der Plural? Ebenda ist *τῶν ἡμεῖς ἴδμεν* gar nicht und *διδάξαντα* ganz unrichtig „lehrte diese Kunst“ (st. „aufführte“) übersetzt. — 27 *οἰκότα ἐλπίζων* „du meinst, es es werde so geschehen“. Hier hat die Übersetzung mit dem Original auch gar keine Ähnlichkeit mehr. Die kürzeste und doch ganz sachgemäße Übersetzung wäre „und das mit Recht.“ — 42 *πολλαχῇ τε ἂν ἴσχον ἐμεωυτόν* „und oft habe ich es mir versagt“; wie es scheint nach der Lesart *ἀνίσχον* in A, die doch in keiner Ausgabe mehr steht. — 47 *κωφοῦ συνίημι* „hör ich doch des Stummen Gespräch“ st. „verstehe den Stummen“. — — 57 (*Πελασγῶν, οἳ σύνοικοι ἐγένοντο Ἀθηναίοισι* „die auf attischem Gebiet wohnen“. — 60 *ἐκ παλαιτέρου* „von jeher“ ungenau st. „seit längerer Zeit“. — 64 *ἐπίκουροι* „Bundesgenossen“ st. „Söldner“. — 66 *καταφρονήσαντες Ἀρκάδων κρέσσονες εἶναι* „hielten sich für mächtiger als die verachteten Arkader“. Das Kompositum *καταφρονεῖν* heißt hier nicht „verachten“, sondern „die feste Zuversicht haben“. — 68 *οἱ δὲ ἐκ λόγου πλαστοῦ ἐπενείκαντές οἱ αἰτίην ἐδίωξαν* „die aber schalten ihn einen Lügner und vertrieben ihn aus der Stadt“. Man fragt sich vergeblich, wie das herauskommen soll. — 73 *Σκυθέων τῶν νομάδων εἴλη ἀνδρῶν στασιάσασα ὑπεξῆλθε ἐς γῆν τὴν Μηδικήν* „ein Haufe der skythischen Nomadenstämme wanderte aus und drang in Medien ein“. Wo bleibt *στασιάσασα*? Ebenda *παῖδάς σφι παρέδωκε* „seine Söhne wurden ihnen übergeben“. Wo steht „seine“? — 76 *ἡ δὲ Πτερίη . . κατὰ Σινώπην πόλιν τὴν ἐν Εὐξείνῳ πόντῳ μάλιστά κῃ κειμένη* (so seit Wesseling alle Ausgaben st. des überlieferten *κειμένην*) „liegt gegen die Stadt Sinope hin, die zum großen Teil in den Pontos Euxeinos hineingebaut ist“. Wie es scheint, um etwas Besonderes zu bringen, nimmt er die allgemein gebilligte, notwendige Konjektur Wesselings nicht an und übersetzt *μάλιστα* „zum großen Teil“, was es doch in Verbindung mit *κῃ* nicht heißen kann. Daß *ἐν τῷ Ε. π.* „an der Küste des Pontos“ heißen kann, ist ja wohl bekannt. Von Sinope selbst ist es noch II 34, von Apollonia IV 90 bei Herodot gesagt. Endlich paßt die Übersetzung nicht zur Wirklichkeit, da die Stadt nach Strabo S. 545 *ἐπ' αὐχένι χερρονήσου τινός* lag. — 78 *καταστρέφεσθαι* „vertilgen“; nein, „unterwerfen“, was doch nicht dasselbe ist. — 82 *αἱ λοιπαὶ τῶν νήσων* „die übrigen Inseln der Peloponnes“. Vom Peloponnes steht nichts da; was gemeint ist, ist nicht ganz sicher. — 86 *τὸν ἂν ἐγὼ πᾶσι τυράννοισι προετίμησα μεγάλων χρημάτων ἐς λόγους ἐλθεῖν* „einen Mann, mit dem alle Herrscher um jeden Preis eine Unterredung suchen sollten“. Wieder etwas ganz anderes, als Herodot Kroisos sprechen läßt.

Letzterer meint natürlich, daß er (Kroisos) viel darum gegeben hätte, wenn Solon sich mit Kyros unterredet hätte. — 92 *ἐπὶ κνάφου ἕλκων* „unter Martern". Zu unbestimmt. — 96 *ἐπιστάμενος ὅτι τῷ δικαίῳ τὸ ἄδικον πολέμιόν ἐστι* „er wußte wohl, daß dem rechtschaffenen Manne Ruchlosigkeit verhaßt ist". Das Partizip ist von jeher konzessiv gefaßt worden, worauf auch schon das einleitende *καὶ ταῦτα μέντοι* hinweist; außerdem heißt *πολέμιος* nicht „verhaßt", sondern „feindselig". — 97 *στήσωμεν ἡμέων αὐτῶν βασιλέα* „laßt uns einen König wählen". Das *ἡμέων αὐτῶν* „aus unserer Mitte" war nicht wegzulassen. — 98 *καὶ τοῦτο* (die Hauptstadt) *περιστέλλοντας τῶν ἄλλων ἧσσον ἐπιμέλεσθαι*. Über den Sinn des Satzes kann gar kein Zweifel sein, wohl aber ist gar nicht zu ersehen, wie Verf. zu seiner Übersetzung „damit sie sich vor den Umwohnenden nicht mehr zu fürchten brauchen" gekommen ist. — 108 *ἄλλους ἑλόμενος* „indem du andere damit beauftragst", ähnlich wie Abicht „keinen andern dazu nehmen", aber schwerlich richtig. Jedenfalls richtiger Stein „andern zu Liebe". — 114 *ὀφθαλμοὶ βασιλέος* „Ratgeber des Königs". Hier war der eigentümliche Ausdruck beizubehalten; auch trifft er mit „Ratgeber" nicht einmal das Wesen der Sache. — 116 *τὸν Ἀστυάγεα ἐσήιε ἀνάγνωσις αὐτοῦ* „erkannte ihn Astyages wieder". Von einem Wiedererkennen kann doch keine Rede sein. — 120 *ἐκ προνοίης τινός* „ohne daß es jemand ahnen konnte" st. „ohne vorbedachte Veranstaltung" (Krüger), was doch etwas ganz anderes ist. Ebenda *καὶ νῦν εἰ φοβερόν τι ἐνωρῶμεν, πᾶν ἂν σοὶ προεφράζομεν* „wo wir dir Gefahren drohen sahen, haben wir dich dann auch genau darüber unterrichtet". Es ist ganz übersehen, daß der Satz irreal ist. — 153 *ἀπήλαυνε* „kehrte zurück" st. „zog ab". — 162 *ἐπολιόρκεε* „eroberte" st. „belagerte". — 180 *τὸ γὰρ μέσον αὐτῆς ποταμὸς διέργει, τῷ οὔνομά ἐστι Εὐφρήτης* „Mitten hindurch fließt nämlich der Strom, der den Namen Euphrat trägt". Nein, „ein Strom". Das ist nicht gleichgültig; indem Herodot den Artikel wegläßt, läßt er erkennen, daß er bei seinen Lesern Bekanntschaft mit diesem Fluß nicht voraussetzt. — 191 folgt Verf. in der Übersetzung der Überlieferung der Hss. *οὐκ ἂν περιιδόντες*, wo die neueren Herausgeber mit Recht Palms Konjektur *οἱ δ' ἂν περιιδόντες* angenommen haben. — 194 *ἐδάφεος τρόπον* „(bekleiden sie mit Häuten), wie man sie auf den Fußboden zu breiten pflegt". Wunderlich. — 200 *σῶσι διὰ σινδόνος* „bewahren sie in indischer Leinwand auf". Wie es scheint, hält Verf. *σῶσι* für eine Form des Verbum *σῴζειν*. — 206 *ζευγνὺς τὸν ποταμόν* „den Strom durch Türme zu befestigen". Von Türmen steht doch gar nichts da; außerdem sollen doch die Türme nicht zum Schutze des Stromes, sondern zur Verteidigung der Brücke dienen. — V 24 (*ἔπειθε* (Megabazos) *Δαρεῖον ὡς εὖ προορῶν* „diese Worte überzeugten Dareios leicht. Denn er sah

deutlich". In der Übersetzung ist also bei „sah" Dareios Subjekt, im Original aber bei *προορῶν* Megabazos. — 28 *κατύπερθε δὲ τούτων ἐπὶ δύο γενεὰς ἀνδρῶν* „zwei Menschenalter früher". Ich denke, *ἐπὶ* c. acc. drückt in zeitlicher Hinsicht eine Dauer aus. — 30 *γαμβρός* „Schwager". Das kann es freilich heißen, ich kann auch nicht sagen, ob man sonst einen Grund hat, Aristagoras als Schwiegersohn des Histiaios zu bezeichnen, wie das doch sonst allgemein geschieht. Man sieht aber wieder, daß Verf. zuweilen etwas Besonderes bringen will. Ganz verkehrt aber ist c. 67 *γαμβρός* mit „Schwiegervater" übersetzt; denn Tydeus, um den es sich hier handelt, war anerkanntermaßen der Schwiegersohn des Adrastos. Außerdem wird ebenda noch Polybos zum Schwiegervater des Adrastos gemacht, während Herodot Adrastos klar und deutlich als Enkel (*θυγατριδέος*, Tochtersohn) des Polybos bezeichnet. — 43 *κτησαμένου* „besessen" st. „erworben". — 44 *συνελεῖν* „nahm die Stadt ein". Wo bleibt *σύν* in der Übersetzung? — 49 *πολυαργυρώτατοι* „reich an Silber" st. „reich an Geld". Bei dem Reichtum Lydiens kann es sich viel weniger um Silber als um Gold handeln. — 49 *ἀναβάλλομαί τοι ἐς τρίτην ἡμέρην* „warte drei Tage"; nein, „zwei Tage". — *ἐπ' ᾧ πύλαι τε ἔπεισι* „dessen (Halys) Übergang durch ein Tor geschlossen ist". Hier kann *πύλαι* nur „Paß" bedeuten. — 56 im Vers wird *λέων* ganz unnötig durch „Tapferer" ersetzt. — 62 *ἐπείτε σφι . . οὐ προεχώρεε, ἀλλὰ προσέπταιον μεγάλως πειρώμενοι κατιέναι τε καὶ ἐλευθεροῦν τὰς Ἀθήνας, Λειψύδριον τὸ ὑπὲρ Παιονίης τειχίσαντες, ἐνθαῦτα οἱ Ἀλκμεωνίδαι . . τὸν νηὸν μισθοῦνται τὸν ἐν Δελφοῖσι.* Durch *ἐνθαῦτα* ist klar und deutlich der Anfang des Nachsatzes zu *ἐπείτε* bezeichnet, das Partizip *τειχίσαντες* gehört also zum Vordersatz und bezeichnet, da es im Aorist steht, etwas, das dem *προσέπταιον* vorausgeht. Was macht nun der Verf. daraus? Er übersetzt „Da ihr Versuch . . nicht gelang, da sie bei diesem Versuche, Athen zu befreien, sogar eine schwere Niederlage erlitten, befestigten sie den Ort Leipsydrion nördlich von Paionia. Von hier aus (*ἐνθαῦτα*!)" usw. — 63 *Ἀγχιμολίου εἰσὶ ταφαὶ τῆς Ἀττικῆς Ἀλωπεκῆσι, ἀγχοῦ τοῦ Ἡρακλείου τοῦ ἐν Κυνοσάργει* „es gibt ein Grabmal des A. nahe dem des Herakles". Also war das Herakleion ein Grabmal des Herakles! — 65 *οὔτε γὰρ ἐπέδρην ἐπενόεον ποιήσασθαι* „waren nicht für eine Belagerung gerüstet". Das mochte ja auch der Fall sein; aber es steht nicht da, sondern nur, daß sie nicht die Absicht hatten. — 94 *Ἱππίῃ . . ἐδίδου μὲν Ἀμύντης* „Hippias erhielt von dem Könige Amyntas zum Geschenke". Das Imperfekt von *διδόναι* heißt „anbieten". — 98 *πεζῇ* „zu Fuß"; besser „zu Lande". — 102 *αἱρέουσι αὐτοὺς ἐν Ἐφέσῳ* „stießen in Ephesus auf sie". Natürlich „bei Ephesus". — 106 *ὅρα μὴ ἐξ ὑστέρης σεωυτὸν ἐν αἰτίῃ σχῇς* „Sieh dich vor, daß nicht

die Schuld schließlich auf dich zurückfällt". Das hat doch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Original, und doch kann beinahe wörtlich „Sieh dich vor, daß du nicht nachher dich selber anzuklagen habest (Stein)" übersetzt werden. — 109 am Anfang ist *τούτου δὲ τοιούτου γινομένου* nicht übersetzt.

Ich habe mich länger hierbei aufgehalten, weil ich gesehen habe, daß dieser Übersetzung von anderer Seite großes Lob gespendet ist. Dem glaubte ich entgegentreten zu müssen.

12) H. Diels, Die Anfänge der Philologie bei den Griechen. N. Jahrb. f. d. kl. Altertumsw. 1910 S. 1—25 (Vortrag, gehalten in der allgemeinen Sitzung der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz am 28. Sept. 1909).

Fast die Hälfte des Aufsatzes beschäftigt sich mit Herodot, der gegen die Angriffe E. Meyers, die dieser gegen seine geringen Sprachkenntnisse erhoben hat, verteidigt wird. Folgendes sei hier angeführt. Herodot, der in Halikarnaß, wo man dorisch, ionisch und karisch sprach, aufgewachsen ist, hatte ein feines Ohr für sprachliche Erscheinungen. Darum war er gewohnt, auch in der Fremde auf sprachliche Dinge zu achten. Neben manchen falschen Erklärungen ägyptischer Wörter gibt er doch auch eine Anzahl richtiger, ja er stellt einen Vergleich über die Sprache der Kolcher und Ägypter an, gibt neben der hellenischen Wortform *Ἄμμων* auch die ägyptische *Ἀμοῦν*, so daß er über eine gewisse Kenntnis der ägyptischen Sprache verfügt haben muß. Ebenso werden mehrere persische Namen richtig erklärt. Der schlimmste Vorwurf bleibt freilich an ihm sitzen, seine Behauptung, daß alle persische Namen auf Sigma ausgehen. Er hat es versäumt, die ihm geläufigen griechischen Namensformen an den echtpersischen nachzuprüfen. Sein Verfahren ist aber echt philologisch mit einem Fehler, den auch wir noch begehen, den zu enger Induktion. In dieser Weise sucht D. Meyers Behauptung, Herodot habe wenig oder gar nichts von Persisch, Skythisch oder Ägyptisch verstanden, einzuschränken. Außerdem hebt D. das lebhafte Interesse hervor, das Herodot an den literarischen Erscheinungen Griechenlands hatte, wie das seine Bemerkuugen über Archilochos, Arion, Alkaios, Äsop, Sappho, Anakreon, Pindar, Simonides, Solon und vor allem über Homer bezeugen; ja in bezug auf letzteren nennt er ihn den ersten Wolfianer. Zuweilen erscheinen seine Bemerkungen recht überflüssig und die Verkennung dieses Umstandes hat nach D.' Meinung an einer Stelle zu einer ungerechtfertigten Athetese geführt. Her. I 12 wird allgemein seit Wesseling die Bemerkung über Archilochos (*τοῦ καὶ Ἀρχίλοχος ... ἐπεμνήσθη*) als fremder Zusatz erklärt. Das hält D. für falsch, weil das c. 13 folgende *ἔσχε δὲ τὴν βασιληίην* die durch die Parenthese unterbrochene Rede wieder aufnehme. Aber solche Wiederaufnahmen mit demselben Ausdruck sind doch bei Herodot gar nicht selten, auch wenn keine Unterbrechung durch einen

Zwischensatz eingetreten ist; das Wesentliche dabei ist, daß eine Erweiterung eintritt, wie hier durch *ἐκ τοῦ ἐν Δελφοῖσι χρηστηρίου*. Ferner erscheint mir so überflüssig wie hier keine von den sonstigen literarischen Notizen. Die zum Vergleich herangezogene Stelle V 95 über Alkaios hat einen andern Charakter, insofern doch dieser an den dort erwähnten Kämpfen teilgenommen hat. An zwei andern Stellen dagegen scheint mir D. mit Recht den überlieferten Text gegen Athetesen zu verteidigen. I 148 hat zuerst Stein den letzten Satz *πεπόνθασι δὲ ... τὰ οὐνόματα* für unecht erklärt. D. bemerkt dagegen: „Stein bemerkt richtig, daß der grammatische Terminus *πεπόνθασι* damals noch nicht üblich gewesen sei. Natürlich, wie soll es grammatische Kunstausdrücke gegeben haben zu einer Zeit, wo die Grammatik selbst noch in der Wiege lag. Und zu der Zeit, wo es eine technische Terminologie gab, hätte *πάθος, πάσχειν* das Gegenteil von dem, was es bei Herodot heißt, nämlich nicht die normalen, sondern die anormalen Veränderungen der Wörter in ihrer Flexion bedeutet. Also muß die Stelle alt sein. *Πεπόνθασι* entspricht also ziemlich genau dem I 139 gebrauchten *συμπέπτωκε γίνεσθαι*". Auch sonst zeigen ja beide Stellen denselben Charakter. Die andere Stelle steht VI 98. Hier hat Wesseling den letzten Satz, der die Deutung der persischen Königsnamen enthält (*δύναται δέ ... καλέοιεν*) zuerst ausgeschieden. Wie E. Meyer (Forschungen zur alten Geschichte I S. 194) ist D. gegen die Athetese und stimmt der Umstellung zu, die Cook (Classic. Rev. 1907 S. 109, ähnlich schon Eb. Nestle Berliner phil. Wochenschr. 1903 Sp. 115) vorgenommen hat. *Δαρεῖος ἀρήιος, Ξέρξης ἑρξίης, Ἀρτοξέρξης κάρτα ἑρξίης* statt *Δαρεῖος ἑρξίης, Ξέρξης ἀρήιος, Ἀρτοξέρξης μέγας ἀρήιος* zu. Aber auch die vorausgehenden Worte *καὶ ἐν χρησμῷ ... ἐοῦσαν*, die von mehreren Hsg. ausgeschieden sind, weil sie in ABC fehlen, hält er für echt, indem er ganz richtig darauf hinweist, daß der Ausfall in diesen Hss. durch die Wiederholung der Worte *ἀκίνητον περ ἐοῦσαν* nach *ἐοῦσαν ἀκίνητον* hervorgerufen sei. Beide Sätze hält er für spätere Nachträge von Herodots Hand.

13) **Justin V. Prášek, Geschichte der Meder und Perser bis zur Makedonischen Eroberung.** II. Band. Die Blütezeit und der Verfall des Reiches der Achämeniden. Gotha 1910, Fr. A. Perthes (Handbücher der alten Geschichte I). 255 S. 6 *M.*

Das Buch zerfällt, wie schon aus dem Titel hervorgeht, in zwei große Abschnitte, von denen der erste die Regierung des Dareios, d. h. die Blütezeit des Achämenidenreiches, der zweite die übrige persische Geschichte bis zum Ende des Reiches enthält. Da die Verwickelungen Persiens mit Griechenland hier nicht behandelt werden, indem hierfür auf Busolts griechische Geschichte verwiesen wird, kommt für Herodot nur der erste Abschnitt in Betracht, und aus diesem sind es wieder vornehmlich zwei Stücke.

die hier behandelt werden können, die Paragraphen über die Reichseinteilung und Verwaltung des Dareios (S. 44—74) und über das Skythenland und den Skythenzug (S. 75—108). In beiden finden sich eine Reihe von Angaben zusammengetragen, die für die Erklärung Herodots sehr brauchbar sind und die man sonst nicht leicht bei einander hat. In betreff des Skythenlandes ferner sind eine Reihe von Schriften herangezogen, die deutschen Gelehrten weniger leicht zugänglich sind, weil sie in slavischen Sprachen geschrieben sind.

Wie P. in B. I eine ausgedehnte Benutzung des Hekataios für die medische Geschichte Herodots annimmt, ohne doch vollgültige Beweise dafür bringen zu können, so nimmt er auch hier für die Geographie des Skythenlandes den Milesier als Hauptquelle an, allerdings mit dem Unterschiede „daß dessen Angaben Herodots eigene Erkundigungen entgegengestellt, ja mitunter auch kritisch geprüft und korrigiert werden". Nur nebenbei sei auf den wunderlichen Satzbau hingewiesen; im übrigen aber gebe ich zwar zu, daß, wenn Herodot für seinen Σκυθικὸς λόγος eine schriftliche Quelle gehabt hat, diese allerdings aller Wahrscheinlichkeit nach Hekataios gewesen ist, bin aber andererseits der Ansicht, daß alle die Bedenken, die Herodot gegen das, was er berichtet, äußert, ebensogut oder noch wahrscheinlicher gegen mündliche Berichte gerichtet sind. Für den Zug des Königs nimmt P. zwei Berichte als Quellen an, einen längeren, für Dareios ungünstigen, verworrenen, aus Ionien stammenden, und einen kürzeren, nur in Trümmern vorliegenden (IV 121). Genauere Angaben über das, was diesen beiden Berichten bei Herodot zuzuweisen ist, fehlen[1]).

Zwei sonderbare Widersprüche sind mir aufgefallen. S. 26 heißt Atossa richtig die Tochter des Kyros und Witwe des Kambyses, S. 133 aber Schwester und Gemahlin des Dareios. Sollte hier etwas beim Druck ausgefallen sein? Im zweiten Fall ist diese Annahme ausgeschlossen. S. 11 und 192 wird von Ktesias behauptet, er sei bei Kunaxa in die Gefangenschaft des Artaxerxes geraten, eine Ansicht, die sich auf Tzetzes stützt, der aber, wie schon C. Müller in seiner Pariser Ausgabe des Ktesias (S. 2) gezeigt hat, eine Angabe Diodors (II 34) falsch verstanden hat, während S. 191, also kurz vor der zweiten oben angeführten Stelle, in einer Anmerkung gesagt wird, Ktesias habe im Gefolge des Artaxerxes jene Schlacht mitgemacht. Rührt denn diese Anmerkung von einem andern Verfasser her?

Bei der Besprechung des ersten Bandes habe ich auch auf das mangelhafte Deutsch hingewiesen. In diesem Bande steht es in dieser Hinsicht etwas besser, aber immer noch wird man bei

[1]) S. 94 sollte wohl für den längeren Bericht eine genauere Angabe folgen; es steht aber nur da „IV 97 bis". Es scheint also im Druck etwas ausgefallen zu sein.

der Lektüre daran erinnert, daß das Deutsche nicht die Muttersprache des Verfassers ist. Wiederholt werden Präpositionen ungewöhnlich gebraucht, wie z. B. S. 28 „die Stammesfürsten wollten sich mit ihm um dieselbe teilen“, S. 98 „zu seinem Kern zuzusehen“. Ein Beispiel eines fehlerhaften Satzes ist oben angeführt. Erwähnt sei noch, daß sich auch hier wie B I S. 223 (vgl. JB. 1908 S. 327) ein falsch gebrauchtes „gleichsam“ findet. Es heißt S. 31 „gleichsam nach Bewältigung des susischen Aufstandes“, gemeint kann nur „gleich“ sein.

14) J. Sitzler, Der Koer Kadmos. Philol. LXVIII (N. F. XXII) S. 321—331.

S. sucht die Angaben Herodots (VI 23—24; VII 163—164) und des Thukydides (VI 4, 6) zu vereinigen und eine Chronologie des Erzählten herzustellten. Zunächst hält er es für ausgemacht, wie andere vor ihm, daß Skythes, der *βασιλεύς* oder *μούναρχος* von Zankle (Her. VII 163 u. 164), und Skythes, der Vater des Kadmos von Kos (Her. VI 23), ein und dieselbe Person sind. Skythes war, bevor er nach Sicilien ging, Tyrann von Kos. und zwar längere Zeit, da er seine Herrschaft seinem Sohn Kadmos als eine *εὖ βεβηκυῖαν* übergibt. Dieser wird sie beim Ausbruch des ionischen Aufstandes, als der Freiheitsdrang der Griechen auch in andern Städten die Tyrannis beseitigte, niedergelegt haben. Er verließ dann Kos wahrscheinlich nach der Eroberung von Milet, als auch seiner Vaterstadt Unterwerfung drohte. und gewann dann die von Herodot erwähnte Stellung in Zankle, wo er gewissermaßen als Rächer seines Vaters, der dort vorher eine ähnliche Stellung eingenommen hatte, auftrat. Dort besuchte ihn dann sein Vater Skythes (Her. VI 24). Die Eroberung Zankles durch die Samier, die von vertriebenen Milesiern begleitet waren, setzt S. in das Jahr 493, die Vertreibung der Samier (*οὐ πολλῷ ὕστερον*) und die Umnennung der Stadt in Messene in das Todesjahr des Hippokrates von Gela (491), und die Eroberung der Stadt durch Kadmos in das Jahr 490. Man kann sich diese Aufstellung gefallen lassen, aber der Rätsel bleiben noch genug. Die Auffassung der beiden Skythes als eine Person wird man ja hinnehmen müssen, obwohl bei Herodot eine darauf hinweisende Bemerkung fehlt; S. erklärt sich dies aus dem unfertigen Zustande, in dem Herodots Werk auf uns gekommen ist. Aber fragen muß man sich, wie Skythes dazu kommt, seine sichere Stellung in Kos aufzugeben, um Abenteuern in Sicilien nachzugehen. Das paßt doch wenig zu der von Herodot gegebenen Charakteristik des Mannes. Viel eher ließe sich seine Handlungsweise erklären, wenn man annimmt, daß er von Dareios an den Hof nach Susa berufen wurde. Wenn ferner S. meint, Kadmos habe seine Tyrannis in Kos niedergelegt wegen des Freiheitsdranges der Griechen in Kleinasien, so stimmt das wenig mit den Worten

Herodots ἱκνών τε εἶναι καὶ δεινοῦ ἐπιόντος οὐδενός überein. Endlich will mir auch eine zweite Reise des Skythes nach Sicilien, die nur ein einfacher Besuch bei seinem Sohne gewesen sein soll, wenig gefallen. Reisen von Susa nach Sicilien behufs eines einfachen Besuches passen doch wenig für die Zeiten des Königs Dareios.

In textkritischer Hinsicht ist noch zu bemerken, daß S. für seine Darstellung Her. VII 164 nur die Lesart μετὰ Σαμίων (RSV; παρὰ Σαμίων ABC) brauchen kann.

15) J. Sitzler, Zu Herodot. Wochenschr. f. klass. Phil. 1909 Sp. 1245—1246.

Stein erklärt zu Her. I 2, daß Herodot in der Thasossage (VI 47, 4, II 44, 17) Europa wie Homer (Ξ 321) als eine Tochter des Phoinix ansehe, während er IV 147 und VII 91 nach der gewöhnlichen Genealogie Kadmos, Thasos und Kilix als Brüder der Europa und Söhne des Agenor betrachte. Diese Annahme wird aber, wie S. richtig bemerkt, überflüssig, wenn man VI 47 τοῦ Φοίνικος nicht als Namen auffaßt, sondern „des" Phönikers (in Bezug auf das vorhergehende οἱ Φοίνικες) erklärt, wie das J. Strachan und S. selbst in ihren Ausgaben getan haben.

16) Wolf Aly, Karer und Leleger. Philol. 69 (N. F. 22) S. 428—444.

Die Karer, Myser und Lyder sind nach der Ansicht des Verf.s gegen Ende der mykenischen Epoche von Osten her in Kleinasien eingebrochen und fanden hier bereits eine Bevölkerung vor, die die Griechen den nichtgriechischen Stämmen des Mutterlandes angeglichen haben, weshalb sie beide Teile Leleger nennen, ein Name, der jedoch im äußersten Süden und Norden nicht im Gebrauch gewesen zu sein scheint, wie die Eteokreter, Eteokarpathier und Lykier einerseits, die Pelasger und Tyrrhener andrerseits beweisen, die offenbar in denselben Zusammenhang gehören. Was Herodot (I 171) über die Karer nach den Erzählungen der Kreter sagt, daß sie von den Inseln nach dem Festlande gekommen seien, soll auf die Leleger bezogen werden, mit denen sie Herodot verwechselt habe. Was Herodot aber von den Karern selbst sagt, daß sie sich für alteingesessene Festlandbewohner halten, wird für richtig gehalten.

17) Wolf Aly, Herodots Vorlesung in Athen. Rhein. Museum N. F. 64 S. 637.

A. hält die Nachricht von der Vorlesung für durchaus glaublich, nicht aber die hohe Summe von 10 Talenten. Nach den Inschriften sind 1000 und 500 Drachmen die üblichen Sätze für Belobigungen. Auf dem Ehrendekret mag στεφανῶσαι χρυσῷ

στεφάνῳ ἀπὸ Χ δραχμῶν gestanden haben. Das attische Zahlzeichen konnte später als 600 oder 600000 gedeutet werden. Indem man die zweite Zahl nahm und sie umrechnete, kam man zu 10 Talenten.

18) Stefan Heinlein, Histiaios von Milet. Klio IX (1909) S. 341—351.

H. glaubt, daß der Zug des Megabazus zur Eroberung Thraziens nicht nach dem Skythenzug des Dareios, sondern gleichzeitig mit demselben stattgefunden habe. Daraus folgert er weiter, daß die Gründung von Myrkinos vor den Skythenzug gehört. Des Histiaios ehrenvolle Gefangenschaft in Susa hält er für eine Fabel. Auch soll dieser in vollem Einverständnis mit dem Könige zur Küste gegangen sein, um dort ein von Dareios abhängiges griechisches Inselreich zu gründen, eine Absicht, die von Artaphernes vereitelt wurde.

19) Henry B. Wright, Herodotus' Source for the opening Skirmish at Plataea. Reprinted from the Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences, vol. XV, July 1909, S. 293—303.

Das Episch-dramatische in Herodots Erzählung (IX 20—25) des Reiterangriffes und Todes des Masistius ist es wohl vornehmlich, was W. bestimmte, die Quelle hierfür in einem Drama zu suchen, im Glaukos des Äschylus. Ein Botenbericht über diese Episode in den Kämpfen bei Platää, in der gerade die Athener sich hervortaten, soll in diesem dritten Drama der Trilogie eine ähnliche Rolle gespielt haben wie im zweiten, den Persern, die Erzählung von der Schlacht bei Salamis. W. besitzt auch Phantasie genug, ein anschauliches Bild von der Handlung des Stückes zu entwerfen. Er nimmt an, daß der Reiterangriff des Masistius von dem zwischen Theben und dem Asopus zu suchenden Potniä, der Stätte, an der Glaukus durch seine Rosse zu Tode kam, aus vor sich ging. Von dieser durch die Perser entweihten Stätte aus läßt er einen Priester in die Reihen der Griechen fliehen und diesen im Prolog oder im ersten Akt die Geschichte vom Leben und Tod des Heros erzählen. Nach moralischen Betrachtungen des Chors tritt dann ein Bote auf und berichtet den Tod des unehrerbietigen Reiterführers, den sein Pferd, getränkt mit dem Wasser des Pferde rasend machenden Quells bei Potniä abgeworfen hat, und zum Schluß erscheint der tote Perser auf dem Ekkyklema als Warnung für einzelne wie für ganze Völker vor Stolz und Übermut. Sehr hübsch; nur fehlen leider fast alle Anhaltepunkte. Erwähnt sei auch, daß Herodots Darstellung damit wenig übereinstimmt. Bei ihm geht die Sache auf ganz natürliche Weise zu; das Roß des Masistius bäumt sich in Folge einer Verwundung. Hätte Herodot einen Fall der Bestrafung der ὕβρις vor sich gehabt, so würde er sich den nicht haben ent-

gehen lassen. Viel ansprechender ist doch da die Vermutung Steins (z. St.), die auch Busolt (Gr. G. II 727) teilt, daß der athenische Reiteranführer Olympiodor der Vater des Lampon, des Mitbegründers von Thurii, ist. Die Bekanntschaft Herodots mit Lampon erklärt dann die ausführliche Erzählung des an sich unbedeutenden Vorfalls. Was W. gegen diese Vermutung vorbringt, ist wenig von Gewicht.

20) O. Gardthausen, Der Tod des Masistius bei Herodot. N. Jahrb. f. d. kl. Altert. XXV S. 376—378.

G. lehnt die Hypothese Wright's ab. Als Beweis für das Historische des bei Herodot Erzählten führt er am Schluß Paus. I 27, 1 an, wo berichtet wird, daß sich der Panzer des Masistius im Tempel der Athene Polias in Athen befunden habe.

21) L. Winter, Platää. Ein Beitrag zur Geschichte der Perserkriege. Berlin 1909, E. Ebeling. 106 S. gr. 8. 2,80 *M*.

W. hat sich die Aufgabe gestellt, die Schlacht bei Platää auf Grund von Grundys Karte besonders nach strategischen Grundsätzen zu untersuchen. Diese sind aber die Delbrücks. Denn Grundys Versuch, diese Aufgabe zu lösen, „hat noch nicht zu befriedigenden Resultaten geführt, weil die strategischen Grundsätze, die Delbrück in seinen „Perser- und Burgunderkriegen“ und im I. Band der „Geschichte der Kriegskunst“ gegeben hat, von Grundy nicht in der Weise herangezogen worden sind, wie es bei einer derartigen Untersuchung erforderlich ist“. Er nimmt wie Delbrück für das griechische Hoplitenheer eine Stärke von etwa 20000 Mann an neben einem gleich großen Troß, während er die Stärke des persischen Heeres und der verbündeten Griechen auf 20—25000 Krieger neben einem Troß von 40000 Menschen ansetzt. Mit Grundy nimmt er an, daß die Griechen über den Dryoskephaläpaß gezogen sind, weil hier wegen des steilen Abfalls nach Norden die Gefahr, beim Heraustreten aus dem Gebirge angegriffen zu werden, am geringsten war[1]). Das persische Lager setzt er im Widerspruch mit Grundy, wie ich glaube, mit Recht nördlich vom Asopus an, hält aber Herodots Angaben über seine Größe für übertrieben. „Wenn das persische Lager sich von Skolos bis in die Gegend von Platää erstreckte, so würde es eine Länge von ungefähr 10 km eingenommen haben. Diese Angabe Herodots ist natürlich sehr übertrieben“, und dann weiterhin „Sie entspricht, auf räumliche Verhältnisse übertragen, seinen übertriebenen Zahlenangaben“. Dieser Vorwurf ist ungerechtfertigt. Herodot sagt (IX 15), daß sich das Lager am Asopus hinziehe ἀρξάμενον ἀπὸ

---

[1]) Ob sich bei Eleutherä von der Straße Eleusis-Theben wirklich der Weg Athen-Theben abgezweigt hat, wie W. annimmt, ist noch fraglich. Vgl. JB. 1900 S. 92.

*Ἐρυθρέων*[1]), nicht *ἀπὸ Σκώλου*, er sagt ferner *κατέτεινε ἐς τὴν Πλαταιίδα γῆν*; das bedeutet nicht „bis in die Gegend von Platää". Den Reiterangriff des Masistius, der nach Herodot erfolgte, als die Griechen bereits ihre Stellung bei Erythrä eingenommen hatten, verlegt W. in die Zeit des Übergangs der Griechen über das Gebirge. Der Angriff soll erfolgt sein, während sich die griechischen Truppen noch aus dem Paß heraus entwickelten, und zwar auf die Megarer, weil diese die Spitze hatten. Die Athener aber kamen diesen zu Hilfe, nicht weil sie die mutigsten waren, sondern weil sie am nächsten standen. W. vermißt eine Erklärung dafür, weshalb eigentlich die Perser angriffen. Ich sollte meinen, sie taten dies, wie sie es auch später taten, um die Griechen zu beunruhigen, ihnen das Leben schwer zu machen. Im allgemeinen waren die Griechen in ihrer Stellung gegen Reiterangriffe gesichert; indes reichte doch die Ebene in einem spitzen Winkel, wie W. selbst ausführt, an diese heran. An diesem schwachen Punkte (*τῇ ἐπιμαχώτατον ἦν τοῦ χωρίου παντός* sagt Herodot ausdrücklich) standen die Megarer. Andrerseits sieht man nicht ein, weshalb die Megarer gerade beim Marsch die Spitze gehabt haben sollen. Im allgemeinen wird doch die Marschordnung der späteren Aufstellung entsprochen haben, so daß entweder die Spartaner oder die Athener die Spitze gehabt haben. Für die zweite Stellung nimmt W. wie Grundy den Asopushügel an, aber nur ihn allein. „Wenn Herodot (IX 15) das Gelände der zweiten Stellung teilweise als ebenes Land bezeichnet, so war für ihn der Umstand maßgegend, daß ein Heer von über 100000 Mann auf dem Asopushügel nicht Platz hatte. Daher dehnte er die Aufstellung in die Ebene hinein aus, ohne sich darüber klar zu werden, daß die Griechen dem Untergang preisgegeben worden wären, wenn sie den Schutz der Hügel verließen". Andrerseits muß man aber doch sagen, daß, wenn die Stellung der Griechen auf den Asopushügel beschränkt gewesen wäre, die feindliche Reiterei ihnen nicht so lästig geworden wäre, wie es von Herodot berichtet wird. Nach Herodot ist die einzige Quelle in der Nähe dieser Stellung die Gargaphia, und doch befindet sich noch eine zweite daselbst, die heute Apotripi genannte Quelle. Dies erklärt sich W. daraus, daß letztere zur Zeit der Schlacht noch nicht vorhanden war oder so spärlich floß, daß sie ohne jede Bedeutung war. Letztere Annahme ist wohl vorzuziehen. Auch für den wunderlichen Stellungswechsel zwischen den Spartanern und Athenern sucht er eine Erklärung. Aus dem Umstande, daß am Schlachttage das frühere Zentrum den linken Flügel bildet und die Athener rechts von diesem stehen, schließt er, daß schon vorher ein Wechsel in der Stellung eingetreten sein muß. Dieser aber soll eingetreten sein, um das

[1]) Beiläufig bemerkt, ist das folgende *παρὰ Ὑσιάς* der beste Beweis dafür, daß Hysiä westlich von Erythrä lag.

Zentrum, das in seiner Stellung zwischen den beiden Köpfen des Asopushügels am meisten den Reiterangriffen ausgesetzt war, abzulösen. Recht schön; aber was hat das mit den Spartanern zu tun? Endlich noch etwas über den Entscheidungskampf. Die Spartaner müssen sich, da sie der feindlichen Reiterei wegen die Ebene meiden wollen, über die Höhen in südöstlicher Richtung zurückgezogen haben. Es fragt sich nur, wie weit sie dabei gekommen sind. Pausanias macht am Moloeis Halt, den W. mit Grundy im Flußlauf A 6, der als der größte Zufluß des Asopus einen besonderen Namen getragen habe, findet, um den Amompharetus aufzunehmen. Hier aber, meint W., kann Pausanias die Schlacht nicht angenommen haben, weil das Gelände keinen Schutz gegen die Reiterei bot, sondern muß weiter gezogen sein bis zum gegenüberliegenden Abhang des Kithäron (auf der Karte Hügel 1). „Am Fuß des Hügels 1 mit der Front nach Nordwesten muß ihre Stellung gewesen sein". Hier sucht denn nun W. auch den Demetertempel.

Diese Erstlingsschrift des Verf.s verdient alle Anerkennung; aber für so sicher kann ich seine Resultate nicht halten, wie er selbst. Vielleicht ringt er sich auch noch einmal zu der Erkenntnis durch, daß Delbrücks Aufstellungen doch nicht so ganz sicher sind.

22) M. O. B. Caspari, Stray notes on the Persian war. Journal of Hellenic Studies XXXI S. 100—109.

Der Aufsatz enthält recht beachtenswerte Bemerkungen.

1) Marathon. In betreff der Lage des antiken Marathon entscheidet sich C. für Leakes Ansicht (gleich Vrana) gegen Lolling (gleich dem heutigen Marathona). Ebenso verlegt er das Herakleum nach Leake in das Tal von Vrana (nicht Avlona); er sucht es bei der Kapelle Hagios Georgios oberhalb Vrana. Dieser Heilige erscheint ihm als ein würdiger Nachfolger des Herakles; dabei weist er darauf hin, daß Rhediades das Salamis gegenüber gelegene Herakleum auch bei einer Kirche des Heiligen Georg suche. — Die Schwächung des griechischen Zentrums sucht er durch die örtlichen Verhältnisse zu erklären. Am Ausgang des Tales von Vrana enthält die marathonische Ebene Anpflanzungen von Wein und Oliven, deren Existenz für das Altertum C. durch Nepos Milt. 5 bezeugt sieht. Da diese Anpflanzungen auf dem Wege des Zentrums lagen, so sah der griechische Feldherr die Niederlage des Zentrums voraus und brachte deshalb alles Verfügbare auf die Flügel. — Den Übergang von der Defensive zur Offensive auf Seiten der Athener erklärt er nicht als einen Gegenschlag gegen eine Offensivbewegung der Perser — weshalb sollten denn diese in ungünstiger Stellung und ohne Reiterei angreifen? —, sondern aus einer Teilung der Streitkräfte des Gegners. Den eiligen Marsch der Athener nach der Schlacht nach Athen kann

er sich nur durch die Annahme erklären, daß die nach Phalerum entsandte Flotte eine beträchtliche Stärke hatte und schon vor der Schlacht abgeschickt war. Gegen die geschlagenen Truppen wäre „heroische Anstrengung“ nicht nötig gewesen. — Das Bild von der Marathonschlacht in der *Στοὰ Ποικίλη*, dessen Anbringung nach der gewöhnlichen Ansicht um 450 v. Chr. erfolgt ist, wird von Macan in seiner Ausgabe für viel jüngeren Datums erklärt. C. verteidigt gegen Macan die gewöhnliche Ansicht.

2) Thermopylä-Artemisium. In der Her. VIII 24—25 erzählten Anekdote glaubt C. als Kern zu finden, daß zahllose Leichterschiffe vorhanden waren, die zur Verproviantierung des Landheeres durch die Flotte dienten. Aus dieser Abhängigkeit des Landheeres von der Flotte erklärt C. zweierlei: 1) Xerxes' Ungeduld vor den Thermopylen, weil er durch die Stellung der Griechen von der Flotte getrennt war, 2) die Unmöglichkeit, zur Umgehung der Thermopylenstellung eine Abteilung durch die Täler des Asopus und oberen Kephisus zu schicken, weil dies zu viel Zeit beanspruchte und die Lebensmittel vorher ausgegangen wären.

3. Salamis. Verf. hält Belochs Gleichsetzung von Psyttaleia und Hagios Georgios durch meine Erörterungen in der Berliner phil. Wochenschrift 1909 Sp. 60—63 (vergl. auch JB. 1909 S. 251) für abgetan. Nur einen Einwand Belochs gegen die übliche Gleichsetzung von Psyttaleia mit Lipsokutali, die Unvereinbarkeit der herrschenden Windrichtung in dem Kanal mit dem für die Besetzung der Insel angegebenen Grunde, auf den ich in meinem Artikel nicht eingegangen bin, bespricht er ausführlich. Er sagt ganz richtig, daß eigentlich Äschylus durch die Bemerkung, die Truppen auf der Insel seien ein Elitekorps gewesen, sich selbst widerspricht; denn Elitetruppen würde man solche untergeordneten Dienstleistungen, wie das Auffangen von Schiffbrüchigen, nicht zugemutet haben. Sehr ansprechend ist seine Vermutung, die Insel sei Signalstation gewesen, von der aus die Bewegung der einzelnen Teile der Flotte geleitet wurde. Weniger ansprechend ist die Vermutung, Xerxes Absicht, einen Damm oder eine Brücke nach Salamis hinüberzuführen, hänge mit der Rettung der abgeschnittenen Mannschaft zusammen. Nach Herodot ist diese Mannschaft von Aristides bereits während der Schlacht niedergemacht worden, nach Äschylus wenigstens noch am Tage der Schlacht.

4) Platää. Als Grund für das Vorgehen der Griechen in die gefahrvolle Stellung am Asopus bezeichnet er wie andere die Absicht, die Perser zu einer regelrechten Schlacht herauszulocken. Diese Stellung mit einem Neigungswinkel von 1 : 25 wird als äußerst günstig für den Angriff eines Hoplitenheeres bezeichnet.

23) **Martin Herrmann, Hekataios als mutmaßliche geographische Quelle Herodots in seiner Beschreibung des Xerxeszuges.** Klio XI 1911. S. 382—384.

Bei der geringen Zahl der Fragmente des Hekatäus ist eine derartige Beweisführung natürlich sehr schwer. Doch muß man zugeben, daß einige Stellen bei Herodot auf Hekatäus als Quelle hinweisen können. So Her. VII 59 die Bemerkung über die persische Besatzung in Doriskus verglichen mit Hecat. fragm. 175, wo eine ähnliche Bemerkung über Ὠπίαι gemacht ist. Bei Stephanus Byz. haben die Städte an der Küste von Akanthus bis Therme die Bezeichnung πόλις Θρᾴκης, was auf Hekatäus hinweist, auch wo dieser nicht als Quelle genannt ist, weil späterhin dieses Land zu Makedonien gerechnet wurde. Alle diese Städte kommen auch bei Herodot vor. Das ist nun freilich kein Beweis, daß Herodot Hekatäus als Quelle benutzt hat.

24) **Friedrich Kannengießer, Die Flora des Herodot.** Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik III S. 81—102. Leipzig 1910, F. C. W. Vogel.

Verf. liefert in seinem Artikel sehr schätzenswerte Beiträge zur Erklärung Herodots. 63 Pflanzen werden bei ihm erwähnt (Homer erwähnt 60, Hesiod 15, Xenophon in der Anabasis 20, die hippokratischen Schriften 236, Theophrast 450, Dioskorides 500), die in alphabetischer Ordnung vorgeführt und besprochen werden. Ich erwähne daraus Folgendes. Unter φηγός (II 55) versteht Verf. mit K. Koch (die Bäume und Sträucher des alten Griechenlandes. Stuttgart 1879) nicht die Eiche, sondern die eßbare Kastanie. „Bei Dodona standen also keine Eichen, sondern rauschten schattige Kastanien". Μῆλον (II 92) hält er für identisch mit Theophrasts μῆλον κυδώνιον, unsrer Quitte. Zusetzen möchte ich, daß die Quitte auch heute noch in Griechenland recht verbreitet ist und daß ihre Frucht im Haushalt der griechischen Frau eine wichtige Rolle spielt.

25) **W. Werner, De Libanii studiis Herodoteis.** Dissert. inaug. Breslau 1910. 102 S. 8.

W. geht von drei Erzählungen (περὶ Πολυκράτους, περὶ Κανδαύλου, περὶ Ἀρίωνος) aus, die, wie Inhalt und Sprache zeigen, vollständig aus Herodot stammen. Indem er nun die Schriften des Libanius unter Ausscheiden der unechten weiter durchmustert, findet er zahlreiche Anklänge an Herodot. Es sind dies vornehmlich die Deklamationen λόγος πρεσβευτικὸς Ὀδυσσέως, Νεοκλῆς, Θεμιστοκλῆς, Κίμων, bei denen schon der Inhalt auf Herodot hinweist; aber auch in vielen andern Schriften des Libanius finden sich Beispiele oder auch einzelne Ausdrücke, die aus Herodot entlehnt sind. Im zweiten Teil der Abhandlung zeigt

er durch eine überaus fleißige Zusammenstellung, daß der ganze Sprachgebrauch des Libanius stark von Herodot beeinflußt ist. Nur geht hierbei W. zu weit, indem er Ausdrücke und Wendungen als Nachahmung Herodots anführt, die doch wohl allgemein griechisch waren. So z. B. *διὰ μάχης ἐλθεῖν*. Diese und andere mit *διά* und einem Verb des Gehens gebildeten Phrasen sind doch allgemein griechisch, und *δ. μ. ἐ.* gerade ist häufiger bei Thukydides (vgl. II 11, wo es zweimal vorkommt) als bei Herodot. Oder *κατορύξαι ζῶντα* (Lib. Ep. 730 u. IV 678, 15 Her. VII 114. III 35). Hier muß man doch sagen, daß man „lebendig begraben" im Griechischen kaum anders ausdrücken kann. Außerdem führt Verf. selbst noch Xenoph. Mem. I 2, 55 und Plut. Num. 10 als Belegstellen für diese Verbindung an, freilich mit dem Zusatz, daß auch diese Schriftsteller „locutionem ex Herodoto deprompserunt", was doch entschieden abzulehnen ist. Endlich, um noch eins anzuführen, wird vielleicht mit Recht angenommen, daß bei Lib. Or. XI 255 *οὐδὲ νὺξ ἐπελθοῦσα τὴν ἀκμὴν διακόπτει* Her. VIII 11 *τοὺς . . ἀγωνιζομένους νὺξ ἐπελθοῦσα διέλυσε* vorgeschwebt hat; aber auch *νυκτὸς ἐπελθούσης* (Lib. IV 878, 7 R.) als Entlehnung aus Herodot (I 82) zu bezeichnen, dürfte nicht angängig sein, da diese und ähnliche Wendungen nicht gerade selten im Griechischen sind.

In textkritischer Hinsicht ist folgendes zu bemerken. Her. VI 105 erklärt er sich wie Hude neuerdings für die Namensform *Φιλιππίδης* (RSV), weil sie nicht nur von Plutarch (Mor. 862 A) und Pausanias (I 28, 4), sondern auch von Libanius bezeugt sei. Ebenso werden die Lesarten von RSV III 4 *πολέμια* (st. *πολεμικά*) und IX 76 *ῥῦσαι* (st. *λῦσαι*) empfohlen. Im ersteren Falle haben schon die meisten, im zweiten jetzt wohl alle Herausgeber die empfohlene Lesart angenommen. III 129 will W. *ῥάκεα* (st. *ῥάκεσι*) *ἐσθημένον* nach Lib. Or. XVIII 147 schreiben, weil auch Her. VI 112 der Akkusativ (*ταύτην*) mit diesem Verb verbunden ist. Um eine Übereinstimmung in den Kasus bei Herodot herzustellen, wäre es graphisch einfacher, VI 112 *ταύτῃ* zu schreiben, wie das auch wirklich Stein in der kommentierten Ausgabe (1894) getan hat. Lib. IV 644, 5 R ist seine Änderung *δρασμὸν δὲ οὐκ ἐβουλευόμην* (st. *ἐβουλόμην*) besser als die Reiskes *ἐβούλευον*, weil sie der Überlieferung näher kommt; aber seine Bemerkung „*βουλεύειν δρασμόν* significat constituere fugere et *βουλεύεσθαι δρασμόν* fugam meditari, id quod ex Herodoti locis cognoscitur" dürfte schwerlich zutreffen. Ich glaube nicht, daß sich zwischen den aktiven und medialen Formen dieses Verbs in dieser Verbindung bei Herodot ein Unterschied in der Bedeutung feststellen läßt. Übrigens hat Verf. hier die schwankende Überlieferung nicht beachtet. Nicht ohne Interesse für die Textgeschichte ist die Beobachtung, daß die Hss. des Libanius in den Namensformen *Μεγάβυζος* (st. *Μεγάβαζος*

Or. LXIV 54) und *Ζάμολξις* (st. *Σάλμοξις* oder *Ζάλμοξις* Or. LXIV 93) mit einer Hs. Herodots, dem Codex Florentinus LXX 6 (d), übereinstimmt. Ich habe früher (JB. 1904 S. 255) gezeigt, daß aus der Namensform *Ἀρταφέρνης* (st. *Ἀρταφρένης*) in den Excerpta de legationibus (Exc. hist. II 1 S. 436) auf eine Beziehung dieser Excerpte zu der Überlieferung Herodots, die uns in d, vorliegt, geschlossen werden muß. Diese Überlieferung scheint also eine alte und verbreitete gewesen zu sein. — Die sechste These der Dissertation lautet, Her. VIII 74 contra ceteros codices scribendum esse censeo: *ἅτε περὶ τοῦ παντὸς ἤδη δρόμον θέοντες*, quod Venetus (𝔡) solus praebet (cf. Lib. opp. Vol. IV S. 542, 36 et Aristoph. vesp. v. 376). Das ist nun freilich nichts Neues; die meisten Ausgaben seit Schäfer haben *δρόμον* statt des in den meisten Hss. überlieferten *δρόμου* — nur Stein, Holder und van Herwerden streichen *δρόμου* unter dem Vorgange Lobecks — nach Eustath. Il 1264, wobei nur noch fraglich bleibt, ob man auch den Artikel *τόν* noch aus Eustathius aufnehmen soll. Immerhin ist es doch interessant zu sehen, daß auch hier der Venetus (𝔡), der doch vom Florentiner d abstammt, mit Libanius' Ausdrucksweise übereinstimmt. Vielleicht steht dasselbe auch in d; Stein hat nur 7 Bücher in dieser Hs. verglichen. — Wie *γῆν περιτέμνεσθαι* terrae expugnatae partem sibi discribere (Her. IV 159) bedeuten soll, verstehe ich nicht.

26) A. Brinkmann, Lückenbüßer. Rhein. Museum N. F. 64.

Die Betrachtungen des Konstantinos Manasses in seinem Roman Erot. II S. 564 werden nicht, wie Crusius gemeint hat, auf einen hellenistischen Dichter zurückgeführt, sondern als eine Paraphrase von Her. VII 152 erklärt. Mit *ἄνδρες σοφοὶ Μουσάων ὑποφῆται* soll Herodot selbst gemeint sein.

Nicht vorgelegen haben mir:

C. Sourdille, Hérodote et la religion de l'Egypte. I. Comparaison des données d'Hérodote avec les données egyptiennes. E. Leroux. 1910. 12 *Fr.*

C. Sourdille, La durée et l'étendue du voyage d'Hérodote en Egypte. E. Leroux. 1910. 6 *Fr.*

Die Anthropologie und die Klassiker. Sechs Vorlesungen, gehalten, vor der Universität Oxford von Arthur J. Evans, Andrew Lang, Gilbert Murray, F. B. Jerons, J. L. Myres, W. Warde Fokler. Hrsg. von B. R. Marett. Übersetzt von Joh. Hoops. Heidelberg 1910. C. Winter. 226 S. gr. 8. br. 5, geb. 6 *M.* Der fünfte Vortrag von J. L. Myres handelt von Herodot (vgl. Wochenschr. f. klass. Phil. 1911 Sp. 454—456).

Berlin-Dahlem. H. Kallenberg.

## 7.

# Tacitus.

## Über das Jahr 1910/11.

---

### I. Ausgaben.

1) **Tacitus, Der Rednerdialog.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Röhl. I: Text. II: Kommentar. Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky, 1911. 51 und 74 S. geb. je 0,75 *M*.

Dem Text dieser Schulausgabe ist eine kurze Einleitung vorausgeschickt, welche knappe Angaben über das Leben und die Werke des Tacitus und eine Disposition des Gespräches, das der Dialogus wiedergibt, enthält. Die streitigen Punkte, z. B. die Frage, wann der Dialogus geschrieben sei, welchem der Teilnehmer des Gespräches der auf die Lücke c. 35 folgende Abschnitt zuzuweisen sei, werden berührt und die abweichenden Meinungen der Gelehrten neben einander gestellt. Nur ein Ausdruck ist in der Einleitung zu berichtigen: nicht als Prokonsul, sondern als kaiserlicher legatus pro praetore wurde Agricola nach Britannien gesandt.

Der Text ist insofern dem Zweck der Ausgabe angepaßt, als er keine Bezeichnung der Verderbnis enthält, sondern an schwierigen Stellen diejenige der vorliegenden Vermutungen darbietet, die dem Herausgeber dem Zusammenhang am besten zu entsprechen und am leichtesten verständlich zu sein schien. Gestrichene Worte sind einfach ausgelassen, eingeschobene nicht als solche kenntlich gemacht. Im ganzen entspricht die Textgestaltung konservativen Grundsätzen; selbst *si comminus fatetur* c. 25 erscheint dem Herausgeber nach *illi parti sermonis eius* nicht anstößig. An eigenen Konjekturen gibt er fast nur die JB. XXXVI 286 verzeichneten. Hier habe ich einen Irrtum, der mir zur Last fällt, zu berichtigen. In Röhls Konjektur zu c. 40 *ad incessendos principes viros* . . . *mimuli quoque et histriones naribus uterentur* erklärte ich a. a. O. *naribus* für einen Druckfehler statt *auribus*. Ich glaubte, es wäre gemeint 'sich den Geschmack (des Publikums, das an solchen Angriffen Gefallen findet) zu Nutzen machten'. Es liegt aber, wie ich belehrt werde, kein Druckfehler vor; *naribus uterentur* wäre

also nach Horazischem Vorbilde gesagt und würde bedeuten: 'ihre Spöttereien anbrachten', 'ihre Witze verwendeten', eine jedenfalls originelle Lösung. Ferner schreibt Röhl c. 8 *ipsi et accumulare*, wogegen nichts einzuwenden ist, und c. 19 *solent, 'qui usque ad Cassium Severum fuerunt', equidem Cassium, quem reum faciunt, quem primum* etc. in Anlehnung an Dienels der Überlieferung entsprechende Lesart (s. JB. XXXV 258), der er seinerseits die Worte *Severum fuerunt, equidem Cassium* eingefügt hat. Der Einschub beruht auf der Annahme, daß das Auge des Schreibers des Archetypus von dem ersten *Cassium* zu dem zweiten übergeglitten ist; die Anführungsstriche bezeichnen die zwischen ihnen stehenden Worte als einen Ausdruck, dessen sich die Bewunderer der Alten bedienen. Beides läßt sich hören; aber da der Relativsatz völlig abgerissen dasteht (denn *qui* läßt sich auf *antiquorum* nicht zurückbeziehen), bleibt die Satzbildung auch in Röhls Fassung formlos. C. 5 schreibt Röhl nach einer Vermutung, die er aus Haupts Munde gehört hat, *quid est potius*. Überliefert ist *tutius*, das ich nicht ändern möchte, obgleich es nicht beide Vorteile der Beredsamkeit bezeichnet, die zugleich ein *praesidium* und ein *telum* ist, sondern nur die eine, nämlich ihre Brauchbarkeit für die Abwehr.

Das Namensverzeichnis enthält sorgsam redigierte orientierende Angaben. Erwähnenswert ist, daß Röhl den Curiatius Maternus des Dialogs mit dem Sophisten Maternus identifiziert, den Domitian wegen freimütiger Äußerungen über die Tyrannen hinrichten ließ.

Der Kommentar ist eine gründliche, besonnene Arbeit, die wohl geeignet ist, ein derartiges Verständnis des Textes zu vermitteln, 'daß auf dieser Grundlage der Gedankeninhalt der Schrift erfaßt werden kann'. Das Eigentümliche des nur für Schüler berechneten Kommentars ist die große Zahl der Übersetzungshilfen. An und für sich mag wohl mancher hierin ein Übermaß erblicken; aber wer das Dargebotene im einzelnen prüft, wird erkennen, daß der sprachgewandte Verfasser durchweg treffende deutsche Ausdrücke, oft mehrere zur Auswahl, gibt, die dem Benutzenden eine reiche Quelle der Belehrung werden können, namentlich in solchen Fällen, wo die sprachliche Form des Ausdrucks im Deutschen ihre eigenen Wege geht. Auch die von Röhl überall, wo es ersprießlich erschien, herangezogenen Horazstellen sind zweckentsprechend gewählt; sie enthalten manche originelle Parallelen, z. B. 26, 26 *alium Ciceroni, alium Caesari* verglichen mit 'mir gefallen Lacedämon und Larissa nicht so gut wie Tibur'; denn an jeder der beiden Stellen erwartet man statt der neuen Namen vielmehr die vorher genannten.

Zum Schluß berühre ich ein paar einzelne Stellen, an denen Röhls Auffassung mir Bedenken erweckt. 3, 18 erklärt er *suffeceris* für 'ein potential gemildertes *sufficeres*'. Dies ist, wie es scheint, Gudemans Deutung. Verständlich aber wird der Potentialis

erst dann, wenn man ihn (wie auch Dienel sagt) von dem folgenden Irrealis unabhängig faßt und mit Peter eine Gedankenlücke annimmt: 'denen du kaum gewachsen sein dürftest und auch dann nicht gewachsen wärest, wenn' usw. 5, 11 folgt Röhl der vulgata und setzt *quatenus* nicht, wie gewöhnlich, = *quoniam* (vgl. 19, 1; Ann. III 16, 15), sondern = 'insofern' als Ausdruck der Unsicherheit Apers, ob Secundus jetzt nach der ihm über seinen Freund Bassus gewordenen Aufklärung seine Weigerung als Richter zu fungieren zurücknehme. Eine Unsicherheit pflegt durch *sive* — *sive* bezeichnet zu werden, und ein innerer Zusammenhang zwischen dem Vordersatz: 'insofern Secundus jene Weigerung zurücknimmt' und dem Nachsatz: 'werde ich nicht dulden, daß Maternus' usw. ist schwer zu erkennen. 6, 26 schreibt Röhl *quamquam grata sint, quae diu serantur atque elaborentur*. Die beiden letzten Konjunktive erklärt er durch 'Anlehnung an *sint*': *diu*, sagt er, gehöre zu dem Gesamtbegriff *serantur atque elaborentur*. Dadurch gesteht er zu, daß *diu* zu *serantur*, dem es doch am nächsten steht, nicht paßt, und Wolff sagt offen, es gehöre 'eigentlich' nur zu *elaborentur*. Ein Wort, das nur durch solche Notbehelfe zu halten ist, ist verdächtig. 7, 3 sagt Röhl zu *favorabilis*: 'die Gallier pflegten bei der Ämterlaufbahn gegen die Italer zurückgesetzt zu werden'. Hier von den Galliern im allgemeinen zu reden, wie es Gudeman und Dienel ebenfalls tun — auch ich bekenne mich schuldig — verbietet der Begriff von *civitas*. Die richtige Auffassung geben Peterson und John: die (gallische) Gemeinde, aus der Aper stammt, wird andern, gallischen und nichtgallischen, Gemeinden entgegengestellt, die ihren Kindern bessere Empfehlnngen mitgaben. 10, 38 ist die Bemerkung, *sit* sei potential = 'wird wohl', 'dürfte wohl', von Dienel übernommen. Einfacher ist, es konsekutiv zu fassen, so daß der Konjunktiv eine Wirkung der Art der *controversiae* bezeichnet. Zu 19, 22 vermisse ich eine Bemerkung über die Frage, ob *eloquentiae* Genetiv oder Dativ ist. Denn darüber den Schüler aufzuklären lohnt sich wohl ebenso gut, wie ihn zu belehren, daß in *cui bono est* 9, 6 das Pronomen ein Maskulinum ist. Daß 25, 8 *si* in dem Sinne von *qua* (oder *quod*) gefaßt werden könne, dafür sind die von Vahlen und Gudeman herangezogenen Cicerostellen nicht beweisend: in diesen handelt es sich um einen als möglich gedachten Fall, an unserer Stelle um einen tatsächlich vorliegenden. Über das Unlogische, das unzweifelhaft in *etiamsi* 28, 2 liegt, geht Röhl stillschweigend hinweg. Ob das mit *sanctitas* verbundene *verecundia* 28, 20 die 'Empfindung der Knaben' ausdrückt, scheint mir nicht ausgemacht; es könnte wohl auch die 'Schamhaftigkeit' der Erzieherin bezeichnen. Dann hätte es dieselbe Beziehung wie *sanctitas*. Ein Notbehelf, scheint mir, ist es wieder, wenn 31, 19 *cuiusque* kollektivisch gefaßt wird = 'eines jeden Auditoriums'. Dazu kommt noch, daß *natura* eine unpassende Bezeichnung ist

für die Stimmung der jeweiligen Zuhörer; denn von ihrer Stimmung ist doch hier die Rede. 34, 26 *sectator* 'ständiger Besucher'; so auch Dienel. Diese Bemerkung erweckt die falsche Vorstellung, als ob *iudiciorum* als objektiver Genetiv von *sectator* abhinge. In Wirklichkeit ist als objektiver Genetiv natürlich *oratorum* zu denken, und *fori* wie *iudiciorum* geben, wie Peterson richtig sagt, die Sphäre an, wo die durch die Verbalnomina *auditor* und *sectator* bezeichnete Handlung stattfindet. Das schwierige *quoque* 39, 23 deutet Röhl wie Peterson und John, welcher bemerkt, als Gegensatz zu *ipsi* werde gedacht: *illi, pro quibus aut in quos egerunt*. Aber auch so bleibt der Gedanke schief; denn für die Beurteilung der Personen, die von den Rednern verteidigt oder angeklagt worden sind, können 'andere Reden' dieser Redner als maßgebend ja überhaupt nicht in Betracht kommen. Der Druck ist völlig korrekt[1]).

2) La Germania di Cornelio Tacito nel ms. latino n. 8 della biblioteca del conte G. Balleani in Jesi. Edizione diplomatica-critica a cura di Cesare Annibaldi. Leipzig MDCCCCX, Otto Harrassowitz. 90 S. 4. 1 Tafel.

Über diese diplomatische Ausgabe der Germania, der die gleichartige des Agricola im J. 1907 vorangegangen ist (s. JB. XXXIII 228), habe ich in Kürze DLZ. 1910 S. 2977, eingehend WS. f. klass. Phil. 1910 Sp. 1312 berichtet. Nach Annibaldi sind die 10 Blätter der Handschrift von Jesi, auf welchen die Germania steht, wie die 6 neuen Blätter des Agricola in derselben Handschrift, eine getreue Restitution des codex Hersfeldensis oder Enochianus; er verteidigt diese Ansicht gegen die von Wünsch und Wissowa erhobenen Bedenken. Der Toletanus ist aus dem Aesinus abgeschrieben. Dem Texte der Germania bringt der Aesinus nur geringe Förderung: eine Anzahl der fraglichen Lesarten habe ich a. a. O. besprochen, auch eigentümliche Korruptelen des Aesinus hervorgehoben. Die Handschriften ET (Aes. und Tol.) sind sowohl von X als auch von Y unabhängig und stehen dem Hersfeldensis näher als X oder Y. Vgl. A. Schoenemann, De Taciti Germaniae codicibus capita duo (JB. XXXVI 280).

Angezeigt Riv. di fil. 38 S. 594 von R. Sabbadini: B und E (Vat. 1862 und Aes.) seien die einzigen Grundlagen des Textes der Germania; Annibaldi habe die direkte Abkunft des Codex E aus dem Archetypus mit soliden Argumenten gestützt; sie werde dadurch bestätigt, daß E in orthographischen Dingen sich mit dem Gebrauche seiner Zeit häufig in Widerspruch setzt.

---

[1]) Angezeigt DLZ. 1911 Sp. 1055.

3) **Cornelii Taciti Vita Julii Agricolae secundum editionem Caroli Halm critice recognovit Ferdinandus Sladovich — Sladoievich praemissis aliquibus in praefatione spuriis speciminibus ex aliis Taciti operibus. Omnium iurium reservatione. Pretium Cor. 1, 20. Zagrabiae 1910, prima operariorum croaticorum typographia. 103 S.**

Wer im Eingang der Vorrede dieses Werkes liest, daß sein Verfasser 74 Jahre zählt, wird, wenn er weiter liest und das entsetzliche Latein einigermaßen versteht, durch den jugendlichen Ungestüm überrascht, mit dem dieser Herausgeber den Text des Agricola umgestaltet und diese seine Tätigkeit daneben noch auf die übrigen Werke des Tacitus ausgedehnt hat. Was er im Agricola, ohne die jüngst gefundenen Hilfsmittel der Textkritik zu kennen, Neues geschaffen hat, ist durch den Druck hervorgehoben, so daß es leicht ist ein paar Proben herauszugreifen: 1, 12 *opimissime aestimantur,* 1, 14 *ni incursaturus tam saeva, tam et infelicia virtutibus tempora,* 2, 5 *in comitio una foco urerentur,* 4, 8 *per omnem honestati suae aptam culturam,* 6, 5 *et invicem sibi competendo,* 11, 8 *seu durans coniugiis usus seu,* 17, 7 *curam famamque obstruxisset, set extinctus est, sustinuitque Julius Frontinus molem, vir magnus, quantum linquebat,* 22, 18 *offendere quam hostis esse,* 28, 11 *ut infelicissimos suorum mortem sorte ductos vescerentur,* 31, 14 *ingrata imperantibus, pusillanimitas ut secretum ipsum,* 41, 1 *absens accusatus, allegans absolutus est.*

Von den in der Vorrede enthaltenen mit Hilfe 'geistiger Röntgenstrahlen' gefundenen Verbesserungen nenne ich je eine zu jedem der vier übrigen Werke des Tacitus: Ann. I 5, 5 *molitos illic utrumque lacrimas et signa caritatis,* H. I 2, 6 *cohortatae in nos Sarmatarum ac Sueborum gentes,* Germ. 45, 6 *illuc usque it fama, vera tamen orgia. dextro* etc., Dial. 23, 18 *vos vere disertissimi et polituris et facetiis illustratis saeculum.*

Sladovich-Sladoievich droht, wenn auch nicht die großen Werke, so doch wenigstens den Dialogus und die Germania 'mit gleicher Sorgfalt' bearbeitet wie den Agricola herauszugeben. Vielleicht überlegt er sich's noch.

4) **Cornelii Taciti Historiarum libri, recognovit brevique adnotatione critica instruxit C. D. Fisher. Oxonii e typographeo Clarendoniano (Scriptorum classicorum bibliotheca Oxoniensis). Ohne Jahreszahl und Paginierung.**

Über Fishers vor 4 Jahren in derselben bibliotheca Oxoniensis erschienene Annalenausgabe habe ich JB. XXXIII S. 236 berichtet und bemerkt, daß sie trotz der Sorgfalt der Arbeit, weil auf unzureichender Grundlage beruhend, hinter den Anforderungen, die man heute zu stellen berechtigt ist, nicht unerheblich zurückbleibt. Dieser Vorwurf trifft die jetzt vorliegende, schon DLZ. 1911 Sp. 533 von mir kurz besprochene Historienausgabe nicht: sie hat alle bis heute vorliegenden Hilfsmittel und Forschungen gründlich ver-

wertet und zeugt im allgemeinen von einem gesunden Urteil. Den zweiten Mediceus hat F. in Florenz selbst eingesehen und die Sijthoffsche Reproduktion stets vor sich gehabt. Die Ausgabe enthält unter dem sauber gedruckten Text einen kritischen Apparat, in dem nur die unwichtigeren Varianten ausgelassen sind, und einen Index nominum. Wir betrachten zuerst den Apparat, darauf den Text.

Es fehlen im Apparat ein paar Varianten, die ich nicht zu den unwesentlichen rechnen möchte. I 20, 10 hat die Handschrift *inquietu* statt *inquieta*: es wäre möglich, daß das *u* nicht durch das folgende *urbs* veranlaßt worden ist, sondern ursprünglich über dem auf *urbs* folgenden Worte *actionibus* gestanden hat, wodurch die Randlesart der deteriores *auctionibus* bestätigt würde. I 41, 5 hat der Med. *Curti*, nicht *Curtii*. Damit ist zu vergleichen das zweimal überlieferte *pons Mulvi*. I 90, 16 hat b *prosequeretur*, was zwar neben *certabant* nicht bestehen kann, aber, da *vulgi* vorausgeht, immerhin verzeichnet zu werden verdient. III 51, 10 hat M[1] (damit bezeichnet F. die vom Schreiber der Handschrift stammenden Korrekturen) seltsamer Weise die Namensform *Sisinna* (statt *Sisenna*) hergestellt. IV 79, 17. 20 und 85, 12 ist *Cannenefates* überliefert.

Unrichtige Angaben über die Lesart der Handschrift sind in Fishers Apparat leider nicht ganz selten. I 32, 2 hat sie statt *exitium* nicht *exitum*, sondern *exilium*, I 49, 14 richtig *usque ad*, nicht *usque ab* (das am Rande von späterer Hand angefügte *d* darf also nicht als Korrektur gelten), I 57, 3 *Agrippiniensem*, nicht *Agrippiensem* (derselbe Fehler bei Fisher IV 63, 7). I 74, 12 haben beide Handschriften *addidit* (Fisher irrtümlich wie Meiser *addit* b). I 77, 17 ist der Name des dritten der dort genannten Männer unsicher; aber daß in der Handschrift hinter *Saevino* ursprünglich *prom-se* gestanden hat, glaube ich nicht. III 70, 13 hat M. *captivitabus*, nicht *captivitatus*. IV 22, 12 *luusgue* (statt *lucisque*), nicht *luusque*, IV 53, 12 nicht ein getilgtes *s*, sondern die gewöhnliche Abkürzung für *super*, IV 58, 28 nicht *batvus*, sondern *bauus* (st. *batavus*), IV 65, 8 nicht *provinciis cu* durch Streichung des *cu* korrigiert in *provinciis*, sondern *provincincii* vom Schreiber in der Weise in *provinciis* korrigiert, daß er *cii* strich und auf die zweite Hasta des ihm voraufgehenden *n* ein *s* setzte, so daß die erste als *i* gelesen werden konnte. V 6, 2 ist nicht *faenices* (st. *Phoenices*) überliefert, sondern *foenices* (mit dem dem letzten Teil der Handschrift eigentümlichen Zeichen für *oe*) und ebenso 10, 3 *recoeptantem*, korrigiert in *coeptantem*. V, 14, 4 ist *Cerialis* nicht aus *Ceriales* korrigiert, sondern aus *Cerialem*, das durch Assimilation an das voraufgehende *eodem* entstanden war. — Hierzu kommen folgende Ungenauigkeiten: I 33, 7 hatte M zwar ursprünglich *domus*, doch hat es der Schreiber in *domum* korrigiert, I 34, 3 lese ich in der Handschrift *quiaerat*, d. i. *quia erat*, nicht *qui erat*,

I 70, 3 ist in b *Silanum* in *Silanam* korrigiert, I 88, 2 ist die ursprüngliche Lesart von b nicht *equitantem*, wie in a steht, sondern *Aquitantem*, korrigiert in *Aquinatem*; II 68, 11 ist in M durch Korrektur *spectanduconvenerant* (d. i. *spectandum convenerant*, mit vergessenem *m*) hergestellt. III 34, 2 hat der Schreiber in dem Worte *suo* nicht bloß *i* übergeschrieben, sondern auch *o* getilgt; III 45, 3 hat er in *Cartismanduam* das *s* gestrichen; III 69, 24 ist *ipso* (nicht *ipsos*) *se Ini* d. i. *ipsos et ni* überliefert. IV 12, 10 ist *Romanis societate*, nicht, wie man nach Fishers Note glauben müßte, *Romanis in societate* überliefert: Tiedkes treffende Emendation besteht in der Verwandlung von *Romanis* in *rarum in*. Einen ähnlichen Irrtum erweckt Fishers Note '*massae* M' zu IV 50, 10, als ob *massae e procuratoribus* in M stünde. In Wahrheit hat M *massae procuratoribus*, d. i. *Massa e procuratoribus*, wie der Sinn verlangt.

Was die Textgestaltung betrifft, so hat F. in der Vorrede die hauptsächlichsten Abweichungen von Halm aufgezählt. Die Mehrzahl dieser Abweichungen findet sich schon in Meisers Text; von den übrigen ist ein Teil durch Heraeus und Wolff oder einen dieser beiden Herausgeber gedeckt. So bleiben von den aufgezählten Abweichungen nur sieben eigenartige übrig. Unter diesen sind zwei Stellen, wo F. meinem Rate, das Überlieferte nicht zu ändern, gefolgt ist: II 86, 17 *quietis* und V 21, 10 *et iussum erat*. An den andern fünf Stellen hat man gegen die handschriftliche Lesart, die F. festhält, mit Recht Bedenken erhoben: I 27, 16 *clamore et gladiis*, III 9, 22 *de exercitu securi*, III 44, 5 *inditus*, IV 26, 17 *permansit*, IV 40, 16 *iustum iudicium*.

Wo F. ein Kreuz setzt zum Zeichen, daß eine Korruptel vorliege, für die eine probable Heilung noch nicht gefunden sei, bin ich mit ihm einverstanden, so vor *opimum* (oder vielmehr *opibus*) I 2, 1, vor *labor* II 4, 19, vor *commissior* III 5, 10, vor *occupata* IV 15, 13. Auch der Einklammerung der Worte *mortem* II 94, 12, *forte, victi* III 18, 6 und *hostium* IV 58, 3 stimme ich zu. Die Namensformen *Amullius*, *Martius Macer*, *Hilarus*, *Minicius*, *Vibennius*, *Grypus*, *Vulcacius*, *Lepcitani* hat F. nach den neuesten Forschungen richtig gestellt, auch über die Randlesarten richtig geurteilt, z. B. II 29, 9 '*circuire* M[1] in margine, fortasse rectius'. II 65, 11 schreibt er richtig *exemplo L. ⟨Arrunti. sed⟩ Arruntium*, II 70, 7 *rosaque* nach M[1], II 81, 3 *servientium*, III 86, 1 *patrem illi* .... *Luceriam* mit Annahme einer Lücke, IV 60, 10 *et qui*, IV 65, 15 *vertuntur* nach der Handschrift, IV 73, 2 *et populi Romani virtutem armis adfirmavi* ebenfalls nach der Handschrift. Warum er jedoch I 69, 5 das in beiden Handschriften überlieferte *e* in *ex* geändert hat, weiß ich nicht. I 74, 5 steht *stupra ac flagitia* offenbar versehentlich im Texte statt *stupra et flagitia*

denn hierzu gehört die Note '*et*] *ac* a'. I 87, 1 würde man *expensis bello consiliis*, wie man in Fishers Text liest, wohl für einen Druckfehler halten, wenn nicht unten die Note stände '*belli* Rhenanus'. Er hat also die Verbindung *expendere bello consilia* in dem Sinne von 'die Pläne für den Krieg abwägen' für lateinisch erachtet und einen Dativ zugelassen, der ein Analogon nur in seinem Annalentexte findet, wo es I 69 heißt *stetisse apud principium ponti*, s. JB. XXXIII 237. II 40, 2 hat F. Valmaggis Änderung *Ardae* aufgenommen. Ob damit die topographische Schwierigkeit der Stelle gehoben ist, bezweifle ich. III 39, 7 hatte der Med., was F. nicht erwähnt, ursprünglich *elegantium* (an *morum* assimiliert), Der Schreiber änderte *u* in *a* und tilgte das Zeichen für *m*. Das letztere muß irrtümlich geschehen sein. Denn nur der Akkusativ hat hier Sinn und Fishers Note '*elegantia* M[1], fortasse recte' verstehe ich nicht. Die JB. XXXVI 282 verzeichneten Konjekturen Fishers zu den Historien findet man jetzt in seiner Ausgabe, dazu noch eine neue: I 52, 10 *imperitandi* statt *imperandi*. Damit wird nichts gewonnen; denn weder das eine noch das andere Verb ergibt den hier geforderten Begriff 'den Vitellius zum Kaiser zu machen', der etwa durch *imperii adsignandi* ausgedrückt werden könnte, vgl. I 30, 19 *imperium adsignabunt* 'werden die Anwartschaft auf den Thron geben'.

In der Erwähnung fremder Konjekturen ist Fishers Verfahren verständig und nicht allzu sparsam. Auch einige bisher nicht bekannt gewordene teilt er mit, darunter folgende von Gudeman: I 8, 13 ⟨*haud*⟩ *conveniebat*, 84, 10 *est* oder *sunt* st. *sit*, 85, 1 *oratio* ⟨*prona* oder *prompta*⟩, II 95, 9 *cetera* st. *vetera*, IV 7, 12 *Senecione* st. *Sentio*, 11, 3 *esset* st. *essent*, V 5, 22 *templis statuunt*, 15, 15 *minis*.

Druckfehler sind selten: im Apparat zu I 27, 13 Tjsendijk st. Ijsendijk, zu I 29, 18 *incruentas* st. *incruentam*, zu III 20, 13 *machimamenti* st. *machinamenti*, IV 54, 12 *sanam* st. *vanam*.

Angezeigt Rev. crit. 1911, 18 S. 345 von E. Thomas und Class. Rev. 1911 S. 124 von A. D. Godley. Dieser rät, III 84 nach *foedare* ein Komma zu setzen, so daß *morari* und *foedare* als historische Infinitive gelten, und IV 15 mit Orelli *proxima occupatu* zu schreiben. Vergl. Rev. de l'instr. publ. en Belg. 54 S. 137, wo P. T. *opus adgredior turbidum casibus* I 2 konjiziert und III 16 den überlieferten Text so erklärt: 'et les plus ardents à la poursuite se contentaient d'être les derniers à battre en retraite'.

5) The Histories of Tacitus books I and II by Frank Gardner Moore, professor of classical philology in Columbia University. 249 S.

Diese zur Einführung in das Studium des Tacitus bestimmte Ausgabe der ersten Hälfte der Historien stellt sich der in der-

selben Sammlung[1]) erschienenen, von der Kritik (s. WS. f. kl. Phil. 1909 Sp. 836; JB. XXXV 262. XXXVI 256) günstig aufgenommenen Agricola-Ausgabe von D. R. Stuart ebenbürtig zur Seite. Der Text entspricht dem heutigen Stande der handschriftlichen Forschung, der Kommentar, für den nicht bloß Orelli-Meiser, Heraeus und Wolff, sondern auch die wichtigsten englischen, französischen und italienischen Ausgaben benutzt worden sind, bringt in knapper Form ein reiches Material zur sachlichen und sprachlichen Erklärung. Auch die Einleitung bietet alles Notwendige: ihr Hauptteil ist der Darstellung der Eigentümlichkeiten des Taciteischen Stiles gewidmet, die mit treffenden Beispielen erläutert werden. Moore ist der Meinung, daß Tacitus auf keinen Fall aus Rom, vielleicht aus Oberitalien stammte; die Veröffentlichung des Dialogus setzt er in die Regierungszeit des Titus, den Endpunkt der Annalen auf den 31. Dezember 68.

Über die Abweichungen von Halms Text — es sind etwa 180 — gibt ein Anhang Auskunft. Etwa der dritte Teil von ihnen beruht auf der Herstellung der handschriftlichen Lesart auf Grund der neueren Forschungen, deren Ergebnisse dem Herausgeber nicht entgangen sind. Neue Vermutungen finden sich nur in geringer Zahl. I 69, 7 ist *Tum* vor *ut est mos* eingeschoben; II 40, 2 ist, um der topographischen Schwierigkeit zu begegnen, *sedecim* in XXV geändert (vgl. Moore in den Transact. and proceed. of the Amer. phil. assoc. XL p. LXIV); I 71, 10 schreibt Moore nach Nipperdey und Heraeus *testes mutuae reconciliationis adhibens* ohne *deos*. Er ist also der Meinung, daß in dem überlieferten *ne hostes* nichts weiter stecke als *testes*. Für die Annahme jedoch, daß es aus *deos testes* verderbt sei, spricht ebenso deutlich ein sachlicher wie ein paläographischer Gesichtspunkt. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß der Umstand, daß Otho den Marius Celsus auf das Kapitol, nicht in das Palatium rufen läßt, nur darin begründet sein kann, daß er die Absicht hat, die Götter, deren Sitz das Kapitol ist, zu Zeugen der Versöhnung anzurufen. Zweitens liegt die Vermutung nahe, daß in der Überlieferung *testes* durch Haplographie zu *tes* zusammengeschrumpft ist; aus *deos* aber wurde, nachdem *d* in *n* verderbt war, *ne hos*, wie I 3, 11 im Mediceus statt *deis* ursprünglich *de his* stand, was eine spätere Hand in *deis* änderte, indem sie *h* tilgte und *is* darüberschrieb.

---

[1]) 'Macmillan's Latin classics edited under the direction of James C. Egbert, professor of Latin in Columbia University'.

6) **Joseph Franke und Eduard Arens, 1. Tacitus, Germania und Auswahl aus den Annalen für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben. Dritte verbesserte Auflage. Münster i. W. 1907, Aschendorff. Dazu: Kommentar. Zweite Auflage ebd. 1905. — 2. Tacitus, Auswahl aus den Historien und der vita Agricolae. Zweite, erweiterte Auflage, ebd. 1908. Dazu: Kommentar ebd. 1905.**

Das Erscheinen des ersten Teils der Neuauflage dieser Schulausgabe habe ich bereits JB. XXXIII 240 notiert. Die vier Hefte sind mir aber erst jetzt zugänglich geworden, und das ist der Grund, warum ich sie hier erwähne. Die Ausstellungen, die ich JB. XXIII 116 und XXIV 281 an der ersten Auflage gemacht habe, haben die Herausgeber fast sämtlich für begründet erachtet und Text und Kommentar dem entsprechend geändert. Der Text ist auf Grund der Ergebnisse der letzten Forschungen und der neu gewonnenen Hilfsmittel berichtigt, die ursprünglich gekürzte vita Agricolae ist jetzt ganz gegeben, obwohl es auf dem Titel des zweiten Teiles immer noch heißt 'Auswahl aus den Historien und der vita Agricolae'. Von neuen Lesarten habe ich nur eine hervorzuheben, die wohl von den Herausgebern selber herrührt: *qui ⟨se Christianos⟩ fatebantur* Ann. XV 44. Der Einschub ist unnötig, weil sich das Objekt zu *fatebantur* dem aufmersamen Leser von selbst ergibt.

7) Anzeigen älterer Ausgaben und Übersetzungen:

Annibaldi, Agr. e Germ. (JB. XXXIII 228): Roman. JB. X 1 S. 60 von A. Rahlfs; Draeger-Heraeus, Ann. I. II. 7. Aufl. (JB. XXIII 234): Roman. JB. X 1 S. 62 von J. Köhm; Müller-Christ, Germ., 2. Aufl.: Berl. phil. WS. 1911 Sp. 381; Dienel, Dial. (JB. XXXV 257): Roman. JB. XI 1 S. 62 von J. Köhm, der in der Ausgabe manches vermißt; Hedicke, Agricola (JB. XXXV 259): Monatschr. f. d. höh. Schulen X S. 209 von F. Cramer; Stuart, Agricola (JB. XXXV 262): Berl. phil. WS. 1910 Sp. 1508 von E. Wolff (anerkennend), Allen, Agricola (JB. XXXV 262): Berl. phil, WS. 1911 Sp. 381; Horneffer, Übersetzung der Germania (JB. XXXV 262): Ztschr. f. d. öst. Gymn. 1911 S. 181 von R. Bitschofsky; Pfitzner-Wackermann, Ann. I. II. 5. Aufl. III—VI. 3. Aufl. (JB. XXXV 264): Roman. JB. XI 1 S. 61 von J. Köhm; Horneffer, Übersetzung der Annalen (JB. XXXVI 251): Röm.-germ. Korr. III 5 S. 77 von E. Lommatzsch (gut, aber nicht ganz frei von Versehen; z. B. sei I 24 *insignia* mit *signa* verwechselt), DLZ. 1911 Sp. 92 von W. Nestle (liest sich glatt), Berl. phil. WS. 1911 Sp. 390 von E. Wolff (viele Verbesserungsvorschläge für einzelne Stellen des 1. und 2. Buches; ich hebe hervor: II 61 bedeute *disiectas*, wenn nicht etwa *desertas* zu schreiben sei, 'weit aus einander

liegend', also: 'und in den ausgedehnten, kaum gangbaren Sandwüsten die Pyramiden, bergehoch aufgetürmt', II 67, 3 übersetzt H. nach einer nahe liegenden Korrektur des Textes: 'hier (*hic* statt *hinc*) umringte ihn eine starke Soldatentruppe'); Loiseau, Übersetzung des Tacitus II (JB. XXXVI 253): Boll. di fil. cl. XVII S. 110 und Riv. di fil. 38 S. 459 von L. Valmaggi (nicht übel; freilich seien die kritischen Grundlagen der Arbeit unzureichend).

## II. Historische Untersuchungen.

8) W. Knögel, Moderne Probleme in Tacitus' Gespräch über die Redner. N. Jahrb. f. d. klass. Alt. 1911, 2. Abteil. S. 129—142.

Daß die Werke des Tacitus, und zwar nicht bloß das Gespräch über die Redner, sondern auch die übrigen Schriften viele Beobachtungen und Gedanken enthalten, die dem moderneren Empfinden nahe kommen, ist eine Tatsache, die es erklären hilft, daß dieser Schriftseller bei der heutigen Jugen deinen bleibenderen Eindruck zu hinterlassen pflegt, als andere Autoren des römischen Altertums. Einige Gedankengänge und Sätze dieser Art aus dem Dialogus herausgeholt zu haben ist das Verdienst Knögels; auch seine Charakteristik der Personen, die an der Unterredung teilnehmen, und die Art, wie er den Verlauf des Gespräches schildert, ist im allgemeinen treffend und gewandt. Aber ob er den Gesichtspunkt, von dem Tacitus geleitet wurde, als er den ersten Teil des Dialogus schrieb, richtig aufgefaßt hat, ist mir zweifelhaft.

Kn. meint, was Tacitus über das 'Problem der Berufswahl' ausführt, bedürfe, vom modernen Standpunkt aus betrachtet, einer Korrektur: wir verständen unter Beruf nicht bloß ein genus vitae, sondern den Wirkungskreis, zu dem einen jeden Natur und Eigenart hinziehen; nach diesem subjektiven Gesichtspunkt gemessen seien alle Berufsarten gleichwertig, während der Römer in äußerlicher Auffassung nur die Licht- und Schattenseiten der zwei genera vitae einander gegenüberstelle, wobei sich der Redner von vorn herein im Vorteil befinde. Dieses Urteil wäre richtig, wenn Tacitus, als er die Kapitel 5—13 schrieb, die Absicht gehabt hätte, in den Streitreden des Aper und Maternus die äußeren Vorteile und die intimen Reize des Rednerberufs und die der dichterischen Tätigkeit unparteiisch gegen einander abzuwägen. Aber von einer solchen vorurteilslosen Gegenüberstellung der beiden Berufsarten kann bei Tacitus keine Rede sein. Er ist von Anfang an Partei, und jeder Leser der beiden Reden gewinnt den Eindruck, daß Apers Rede nur deshalb geschrieben worden ist, damit sie durch Maternus' Rede widerlegt werde; und wenn Kn. sagt, daß bei jener Gegenüberstellung der Redner sich von vornherein im Vorteil befinde, so ist im Sinne des Tacitus genau das Gegenteil wahr. Wir haben demnach weder einen Anlaß noch

ein Recht, das Fazit der beiden Streitreden von unserem Standpunkt aus zu korrigieren.

Auch der Behauptung, daß in jeder der beiden Reden gerade das vermißt werde, was nach unserem Empfinden das Wesentlichste sei, muß widersprochen werden. Aper, heißt es bei Kn., 'sagt kein Wort von dem erhebenden Bewußtsein, daß der Vertreter der Themis in dieser Welt der Unvollkommenheiten und Interessengegensätze an seinem Teile mitwirken soll, Recht und Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen'. Es ist Unrecht zu verlangen, daß ein Mann, der uns als Vertreter einer durchaus äußerlichen Auffassung der Lebensaufgaben des Menschen und speziell des Rednerberufes entgegentritt, sich von solchen idealen Beweggründen leiten lasse und daß er, anstatt der Sache, die er vertritt, dem Recht und der Gerechtigkeit diene; denn er ist Redner und nicht 'Vertreter der Themis'. Wir haben hier nichts hinzuzudenken; tun wir es, so verzerren wir das Bild des Aper und tun dem Schriftsteller Unrecht. Anders steht es mit Maternus, in dessen Rede Kn. gleichfalls das vermißt, was wir an die erste Stelle setzen würden; denn er schweige von dem, worin die innere Befriedigung des Dichterberufes liegt. Diese Behauptung steht im Widerspruch mit Kapitel 12; denn unter der *voluptas,* die der Dichter genießt, wenn sein *animus secedit in loca pura atque innocentia fruiturque sedibus sacris,* ist doch wohl nichts anderes zu verstehen, als die innere Befriedigung, die die dichterische Tätigkeit gewährt.

Es ist überhaupt wohl nicht richtig, wenn man sagt, der erste Teil des Dialogus erörtere 'das Problem der Berufswahl'. Er zeigt vielmehr den Gegensatz des Utilitaristen (oder Utilisten, wie Dienel sagt) zum Idealisten und die Überlegenheit des letzteren, des Vertreters der Sittlichkeit, gegenüber der Richtung, für die das Lebensziel in der Förderung der persönlichen Interessen liegt. Man mag Knögel beistimmen, wenn er sagt, es handle sich um den Gegensatz zwischen den nachdenklichen, nach innen gekehrten Naturen und den im praktischen Wirken ihre Befriedigung suchenden Männern; aber mit Unrecht sagt er, daß das 'Problem' sich erst für den modernen Leser in dieser Weise erweitere; denn die tiefere Auffassung dieses Gegensatzes, die Kn. der modernen Zeit vorbehält, zieht sich durch die ganze griechisch-römische Welt hindurch, und jeder antike Leser des Dialogus hat verstanden, daß der Redner Aper und der Dichter Maternus einander gegenüberstehen als Vertreter nicht zweier Berufsarten, sondern zweier Lebensanschauungen.

Den Aper nennt Kn. bald einen Redner, bald einen Juristen, oder, wie bemerkt, einen Vertreter der Themis; überhaupt sind ihm Jurisprudenz und Beredsamkeit anscheinend identische Begriffe. Das ist zum mindesten nicht antik; die Alten, z. B. Cicero in der Rede für Murena, trennen die ars dicendi scharf von der scienta iuris, und daß

die Rechtskunde eine von den zahlreichen Hilfswissenschaften ist, deren der Redner zu seiner Ausbildung bedarf, sieht man u. a. aus Dial. 31 am Schluß. Ein schlimmeres Versehen steckt in Knögels Eingangsworten, wo man liest, daß der Held der von Maternus verfaßten Tragödie Cato der republikanischen Gesinnung des Verfassers unverkennbaren Ausdruck gegeben habe. Als er dies schrieb, war ihm die eine Verherrlichung der Monarchie enthaltende Schlußrede des Maternus nicht gegenwärtig, und er schloß irrtümlich, daß, wer einen Republikaner durch eine Dichtung verherrliche, selbst ein Republikaner sein müsse.

9) E. Wilisch, Zustände und Vorgänge in der sächsischen Oberlausitz etwa um die Zeit von Chr. Geburt. Mitteilungen der Gesellschaft für Zittauer Geschichte No. 7. Zittau 1911, Rich. Menzel Nachf. S. 3—38.

Diese Abhandlung darf als ein Beitrag zur ältesten Geschichte Ostdeutschlands und der sie ausfüllenden Völkerbewegungen an dieser Stelle nicht übergangen werden. In Bezug auf die Kimbern, ihre Heimat und die Richtung ihres Zuges folgt W. 'der verbreiteten Schulmeinung', bezeichnet es aber als einen Irrtum des Tacitus, wenn dieser Germ. 42 andeutet, daß die Markomanen direkt die Bojer verdrängt hätten und ihre unmittelbaren Nachfolger in Böhmen gewesen wären, und ist geneigt, den Zusammenstoß zwischen Marbod und Arminius in das Gebiet der Semnonen zu setzen. Dann erörtert er eingehend die Hermundurenfrage. Die Prüfung der Autorenstellen führt ihn zu folgendem Ergebnis. Die Hermunduren wohnten anfänglich, ohne einen Sondernamen zu führen, mit den übrigen Ursueben rechts der Elbe, zu der Zeit aber, wo wir zum ersten Mal von ihnen als Hermunduren hören, auf beiden Ufern dieses Flusses. In den letzten Jahrzehnten v. Chr. verbreiteten sie sich vom heutigen Königreich Sachsen aus auch über Thüringen. Von den thüringischen Hermunduren sonderte sich kurz vor Chr. Geb. ein Volkssplitter ab, schweifte eine Zeitlang umher und wurde schließlich von L. Domitius in Franken angesiedelt. Als Nachkommen oder Ableger dieser Mainhermunduren müssen die Hermunduren in Tacitus' Germania an der Grenze Rätiens gelten. Das letzte, was wir von den thüringischen Hermunduren hören, ist ihr Kampf mit den Chatten an der Werra um die Salzquellen im J. 58. Die Germania des Tacitus erwähnt Hermunduren in Thüringen und Sachsen nicht; trotzdem müssen wir sie dort weiter wohnen lassen und ihr Verschwinden aus der Literatur damit erklären, daß, nachdem Tiberius auf die Eroberung Germaniens verzichtet hatte, das Interesse der Römer für die inneren Verhältnisse dieses Landes nachließ.

Im J. 5 n. Chr. wichen die Hermunduren vor dem heranziehenden Tiberius über die Elbe zurück, suchten jedoch nach dem Abzuge der Römer oder spätestens nach der Varusschlacht

ihre Wohnsitze links der Elbe wieder auf. So der Hauptteil des Stammes. Ein andrer aber zog vermutlich bei dem gleichen Anlaß durch das Elbsandsteingebirge nach Böhmen, fand dort bei Marbod Aufnahme, gewann nach dessen Sturz unter dem König Vibilius in dem Kessellande Einfluß und behauptete diesen mindestens bis zur Mitte des 1. Jahrh. n. Chr., wo Vibilius den benachbarten Vannius mitvertrieb. Aus dieser Zeit der böhmischen Hermunduren stammt die Nachricht, daß die Elbe in ihrem Lande entspringe, mag man nun dabei an die richtige Elbquelle oder an die der Moldau denken. Später zogen sich die böhmischen Hermunduren noch weiter nach Süden und bildeten mit den Markomanen, Varisten und Quaden gleichsam eine 'Front' gegen die römische Provinz längs der Donau hin.

Diese Ergebnisse unterscheiden sich vorteilhaft von den Ausführungen Devrients (s. JB. XXVII 306. 310), der einerseits durch seine Hypothese, daß Thüringen das Stammland der Cherusker war, das Auffällige, das in dem Umweg des Germanicus bei seinen Feldzügen vom J. 15 und 16 n. Chr. liegt, ins Unbegreifliche steigert, andrerseits den Worten Strabos VII 290 eine für den unbefangenen Leser unannehmbare Deutung gibt; vgl. JB. XXVII 310 Anm. 1.

10) W. Gebert, Limes. Untersuchungen zur Erklärung des Wortes und zu seiner Anwendung. Bonner Jahrbücher 119 (1910) S. 158—205.

Diese Abhandlung, in der sämtliche Belege auf die Bedeutung des viel besprochenen Wortes hin sorgsam geprüft werden, ist wichtig für die Interpretation mehrerer Tacitusstellen. Mit seinem letzten Vorgänger, A. Oxé (s. JB. XXXIII 250) stimmt Gebert darin überein, daß die Grundbedeutung des Wortes ist 'offene, geradlinige Bahn', weicht aber in der Auffassung dessen, was Tacitus H. III 21—25 erzählt, von ihm ab. Er verwirft die Annahme Oxés, daß die Postumische Straße beiderseits von limites begleitet gewesen sei und daß limes den die Straße rechts und links begleitenden und sichernden Geländestreifen bezeichne. Die Aufstellung der Flavianer war nach Gebert folgende: im Zentrum die 13. Legion *in ipso viae Postumiae aggere* (c. 21), d. h. hier befand sich der Adler, während die Legion sich auf beiden Seiten der Straße weit ausbreitete, links die 7. Galbiana auf freiem Felde, noch weiter links die 7. Claudiana, in der Front durch einen Ackergraben geschützt (*praemunita*), der somit quer zur Richtung der Straße lief; rechts die 8. Legion *per apertum limitem*, d. h. in einer gewissen Ausdehnung (*per*) auf einem, wie jener Ackergraben, quer zur Heerstraße laufenden Feldwege (so auch Heraeus und Wolff), weiter rechts die 3. Legion, *densis arbustis intersaepta* (versperrt, abgeschlossen). Diese durch die Bäume geschützte Stellung der 3. Legion war die Ursache, weshalb die Vitellianer ihre Artillerie auf dem Straßendamm konzentrierten, um ein freies

Schußfeld zu haben (c. 23). C. 25 findet sich der Ausdruck *limes* abermals: *impedientibus vehiculis tormentisque per limitem viae.* So nach Nipperdey unter Bezugnahme auf die eben genannte Stelle c. 23. Hier ist *limes viae* mit dem *agger viae* c. 23 gleichzusetzen und zwar auch dann, wenn man die Worte *per limitem viae* zum Folgenden zieht. Die Anwendung dieser beiden verschiedenen Worte auf dieselbe Sache erklärt sich aus verschiedenen Anschauungsmöglichkeiten: in *agger* ist der Begriff des hoch aufgeschütteten Straßendammes enthalten, der dadurch, daß er das Gelände überragt, für die Artillerie eine geeignete Stellung darbot, während *limes* den Begriff der breiten Fahrbahn zum Ausdruck bringt, die durch dieselben Geschütze und durch die Wagen gesperrt ist. So bietet *limes* an beiden Stellen des Schlachtberichtes denselben Begriff 'freie Bahn', aber einmal auf einen breiten Feldweg, das andere Mal auf die breite Fahrbahn der via Postumia angewandt.

In der Erklärung von Ann. I 50 schließt sich Gebert in der Hauptsache an Oxé an: der von Tiberius begonnene *limes* ist eine weite freie Bahn durch den Wald. Diese Bahn durchschneidet (*scindit*) Germanicus der Länge nach; sie ist so breit, daß er auf ihr das Lager aufschlagen kann, das sich auf beiden Seiten an den Wald anlehnte. Die 'Begleitlimites', die Oxé auch hier findet, lehnt G. wiederum ab; den von Westen nach Osten verlaufenden limes setzt er nicht nördlich der Lippe, sondern südlich dieses Flusses zwischen ihm und der Ruhr, weil er den Namen *silva Caesia* mit dem des Dorfes Heisingen am rechten Ufer der Ruhr zwischen Essen und Werden und mit *heissi*, das als Name eines Waldes 'in aquilonali ripa fluvii rure' in Urkunden vom Ende des 8. und aus dem 9. Jahrhundert bezeugt ist, in Verbindung bringt. Endlich vermutet er, daß der von Germanicus im J. 14 benutzte limes des Tiberius einer der limites ist, die Tiberius im J. 11 n. Chr. nach Vell. II 120 eröffnet hatte (*aperuit*).

Weiter handelt es sich um Ann. II 7 *cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita.* Zum Verständnis zieht Gebert Ann. I 63, wo von den pontes longi gesagt wird: *angustus is trames . . . a L. Domitio aggeratus*, I 61 *pontesque et aggeres umido paludum et fallacibus campis imponeret*, sowie den Gebrauch von *munire* ('bauen'), *munitio* (Ann. I 56) und *munitor* (Ann. I 64) heran und interpretiert: 'das ganze Land wurde durchbaut, durchzogen mit *limites* und *aggeres*, um das Gelände zu erschließen und die Verbindungen zu sichern'. Den Unterschied aber zwischen *limites* und *aggeres* definiert G. so, daß jene im Waldgebiet, diese im Sumpf- und Moorgebiet angelegt wurden. Vgl. Germ. 5 *terra in universum aut silvis horrida aut paludibus foeda.* Zugleich bemerkt er, daß I 63. 64 *opus* nur die Arbeiten an den *pontes*, *munitoribus* und *operantium* nur die damit beschäftigten Arbeiter bezeichnen könne.

In der Bedeutung 'Reichsgrenze' findet sich *limes* zuerst bei Tacitus Agr. 41, wo mit *limes* die breite, künstlich geschaffene Grenzbahn, die als Grenzweg diente, im Gegensatz zum Flußufer gemeint ist. Ein solcher *limes* schloß auch die *agri decumates* ab (Germ. 29).

Eingehender Bericht über den Inhalt der lehrreichen Abhandlung Württ. Korr. 18 S. 137 ff. von A. Mettler. Vergl. die Anzeige von Anthes, Korr. des Gesamtvereins der deutschen Gesch.- u. Altertumsvereine 1911 S. 135.

11) Hans Lehner, Vetera. Ausgrabungsbericht für die Jahre 1908 und 1909. Bonner Jahrbücher 119 S. 230—261.

Wenn Tacitus H. IV 23 sagt, daß Augustus wenig Mühe auf die Befestigung von Vetera verwendet habe, weil er glaubte von da aus Germanien unterwerfen zu können, dagegen nicht mit der Möglichkeit rechnete, daß es sich einmal gegen die angreifenden Germanen werde verteidigen müssen, so liegt in dieser Notiz insofern eine richtige Überlieferung versteckt, als Vetera in der augusteischen Zeit gar kein eigentliches Standlager gewesen ist, wenn auch die augenscheinliche Annahme des Tacitus, daß das Vetera des Bataverkrieges, von dem er an der Stelle spricht, noch das alte augusteische gewesen sei, wie die Ausgrabungen ergeben haben, einer Korrektur bedarf. In Vetera hatten im J. 14 die V. und die XXI. Legion ihr gemeinsames Winterlager (Ann. I 45). Die XXI. wurde, wie es scheint, in den vierziger Jahren nach Obergermanien verlegt; an ihre Stelle trat die frühestens von Caligula gegründete XV. Legion. Den wirklichen Umfang des claudisch-neronischen Lagers der V. und XV. Legion zu Vetera auf dem Fürstenberge hat man erst 1908 erkannt: es erstreckte sich 300 m weiter nach Süden, als man bis dahin geglaubt hatte, und bedeckte die gewaltige Fläche von 59, 28 Hektar. Die südliche Schmalseite des ein Rechteck bildenden Lagers liegt am Südfuß des Berges; hier war die porta praetoria unten in der Ebene. Damit stimmt die Angabe des Tacitus H. IV 30, daß die Bataver einen beweglichen Belagerungsturm gegen die porta praetoria — *is aequissimus locus* — vorschoben. Auf der Höhe des Berges im Norden lag die porta decumana. Vor dem Osttor, der porta principalis sinistra, sind Spuren von Bauwerken gefunden worden, die mit dem claudisch-neronischen Lager unzweifelhaft gleichzeitig sind. Diese Bauwerke, durch einen freien, 100 m breiten Streifen vom Lager getrennt, sind in der langen Friedenszeit vor dem Bataverkrieg *in modum municipii*, wie Tacitus H. IV 22 sagt, errichtet worden und wurden beim Herannahen des Feindes von den Römern selbst zerstört, 'damit sie nicht dem Feinde zum Nutzen gereichten'. Die zu derselben Zeit entstandene Arena von Birten, die der Unterhaltung der Soldaten diente, erinnert an die Gladiatoren, die Junius Blaesus, der Legat von Pannonien, im Lager hielt (Ann. I 22).

12) F. Knoke, Wanderung über das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes. Mannus (Zeitschr. für Vorgeschichte, herausg. v. G. Kossinna) I. Ergänzungsband S. 76—87.

Knoke gibt in diesem auf der I. Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte zu Hannover im August 1909 gehaltenen Vortrage einen Überblick über die Ereignisse der Jahre 9 und 15 n. Chr. in der Auffassung, die er seit einem Vierteljahrhundert vertreten hat. Daß eine Einigung über den Verlauf der Dinge bisher nicht erreicht worden ist, liegt, sagt er, teils an der verschiedenen Bewertung der Quellenschriftsteller, teils an der mangelhaften Kenntnis ihrer Sprache. So habe man *trudebantur*, *abscessum*, *mox reducto ad Amisiam exercitu* etc. Tac. Ann. I 63, *plures dies* II 8 und andere taciteische Ausdrücke nicht richtig gedeutet. Irreführend wirkte auch die Nachricht von dem Gehöfte to dem Toyte am Fuß der Grotenburg sowie die Annahme, daß das Schlachtfeld im Lande der Cherusker zu suchen sei und daß ein naher örtlicher Zusammenhang zwischen dem Schlachtfeld und dem Kastell Aliso bestehe. Man schloß dies letztere aus Frontinus; aber hier bezeichnet der Satz *reliqui ex Variana clade cum obsiderentur* außer Soldaten hauptsächlich die bürgerlichen Ansiedler, die sich mit Weib und Kind in der Nähe der Festungen niedergelassen hatten und auf die Nachricht von der Varusschlacht, soweit sie es vermochten, sich in das ihnen günstig gelegene Kastell Aliso retteten. Auch darin irrt man, daß man den Ann. II 7 genannten *tumulus* mit dem im Jahre vorher im Teutoburger Walde aufgeschütteten Leichenhügel identifiziert; es war vielmehr ein Gedächtnishügel an der Lippe, ein Kenotaphion. Für das Sommerlager des Varus kann nur die Gegend von Oeynhausen oder Minden in Betracht kommen; aber das Schlachtfeld kann nicht in der Nähe des Sommerlagers gesucht werden, und der Weg, den Varus durch die Nachricht von dem Aufstande einzuschlagen bewogen wurde, muß seitwärts von der Hauptstraße gelegen und tagelang zwischen Bergwänden weiter geführt haben. Die *ultimi*, d. i. die nordöstlichsten, *Bructerorum* bewohnten die Gegend von Sassenberg und Harsewinkel. Das 'erste Lager des Varus' war zugleich das erste, das Germanicus antraf, und das erste, das Varus geschlagen hatte; mit *dein* bezeichnet Tacitus das zweite Lager. Germanicus muß demnach die Marschlinie des Varus seitwärts getroffen haben: er zog von Warendorf aus nach Norden, während Varus sich von Oeynhausen aus in westlicher Richtung fortbewegt hatte. Zwischen dem Orte, an dem Germanicus die Ems verließ, und dem Schlachtfelde befand sich ein Moor, das der vorausgeschickte Caecina überbrückte. Die Reste dieser Brücke haben sich genau an dem Punkte, wo sie gesucht wurden, gefunden. Wenn nun Germanicus die Ems bei Warendorf verlassen und die Schlacht des Jahres 15 bei Barenau

stattgefunden hat, wenn ferner Caecina auf seinem Rückzuge die pontes longi bei Mehrholz passiert hat, so muß das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes auf der Linie zwischen jenen Orten liegen, d. h. auf dem Gelände von Iburg; und daß Germanicus einen Teil seiner Reiterei an der Nordseeküste entlang zum Rhein marschieren ließ, erklärt sich nur, wenn er die Ems an ihrem Unterlauf erreicht hat. Ist dies richtig, so kann das Schlachtfeld weder in der Gegend der Ems- und Lippequellen noch weiter östlich davon noch gar südlich der Lippe gesucht werden. Der Name des Teutoburger Waldes ist der des Gebirges an der Düte; der Marsch des Varus richtete sich gegen die im Münsterlande wohnenden Brukterer. Die Spuren des ersten Lagers des Varus sind bei Iburg wiedergefunden, die des zweiten im Habichtswalde bei Stift Leeden.

In den Mitteilungen des historischen Vereins Osnabrück 1910 S. 374 ff. veröffentlicht Knoke einige Funde aus dem Lager im Habichtswalde. Es sind Gegenstände aus Ton oder Metall, teils echt römisch, teils der La-Tène-Ware angehörend. Beide Arten können nur als die Hinterlassenschaft eines im Lager eingeschlossenen und daselbst vernichteten römischen Heeres angesehen werden.

13) **Theodor Hacke, Barenaue im Jahre 9 n. Chr. Geb. Ein Beitrag zur Lösung der Varusfrage. Osnabrück 1911, Rackhorst. 72 S. 8. 1 ℳ.**

Der Ort des Varianischen Sommerlagers im Jahre 9 n. Chr. ist das durch Mommsens Hypothese bekannt gewordene Gut Barenaue (Varenhove = Varus-Hof); die Münzfunde von Barenau sind nicht auf eine Feldschlacht zurückzuführen, sondern auf den 'Geldwechselverkehr' im Lager des Varus, bei dem viele Geldstücke verloren gingen. Der Hauptkampfplatz ist nicht hier, sondern weiter südwestlich zu suchen: das 'erste Lager' des Varus ist das später unter dem Namen Wittekindsburg bekannte Lager bei Rulle, das zweite das Römerlager im Habichtswalde zwischen Osnabrück und Lengerich; zwischen beiden Lagern auf der Dodesheide, die sich von Rulle nach Osnabrück hinab erstreckt (dem *campus* bei Tacitus) und im Hasetal erfolgte der Hauptangriff der Germanen. Germanicus zog im J. 15 (und auch 16), wie vor ihm Varus, von Emsbüren aus nördlich des Wiehengebirges auf der lange bekannten Heerstraße des Tiberius nach Osten und gelangte so nach Barenau zu den *ultimi Bructerorum*, d. h. dem nördlich des Wiehengebirges in der Ebene wohnenden Teil dieses Stammes (Brukterer 'Burgenbewohner' = Brocseten; vergl. Broxten, Bauerschaft bei Venne). Von Barenau aus betrat er das Gebirge und folgte der Richtung des Varianischen Zuges, nachdem er Caecina vorausgesandt hatte, der die Hase bei Osnabrück überbrückte.

So lautet die neueste Hypothese über den Ort der Varusschlacht. Daß sie erheblichen Bedenken unterliegt, ist dem Ver-

fasser nicht entgangen. Die zwei gewichtigsten erledigt er S. 13 und 19. Es heißt bekanntlich bei Dio: *προήγαγον* (die Barbaren) *αὐτὸν* (den Varus) *πόῤῥω ἀπὸ τοῦ Ῥήνου ἔς τε τὴν Χηρουσκίδα καὶ πρὸς τὸν Οὐίσουργον*. Hier sei, meint Hacke. unter dem 'Cheruskerland' und 'Wesergebiet' nur allgemein 'Germanien' zu verstehen; nenne doch Tacitus I 64 den Feind zugleich Barbaren, Cherusker und Germanen. Die zweite Schwierigkeit liegt in dem Zeugnis des Tacitus, daß Germanicus, als er das Gebiet zwischen Ems und Lippe verwüstete, sich nicht weit vom Teutoburger Walde, der Stätte der Varuskatastrophe, befunden habe. Wie war das möglich, wenn er von Emsbüren nördlich des Wiehengebirges in östlicher Richtung ziehend nach Barenau und von dort nach Südwesten abbiegend in den Teutoburger Wald gelangt ist? Hacke antwortet, man könne die Verwüstung des Gebietes zwischen Ems und Lippe für eine den Germanicus verherrlichende Phrase des Tacitus halten oder — hier muß ich wörtlich zitieren — 'vermuten, daß Tacitus dasjenige Gebiet hat bezeichnen wollen, welches von der oberen Lippe und mittleren bis unteren Ems begrenzt wird, nnd welches dann, das Gebirge mit eingeschlossen, von dem Gesamtvolk der Brukterer bewohnt war'. Wie das zu verstehen ist, vermag ich nicht zu sagen.

14) H. Eickhoff, Die Lage des Varusschlachtfeldes. Ztsch. f. das Gymnasialw. 1910 S. 551—553. Kreuzzeitung 4. Nov. 1910 Morgenausgabe. — G. Kropatscheck, Kreuzzeitung 18. Nov. 1910 Morgenausgabe. Tilles Deutsche Geschichtsblätter XII 1 (Oktober 1910). — H. Nöthe. WS. f. kl. Phil. 1911 Sp. 417—421.

Eickhoff erklärt, unter der Voraussetzung, daß Aliso mit Oberaden identisch ist, unter allen Hypothesen über den Ort der Varusschlacht die von Hülsenbeck 1878 aufgebrachte und neuerdings von Beneke sowie von Henke und Lehmann (s. JB. XXXVI 257. 258) wiederaufgenommene Vermutung, daß die Schlußkatastrophe bei Werl erfolgt sei, für die wahrscheinlichste. Kropatschek bestreitet die Identität von Oberaden und Aliso; denn die Funde von Oberaden seien auf die Zeit des Drusus beschränkt. Oberaden sei nach einem heftigen Kampfe von den Römern verlassen und von den Germanen zerstört worden, vielleicht 8 v. Chr., als Tiberius (zur Strafe für diese Zerstörung) 40000 Sugambrer auf das linke Rheinufer verpflanzte. Ja er hält eine Trennung des mit Oberaden zu identifizierenden Lagers am Zusammenfluß von Elison und Lippe, das Dio nennt, von Aliso für möglich. Gegen diese Ausführungen Kropatscheks wendet sich Nöthe. Er gesteht zu, daß das bis jetzt vorliegende Fundergebnis gegen die Gleichung Aliso = Oberaden spricht, rät aber, die Resultate der der noch ausstehenden Grabungen abzuwarten. Zwei Aliso gebe es nicht: entweder erweise sich Oberaden als das eine Aliso oder nicht. Noch aber gehe dort unsere ganze literarische Überlieferung über Aliso restlos auf.

15) W. Haverstuhl, Die Lupia des Strabo. Aliso-Eltnon. Ein Beitrag zur Geographie des römischen Niederrheins (ohne Angabe des Ortes und des Jahres). 23 S. 8., dazu eine Übersichtskarte, zwei Ansichten und eine Terrainskizze.

Verf. geht, wie einst Dünzelmann, von der Mitteilung Strabos aus: 'in gleicher Richtung mit der Ems fließen Weser und Lippe' und gelangt den örtlichen Verhältnissen nachgehend zu dem Ergebnis, daß der Lupias Strabos nichts anderes sei als der erst im frühen Mittelalter verschwundene, dem alten Rheinlauf parallele Lippelauf von Flüren bei Wesel bis zum Eltenberg (rechts des Rheins an der holländisch-deutschen Grenze). Hier auf dem Eltenberg an der Mündung des Lupias (heute Wild genannt) in den Rhein habe Drusus Aliso, das *castellum Lupiae flumini adpositum,* erbaut, in nächster Nähe des Ann. II 7 genannten Flotten-Versammlungsplatzes an der batavischen Insel. Der von demselben Strabo in der Notiz über den Tod des Drusus genannte Fluß *Salas* sei die Yssel, der nördliche natürliche Rheinarm. Unter den *fossae* des Drusus seien rechtsrheinische Entwässerungs- und Schiffahrtsgräben im Innern des Usipetenlandes zu verstehen; das Winterlager des Tiberius *ad caput Viliae* (der Wild) sei identisch mit Aliso. — Mit der letzteren Ansetzung ist weder *ad caput* noch *in mediis Germaniae finibus*, wie es bei Velleius heißt, in Einklang zu bringen; vor allem aber gibt der Verfasser dieser mangelhaft disponierten und stilisierten Abhandlung keine Auskunft auf die Frage, wo der Elison des Dio Cassius bleibt.

Auch H. Nöthe lehnt WS. f. kl. Phil. 1911 S. 345 die neue Hypothese ab.

16) Philippe Fabia, La mère de Néron. A propos d'un plaidoyer pour Agrippine. Revue de phil. 35, 2 (Avril 1911) S. 144—178.

In der Revue de Paris 1906 S. 449 ff. veröffentlichte Guigl. Ferrero einen Artikel über Nero, dessen erster Teil als eine 'Rettung' der jüngeren Agrippina bezeichnet werden darf. Der Auffassung Ferreros tritt jetzt Fabia mit einer vernichtenden Kritik entgegen und knüpft daran, das traditionelle Bild der dämonischen Frau verteidigend, eine beredte, wahrheitsgetreue und auf einer geschickten Kombination der Quellenangaben und Argumente beruhende Darstellung ihres Charakters und ihrer Handlungen, die nur von einem Motiv, dem des Egoismus und der Herrschsucht, eingegeben waren. Es ist kein Zweifel, daß Neros Wahl zum Kaiser das Ergebnis einer Jahre lang und konsequent fortgesetzten Intrigue seiner Mutter gewesen ist, und alles, was Tacitus im 12. Buch bis zur Vergiftung des Claudius von Agrippina erzählt, 'ist die Wahrscheinlichkeit selbst'. Sie wußte, daß die Chancen des Britannicus denen ihres Sohnes mindestens gleich waren. Dieser war ein Urenkel, jener ein Enkel des Drusus. Domitius

zählte zu seinen Ahnen den Germanicus, 'den großen Mann der Familie', und außerdem den Augustus; seine Mutter machte ihn zum Schwiegersohn und Adoptivsohn des Claudius und unterließ nichts, was dazu beitragen konnte, ihn als präsumptiven Thronerben erscheinen zu lassen. Aber Britannicus war der Sohn des regierenden Kaisers und durch seine Mutter durchaus nicht, wie Ferrero meint, disqualifiziert; hatte doch auch die Bestrafung der Julia ihren Söhnen, den Enkeln des Augustus, nicht geschadet. In dem Augenblick, wo Claudius starb, hatte Nero noch den Vorteil, daß er, obwohl fast noch ein Kind, juristisch ein Mann war. Allein dieser Vorteil mußte schwinden, sobald der um einige Jahre jüngere Britannicus majorenn wurde. Daher hatte Agrippina nicht, wie Ferrero sagt, Grund zu wünschen, daß Claudius noch 8—10 Jahre lebte, damit ihr Sohn inzwischen älter und damit regierungsfähiger werde, sondern daß er sterbe, ehe Britannicus die männliche Toga anlegte; und daß sie bis zuletzt Britannicus für einen gefährlichen Nebenbuhler ihres Sohnes gehalten hat, geht aus den Maßregeln hervor, die sie im letzten kritischen Augenblick traf. Dazu war zwar Pallas ihr Freund, aber Narcissus ihr Gegner, und es gab Anzeichen der Gefahr, daß der charakterschwache Claudius die Gattin verstoße und die Adoption widerrufe. Sein Tod erfolgte in dem für Agrippina günstigsten Augenblick, und noch dazu in Abwesenheit des Narcissus. Alle Zeugen beschuldigen sie des Giftmordes, Josephus ausgenommen, der nur von einem Gerüchte redet. Es ist möglich, daß die Leichtgläubigkeit der Zeitgenossen (nach dem Grundsatze cui bono) das Wahrscheinliche für wahr genommen hat; denn die Berichte des Sueton und Tacitus (XII 67 *demisisse creditur*) lassen Zweifel an der Berechtigung der Beschuldigung erkennen.

Mit Unrecht erklärt Ferrero die Angabe, Agrippina sei, um sich Pallas zu verpflichten, dessen Mätresse geworden, für verleumderisch; hatte sie sich doch schon in jungen Jahren aus Herrschsucht dem Lepidus hingegeben. Deshalb war sie auch zuletzt bereit zum Incest, vorausgesetzt daß man der unter aller Reserve gegebenen Erzählung des Tacitus XIV 2 Glauben schenken darf. An der Seite des Claudius — richtiger gesagt: an Stelle des Claudius — hatte man zum ersten Mal eine Persönlichkeit gesehen, für die es an einem Namen fehlte, eine Kaiserin. Sie behauptete diese Stellung, als Claudius tot war, aber nur für sehr kurze Zeit: von den ersten Monaten des J. 55 an kann man nicht mehr von einer Regierung Agrippinas reden. Ferrero gibt ihrem Einfluß eine zu lange und überdies willkürlich begrenzte Dauer, wenn er sagt, die zwei ersten Jahre der Regierung Neros unter der Leitung des Seneca, des Burrus und der Agrippina seien ausgezeichnet gewesen; und ebenso unrichtig sagt er, sie habe nach dem Tode des Claudius die Regentschaft pflichtgemäß übernommen, in der Hoffnung, aus ihrem Sohne einen zweiten

Drusus, einen neuen Germanikus zu machen: der Sohn war ihr nur das Instrument zur Erlangung der Macht, und das Wort *occidat, dum imperet* entsprang nicht der Mutterliebe; es war der instinktive Schrei leidenschaftlicher Herrschsucht. Patriotische Motive lagen ihr fern: das Interesse des Staates verlangte nicht, daß Domitius an Britannicus' Stelle trete, und wäre ihre unersättliche Habsucht — das Geld war ihr Mittel zur Macht — wirklich, wie Ferrero behauptet, weise Sparsamkeit im Interesse der Reichsfinanzen gewesen, so wäre sie nicht bloß dem Narcissus (Ann. XII 57), sondern auch dem Pallas entgegengetreten; aber diesen ließ sie unbehelligt; denn er war ihr Freund. Ihre Strenge wie ihre Nachgiebigkeit gegen den Sohn beruhte auf der Furcht, er könne ihr entschlüpfen. Daher ihre Eifersucht auf Acte, die ihr den Sohn zu nehmen drohte; denn sie war weit davon entfernt, in dem Verhältnis Neros zu Acte einen die Octavia kränkenden Ehebruch zu erblicken. Nach Ferrero wollte sie den Skandal einer Scheidung Neros von Octavia und einer ehelichen Verbindung mit der Freigelassenen verhindern. Allerdings legt Sueton Nero die Absicht bei, Acte zu heiraten; aber er widerlegt diese Angabe selber durch eine andere, und Tacitus und Dio wissen nichts von einem solchen Plan.

Alle Ereignisse, die Agrippinas Macht brachen, fallen in das Jahr 55; ihr Sieg über Silana (XIII 21) war ihr letzter und dazu noch erfolgloser Triumph. An dem, was Nero im Anfang seiner Regierung Gutes getan hat, hatte sie keinen Anteil; nicht einmal gute Absichten sind ihr zuzubilligen. Sie verdiente keinen Dank von ihrem Sohne, den sie zum Kaiser gemacht hatte; denn sie hatte für sich selbst, nicht für ihn gearbeitet; sie hatte seinem schlechten Herzen nur Motive, sie zu hassen, gegeben, und sie 'beging die kapitale Dummheit, den Feigling zu erschrecken'. Die Ermordung Agrippinas, welche die Hoffnung, den verlorenen Einfluß wiederzuerlangen, bis zum letzten Augenblick festgehalten hatte, erfolgte jedoch, wie auch Ferrero erkannt hat, nicht bloß aus persönlichen, sondern auch aus politischen Motiven; sie war unpopulär, ebenso sehr wegen des Hochmuts, mit dem sie den mos maiorum verletzte, indem sie sich ostentativ in die Staatsaffären mischte, als wegen ihrer Grausamkeit und Habsucht. Ferrero nennt die Opposition der öffentlichen Meinung gegen Agrippina eine antifeministische Reaktion seitens der strengen Anhänger der Tradition, und dabei ist nach ihm Agrippina selber eine Vertreterin altrömischer Tradition. In Wahrheit verwarf sie von der Vergangenheit alles, was sie genierte: kein Traditionalismus oder Feminismus, sondern Egoismus. Unter dem Druck dieser öffentlichen Meinung, behauptet Ferrero, seien Burrus und Seneca von ihr abgerückt. In Wirklichkeit war der Bruch schon vollständig, als Nero sich in Acte verliebte. Den Gedanken des Mordes hat nicht erst Poppaea, wie Ferrero sagt, dem Kaiser ein-

gegeben; denn die Tat war schon 4 Jahre vorher nahe daran vollzogen zu werden. Aber allerdings hat niemand aus der Umgebung des Kaisers dessen Stimmung klüger benutzt, um den Entschluß zur Reife zu bringen, als Poppaea. Doch trug sie keine Schuld an den im J. 55 gegen Agrippina getroffenen Maßregeln, wie Ferrero behauptet; denn ihr Einfluß datiert erst seit 58. Auch ist nirgends überliefert, daß Nero immer populärer wurde, seit Poppaeas Einfluß den Agrippinas ersetzt hatte, noch daß Agrippina gegen die beiden Ehebrecher einen heftigen Feldzug eröffnet habe (denn sie wußte wohl, daß ein solcher Kampf erfolglos und gefährlich sein würde), oder daß ihr nach ihrem Tode eine postume Rehabilitation zu teil geworden sei. In der Erzählung vom Tode Agrippinas begeht Ferrero grobe Irrtümer, z. B. wenn er Acerronia eine Freigelassene der Agrippina nennt. Der Vorwurf, den er gegen Tacitus erhebt, er sei ein Romancier, fällt auf ihn selbst zurück; die von ihm gegebene Psychologie und Biographie Agrippinas ist nur dadurch möglich geworden, daß er Tacitus nicht aufmerksam genug gelesen hat.

17) Wilhelm Knauer, Die Freiheitskämpfe der Germanen unter Vespasian im lateinischen Unterricht der Prima. Progr. Gleiwitz 1910. 18 S. 4. Progr. No. 208.

Verf. empfiehlt, die dem batavischen Aufstande gewidmeten Abschnitte von Tacitus' Historien mit den Primanern zu lesen und diese Lektüre wie die des Caesar in Tertia in den Dienst der Geschichte unserer Vorfahren zu stellen. Er bespricht, überall passende Parallelen aus der späteren Geschichte heranziehend, die Verhältnisse, in die uns die taciteische Darstellung jener Ereignisse einen Einblick gewährt: das römische Heerwesen, die Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes, den Rheinlauf und seine in historischer Zeit eingetretenen Veränderungen, die Anlage der Militärstraßen und der Lager, die Entstehung der Lagerstädte ('die Rolle, die im Mittelalter und noch später die drei rheinischen Bischofsstädte Mainz, Trier und Köln gespielt haben, war gewissermaßen von den Römern vorgezeichnet') und die Entwicklung der Schiffahrt bei den Germanen (denn schon Civilis hatte eine Flotte). Auch einzelne Ereignisse werden hervorgehoben, wenn die spätere Zeit Parallelen bietet, z. B. die eigentümliche Platzwahl für die Unterredung zwischen Cerialis und Civilis in der Mitte einer Brücke. In erster Reihe aber richtet Verf. sein Augenmerk auf die Kultur und den Nationalcharakter der Gegner Roms, der Gallier und vor allem der Germanen. Der Aufstand der Gallier, die von Cäsar unterworfen und durch Roms Kultur ein zweites Mal moralisch besiegt worden waren, entsprang dem Ehrgeiz weniger gallischer Vornehmer und scheiterte teils an dem Widerspruch der Mehrzahl der Keltengaue, die den Abfall von Rom gar nicht wollten, teils an dem Mangel an kriegerischem Sinn. Was die Germanen

betrifft, so werden zahlreiche Züge ihres Wesens gleichmäßig durch die Germania und die Historien bezeugt, so daß, wenn die Lektüre der Germania vorangegangen ist, die dabei gewonnenen Anschauungen durch die Lektüre der Historien bestätigt und ergänzt werden. Neben der Kriegstüchtigkeit der Germanen treten auch die Mängel ihrer Kriegführung hervor: ihre Tapferkeit wird zur Tollkühnheit; sie kennen keine Reserven und sind ungeübt im Festungskriege; der Krieg ist ihnen das Mittel Beute zu gewinnen. Wenn aber Tacitus es tadelt, daß Civilis wie Arminius zur List greift, so hat er dabei nur die äußerliche Treue, die Vertragstreue, im Auge. Daß die Germanen schließlich in ihrem Widerstande gegen Rom erlahmten, war zum großen Teil in dem Mangel an politischer Einheit und in dem stark ausgeprägten Individualismus begründet, der gerade unter nahen Verwandten zu grimmigen Feindschaften führte. Daß trotzdem ein so verwegener Haudegen wie Cerialis es nicht gewagt hat den Rhein zu überschreiten, das gebe, bemerkt Verf. zum Schlusse, zu denken. Wenn damit gesagt sein soll, daß Cerialis von der Widerstandskraft der Germanen eine höhere Meinung gehabt zu haben scheine als Drusus, Tiberius und Germanicus gehabt hatten, so ist diese Kombination wohl nicht berechtigt. Denn daß Cerialis die Transrhenanen unbehelligt ließ, war in der allgemeinen kaiserlichen Politik begründet, die seit der Abberufung des Germanicus für die Rheingrenze unverbrüchlich war. Man denke nur an den von Claudius inhibierten Zug des Corbulo gegen die Chauken Ann. XI 19. 20.

Angezeigt von Dietrich, Mitt. hist. Lit. 39 S. 2.

18) J. de Decker, L. Vinicius, III vir flanda moneta. Revue de l'instr. publ. en Belg. 23 (1910) S. 375—381.

Die von de Decker aufgestellte Stammtafel der Vinicier deckt sich mit der von Nipperdey zu Ann. III 11 gegebenen; auch darin stimmen beide überein, daß der von Tacitus genannte P. Vinicius (die Handschrift hat *fulnicium,* was aus *P. Vinicium* verderbt ist), der Konsul des J. 2 n. Chr. (Prosop. Imp. R. III 446) ist. Eine Differenz besteht in der Auffassung von Seneca Contr. II 5, 19. Hier ist überliefert *L. Vinicius. Vinici frater,* woraus Nipperdey *L. Vinicius pater* machte, indem er die Stelle auf L. Vinicius, cos. 33 v. Chr., bezog, den Vater des L. Vinicius, cos. 5 v. Chr. Nun weist aber de Decker darauf hin, daß bei Seneca die beiden besten Handschriften *L. Vinicius vinci fater* und *L. Vinicius vinicificem* haben. An diese letztere Korruptel anknüpfend konjiziert er *L. Vinicius III vir fla. m.* (= *flanda moneta*). Dann wäre bei Seneca L. Vinicius, cos. 5 v. Chr., triumvir monetalis 17—15 v. Chr. (Prosop. III 443) gemeint.

19) Eduard Wolff, Der Parforceritt eines Partherfürsten. WS. f. kl. Phil. 1911 Sp. 51—53.

Die Angabe des Tacitus, daß der Arsacide Vardanes eine

Strecke von 3000 Stadien = 560 km in zwei Tagen zurückgelegt habe — Ann. XI 8 *biduo tria milia stadiorum invadit* —, erschien Kritz als eine so unerhörte Leistung, daß er *triduo duo milia* zu schreiben vorschlug. Nachdem Wolff den eigentümlichen Ausdruck *tria milia stadiorum invadit* (etwa für *tr. m. st. emensus regnum invadit*), der das blitzartige Erscheinen des verwegenen Reiters mitten im Lande veranschaulicht, gerechtfertigt hat, zeigt er, daß kein Grund vorliegt, den taciteischen Bericht in seiner überlieferten Gestalt anzuzweifeln; natürlich habe man die Nächte mitzurechnen und mehrmaligen Pferdewechsel vorauszusetzen. Er vergleicht einerseits die Reise Caesars von Rom nach Arles mit einer Tagesleistung von 150 km, die Sueton (Caes. 57) für 'unglaublich' hoch erklärt, andererseits den Distanzritt Wien — Berlin im J. 1891 auf einem und demselben Pferd. — Hierzu bemerkt Otto Th. Schulz in derselben Wochenschrift S. 388—390, man dürfe die von Tacitus genannten Zahlen als abgerundete betrachten und annehmen, Vardanes habe in 50 Stunden 550 km bewältigt und sei bei Ruhepausen von zusammen 8 Stunden und zwölfmaligem Pferdewechsel 38—39 Stunden im Sattel gewesen. Er vergleicht, was Dio 78, 11, 3 über einen Ritt des jungen Caracalla berichtet: 140 km in einem Tage, d. i. in 11—12 Stunden.

20) R. Waltz, À propos d'Afranius Burrus. Rev. de phil. 34 (1910) S. 244—250.

Waltz nimmt den Charakter des Burrus gegen die Darstellung H. de la Ville de Mirmonts (s. JB. XXXVI 272) in Schutz: er sei Nero gegenüber fester gewesen als Seneca und habe Mut bewiesen, indem er (im J. 55) Agrippina rettete. Freilich habe er sich zum Mitschuldigen an ihrer Ermordung gemacht durch die Worte *perpetraret Anicetus promissa*. Was Josephus Ant. Jud. 20, 8, 9 Ungünstiges über Burrus zu sagen scheine, beziehe sich gar nicht auf diesen; denn überliefert sei nicht *Βοῦρρος*, sondern *Βήριλλος* (eine uns unbekannte Person), der *παιδαγωγὸς τοῦ Νέρωνος* genannt wird, was auch auf Burrus nicht paßt.

21) E. Ciaceri, Sul carattere della congiura Pisoniana in Roma a. 65 d. C. Studi storici per l'antichità classica III 4 S. 353—377.

Ciaceri ist der Meinung, daß es in der Verschwörung gegen das Leben Neros zwei Parteien gab, eine monarchische und eine republikanische; das Haupt der ersteren sei Piso gewesen, das der zweiten Seneca. Nach Polyän VIII 62 war Epicharis (Tac. XV 51) die Geliebte des Annaeus Mela, des Bruders des Seneca und Vaters des Lucan. Danach dürfe man annehmen, daß Seneca an der Verschwörung beteiligt war.

Nach Tacitus XV 48 ff. war die Verschwörung einheitlich; ihr alleiniges Haupt war der zum Nachfolger Neros ausersehene Piso, der allerdings in L. Silanus einen Konkurrenten sah und auch den

Konsul L. Vestinus fürchtete. In der Annahme von zwei Parteien unter den Verschworenen hat Ciaceri einen Vorgänger in Profumo, der (s. meine Anzeige von Profumo, Le fonti ed i tempi dello incendio Neroniano WS. f. kl. Phil. 1905 Sp. 632) behauptete, daß Tacitus in dem Bericht über die Verschwörung zwei von einander getrennte Unternehmungen vermischt habe: die Verschwörung der julischen Partei unter Piso und die der antijulischen unter Seneca und Faenius Rufus (die *militaris conspiratio* XV 66). Die Vorstellung Profumos und Ciaceris von der Zweiteilung der Verschwörung knüpft sich vermutlich an den Satz des Tacitus XV 65 *fama fuit Subrium Flavum cum centurionibus occulto consilio neque tamen ignorante Seneca destinavisse, ut post occisum opera Pisonis Neronem Piso quoque interficeretur traderetur que imperium Senecae quasi insontibus claritudine virtutum ad summum fastigium delecto.*

Die Gründe, die zu der Annahme zwingen, daß Tacitus geneigt gewesen ist, Seneca für nicht beteiligt an der Verschwörung zu halten, habe ich in der Besprechung der Friedländerschen Abhandlung über das Leben Senecas JB. XXVII 320 zusammengestellt. Hier sei nur auf ein Argument hingewiesen, das eine objektive Beweiskraft hat: der Umstand, daß Senecas Neffe Lucan seine eigene Mutter (XV 56) und andere Mitverschworne in Menge (57) nannte, von seinem Oheim aber schwieg, läßt darauf schließen, daß der Oheim unbeteiligt war. So kann der von Friedländer betonte Umstand, daß Lucan Mitverschworner war, die Beteiligung Senecas nicht beweisen, und ebensowenig der Umstand, daß Epicharis die Geliebte seines Bruders war, ganz abgesehen davon, daß von der Beteiligung an der Verschwörung bis zur Anführerschaft noch ein weiter Schritt ist. Zuzugeben ist nur, daß es Leute gegeben hat, welche behaupteten, Seneca sei der Teilnahme an der Verschwörung überführt worden, vorausgesetzt, daß Nipperdey zu XIII 1 den Indikativ in den Worten *non quia coniurationis manifestum compererat* XV 60 richtig gedeutet hat.

22) Anzeigen älterer Schriften:

Wilisch, Der Kampf um das Schlachtfeld im Teutoburger Walde (JB. XXXV 273): DLZ. 1910 Sp. 2804 (interessanter Überblick); Knoke, Armin der Befreier Deutschlands (JB. XXXV 276): Berl. phil. WS. 1910 Sp. 1227 von F. Haug (Verf. ergehe sich in apodiktischen Behauptungen, wo vorsichtigere Forscher nur Vermutungen und Möglichkeiten sehen; auch verkenne er den rhetorischen Charakter der taciteischen Geschichtschreibung), Museum 18 No. 6 von M. Koch, Monatsschr. f. d. höh. Schulen X S. 208 von H. Brettschneider ('das Büchlein wird seinen Zweck schwerlich erfüllen'), Ztschr. f. d. öst. Gymn. 1911 S. 182 von M. Nistler (die mit großer Sicherheit vorgetragenen Hypothesen werden kaum allseitige Billigung finden); Schierholz, Die Örtlichkeit der Varus-

schlacht (JB. XXXV 278): Riv. stor. Ital. 1910 S. 149 von Giov Oberziner ('an die Bedeutung der 'trupps' ist schwer zu glauben'); Schoonover, A study of Cn. Domitius Corbulo (JB. XXXV 282): Berl. phil. WS. 1910 Sp. 1221 von E. Wolff (W. weist auf Stellen der Annalen hin, in denen sich die Kritik wiederspiegelt, welche an dem erfolgreichen Feldherrn von seinen Zeitgenossen geübt wurde, Stellen, mit denen Schoonovers Hypothese schlechterdings unvereinbar ist), DLZ. 1910 Sp. 1900 von R. Macke (ablehnend), Rev. de phil. 34 S. 209 von Ph. Fabia (desgl.); Hahn, Die Schlacht im Teutoburger Walde (JB. XXXVI 256): Riv. stor. Ital. 1910 S. 149 von Giov. Oberziner ('ohne wissenschaftliche Prätensionen'); Henke-Lehmann, Die neueren Forschungen über die Varusschlacht (JB. XXXVI 258): Ztschr. f. d. Gymnasialw. 1910 S. 530 von Th. Becker ('Hülsenbecks Vermutung ist in vielen Beziehungen geradezu bestechend'), Berl. phil. WS. 1911 Sp. 279 von F. Haug (anerkennend); Delbrück, Die Schlacht im Teutoburger Walde (JB. XXXVI 261): Hist. Ztschr. X 2 S. 420 ('beachtenswert'); Wilms, Der Hauptfeldzug des Germanikus im J. 15 n. Chr. (JB. XXXVI 263): Berl. phil. WS. 1910 Sp. 1228 von F. Haug (die leitenden Gesichtspunkte für die Auffindung des Varusschlachtfeldes lehnt H. ab; zu dem, was Verf. über die Lage der pontes longi sagt, bemerkt er, es würden alle Versuche, nur oder fast nur aus den Berichten der alten Historiker Schlachtorte festzulegen, etwas Bedenkliches und Unsicheres behalten), Riv. stor. Ital. 1910 S. 149 von Giov. Oberziner ('die Frucht ernstlicher Studien'), Monatsschr. f. d. höh. Schulen X S. 209 von H. Brettschneider ('voll edler patriotischer Begeisterung; doch ist die Gewißheit der dargestellten Vorgänge subjektiv'); Pöhlmann, Die Weltanschauung des Tacitus (JB. XXXVI 268): Berl. phil. WS. 1910 Sp. 1315 von C. Bardt ('gibt fruchtbare Anregungen zu weiterer Arbeit und Gelegenheit, die Ergebnisse zu prüfen, zu vertiefen, zu modifizieren: der Schluß wäre besser weggeblieben'), WS. f. kl. Phil. 1911 Sp. 62 von H. Nohl (N. stimmt den Ergebnissen der klaren, gründlichen, von staunenswerter Belesenheit und völliger Beherrschung des Stoffes zeugenden Schrift zu und erörtert besonders den dunklen Sinn der Stellen Ann. III 55 und VI 22); Fabia, Le premier consulat de Petilius Cerialis (JB. XXXVI 275): WS. f. kl. Phil. 1911 Sp. 9 von E. Wolff, der Fabias Ergebnissen zustimmt, jedoch den Widerspruch zwischen H. IV 12 und 38 nicht gelten lassen will, da an der ersten Stelle gesagt werde, daß das Schicksal der Provinzen im fernen Westen sowie der dort kämpfenden und fallenden Soldaten der Menge gleichgiltig geworden war, an der zweiten, daß sie durch die Sorge um das tägliche Brot in Alarm gesetzt wurde. Vergl. Wolffs weitere Ausführungen über diese Frage WS. f. kl. Phil. 1911 Sp. 612.

## III. Sprachgebrauch.

23) **Charles Greenville Cole, The poetical elements in the diction and syntax of Tacitus.** Submitted in partial fulfilment of the requirements for the degree of doctor of philosophy in the University faculty of language and literature New York University. New York 1910, G. E. Stechert & Co. 63 S. 8.

In der Einleitung erörtert Verf. die Faktoren, die zusammengewirkt haben, Tacitus' Sprache poetisch zu gestalten: seine Naturanlage, seinen Bildungsgang, seine Erlebnisse und Beobachtungen im öffentlichen Leben und endlich sein Verhältnis zu seinen Vorbildern. Darauf legt er sein fleißig gesammeltes, in 52 Abschnitte geteiltes Material vor. Es besteht aus einer langen Reihe von Wörtern und Verbindungen, denen, wo sich solche boten, Parallelstellen aus den Dichtern, in erster Reihe aus Vergil, angefügt sind. Diese Sammlung wäre nicht unverdienstlich, wenn sie sorgfältig gemacht wäre. Ich rede nicht von den zahllosen Druckfehlern, die dadurch entschuldigt werden können, daß der Verf. in Orange, N. J. in den Vereinigten Staaten wohnt, seine Dissertation aber in Sondershausen gedruckt wurde, auch nicht von den Wiederholungen, die man selbst innerhalb einer und derselben Seite findet. Aber von der Aufmerksamkeit, mit der Verf. Tacitus und Vergil gelesen hat, mögen folgende Beispiele ein Bild geben. S. 21 lesen wir 'evincere = subigere an. 6, 42 et al. Verg. Aen. 2, 630'; S. 22 'evincere = supero H. 4, 53 an. 6, 42. 15, 2. 11, 4. Verg. Aen. 2, 630'; S. 26 'evinxit = circumvinxit an. 15, 2. 6, 42. H. 4, 53. Verg. Aen. 5, 269'. So gehen die beiden Verben *evincere* und *evincire* durcheinander. Zu *livere* = invidere mit dem Dativ Tac. Ann. XIII 42 vergleicht Cole S. 21 Verg. Aen. 7, 687, wo wir lesen *pars maxima glandes liventis plumbi spargit*; *indistinctus* Ann. VI 8 erklärt er S. 23 durch 'sine dignitate' (er dachte wohl an 'distinguished', 'distinguiert'). Von *adcurrerent* Ann. XV 53 macht er *primas . . . pugionem* abhängig (S. 34); Ann. IV 58 zitiert er ebd. als Beispiel für die Verbindung eines komponierten Verbums mit dem Akkusativ in dieser Form: *et saepie urbis adsidens extremam senectam*; Ann. XII 2 ist ihm *femina expertae* (nicht *experta*) *fecunditatis* ein Beispiel für die Verbindung von Adjektiven mit einem Genitiv (S. 35). Aus *summaque imperii ambigua minora sine cura haberi* Ann. XI 8 macht er ein Beispiel des Genitivs bei einem Adjektiv im neutr. plur.: *summa imperii* (S. 44); ebenso urteilt er über *Scythiae* in den Worten *contermina Scythiae* Ann. VI 36 und *incerta respondentium* XIV 8. Von derselben Art ist das Citat *derepta* (schreibe *derupta*) *et avia sequentis* IV 45 (*per derupta et avia sequentis frustratus est*). Unter der Überschrift 'Substantive für Adjektive' finden wir S. 53 *promunturium Misenum* und *vetus oppidum Puteoli*. Manches ist überhaupt nicht zu ver-

stehen, z. B. *solarentur* = *insolescerentur* Ann. I 14 in dem Kapitel 'Simple for compound verbs' (S. 36) oder *ligere* = vincere (S. 23), wo *ligare* = vincire gemeint zu sein scheint.

Die Erlanger Dissertation von H. Schmaus, Tacitus ein Nachahmer Vergils (Bamberg 1887; s. JB. XV 289) ist dem Verf. unbekannt geblieben.

24) Clarence W. Mendell, Sentence connection in Tacitus. Dissertation New Haven 1911. Yale University press VII u. 158 S.

An die Spitze seiner Arbeit stellt Verf. den Satz seines Lehrers Edward P. Morris von der Yale University: die sprachliche Entwicklung schreitet nicht fort von Sätzen ohne Verknüpfung zu Sätzen mit Verknüpfung, sondern von unausgedrückter zu ausgedrückter Verknüpfung. Er teilt sodann sein aus Tacitus geschöpftes Material in 3 Gruppen: I. Die Verknüpfung zwischen zwei aufeinander folgenden Sätzen ist nicht ausgedrückt: in rapider Erzählung, in summarischen Angaben und Nekrologen, in Beschreibungen, z. B. im ersten Teil der Germania, wo der allgemeine Begriff Germani, auf den sich die Beschreibung bezieht, die Verknüpfung der einzelnen Angaben bildet, endlich in Fällen, wo die logische Verknüpfung beider Aussagen von selber gegeben ist. II. Die Verknüfung ist in dem ersten der beiden Sätze ausgedrückt, der dadurch einen anticipatorischen Charakter erhält: Einführung eines Citates, einer Frage, die eine Antwort erwarten läßt, Anticipation vermittelst eines besonderen Wortes des ersten Satzes, wie *licet, sane, modo, alius*, eines Imperativs von hypothetischem Charakter oder eines Korrelativs, Anticipation der Erzählung, sei es durch ein Wort wie *expediam*, sei es durch eine generelle Aussage, wie Ann. I 29, 12 *promptum ad asperiora ingenium Druso erat: vocatos Vibulenum et Percennium interfici iubet*, wo, wie M. richtig sagt, der erste Satz die Bedeutung, die er im Zusammenhange hat, erst durch seine Beziehung auf das im zweiten Satze Erzählte gewinnt; denn der Sinn ist: *Drusus, ut erat prompto ad asperiora ingenio, vocatos . . . interfici iubet* (hierher rechnet Verf. auch Agr. 29 1 *Initio aestatis Agricola domestico vulnere ictus, anno ante natum filium amisit*), endlich die Fälle, wo auf einen negativen Satz eine positive Angabe folgt. III. Die Verknüpfung ist im zweiten Satz enthalten: Wiederholung oder Rückverweisung, z. B. durch ein Demonstrativ- oder durch das Relativpronomen, durch ein Nomen wie *reditum* Ann. I 44, 4, das auf *rediret*, *auriga* Agr. 12, 2, das auf *curru* zurückweist, durch ein vorangestelltes *auxit*, *augebat*, durch partitive Begriffe wie *multi, pars*, durch eine im Zusammenhang gegebene Ergänzung wie die des Objekts Ann. II 53, 12 *excepere Graeci*. Eine zweite Art der in dem zweiten Satze ausgedrückten Verknüpfung wird durch den Gegensatz bewirkt, eine dritte durch Worte, deren Begriff den Leser zwingt, aus dem Vorhergehenden eine Ergänzung zu suchen.

wie *addere, sequi, respondere,* Komparative, Adjektive wie *par, similis,* eine vierte durch Adverbien und adverbiale Verbindungen, eine fünfte durch den Wechsel der Verbalformen (Person, Tempus, Modus), eine sechste durch Parenthesen.

Zum Schluß verwendet Verf. die von ihm zusammengestellten Gesichtspunkte zu einer Analyse der Kapitel Ann. I 21 und Hist. IV 79, in denen er die verschiedenen Arten der Verknüpfung der Gedanken und Begriffe nachweist. Wer diese Ausführungen liest, wird ihnen zwar nicht widersprechen, aber auch nicht das Gefühl haben, daß sie ihn in der Erkenntnis des Zusammenhangs des Erzählten irgendwie fördern. Freilich ist dies vielleicht auch nicht des Verfassers Absicht gewesen. Aber das ganze Buch (nämentlich der dritte Teil) mit seinen zahlreichen Einteilungen und Subdivisionen und der Fülle der Belege wirkt mehr ermüdend als belehrend, und der Leser nimmt aus dem Buche nichts mit als eine Übersicht über die von einem einzelnen Schriftsteller angewendeten Mittel der Satzverknüpfung, Mittel, deren Bedeutung ihm schon vorher klar war. Eine solche Übersicht mag, vom allgemein sprachlichen Standpunkt aus betrachtet, ihren Wert haben und ihre Anordnung mag ein Gegenstand der Diskussion werden; aber was für den Schriftsteller, auf den sich Mendells Sammlungen beschränken, charakteristisch ist (wie z. B. die oben besprochene Stelle Ann. I 29, 12), hat Verf. nicht hervorgehoben. Wenn er es endlich bedauert, daß das Ineinandergreifen der Kategorien ihm eine durchgeführte Statistik unmöglich gemacht hat, so glaubt man ihm das gern, und uns in Europa wird es leicht, auf solche Zahlen zu verzichten.

25) K. Lerche, De *quippe* particula. Breslauer philolog. Abhandlungen Heft 41. Breslau 1910, M. u. H. Marcus.

Der Anzeige Stangls WS. f. kl. Phil. 1910 Sp. 1119 — die Abhandlung selber ist mir nicht zugänglich geworden — entnehme ich folgendes: im Dial. fehlt *quippe*; in den historischen Schriften gebraucht Tacitus diese Partikel mit regelmäßig steigender Häufigkeit. Mit Sallust hat er gemein, daß er auf *quippe* nie eine Konjunktion folgen läßt. Trotzdem will Lerche Agr. 18, 26 *quippe cui* in *quippe cum* ändern. Dies ist nämlich die einzige Stelle bei Tacitus, wo *quippe* das Relativpronomen nach sich hat. Der Vorschlag ist unmethodisch und wird von Stangl mit Recht zurückgewiesen. Für *quippe* in einem konjunktivischen Hauptsatze gibt es bei Tacitus kein Beispiel; denn Ann. VI 22, 3 ist *reperias* von der Hand des Schreibers selber in *reperies* geändert (vergleiche die Parallelstellen zu *reperies* in der Nipperdeyschen Ausgabe). Irrtümlich bezeichnen Lerche und Stangl *reperias* als die von mir gewählte Lesart. Germ. 28, 12 zieht Lerche wohl mit Recht *quia* dem *quippe* vor; Ann. IV 45, 14, wo er umgekehrt *quippe* zu schreiben rät, ist die Entscheidung zwischen *quippe* und *quia*

schwierig. An *quippe Rufus* ... *revocabat* Ann. I 20, 9 ist nichts zu tadeln; Lerches Konjektur *revocarat* ist, wie Stangl mit Recht sagt, ganz unwahrscheinlich; und daß XII 17, 14 das überlieferte *quae* unhaltbar ist, hat Nipperdey bewiesen. Denn der Sinn ist nicht, wie Lerche sagt, indem er *quae* bewahrt: 'weil die Barbaren einige zurücksegelnde Schiffe ... umzingelten', sondern: 'weil die Barbaren einen Teil der Schiffe (sie kehrten nämlich auf dem Seewege zurück: *quippe mari remeabant*) ... umzingelten'. Nipperdeys Änderung ist durchschlagend.

26) J. M. Stowasser, Der angeblich selbständige Genetiv des Gerundiums. Wiener Studien 32, 1 S. 112—116.

Stowasser wendet sich gegen Einar Löfstedts Aufsatz, über dessen Inhalt ich JB. XXXV 299 berichtet habe. Die heute beliebte Methode, die allen und jeden Unsinn der Handschriften alsbald für einen vulgären Sprachgebrauch erklärt, sei haltlos. Die von Löfstedt gesammelten Beispiele eines selbständigen Genetivs des Gerundiums aus dem archaischen und Spätlatein beseitigt Stowasser teils durch eine von Löfstedts Auffassung abweichende Deutung, teils durch eine leichte Änderung des Textes. Bei Tacitus hänge XV 5 der Genetiv *vitandi* von dem substantivisch gefaßten und demnach mit mos insitus identischen *infixum* ab; ebenso stehe *grave* XIII 26 in dem Sinne von *onus*: 'die Last des Festhaltens sei keine Last'. XV 21 müsse man ändern und zwar entweder ⟨*m*⟩*os tentandi* oder ⟨*mos*⟩ *ostentandi*. Die Stellung von *mos* macht diesen Vorschlag bedenklich; gefälliger ist die von vielen gebilligte Einschiebung von *ius* nach *provincialibus*.

27) J. H. Schmalz, Brachylogisches im Lateinischen. Berl. phil. WS. 1910 Sp. 1207.

Schmalz übersetzt Ann. II 44 abweichend von Nipperdey: 'den Marbod machte bei seinen Landsleuten der Königsname verhaßt; Arminius besaß als Vorkämpfer für die Freiheit ihre Gunst'; *favor habebat Arminium* sei = τὸν Ἀρμένιον κλέος εἶχε. III 12 sei aus *exuit* zu *terminos* vielleicht richtiger als *transcendit* ein Begriff wie 'sich vergehen' zu entnehmen. Wenn von einem gesagt wird, daß er, wie den Gehorsam gegen den Vorgesetzten, so die Grenzen seiner Stellung 'abstreife', so heißt das doch, denke ich, so viel wie 'er überschreite die Grenzen', nicht: 'er vergehe sich gegen sie'. Arg in die Irre gegangen ist Schmalz in seinem Urteil über III 2 *vestem odores aliaque funerum sollemnia cremabant*. Er fragt: verbrannte man 'köstbare Gewandstoffe'? Zu *vestem* sei aus *cremabant* ein allgemeines Verbum wie 'brachten herbei' zu denken, und vielleicht sei nur *odores* Objekt zu *cremabant*, *alia funerum sollemnia* aber von einem allgemeinen Begriff

wie 'veranstalteten' abhängig; jedenfalls müsse man nach *vestem* ein Komma setzen. Als ich in Schmalz' Artikel jene Frage las, notierte ich mir sofort Germ. 27, 2 *struem rogi nec vestibus nec odoribus cumulant*, und auf ebendieselbe Stelle wird Schmalz jetzt von Al. Kornitzer (Zu Ann. III 2. Ztschr. f. d. öst. Gymn. 1911 S. 303) verwiesen. Kornitzer fügt noch Verg. Aen. VI 220 hinzu und bemerkt, die Schilderung bei Tacitus beziehe sich auf die Errichtung förmlicher *rogi* in den einzelnen Ortschaften. indem sich ganz Italien als eine einzige Trauergemeinde fühlte. Er verweist zugleich auf die Trauerfeierlichkeiten zu Ehren des Vaters des Germanicus, von denen es bei Seneca ad Marc. 3 heißt: *mater longo itinere reliquias Drusi sui prosecuta tot per omnem Italiam ardentibus rogis, quasi totiens illum amitteret.*

28) G. Siwart, Klio X 3 S. 394

weist darauf hin, daß Tacitus nie *sella curulis* sagt, sondern entweder *sedes curulis* (Ann. II 83. XV 29) oder *curulis* (Hist. II 59. Ann. I 75), während bei andern Schriftstellern der Ausdruck *sedes curulis* nicht zu finden ist. Wir hätten hier ein markantes Beispiel für die Abneigung des Tacitus gegen technische Ausdrücke.

## IV. Textkritik.

29) A. Schöne, Zu Tacitus' Historien. WS. f. kl. Phil. 1911 Sp. 881 —887.

Hist. I 16, 23 ist überliefert *utilissimus bonarum idem ac brevissimus bonarum malarumque rerum dilectus est*. Kein Zweifel, daß das erste *bonarum* zu streichen ist. Auf die Frage, wie der Fehler entstanden sei, antwortet Schöne: die Worte *idem ac brevissimus* bildeten in dem Unzialcodex, der dem Abschreiber vorlag, eine Zeile, die er, verführt durch das Homoeoteleuton *utilissimus— brevissimus* übersprang; als er *bonarum* geschrieben hatte, merkte er den Fehler und fügte die Zeile ein, vergaß jedoch das irrtümlich geschriebene *bonarum* zu tilgen. So ist auch das merkwürdige *aquatrimis* IV 53, 9 entstanden. I 67, 1 ist das nach *sanguinis* überlieferte *prae* zu streichen: offenbar hatte der Schreiber die Zeile *praedae ac sanguinis* zu wiederholen begonnen. II 18, 7 gehören die Worte *providentiam ducis laudari* als Variantenangabe (die Abweichung besteht in der Wortstellung) zu II 19, 7, wo ebenfalls *tribunisque* vorausgeht. Die Worte *providentia ducis* bildeten, meint Schöne, im Unzialkodex eine Zeile, die ausfiel und nun von dem einen Schreiber vor, von dem andern hinter *laudari* eingefügt wurde. I 13, 19 hat Heraeus' Umstellung *nec, donec bellum fuit, segnis et inter praesentes splendidissimus* in der Tat viel für sich. Schöne erklärt die Verwirrung in der Handschrift durch

die Annahme, daß die Zeile *donec bellum fuit* ausgelassen und dann irrtümlich hinter *segnis et* eingeschoben wurde. In ähnlicher Weise ergeben sich ihm als die ursprünglichen Lesarten I 15, 5 *Sulpiciae ac Lutatiae nobilitati tua(e) decora adiecisse* (die gesperrten Worte bilden die ausgefallene Zeile, *Lutatiae-tuae* das Homoeoteleuton); I 50, 11 *Pharsaliam ac Mutinam, Philippos et Perusiam* (Hom. *Mutinam-Perusiam*). Dieselbe Rolle spielen I 79, 3 die Worte *Moesiam inruperant* (denn in der Tat ist Acidalius' Umstellung von *ad* sehr bestechend) und in demselben Kapitel Z. 7 die Worte *cupidine praedae* (Hom. *Sarmatae—praedae*), sowie II 36, 8 die Worte *ad mutationem ductus et* (Sch. ändert *ducum* in *ductus*), worauf als nächste Zeile *milite et ducibus* folgte; ebenso III 7, 1 die von Nipperdey umgestellten Worte *vulgata victoria* (Hom. *data—victoria*). IV 60, 17 habe Haase die richtige Ordnung hergestellt: hier sei das Auge des Abschreibers von der Zeile *in castra perfugiunt* zu der Zeile *incendium hausit* abgeirrt, wodurch 5 Zeilen (*direptis . . . hausit*) ausfielen, die später hinter *parum adfirmatur* in den Text gelangten. II 74, 14 sei nach *progressum* vielleicht die Zeile *esse et regressum* (so Weißenborn, *esse regressum* Heraeus) verloren gegangen, und I 21, 9 seien die wiederum eine Zeile bildenden Worte *occidi Othon. posse* ganz am Platze, wenn man sie nach *expectandum* stelle.

Das, was alle von Sch. behandelten Stellen verbindet, ist, wie man sieht, der ungefähr gleiche Umfang des ausgefallenen Textstückes (13—17 Buchstaben), und eben diese Beobachtung erzeugte die Vermutung, daß es sich in jedem einzelnen Falle um eine Zeile handelt, die natürlich nur die eines Unzialcodex sein kann. Die Wahl der ursprünglichen Lesart hat Sch. in den meisten Fällen mit Sicherheit oder wenigstens mit Wahrscheinlichkeit getroffen. Zweifel hege ich in Bezug auf seine Behandlung von I 50, 11 (wo die Notwendigkeit der Umstellung nicht erwiesen ist, da die Anordnung geographisch sein kann), II 36, 8 (wo die Streichung des nach *milite* überlieferten *et* das einfachste Heilmittel und auch *ducum* nicht anzutasten ist; vgl. II 10, 1), IV 60, 17 und I 21, 9, wo man wie I 50, 11 ohne Umstellung auskommt.

Vielleicht gelingt es Schöne, den Wert seiner scharfsinnig erdachten Zeilentheorie dadurch zu erhöhen, daß er sie auf noch mehr Stellen anwendet. Als solche nenne ich I 18, 7, wo, wie Ferrettus gesehen hat, die Worte *more* und *exemplo* ihren Platz zu tauschen haben, II 65, 11, wo statt *Arruntium* zu schreiben ist *L. Arrunti. Sed Arruntium*, III 13, 21. 41, 12. IV 65, 15 (wo Madvig, wie es scheint, das Richtige gefunden hat). Auch der in derselben Handschrift überlieferte zweite Teil der Annalen wäre auf diesen Gesichtspunkt hin zu mustern.

30) **G. D. Kellogg, A poetical source of Tacitus Agricola 12, 13. Transactions and proceedings of the American philological association vol. XL (1909) S. XLIX.**

K. konstruiert aus den Worten *scilicet extrema . . . . cadit* einen halben und zwei ganze jambische Senare, indem er die beiden ersten Worte umstellt:

*extrema scilicet*
*Et plana terrarum humili umbra non erigunt*
*Tenebras, infraque caelum et sidera nox cadit.*

Eine wunderliche Entdeckung, noch wunderlicher aber die daraus geschöpfte Vermutung, daß Tacitus diesen Passus einer poetischen Quelle entnommen habe.

31) V. Ussani, Due luoghi delle Storie di Tacito. Boll. di fil. class. XVII S. 186.

Ussani konjiziert Hist. II 7 *placuit expectari bellum: quia* (oder *quin*) *victores . . . coalescere.* Das steigernde *quin* entspricht nicht dem Zusammenhang; *quia* einen acc. c. inf. einleitend ist grammatisch unmöglich. IV 83 ändert man *cedem*, wie überliefert ist, in *eadem.* Ussani meint, *cedem* (*caedem*) sei vielleicht eine Glosse zu dem folgenden *exitium.* Auch dieser Gedanke ist verfehlt: *eadem* kann bei *species* nicht entbehrt werden.

32) R. Hartmann, Zu Tacitus' Ann. I 10. Württ. Korr. 18 S. 232.

H. findet, daß durch die von Mommsen empfohlene Streichung der Worte *que tedii et* (die Emendierungsversuche läßt er unerwähnt) eine gründliche Heilung nicht gewonnen werde, weil man den Luxus jemandes einem andern nicht zum Vorwurf machen könne. Erst das Verhalten des zweiten zum Luxus des ersten könne zu einem Tadel führen. Dieser Gedanke werde gewonnen durch die Emendation *nullumque taedium Vedii Pollionis luxus* 'und daß er keinen Abscheu gehabt habe vor dem Luxus des V. P.' (der seine Gäste in die Lage versetzt habe, eine mit Menschenfleisch gefütterte Muräne zu essen). H. bringt zu derselben Stelle noch eine zweite Vermutung, die ich nicht erwähne, weil sie ihm selber minder probabel erscheint als die erste. An dieser hat überdies der Leser wohl auch schon genug.

33) F. Walter, Bayer. Bl. 1911 S. 114

bringt ein Amendement zu einem früher von ihm gemachten Vorschlag (s. JB. XXXV 300) zu Ann. VI 29, wo er *mole* nach *criminum* einschob; jetzt will er es aus einem leicht ersichtlichen Grunde vor *male* einschieben. Der erste Vorschlag war der bessere. Ferner reklamiert Walter für sich die Urheberschaft der Konjektur *et externae fidei* ⟨*dedi*⟩ Ann. I 41, die er N. Jahrb. 137 S. 726 vorgetragen habe. Man kommt ohne einen solchen Zusatz aus.

34) G. Costa, L'‘augurium Salutis’, Boll. della comm. arch. com. di Roma 38 (1910) S. 118—140; vgl. Boll. di fil. class. XVII S. 256. Cagnat, Acad. des inscr. et b.-lettres. Comptes rendus 1911 Janv. S. 49 und Rev. crit. 1911 S. 120.

Diese Artikel berichten über eine in der via di Marforio zu Rom gefundene, zuerst in den Notizie degli scavi 1910 S. 134 publizierte Inschrift, laut deren unter Augustus eine Reihe von auguria salutis veranstaltet worden sind, darunter ein maximum im J. 3 n. Chr. und wiederum im J. 17 n. Chr. Daraus ergibt sich, daß bei Tacitus Ann. XII 23 die von Ritter herrührende vulgata *salutis augurium quinque et septuaginta annis omissum* beseitigt und das überlieferte *quinque et* XX *annis* wiederhergestellt werden muß. Auf die Zahl 75 wurde Ritter durch Dios Angabe (51, 20) geführt, daß Augustus ein solches augurium im J. 29 v. Chr. veranstaltet habe. Dabei nahm man in den Kauf, daß die Zahl um 3 zu gering war; denn zwischen 29 v. Chr. und 49 n. Chr. sind 78 Jahre. Jetzt, wo die Zahl 25 wieder in ihr Recht eingesetzt ist, bezeugt die Stelle des Tacitus, daß ein augurium salutis in das Jahr 24 n. Chr. zu setzen ist. In diesem Jahre war der Krieg gegen Tacfarinas beendet, wie 3 n. Chr. die Expedition des C. Caesar nach Armenien und 17 n. Chr. der Krieg des Germanicus gegen die Deutschen. Freilich wird bei Tacitus in dem Abschnitt, der die Ereignisse des Jahres 24 erzählt (Ann. IV 1—16), ein augurium salutis nicht erwähnt. Er meldet es aber auch nicht aus dem Jahre 17 n. Chr.

35) M. O. B. Caspari, Note on Tacitus. Class. Rev. 1911 S. 107.

Ann. XIII 37 ist als Name eines kaukasischen Volksstammes *Insochi* überliefert, das man allgemein in *Moschi* geändert hat. Caspari bezweifelt die Richtigkeit dieser Änderung, 1) weil die Moschi, die zwischen dem Schwarzen Meere und dem Königreich Iberia wohnten, schwerlich bis zu Neros Zeit ohne Beziehungen zu den Römern geblieben sind, nachdem schon Pompeius einen Verkehr mit Iberia angeknüpft hatte; 2) weil kein antiker Schriftsteller eine besondere Freundschaft zwischen Rom und den Moschi erwähnt. Besser passen beide Angaben, meint Caspari, auf die *Heniochi*, die jenseit Iberias wohnten und deren König, wie Dio 68, 19 bezeugt, von Trajan bei Gelegenheit seiner Expedition nach Armenien ausgezeichnet wurde. Die griechische Form des Volksnamens *Ἡνίοχοι* sei schwerlich eine genaue Wiedergabe des einheimischen Namens, da die Griechen den Namen vermutlich an *ἡνίοχος*, Wagenlenker, angelehnt hätten. Es gebe heute in der Gegend von Wladikawkas ein Räubervolk genannt *Ingushi*. Danach könne der lateinische Name der *Ἡνίοχοι Insochi* oder ähnlich gelautet haben. Dann sei die im Mediceus überlieferte Namensform völlig oder fast korrekt. Caspari gedenkt nicht der Stelle Ann. II 68, wo Tacitus die *Heniochi* erwähnt; er müßte also, wenn

Caspari recht hat, ein und dasselbe Volk das erste Mal mit der griechischen Namensform, das zweite Mal mit einem der einheimischen Form nachgebildeten Namen genannt haben.

Die Schrift von A. Schoenemann, De codicibus Germaniae (JB. XXXVI 280) ist angezeigt von R. Wünsch, Berl. phil. WS. 1911 S. 613. Wünsch stimmt dem Gesamtergebnis der Dissertation zu und nennt die Beweisführung Schoenemanns methodisch und übersichtlich. Ähnlich lautet E. Wolffs Urteil WS. f. kl. Phil. 1911 S. 709; er bemerkt jedoch mit Recht, daß Schoenemann über den Wert der Lesarten der Handschriftengruppe Y z. T. zu ungünstig urteile. Denn es sei nicht ausgemacht, daß *praetractentur* 11, 3, *aequare* 14, 2, *cultu* 31, 13, *magnificum* 34, 8, *passim et sine custode* 41, 6 und *manserunt* 42, 6 die schlechteren Lesarten sind. Ähnliches habe ich JB. XXXVI 281 bemerkt.

Berlin. Georg Andresen.

---

8.

# Plato.

## 1911.

---

### I. A. Gesamtdarstellungen von Platos Leben, Lehre und Schriften[1]).

1) A. E. Taylor, Plato. [Philosophies Ancient and Modern.] London 1908, Constable & Co. VIII u. 151 S. 8.

Diese sehr feine populäre Darstellung, die in der Hauptsache in die Cohen-Natorpsche Richtung gehört, sieht das Zentrum der platonischen Philosophie in der 'theory of knowledge'. Die Ideen gelten ihm nicht als 'Dinge', sondern als 'Methodenwerte'. Das Problem Platos heißt: 'How is science possible?' 'What is the general character which must be ascribed to the objects of our scientific knowledge?' Die Ideenlehre ist 'neither dogmatic metaphysics nor poetical imagery, but a logical doctrine of the import of universal propositions'. 'He calls the concepts of science Ideas simple because they constitute the forms or types in accordance with which the universe of things is constructed'. Die Ideen gelten ihm als die idealen Grenzen, denen sich die Erfahrung nur nähern kann. Erfahrung ist nicht Wissenschaft; Wissenschaft ist für Plato transzendent, daher nur in der Mathematik möglich, welche reines Denken ist. Genaueres siehe bei Natorp D. Lit. Zeit. 1910 S. 1354 f., der gegen Taylor seine Auffassung des Parmenides zu halten sucht. (Vgl. JB. 1909 S. 320.)

2) Eduard Zeller, Grundriß der Geschichte der griechischen Philosophie. Zehnte, verbesserte Auflage bearbeitet von Franz Lortzing. Leipzig 1911, O. R. Reisland. XII und 362 S. 8.

Glücklicherweise ist Zellers unentbehrlicher Grundriß von einem Manne neu bearbeitet worden, der nicht orthodoxer Anhänger einer modernen Richtung in der Platoerklärung ist, sondern der den guten alten Text Zellers immer noch für wert gehalten hat.

---

[1]) Vgl. die Nachträge zu diesem Teile am Schlusse des Berichtes.

weiter tradiert zu werden, und vorsichtig nur an denjenigen Stellen berichtigt hat, wo die Forschung tatsächlich über Zeller hinausgekommen ist; an anderen wichtigen Punkten, über die die Majorität heute anders denkt als Zeller urteilte, an denen aber eine Entscheidung noch nicht möglich ist, sind die neueren Ansichten der älteren beigefügt worden. Folgende Stellen hebe ich hervor. Z. findet S. 128 den Menexenos nur in einem interpolierten Zitat (Rhet. 1415 b 30) bei Aristoteles berücksichtigt und hält daher den Dialog für unecht; L. bestreitet mit Recht, daß eine Interpolation vorliegt, da der gleiche Ausspruch des Sokrates auch Rhet. 1367 b 8 angeführt wird, und verteidigt mit Diels die Echtheit der Schrift. Die Echtheit des größeren Hippias nimmt L. mit Apelt (vgl. JB. 1909 S. 351) S. 130 an. Die Frage der platonischen Briefe 'bedarf noch einer gründlichen Prüfung' S. 131. Z.s allzu ablehnende Stellung der Sprachstatistik gegenüber billigt L. nicht, S. 132, bezweifelt aber, daß innerhalb der drei großen Gruppen von Dialogen 'eine genauere Feststellung der Reihenfolge nach sprachlichen Gesichtspunkten zurzeit' möglich ist. L. sieht S. 134 in dem Umstande, daß im Phaedon die Seele als einheitlich, im Phaedrus und Staat als geteilt vorgestellt wird, den besten Beweis für die Priorität des Phaedon. Parmenides, Sophistes, Politikus, Philebus werden gegen Z. S. 134 der Altersperiode Platos zugeschrieben. S. 135 f. lehnt L. mit Z. die Versuche, den Staat zu zerstückeln, ab, 'die Einheitlichkeit der Komposition des Staates in seiner schließlichen Gestalt läßt sich indes wohl vereinen mit der Annahme, daß mehrere, auch inhaltlich verschiedene Entwürfe in der Schlußredaktion miteinander verschmolzen sind'. — Daß L. S. 134 den Theätet auch wegen seines Inhalts und der dialogischen Einkleidung nach dem Staate ansetzen will, ist eine Ansicht, die ich nicht teilen kann.

3) Alfred Gercke, Geschichte der Philosophie. In 'Einleitung in die Altertumswissenschaft', herausgegeben von A. Gercke und E. Norden. II. Band. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. VII u. 432 S. 8. S. 291—389.

4) J. L. Heiberg, Exakte Wissenschaften und Medizin. Ebenda S. 393—432.

G. nennt unter den unmittelbaren Vorgängern des Plato zwei: Kratylus, 'dessen Einfluß auf Platon durchaus nicht negativ gewesen ist, wie fälschlich aus Aristoteles' Berichte (vgl. Metaph. VI, 5) herausgelesen wird', und Sokrates, dessen Bedeutung er namentlich für die Logik und Ethik behandelt. In bezug auf jene hält G. mit vollem Recht (gegenüber Neueren) daran fest, Sokrates 'habe nicht gefragt, wie die Begriffe im Menschen zustande kämen, aber er war überzeugt, in den sorgsam abgegrenzten Begriffen der Menschen das wahre Wesen der Dinge zu ermitteln ... Wie weit Sokrates selbst den Begriffen eine objektive Gültigkeit zugeschrieben hat, ist nicht überliefert. Aber es wäre

fast unverständlich, wenn er, der in stets wiederholtem Nachforschen ihre Gemeingültigkeit festzustellen forderte und darin das Endziel dieser Forschung sah, daran gezweifelt hätte, daß ihr Inhalt objektive Wahrheit enthalte'. Die Ethik des Sokrates charakterisiert G. wesentlich als überspannt rationalistisch. Unter den Sokratikern findet Antisthenes eine eingehende Würdigung; G. mahnt, in ihm nicht nur den Gegner Platos, sondern seinen einst scheinbar überlegenen Mitschüler zu sehen[1]). Die Lehre Platos selbst gibt G. in der Weise, daß er die oberste Lehre, die von den Ideen, das übrige System auf zwei großen Gebieten bedingen läßt, in der Erkenntnistheorie und Dialektik einerseits und in der Metaphysik und Physik andererseits, während er Psychologie, Ethik und Politik isoliert behandelt. Am Schlusse seines Werkes stellt G. in einem Kapitel 'Gesichtspunkte und Probleme' die wichtigsten Faktoren der Platoforschung zusammen. Sehr erfreulich ist es, endlich einmal wieder Brandis' und vor allem Zellers große Verdienste um Plato ins rechte Licht gesetzt zu sehen. Bemerkenswert ist die Kritik, die G. S. 386 an Natorps Auffassung des Phaedrus übt, in den N. fälschlich aus dem Gorgias den scharfen Gegensatz von Rhetorik und Philosophie hineinträgt, und des Protagoras, den N. nur halb interpretiert habe; sonst hätte er sehen müssen, daß Plato weit entfernt, den sokratischen Satz 'Tugend ist Wissen' zu leugnen, im zweiten Teile des Dialoges die Lehrbarkeit der Tugend beweist, — allerdings unter der der protagoreischen entgegengesetzten Voraussetzung der Einheitlichkeit der Tugend. Die Sprachstatistik erkennt auch G. nicht als diejenige Offenbarung an, als die sie vielfach gepriesen wird: die statistischen Untersuchungen alle 'ergeben ein einheitliches Resultat, solange der Beobachter sich in respektvoller Entfernung hält, um die Abweichungen übersehen zu können, auf die es doch gerade ankommt . . . Jede Spezialuntersuchung liefert bei genauerem Zusehen recht verschiedene Resultate, und immer erhalten einzelne Dialoge eine ganz unmögliche Stellung. So variiert die Antwort *ναί* zwischen 40 Proz. (Hippias II) und 3 Proz. (Laches und Menon), und danach müßte der Timaios die zweitälteste Schrift, dagegen Laches, Menon und Apologie jünger als die Gesetze (6 Proz.) sein . . . Die Statistik setzt den jugendlichen Phaidros auf den Höhepunkt der literarischen Fähigkeit, den reifen Gorgias dagegen unter die Jugendschriften'. Die Rekapitulation des Staates am Anfang des Timaeus erklärt G. so, daß sie keine Zusammenfassung, kein Selbstzitat oder Rückblick, sondern der Kern einer beabsichtigten Neubearbeitung, ein provisorisches Ersatzstück sein sollte.

---

[1]) Die Sozialethik mit ihren zwei Ständen und der *σωφροσύνη* als Band hält G. für kynisch. Vgl. N. Jahrb. VII (1901) S. 110. — Joels These (Philos. Abh. f. Heine S. 78 ff.), daß die erste Rede des Sokrates im Phaedrus 'bis in die Form hinein Antisthenes wiedergibt' hat G. bereits seit langem im Kolleg vertreten.

dessen weitere Bearbeitung dann zu den Grundzügen eines zweitbesten Staates, den Gesetzen, geführt habe. Als auf wichtige und förderliche Mittel zur chronologischen Fixierung weist G. auf die methodologischen Beobachtungen hin, wie daß im Lysis 207 E *βούλεσθαι* und *δοκεῖν* noch unterschiedslos gebraucht, im Gorgias 466 B scharf geschieden werden; daß die Scheidung des konträren und kontradiktorischen Gegensatzes im Protagoras und Staat IV 437 A fehlt, dagegen im Symposion, Sophisten, Staat 491 D vorliegt. Über die Genesis Platos als Schriftsteller und Philosophen urteilt G. so: Die älteren Dialoge seien Auseinandersetzungen mit den Rivalen, ganz so zu verstehen wie Isokrates' polemisches Schulprogramm, aber abgeklärt in poetischer Gestaltung. Der Künstler Plato drängt zunächst die eigenen philosphischen Lehren ganz zurück, die sich nur in mythischen Bildern und in der methodischen Begründung der Polemik, erst später in didaktischen Lehrstücken hervorwagen. Die ersten Dialoge betrachtet G. als für das große Publikum, die späteren oft und ausschließlich für die Fachgenossen und die eigene Schule berechnet.

Heiberg gibt nur eine ganz knappe Skizze der Beziehungen, die Plato zu den Naturwissenschaften und der Mathematik hatte. Jene behandelte Plato rein spekulativ; seine Verdienste um die Mathematik sieht H. erstlinig in den Anregungen, die Platos Schüler ihrem Lehrer verdankten.

5) Friedr. Kirchner, Geschichte der Philosophie von Thales bis zur Gegenwart. Vierte Auflage, bearbeitet von Georg Runze. Leipzig 1911, J. J. Weber. VI u. 500 S. 8. geb. 4,50 *M*.

Der Mitteilung der platonischen Lehre sind die Seiten 72 bis 90 gewidmet. Die Darstellung schlägt noch ganz in die Art vieler Platodarstellungen der siebziger und achtziger Jahre. Daß man seither besser als früher gelernt hat, Plato unter weltgeschichtlichen Gesichtspunkten zu begreifen und zu würdigen, sieht man aus dem Buche nicht. Einer Neuauflage wünsche ich dringend, daß ihr Verfasser Werke wie die von Vorländer, Kinkel, v. Arnim ausgiebig zu Rate zieht, aus denen man ersehen kann, wie ein Philosoph vom Range Platos (auch auf begrenztem Raume) in Verbindung mit den großen gedanklichen Zusammenhängen der Geschichte der Philosophie zu setzen ist. Es ist doch wirklich nicht das einzige, was sich über Platos Wirkung auf die Nachwelt sagen läßt: daß er „der Stifter des später sogenannten Realismus, dessen Kampf gegen den Nominalismus sich durch das ganze Mittelalter fortsetzt", geworden ist. Auf S. 76 wird Plato 'zu sehr Sophist' genannt, ebenda läßt der Verf. in Plato 'Theologie, Physik, Poesie und Dialektik fort und fort im Streite' sein. S. 78 ist zu lesen, daß Plato die Logik begründete, „ohne es zu wissen". S. 80 Anm. wird Natorps Werk mit falschem Titel zitiert, es liegt wohl eine Verwechselung mit Susemihl vor.

6) **Henry Bergson, Einführung in die Metaphysik.** Autorisierte Übertragung. Jena 1909, Diederichs Verlag. 58 S. 8. 1,50 ℳ.

Um des Zweckes willen, der mich bestimmt, an dieser Stelle Bergson zu nennen, könnte ich ebensogut ein anderes Werk des großen französischen Metaphysikers anführen; ich wähle gerade dieses, weil es in wenigen Sätzen den Protest gegen die 'Philosophie von Plato bis Kant' präzisiert, der einen wesentlichen Zug der ganzen Lehre Bergsons ausmacht, und der, fassen wir ihn als Angriff auf, sich gegen niemand so energisch richtet als gegen Plato. Ich kann über das Bergsonsche Problem, das in Frankreich und England, in Deutschland und Italien von den Philosophen auf das lebhafteste diskutiert wird, an dieser Stelle nicht ausführlich handeln, sondern kann nur darauf hinweisen: und zwar soll es in zweifacher Weise geschehen. Nach Bergson ist die metaphysische Wirklichkeit ein Lebendiges, das wir in der Intuition und nur in ihr ergreifen können. Besteht diese Behauptung zu recht, so stellt die bisherige Geschichte der Philosophie, von Plato bis Kant, in der Hauptsache nur den einen von zwei Wegen dar, auf denen Philosophie an sich möglich ist, der andere wäre so gut wie noch nie gegangen, nur seit Beginn der neueren Philosophie ab und zu gesehen worden, zuerst von Galilei. Und der eine, wirklich bisher gegangene Weg ist: Metaphysisch für eine begriffliche Wissenschaft zu halten. Noch Kants Widerlegung der Metaphysik trifft diese nur in ihrer begrifflichen Form: 'Die ganze Kritik der reinen Vernunft ruht auf dem Postulat, daß unser Intellekt unfähig ist, etwas anderes zu tun als zu platonisieren, d. h. Begriffe, also Symbole statt der Sache zu setzen'. Nach Bergson aber ist die Metaphysik die Wissenschaft, die ohne Symbole auskommen will; die, da Symbole immer nur relative Erkenntnis erzeugen können, durch Intuition sich das Leben der Dinge selbst zu eigen macht und damit das Absolute ergreift. Dieses erste Problem führe ich an, weil seit den Tagen des Königsberger Philosophen kein eklatanterer Beweis für die Wesensgleichheit des platonischen und des kantischen Idealismus geführt worden ist. Zweitens aber, das Bergsonsche Problem rückt den Platonismus nicht nur in helle historische Beleuchtung, es will vielmehr vornehmlich den Platonismus kritisieren und angreifen: es ist das Fundament der Bergsonschen Metaphysik, daß die Begriffe stabil gewordene Erscheinungsweisen der Instabilität des Wirklichen sind, während die Philosophie, besonders seit Plato das Stabile selbst für die metaphysische Wirklichkeit gehalten hat. Die Schwierigkeiten z. B., die das Problem der Bewegung seit dem Altertum erzeugt hat, entspringen daraus, 'daß man vom Raum zur Bewegung, von der Flugbahn zum Fluge, von den unbeweglichen Lagen zur Beweglichkeit und von dem einen zum anderen auf dem Wege der Zusammensetzung zu gelangen sucht. Die Bewegung aber ist

es, die früher ist als die Unbeweglichkeit, und es besteht zwischen den Lagen im Raum und der Veränderung im Raum nicht die Beziehung der Teile zum Ganzen, sondern die der Verschiedenheit der möglichen Gesichtspunkte zur realen Unteilbarkeit des Gegenstandes'. Die antike und die antikisierende moderne Philosophie unternimmt es, von Stillständen aus die Bewegung zu begreifen, während Bergson umgekehrt von der Bewegung aus durch Vermindern die Verlangsamung und Unbeweglichkeit erfassen will. Der Irrtum Platos und seiner Nachfolger bestand darin, 'daß sie immer aus dem dem menschlichen Geiste so natürlichen Glauben schöpften, eine Veränderung könne nur Unveränderlichkeiten ausdrücken und entwickeln. Hieraus ergab sich, daß die Aktivität eine abgeschwächte Kontemplation, die Dauer ein trügerisches und bewegliches Bild der unbeweglichen Ewigkeit, die Seele ein Sturz der Idee war. Diese ganze Philosophie ... ist die Entwicklung eines Prinzips, das wir folgendermaßen formulieren würden: Im Unbeweglichen ist mehr enthalten als im Beweglichen, und man gelangt vom Stabilen zum Unstabilen durch eine einfache Verminderung. Das Gegenteil aber ist die Wahrheit'. Bergsons Worte über Plato, die mir wenn überhaupt an einen anderen Denker, so an Descartes anzuknüpfen scheinen, der gegen die platonische Lehre von der fließenden Zeit und (im Gegensatz zu ihr) dauernden Ewigkeit einwendete, in der Ruhe liege nicht mehr Dauer als in der Bewegung, Bergsons Worte fassen das Wesen der platonischen Metaphysik an dem Punkte, an dem sie vielleicht Heraklit gefaßt hätte, wenn er den Platonismus erlebt hätte. Dieser Punkt aber ist die Wurzel der platonischen Metaphysik.

7) Adolf Lasson, Aristoteles und Platon. Vortrag in der philosophischen Gesellschaft zu Berlin, 29. Oktober 1910. Bericht der Deutschen Literaturzeitung 1910. No. 47.

„Zwar bezeichnet sich Aristoteles selbst als Platoniker und spricht in freundschaftlich-anerkennendem Tone von der Schule, dennoch ist der Zusammenhang beider früh mißverstanden worden. Man hielt Aristoteles für einen Sensualisten und Realisten. Der eigentliche Entdecker des wahren Aristoteles ist Hegel: Aristoteles ist hier der Fortsetzer und Vollender der platonischen Gedanken. Den Neueren, die seit Ed. Zellers Vorgang (Platon. Studien) abweichende Ansichten geäußert haben, ist folgendes entgegenzuhalten: 1. eer Verdächtigung seines Charakters Nik. Eth. I 4 u. a.; 2. der Meinung, Aristoteles sei nicht imstande gewesen, eine fremde Idednentwicklung aufzufassen, widerspricht grundsätzlich seine Methode, die darin besteht, historische Vorgänger abzuhören, ihnen allen (relativ) recht zu geben und den ideellen Abschluß hinzuzufügen. Seine Gewissenhaftigkeit und seinen Eifer in der Erforschung der Lehren anderer bezeugt die Gründung seiner riesigen Bibliothek, deren weise Benutzung unvergängliche Früchte gezeitigt hat;

3. die Meinung: Aristoteles hätte über Platon falsch berichtet, ließe sich nur verteidigen auf Grund besserer Quellen, die uns aber fehlen. Die Schwierigkeit, Platons Doktrin festzustellen, ist in der Dialogform begründet. Platon redet, außer in den 19 (unechten?) Briefen nie im eigenen Namen. Im Hinblick auf berühmte Dialoge kann man sagen: er war ein ausgezeichneter Dramendichter. Er ahmt die Manier seiner Gegner nach und karikiert sie. Daher ist das scheinbare Resultat der Unterredungen fast nie das wirkliche (vgl. Protagoras, Gorgias, Republik u. a.). In seinem Hauptwerk ist fast alles γυμναστικῶς oder πειραστικῶς gesprochen. Die Ideenlehre aus den Dialogen zu konstruieren, würde große Schwierigkeiten machen, wenn wir sie nicht durch den kennten, der 20 Jahre Platons Schüler war. Auch nimmt Platon zweifellos auf Einwürfe des Aristoteles Bezug (Parmenides, Philebos). Im übrigen ist Platons schriftstellerische Wirksamkeit in der Hauptsache dadurch bestimmt, daß er sich in der wütendsten Polemik gegen Leute wie Antisthenes, Aristipp u. a. zu wehren hatte, denen der große Haufe zulief. Diese Polemik führt von der sinnlichen Wahrnehmung, die täuscht, zu den Begriffen, die die Wahrheit geben. Das Seiende muß begriffliche Form haben. In dem Dualismus zwischen Erscheinung und wahrem Sein ist Platon stecken geblieben. Aristoteles tilgt den Dualismus, indem er durch das Denken den Nachweis führt, daß die Objekte unserer geistigen Tätigkeit unterworfen sind. Das Sinnliche ist Erkenntnis δυνάμει, werdende Erkenntnis. Am Sinnlichen schon haben wir das Wahre. Den νοῦς vergleich er mit der Hand, er ist ihm das Werkzeug der Werkzeuge, und die sinnliche Wahrnehmung ist die Form des Wahrgenommenen. Die Begriffe sind objektiv, sie existieren. Das Konkrete ist die durch die Form bewältigte Materie. Die letztere ist der Ausgangspunkt: Materie ist die ὕλη, das δεκτικόν, das für jede Form empfänglich ist, rein ideell, die gedankliche Grundlage alles Seins als bloße Möglichkeit. Sie ist οὐσία, weil sie die Form annehmen kann. Es gibt eine Materie des Mathematischen. Das Allgemeine ist Materie. Real ist immer das Individuum. Nur das individualisierte Allgemeine nehmen wir wahr, nicht das abstrakte Einzelne. Alle εἴδη sind in unserem νοῦς. Geist ist Grenze, Bestimmtheit. Das ἄπειρον ist der Ungeist. Gott selbst ist ein bestimmtes Wesen: ὅτι ἦν εἶναι. Entelechie ist, was den Gegenstand als identisch in dem Wandel seiner Bestimmtheiten erhält. Alles Beweisen setzt ein Letztes voraus, über das man nicht hinaus kann. Der immanente Zweck ist das wesentliche. Er führt uns im letzten Grunde zur Form der Formen, zum unbewegten Beweger, dessen Tätigkeit die höchste ist, das Denken, das sich selber denkt. Das Denken und das Objekt sind dasselbe. Diese Identität erfüllt den höchsten der Zwecke. Es handelt sich hier nicht um das einfache, in sich verschlossene Denken, sondern um das Denken

des Begriffs der Entwicklung: das, was das Seiende erklärt, ist das, was sein soll. Das Oberste ist: der denkende Mensch und seine sittliche Entwicklung. — Alle diese Gedanken sind platonisch, die ganze Begriffslehre und Teleologie. Nur daß Aristoteles den Dualismus Platons überwunden und die Herabsetzung des Sinnlichen und Äußerlichen aufgehoben hat".

8) Paul Deussen, Vedânta und Platonismus im Lichte der Kantischen Philosophie. Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. Zwölfter Jahrgang, 3. Stück. Leipzig und Jena 1904, Eugen Diederichs. 25 S. 8.

Vielerlei kann man aus dieser kleinen Schrift lernen. Wer nicht Deussens großes und grundlegendes Werk über die indische Philosophie selbst studieren kann (JB. 1909 S. 349 f.), wird hier in knapper Form die Ergebnisse seiner verdienstvollen, von keinem Geringeren als Nietzsche laut gepriesenen Forschungen über den nahen ideellen Zusammenhang der 'drei glänzendsten Erscheinungen der Philosophie, den Vedânta, Platon und Kant' kennen lernen [1]). Interessant ist weiter die Interpretation des Höhlengleichnisses S. 22, ferner Deussens Auffassung der platonischen Materie und der beiden Wesenheiten im Timaeus. Auch die Würdigung des Physikers Heraklit und des Metaphysikers Parmenides als der beiden größten, polaren Denker vor Sokrates ist treffend. Aber vor allem ist es die Fassung der platonischen Idee, die mir diese Schrift bemerkenswert erscheinen läßt. Deußen gehört zu denen, die sich nicht mit der landläufigen Erklärung zufrieden geben: 'die Ideen des Platon seien nichts anderes als die Begriffe, jedoch die Begriffe, vorgestellt als objektive Realitäten, als die allem Sein und Werden in der Natur zu Grunde liegenden Wesenheiten. Diese Erklärung ist . . . ganz ungenügend. Denn wie wäre Platon zu der Narrheit gekommen, den Begriffen, diesen verkürzten und verblaßten Vorstellungsbildern im menschlichen Gehirn, objektive Realität und Herrschaft über die in ihren diamantenen Fesseln sich bewedende Natur zu verleihen?' D. entfernt sich von jener landläufigen Erklärung, die die Ideen unmittelbar aus den Begriffen hervorgehen läßt, so weit, daß er die Frage aufwirft, ob nicht Platons, des Entdeckers der Ideen, tiefste Impulse durch Sokrates, den Entdecker der Begriffe, auf falsche Bahn geleitet worden seien. Er geht davon aus, daß, was auch immer die Ideen sein mögen, sie jedenfalls, wie schon die Alten sagten, die 'Einheit in der Vielheit' sind, die Einheit, welche eine gleichartige Vielheit in sich befaßt. Aber welche Einheit in der Vielheit meint Plato, fragt er weiter und sagt mit Recht: es gibt deren zwei: die logische

---

[1]) Es ist modern geworden, aus jenem ideellen Zusammenhang einen realen zu machen, und diese Modenarrheit treibt die üppigsten Blüten. Vgl. C. Fries' Darlegungen im Archiv f. Gesch. d. Philos. 24 Bd. S. 133 ff.

Einheit des durch Abstraktion gewonnenen Begriffes und die metaphysische Einheit der als schaffende und bildende Naturkraft in Individuen zur Erscheinung kommenden Idee. Die Idee des Pferdes ist die noch nicht in die Vielheit der einzelnen Pferde zerfallene, sie vielmehr erst bedingende Einheit in der metaphysischen Wirklichkeit; der Begriff des Pferdes aber ist die aus der Vielheit der Individuen durch Abstraktion wiederhergestellte Einheit im menschlichen Kopfe. Die Lösung nun, die D. für die Frage findet, welche von beiden Einheiten Plato gemeint habe, ist diese: Er habe die Ideen als Naturkräfte gesucht und als Begriffe ergriffen. Ihrer ursprünglichen Intuition nach aber seien es ausschließlich die formenden und wirkenden Naturkräfte gewesen, und nur durch die Begriffsapotheose des Sokrates veranlaßt, habe Plato die Begriffe als Leitfaden gewählt, um die Ideen zu finden (Phaedon Kap. 48). Ob diese Erklärung genetisch richtig ist, scheint mir fraglich, ich halte daran fest, daß Plato das a priori am sokratischen Begriffe entdeckt hat, aber die Tatsache ist mir wie D. sicher, daß die Welt der Ideen nicht nur die logische, sondern in viel tieferem Sinne die metaphysische Wirklichkeit ist.

Seit Natorps epochemachendem Werk über Plato vom Jahre 1903 (JB. 1909 316 ff.) ist die Frage nach dem Verhältnis der kantischen Philosophie zur platonischen so oft behandelt worden, daß über diesen neuen Arbeiten diejenigen, die dem Natorpschen Werke voranliegen, faßt vergessen sind. Ich möchte daher noch auf zwei andere Schriften aufmerksam machen, die in den Veröffentlichungen der Comenius-Gesellschaft erschienen sind und deren Verfasser, Heinrich Romundt, ebenso wie Deussen (und Paulsen in seinem Kantbuche) die Verwandtschaft zwischen Kant und Plato vornehmlich in der Stärke und Richtung des intuitiven, metaphysischen Denkens gesehen haben. Romundts Arbeiten gehören unter die ersten, die diese Auffassung vertreten haben, die natürlich erst möglich war, als man in Kant nicht mehr nur (mit den Neukantianern) den Empiriker sah. Es sind dies die Aufsätze 'Kants schiedsrichterliche Stellung zwischen Plato und Epikur' in den Monatsschriften der C.-G. Bd. IX (1900) S. 129—145, wo die Kritik der reinen und die der praktischen Vernunft behandelt sind; während die dritte Kritik berücksichtigt wird in 'Der Platonismus in Kants Kritik der Urteilskraft' in den Vorträgen und Aufsätzen der C.-G. Neunter Jahrg. 1. u. 2. Stück.

9) Max Pieper, Plato und Ägypten. Vortrag, gehalten im Philologischen Verein zu Berlin am 14. Nov. 1910.

Eine Inhaltsangabe dieses Vortrags ist in den Berichten über die Sitzungen des Philol. Ver. zu Berlin im 41. Vereinsjahr S. 8 gegeben. Auch ich halte mit P. und dem Berichterstatter eine persönliche Kenntnis des Landes bei Plato für wahrscheinlich und

erwähne nur ergänzend, daß die ägyptische Reise, falls sie historisch ist, kaum in einer anderen Zeit als zwischen 399 und 395 stattgefunden haben kann. Vgl. Ritter, Plato I S. 87 und 94.

## I. B. Allgemeines und Bibliographisches.

10) Wilhelm Nestle, Ritters Platon-Forschungen. Deutsche Literaturzeitung 1910, No. 52/53.

Aus N.'s eingehendem Artikel über die JB. 1910 S. 288—297 besprochenen Werke hebe ich nur[1]) die beiden Punkte hervor, an denen N. gegen Ritter polemisiert. Der erste geht R.s Auffassung von der Sophistik an, die allzusehr von Plato abhängig sei und dessen satirisch-übertreibende Zeichnung verkenne. N. macht darauf aufmerksam, daß Plato gegen die von den Sophisten teilweise begründeten Disziplinen der historischen Wissenschaften eine unverhohlene Abneigung hatte (Vgl. v. Wilamowitz. Gött. Nachr. 1898 S. 212). R. spreche mit Unrecht der Sophistik das Verdienst ab, den Gegensatz von *νόμος* und *φύσις* aufgestellt zu haben. — N. vermißt bei R. einen Hinweis darauf, daß der Gorgias gerade an der Grenze zwischen der Begriffsethik und der späteren durch transzendente Ideen bedingten ethischen Auffassung Platos steht (Mythus am Schluß, Weltflucht, Verwerfung der Poesie).

11) A. E. Taylor, Varia Socratica. *First Series.* [St. Andrews University Publications. Nr. IX] Oxford 1911, James Parker & Co. XII u. 269 S. 8.

12) P. Natorp, Zur platonischen Frage. Deutsche Literatureitung 1911, No. 27.

Taylors Buch kenne ich bisher nur aus dem zitierten Aufsatz Natorps, der aber so ausführlich und klar ist, daß sich Taylors Meinungen immerhin schon — wenn auch vorläufig — angeben lassen. Das Buch enthält fünf Abhandlungen, denen weitere folgen sollen. Die Hauptthese ist: Was Plato in seinen Schriften durch den Mund des Sokrates ausspricht, ist dem Kerne nach durchweg sokratisches, nicht eigentümlich platonisches Gedankengut. Auch was Plato Parmenides oder Timaios vortragen läßt, müsse mindestens ein Philosoph des fünften Jahrhunderts gelehrt haben können. Als platonische Lehre dürfe jedenfalls außer den Gesetzen nur das gelten, was Aristoteles aus Platos Vorträgen

[1]) Außerdem mache ich mit N. auf P. Shoreys Buch 'The unity of Plato's thought' [Chicago 1905] aufmerksam, das durch die Tat die Behauptung vieler Neueren wiederlegt, Platos Philosophie lasse sich nur genetisch, nicht systematisch darstellen. Vortrefflich handelt über diesen, den meisten immer noch unklaren Punkt N. Hartmann DLZ. 1910, Sp. 1238 ff.

berichtet; also nicht die Ideenlehre, wie sie in Platos Schriften vorliegt, sondern allein deren Umformung zur Lehre von den Idealzahlen.

Der Inhalt der fünf Abhandlungen gliedert sich folgendermaßen: Die zweite beschäftigt sich mit der Scheidung des Sokratischen und Platonischen bei Aristoteles und kommt zu dem verwunderlichen Resultat, daß Aristoteles unbesehen alles, was Sokrates bei Plato sagt, für die Lehre des Sokrates genommen habe. — Die fünfte liefert eine (nach Natorps Zeugnis erschöpfende) Zusammenstellung über die Ausdrücke εἶδος und ἰδέα in der vorplatonischen Philosophie und der Literatur der sokratischen und platonischen Zeit[1]). Das Ergebnis sei, daß beide Ausdrücke im Sinne von 'real essences' dem gemeinen Sprachgebrauch natürlich fremd, aber in der medizinischen Literatur des fünften Jahrhunderts bekannt und den Philosophen seit Pythagoras geläufig waren. Nur verstand man vor Sokrates und Plato stets körperliche Wesenheiten darunter, insbesondere geometrisch definierte (z. B. Demokrits Atome). — Die erste Abhandlung setzt Sokrates in religiösen Zusammenhang mit dem Pythagoreismus und läßt die Anklage wegen Asebie begründet erscheinen, da Sokrates das Haupt eines orphisch-pythagoreischen Konventikels mit schroff antidemokratischer Tendenz gewesen sei. Die vierte Abhandlung sucht das Ergebnis der ersten durch das Sokratesporträt in den Wolken zu erhärten, das ein historisches Dokument ersten Ranges sei, und das Sokrates als Haupt eines asketisch-religiösen Kreises von orphisch-pythagoreischer Richtung zeige. Die dritte weise mancherlei formale wie materiale Berührungen der Δισσοὶ λόγοι mit (Platos) Sokrates auf.

Natorp hält der These des ersten Aufsatzes besonders entgegen, daß Aristoteles konsequent den Unterschied mache zwischen Sokrates (der lebende) sagte (Ipf. od. Aor.) und Sokrates (bei Plato) sagt oder hat gesagt (Praes. oder Perf.). Ferner führt N. den Beweis, daß die Unterscheidung zwischen sokratischem und platonischem Eigentum in der Ideenlehre klar vorliege in Aristoteles' parallelen Berichten Metaph. I 6 und XIII 4 nebst dem Rückblick XIII 9, 1086 a 35 ff. — Wenn T. den Ursprung des philosophischen Gebrauchs von εἶδος und ἰδέα ausschließlich in den pythagoreischen Zahlfiguren finden will, so weist N. darauf hin, daß die Medizin und Naturphilosophie des 5. Jahrhunderts, mit der Plato wohlvertraut war, einen gleichen Anteil gehabt haben könne. Vor allem betont N., daß Aristoteles' Bericht, Plato habe diesem Terminus eine nach Inhalt und Umfang neue, ihm eigentümliche Prägung gegeben, anerkannt werden müsse. — Auf wie schwankendem Boden die Hypothese von dem Sektierer So-

[1]) Den Sprachgebrauch Platos findet man in Ritters Neuen Untersuchungen S. 228—326 festgestellt (Vgl. JB. 1910 S. 286 ff.).

krates aufgebaut ist, zeigt N. im Anschluß an Diels; Aristóphanes habe unter der Maske des Sokrates andere, vermutlich Diogenes von Apollonia treffen wollen. — Was die *Δισσοὶ λόγοι* betrifft, so sieht N. überwiegend Tendenzen, die im sokratischen Zeitalter überhaupt verbreitet waren.

13) A. Willing, De Socratis daemonio quae antiquis temporibus fuerint opiniones. S. 125—185 der Commentationes Philologae Jenenses VIII 2. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 8.

W. gibt das gesamte Material von Plato und Xenophon an bis zu den Kirchenvätern, ja darüber hinaus eine kleine Auswahl moderner Beurteilungen des sokratischen Dämoniums und einige Stellen aus der neueren Literatur, die ähnliche Erscheinungen zeigen. Die größte Übereinstimmung weisen wohl Goethes Verse im Tasso III 2 auf: 'Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen'. Wertvoll ist die Heranziehung eines Briefes L. Rankes (Lebensgeschichte S. 302) über die Ablehnung eines Rufes: 'Gründe waren für und wider; was mich entschied, war eine unbedingt gebietende innere Stimme, welche Nein sagte. Dieser folgte ich und trat zurück . . . doch bereue ich keinen Augenblick; ich bin überzeugt, daß ich recht getan habe. Ich wünsche nur, daß ich in allen wichtigen Angelegenheiten meines künftigen Lebens einen ähnlichen Warner in mir vernehme'. — Der wichtigste Teil ist das erste Kapitel, in dem die Ansichten der Sokratiker geprüft werden, zunächst die Xenophons und Platos, darauf die der Kyniker, dann Terpsions von Megara, schließlich Pseudoplatons (Theages und Alkibiades I). Das Ergebnis ist, daß diese alle außer dem Verf. des Alkibiades gemeint haben: 'divinatione animi Socratem auguria excepisse, ut praesagitionis genus quoddam hunc profecto suum putasse certum sit; . . . summa testium gravium fit consensio naturam daemonii ab illo ipso negationibus definitam esse. Hac ratione quoque intelligi debet, quod vim daemonicam, quae omnia cum solito rerum divinarum ordine certantia vel potius non satis convenientia amplectitur repugnantiis tantummodo apparere res ipsa cogit fateri'. Ob W. mit der Annahme, daß das Dämonium des Sokrates nicht der erste den Griechen bekannte Fall der Art war, recht hat, ist zweifelhaft, jedenfalls ist dafür das Schweigen des Aristophanes und des Aristoteles kein Beweis.

14) W. Moog, Das Naturgefühl bei Platon. Archiv f. Gesch. d. Philos. 24 Bd. (1911) S. 167—194.

„Äußerungen von Gefühl, Empfindung, Phantasie, die eine Relation des Ich zur Natur bezeichnen, können auftreten in poetischen Bildern, Gleichnissen, Metaphern und Beispielen, dann in Schilderungen und Beschreibungen, die meist der Ausmalung

der Szenerie dienen und oft auf bloße Namen und Ortsangaben reduziert sind, schließlich in den Mythen, wo das Naturgefühl eine besondere Verbindung mit gedanklichen und phantasiemäßigen Konstruktionen eingehen kann". Von diesen sechs Kategorien behandelt M. die ersten vier in statistischer Weise. Bemerkenswert ist, daß hier die Beziehung auf das Praktisch-Menschliche bei weitem überwiegt, reine Naturgleichnisse z. B. ziemlich selten sind und ein besonderes ästhetisch-gefühlsmäßiges Verhältnis kaum angedeutet wird. Von etwa 800 Bildern entstammen 80 dem Tierleben, 74 der Natur. Die poetischen Bilder verteilen sich auf die einzelnen Werke so, daß am reichsten mit Gleichnissen ausgestattet der Phaedon ist, am nächsten steht ihm der Staat; reich an poetischen Bildern ist Timaeus, Phaedrus, Theaetet, Symposion, Philebus, Euthydem. Gleichnisse, Vergleiche und Metaphern sind wenig oder garnicht vorhanden im Lysis, Laches, Hippias, Menexenus, Ion, Euthyphron, Kriton, Parmenides, Charmides, Menon, Sophistes, Apologie. Während in den poetischen Bildern nur Spuren von Naturgefühl zu finden sind, führt die Betrachtung selbständiger Naturschilderungen, namentlich in der Ausmalung der Szenerie, den Verf. zu der Annahme, daß 'bei Plato im Alter das unmittelbare Gefühlsverhältnis zwischen Ich und Natur an Intensität verloren hat und mehr das Gedankliche, Symbolische betont wird, wenn auch der Sinn für die objektiv-gegenständliche Schönheit vielleicht verfeinert ist'. Eigentliche auf Naturobjekte und Naturgeschehen eingehende Erörterungen in den Dialogen zeigen deutlich die charakteristisch-platonische Weise, der Natur philosophische Ideen aufzuzwingen. Nirgends zeigt sich sein Gefühl für die Erhabenheit der Natur schöner als am Schluß des Timaeus: *θνητὰ γὰρ καὶ ἀθάνατα ζῶα λαβὼν καὶ ξυμπληρωθεὶς ὅδε ὁ κόσμος οὕτω, ζῶον ὁρατὸν τὰ ὁρατὰ περιέχον, εἰκὼν τοῦ νοητοῦ θεὸς αἰσθητὸς μέγιστος καὶ ἄριστος κάλλιστός τε καὶ τελεώτατος γέγονεν, εἷς οὐρανὸς ὅδε μονογενὴς ὤν.* Worte, die M. denen Kants vergleicht: 'Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir'. Man kann bei Plato wie bei Kant und Goethe beobachten, daß die naturwissenschaftlichen Studien, weit entfernt, das Gefühl zu töten, es vielmehr mit neuem feinem Geiste beleben: weit entfernt, religiöses und ethisches Denken zu zerstören, es vielmehr mit neuer Kraft nähren. Schließlich behandelt M. noch die großen eschatologischen Mythen mit besonderer Berücksichtigung des Mythus im Phaedon 108 c ff. — Die Untersuchung ist meines Wissens die erste zusammenhängende Monographie über den Gegenstand und bringt das vollständige Material. Ihr ganzer Wert wird erst gewürdigt werden können, wenn man die Frage im Zusammenhange mit der platonischen Weltanschauung im Großen

behandelt; aber nötig war zunächst einmal diese im besten Sinne handwerksmäßige, gründliche Zusammenstellung. Denn 'hieß nicht eine der drei Musen Μελέτη? Der Himmel weiß es: ohne rechtschaffenen Fleiß wächst nur Unkraut aus der schönsten Anlage. In der Nähe gesehen, soll auch der beste Künstler sich nicht vom Handwerker unterscheiden. Ich hasse das Lumpengesindel, das kein Handwerk haben will und den Geist nur als eine Feinschmeckerei gelten läßt'. So sprach ein großer Philosoph, der zugleich ein ausgezeichneter Philologe war.

15) P. Natorp, Neue französische und englische Schriften zur platonischen Ideenlehre. Deutsche Literaturzeitung 1910, No. 22.

Diesen Aufsatz habe ich bereits im JB. 1910 verwertet, nenne ihn aber mit Rücksicht auf No. 1 und No. 12 dieses JB. noch einmal, um Taylor und Natorp gegen Stewart (JB. 1910 S. 302 f.) zu Worte kommen zu lassen. T. behauptet (Mind XIX S. 82 ff.) gegen St., daß die mystisch-symbolischen Darstellungen Platos nicht solches, was über der Linie wissenschaftlicher Erkenntnis liegt, sondern solches, was sich noch nicht bis zu dieser Linie erhebt, ausdrücken wollen. T. hält sogar die ekstatischen Züge für mehr sokratisch als platonisch, da sie in den späteren, eigentümlich platonischen Schriften ganz fehlen. Die ekstatische Vision sei für Plato nichts als Einkleidung, bewußte Symbolik. Diese Ansicht scheint Natorp 'im wesentlichen zutreffend'. Aber mit welcher Schrift, so frage ich, beginnen die 'eigentümlich platonischen'? Und wer weiß etwas von den ekstatischen Visionen des Sokrates? Taylor allerdings versucht es in einem neuen Werke (vgl. No. 11), Sokrates dinghaft zu machen.

16) Bibliotheca scriptorum classicorum et Graecorum et Romanorum, die Literatur von 1878 bis 1896 einschließlich umfassend, herausgegeben von R. Klussmann, I. Band 2. Teil. Leipzig 1911, Reisland. 8.

Dieser Supplementband zu Bursians Jahresberichten verzeichnet S. 156 bis 215 die Plato betreffenden Arbeiten aus den angegebenen Jahren. Jedes Jahr beansprucht also im Durchschnitt über drei Seiten.

## I. C. Einzelne philosophische Disziplinen.

17) Kristian B. R. Aars, Platons Ideen als Einheiten. Arch. f. Gesch. d. Philos. XXIII, 4 (1910) S. 518—531.

Mir scheint, daß in der Hauptsache zwei Überlegungen den Verf. zu dem Resultat führen, die aristotelische Auffassung von der Transzendenz der Ideen sei richtig und die moderne von der Immanenz falsch. Erstens. Die Kernfrage der platonischen

Begriffslehre ist: Was macht den Gegenstand des begrifflichen Denkens aus? Diese Frage hat die Annahme zur Voraussetzung, daß das richtige Denken seinen objektiven Gegenstand ergreift, welche Annahme bereits eine Einführung des Subjektiven in das Objektive hinein sei, ebenso wie sie auf dem Gebiete der Empfindung der Positivismus sich zu schulden kommen lasse, der Gegenstand und Empfindung vermischt. Man kann weder die Empfindung noch das Denken durch ihre Gegenstände erklären. Wenn Plato das erste nun dennoch wollte, so hat Natorp recht, daß die platonischen Ideen ihren Ort im menschlichen Gemüte haben, Plato war der Ideen teilhaft, wie Mach und Oswald die Gegenstände zu empfinden meinen. Natorp hat aber nicht recht, wenn er meint, daß die Ideen nur im menschlichen Gemüte ihren Ort haben. Sie sind eben dasjenige Objektive, was der subjektive Geist der denkenden Menschen ergreift. Das Mißverständnis der transzendentalen Platodeutung ist anzunehmen, daß die Ideen keine andere Realität hätten als die, welche ihnen im Gemüte zukommt. Was hat nun aber die Idee für eine Art objektiver Existenz und wo führt sie dies ihr Dasein? Die Idee hat darin ihre Existenz, daß sie eine Abstraktion ist; aber während für uns die Abstraktion eine menschliche Auffassungsweise ist, war sie für Plato eine Realität, „etwas Konkretes" und zwar außerhalb der Welt existierendes. Der Begriff des Menschen ist für Plato ebenso einheitlich wie der des Feuers, wir sind alle nur dadurch Menschen, daß wir in dem einen teilhaben, in der ewigen Idee des Menschen. Und wenn wir heute lehren, daß dieser allgemeine Mensch ebensowenig Realität hat wie das allgemeine Feuer, so verfallen doch auch wir immer noch in den Platonismus zurück, wenn wir nach einer allgemeinen Elektrizität oder einem allgemeinen Magnetismus fragen. Der Begriff ist uns einheitlich, mit sich identisch als psychische Erscheinung, die Einheit liegt in unserer Vorstellung, die Mannigfaltigkeit liegt in der objektiven Welt. Von dieser modernen Lösung aber steht bei Plato nichts. Für ihn ist die durch Abstraktion gewonnene begriffliche Einheit ein Reales, Konkretes. Das platonische Weltproblem entstand eben dadurch, daß er an dieser zweiten Lösung festhielt und die erste nicht fand. Der Verf. billigt es, wenn die Kantianer hervorheben, daß Plato den apriorischen Charakter der logischen Begriffe in einer Weise angenommen hat, die mit der Kategorienlehre Kants ziemlich übereinkommt. Beide nämlich wandten sich gegen die Skeptiker (Sophisten und Hume), beide gehen von der Tatsache der Wissenschaft aus. Kant fragt: Unter welcher Bedingung wird Erfahrung möglich? Plato versichert allerorts, daß es eine ärztliche Wissenschaft, eine Dichtkunst usw. wirklich gebe. Beide finden die Erklärung dieser Tatsache in dem begrifflichen Denken, das sich auf unsere apriorischen Ideen gründet. Nur Plato geht den Schritt weiter, er läßt eine reale

Einheit in den vielen Erscheinungen nicht nur existieren, sondern (und das ist der zweite Punkt) sich in ihnen auch **betätigen**. Er benutzt die logischen Begriffe als **Kräfte** zur Erklärung der Welt, er will durch die Ideen das System der weltregierenden Kräfte erschließen: er macht die Idee (durch abermaliges Verkennen der Abstraktion) zum Gesetz. Dies ist der Hauptinhalt der eindringenden und überzeugenden Untersuchung, die auch noch des näheren dartut, wie die überirdische Existenz der Seele bei Plato auf seine Lehre von der außerirdischen und unstofflichen, aber objektiv wirklichen Existenz der Ideen Licht wirft.

18) **Heinrich Vogt, Die Entdeckungsgeschichte des Irrationalen nach Plato und anderen Quellen des vierten Jahrhunderts.** Bibliotheca mathematica III. Folge X. Band (1910) S. 97—155.

Nach V. hat bis vor kurzem bei den Mathematikern und Geschichtschreibern der Mathematik unbestritten die Anschauung geherrscht, daß Pythagoras (vor 500) die Tatsache der Rationalität entdeckt und die Theorie des Irrationalen begründet habe. Ungefähr 100 Jahre soll dieses Wissen als Geheimnis im Schoße der pythagoreischen Schule geruht haben. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts soll Theodor von Kyrene die Irrationalität der Quadratwurzeln von $\sqrt{3}$ bis $\sqrt{17}$, also Einzelfälle, neu gefunden und bewiesen haben. Theätet von Athen endlich soll im Anfange des 4. Jahrhunderts die Irrationalität als allgemeine Tatsache abermals entdeckt und theoretisch begründet, und Euklid um 300 die Klassifikation der quadratischen Irrationalitäten vollendet und die Theorie zum Abschluß gebracht haben.

Gegen diese Anschauungen erhebt der Verf. folgende positive Behauptungen: I. Die jüngeren Pythagoreer haben (vor 410) die Inkommensurabilität von Quadratdiagonale und -seite als vereinzelte Tatsache erkannt und bewiesen und für das nicht genau angebbare Zahlenverhältnis Näherungswerte aufgestellt. (*διάμετρος ῥητή; διάμετρος ἄρρητος.*)

II. Theodor von Kyrene hat (etwa 410—390) das Umkehrproblem der Quadrierung allgemein gestellt, die allgemeine Irrationalität der Quadratwurzeln erkannt und durch Verallgemeinerung des pythagoreischen Gedankenganges bewiesen. (*σύμμετρον, οὐ σύμμετρον; ῥητόν ἄρρητον.*)

III. Theätet von Athen hat (etwa 390—370) die Grundlagen einer allgemeinen Theorie der quadratischen Irrationalitäten geschaffen und ihre Hauptgattungen aufgestellt. (*ῥητὸν μήκει, ῥητὸν δυνάμει; ἄλογον: μέση, ἐκ δυοῖν ὀνομάτοιν, ἀποτομή.*)

IV. Euklid hat (etwa von 330 an) die Theorie des Irrationalen ausgebaut, die Klassifikation der Quadratwurzeln durch Aufstellung der Arten vollendet und die biquadratischen Irrationalen in den Bereich der Forschung gezogen. (Elemente Buch X.)

Aus dem reichen Inhalt der Abhandlung hebe ich nur eines, die Hauptsache, hervor. Ich meine die These: Die mathematische Stelle im Theaetet [147 b ff.] sei die Geburtsurkunde des Irrationalen, ausgestellt von einem Zeitgenossen. Wie führt V. den Beweis für diese inhaltschwere Behauptung? Er nimmt mit J. Bruns und anderen an, daß Plato dem toten Schüler und Freund Theätet durch den Dialog ein Denkmal haben setzen wollen: er billigt die moderne Ansetzung der Schrift (die die in der Einleitung des Dialoges erwähnte Schlacht für das Gefecht zwischen Athenern und Thebanern vor den Toren Korinths 367 hält) auf die sechziger Jahre des vierten Jahrhunderts; läßt Theätet frühestens 415 geboren, also im Jahre des fingierten Hauptgesprächs 399 sechzehn Jahre alt sein. Demzufolge hätte sich Theätet zwischen 399 und 368 zum berühmten Mathematiker entwickelt, und Plato hätte, etwa nach der Rückkehr von der zweiten sizilischen Reise, auf die Kunde davon, daß der etwa 47 jährige Freund den bei Korinth erlittenen Wunden erlegen sei, diesem in dem Hauptgespräch einen Nachruf, in der Einleitung eine Zueignung gewidmet. Um Theätet den Zeitgenossen als einen Lebendigen vorzuführen, mußte ihn Plato im Gespräche mit Sokrates sich betätigen lassen, also die abgeschlossenen Leistungen des Mannes als momentane Einfälle, als unfertige Ideen in die Jugendzeit projizieren. 'Er führt damit die durch den ganzen Dialog gehende Charakterisierung seines Theätet auch für die mathematische Stelle konsequent durch. Wie er ihn in der philosophischen Diskussion durch schnelles Zugreifen und Vorgreifen als das junge, nicht ausgereifte Talent bezeichnet, so legt er ihm für den entscheidenden Begriff einen technisch unexakten Ausdruck in den Mund (δύναμις) und läßt ihn als Analogie (καὶ περὶ τὰ στερεὰ ἄλλο τοιοῦτον) die Erfüllung einer Forderung andeuten, an der nach Platos Auffassung 'das Fortschreiten der Stereometrie hing, und die ihm sozusagen vor der Tür zu stehen schien'.

Auch für die Abgrenzung der Leistungen des Theodor und Theätet sieht V. die Platostelle als historische Quelle an. Wenn Plato beide im Dialoge im Verhältnis von Lehrer und Schüler einführt, so habe dies den Sinn, daß er die geistige Abhängigkeit nach dem Recht des Dichters zu einer persönlichen gestaltet. Um aber die Grenze zwischen dem geistigen Gute des Theodor und dem Zuwachs, den er durch Theätet erfahren hatte, scharf ziehen zu können, habe Plato seine eigene Mittlerrolle bescheiden unterdrückt. V. nämlich bezieht mit Ritter die Erklärung des athenischen Gastfreundes, zu seiner Beschämung habe er selbst 'erst spät' von dem Irrationalen gehört (819 D), auf Plato selbst und versteht es von der Zeit, da Plato nach Diog Laert. bei Theodoros in Kyrene studiert haben soll. Die von Plato empfangenen Lehren habe dann Theaetet weitergebildet. Dieser geistvollen Konstruktion kann man ein großes Maß von Wahrscheinlichkeit nicht absprechen. Ganz so sicher fundamentiert

wie der Verf. glaubt, ist sie aber nicht. Wenn nun in dem einleitenden Gespräch nicht das Treffen von 368, sondern, wie Zeller meinte, das von 394 gemeint ist? Wenn sich nun das einleitende Gespräch nicht auf den Tod Theätets bezieht? — Entscheidungen durch Beweis sind bis jetzt nicht möglich. Allein ich gestehe, die Ansetzung der Einleitung auf 368 hat durch V. unzweifelhaft an Probabilität gewonnen. Und wenn ich auch wegen der Stellung des Theätet zur Ideenlehre glaube, daß man an der viel früheren Entstehung des Hauptdialoges festhalten müsse (vielleicht hatte die Schrift in ihrer ersten Fassung jenes 'unechte' Proömium, von dem der anonyme Kommentar berichtet), so kann ja in der Tat der Dialog längere Zeit unveröffentlicht geblieben und bei dem Tode des Theätet in unveränderter und besonders Theätets Person und Verdienste berücksichtigender Form von Platon veröffentlicht worden sein. (Vgl. Apelt N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1907, I. Abt. Bd. 19 S. 266; JB. 1910 S. 323 f.; JB. 1909 S. 358; ferner Apelt in seiner Übers. des Theät. S. 149).

19) Andreas Leißner, Die platonische Lehre von den Seelenteilen nach Entwicklung, Wesen und Stellung innerhalb der platonischen Philosophie. Münchener Inaug.-Dissert. Nördlingen 1909. 104 S. 8.

L. stellt fest, daß Plato in allmählicher Entwicklung von der Seeleneinheit, wie sie die Jugenddialoge voraussetzen, zur Dreiteilung der Seele im Staate gelangt. Eine genaue Inhaltsangabe und Kritik der Schrift gibt N. Hartmann DLZ. 1910 S. 1238 f.

20) Eduard Meyer, Platons Staatsideal in geschichtlicher Beleuchtung. Blätter für höheres Schulwesen, 28. Jahrgang (1911) No. 10.

Der Artikel ist nicht der vollständige Vortrag, den E. Meyer über das Thema 'Platon als Politiker' am 19. Februar 1911 in der Aula der Berliner Universität gehalten hat, er teilt aber 'den wesentlichen Inhalt des Vortrages nach einem Berichte der Vossischen Zeitung mit', den der Verf. selbst durchgesehen und verbessert hat. M. betrachtet zunächst die sokratische Staatsauffassung, die er aus der allgemeinen Anschauung des Sokrates über die Dinge und die Menschen erschließt. Die extreme Demokratie Athens ist auf falschem Wege, denn nicht der erste beste ist berufen, am Staatsleben teilzunehmen, sondern wie in jeder anderen Tätigkeit, so auch hier nur der fachmännisch Berufene. Erziehung der Bürger zu politischer Einsicht und richtiger Ausübung ihrer Bürgerpflicht ist die unerläßliche Vorbedingung für die aktive Beteiligung am Staatsleben. Was Sokrates proklamiert, ist die ausschließliche Herrschaft der Intelligenz. Mit ihr ist die Bekämpfung der Unmoral und alles dem Gesamtinteresse Schädlichen von selbst

gegeben. Der einseitige Intellektualismus, die absolute Unterordnung des Willens unter die Erkenntnis ist der charakteristische Wesenszug der sokratischen Denkweise. Die andere Folgerung aus seinen ethischen Anschauungen für seine Staatsauffassung ist, daß die äußere Machtstellung und -entfaltung des Staates als unerheblich nnd nebensächlich beiseite geschoben, die rechte innerliche Gestaltung und Verfassung des Staates für seine Beurteilung als das allein Entscheidende in Betracht gezogen wird. — Das Bild des Idealstaates läßt M. aus der Voraussetzung seiner ganzen Philosophie erwachsen, was leider in dem Bericht nur kurz angedeutet wird; wie es aus ihr erwächst, wird nicht klar. M. hält daran fest, daß die Herrschaft der wahren Philosophen, die zugleich die wahren Staatsmänner sind, denen die übrige Bevölkerung untertan ist — monarchisch oder aristokratisch, ist gleichgültig —, daß jener Idealstaat nicht als reine Utopie gedacht ist. In der unendlichen Zeit der Menschenexistenz auf Erden habe er wahrscheinlich schon einmal existiert und könne er noch einmal existieren, wenn die Philosophen Könige und die Könige Philosophen werden. Schließlich geht M. noch auf Platos eigene Versuche, selbsttätig in die Politik seiner Zeit einzugreifen, ein. Er schildert ausführlich die sizilischen Pläne, die Mißerfolge des Philosophen, die Wandlungen seines Idealismus, die Prophetie seines Geistes, mit der er die weitere Entwickelung der Dinge in Sizilien, den Untergang des Griechentums auf der Insel und ihre Aufteilung unter Karthager und Italiker vorausgeschaut hat. — In unbeirrtem Glauben an die Echtheit der Briefe zitiert er als platonisch die Worte an die Sikelioten: 'Nur durch den festen Entschluß, die entsittlichende Lebensweise aufzugeben und sich den Gesetzen zu unterwerfen sei Besserung zu erhoffen', und schließt: 'Der Traum des Idealstaates hat sich nicht verwirklichen lassen. Aber die Gedanken Platons haben fortgewirkt und wirken noch heute fort in dem Vorbild des sittlich freien Mannes, der die Verhälnisse nimmt wie sie sich ihm darbieten, aber sich seine innere Freiheit wahrt durch selbstgewollte Unterordnung unter das Sittengesetz'.

21) C. Ritter, Die politischen Grundanschauungen Platons. Philologus Bd. 68 (1909) S. 229—259.

Nachdem R. in knappem Umriss die Darstellung nachgezeichnet hat, 'die Plato von der Entstehung und Entwickelung eines dem Zufall überlassenen Staatengebildes und dann im Gegensatz dazu von seinem durch wohl überlegte Anordnung zur idealen Verfassung geführten Staate gibt', bezeichnet er als Eigentümlichkeiten des platonischen Staatsentwurfs folgende sechs Punkte: erstens die Herrschaft der Philosophen im Staat; dann seine Berufsstände mit streng abgestuften Pflichten und Rechten; die Besitzlosigkeit der zwei ersten Klassen; ferner die Gleichstellung

von Mann und Weib in Rechten und Pflichten; fünftens die Familienlosigkeit; und schließlich, Ritters Hauptthese: 'Im platonischen Idealstaat ist die Sklaverei grundsätzlich aufgehoben', die er schon 1896 im Kommentar zu den Gesetzen ausgesprochen hat (S. 173—176). Er unternimmt es, sie durch drei Erwägungen zu beweisen:

Respubl. 463 a heißt es, der Unterschied von Regierung und Volk bestehe naturgemäß in jedem Staate, obgleich alle, die zum Volke gehören, einander als Mitbürger bezeichnen werden. Aber im platonischen Staate liege in diesem Unterschied kein Gegensatz und entwickele sich daraus keine Entfremdung oder gar Feindschaft; das Volk werde die Regierenden als seine Beschützer und Helfer betrachten und die Regierenden würden in der Masse ihre Ernährer sehen, während in den meisten Staaten die Regierenden von dem Volke als δεσπόται bezeichnet würden. Da aber der Gegensatz zu δεσπότης δοῦλος ist, so kann man sagen: 'In den meisten Staaten kann die Menge des Volkes als Knechte, als δοῦλοι bezeichnet werden', in Platos Idealstaat aber nicht. Auch die Beschreibung VIII c. 3 vom Übergange des Idealstaates in die Entartungsform der Timokratie ist für R. beweisend, daß in der platonischen Politeia für Sklaven kein Platz ist, 'wenigstens wenn man das Wort in seinem strengen und gehässigen Sinne nimmt'. Aber freilich braucht Plato es oft in der abgeschwächten Bedeutung, daß er die Unterordnung und das Abhängigkeitsverhältnis bezeichnet, das überall bestehen muß, wo wir einen Unterschied von Befehlenden und Gehorchenden, Leitenden und Ausführenden haben, irgend eine Abstufung und Abmessung der Rechte und Aufgaben im Unterschied von der abstrakten Gleichheit aller Personen in allen Ständen. In diesem Sinne ist die δουλεία eine Grundbedingung des Bestehens jedes Staates, und die volle ἰσονομία als ihr Gegenstück macht die Anarchie aus. So verstanden werden wir δούλους natürlich auch im Idealstaat finden; und dies ist deutlich ausgesprochen VIII, c. 15. — Beweisend erscheint zweitens auch die Tatsache, daß von den Handwerkern und Bauern jeder selbst seinen Beruf auszuüben habe. Wozu also sollte man Sklaven brauchen? — Und endlich das Märchen III c. 21, daß Gold, Silber, Kupfer und Eisen den Menschen von ihrer Mutter Erde beigemischt worden sei und diese Beimischung über ihre Anlage und ihren Beruf entscheide, lasse keinen Zweifel übrig, daß mit denen, die Kupfer und Eisen in sich haben, die Handwerker und Bauern, nicht etwa freie Handwerker und Sklaven gemeint sind.

Nachdem R. seine These, die wohl annehmbar ist trotz Zellers eifriger Polemik, wofern man nur das Wort 'grundsätzlich' in der nötigen Schärfe betont, gegen einzelne Einwürfe geschützt hat, führt er Alkidamas und Euripides als Beispiele dafür an, daß Platos Ansicht gar nicht von so ganz überraschender Einzigartig-

keit gewesen sei, und erklärt die Sanktionierung des Sklavenstandes in den Nomoi aus der Anbequemung Platos an die bestehenden Verhältnisse. Auch Platos Urteil über die Barbaren wird geprüft und festgestellt, daß er frei war von der Engherzigkeit und Blickbeschränktheit seiner Zeitgenossen. Hält er es doch sogar für möglich, daß die ideale Staatsordnung, von der er bei den Hellenen keine Spur finden kann, irgendwo in einem entlegenen Erdenwinkel bei einem Barbarenvolke verwirklicht sei (499 c). R. ist überhaupt der Ansicht, daß Plato bei Entwerfung seines Staatsideals nicht bloß an seine Heimat, nicht einmal bloß an die Hellenenwelt gedacht habe; das, was er zu lehren hat, solle vielmehr der ganzen Menschheit zu gut kommen. Er glaubt, 'daß allerdings der Gedanke, auch bei Barbaren durch eine Art Mission für freiwillige Annahme der Vernunftverfassung oder freiwillige Angliederung an das Vernunftreich zu wirken, bei den Bürgern dieses Vernunftreichs aufkommen möchte. Der philosophische Eros, der unter ihnen rege sein wird, ist ja im Grunde nichts anderes als das Verlangen, den Wahrheitsgedanken, die das eigene Herz erwärmen, möglichste Ausbreitung zu verschaffen'.

Den Schluß der Abhandlung bildet der gegen Zeller gerichtete Nachweis, daß Plato die Handarbeit nicht so sehr unterschätze, wie man gewöhnlich annimmt.

22) W. Capelle, Auf Spuren alter φυσικοί. Hermes 45 (1910) S. 321—336.

Die aristotelischen Ausführungen über das πνεῦμα enthalten so auffallende Anklänge an Plato Timaeus 83 cd, daß C. einen Zufall für ausgeschlossen hält. Und da Aristoteles von Plato keine speziellen physiologischen Lehren übernommen habe, so müssen beide durch die Lehre desselben älteren Physiologen beeinflußt sein, den C. in Philistion sehen möchte. Ihm folgt Plato direkt, dem Aristoteles seien die Lehren des Philistion durch Diokles bekannt geworden.

## I. D. Die einzelnen Schriften Platos.

23) Karl Joel, Zur Entstehung von Platons Staat. Festschrift zur 49. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Basel im Jahre 1907, S. 295—323.

Wie mir scheint, gehört diese Publikation zu dem wertvollsten, was jemals über den Staat geschrieben worden ist. Es sind die Gedanken eines Mannes, der, hoch über der Filigranarbeit der modernsten Platophilologie stehend, einen großen intuitiven Eindruck des platonischen Werkes gewonnen hat und diesen Eindruck analysiert. Es ergibt sich daraus zweierlei. Erstens

daß der Staat ein 'Alterswerk' Platos ist. Mit Lächeln, ja mit Verachtung blicke Plato herab auf die Debattierlust der Jünglinge (593 B C, vergl. 499 A); erst als sich Plato selbst patriarchalisch warm fühlte auf dem Thron der Wahrheit, habe er so ungeheure Autorität installieren können (423 BCD, 415 BC, 416, 543 AB, 458—461, 546 B, 460 D. 424 A); erst im Alter derart auf die Genüsse der Jugend (390 A, 497 D, 608 A) und auf die Erotik (402 E, 468 C, 474 DE) herablächeln können, ja den Eros (573 ff.) geradezu zum bösen Prinzip machen können. Auf die Männer von 35—50 blicke er als νέους herab (5395). Statt des tyrannisch rasenden Jünglings regiere der philosophische Greis. Und auch die Nachricht des Aristoteles, daß in Platos Spätzeit sich der mathematische Charakter seiner Philosophie bis zur Symbolisierung der Ideenlehre zur Idealzahlenlehre stärkte, findet sich bereits im Staate bestätigt. Und zwar lasse die Energie, mit der im VII. Buche die mathematischen Wissenschaften wesentlich als Illustration für die Zahlenmystik gewertet werden, und die fast fanatische Betonung, mit der sie außer der Dialektik als die einzigen rein intellektuellen Vorbereitungen für den kriegerisch-philosophischen Herrscher behandelt werden, auf die zweite sizilische Reise schließen, 'wo die politisch-moralische Reform Platons sich zunächst in den Staubwolken zeigte, die um den Tyrannenpalast aufgewirbelt wurden durch die unaufhörlichen Sandzeichnungen geometrischer Figuren, und die Platon feindlichen Höflinge ihren Spott ausließen über die Methode, durch die Geometrie glücklich zu werden' (Plut. Dion 13 f.). Vor allem aber: nur diese Zeit des erwachenden 'politischen Johannistriebes, der praktisch zweifelnd, theoretisch hofft', bot die rechte Stimmung für eine Abklärung der Praxis an der inzwischen gewonnenen Theorie. Daß aber der Staat die Folge, nicht die Ursache der zweiten sizilischen Reise war, lasse sich daraus schließen, daß der jüngere Dionys nicht die furchtbare Brandmarkung seines Vaters hätte hinnehmen können, wie sie Plato in der Entstehungsgeschichte der Tyrannis vorführt. Das Werk, dem J. das treffende Motto gibt 'Wie der Mann, so der Staat', ist 'geboren aus dem Ringen des Philosophen mit der sizilischen Tyrannis, aus dem Ringen von politischer Hoffnung und Verzweiflung, wie es in seiner Seele gerade durch den jüngeren Dionys erregt wurde'.

Das zweite Ergebnis ist die Kompositionseinheit des Staates. Hier möchte ich zwei Behauptungen Joels unterscheiden, eine richtige und eine irrtümliche. Richtig und von Joel einwandfrei bewiesen ist, daß der Staat kein Mosaik heterogener Teile, kein Sammelsurium abgelagerter Schichten ist, sondern ein einheitliches Werk. 'Man stritt, ob das bindende Thema der Staat oder die Gerechtigkeit sei . . . Das Thema des Staates ist nicht ein Stoffgebiet, sondern eine These, ein Satz, in dem der Staat Subjekt und die Gerechtigkeit Prädikat ist. Nun streite man doch,

ob zu einem Satze das Subjekt oder das Prädikat nötiger ist. Gerechtigkeit und Staat sind verbunden vom ersten Buch, wo Thrasymachos' Tyrannenrecht diskutiert wird, bis zum letzten, wo der Tyrann im Jenseits die Strafe des Ungerechtesten leidet'. Und mit feiner Kunst analysiert J. den tadellosen und planvollen dramatischen Aufbau des Werkes. Hiermit hat er klar gemacht, daß der Staat auf den kundigen Leser heute noch den von Plato beabsichtigten Eindruck des einheitlichen, ohne Risse gearbeiteten Kunstwerkes macht, und hat die kräftig zurückgewiesen, die bis auf Kapitel und Paragraphen genau die Teile des Werkes verschiedenen Lebensjahren Platos zuschreiben wollen. Mit Unrecht glaubt J. damit auch die vollkommene Einheitlichkeit des Werkes vom genetischen Standpunkt aus erwiesen zu haben. Wenn die Tatsachen so liegen: daß im Werke selbst keine Instanzen für ein Früher oder Später sprechen, sondern alles dem logischen Zwecke untergeordnet erscheint, aber außerhalb des Werkes Zeugnisse vorhanden sind, die es wahrscheinlich machen, daß die doch gewiß umfangreiche Schrift nicht aus einem Guß und nicht nur gelegentlich eines, wenn auch höchst bedeutenden Eindrucks entstanden ist, so werden wir, meine ich, erstens nicht versuchen, diese Zeugnisse fortzudeuteln, und zweitens die gestaltende Kraft Platos nur umso höher schätzen, der die Ergebnisse verschiedener Lebens- und Denkperioden zu einem einheitlichen Schriftdenkmal verarbeitet hat. Mit Recht, wie mir scheint, verwirft J. die Folgerungen, die man aus 'Hinweisungen' gezogen hat, welche gewisse Dialoge als im Staate und den Staat als in gewissen Dialogen angeblich vorausgesetzt erscheinen lassen. Er bekennt sich solchen Hinweisen gegenüber ungläubig, 'einfach weil sie unkünstlerich wären. Der Dramatiker Platon schreibt hier, als ob er vorher nie geschrieben, ja nie gelehrt hätte, als ob es keine platonischen Schriften gäbe, keine Akademie und keinen Platon'. Jedenfalls sind die Verweisungen, die Plato beabsichtigt hat, und wie sie etwa im Phaedon (S. 72 E ff.) auf den Menon (S. 81 C ff.) vorliegen, sehr selten und nie ganz sicher zu konstatieren. Aber warum J. an der Gelliusnotiz (Gell. XIV 33) von den zuerst bekannt gewordenen 'duobus fer libris' zweifelt, ist mir nicht klar. Es kann doch nicht gegen diese Nachricht sprechen, sondern nur für die Kunst Platos, daß wir die beiden Bücher nicht mehr aus dem Ganzen aussondern können. Und weiter, daß wir aus der 'besser bezeugten Nachricht von den beim toten Philosophen gefundenen Wachstäfelchen mit dem korrigierten Anfang des Werks nichts und alles folgern können', ist unrichtig. Diese Notiz im Verein mit der des anonymen Kommentators zum Theätet (vgl. JB. 1909 S. 358) bedingt ohne weiteres die Folgerung, daß gewisse, nicht näher zu bestimmende Teile der Dialoge oder diese im ganzen zu irgend einer Zeit um-

gearbeitet worden sind; es müßte denn mit Gründen gezeigt werden, daß die beiden Nachrichten kein Vertrauen verdienen; allein die erste ist mehrfach (Quintilian und Dionys) bezeugt, und der Anonymus zum Theätet hat sich als ein so feiner und wohlunterrichteter Interpret erwiesen (aus Apelts Kommentar geht hervor, daß wir das Verständnis einiger schwieriger Stellen erst dem Anonymus verdanken!), daß Diels gewiß mit Recht behauptet, seine Nachricht stamme aus 'erlesener Pinakeserudition'. Der dritten äußeren, 'die Einheit des Staates bedrohenden Geneninstanz', der Einleitung des Timaeus, die nur Rep. II 369—V 471 als vorgetragene Staatsehre rekapituliert, hält J. entgegen, daß Plato für seinen Zweck nur diese Teile nötig gehabt habe, denn der Zweck der Einleitung sei gewesen, eine Antwort auf die Angriffe zu geben, die den Verfasser des Staates als Phantasten und Laien in der Politik, als unpatriotischen Menschen, als Plagiator und Kopisten ägyptischer Einrichtungen hätten treffen wollen. Joel geht noch weiter und hält es für 'klar', daß der Busiris der Hauptanlaß für die Timäus-Einleitung gewesen sei, womit dann auch die Frage gelöst wäre, wer der anonyme vierte Partner des Vorgespräches sei. Der Spötter Isokrates, der sich von Platons Staat „bewirten" ließ, aber nicht der Anstandspflicht der Dankbarkeit entsprach (Tim. 17 A). Im JB. 1910 S. 295 f. habe ich über Rttters die gleichen Fragen angehenden Vermutungen berichtet. Ein Rätsel bleibt die Nennung jenes Vierten nach wie vor, jedenfalls scheint aber die ältere Deutung, Plato spreche von sich selbst, aus der Reihe der Möglichkeiten auszufallen.

24) Ernst Höttermann, Platos Polemik im Menon, Euthydem, Menexenos. Ztschr. f. d. Gymnasialwesen LXIII (1909) S. 81—102.

25) Ernst Höttermann, Platos Polemik im Euthyphron und Kratylus. Ebenda XLIV (1910) S. 65—89.

Höttermanns Untersuchungen, zu denen noch eine dritte über den Phädrus gehört (Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXV (1911) S. 385 ff.), wollen Beiträge zu einer grundsätzlichen Erörterung der Frage sein, wie Plato Polemik treibt, und werden vermutlich vom Verf. fortgesetzt werden. Die Polemik des Menon sieht H. in der Anytosepisode, deren Resultate für den Dialog gering und jedenfalls nicht derartig seien, daß der Gesprächsleiter sie nicht auch allein mit Menon hätte erreichen können; die Episode scheint dem Verf. deshalb einen außerhalb des Dialoges zu suchenden Zweck zu haben, und er sieht diesen mit Hirzel darin, daß Plato mit der Episode der Kategoria des Rhetors Polykrates habe antworten wollen, in welcher Anklageschrift gegen Sokrates Anytos Sprecher war. H. vermutet, in der Schrift des Polykrates sei die Sophistenerziehung

(Sokrates gehörte für einen Polykrates zu den Sophisten) gegeißelt und ihr die richtige altväterische, altattische *παιδεία* entgegengestellt, die so große Männer hervorgebracht habe. Diese vererbe sich vom Vater auf den Sohn, es bedürfe keiner besonderen Lehrer. Plato aber habe es für seiner nicht unwürdig gehalten, der demokratischen Parteischrift des Polykrates, die vermutlich große Wirkung gehabt habe, entgegenzutreten und den Sprecher der Schrift an den Pranger zu stellen: 'Anytos hat sich um Fragen der Erziehung nie gekümmert. Die vollständige Verkehrtheit seiner pädagogischen Grundansicht, daß die *ἀρετή* der *καλοὶ κἀγαθοί* auf die Söhne übertragen werde, erweist sich ja gerade an dem Beispiele der so gepriesenen attischen Staatsmänner'. — Den Euthydem hält H. für die polemische Antwort Platos auf zwei durch Antisthenes' Protreptikos veranlaßte Schriften: auf Aristophanes' zweite Bearbeitung seiner Wolken und auf Isokrates' Kritik des Sokrates und der von ihm ausgegangenen Schulen. 'In ihm wird Isokrates' Angriff auf die Sokratik, auch die des Antisthenes, durch Aufdeckung der unedlen Motive abgewiesen. Und wenn Isokrates in seiner Polemik mit Schadenfreude auf die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Schulen hinwies, so hält ihm Plato entgegen, daß es beim Ringen nach der Krone der Wahrheit ohne *κίνδυνος* und *ἀγῶνες* nicht abgeht'. Die Wolken des Aristophanes aber 'erfahren eine deutliche Korrektur, und zwar setzt Plato Darstellung gegen Darstellung, Komödie gegen Komödie', da der Euthydem, wie H. ausführlich zu begründen unternimmt, als eine Buchkomödie aufzufassen sei, wie ja auch die zweiten *νεφέλαι* nur zum Lesen bestimmt waren. — Die Polemik des Menexenos richtet sich nach H. nicht gegen einen einzelnen Rhetor, überhaupt nicht gegen die Rhetorik, sondern gegen die athenische Politik. 'Hat man das erst erfaßt, lösen sich alle Schwierigkeiten und Bedenken gegen die Autorschaft Platos. Ein grelles Schlaglicht fällt zunächst auf die Einkleidung. Jene grenzenlose Verkennung der Politik Athens, die sich in den Reden des Lysias offenbart, gehört nicht auf den Markt, sondern ins komische Theater'. 'Die Komödiendichter, so etwa meint Plato, hätten vortrefflichen Stoff für eine Komödie daraus gewinnen können; denn ernst zu nehmen sind solche Reden nicht'. Der Ton des ganzen Gesprächs ist bitter ernst, was bisher ganz verkannt worden ist. Es spricht hier der Patriot Plato, in dessen Herz man im Menexenos schaut, wie in kaum einem anderen Dialoge . . . Einen Schmerzensruf über die Verblendung des Volkes und seiner Führer — so möchten wir unser Gespräch nennen'. — Im Euthyphron glaubt H. mit Joel Polemik gegen Antisthenes zu finden. Plato trete unter der Maske des Sokrates, Antisthenes unter der des Euthyphron auf. Sokrates erklärt, sein Unwille über die herkömmliche Auffassung habe ihm den Prozeß zugezogen, und eben diese Auffassung habe kurz zuvor Euthyphron vertreten. Hätte also 'Sokrates — so

können wir im Sinne Platons sagen — die kynische Auffassung des ὅσιον gehabt, so wäre er nicht angeklagt worden . . . So bedeutet die Heranziehung des Prozesses des Sokrates einen ungewöhnlich scharfen Angriff auf Antisthenes . . . Behalten wir im Auge, daß der Zweck des Dialoges eine Bekämpfung des Antisthenes ist, so scheint uns Plato zeigen zu wollen, wie weit der Kyniker mit ihm mitgeht . . . Die ausweichenden Antworten Euthyphrons bezeichnen wie ein markanter Strich die obere Grenze der kynischen religiösen Erkenntnis'. — Daß im Kratylus kynische Lehrmethode persifliert werde, ist oft behauptet worden. H. faßt sein Urteil folgendermaßen zusammen: 'Es scheint uns offensichtlich, daß Platon in den beiden so jäh neben einander stehenden Gesprächen dem Leser die fundamentale Verschiedenheit der Methode des Antisthenes von der des Meisters und damit der seinen hat dartun und die anmaßende Behauptung des Kynikers, er sei der wahre Schüler des Sokrates, hat lächerlich machen wollen'.

H.s Analysen sind eindringend genug und seine Kombinationen hinreichend geistreich, um auf jeden anregend zu wirken; aber in Dialogen verschiedenster Art immer nach derselben Spur mit der Lupe auf die Suche zu gehen, führt zu dem Ziel, daß Zusammenhänge sichtbar zu werden scheinen, die sich jeder Kontrolle entziehen, zumal ja das literarische Material, gegen das Plato angeblich polemisiert, nicht ohne reichliche Hilfe der Phantasie erschlossen werden kann. Zum Menon möchte ich bemerken, daß in Sokrates' Worten 'Anytos hat selbst empfunden, daß auch auf ihn paßt, was von den Söhnen der Staatsmänner gesagt wurde: οἴεται εἷς εἶναι τούτων' τούτων doch wohl nicht mit Höttermann (S. 83) zu erklären ist durch κατηγορημένων, sondern Gomperz richtig interpretiert, Anytos' Unmut 'geht ohne Zweifel darauf zurück, daß auch sein eigener Sohn kein wohlgelungenes Erziehungsprodukt war', was auch Xenophon Apol. § 31 bestätigt. Daß H., um seine Auffassung zu halten, genötigt ist, die Xenophonstelle als eine mißverständliche Interpretation der Menonstelle zu betrachten, muß Bedenken einflößen. — Der Ton des Menexenus, wie ihn H. auffaßt, ist keineswegs 'bisher ganz verkannt'. Vgl. Trendelenburg, Erläuterungen zu Platos Menexenos. Berlin 1905. (JB. 1910 S. 320). — In H.s Darlegungen über den Euthyphron erscheint befremdlich, daß er Joels These, unter der Maske des Euthyphron sei Antisthenes versteckt, ohne all und jeden Versuch einer Kritik annimmt und verwertet, obwohl vorzügliche Analysen des Dialoges vorliegen, die sich mit ihr nicht vereinigen lassen.

26) H. Mutschmann, Zu Platons Charmides. Hermes, Band 46 (1911) S. 473—478.

M. behandelt zuerst die Mittelstellung des Charmides zwischen

Laches und Protagoras und charakterisiert sodann den Charmides als ἐπιτάφιος auf seine beiden Verwandten, Charmides und Kritias, die in dem Kampf der Dreißig gegen die Demokraten im Frühling 403 fielen. 'Das Enkomion in seiner Abart als Nekrolog hinkt den Ereignissen nicht nach; das würde seiner Natur widersprechen, die eine noch frische Aufnahmefähigkeit voraussetzt. Das gilt wie vom Euagoras des Isokrates und vom Agesilaus des Xenophon ebensogut vom platonischen Charmides. Er kann nur im Jahre 403, höchstens ein oder zwei Jahre später verfaßt sein'. Aus der so gezeichneten Tendenz des Dialoges ergibt sich auch, daß die Lobpreisungen des Geschlechtes Platos (155 A und 157 D ff.) keinen berechtigten Anstoß erregen: 'In den Nachruf auf die jüngst Dahingeschiedenen gehört mit ihrer ἀρετή auch ihr γένος, der Ruhm ihrer Vorfahren hinein'.

27) Julius Stiefel, Gedankenentwicklung des unter Platons Namen erhaltenen Dialogs Charmides. Programm des K. B. humanistischen Gymnasiums Bayreuth für das Schuljahr 1907/8. 22 S. 8.

Der Verf. glaubt (S. 4) gezeigt zu haben, 'zu welchem Ergebnis Platon oder ob er überhaupt zu einem Ergebnis gelangt'; in Wahrheit aber hat er gar nichts gezeigt. Nach einer ganz überflüssigen Darstellung des Inhalts, wie sie bereits hundertfach existiert, zählt S. einige Ansichten über das Wesen der σωφροσύνη unkritisch auf und erklärt, das wirkliche Resultat des Dialoges liege in der letzten Definition.

28) W. E. J. Kuiper, De Lysidis dialogi origine, tempore, consilio. Amsterdamer Inaug.-Dissert. Zwolle 1909, W. E. J. Tjeenk Willing. 121 S. 8.

Der Verf. verteidigt die Echtheit des Dialoges (Anspielung des Aristoteles Eth. Nicom. 1155 a 35 auf Lys. 215 C), setzt ihn erst nach dem Symposion an und sieht in ihm eine Verteidigung gegen Angriffe auf diese Schrift. Einwendungen gegen diese Dissertation s. bei Nestle, DLZ. 1911 S. 791 f.

29) Sh. O. Dickerman, De argumentis quibusdam apud Xenophontem, Platonem, Aristotelem obviis e structura hominis et animalium petitis. Inaug.-Diss. Halle 1909. 106 S. 8.

Aus dieser, besonders für Aristoteles und Xenophon wichtigen Abhandlung hebe ich hervor, daß der Verf. den Mythus im Dialog Protagoras auf die Ἀντιλογίαι des Sophisten Protagoras zurückführt. Im übrigen verweise ich auf Nestles ausführliche Besprechung in der DLZ. 1910 S. 2711 ff., wo Nestle sich auch mit D. über die Auffassung jenes Mythus auseinandersetzt.

30) W. Zilles, Zu einigen Fragmenten Heraklits. Rhein. Mus. für Philol. N. F. Band 62 (1907) S. 54—60.

Z. hält Hippias mai. 289 b für eine Zusammenfassung von Heraklit fr. 79 und 82, nicht für ein tatsächliches Heraklitzitat.

31) Friedrich Ullrich, Entstehung und Entwicklung der Literaturgattung des Symposion. Programm des Kgl. Neuen Gymnasiums zu Würzburg. I. Teil: Das literarische Gastmahl bis Xenophon. 1908. 49 S. 8. II. Teil: Das literarische Gastmahl von Aristoteles bis Methodius und Julianus Apostata. 1909. 73 S. 8.

Die Arbeit, die als Ganzes genommen eine verdienstliche Zusammenstellung und besonders in ihrem zweiten Teile reich an sonst wenig verwendetem Material ist, bringt für Plato nur geringen Ertrag; bewiesen ist von den Thesen des Verf.s, die sich auf das platonische Symposion beziehen, so gut wie keine. Warum soll es 'an und für sich schon wahrscheinlich, eigentlich selbstverständlich sein, daß das erste literarische Symposion — nach Ullrich das platonische — kein Phantasiestück, sondern ein Gemälde nach dem Leben darstellt'? — 'Platon hatte gewiß die Absicht, ein historisch wahres Gemälde zu entwerfen; historisch wahr aber erschien ihm an diesem alles, was nach seiner Auffassung den porträtierten Persönlichkeiten und der besprochenen Zeit genau angepaßt war ... Wenn das Werk auch nicht treu historisch ist in unserem Sinne, so hat es doch einen überwiegend historischen Charakter im Sinne des Verfassers und im Sinne der antiken Welt' ... 'Wir haben keine Ursache zu bezweifeln, daß das Festmahl des Agathon und die Teilnahme des Sokrates historisch sind'. Wie man zu dieser Frage steht, ist Sache des Gutdünkens, denn wir wissen eben nichts Positives; aber es ist unmethodisch, auf einer nach Gutdünken getroffenen Entscheidung weiterzubauen und in diesem Falle festzustellen, daß der Literaturzweig des Symposion 'anfangs einen ausgeprägten historischen Charakter hatte'. Bei der Frage, 'von welcher Absicht Platon bei Abfassung seines Symposion geleitet wurde, welchen Zweck er verfolgte', verwirft U. die Antwort, 'der Autor sei hauptsächlich von philosophischen Beweggründen bestimmt worden, er habe die Szenerie eines Gastmahls für die philosophische Darstellung verwerten wollen, die Entwickelung des Begriffes der Liebe und der aus der wahren Liebe hervorgehenden Philosophie sei ihm Hauptzweck gewesen'. Es ist nach seinem Dafürhalten 'geradezu unmöglich anzunehmen, Plato sei auf den Gedanken gekommen, einen philosophischen Stoff mit dem Rahmen eines Symposion zu umkleiden, so lange ein solches noch nicht selbständig existierte'. Der Hauptzweck des Symposions sei vielmehr die Darstellung der Persönlichkeit des Sokrates gewesen, und 'nebenbei habe es die Stelle einer Weiheschrift, eines Protreptikos und Hodegetikos

für die neu gegründete Schule' vertreten (vgl. vor allem L. v. Sybel, Platons Symposion Marburg 1888). Die in diesen Worten offen ausgesprochene geringe Wertung des philosophischen Gehaltes des Werkes wird der Verf. nicht gegen Schönes Darlegungen (in der 5. Auflage der Hugschen Ausgabe), die er noch nicht kennen konnte, aufrecht halten können (vgl. JB. 1910 S. 327). Und wenn er bei der Frage nach Platos eigentlicher, dem Werke zugrunde liegender Absicht zwischen zwei so verschiedenen Momenten wie einem philosophischen Problem und einem durch persönliche Beziehungen bedingten Motiv zu entscheiden unternimmt, so liegt hier wiederum ein methodisches Versehen vor, da so ungleichartige Momente wie das apologetische, propagatorische einerseits und das philosophische andererseits gar nicht im Widerspruch zueinander stehen können.

32) J. Eberz, Die Tendenzen der platonischen Dialoge Theaitetes, Sophistes, Politikos. Arch. f. Gesch. der Philosophie. Band 22 S. 252—263 und 456—493.

In entsprechender Weise wie den Parmenides (vgl. JB. 1910 S. 316 ff.) hat E. es unternommen, auch die genannten Dialoge als Gelegenheitsschriften zu erklären; allerdings, wie mir scheint, mit dem gleichen negativen Erfolge. Der Politikos des so genannten Dialoges ist nach Eberz Dion. 'In den scheinbar um ihrer selbst willen gefundenen Definitionen ist das positive Programm, das durch Dion seinen empirischen Ausdruck finden soll, zu erkennen. Von den zwei Definitionen . . . spricht die erste, welche in ihm den Hirten erblickt, Dions historisch-metaphysische Bedeutung im Weltprozeß, die zweite ihn einen Weber nennende hingegegen seine politische Aufgabe aus, so daß in der Tat erst durch beide in ihrer Vereinigung eine vollkommene Darstellung der Bedeutung seiner Persönlichkeit gegeben ist. Denn durch das erste Prädikat hat ihn Platon als Vorläufer zu dem am Ende des Ringes der Zeit selbst erscheinenden göttlichen Hirten in Beziehung gesetzt als den, der die Individuen auf jenen Weg zu führen hat, an dessen Ende einst der durch Kronos symbolisierte göttliche Geist in seiner Freiheit, ohne an dem individuellen Willen Widerstand zu finden, sein seliges Reich errichten kann. In großen und kühnen Umrissen enthüllt dagegen die Entwicklung der zweiten Definition das Programm, auf dessen gewaltsame Verwirklichung der politische Reformator im Namen der Vernunft Anspruch erhebt . . '. Daß Plato bei Abfassung des Dialoges an Dion gedacht hat, ist natürlich nicht ausgeschlossen und auch schon früher behauptet worden; in dem Werke aber Zug für Zug Porträtähnlichkeit mit Dion finden zu wollen, setzt eine Auffassung des Dialoges voraus, die ich nicht teilen kann. E. nennt den Exkurs 291 A —303 D 'das Manifest eines politischen Revolutionärs. Nicht für eine Phantasiegestalt ist es geschrieben — dafür wogt zuviel per-

sönliche Leidenschaft und Gereiztheit in dem Verfasser, in dem ein Feuer glüht, 'wie es sich nur an einer aktuell gewordenen Frage zu entzünden pflegt". Wer auf das Ganze des Dialoges sieht, wird diesen Eindruck nicht haben. Der Politikos ist ein dürrer und teilweise geradezu langweiliger Schuldialog, man hat ihn treffend eine dialektische Probe genannt, und Feuer kann ich beim besten Willen auch in dem Exkurse nicht finden. E. nimmt an, daß der Dialog erst nach Platos dritter sizilischer Reise geschrieben sein kann: die rücksichtslose Begründung der Revolution sei erst denkbar, nachdem bereits jede Versöhnung unmöglich geworden sei, wie sie andererseits, um die beabsichtigte Stimmung für Dions Untersuchung vorzubereiten, dem Aufbruch der Expedition zeitlich vorausgegangen sein müsse, so daß also das Werk zwischen 360 und 370 geschrieben worden sei. Das Band nun, das Politikos und Sophistes verknüpft, besteht nach E. darin, daß in beiden Dialogen Plato gewisse zu Beginn des Sophistes mitgeteilte Vorwürfe widerlegt. Im Politikos widerlege er den Vorwurf, er sei *πολιτικός*, er treibe praktische Politik, indem er zeige, nicht e r, sondern Dion sei der praktische Politiker. Im S o p h i s t e s weise er analog den Vorwurf zurück, Sophist zu sein, indem er den wahren Sophisten in der Person des Aristoteles zeichne, der 'während Platos dritter Reise durch Worte und Taten seinem Schülerverhältnis ein Ende machte, indem er durch einen kühnen Schritt sich von seinem Lehrer lossagte'. — E. hält es für möglich, daß Plato die Maskerade, in der E. den Schlüssel zum Parmenides gefunden zu haben glaubt, im S o p h i s t e s wiederholt habe; ja er hält es für eine Tatsache, daß auch in diesem Dialoge Aristoteles der maskierte Gegner ist. 'Einen zwiefachen *χωρισμός* hatte das Mißverständnis des Aristoteles der Ideenlehre zum Vorwurf gemacht, den der Begriffe von den Dingen und den der Begriffe von einander: durch den ersteren seien sie in einen jenseitigen Himmel für sich ohne jeden Zusammenhang mit der gegenständlichen Welt, durch den zweiten ohne jede Wechselbeziehung zu einander; um diesen doppelten Irrtum zu beseitigen, hatte der Parmenides die *κοινωνία* der Ideen und Unerläßlichkeit derselben für die Genesis des Gegenstandes deduziert. Wiederum befand sich Plato in Sizilien, als Aristoteles, von seinem Mißverständnisse nicht geheilt, mit großem äußeren Erfolg in der Schule eine neue Kampagne gegen die Ideenlehre, besonders gegen jenen eingebildeten *χωρισμός* der Begriffe von einander unternahm, durch welchen der Begründer der Ideenlehre für sich theoretisch jede Möglichkeit des Irrtums und der Lüge aufhebe: wiederum antwortet Plato, indem er durch eine ausgezeichnet präzise Deduktion der Relationen der Urbegriffe und ihrer Verknüpfbarkeit untereinander jenes Hirngespinnst — freilich nicht für Aristoteles — zerstört'. Von allem anderen abgesehen: selbst der Umstand, daß die von Plato geschilderte Sophistenmanier auf Aristoteles passen würde wie die

Faust aufs Auge, flößt E. kein Bedenken ein, hat doch Plato nach ihm ein besonders raffiniertes und kränkendes Paradeigma finden wollen. Aristoteles als Angelfischer! 'Jeder ... begriff sofort, daß jener Angler kein anderer als der junge Aristoteles, der Führer der Sezessionisten, und die törichten, an den Köder sich anbeißenden Fischlein die von dem schlauen Fischer düpierten Schüler der Akademie waren'. — Von E.'s Ausführungen über den Theätet übergehe ich das meiste als indiskutabel (davon nur eine Probe. Wenn Sokrates sagt: *νῦν μὲν οὖν ἀπαντητέον μοι εἰς τὴν τοῦ βασιλέως στοὰν ἐπὶ τὴν Μελήτου γραφήν, ἥν με γέγραπται ἕωθεν δέ, ὦ Θεόδωρε, δεῦρο πάλιν ἀπαντῶμεν*, so meine Plato damit seine Reise an den Hof von Ortygia) und erwähne nur die Identifikation des Sokrates iunior mit Speusipp und des Theätet mit Dion (die des Theodoros fehlt noch). Die Hauptstütze für die Annahme eines Sokrates-Speusippus scheint E. in seinem verfehlten Beweise zu erblicken, daß sich unter dem Sokrates des Parmenides (vgl. JB. 1910 S. 319) Speusipp verberge. Seit den Tagen dieses Gespräches habe Plato dem Neffen verziehen, jä es scheine, als ob Plato jetzt selbst glaube, sich in jener Kritik zum Schaden der Autorität des Neffen allzusehr habe hinreißen lassen, 'so daß er zum Zeichen der Versöhnung doch sicher nicht ohne Ironie bereit ist, selbst die Verantwortung für jenes Gespräch zu übernehmen'. Daß Theätet kein anderer als Dion sein könne, schließt E. daraus, daß es nur ihn gegeben habe, den Plato damals als in so vertrauter Freundschaft dem Speusippos verbunden erscheinen lassen konnte. Ein so überschwengliches Lob wie im Theätet habe Plato für keinen anderen als für Dion übrig gehabt. Dieser habe dem Plato das Ideal des philosophischen Lehrlings verkörpert, 'der intelligent und von gutem Willen doch nie den Respekt vor Platons Autorität und das Bewußtsein des eigenen Schülerverstandes verliert'.

33) H. Raeder, Über die Echtheit der platonischen Briefe. Rhein. Mus. f. Philol. N. F. 61. Bd. (1906) S. 427—471 und S. 511—542.

Nach ausführlicher geschichtlicher Darlegung der Echtheitsfrage stellt R. folgende Tafel der hypothetischen Abfassungszeiten der Briefe auf, d. h. des Zeitpunktes, da der Brief, falls er echt ist, von Plato abgfaßt ist; und falls er unecht ist, des Zeitpunktes, den der Verfasser gewollt hat, daß die Leser sich als seine Abfassungszeit denken sollten:

| | | | |
|---|---|---|---|
| I: | 360. | VIII: | 353 oder 352. |
| II: | 364. | IX: | ? |
| III: | 357. | X: | ? |
| IV: | 355 oder 354. | XI: | etwa 360 (?). |
| V: | zwischen 365 und 360. | XII: | ? |
| VI: | ? | XIII: | 366 oder 365. |
| VII: | 353 oder 352. | | |

Zweitens gibt er eine genaue Übersicht über Verwendung und Vermeidung des Hiats in den Briefen, drittens über ihren Wortschatz. Alle drei Untersuchungen führen R. zu dem Resultat, daß die Briefe zeitlich und sprachlich den Alterswerken Platos so nahe stehen, daß die Annahme von Fälschungen ausgeschlossen erscheine. Die Fälscher hätten es denn 'nicht nur verstanden, den Sprachgebrauch Platons im allgemeinen, sondern gerade d e n Sprachgebrauch Platons nachzuahmen, dem er in den Dialogen gefolgt ist, die ungefähr während derselben Jahre abgefaßt sind, in denen die Briefe, ihre Echtheit vorausgesetzt, geschrieben sein müßten'. R. hält es sogar für nachweisbar, daß der Brief, dessen Inhalt auf die älteste Zeit hinweist, der dreizehnte, dem früheren Sprachgebrauch Platos näher steht als die anderen. Die Betrachtung der persönlichen und politischen Verhältnisse, die sich in den Briefen spiegeln, ergibt nach R. keinen Anstoß, die der philosophischen Grundanschauungen sogar reichliche und neue Belehrung über Platos Philosophie. 'Was in den platonischen Briefen über Philosophie gesagt wird, hat auf viele Verehrer Platons einen abstoßenden Eindruck gemacht: solche Vorstellungen, sagt man, sind nicht platonisch, sondern gehören erst einer viel späteren Zeit an. Eine solche Betrachtung liefert aber keinen Beweis gegen die Echtheit. Man kann in der Tat sehr wohl zugeben, daß der philosophische Standpunkt der Briefe nachplatonisch oder gar neuplatonisch ist — ohne deshalb, zuzugeben, daß er unplatonisch ist'.

34) A. Brinkmann, Ein Brief Platons. Rheinisches Museum N. F. 66, 2. S. 226—230.

Die Worte des sechsten Briefes (S. 322 e 6) *Ἑρμείας μοι φαίνεται . . . ὅσα μήπω ξυγγεγονόσι* haben Boeckh (Kl. Schriften 5, 189) veranlaßt, den Brief für gefälscht zu halten, da sie im Widerspruch zu einer Angabe Strabons (XIII 1. 57 S. 610) stehen, der zufolge Hermias in Athen Platon und Aristoteles gehört hat. Brinkmann betrachtet die Strabostelle im Zusammenhang und findet, daß in dem ganzen 'Abschnitte kein Satz ist, der nicht in der einen oder der anderen Form Anstoß böte'. In der Tat ist es ein übles Versehen, daß der Rhodier Memnon in Verwechslung mit seinem Bruder Mentor als der Urheber von Hermias Sturz erscheint. Im allerungünstigsten Lichte aber erscheinen gerade die fraglichen Worte, wenn man bei Brinkmann erfährt, daß tatsächlich 'nirgends, weder in der Überlieferung über Platon und Aristoteles, noch sonst wo man es etwa erwarten könnte, die geringste Spur davon zu entdecken ist, daß der spätere Herrscher von Atarneus in jüngeren Jahren sich in Athen aufgehalten und dort Platon oder gar Aristoteles gehört hätte'. Weder das Verzeichnis der Platoschüler im Index Academicorum

noch das bei Diog. Laertius nennt den Namen, er steht nicht unter den politisch hervorgetretenen Platonikern (Plutarch adv. Colot. 32) und nicht unter den τυραννικοί (Athen. XI 508 d ff.).

35) Josef Pavlu, Die pseudoplatonischen Zwillingsdialoge Minos und Hipparch. Sonderabdruck aus dem Jahresbericht des K. K. Staatsgymnasiums im III. Bezirk in Wien für das Schuljahr 1909/10. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 39 S. 8.

Die (jetzt fast allseitig als unecht anerkannten) beiden Dialoge stellen sich dem Verf. als zwei in platonischer Dialogmanier geschriebene, in manchen Dingen hart an die kynisch-stoische Lehre streifende Werke dar, die denselben Zweck verfolgen, nämlich zwei Männer, deren Charakterbild in der Geschichte noch zu schwanken schien, von jedem Schatten zu reinigen und aus dem Erdenstaub in ideale Fernen zu rücken. Beide, zeitlich einander ganz nahe stehend, hätten einen und denselben Verfasser, der sich nach ein und derselben Schablone angefertigt habe; vermutlich habe er der akademischen Schule angehört, und ihre Entstehung sei nicht allzu weit unter das Jahr 320 v. Chr. auszusetzen. — Von der Unechtheit wird sich jeder leicht überzeugen, der auf die stümperhafte Technik beider Schriften acht gibt, die Identität der Verfasser ist nach den Tendenzen der Dialoge auch als wahrscheinlich anzunehmen, aber daß sie zeitlich einander nahe stehen sollen, weil 'so unreife, schablonenhafte Arbeit bei einem größeren Zeitintervall nur schwer denkbar sei, da man bei einem in philosophischem Schulgetriebe lebenden Menschen unter allen Umständen einen gewissen Fortschritt annehmen müsse', scheint mir nicht zwingend geschlossen zu sein, ebensowenig wie die Beziehung von Hipp. 229 B auf Aristot. Athen. polit. XVI, 7, die dem Verf. einen terminus post quam geliefert hat.

Zu den in Abt. I der bisherigen JB. verzeichneten Arbeiten füge ich folgende Titel von Schriften hinzu, die mir zum Zwecke der Besprechung nicht zugänglich waren (vgl. JB. 1910 S. 326).

Keller, Die Akademien der Platoniker im Altertum (Vorträge der Com. Gesellsch. Bd. VIII.)

Keller, Christentum und Platonismus. (Ebenda Bd. X.).

Odau, Quaestionum de sept. et oct. Platonis epistula cap. duo. Diss. Koenigsberg 1906.

Crain, De ratione, quae inter Phaedrum Symposiumque intercedat.

Eckert, Dialektischer Scherz in den früheren Gesprächen Platos. Progr. Nürnberg 1907.

Albert, Die Platonische Zahl als Präzisionszahl. Wien 1907.

Berndt, Der innere Zusammenhang zwischen den Dialogen Hippias, Laches, Charmides, Lysis. Progr. Lyck 1908.

Döring, De legum Platonicarum compositione. Diss. Leipzig 1907.

Lüdke, Das Verhältnis von Staat und Erziehung in Platos Politeia. Diss. Erlangen 1908.

H. Arbs, De Alcibiade I, qui fertur Platonis. Diss. Kiel 1906.

A. Hoffmann, De Platonis in compositione Legum consilio. Diss. Greifswald.

Temple, Platos vision of the ideas. Mind 1908 No. 68.
Schiller, Plato or Protagoras. Ebenda.
E. Caird, Entwicklung der Theologie in der griechischen Philosophie. Halle, Niemeyer.
J. Watson, Aristoteles criticism of Plato. Oxford, University Press.
A. Salač, Über die Echtheit des platonischen Parmenides. Listy filologické 1910.
Haltrich, Das Gastmahl bei Kriton. Karpathen III (1910), 21.
Dittrich, Platos Zahlenrätsel und die Präzision. Oriental. Lit. Zeit. XXII, 3.
Reuther, De Epinomide Platonica. Diss. Leipzig 1907.
Frankl, Platonismus. Arch. f. Gesch. d. Philos. 23, 4.
Bauch, Das Substanzproblem in der griechischen Philosophie. Heidelberg, Winter.
A. Diès, La définition de l'être et la nature des idées dans le Sophiste de Platon. Paris, Alcan.
Duhen, Essay sur la notion de théorie physique de Platon à Galilei. (Annales de philosophie chrétienne. 1908.)
Tiel, Der Tugendbegriff Platos. Philos. Jahrb. XXIII 3.
Lewinsohn, Gegensatz und Verneinung, Studien zu Plato und Aristoteles. Diss. Berlin 1910.
Cosmo Guastella, Filosofia della Metafisica. Palermo 1905.

## II. Sprachliches[1]).

36) K. Gleisberg, De vocabulis tragicis, quae apud Platonem inveniuntur. Breslauer Inaug.-Dissert. Berlin 1909, Mayer u. Müller, 63 S. 8,

Die meisten tragischen Ausdrücke findet der Verf. im Phaedrus, Timaeus, Gorgias (Schluß) und den Gesetzen. Genauere s, bei Nestle, DLZ. 1911 S. 347 f., der dagegen polemisiert, die vier Stellen Menon 76 D, Resp. 413 B, 545 D, Phaed. 115 A als Beweis dafür zu verwerten, daß Plato nach eigener Aussage zuweilen den Stil der Tragödie nachahme. *τραγικός* bedeute an allen Stellen nur soviel wie unser 'pathetisch'.

37) Karl Orszulik, Beispiele zur griechischen Syntax aus Xenophon, Demosthenes und Platon. Programm des K. K. Albrecht-Gymnasiums in Teschen. 1906 und 1907.

Die beiden Arbeiten, Fortsetzungen des Programmes von 1904/5, sammeln die Belege für *ὑπέρ, ἀμφί, ἐπί, παρά, περί, πρός, ὑπό.*

## III. Ausgaben, Übersetzungen, Kommentare.

38) A. Th. Christ, Platons Protagoras, für den Schulgebrauch herausgegeben. Wien und Leipzig 1910, Tempsky und Freytag. 107 S. 8. geb. 1 *M.*

Die Ausgabe enthält eine Einleitung über die Sophisten und Plato, beides mit besonderer Beziehung auf den Dialog, eine eingehende Gliederung und Inhaltsangabe der Schrift, den unkommen-

[1]) II. B „Handschriftliches" kann erst im nächsten JB. erscheinen.

tierten Text, und ein ausführliches Namensverzeichnis mit guten Erläuterungen sowie angegebenen und ausgeschriebenen Stellen, endlich ein Verzeichnis der Textabweichungen von der Oxforder Ausgabe.

39) Platons ausgewählte Schriften, für den Schulgebrauch erklärt von Chr. Cron u. Jul. Deuschle. Vierter Teil: Protagoras. Sechste Auflage, neu bearbeitet von W. Nestle. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. VI u. 157 S. 8. geb. 2 ℳ.

N. hat die vorliegende Ausgabe nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie die des Gorgias (vgl. JB. 1910 S. 326 f.). Der Text zeigt nur geringe Abweichungen von dem der Oxforder Ausgabe, die sämtlich verzeichnet sind. Die Inhaltsangaben der einzelnen Kapitel, die noch in manchen Bänden der Sammlung den Kommentar unnütz belasten, sind gestrichen. Der Kommentar ist bedeutend bereichert und ermöglicht es jetzt tatsächlich, das Literaturwerk 'nicht nur isoliert zu betrachten, sondern die Beziehungen zu seiner geistigen Umwelt zu verfolgen'. Die Hauptzierde des Buches ist die vortreffliche Einleitung, die S. 1—26 eine lichtvolle Darstellung und Würdigung der Sophistik enthält und eine Charakteristik des Protagoras, Prodikos, Hippias, Gorgias, Agathon, Kritias, Thrasymachos, Antiphon, auch den Anonymus Jamblichi, Mikkos und die Dialexeis berücksichtigt, S. 26—35 den Dialog selbst gliedert und bespricht und folgende Beilagen S. 36-42 bietet: Zur Erläuterung des protagoreischen Mythus Sophokles Antigone 332—375; Euripides Aiolos fr. 27; Euripides Hiketides 195—218; Jon von Chios, Phoinix fr. 38; Orphica fr. 247; Kritias Sisyphus fr. 25; Moschion fr. inc. 6. Sodann Bruchstücke aus Pherekrates Agrioi (Kap. 16) fr. 10 und fr. 13. Schließlich zum Gedicht des Simonides. Simonides fr. 3, fr. 41, fr. 44, fr. 40; Hesiod Erga 287—293 und Theognis 429—439. Abgesehen von den drei Indices (Namen und Sachen; griechisches Register; Stellenverzeichnis) hebe ich die S. 43—46 verzeichneten reichhaltigen Literaturangaben zur Sophistik, den einzelnen Sophisten und zu Platos Protagoras hervor und unter diesen wieder folgende Arbeiten von Nestle selbst, die für das Verständnis der Sophistik unentbehrlich sind: Die Entwicklung der griech. Aufklärung bis Sokrates (N. Jahrb. 1899, II S. 177); Herodots Verhältnis zur Philosophie und Sophistik (Schönthal 1908, Progr.); Politik und Aufklärung im Ausg. des 5. Jahrhunderts (N. Jahrb. 1909, II S. 1); Sophokles und die Sophistik (Class. Philol. V, 2 S. 129); Kritias (N. Jahrb. 1903, II S. 81 u. 178); sowie mehrere Aufsätze in den letzten Bänden des Philologus. Auch möchte ich aus dem Verzeichnis eine mit Unrecht fast vergessene Programmabhandlung von Meinardus 'Wie ist Platos Protagoras aufzufassen?' (Oldenburg 1865) ausdrücklich zitieren, die zum Besten gehört, was es bis heute über den Dialog gibt. Kein geringerer als Bonitz hat aus ihr Belehrung geschöpft.

40) **Werke von Platon, übersetzt von O. Kiefer, R. Kassner, K. Preisendanz[1]. I. Die sokratischen Dialoge, 2. bis 4. Band. II. Dialoge gegen die Sophistik, 5. und 6. Band. III. Die Schriften der Blüte Platons, 7—9. Band. IV. Die Schriften der Metaphysik, 10. und 11. Band. Jena 1904—1910, Eugen Diederichs. 8.**

Der erste Band 'Platons Leben und Werk', den man ursprünglich von Zielinski erwartete, ist leider noch nicht erschienen. So fehlt dieser verdienstvollen Neuübersetzung noch immer der das Ganze rechtfertigende und in das Einzelne einführende Teil. Das ist umso mehr zu bedauern, da keinem Bande eine Einleitung vorangeht und acht unter den einundzwanzig übersetzten Dialogen ganz ohne Anmerkuungen geblieben sind; auch die den anderen beigegebenen Noten bringen bei weitem nicht alles an Erläuterungen, was auch nur zum ersten Verständnis der Schriften notwendig ist. Und warum ist nur vier Bänden die Konkordanztabelle zum Vergleiche mit den Seitenzahlen der Stephanusausgabe beigegeben, die für alle Dialoge unbedingt nötig wäre, da verständigerweise die Einteilung nach Kapiteln unterblieben ist? Daß ein Laie von der Bedeutung eines Dialoges mehr als eine ungefähre Vorstellung bekommt, wenn er ihm ohne jede Einführung und Erklärung gegenübergestellt wird, gebe ich höchstens unter Umständen für den künstlerischen Eindruck zu (Symposion) und verneine es für den philosophischen Nutzen schlechthin (Laches). Dem Leser des Euthyphron muß es ohne Hinweis verborgen bleiben, daß in der Widerlegung des Euthyphron durch Sokrates ein von Plato entdeckter logischer Grundsatz ruht, und daß in der versuchten Definition der Frömmigkeit ein Weg gezeigt ist, der noch heute betreten wird. Muß der Leser nicht erfahren, was der Übersetzer des Phaedrus sich unter 'Adonisgärten' vorstellt? Daß der so oft verkannte kleinere Hippias mitübersetzt ist, finde ich ausgezeichnet, und Preisendanz holt den ganzen Witz des Werkchens fein heraus: daß Hippias den Unsinn zwar merkt, den Sokrates redet, ihn aber nicht durchschaut; wer indessen nicht weiß, was Sokrates eigentlich auf der Pfanne hat, findet sich ohne Einführung sicherlich nicht zurecht. — An der Auswahl wird kaum jemand etwas auszusetzen finden, außer daß die Gesetze durch das zehnte Buch allein nicht ganz vollgültig vertreten sind, und daß in einer Ausgabe, die wohl in erster Linie philosophischen Zwecken dient, der Jon vielleicht überflüssig ist, besonders neben dem Kl. Hippias. — Auf Einzelheiten in der Auffassung des griechischen Textes kann ich nicht eingehen, man findet in den Rezensionen der einzelnen Bände in der Berl. philol. Wochenschr. und in der D. Lit. Zeit. genaue Nachprüfungen. Was Stil und Ausdruck des Deutschen betrifft, so steht diese neue Ausgabe,

[1]) Die in dieser Ausgabe berücksichtigten Dialoge sind JB. 1910 S. 336 aufgezählt.

im Ganzen genommen, über allen Gesamtübersetzungen, die wir bisher besitzen. Schleiermacher ist immer noch unerreicht als Interpret der einzelnen Begriffe und Sätze; Hieronymus Müllers Übersetzung ist ausgezeichnet durch die vorzüglichen Einleitungen Steinharts; die neue Ausgabe aber zeigt, viel mehr als jene, die Wirkung der Dialoge als Kunstwerke; sie bietet einen Text, der fast überall in edlem und reinem Deutsch ertönt und jener Züge des Abgeleiteten, Sekundären fast ganz entbehrt, die den meisten Übersetzungen eignen. Hier und da wird eine zukünftige Neuauflage natürlich doch auch in dieser Beziehung zu bessern finden. Ausdrücke wie die Vielzuvielen und Allzuvielen hat Kiefer in der Apologie mit sichtlicher Anlehnung an Nietzsche gewählt; sie haben aber eine Nüance, die so unsokratisch ist wie nur möglich. Ebenda S. 70 ist der Satz 'Das, lieber Freund, daß Du es weißt, glaub ich jetzt zu hören' entschieden mißglückt. Im Gastmahl S. 44 ist im Ausdruck versehen 'der Vater zu etwas'. Im Phaedon S. 90 würde auf die Frage des Sokrates 'Die Drei hat nichts mit dem Geraden zu tun?' die Antwort Nein besser passen als Ja. Sätze wie der Charmides S. 110 'Gleichwie ein anderer schnell ist, der Schnelligkeit, schön ist, der die Schönheit, und erkennt, der Erkenntnis hat' sind nicht ohne Anstoß zu lesen. Auch die 'absichtlich Fehlenden' des Hippias S. 102 könnten mißverstanden werden. Es bringt in den Platotext einen fremden Ton, wenn Apologie S. 48 'Wundere mich' statt 'Ich wundere mich' steht. Solche Unebenheiten, deren sich noch mehr aufzählen ließen, tun aber den Vorzügen der verdienstvollen und dankenswerten Arbeit keinen Abbruch.

41) **Platons Dialog Theätet.** Übersetzt und erläutert von **Otto Apelt**. (Philos. Bibl. Band 82.) Leipzig 1911, Dürr'sche Buchhandlung. IV und 189 S. 8. geb. 4 *M*.

Diese Bearbeitung des Theätet hat mit der alten Kirchmannschen Übersetzung nichts gemein. Sie läßt diese wie alle anderen deutschen Übersetzungen des Theätet weit hinter sich. Ausgestattet mit einer vortrefflichen Einleitung, die eine philosophische Analyse und Würdigung des Werkes enthält, ferner einer die drei Hauptteile scharf gliedernden Disposition, einer über sechs Seiten fassenden, wohl so gut wie vollständigen Literaturübersicht und reichlichen, nur auf das philosophische Verstehen der Schrift zielenden Anmerkungen (S. 145—189) wird sie für Leser aller Art, für Laien wie für Fachleute, in philosophischen Übungen wie beim Privatstudium die besten Dienste tun.

Vogts Ansichten (vgl. No. 18 dieses JB. wo ich A. bereits zitiert habe) finden auch A.s Billigung, der übrigens V.s These mit einer älteren in Verbindung setz (S. 149): 'Welcher Grund es nun auch gewesen sein mag, der den Platon zur nachträglichen Beifügung des Vorgespräches veranlaßt hat, darüber sind natürlich nur Vermutungen nötig. Ob er dem Theätet auch abgesehen von dem

Hauptdialog dadurch ein Denkmal habe setzen wollen und zwar aus Anlaß seines Todes ... oder ob er seinem Freunde Euklid seine Hochachtung habe bezeugen wollen ... oder ob beides vereint in Platon den Entschluß weckte, dem vollendeten Dialog diese Einleitung vorauszuschicken oder was sonst bei der Sache mitgewirkt hat, können wir nicht mit Sicherheit entscheiden'.

An Einzelheiten hebe ich hervor: S. 150 A 9 *οὐ γὰρ πρόσεστι γυναιξὶν ἐνίοτε μὲν εἴδωλα τίκτειν, ἔστι δ'ὅτε ἀληθινά, τοῦτο δὲ μὴ ῥᾴδιον εἶναι διαγνῶναι* übersetzt A: 'Denn die Weiber bringen zwar nicht bloß echte Geburten, sondern manchmal auch Mondkälber zutage, doch kommt es bei ihnen nicht vor, daß dies nicht leicht zu unterscheiden wäre'. Die Worte *ἐνίοτε μὲν — ἀληθινά* faßt er also, sicherlich richtig, im Gegensatz zu den früheren Übersetzern als dem Sinne nach untergeordneten Satz. — S. 190 C 5 — D 1, wo viele, auch Burnet z. B., nicht aus noch ein wissen, erklärt er meines Erachtens ganz befriedigend als vollständig richtig überliefert und übersetzt: 'Also, wenn das Behaupten gegenüber sich selbst so viel wie Meinen ist, so wird keiner, der beides sagt und meint und beides mit der Seele erfaßt, sagen und meinen, daß eines das andere sei (*ὡς τὸ ἕτερον ἕτερόν ἐστιν*). Aber auch du mußt den Ausdruck (*ἕτερον ἕτερόν ἐστιν*) zulassen bei Begriffen, die (nicht identisch sind, sondern) als Glieder einer Reihe (nämlich hier als Subjekt und Prädikat eines Satzes) aufeinanderfolgen, da der Ausdruck *ἕτερον* dem Wortlaut nach mit (dem zweiten) *ἕτερον* identisch ist, während es sich doch um ein anderes handelt. Denn ich brauche den Ausdruck in dem Sinne, daß keiner meint, das Häßliche sei schön und so weiter'. Es genügt, so erklärt er, 'die Bemerkung, daß es sich um eine reine Äußerlichkeit des Ausdrucks handelt, nämlich um die Tatsache, daß man im Griechischen, wenn man sagen will, daß von zwei Begriffen einer mit dem anderen in dem Verhältnis des Subjektes zum Prädikat steht, man dies, allgemein gesprochen, durch *τὸ ἕτερόν ἐστιν ἕτερον* „das eine ist das andere" ausdrückt, eine Wendung, die ja etwas Sonderbares an sich hat und unter Umständen auch die Griechen irre führen konnte. Solchen Irrtum abzuwehren dient die Bemerkung Platons'.

42) André Barre, Platon. Choix de Textes avec Étude du Système philosophique et Notices biographique et bibliographique. In 'Les grands philosophes français et étrangers'. Paris, Louis-Michaud. 220 S.

Der geschmackvollen Chrestomathie sind zehn Bilder beigegeben. die Florentiner Büste; diejenige aus dem Musée d'Aix; ferner die verstümmelte Herme; eine Gemme, Büste und ein Kopfbild (Estampes de la Bibliothèque Nationale); eine nicht näher bezeichnete Marmorbüste; das Florentiner Mosaik; die Berliner und die

vatikanische Büste. — Die Vorrede, von François Picavet verfaßt, beweißt, wie hohen aktuellen Wert man in Frankreich der Kenntnis Platos in kultureller und individueller Hinsicht beimißt, und zwar für jedermann. Zwei kurzen Kapiteln über Platos Leben und Schriften folgt eine gut gelungene Studie über seine Philosophie. die eine systematische Gliederung anstrebt und zwar in folgenden Kapiteln: Hierarchie des idées; la dialectique; théodicée; psychologie; morale; politique. Die Reihenfolge spricht für sich selbst. Die Naturphilosophie durch eine 'Theodizee' zu ersetzen scheint mir von grundsätzlicher Bedeutung zu sein. B. läßt die platonische Philosophie letzten Endes entstehen aus der Synthese zwischen Eleatismus und der jonischen Naturphilosophie; seine Wissenschaftslehre aus der Antithese zwischen den Eleaten und Protagoras. Vornehmlich ist Plato für B. der Metaphysiker: La dialectique peut donc être ainsi définie: 'Elle est la marche progressive de l'âme s'élévant de la sensation au genre, aux Idées, et des Idées à l'Idée suprême du bien ou Dieu'. (Man kann also nicht, wie B. selbst es wenige Zeilen später tut, die platonische Gottheit unmittelbar une âme motrice et universelle nennen.) — Die Auswahl ist weitsichtiger und umfassender angelegt, als gewöhnlich geschieht. In zwei Richtungen zeigt sich B. von der modernen Platoauffassung vorteilhaft beeinflußt: daß er die Erkenntnistheorie (Theätet) an den Anfang stellt und daß er dem Staat und den Gesetzen den weitesten Raum zuweist; unter den 28 Kapiteln jenem 15, diesen 3. Außer den genannten sind noch mit je einem Kapitel vertreten: Parmenides, Phädon, Philebus, Laches, Symposion; mit je zwei Phädrus und Timäus.

Zu den in Abt. III der bisherigen JB. verzeichneten Ausgaben, Übersetzungen, Kommentaren füge ich folgende Titel von Werken hinzu, die mir zum Zwecke der Besprechung nicht zugänglich waren:

Dessoir und Menzer, Philosophisches Lesebuch. Stuttgart, F. Enke.
G. Schneider, Platos Appologie und Krito. Schülerausgabe. Leipzig 1906, Freytag.
Fraccaroli, Il Times tradotto. Turin.
E. Talbot, L'Apologie de Platon. Text et notes. Paris 1908.
Maunoury, Criton. Paris, Ch. Poussielgue.
G. Stock, The Jon of Plato. Oxford, Clarendon Press.
Ed. Eyth, Platons Werke in deutscher Übersetzung. Berlin-Schöneberg, Langenscheidts Verlag.
Shawyer, Menexenos edited with introduction an notes.
Rangel-Nielsen, Platos Menon. Kopenhagen 1906.
K. v. Prantl, Platos Phädros deutsch. 5 Aufl.
Lindsay, The Republic. London 1908.
Platos Staat übers. v. F. Schleiermacher, erl von J. H. v. Kirchmann. 3. Aufl. Leipzig 1907, Dürr.
H. v. Herwerden, Euthyphro, Apologia, Crito, Phaedro, Protagoras. Krit. Ausg. Lugd. Batav. 1906.

H. Thaeder. Platos Symposion. Kopenhagen 1907.
H. Williamson, Apology of Socrates. London 1908.
M. Maunourg, Criton, texte grec avec notes. 8e édition.
G. Stock, The Euthyphro of Plato. Oxford 1909, Clarendon Press.
Jovett, The Republic. Transl. into English. Oxford 1908, Clarendon Press.
J. Flagg, The Apologie and Crito. New York, Amer. Book Comp.
J. Highwood, Republic booc I. Vocabulary-syntax-exercises. London 1909.
Fr. Groh, Euthyfron. Prag, Unic.
St. Moraitis, Platonis opera Vol. II. Leipzig, Liebisch.
Röhl, Protagoras, Laches, Menon. Schulausgabe. Münster 1910.
V. Carperio, Il Protagora, nuovamente tradotto e dichiarato. Milano 1910.
G. Dalmeyda, Platon. Extraits. Texte grec publié avec une introduction, des notices et des notes. 5e édit. Paris 1910, Hachette et Cie.

## IV. Die Platolektüre in der Schule.

43) **Kamillo Huemer, Chrestomathie aus Platon nebst Proben aus Aristoteles.** Wien und Leipzig 1910, Verlag von Carl Fromme. I. Teil: Einleitung und Text. 91 und 151 S. 8. 3 *M*. II. Teil: Kommentar 91 S. 8.

Die Einleitung erörtert in einer für Schüler leicht faßlichen Weise die Anfänge der philosophischen Spekulation bei den Griechen; Protagoras und Sokrates; Platon und Aristoteles. Ich halte es, um den geschichtlichen Zug des Gedankens klar zu machen, für sehr nützlich, sich auf den Gegensatz Protagoras-Sokrates zu beschränken, in dessen Darstellung mir nur ein Hinneigen des Verf. zu der durch **nichts** zu stützenden Annahme auffällt, daß der sog. Homomensurasatz des Protagoras sich auf die Gattung Mensch, nicht nur auf das Individuum beziehe. In dem Abschnitte über Plato, wo die Idee als 'selbständig gedachter, für sich, d. h. außerhalb des menschlichen Denkens existierender Begriff' definiert wird, sollte meines Erachtens nicht nur stehen, **daß** es außer den Ideen von Substanzen auch solche von Qualitäten und Relationen gibt, sondern auch, **warum** dies der Fall ist. Es sind ganz verschiedene Arten von Abtraktion, einerseits auf eine Idee des Tisches und andererseits auf Ideen des Guten oder des Nichtseienden zu schließen; man könnte z. B., wie es vorgeschlagen ist, von der Abstraktion die Generalisation scheiden. — Der Platotext bietet: Apologie, Krito, Erinnerungen an Sokrates (Symp. 174 f., 215 ff., Phaedo 57 ff., 115 ff.), Die Tugend (Protag. 352, Gorgias 481 ff., 522 ff., Phaedo 113 ff.), Die Ideenlehre (Politeia 507, 596, Phaedo 100, 72, Politeia 614 ff., Phaedo 60 ff., 68 ff.), Die platonische Liebe (Symp. 178 ff., Phaedr. 229 ff., Symp. 206 ff.), Denkwürdige Verkennung des Wesens und der Bedeutung der Kunst (Polit. 597 ff.), Der unermüdliche Eifer des wahren Forschers (Phaedr. 84 f.). Im all-

gemeinen sind nützlicher Weise kleine Ausschnitte vermieden. — Im Kommentar hätte ich Einführungen in die Situation des Gespräches nicht vermieden.

44) G. Schneider, Lesebuch aus Platon. Für den Schulgebrauch herausgegeben. II. Erläuterungen. Leipzig und Wien 1911. Freytag-Tempsky. 138 S. 8.

Der Textband, zu dem ursprünglich kein Kommentar beabsichtigt war, ist JB. 1910 S. 340 besprochen worden. Die Erläuterungen sind nur auf die Vorbereitung des Schülers abgemessen. Beigegeben sind dem Lesebuch dankenswerter Weise Abschnitte aus Aristoteles' Schriften: Metaphysik I K 1, 2; XII K 7; Nik. Ethik, Auszug aus I und II, ferner X V 7; Politik I Kap. 1, 2; VIII Kap. 11; Poetik K. 1—15 im Auszug.

Ich bedaure, im letztjährigen JB. 340 zwei Schriften Schneiders verwechselt zu haben. Ich nannte aus der Erinnerung seinen 'Idealismus der Hellenen' (1906) und meinte seine 'Weltanschauung Platos' (Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung).

45) Karl Orszulik, Disposition und Gedankengang von Platons Apologie und Kriton. Programm des K. K. Albrecht-Gymnasiums in Teschen für das Schuljahr 1908—1909. 30 S. 8.

Die Schrift ist eine Anleitung zu Disponierübungen im Unterricht. Mehr als die bekannten Schülerausgaben der letzten Jahre enthält sie nicht, nur daß die fortlaufende Inhaltsangabe eine schnellere Orientierung ermöglicht, als die meist kürzeren Angaben in jenen.

## Anhang.

46) Paul Wendland, Die Aufgaben der platonischen Forschung. Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1910. Heft 2 S. 96—114.

Es sind in der Hauptsache drei Richtungen, die W. bekämpft. Benennen wir sie mit Namen, so würde ich sagen: Zeller, Bruns, Joel. Zuerst nämlich hält W. es für nötig, aufs neue ausführlich zu begründen, 'daß die zusammenfassende Darstellung des Systems, mag sie auch aus didaktischen Rücksichten unentbehrlich sein, rein wissenscheftlich betrachtet, eine falsch gestellte und darum unlösbare Aufgabe ist. Gewiß verträgt der Denker keine atomisierende Betrachtung, die Dialektik, Psychologie und Mystik, Ethik sich unabhängig nebeneinander entwickeln und erst spät in notdürftige Verbindung treten läßt. Das Zusammenstreben der Tendenzen zur Einheit, die Konstanz der Hauptrichtungen des Denkens und ihr inniger Zusammenhang ist unverkennbar. Aber die Wandlungen sind viel zu erheblich, als daß sich die Anschauungen der drei Hauptperioden auf eine Fläche projizieren ließen'. Ich erspare es mir, nochmals des Näheren darauf einzugehen, daß diese Ansicht

auf einer irrigen Auffassung des Begriffes System beruht, als ob das System notwendig das Lebendige in der Entwicklung ausschlösse, als ob der systematischen Darstellung nur die Lehren 'erfrorener Dogmatiker' (W. S. 106) zu unterwerfen wären. Es ist nur ein Geständnis eigener Ohnmacht, wenn man in der Darstellung z. B. der platonischen Psychologie darauf verzichtet, Platos grundsätzlichen Standpunkt zu fixieren, weil er das Psychische in verschiedenen Zeiten verschieden definiert und disponiert hat. Betrachte man nur Platos Seelenlehre in allen Etappen unter konsequenter Berücksichtigung der ihr entgegengesetzten Psychologien, und man wird finden, daß zwar für den Psychologen 'die tiefste Einheit der Motive und Triebkräfte nur in der Persönlichkeit zu fassen ist', daß es aber auch für den Philosophen eine 'tiefste Einheit' gibt, eben die des Systems. Es ist nicht richtig, daß sich ein System nur bei Denkern herausarbeiten lasse, die die Form der systematischen Lehrschrift angewandt haben, und es ist zwecklos, die Richtigkeit dieses Satzes dadurch erweisen zu wollen, daß man Goethe nennt, wo es sich um Plato handelt. Man darf eben doch nicht Dialog und Drama in so nahe Beziehung setzen, wie W. es tut, und vergessen, daß Platos Werke bei aller Kunst philosophische Gespräche sind. Daß es der systematisierenden Richtung leicht zustoßen kann, eigene Revisionen und Selbstkritiken des Philosophen von Grund aus mißzuverstehen, wenn sie nämlich die Ergründung der Entwicklung des Philosophen ignoriert (wie Zeller), ist, ebenso richtig wie das andere: eine philosophische Entwicklung zu verfolgen, ohne die Einheit des Systems zu begreifen, ist 'rein wissenschaftlich betrachtet, eine falsch gestellte und darum unlösbare Aufgabe'. — Bruns hat behauptet, Plato habe historische Porträts von Sokrates und seinen Mitunterrednern zeichnen wollen und sei nur unbewußt gelegentlich von der Wirklichkeit abgewichen; der platonische Sokrates könne nicht platonische Gegner bekämpfen und sich auf literarische Fehden des vierten Jahrhunderts beziehen. W. bestreitet diese Ansicht mit guten Gründen. Nur seine psychologische Erwägung sei erwähnt, daß Plato unmöglich seiner über die Sokratik vorwärts dringenden Entwicklung sich so wenig bewußt gewesen sein kann, daß er nur unabsichtlich Sokrates zum Träger seiner eigenen Ideen gemacht hätte. Auch darin hat W. zweifellos recht, daß Plato sein Bemühen nicht verborgen habe, sein eigenes gesteigertes Gefühlsleben als etwas der Sokratik Fremdes deutlich zu kennzeichnen, indem er 'seinen Sokrates die Grabrede des Menexenos auf Aspasia und die erotische Rede des Gastmahls auf die weise Seherin Diotima, wenn er ihn im Phaidros die zweite enthusiastische Rede ... auf die vom nahen Nymphenheiligtum ausgehende Eingebung, im Menon den Glauben an die Ewigkeit der ... Seele auf Priester und Priesterinnen und göttliche Dichter zurückführen läßt'. — Nicht minder berechtigt ist

es aber auch, wenn W. denjenigen eine Verkennung der künstlerischen Motive und der Abzweckung der Dialogform vorwirft. die in den Gegnern des platonischen Sokrates stets zeitgenössische Gegner Platos mit verhüllenden Masken und Decknamen, in dem Maskenspiel fast ein raffiniertes Mittel sehen wollen, giftige Pfeile aus dem Versteck loszuschießen. Ich halte es für ganz richtig. den Parmenides nach wie vor zu betrachten als hervorgegangen aus Platos Bedürfnis, sich mit der eleatischen Philosophie auseinanderzusetzen. — So wenig wie die mitgeteilte Polemik W.s gerade originell genannt werden kann, gibt er auch in seinen positiven Erklärungen ganz Neues, und insofern enttäuscht die Arbeit, wenn man von dem Namen des Verfassers und ihrem Titel aus mit großen Erwartungen an die Lektüre herangeht; aber W. weiß doch der alten Wahrheit eine interessante Form zu geben, wenn er über die Dialogform, an sich eine Schranke für die natürliche Darstellung eines philosophischen Gedankenganges. sagt: 'Daß Platon die Form gewählt hat, erklärt sich nicht nur aus der Pietät gegen den Lehrer. es erinnert uns vor allem daran. daß in ihm der Denker mit dem Dichter und Künstler vereint ist. Meisterhaft wird der Genius auf der Höhe seines Schaffens der Schwierigkeiten Herr, und was anderen Fessel und Hemmnis geworden ist, wird in seiner Hand höchstes Kunstmittel zu idealisierender Gestaltung. Die Gedanken werden von der zeitlichen und örtlichen Begrenzung und zufälligen Beschränkung, vom Streite der Personen und Parteien losgelöst und emporgehoben in eine fernere und geistig höhere Sphäre des Philosophen, nur der Sache und der Wahrheit zu dienen, das Persönliche zurückzustellen. das Irdische zu überwinden, offenbart sich in dieser Entscheidung. Das ist der wahre Sinn der Dialogform; daraus folgt die typische Darstellung und die ewige Wahrheit der Gedanken'. Und er erinnert an Diltheys erschöpfende Worte: 'Das ist das Merkmal des großen Dichters, daß seine konstruktive Phantasie aus Erfahrungselementen, getragen von den Analogieen der Erfahrung. einen Typus von Person oder Handlung hervorbringt, der über die Erfahrung hinausgeht und durch den wir diese doch besser begreifen'. Schließlich erwähne ich noch die Lösung W.s auf die oft verkannte Frage, warum Plato in den Alterswerken die dialogische Form beibehalten habe, obwohl sich unter ihr nur mühsam der fortlaufende Lehrvortrag verberge. 'Die Gewöhnung an fortlaufende Vorträge, die uns wenigstens für die Schultätigkeit des Greises bezeugt sind, mag dies Erlahmen der dramatischen Lebendigkeit gefördert haben. Aber gewiß hat Plato die alte Form nicht nur aus träger Gewohnheit beibehalten. Der künstlerische Trieb. der sie erzeugt hatte, beherrscht überhaupt die Schöpfungen der griechischen Kunst. Die Ruhmestaten der Perserkriege werden dargestellt im Vorbilde der mythischen Kämpfe. Die politische Publizistik projiziert die Forderungen des Tages in die Geschichte

der Vergangenheit. Die Tragödie gibt den alten Mythen einen immer neuen Gehalt, indem sie die religiösen, sittlichen, sozialen Probleme, das gesteigerte Leben der neuen Zeit in die alten Stoffe hineinträgt. Sie zersprengt fast durch den neuen Inhalt die alte Form, aber dennoch bewahrt sie die Abhängigkeit vom Mythus und findet nicht die neue Form des bürgerlichen Schauspiels, für die alle Bedingungen gegeben sind'.

47) **Josef Perkmann, Der Begriff des Charakters bei Platon und Aristoteles.** Progamm des Staatsgymnasiums im XIII. Bezirk. Wien 1909. 48 S. 8.

In der Einleitung zu seiner Schrift spricht P. seine Ansicht über das Wesen der Seele aus. Im Gegensatz zu der herrschenden Psychologie, die ein von den seelischen Akten abgesondertes oder abzusonderndes Substanziale nicht mehr anerkennt, hält er es für geboten, ein psychisches Wesen, das jene Akte erlebt oder in ihnen lebt, nach wie vor anzuerkennen; denn er steht auf dem metaphysischen Standpunkte, daß die letzte Erfassung der Dinge die Prinzipien des Seins und Werdens verlange; daß man also heutzutage den alten im Wesen der Dinge selbst begründeten Gegensatz zwischen Eleaten und Heraklit durch ausschließliche Anerkennung des Werdens und durch Leugnung des Seins mit Unrecht für überwunden erachte. — Seine Untersuchung hat P. so gestaltet, daß er zunächst eine 'Übersicht über die sprachlichen Bezeichnungen der hierher gehörigen Begriffe' (ἕξις, διάθεσις, ἦθος) gibt, dann eine 'Systematische Darstellung der Lehre Platons von den psychischen Erscheinungen charakterhafter Art' sowie Aristoteles' Lehre (Die Seele als Lebensprinzip — Arten der Seele — die Menschenseele und ihre Teile — die Entstehung psychischer Dispositionen — nähere Bestimmung des Sittlichen und seiner Grundlagen — freiwillig, vorsätzlich, verantwortlich — Beweggründe des Tuns — sittliche Entwicklung. Es schließen sich an: Charakterzüge für Geschlecht, Lebensalter, Stand sowie Charakterisierungen einzelner Typen: Der Unmäßige, der Maßvolle, der Gleichgültige; der Verwegene, der Tapfere, der Feige; der Hochsinnige; der Prahlhans und sein Gegenteil; der Starrkopf). In einem Rückblick stellt P. zuerst die übereinstimmenden Gedanken beider Philosophen zusammen und sodann das Neue, das der Stagirit über seinen Lehrer hinaus geschaffen hat. Trotz der Transcendenz des platonischen und der Immanenz des aristotelischen Seelenbegriffs, trotz des Gegensatzes zwischen Platos auf das Sein und des Stagiriten auf das Werden gerichteten Betrachtungsweise ergibt sich, daß sie beide 'die typische Auffassung aller Erscheinungen im Natur- und Menschenleben gemein haben'.

48) **Bertha Stenzel-Mugdan, Einige Beziehungen zwischen der Philosophie Schillers und Platos. Preußische Jahrbücher Band 145 (1911) S. 23—32.**

Die Verf. erblickt in dem, was Plato und Schiller von der philosophischen Methode Kants trennt, dasjenige, was sie zueinander führt: 'Wenn Kant den Menschen den richtigen Begriff zu schaffen sucht von dem, was wahr, was gut und was schön ist, wenn er sich die rein theoretische Aufgabe stellt, die Grundbedingungen der menschlichen Kultur zu erkennen und diese seine Erkenntnis andern zu übermitteln, so wollen Schiller und Plato mehr: sie wollen praktisch umgestaltend eingreifen in das Leben jedes einzelnen Menschen und in das Leben ihres gesamten Volkes. Diese Richtung auf eine Neugestaltung der Lebensführung ist nicht mehr eine Aufgabe der wissenschaftlichen Philosophie: sie ist das Gebiet der Religion im Menschenleben; deshalb hat Rohde von dem Seher Plato und Kühnemann von dem Propheten Schiller gesprochen'. Im einzelnen untersucht sie den Begriff des Menschen und des Staats in den Lehren beider Denker; sodann die verschiedenen Menschen- und Staatstypen in ihnen; Schillers ästhetische Erziehung des Menschen und Platos Phaidros und Symposion; dann den Begriff des Schönen und schließlich das Metaphysische bei Schiller und Plato. — Die Frage der Abhängigkeit Schillers von Plato löst sich wie von selbst so, daß Schiller auf ganz anderen Wegen als Plato zu ähnlichen Resultaten gelangt ist, durch logische Entwickelung seiner eigenen Grundvoraussetzungen. 'Eine innere Notwendigkeit führte Schiller zu ähnlichen Gedanken wie Plato: die gleiche Aufgabe, sein Volk zu erziehen, verbunden mit einem gleich künstlerischen Empfinden'. Daß eine direkte Einwirkung so gut wie ausgeschlossen ist, schließt die Verf. mit Recht daraus, daß Platos Name in Schillers Werken und Briefen nur einmal erwähnt ist, in einem Brief an Körner vom 4. Juli 1794, in dem er dem Freunde Tennemanns 'System der platonischen Philosophie' empfiehlt. Falls Schiller dieses Werk persönlich studiert hat, so kann es ihn garnicht oder nur wenig angeregt haben; denn Schiller hätten an Plato ganz andere Seiten interessiert als den Kantianer Tennemann, für den der Timäus Platos Hauptwerk war.

Friedenau bei Berlin. Ernst Hoffmann.

9.

# Homer

## mit Ausschluß der höheren Kritik

## 1905—1911.

1) **Homeri Carmina** recensuit et selecta lectionis varietate instruxit **Arthurus Ludwich**. Pars prior. Ilias, volumen prius. Lipsiae 1902, B. G. Teubner. XIX u. 514 S. gr. 8. 16 *M*, geb. 18 *M*. — **Dasselbe**, volumen alterum. Ebenda 1907. XII u. 652 S. gr. 8. 20 *M*, geb. 25 *M*.

Die große wissenschaftliche Homerausgabe Ludwichs ist mit dem 1907 erschienenen zweiten Bande der Ilias abgeschlossen; ihr Ziel ist die Herstellung eines diplomatisch beglaubigten Textes, wie er den alten Kritikern als der echte erschienen sein würde. Sie weicht also ohne ausreichende Veranlassung grundsätzlich nirgends von der ältesten und besten Überlieferung ab und bietet zugleich einen ausgewählten, möglichst gesicherten kritischen Apparat. In erster Linie sind die Fragmente der diorthotischen Arbeit des Didymus, für welche der Verfasser in seinen früheren Publikationen den Grund gelegt hat, berücksichtigt worden, in zweiter die Vulgata, wie sie sich in den Schriftstellerzitaten und in den erhaltenen Homerhandschriften darstellt. Die Ausgabe der Odyssee ist im Jahresbericht 1891 S. 93—95 besprochen worden. Nach dem Erscheinen des ersten Odysseebandes sind noch Scholien, Papyrusfragmente usw. veröffentlicht worden, die Ludwich für die weitere Arbeit verwertet hat. Auch für die Schriftstellerzitate aus Homer ist die Literatur reichlicher geworden. Unter den Homerhandschriften nehmen die erste Stelle die ägyptischen Papyrusfragmente ein, weil sie an Alter allen vollständigen Handschriften vorangehen; sie stammen aus der Zeit von dem dritten vorchristlichen Jahrhundert bis zum vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung; ein Verzeichnis der in den Fragmenten überlieferten Stellen gibt Ludwich auf S. IX und X. Es folgen dem Alter nach Fragmente einer Mailänder Hs aus dem V. und einer Londoner aus dem VI. Jahrhundert. Die zahlreichen vollständigen Hss (S. XI) reichen vom X. bis XVI. Jahrhundert. Über

den Wert der Handschriften und über die Verdienste der Homerkritiker hat Ludwich in seinen „Beiträgen zur Homerischen Handschriftenkunde“, Jahrbücher f. klass. Philologie 1900, Supplement-Band XXVII, S. 31 ff. gehandelt. Als die beste Handschrift erachtet er den Venetus A, demnächt den Laurentianus S. Schließlich bietet der kritische Apparat noch eine reichliche Auswahl von Emendationen der Neueren, besonders Richard Bentleys; wenn der Verfasser den Besserungsvorschlägen auch selten beitritt, so sollte dieser Bestandteil der Adnotatio doch der Geschichte des Homertextes dienen. Die Stellung des Bearbeiters zu den sprachlichen Fragen ist bekannt, sie ist auch in der Iliasausgabe unverändert geblieben. — In die Kritik des Einzelnen kann und braucht an dieser Stelle nicht eingetreten zu werden; die Ausgabe bildet das Fundament und das Repertorium für alle weitere Beschäftigung mit dem Homertext und beginnt bereits ihre Einwirkung auf dessen Gestaltung in den Ausgaben anderer Bearbeiter geltend zu machen.

2) **Homers Ilias in verkürzter Ausgabe. Für den Schulgebrauch von A. Th. Christ. Mit 17 Abbildungen und 2 Karten. Dritte, durchgesehene Auflage. Leipzig 1905, G. Freytag. XXIV u. 415 S. 8. geb. 2,50 ℳ.**

Der Text hat durch Einsetzung früher gestrichener Stellen im Vergleich zur ersten Ausgabe, die mir allein zur Vergleichung vorliegt, an Umfang etwas gewonnen. Der Anhang über Zeit und Schauplatz des troischen Krieges und über Kampfesweise und Bewaffnung ist den neuesten Forschungen entsprechend umgestaltet, die Abbildungen sind nach Reichel und Harder vermehrt worden.

3) **Homers Ilias. Für den Schulgebrauch in verkürzter Form bearbeitet und herausgegeben von Joseph Bach. Text. Zweite Auflage. Münster i. W. 1905, Aschendorffsche Buchhandlung. XXIV u. 462 S. 8. 2,50 ℳ.**

Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten nur durch einige Änderungen und Zusätze in der Einleitung, durch Verbesserung der Druckfehler im Text und durch das beigefügte Sachregister.

4) **Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch in verkürzter Form bearbeitet und herausgegeben von Joseph Bach. I. Teil: Text. Dritte Auflage. Münster i. W. 1906, Aschendorffsche Buchhandlung. XXXVI u. 314 S. 8. 2,20 ℳ.**

Die zweite und dritte Ausgabe unterscheiden sich von der ersten durch Wiedergabe des ganzen Proömiums, durch Wiederherstellung vieler Einzelverse und durch Aufnahme einiger zusammenhängender Partieen. Dagegen ist die Darstellung des Freiermordes wesentlich gekürzt und die Erzählung von der Be-

strafung der ungetreuen Diener ausgelassen. Eine Darlegung der homerischen Frage ist auch jetzt vermieden, am Schluß ist ein deutsches Sachregister hinzugekommen.

5) **Homers Ilias.** Für den Schulgebrauch erklärt von K. F. Ameis. Erster Band. Viertes Heft. Gesang X—XII. Bearbeitet von C. Hentze. Fünfte, berichtigte Auflage. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. 126 S. 8. 1,20 *M*. — Zweiter Band. Erstes Heft. Gesang XIII—XV. Bearbeitet von C. Hentze. Vierte Auflage. Ebenda. 1906. 128 S. 8. 1,20 *M*. — Zweiter Band. Viertes Heft. Gesang XXII—XXIV. Bearbeitet von C. Hentze. Vierte berichtigte Auflage. Ebenda 1906. 152 S. 8. 1,20 *M*.

Bei Neubearbeitung dieser Hefte sind besonders die Untersuchungen von Reichel über die homerischen Waffen, die Studien zur Ilias von Robert und für die sprachliche Erklärung die Vergleichende Syntax von Delbrück und die neue Auflage von Brugmanns Griechischer Grammatik verwertet worden. Außerdem sind einzelne Berichtigungen und Verbesserungen vorgenommen.

6) *ΟΜΗΡΟΥ ΙΛΙΑΣ.* **Homers Ilias.** Schulausgabe von Paul Cauer. I. Teil. *Α—Μ.* Zweiter Abdruck der zweiten, berichtigten und durch Beigaben vermehrten Auflage. Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky, 1907. 267 S. 8. geb. 1,80 *M*. — Dasselbe. II. Teil. *Ν—Ω.* Ebenda. 1907. 392 S. 8. geb. 2,50 *M*.

7) *ΟΜΗΡΟΥ ΟΔΥΣΣΕΙΑ.* **Homers Odyssee.** Schulausgabe von Paul Cauer. II. Teil. Vierte Auflage. Unveränderter Abdruck. Leipzig 1905, G. Freytag. X u. 234 S. 8. geb. 1,40 *M*.

Die Schulausgaben erscheinen in unverändertem Abdruck der vorhergehenden Auflagen.

8) **Homers Odyssee.** Für den Schulgebrauch erklärt von K. Fr. Ameis und C. Hentze. Zweiter Band. Erstes Heft. Gesang XIII—XVIII. Neunte Auflage, bearbeitet von Paul Cauer. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. XI u. 168 S. 8. 1,60 *M*, geb. 2 *M*. — Dasselbe. Zweiter Band. Zweites Heft. Gesang XIX—XXIV. Zehnte Auflage, bearbeitet von Paul Cauer. Ebenda. VI u. 186 S. 8. 1,80 *M*, geb. 2,30 *M*.

Nach dem Tode von Carl Hentze ist die Bearbeitung der Ameis-Hentzeschen Homerausgabe in die Hand von Paul Cauer übergegangen. Der Text ist von dem neuen Herausgeber im ganzen konservativ behandelt worden, unter den „wichtigsten Abweichungen" vom Texte der vorhergehenden Auflagen sind etwa die Hälfte Lesarten, die Arthur Ludwich als Überlieferung festgestellt hat, die übrigen sind in Cauers eigener Ausgabe von 1894 begründet. Es ist also nicht der Text dieser letzteren einfach übernommen. In einzelnen Punkten hat Cauer seine frühere Ansicht inzwischen geändert (vgl. Cauer, Grundfragen der Homerkritik, 2. Auflage S. 80 f., 540); die „epische Zerdehnung" ist selbstverständlich beseitigt. Die Interpunktion unterstützt durch etwas reichlichere Anwendung des Frage- und Ausrufungszeichens,

sowie des Gedankenstriches den Leser; in π 101 hat auf diese Weise ein beanstandeter Vers einen guten Sinn erhalten. Eckige Klammern sind nur für solche Verse beibehalten, die in den meisten oder besten Handschriften fehlen. Die Bearbeitung der Erklärungen richtet sich mehr auf Prüfung der vorhandenen als auf Hinzufügung von neuen Anmerkungen, wiederkehrende Erscheinungen sollen auch künftig in jedem Hefte einmal erklärt werden, damit die Verweisungen auf andere Stellen wegfallen. Der Nachweis der Parallelstellen ist dagegen geblieben. Hauptaugenmerk bei der Erklärung war die Absicht, das Leben der homerischen Menschen als ein wirkliches anschaulich und die Sprache lebendig zu machen. Nach beiden Richtungen hin tut Cauer mehr als Hentze, aber in dessen Sinne. Ebenso erneuert er die etwas altmodische Sprache, besonders durch Ausscheidung entbehrlicher grammatischer Kunstausdrücke. Diese in einem Vorwort angedeuteten Gesichtspunkte bilden gewissermaßen das Programm der Neubearbeitung, ein Programm, das Billigung und Zustimmung verdient. In dem letztgenannten Hefte bot sich öfter Anlaß, auch die Fragen der höheren Kritik zu berühren, zum Teil war es nötig, auf Widersprüche oder versteckte Beziehungen etwas genauer einzugehen; im ganzen war es mehr des Bearbeiters Absicht, dem künstlerischen Schaffen des Dichters nachzugehen; auch sachliche Erklärungen sind in etwas größerem Umfange gegeben worden.

9) **Homers Odyssee, erklärt von J. U. Faesi. Zweiter Band. Gesang VII—XII. Neunte Auflage, besorgt von J. Sitzler. Berlin 1910. Weidmannsche Buchhandlung. I u. 268 S. 8. 2,60 ℳ.**

Die Grundsätze für die Neubearbeitung des zweiten Bandes dieser Ausgabe sind dieselben, nach denen A. Kaegi den ersten Band bearbeitet hat. Der Text stimmt im wesentlichen mit dem A. Ludwichs. Abweichungen davon sind folgende: η 74 ᾗσί τ' ἐπιφροσύνῃσι (Voß), 89 ἀργύρεοι σταθμοὶ δ' ἐν (Düntzer), 125 παραὶ δέ τε, 131 ὑδρεύουσι, 250 ἐλάσας (Zenodot), 280 ἦος, 283 ἐκ δὲ πεσὼν θυμηγέρεον (Krauß). θ 71 ὄνηαθ', 79 χρήων als Partizip von χρήω, 292 τραπήομεν, 307 ἔργ' ἀγέλαστα (Apollon.), 355 χρῇος, 374 ῥίψασκε (Kirchhoff), 559 ἀλλ' αὐτῇσιν νηυσὶ νοήματα καὶ φρένες ἀνδρῶν = sondern die Schiffe selbst haben Gedanken und Verstand wie Männer, 560 ἴσσασι, 578 εἰῷ (Barnes, Povelsen), 578 ἡρώων Δαναῶν (Bekker), 580 ἵν' ἔῃσι (Ahrens u. a.; im Text Druckfehler εἴῃσι), ι 55 μετενίσσετο, 239 ἀρνηούς τε und ἔντοθεν (Rumpf), 266 f. ἱκανόμενοι τὰ σὰ γοῦνα λισσόμεθ', 338 ἰόντα (Voß), 459 ῥαίοιτο (Nauck), 567 θήω, κ 30 ἐόντες Hs., 42 νισόμεθα, 130 ἅλα (Rhianus), 301 θήῃ, 465 πέπασθε (Aristarch), 527 ἀρνειόν. λ 164 χρηώ, 371 οἵ τέ τοι αὐτῷ, 390 ἐπεὶ ἴδεν ὀφθαλμοῖσι (Hss), 498 εἰ γάρ (Zenodot), 513 ἐν πεδίῳ Τρώων μαρναίμεθ',

μ 181 ἀπῆμεν, ὅσον τε (Hs), 208 πῶς (La Roche). 370 μέγ' (Bekker). Der Kommentar enthält auch in diesem Teil mit Rücksicht auf den Schulgebrauch eine etwas reichlichere Erklärung homerischer Formen und Wörter nach dem Vorbilde anderer Schulausgaben, wobei die Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen Forschung berücksichtigt sind; ebenso ist auf Satzinhalt und Zusammenhang eingegangen und Metrisches, wo es nötig war, bemerkt. So ist die Ausgabe, die 26 Jahre nach der vorhergehenden erscheint, den Erfordernissen der Gegenwart mit Erfolg angepaßt worden.

10) **Odissea di Omero.** Edizione abbreviata de A. Th. Christ. Adattata ai ginnasi italiani sulla IV edizione tedesca da Leonardo Leveghi. Con un effigie di Omero, 16 incisioni ed una carta. Vienna 1907, F. Tempsky. geb. 3 *M*.

Italienische Ausgabe nach der vierten Auflage von Christs Bearbeitung der Odyssee (1904; vgl. JB. 1905 S. 201).

## II. Übersetzungen und Bearbeitungen.

11) **Hermann von Schelling,** Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen jambischen Strophen. Zweite, verbesserte Auflage. München und Berlin 1905, R. Oldenbourg. VIII u. 512 S. 8. 4,50 *M*.

Die erste Auflage dieser Übertragung ist in dem JB. 1899 S. 125 f. besprochen. In der neuen Auflage ist hier und da gebessert im Ausdruck, in der Übersetzung, im Reim; das Aussehen des Ganzen ist unverändert — zum Vorteil des Werkes. Denn es erfreut nach wie vor durch den edlen Schwung der Sprache, durch die Unmittelbarkeit der Anschauung und durch das liebe- und verständnisvolle Versenken des Verfassers in die griechische Märchenwelt. Die italienischen Stanzen erweisen sich hier als eine der gemächlichen Breite epischer Darstellung vollkommen angemessene Form.

12) **Homers Ilias.** Deutsch von Hans Georg Meyer. Schulausgabe. Berlin 1907, Trowitzsch u. Sohn. VII u. 260 S. 8. geb. 2 *M*.

13) **Homers Odyssee.** Deutsch von Hans Georg Meyer. Schulausgabe. Zweite Auflage. Berlin 1910, Julius Springer. VIII u. 256 S. 8. geb. 2 *M*.

Der Übersetzer hat sich bemüht, Homer in gutem und fließenden Deutsch mit den Mitteln unserer poetischen Ausdrucksweise wiederzugeben; die Dichtung soll wie ein Werk unserer Zeit wirken. Darum ist nicht Vers für Vers des Originals nachgebildet; im Bau des Hexameters ist Übereinstimmung des Wortakzents mit dem Versakzent gesucht worden. Kürzungen des Textes sind eingetreten infolge Auslassung als unecht beanstandeter Stellen und Wiederholungen; in größerem Umfange sind Stellen der Ilias,

z. B. der Schiffskatalog und Kämpfszenen, gestrichen. Daß der Versuch, den alten Dichter in der uns heute geläufigen Sprache edel und vornehm zu uns reden zu lassen, sehr wohl geglückt ist, mögen folgende Proben dartun.

Ilias 1, Vers 1—7.

Singe das Lied vom Zorn des Achilleus, himmlische Göttin,
Der dem achäischen Volk unsäglichen Jammer erweckte,
Der unzählige Seelen der tapfersten Männer dem Hades
Hinwarf, aber den Leib der Gefallenen Hunden und Vögeln.
Also wurde des Zeus allmächtiger Wille vollendet,
Seit dem verderblichen Tag, als Atreus' Sohn Agamemnon
Wider Achilleus stritt und die Zwietracht beider entbrannte.

Odyssee 1, Vers 1—11.

Sing' uns, Muse, das Lied vom schicksalsreichsten der Helden,
Von dem verwegenen Mann, der Trojas Feste zerstörte,
Der auf stürmischen Wogen die Welt durchirrend in fernen
Ländern Kunde gewann von der Art und der Sitte der Menschen,
Viele Gefahren bestand er im Meere, doch rang er gewaltig
Um sein Leben und auch um die Heimkehr seiner Gefährten.
Doch von ihnen erreichte die Heimat keiner; im Meere
Fanden sie alle den Tod durch eigene Schuld: die Betörten
Hatten des Helios Rinder, die heiligen Tiere, geschlachtet.
Darum ließ sie der Gott durch Schiffbruch sterben. Erzähle,
Himmliche Tochter des Zeus, auch uns von dem herrlichen Helden.

14) Homers Ilias, in der Übersetzung W. Jordans herausgegeben von Ed. Prigge. Als Anhang Goethes Achilleis. Frankfurt a. M. und Berlin 1908, Moritz Diesterweg. VI u. 197 S. 8. geb. 1,40 ℳ.

15) Homers Odyssee, in der Übersetzung W. Jordans herausgegeben von Ed. Prigge. Frankfurt a. M. und Berlin 1908, Moritz Diesterweg. VI u. 208 S. 8. geb. 1,40 ℳ.

Die Jordansche Homerübersetzung verdient es wegen ihrer schönen, charakteristischen und kerndeutschen Sprache, der Schule zugänglich gemacht zu werden. Prigge hat eine Auswahl hergestellt, in der große Teile möglichst ungekürzt geboten und dafür weniger wichtige weggelassen und durch Inhaltsangaben ersetzt werden. Für die Ilias ist ein Versuch gemacht worden, eine Ur-Ilias herauszulösen, bestehend aus Gesang 1 mit einigen Kürzungen; 15, 592—746; 16 und 18 mit einigen Kürzungen; 6, 370—496 (Hektors Abschied), 21—24 mit Kürzungen. In einem Anhang sind Episoden aus den ausgelassenen Stücken zusammengestellt, ein zweiter Anhang enthält Goethes Achilleis. In der Odyssee sind Gesang 2—4, 15 und 16 durch Inhaltsangaben ersetzt, die übrigen mit Kürzungen gegeben. Die Ausgaben sind für den Gebrauch in Schulen ohne griechischem Unterricht bestimmt; diesem Zweck entsprechen auch die Anmerkungen, in denen der Nachweis von Anklängen in der deutschen Literatur wertvoll ist.

17) **Edmund Weißenborn, Homers Ilias und Odyssee** in verkürzter Form nach I. H. Voß bearbeitet. Erstes Bändchen. Ilias. Mit Titelbild. Dritte Auflage. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. XXXVI u. 164 S. geb. 1,60 *M.*

18) **Georg Finsler, Homers Ilias** in Auswahl nach der Übersetzung von I. H. Voß. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. 175 S. 8. geb. 0,80 *M.*

19) **Georg Finsler, Homers Odyssee** in Auswahl nach der Übersetzung von I. H. Voß. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. 132 S. 8. geb. 0,80 *M.*

20) **J. Ziehen, Homers Ilias**, übersetzt von I. H. Voß. In verkürzter Gestalt herausgegeben. Dresden (1906), L. Ehlermann. 191 S. 8. 1,45 *M.*

21) **Br. Stehle, Homers Odyssee.** Nach der Übersetzung von I. H. Voß. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Mit einem Titelbild. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig und Wien 1907, G. Freytag und F. Tempsky. 151 S. kl. 8. 0,80 *M.*

22) **B. Kuttner, Homers Odyssee**, übersetzt von I. H. Voß. Für Schule und Haus bearbeitet. Vierte, verbesserte Auflage. Frankfurt a. M. 1905, Kesselringsche Hofbuchhandlung. IV u. 202 S. kl. 8. 1 *M.*

Die gekürzten Ausgaben der Homerübersetzungen wenden sich meist an Leser, die den ganzen Umfang der Gedichte nicht bewältigen können und doch eine Vorstellung von der homerischen Dichtung gewinnen wollen oder, wie die Schüler von höheren Lehranstalten ohne Griechisch, sollen. In der Auswahl des Aufzunehmenden gehen die einzelnen Bearbeiter weit auseinander, zum Teil wohl auch durch Rücksicht auf den äußeren Umfang bestimmt. Anmerkungen unter dem Text bei Finsler und Kuttner, am Schluß bei Stehle, ein Namensverzeichnis bei Weißenborn, Namen- und Sachverzeichnis bei Kuttner dienen zur Erläuterung. Die Einleitungen oder bei Finsler ein Anhang enthalten das Notwendigste aus der Geschichte der homerischen Dichtung und aus der Kultur des Homerzeitalters. In der Behandlung der Homerischen Frage vertreten die genannten Bearbeiter sämtlich die Auffassung, daß die Gedichte durch Erweiterung eines ursprünglich einfachen und einheitlichen Kerns von künstlerischer Anlage allmählich zu ihrer gegenwärtigen Gestalt angewachsen sind.

23) **A. Schaefer, Kleiner deutscher Homer. Ilias und Odyssee** im Auszuge. Verdeutscht, mit Anmerkungen und Zusätzen. Vierte Auflage in alldeutscher Rechtschreibung. Hannover und Berlin 1903, Karl Meyer (Gustav Prior). VII u. 158 S. 8. 1 *M.*

Aus der Ilias sind neun, aus der Odyssee fünfzehn Abschnitte ausgehoben von durchschnittlich siebenzig Hexametern; dazwischen kurze Inhaltsangaben in Prosa. Ein Zusatz zur Ilias enthält „die Eroberung Trojas“ nach Vergil in Schillers Übertragung, dazu kommt noch in den Anmerkungen die „Opferung der Iphigenie aus Euripides; der Odyssee ist „Agamemnons Heimkehr“ aus

Aischylos' Agamemnon angefügt. Die Homerstellen sind in eigener Übersetzung mitgeteilt, über deren Prinzipien sich der Verfasser im Vorwort ausspricht. Eine kurze Einleitung behandelt Literaturgeschichtliches und Metrisches, mit dem Sagenkreis des trojanischen Kriegesmacht macht eine „Einführung" bekannt. Das Büchlein ist auf Mädchenschulen berechnet.

24) **W. Stein, Erläuterung zum deutschen Homer.** Die Ilias in ihrer Beziehung zur deuschen Dichtung. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Habelschwerdt 1903, Frankes Buchhandlung. VIII u. 132 S. 8. 1,50 *M*.

Das Bändchen ist für Lehranstalten bestimmt, in denen Homer in deutscher Übersetzung gelesen wird. Die Erläuterungen beziehen sich auf eine Auswahl aus der ersten Ausgabe der Vossischen Übersetzung. Der erste Abschnitt enthält die allgemeine Einführung in die homerische Dichtung, eine Darlegung ihres Einflusses auf die deutsche Dichtung und eine eingehendere Gegenüberstellung der Homerischen Epen mit Goethes „Hermann und Dorothea", schließlich Nachrichten über Voß und seine Homerübersetzung. Die Erklärungen sind dem Zwecke des Buches angemessen; aber es wird zuweilen Nachhomerisches hineingetragen: Athene z. B. heißt bei Homer Tochter des Zeus und Tritogeneia, aber sie ist nicht, wie S. 43 angegeben, aus dem Haupte des Zeus hervorgegangen. Die Bezeichnung „Hoheslied der Treue" paßt wohl auf einzelne Episoden der Ilias, nicht aber auf das Gedicht als Ganzes (S. 37). Der deutsche Hexameter ist älter als Gottsched (S. 36).

25) **Paul Lehmann-Schiller, Geschichten aus Homers Odyssee,** dem deutschen Volke und seiner Jugend erzählt. Mit vier mehrfarbigen Vollbildern auf Tafeln. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. VI u. 114 S. 8. 2 *M*.

Der Verfasser versucht, den Inhalt der Odyssee in der Form eines Volks- und Kinderbuches der Jugend nahe zu bringen. Ohne Übersetzermühe zu verraten, fließt die Prosaerzählung in einfacher, verständlicher Sprache, dem Märchenton nahe, lebhaft und anschaulich dahin. Der Stoff ist in die vier Kapitel eingeteilt: 1. Wie es in Ithaka aussah und wie Telemach ausfuhr, um Kundschaft über den Vater einzuholen. 2. Odysseus findet bei den Phäaken gastliche Aufnahme und erzählt seine Irrfahrten. 3. Odysseus und sein braver Eumaios. 4. Odysseus im eigenen Hause als Bettler und Rächer. Der Verfasser denkt nicht in erster Linie an die Schule, obwohl sein Buch in den unteren Klassen der Schulen ohne Griechisch wohl geeignet ist; am liebsten möchte er es von der Jugend ohne Schulzwang und daneben auch von den Eltern und Großeltern gelesen sehen.

26) W. Schütte, Die Heimkehr des Odysseus. Stralsund 1906, W. Zeesch. 32 S. 0,50 *M*. Vgl. E. Naumann, Zeitschr. f. d. GW. 1906 S. 253 f.; JB. 1907, S. 327.

Nachdem der Stoff der Ilias Gegenstand einer dramatischen Bearbeitung geworden ist (Edm. Bassenge, Der Streit vor Ilios, Dresden 1902; vgl. JB. 1902 S. 211 f.; W. Schwarze, Ztschr. f. d. deutschen Unterricht 1902 S. 444—448) hat auch der Inhalt der Odyssee in einem hochverdienten Schulmanne, von Fach Mathematiker und Naturforscher, einen Bearbeiter gefunden, der den Verlauf der Handlung mit feinem Verständnis zu einer dramatischen Darstellung wirkungsvoll zusammenfaßt. Das wenig umfangreiche Werk stellt an die Darsteller bei Schüleraufführungen, wozu es besonders geeignet erscheint, keine unüberwindlichen Forderungen. Für Einzelheiten verweise ich auf die oben angeführte Besprechung.

## III. Homer im Unterricht.

27) O. Henke, Vademekum für die Homerlektüre. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. 80 S. 8. 0,80 *M*.

Für Schulen, welche nicht den ganzen Stoff der Hilfshefte des Verfassers zur Ilias und Odyssee zu bewältigen Zeit haben — in dieser Lage sind neben den im Vorwort besonders genannten Reformanstalten ebensosehr auch die Gymnasien alten Stils, ganz abgesehen davon, ob es zweckmäßig erscheint, den Inhalt des lebendigen Unterrichts des Lehrers in solchem Umfange zu kodifizieren —, sind die Hauptsachen aus den umfangreicheren Hilfsheften zu einem kürzeren Hilfsbüchlein zusammengestellt. Es enthält chronologische Übersichten, Inhaltsangaben nach einem dispositionellen Schema, einen Überblick über die homerische Geographie und behandelt Abschnitte aus der homerischen Kulturwelt, alles in knapper, klarer und zuverlässiger Darstellung. In der Bestimmung der Ortslage der homerischen Ilias hält Henke an Bunarbaschi fest.

28) Homers Ilias. Für den Schulgebrauch in verkürzter Form bearbeitet und herausgegeben von Joseph Bach. II. Teil: Kommentar. Münster i. W. 1901; Aschendorffsche Buchhandlung. 173 S. 1,40 *M*.

29) Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch in verkürzter Form bearbeitet und herausgegeben von Joseph Bach. II. Teil: Kommentar. Zweite Auflage. Ebenda, 1907. 205 S. 8. 1,50 *M*.

30) Praeparation zu Homers Ilias nach der verkürzten Ausgabe von Joseph Bach. I. Teil. Gesang I—XII. Münster i. W. 1908. 119 S. 8. kart. 1 *M*. — Dasselbe. II. Teil. Gesang XIII—XXIV. Ebenda. 1908. 83 S. 8. kart. 0,80 *M*.

31) Praeparation zu Homers Odyssee nach der gekürzten Ausgabe von Joseph Bach. I. Teil. Gesang I—XII. Ebenda 1906. 124 S. 8. kart. 1 *M*. — Dasselbe. II Teil. Gesang XIII—XXIV. Ebenda 1906. 111 S. 8. kart. 1 *M*.

Die Kommentare von Bach verfolgen den Zweck, die Lektüre Homers zu erleichtern und schneller vorschreiten zu lassen da-

durch, daß einerseits die vom Attischen abweichenden Formen erklärt werden, wie das zum ersten Male in dem Kommentar von Naumann zur Odyssee prinzipiell durchgeführt ist. Außerdem werden die meisten dem Schüler aus dem vorhergehenden griechischen Unterricht noch nicht bekannten Wörter verdeutscht. Für die neuen grammatischen Erscheinungen wird, wo sie zum ersten Male auftreten, der Gebrauch als Regel formuliert und zugleich mit den entsprechenden Paragraphen in des Verfassers Homerischer Grammatik (1900; vgl. JB. 1900 S. 129) verwiesen. Entsprechend der Tatsache, daß die Odysseelektüre erfahrungsgemäß gewöhnlich mit dem 1. oder 5. oder 9. Buch begonnen wird, sind zu diesen Büchern die Erklärungen am reichhaltigsten gegeben. Die Etymologie ist zur Erklärung der Wortbildungen herangezogen, z. B. das Digamma; sprachliche Erscheinungen des Deutschen werden zur Erläuterung des Satzbaues angeführt. Die Überschriften aus der verkürzten Textausgabe des Verfassers werden auch hier den einzelnen Abschnitten vorangestellt. Auf vorangehende Stellen ist mehrfach, wenn auch nicht durchgehends verwiesen. Sachliche Erklärungen sind nur in beschränktem Umfange gegeben, sie bleiben mit Recht in der Hauptsache dem Lehrer vorbehalten. In seiner ganzen Anlage und Einrichtung kommt der vorliegende Kommentar dem obengenannten am nächsten. In dem Kommentar zur Ilias sind die unbekannten Vokabeln des ersten Buches vollständig aufgenommen, vom zweiten Buche an sind sie immer spärlicher gegeben, „um nicht den Schüler der eigenen Arbeit zu entwöhnen". Diese besteht selbstverständlich darin, daß der Schüler das Lexikon aufschlagen muß, was in der Vorrede zum Odysseekommentar S. 4 als eine „geistige Qual" bezeichnet wird. Es ist das alte Dilemma, ob durchweg Vokabeln anzugeben sind, um das Lexikon auszuschalten, oder ob von vornherein der Kommentar von bloßer Vokabelübertragung zu entlasten ist, weil diese vollständig doch nie durchgeführt werden kann. Zu einer konsequenten Lösung ist der Bearbeiter dieses Kommentars nicht gelangt.

Die Folge davon ist gewesen, daß neben dem Kommentar noch die Präparationen zusammengestellt wurden, die die Vokabeln Vers für Vers darbieten und damit einen großen Teil dessen, was schon im Kommentar steht, z. B. meist auch die Etymologie, wiederholen. Daß die Angaben und Worterklärungen zuverlässig sind, braucht hier nicht erst bestätigt zu werden.

32) G. Hüttner, Präparation zu Homers Ilias. Gesang I. II 1—483. III 1—382, 449—461. (Präparationen zur griechischen und lateinischen Schullektüre. Herausgegeben von Siegmund Preuß und K. Reissinger.) Bamberg (1911), C. C. Buchners Verlag. 38 S. 8. 0,35 *M.* — Dasselbe. Gesang IV 1—456. VI. IX. XI. Ebenda (1911). 64 S. 8. 0,40 *M.*

Der Buchnersche Verlag hat sich bisher der Herausgabe von Schülerpräparationen gegenüber zuwartend verhalten und tritt jetzt

gleichfalls mit solchen hervor. Die vorliegenden Präparationen enthalten reichhaltige Vokabelverzeichnisse, in denen die Entwickelungsstufen der Bedeutung, wo solche vorliegen, angegeben sind, woraus dann der Schüler die passende Übersetzung finden muß. Für Konstruktion und Übersetzung schwierigerer Stellen sind knappe Hilfen gegeben; etymologische Angaben sind maßvoll hinzugefügt; mancherlei sachliche Erklärungen sind aufgenommen.

33) K. Ed. Schmidt, Vokabeln und Phrasen zu Homers Ilias, zum Auswendiglernen gruppiert, nebst kurzen Anweisungen zum Übersetzen. 1. Heft: I. Gesang. Gotha 1905, F. A. Perthes. 45 S. 8. 0,60 *M*.

Nach denselben Grundsätzen wie die Vokabeln zur Odyssee stellt Schmidt nunmehr auch eine Vokabelsammlung zu dem ersten Gesang der Ilias zusammen; sie ist verhältnismäßig umfangreich, weil der Wortschatz der Ilias von dem der Odyssee zum Teil verschieden ist und weil an manchen Anstalten die Homerlektüre mit der Ilias begonnen wird.

34) Eduard Hermann, Probe eines sprachwissenschaftlichen Kommentars zu Homer. (Festschrift der Hansaschule zu Bergedorf S. 171—208). Hamburg 1908, Lüttke und Wulff.

Da keine der vorhandenen Homergrammatiken den Anforderungen gerecht wird, die man von philosophischer wie von sprachwissenschaftlicher Seite stellen muß, will der Verf. besonders dem angehenden Philologen, der die sprachwissenschaftliche Durchforschung des Griechischen nicht zu seinem Spezialfach gemacht hat, ein Hilfsmittel bieten, das ihn in die Probleme der homerischen Sprache einführt. Die Form des Kommentars ist gewählt, damit die gesuchten Antworten an ihrer Stelle gefunden werden; er soll sich, um Wiederholungen und den Ballast der Verweisungen zu vermeiden, nur auf einige Gesänge der Odyssee und der Ilias erstrecken. Die Literatur ist mit Auswahl angegeben, im übrigen wird auf Brugmanns Grammatik der indogermanischen Sprachen verwiesen.

35) F. Stürmer, Exegetische Beiträge zur Odyssee. Buch I. Paderborn 1911, Ferdinand Schöningh. IV u. 120 S. 8. 2 *M*.

Das Werk ist vor allem für Gymnasiallehrer, erst in zweiter Linie für Studenten der klassischen Philologie bestimmt. Es soll die Schülerkommentare nicht vermehren und bietet deshalb nicht Vers für Vers grammatische oder sachliche Anmerkungen. Der Verfasser hat sich vielmehr die Aufgabe gestellt, sich in einer ausführlicheren Darlegung in den Gang der Handlung und in die Charaktere der auftretenden Personen zu vertiefen; er hat an sich die Erfahrung gemacht, daß ihm gerade, indem er die Vorwürfe

der Kritiker auf ihre Berechtigung zu prüfen suchte, erst ein tieferes Verständnis für die Genialität des Dichters aufging. Er legt hier den Gang seiner Erwägungen im Plaudertone dar: die Behandlung der Überlieferung ist schonend, in den meisten Fällen wird sie zu rechtfertigen gesucht.

## IV. Sprachliches.

36) **Jos. Stark, Der latente Sprachschatz Homers. Eine Ergänzung zu den Homer-Wörterbüchern und ein Beitrag zur griechischen Lexikographie. München und Berlin 1908, R. Oldenbourg. 128 S. gr. 8. 1,50 M.**

In der Arbeit wird der Versuch unternommen, zu allen homerischen Wörtern die ihnen zu Grunde liegenden, bei Homer selbst aber nicht vorkommenden einfachen Wortgebilde — gleichviel ob sie bei den nachhomerischen Autoren sich finden, oder ob sie bloß nach Sprachgesetzen angenommen werden können — zu sammeln. Der Verfasser nimmt an, daß Homers Zeitgenossen, wenn sie abgeleitete Wortgebilde verstanden, auch die ursprünglichen Gebilde kannten, daß diese also in dem Sprachschatz der Zeit vorhanden waren, wenn sie auch in der homerischen Dichtung nicht überliefert sind. Eine solche Untersuchung deckt manche Quellen auf, aus denen das griechische Epos Leben schöpfte, und liefert Beiträge zur Kenntnis der historischen Entwickelung der Sprachgebilde und ihrer Bedeutungen. Es wurde auf Grund des Seilerschen Wörterbuches zu Homer Wort für Wort geprüft, ob ihm ein anderes (Stamm-)Wort zugrunde liege oder nicht, und wenn dies der Fall war, ob es Homer habe oder nicht; im letzteren Falle mußte das betreffende nachweisbare oder nur anzunehmende Wort auf seine Glaubwürdigkeit erprobt werden, oft blieb es hypothetisch. Der Verfasser behandelt nun den gesamten Wortvorrat nach folgender Einteilung: Nebenformen, Verbalkomposita, Eigennamen, Nomina der A-Stämme, der O-Stämme, der 3. Deklination (Vokal-, Konsonant-, Sigmastämme), Verba denominativa, Verba auf *-έω*, auf *-όω*, auf *-άξω*, *-ίζω* *-αίνω* usw., Nomina agentium, Lokative und Adverbien. Hier nur einige Beispiele. Aus *Θερσίτης*, *Ἀλιθέρσης* u. ä. ergibt sich *θέρσος* das ausdrücklich als äolisch bezeichnet wird; altgriechisches *ναῦς* aus *Ναυβολίδης*, *ναύλοχος*, *ναύμαχος*, usw., ebenso *νεώς* aus *Ἀκρόνεως*. Aus **διηλος*, **δjηλος* ist ein **ζῆλος* „offenbar“ geworden, daher *ἀρίζηλος*. Eine namhafte Erweiterung erfährt der homerische Wortschatz durch die Annahme, daß jedes echte Verbum compositum sein simplex voraussetzt; wenn die simplicia sich oft erst nach Homer zeigen, so ist der Grund dafür oft ein äußerlicher, zufälliger. Das Kompositum war dem Epiker für seinen Gebrauch bequemer oder es war anschaulicher. Auch der umgekehrte Fall kommt vor. Beispiele: zu den homerischen Kom-

positis ἀμαιροχάω, ἀνιχνεύω, ἐπιδημεύω finden sich die Simplicia oft bei Späteren, τροχάω bei Anakreon, ἰχνεύω bei Sophokles, δημεύω bei Thukydides. Unter den Eigennamen ist eine Gruppe, die eigentlich nur substantivierte Adjektiva sind, z. B. Βαλίος „Schecke“, βαλιός (Euripides) scheckig. Dreißigmal führt Homer Patronymika vor, ohne deren Stammwort zu gebrauchen, das doch sicher den Hörern bekannt war. Bei den Nominalstämmen ergeben sich durch Abscheidung der Präfixe, der Suffixe, durch Zerlegung der Komposita zahllose Wörter, Nomina und Verba, z. B. χερνῆτις Tagelöhnerin, χέρνα Armut (Hesychius), die Ableitung von χείρ wird wegen des ν abgelehnt; μετανάστης Beisasse, νάστης Einwohner (Hesychius); ἱππηλάσιος, ἐλάσιος treibend (Plutarch); ἀσπερχής, σπέρχω eilen; πειράω, πεῖρα (Pindar, Aeschylus), ἀρνέομαι, *ἀρνός, ἔξαρνος (Sophokles); τορνόω abzirkeln, τόρνος Zirkel (Theognis); στυφελίζω schlagen, στυφελός rauh (Äschylus); ἀνδροφάγος u. ä., φαγός Esser (N. Testam.); ἀσπουδί ohne Eile, ἄσπουδος (Eupolis). — Es liegt in der Natur der Sache, daß einige Fälle zweifelhaft bleiben, wo eine sichere Etymologie nicht zu erreichen ist; von dem Wortschatz des epischen Zeitalters erhalten wir auf Grund dieser Untersuchungen ein erweitertes und vollständigeres Bild.

37) W. Freund, Formenlehre der Homerischen Mundart. Zum Gebrauch für die Schule und den Privatunterricht. Zweite Auflage, durchgesehen und verbessert von Elpenor. Stuttgart, W. Violet. 74 S. 12. 0,50 M.

Eine übersichtliche und reichhaltige Stoffsammlung, aber nicht zuverlässig. In § 9 ist τιμήσεις hinter ἰήσομαι, πρήσω unverständlich; es beweist nicht, was bewiesen werden soll, und die Form τιμήσεις kommt bei Homer überhaupt nicht vor. Ebenda steht κρήτηρ statt κρητήρ. Die Form εἰοικυῖαι (§ 11), nur von einigen Handschriften Σ 418, an einer verderbten Stelle, überliefert, ist gegenüber den überaus häufig vorkommenden Formen dieses Partizips, die nur ε in der ersten Silbe haben, nicht zu halten und von den Herausgebern aufgegeben worden. Die Form ἔειπον nebst ähnlichen (§ 19) ist aus Erweiterung vermittels eines vorschlagenden Vokals mechanisch erklärt, ε ist das Augment vor dem reduplizierten Aorist ϝέϝειπον. Unrichtig ist die Synizese von υ und α in Ἐνυαλίῳ (§ 26). Das Wort findet sich viermal in dem Verse Μηριόνης τ' ἀτάλαντος Ἐνυαλίῳ ἀνδρειϊφόντῃ (*Β* 651, *Η* 166, *Θ* 264 und *Ρ* 259), dessen zwei letzte Wörter durch Synizese gebunden sind (vergl. *Χ* 132 ἶσος Ἐνυαλίῳ, κορυθάϊκι πολεμιστῇ ohne Synizese). In ἐπιθύσαντες (§ 28) ist ι nicht lang durch die positionsbildende Kraft des θ (?) oder durch die Arsis, sondern ἰθύω hat ein von Natur langes ι; vgl. Σ 508: ὃς μετὰ τοῖσι δίκην ἰθύντατα εἴποι.

38) E. Bechtel, *ΓΟΟΝ* bei Homer. Hermes 41 (1906) S. 319 f.

In dem Verse *Z* 500

*αἳ μὲν ἔτι ζωὸν γόον Ἕκτορα ᾧ ἐνὶ οἴκῳ*

fordert der Sinn das Imperfekt. Als Imperfektform steht *γόον* neben *ὁμονόοντες* statt *ὁμονοέοντες* auf dem Steine von Arkesine (Delamarre, Revue de philol. 26, 307 ff.); aber *ἐγόεον* neben *γοάει* erweist sich als möglich wie *μενοίνεον* neben *μενοινάει*, *ὁμόκλεον* neben *ὁμόκλα* (Joh. Schmidt, Pluralbildungen S. 326 ff.).

39) Horace Leonard Jones, The Poetic Plural of Greek Tragedy in the light of Homeric Usage. Cornel University, Ithaca. New York published by Longmans, Green & Co. 1910. III u. 167 S. 8. 80 *cts.*

Die Erscheinungen werden, nach Bedeutungsgruppen geordnet, nach statistischer Methode behandelt.

40) Kurt Witte, Singular und Plural, Forschungen über Form und Geschichte der griechischen Poesie. Leipzig 1907, B. G. Teubner.

Hat mir nicht vorgelegen.

41) Katharine von Garnier, Die Praeposition als sinnverstärkendes Präfix im Rigveda, in den Homerischen Gedichten und in den Lustspielen des Plautus und Terentius. Diss. Leipzig 1906, G. Kreysing. 65 S. 8.

Für die homerische Sprache kommt die Verfasserin zu folgendem Ergebnis. 1) Verstärkungspräfixe im Sinne der vorliegenden Untersuchung sind bei Homer *ἀμφί*, *διά* (*ζα*), *ἐξ*, *κατά*, *περί*, *πρό*, *ὑπέρ*. — 2. Die Entwickelung dieser Präpositionen zu Verstärkungspräfixen ist bei Homer in der Verbindung mit *εἶναι* und *γίγνεσθαι* nur an wenigen Beispielen zu beobachten, viel mehr zumeist da, wo die Präposition mit solchen Verben verbunden wird, deren Sinn der lokalen Bedeutung der Präposition sich derart anpaßt, daß das Resultat der Komposition eine qualitative oder quantitative Steigerung des in dem Verb liegenden Begriffes ergibt. — 3. Die lokale Bedeutung ist noch vielfach erkennbar, am meisten ist sie bei *περί* verwischt. — 4. Die Zahl der Komposita mit verstärkendem präpositionalen Präfix ist in der Sprache Homers größer als in der Sprache des Rigveda, jedoch geringer als in den griechischen Literaturdenkmalen späterer Zeit.

42) C. Hentze, Zur Entwicklungsgeschichte der Finalsätze auf Grund der homerischen Epen. Philologus 55 (1906) S. 161—191.

Zum Ausdruck des Zweckes waren 1) die finalen Infinitive *εἶναι* und *γίγνεσθαι* schon sehr früh im Gebrauch; 2) dienten dazu die Participia futuri im Anschluß an Verben der örtlichen Be-

wegung. 3) Von den Finalsätzen sind die mit μή eingeleiteten am deutlichsten zu verfolgen; sie dienten ursprünglich nur dazu, um eine im Imperativ oder im Konjunktiv vorangehende Aufforderung zu begründen. An parataktischen Gedankenfolgen, die als Grundlage für Satzgefüge mit abhängigem Finalsatz angesehen werden können, finden sich nur solche, in denen der zweite Satz in der 1. Person Singularis oder 2. Person Pluralis (Dualis) folgt, als Formen des Wollens. 4) Diesen parataktischen Gedankenreihen steht die Konjunktion ὄφρα nahe; sie ist allen übrigen in der Entwicklung zum finalen Gebrauch vorangegangen. 5) Die Bedeutung der Partikeln wandelte sich von der temporalen zur finalen, dieser Entwicklungsprozeß vollzog sich zunächst im Satzgefügen. Die Konjunktion ὄφρα findet sich in Reden auch mit dem Optativ verbunden, mit dem Indikativ Futuri nur in wenigen Beispielen; finales ὄφρα mit Optativ fehlt in *Α* und *Λ* ganz. 6) Der Gebrauch des finalen ἵνα berührt sich mit dem von ὄφρα, zeigt aber einige Besonderheiten. 7) Finales ὡς mit dem Konjunktiv umfaßt nur 11 Beispiele in der Ilias und zwar nur in *ΒΓΖΗΘΙΩ*. 8) Am nächsten berührt sich damit der Gebrauch des finalen ὅπως, die Entwicklung zur finalen Konjunktion vollzog sich erst innerhalb der homerischen Gedichte. 9) Finales ἕως kommt nur in der Odyssee vor. — Es ergeben sich aus der Beobachtung dieses Sprachgebrauchs Folgerungen für das Alter; die Gesänge *Β* bis *Ι* treten in nächste Beziehung zu den anerkannt jüngeren Gesängen der Ilias und zur Odyssee. Als ältester Bestand zeigen *ΑΛΠΧ* auf dem Gebiet der finalen Konstruktionen auch selbst dem Gebrauch der Ilias gegenüber Altertümlichkeiten.

43) **Authenrieths Schulwörterbuch zu den homerischen Gedichten.** Elfte, verbesserte Auflage, besorgt von **Adolf Kaegi.** Mit vielen Abbildungen und zwei Karten. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. XIV u. 371 S. 8. In Leinw. geb. 3,60 *M.*

Das Buch erscheint in wesentlich unveränderter Gestalt. Indessen zeigt die neue Auflage, abgesehen von zahlreichen Verbesserungen im einzelnen eine doppelte Erweiterung insofern, als die Ergebnisse der etymologischen Forschung seit 1903, soweit sie in Betracht kommen, aufgenommen und die Formen und Lesarten des weitverbreiteten Cauerschen Textes, z. B. bei den zusammengezogenen Verben, hinzugefügt worden sind.

44) **H. Ebeling, Schulwörterbuch zu Homers Odyssee und Ilias.** Siebente, verbesserte Auflage. Leipzig 1911, Hahnsche Buchhandlung. IV u. 263 S. 8. 1,80 *M.*

Dieses auf den Gebrauch des Schülers berechnete, nicht zu umfangreiche, mit den für speziell philologische und sprachliche Studien notwendigen Zutaten nicht belastete, zu einem billigen Preise käufliche Wörterbuch enthält alles, was in den zahlreichen

Homerpräparationen dargeboten wird — Formen. Etymologie. Entwickelung der Bedeutung — und ist in vorzüglicher Weise geeignet, an deren Stelle dem Schüler in die Hand gegeben zu werden. Denn den Fehler haben nun einmal alle gedruckten Präparationen, daß sie den Schüler beim Vergessen der Vokabeln hilflos lassen, da nicht an jeder Stelle die Vokabel wieder verzeichnet werden kann. Das Aufschlagen im „Ebeling“ bereitet sehr wenig Mühe. — Die Entwickelung des Buches von der ersten Auflage an ist in dem Vorwort kurz angegeben; es geht daraus hervor, daß von Auflage zu Auflage die Homerliteratur eingehend beachtet worden ist. Auch in der letzten Auflage ist unter Berücksichtigung der neuesten Arbeiten vieles verbessert, einzelnes zugesetzt oder umgearbeitet, an den bewährten Grundsätzen aber, welche in den früheren Ausgaben zur Geltung gebracht worden sind, unverändert festgehalten.

45) **Chr. Harder, Schulwörterbuch zu Homers Ilias und Odyssee.** Mit 2 Karten und 97 Abbildungen. Zweite, verbesserte Auflage. Wien F. Tempsky und Leipzig G. Freytag, 1910. XXIII u. 281 S. 8. geb. 4 *M*.

Die zweite Auflage ist in zahlreichen Einzelheiten verbessert. Beseitigt sind die Abbildungen von Götterdarstellungen als dem homerischen Zeitalter fremd; durch zweckmäßigere Abbildungen sind das Floß des Odysseus und das Schiff ersetzt; hinzugekommen sind Zeichnungen zum Helm und zum Bogenschuß in der Odyssee.

## IV. Textüberlieferung.

46) **Arthur Ludwich, Fragment einer unbekannten Iliasrezension.** Philologus 1904 (63) S. 473—475.

Girolamo Vitelli in Florenz fand ein Papyrusfragment mit Resten der Verse Ilias *A*, 484—494. Ludwig ergänzt die Verse; nach seiner Meinung hat sich ihr unbekannter Urheber durch den Apollohymnus beeinflussen lassen.

47) **E. Hefermehl, Studien zu den Homerpapyri. I. Die Chryseisepisode und der Hymnus auf den Pythischen Apollo.** Philologus 1907 (66) S. 192—201.

Den ersten der von A. Ludwich an der eben angeführten Stelle mitgeteilten Verse ergänzt Hefermehl anders als jener so:

ἐκ δὲ κ]αὶ α[ὐ]τοὶ βάντε[ς ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης.

Die Verse schließen demnach sich nicht mehr an das Vorhergehende an; es hat eine andere Fassung der Chryseisepisode gegeben, in der jene Landungsverse überhaupt nur am Schluß standen. Dann gewinnt die Papyrusrezension eine größere Bedeutung. Die Theo-

klymenoseinlage ist einer der jüngsten Teile der Odyssee, aber dem Dichter des Apollohymnus hat eine bessere Fassung derselben vorgelegen. Aus Strabo VIII S. 350 wissen wir, daß Apollodor eine zwar nicht weniger verwirrte, aber vollständigere Fassung des Gesanges *O* gekannt hat, die derjenigen des Papyrus entspricht.

## V. Sacherklärung.

48) Chr. Muff, Der Zauber der Homerischen Poesie. Zweite Auflage. Berlin 1906, G. Grote. 44 S. 0,50 *M*.

Der Vortrag, gehalten im Jahre 1899 und jetzt zur rechten Zeit erneuert, sucht in allgemeinverständlicher Weise die hohe Bedeutung, welche Homer bei den alten Griechen hatte und auch für uns noch hat, zu erklären. Die glückliche Wahl des Stoffes — Krieg und Meerfahrt —, das Geschick der Gruppierung, das Planmäßige des dichterischen Kunstwerkes, welches der Verfasser auch in der Ilias anerkennt, die vollendete Zeichnung der Charaktere, das Hereinragen der Götterwelt, der tief sittliche Grund, auf dem die Dichtung ruht, das sind die Hauptvorzüge, die aufgewiesen werden als das, „was besonders fesselnd an Homer gelten kann und was seine überragende Größe ausmacht“.

49) G. Wiemer, Ilias und Odyssee als Quelle der Biographen Homers. Wissenschaftliche Beilage zu dem Progr. des Gymnasiums zu Marienburg. 1905. 29 S. 8.

Der Verfasser beschäftigt sich in diesem ersten Teil seiner Untersuchungen vorwiegend mit der pseudoherodoteischen Lebensbeschreibung Homers und faßt die Ergebnisse folgendermaßen zusammen: „In Ermangelung anderer verbürgter Nachrichten über das Leben Homers hat man schon frühzeitig versucht, aus den Homerischen Gedichten Aufschlüsse über die Person des Dichters zu gewinnen. Da dieser nun aber nirgends mit offenen Worten von sich spricht, so suchte man zwischen den Zeilen zu lesen, indem man annahm, Homer habe sich selbst (Demodokos, Altes), seine Wohltäter (Phemios, Mentes, Mentor, Thychios) und seine Feinde (Thersites, Echetos) in gewissen Personen seiner Gedichte gezeichnet, oder indem man meinte, Homer sei der Verkünder des Ruhmes seiner eigenen Eltern und Vorfahren (Telemachos, Polykaste, Odysseus)“. Der Verfasser macht wahrscheinlich, daß die Quelle für die Vorstellung von der Blindheit Homers nicht in dem Hymnos auf den delischen Apollo zu suchen sei, sondern in Homers Schilderung des Sängers Demodokos (Od. 8, 63 f.) liege, den die Muse zwar blind gemacht, aber dafür durch die Gabe des Gesanges entschädigt habe. Als Gründe für die Erblindung Homers geben die Lebensbeschreibungen an, er habe am Grabe Achills den Wunsch ausgesprochen, den Helden im Glanze seiner göttlichen Waffen-

rüstung (τοῖς δευτέροις ὅπλοις κεκοσμημένον) zu schauen (man meinte nämlich, er müsse den Schild, den er so genau beschrieben, gesehen haben), er sei aber durch den überirdischen Glanz, den schon die Mymnidonen nicht haben ertragen können (Il. 19, 12 ff.), geblendet worden. Somit würde die Begründung der Blindheit Homers ebenfalls aus seinen Gedichten stammen. Und wenn noch hinzugesetzt wird, daß Thetis und die Musen sich seiner erbarmt und ihm die Dichtkunst geschenkt haben, so führt dieses wiederum auf die Odysseestelle über Demodokos. Thetis hatte Grund, sich an der Ehrung Homers zu beteiligen; denn sie war die mittelbare Veranlassung seiner Erblindung. Eine andere Ursache für die Blindheit des Dichters, der Zorn der Helena, scheint von Stesichoros auf Homer übertragen zu sein (Plato Phaedrus S. 243 A). — Die Erzählung von Homers Ankunft auf Chios und seiner Bewirtung durch den Ziegenhirten Glaukos scheint von Pseudoherodot der Begegnung des Odysseus mit Eumaios nachgebildet zu sein, sogar unter Nachdichtung der eingestreuten Verse.

50) C. Hentze, Die Monologe in den homerischen Epen. Philologus 63 (1904) S. 12—30.

Die Monologe bewahren die direkte Ausdrucksform, sie sind eine Art Zwiegespräch zwischen dem Redenden und seiner Seele und haben dementsprechende einleitende Wendungen. Die homerischen Epen enthalten 21 Monologe, ziemlich gleichmäßig auf die beiden Gedichte, aber innerhalb derselben ungleichmäßig verteilt. Anlaß zu dem Selbstgespräch bilden Wahrnehmungen, die eine lebhafte Empfindung auslösen. Die Monologe zerfallen in erwägende, z. B. *Λ* 404 ff. der Monolog des Odysseus, und betrachtende, z. B. *Σ* 6 ff. der Monolog des Achill. Eine besondere Gattung bilden die Göttermonologe. Die Monologe dienen dem Dichter hauptsächlich dazu, die Handlungsweise der Helden zu begründen, sie bilden aber auch ein wertvolles Mittel zur Charakteristik. Einzelne Monologe sind nicht ohne bewußte Beziehung aufeinander gedichtet, z. B. *P* 90 ff und *Λ* 403 ff. Aus der Nichtanwendung der Monologe in einzelnen Gesängen der Ilias schließt Hentze auf Unvermögen des Dichters. — Als Resultat ergibt sich, daß von den 11 Monologen der Ilias nur 5 von der Kritik nicht beanstandet sind: *Λ* 404 ff., *Σ* 6 ff., *Y* 425 ff., *Φ* 54 ff. und *X* 297 ff. Die Monologe der Odyssee haben größtenteils ihre gesicherte Stelle.

51) A. Zweiniger, Der lebendige Homer. Eine Wiederherstellung der Gesichtszüge des lebendigen Homer auf Grund der Totenmaske. Leipzig 1909, Seemann. 52 S. 2 *M.*

In den Homerbüsten des Altertums findet Zweiniger übereinstimmend gewisse Entstellungen der Gesichtszüge, auch abgesehen von der Blindheit, so daß er als Bildhauer zu der Überzeugung gelangt, die Büste, auf welche die späteren Wiederholungen

sämtlich zurückgehen, stelle kein Idealbildnis dar, sondern sei tatsächlich nach einem Porträt, und zwar nach einer Totenmaske geformt. Die Asymmetrie in den beiden Gesichtshälften, die Verschiebung des Unterkiefers, das Emporstauen des linken Stirnbeins, die Schlaffheit der Muskulatur, alle diese Abweichungen von dem Regelmäßigen finden sich einzeln oder mehrere zusammen in Totenmasken wieder, wie das der Verfasser an einer goldenen Maske aus dem ersten Grabe zu Mykenä und an den Totenmasken Dantes, Napoleons I und Goethes erörtert. Auf Grundlage der Neapler Homerbüste sucht Zweiniger den „lebendigen Homer" wiederherzustellen. Seine Homerbüste weist große Ähnlichkeit mit anderen altgriechischen Porträtbüsten auf, z. T. mit der des Euripides, und läßt die Rassen- und Kulturähnlichkeit erst deutlich erkennen.

52) 19 Homerlandschaften der Insel Ithaka. Lichtbildaufnahmen. Grimmerthalsche Buchhandlung (R. Hertel), Arnstadt in Thüringen. Preis 1 *M.*

Die Lichtdruckpostkarten wurden im Auftrage der Philharmonischen Gesellschaft in Ithaka, an deren Spitze der inzwischen verstorbenen Homerforscher Nikolaos Paulatos stand, hergestellt. Sie stellen selbstverständlich die gegenwärtige Landschaft dar, tragen aber die Homerischen Bezeichnungen z. B. *ἡ πέτρα τοῦ Κόρακος*, *οἱ λειμῶνες τοῦ Εὐμαίου* usw., wie sie der Ebengenannte in seinen Schriften auf die Örtlichkeit übertragen hat. Auch wer die Homerischen Örtlichkeiten in der Landschaft nicht wiederzuerkennen vermag, wird die Veröffentlichung dieser Abbildungen mit Interesse begrüßen.

53) Heracliti Quaestiones Homericae. Ediderunt societatis philologae Bonnensis sodales, prolegomena scripsit Franciscus Oelmann. Leipzig 1910, B. G. Teubner. II u. 140 S. 8. 3,60 *M.*, geb. 4 *M.*

Über die früheren Ausgaben und die textkritische Grundlage sowie über Ziel und Absicht der Herakliteischen Homeruntersuchungen wird in der Vorrede ausführlich gehandelt. Dem Text sind eine reiche kritische Annotatio, Autoren- und Wortverzeichnisse beigegeben.

54) Konrad Koch, Zur Stellung der Frau bei Homer. Programm des Karl Friedrich-Gymnasiums zu Eisenach 1909. 16 S.

Zu diesem vielbehandelten Gegenstande werden in zwei Kapiteln die Stellung Aretes und das Baden durch Mädchen behandelt. Das Hauptaugenmerk wird auf die ethische Seite der Frage gerichtet und diese wird mit Ausblicken auf altdeutsches Epos und Leben erörtert, die beide Parallelen und Aufklärungen zu Homer bieten. Bei Arete denkt der Verfasser etwa an die Stellung einer Veleda und Deborah; für die Entstehung des Epos ist Arete vor-

mykenisch, sie ist in das Griechentum zu setzen, innerhalb dessen in der Stellung der Frau sich nach dem Verf. überhaupt vormykenische Spuren nachweisen lassen, wie die Vielweiberei des Priamus und dessen Hausgemeinschaft mit Söhnen, Schwiegertöchtern, Töchtern und Schwiegersöhnen. — Die Sitte, daß Männer von Dienerinnen gebadet werden, ist auf orientalischen Einfluß zurückzuführen, es ist Sklavenarbeit. Ein Protest gegen diese Sitte ist ζ 210 ff., die Weigerung des Odysseus in der Nausikaa-Episode, die offenbar von einem Dichter neu verfaßt ist.

55) W. Brachmann, Die Gebärde bei Homer. Proben aus der Gesamtbearbeitung. Programm des Gymnasiums zu Dresden-Neustadt. 1905. 21 S. 4.

Nachdem Verf. den Begriff der Gebärde physiologisch und psychologisch entwickelt und die Gebärden klassifiziert hat, gibt er Proben aus folgenden Kapiteln: Schrei, Lachen, Weinen, Augenwink, Gruß und Abschied, Dank. Die Darstellung beruht auf einer umfänglichen Stellensammlung, aus der für den Druck eine zweckentsprechende Auswahl getroffen ist. Es werden jedesmal die bezeichnenden Ausdrücke auf ihre Bedeutung hin geprüft, der Umfang ihres Vorkommens und die begleitenden Umstände geschildert und charakteristische Beispiele angeführt.

Während der Drucklegung sind mir noch folgende Werke zugegangen:

56) Eduard Stemplinger, Homers Werke. I. Ilias. II. Odyssee. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart. o. J. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. XLVIII u. 406 und 569 S. 8. geb. 4 ℳ.

Homers Werke erscheinen hier in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß, und zwar die Ilias nach dem ersten Druck aus dem Jahre 1793, die Odyssee nach der Ausgabe von 1781 mit der Widmung an Friedrich Leopold Grafen von Stolberg. Der alte Voß wird in würdiger Gestalt uns wieder vor Augen gerückt, das Bild seiner Sprache ist bis auf geringfügige Umformungen einzelner Wörter unverändert geblieben, Rechtschreibung und Zeichensetzung sind unserer Gewohnheit angepaßt worden. Die Einleitung des Herausgebers behandelt im ersten Abschnitte Homer und die Geschichte der Homerischen Gedichte vom Altertum bis auf die Forscher der Gegenwart; ein zweiter Teil ist dem Übersetzer und der Geschichte der deutschen Homerübersetzung gewidmet.

Die „Anmerkungen", welche im zweiten Bande ungefähr 120 Seiten füllen, enthalten einen fortlaufenden Kommentar der Dichtungen, mit Angaben des Gedankenganges und der Gliederung jedes einzelnen Gesanges und Zusammenfassungen größerer Teile der Epen; was sie an Einzelkenntnissen darbieten, wird in einem besonderen Abschnitt, „Die Homerische Welt" (71 Seiten), übersichtlich geordnet und ergänzt. Ein Namenregister mit Aussprachebezeichnung, kurzen Nachweisen und Stellenangaben (62 Seiten)

vervollständigt die Stoffsammlung. Die neueste Homerliteratur ist gewissenhaft berücksichtigt worden. Sämtliche Beigaben bilden eine reichhaltige und vielseitige Einführung in das Studium der homerischen Epen für solche, die des Griechischen nicht mächtig sind, die ihren „Voß“ lesen wie einen deutschen Dichter. Dem ersten Band ist eine Abbildung aus einer illustrierten Iliashandschrift, dem zweiten das Bildnis des Übersetzers beigefügt.

57) **Homeri Carmina** cum prolegomenis et annotatione critica tertium ediderunt **I. van Leeuwen I. F.** et **M. B. Mendes da Costa.** I. Ilias. Pars prior. Carm. I—XII. Accedunt prolegomena et tabulae quinque. Leyden 1906, A. W. Sijthoff. LVIII u. 266 S. gr. 8. 3 *M*.

Über die Anlage und Eigentümlichkeiten der Textkonstitution ist in der Besprechung der ersten Ausgabe JB. 1891 S. 84 f. gehandelt. Die Herausgeber sind auf ihrem Wege weitergegangen und legen in einer durchgreifenden Neubearbeitung einen in vielen Einzelheiten umgestalteten Text vor. Über die von ihnen befolgten Grundsätze berichtet die Einleitung. Ganz oder teilweise wiederholte Verse, Athetesen der alten Herausgeber, eigene Konjekturen sind mit besonderen Zeichen versehen, aus den Lesarten der Handschriften ist eine Auswahl geboten. Das ionische *η*, welches einem *α* in anderen Dialekten entspricht, ist durch eine neugeschnittene Letter bezeichnet, alle bloß erklärenden Anmerkungen der zweiten Auflage sind beseitigt, ebenso lediglich orthographische Varianten. Das Digamma ist beibehalten „ubicumque et opus videbatur et per numeros licebat“, an einzelnen Stellen urteilen jetzt die Bearbeiter anders als früher. Die Schwankungen zwischen Schreibweisen mit *ε-η-ει* und *ο-ω-ου* sind beseitigt; es wird geschrieben *κήομεν*, *βήω*, *ἧατο*, *χρήω* usw., die Längung der Silben durch Konsonantverdoppelung wird nicht ausgedrückt, also: *ἐνοσίγαιοσ*, *ἐναιέρεσ*, *Πειρίθοοσ*, *πολυβότειρα* usw. Der S-Laut wird auch am Ende durch *σ* wiedergegeben. Nach metrischen Gesichtspunkten ist die Schreibung der Personalpronomina geregelt: *ἧμε*, *ἥμεσ*, *ἧμασ*, statt kontrahierter Formen der Nomina und Verba erscheinen die offenen: *ἀάιη*, *θάρσεε*, *σπέεος*, *προέφαινε*, dasselbe gilt von der „epischen Zerdehnung“. Noch eine Reihe von Einzelheiten sind geändert. Der Textüberlieferung in den Handschriften messen die Bearbeiter nur geringe Glaubwürdigkeit bei, der Herausgeber muß bei Verschiedenheit der Lesarten „id quod sana ratio suadet etiam invitis omnibus papyris codicibusque quotquot inventi sunt“ in den Text aufnehmen, wenn es nur mit den überlieferten Schriftzeichen sich vereinigen läßt. — Unter den Handschriften, die im dritten Kapitel aufgezählt werden, stehen an erster Stelle die Papyrusfragmente, dann folgen für die Ilias die Fragmente des Ambrosianus, des Syriacus und als vollständige Hs. der Venetus Marcianus 453 (A). Über den Ursprung der

Scholien wird kurz berichtet, ein Fragment aus Aristonicus über die kritischen Zeichen Aristarchs wird mitgeteilt. Die Handschriften der Odyssee sind von Ludwich von neuem durchforscht und zum Teil neu bezeichnet worden, dieser Bezeichnung schließen sich die Herausgeber an. Die beigegebenen Tafeln enthalten *Λ* 502—537 aus dem Dubliner Iliasfragment, Proben aus Papyrusfragmenten. *Ξ* 241—248 aus dem Syriacus, *Κ* 343—351 aus A, *φ* 399—423 aus G, *τ* 63—83 aus F, *η* 96—126 aus P.

Schöneberg bei Berlin. E. Naumann.



